Kritische Wälder.

Blätter

zur

Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unserer Zeit.

Von

Theodor Mundt.

Leipzig,
G. Wolbrecht.
1833.

Der

Frau Doctorin

Charlotte Stieglitz

in inniger Verehrung

gewidmet.

Vorwort.

Es war ein früher nicht selten üblicher Brauch, gesammelte Schriften als „Wälder" der Lesewelt darzubieten, gleichsam als ob in frischer deutscher Wälderluft das Denken und Dichten am fröhlichsten gedeihe. Jacob Balde gab „**Sylvae lyricae**" heraus, und Herder fand dies so nachahmenswerth, daß er im Jahre 1769 bekanntlich seine „Kritischen Wälder" in ähnlicher Weise benannte. Es war damals gerade Zeit in Deutschland, die Kritik aus der gelehrten Stubenluft, in der sie sich verseſſen hatte, in freiere Waldluft hinüberzuführen. Lessing und Herder haben den deutschen Literaturwald gelichtet, und jetzt geht unter den Baumgängen ihrer Pflanzungen Einer ihrer dankbarsten Enkel spazieren, sieht sich überall um, wie es seitdem geworden, und läßt ebenfalls, soviel er Stimme dazu hat, sein kritisches Lied durch den Literaturwald erschallen. Er nennt seine Spaziergänge auch, noch nach der alten Weise: „Kritische Wälder," wäre es auch nur, um dadurch zu einem vielleicht lehrreichen Vergleich zwischen der heutigen literarischen Gegenwart und der damaligen ersten Entwickelungsperiode der deutschen Kritik anzuregen. Es dürfte von Manchen für völlig unzeitgemäß angesehen werden, sich heutzutage noch mit der alten deutschen Literaturseligkeit in kritischen Wäldern zu ergehn, und wir haben von der litera-

rischen Kleinmüthigkeit in neuester Zeit bereits nur zu oft den Vers: „Nun ruhen alle Wälder," in unserer Literatur anstimmen hören. Ich dagegen bin der Meinung, sie blühen noch weiter, die deutschen Wälder, und wenn man die Reichhaltigkeit der Gegenstände ermißt, die sich heutzutage dem kritischen Betrachter entgegenbieten, und sie mit denen vergleicht, welche Herder im Verhältniß seiner Zeit in seinen „kritischen Wäldern" berühren konnte, so wird man eingestehen müssen, daß das Literaturleben der Deutschen, wenn es auch heut etwas von der alten Innigkeit des Verkehrs verloren haben sollte, doch in einer unaufhörlichen Fortbildung und Weiterverzweigung begriffen ist.

Besonders ist es ein Verzweigen und Ineinandergreifen der verschiedenen Richtungen der Literatur, was unsere gegenwärtige Entwickelungsstufe gegen alle früher dagewesenen eigenthümlich charakterisirt, und dieser Grundzug der Zeit muß sich vornehmlich in einer Sammlung kritischer Schriften als durchgehend herausstellen. Ich glaube, er ist in der meinigen schon beim äußerlichen Ueberblick des hier Zusammengestellten nicht zu verkennen. Philosophie, Religion und Kunst, überhaupt alle geistige Tendenzen, stehen jetzt nicht mehr abgesondert einander gegenüber, sie berühren sich vielmehr in den Bildungen hochbegabter Männer zu den tiefsten Beziehungen, oder versetzen durch die Conflicte, in die sie gerathen, die in ihre Betrachtung hineingezogene Kritik auf den höchsten Standpunct, auf dem sie je gestanden. Hinsichtlich dieser Conflicte hat die Kunst, und überhaupt das Leben des Schönen, bereits nöthig gehabt, sich gegen die Philosophie unserer Zeit zu vertheidigen, wie ich es z. B. in den Aufsätzen „Musik und Philosophie (S. 59.) und im „Kampf eines Hegelianers mit den Grazien" (S. 33.) versucht habe.

Aber es iſt nicht zu läugnen, daß die Kritik dadurch Gelegenheit erhält, auch das Gebiet der Kunſt ſelbſt von einer völlig neuen Seite zu beleuchten, indem ſie dabei von einem Gegenſatz der Philoſophie ausgeht, der bisher noch nicht erörterte Verhältniſſe zwiſchen dem menſchlichen Denkvermögen einestheils, und dem künſtleriſchen Schaffensvermögen anderntheils anſchaulich macht. Eine noch bedeutender eingreifende Lebensfrage der Gegenwart iſt die Begegnung der Philoſophie mit der Religion, die in dem zuerſt mitgetheilten Aufſatz: „Union, Lutherthum und die Confeſſion von Henrich Steffens“ an einer der ausgezeichnetſten Perſönlichkeiten der Zeit, vornehmlich in Beziehung auf die Gegenſätze zwiſchen Glauben, Wiſſen und Vernunftreligion, aufgefaßt wird. Die Polemik gegen gewiſſe Richtungen der Philoſophie darf jedoch von der andern Seite kein antiphiloſophiſches Streben begründen, und es wird im Gegentheil, je mehr die Schulphiloſophie alle Erſcheinungen des Geiſtes in den Bann des Begriffs zu thun trachtet, um ſo dringenderes Bedürfniß, ihr gegenüber auf ein Gedankenleben hinzuweiſen, das auch außerhalb des Syſtems, vor Allem aber in der Kunſt, vorhanden iſt. Im Auge des Künſtlers, wie es die Dinge ſinnig anſchaut, ſpiegelt ſich immer eine verklärte Philoſophie aus tiefem Seelengrunde heraus. Dies aufgezeigt zu haben, iſt in manchen meiner auch anderweit abgedruckten Aufſätze kein ganz unbelohnt gebliebenes Bemühn geweſen.

Viele der übrigen Aufſätze in dieſer Sammlung ſcheinen einzelner dazuſtehn, aber auch ſie werden nicht ſelten Belege und Beziehungen zu dem innern Gedankenleben der Kunſt darbieten. Der Aufſatz Nr. V. über den unglücklich geſchiedenen Daniel Leßmann und die darin gegebene Andeutung über die innern Urſachen ſeines Todes hat ſich

der Zustimmung der nächsten persönlichen Freunde des Verstorbenen und mehrerer sehr verehrter Männer zu erfreuen gehabt, und wenn ich nach ihrer Ansicht darin das Richtige getroffen, diesen vielbesprochenen Selbstmord psychologisch zu erklären, so ließ ich ihn um so lieber hier wieder abdrucken, da ich zugleich ein in unsern Tagen besonders markirtes Verhältniß des ironischen Humors damit zu beleuchten gesucht habe. Leßmann, den ich selbst nur einmal in Berlin gesehen und gesprochen, bot das Beispiel einer solchen modernen Individualität dar, in welcher der Humor in die Lebensansicht übergegangen, von der er, um eine feindliche und lebensgefährliche Stellung zu vermeiden, immer fern bleiben sollte, wenn die Lebensansicht nicht zugleich in einer philosophischen Grundlage so tief gestärkt dastehn, daß sie in sich selbst auszudauern vermag. Hier zeigt sich wieder die Philosophie und das unserer Zeit eigenthümliche Streben nach einer philosophischen Bildung in einem neuen Gegensatz zu dem auf seine Weise ebenfalls reflectirenden ironischen Humor, der sich auch der strebenden Geister zeitgemäß bemächtigt.

Die den Schluß bildende biographisch-literarische Skizze über Hippel scheint zwar über den Kreis hinaus zu gehn, den sich diese Sammlung hinsichtlich ihrer sonstigen Absicht, nur die Bestrebungen „unserer Zeit" zu beurtheilen, angewiesen hat, aber theils gehört die erste würdige Gesammtausgabe von Hippel's Schriften wirklich unsern Tagen an, wodurch sie eigentlich erst jetzt der deutschen Literatur wieder gewonnen sind, theils ist dieser Schriftsteller in seiner großen Bedeutsamkeit sonst so vielfach verkannt und oberflächlich gewürdigt, daß meine ausführliche Kritik in den „Blättern für literarische Unterhaltung" eigentlich die erste Stimme war, die dem Geist und Andenken Hippels in

Deutschland die ihm gebührende Anerkennung widerfahren ließ. Später gab ich in den „Zeitgenossen" (Bd. IV. 1. u. 2. Heft) einen Abriß von Hippels Leben, und beide Aufsätze erscheinen hier zusammengeschmolzen und zu einem Ganzen vereinigt wieder.

Sonst habe ich von dieser Auswahl meiner kritischen Aufsätze die bloße Bücherkritik im Durchschnitt ausgeschlossen, und nur das aufgenommen, woran sich mehr oder weniger etwas Allgemeines knüpfte. Vor allem darauf bedacht, daß es dem Leser nicht etwa begegne, in meinen „kritischen Wäldern" den Wald vor lauter Bäumen nicht zu erblicken, glaubte ich deshalb in der Auswahl des Aufzunehmenden besonders streng und überlegend zu Werke gehn zu müssen. Ich habe deshalb kaum den vierten Theil meiner in Zeitschriften und andern periodischen Werken seit dem Jahre 1826 gelieferten Arbeiten hier wieder abdrucken lassen, durch den oft ausgesprochenen Wunsch mitstrebender Freunde und Freundinnen, die Manches von mir beisammen zu haben wünschten, dazu veranlaßt. Findet man diese Aufsätze auch in ihrer jetzigen Erneuerung und Zusammenstellung noch der Gunst für werth, die sie bei ihrem einzelnen Erscheinen genossen haben, und in der sie uns, ihr trefflichen Freunde! in traulichen Abendgesprächen zum Eingehn und gemeinsamen Vertiefen in manche Gegenstände des geistigen Lebens veranlaßten, so ist der Zweck dieser Sammlung vollkommen gerechtfertigt, und ich werde mich dadurch aufgemuntert fühlen, noch recht oft wieder vorzusprechen. Denn zu sprechen und zu denken giebt es noch so viel, da die Zeit uns immer wunderbarer und bedeutsamer anregt, und da die Schranken, welche die Wissenschaft von dem Leben trennen, immer mehr zurückfallen. Es will sich jetzt eine Periode der menschlichen Cultur entwickeln, wo die Wissenschaft es

sich zur Aufgabe setzt ins Leben überzugehn. Abgelegene und sich absondernde Fachgelehrsamkeit und Schulphilosophie werden bald gar keine Geltung mehr in der Zeit haben, oder wenigstens nicht mehr als Gränzscheiden der allgemeinen Bildung vorhanden sein. Noch ist der Kastengeist keineswegs ganz aus der Wissenschaft verschwunden. Mancher dürfte es vielleicht von oben herab mißbilligend mitansehn, daß ich z. B. in meinen kritischen Schriften auch von Religion und Dogmatik spreche, da ich doch eigentlich kein Theologe von Fach bin. Ich erwiedere, daß mir kein Gegenstand in Kunst, Religion, Philosophie und Staatsleben so fremd ist und sein darf, über den ich mich nicht angeregt fühlte, zur Vervollständigung einer immer umfassenderen Harmonie meiner eignen Bildung mir eine Ansicht zu begründen, und, von dem Recht der Redefreiheit Gebrauch machend, dieselbe da, wo ich es gerathen finde, auszusprechen.

Schließlich bitte ich den geneigten Leser, manche sinnentstellende Druckfehler, die zu Ende des Buches großentheils verzeichnet sind, vor der Lectüre zu verbessern, und damit zu entschuldigen, daß der Verfasser gehindert war, die Correctur selbst zu lesen.

Berlin, am Sylvester-Abend 1832.

Dr. Theodor Mundt.

Inhalt.

		Seite
I.	Union, Lutherthum und die Confession von Henrich Steffens	1
II.	Kampf eines Hegelianers mit den Grazien. Eine philosophische Humoreske	33
III.	Musik und Philosophie. Zeitgemäße Betrachtungen	59
IV.	Ueber Oper, Drama und Melodrama in ihrem Verhältniß zu einander und zum Theater.	79
V.	Daniel Leßmann und sein Wanderbuch eines Schwermüthigen	102
VI.	Erinnerung an Ulrich Hegner	117
VII.	Ueber Novellenpoesie	131
VIII.	Ueber einige Novellen von Ludwig Tieck	150
IX.	Die Fischertochter. Ein dramatisches Gedicht von Oehlenschläger	167
X.	Wilhelm Meisters Wanderjahre, von Goethe	177
XI.	Theodor Gottlieb von Hippel's Lebenslauf nach aufsteigender Linie. Eine biographisch-literarische Skizze	195

I.

Union, Lutherthum und die Confession von Henrich Steffens.

Religiöse Bestrebungen, die mit einer kampfbegeisterten Ansicht für irgend eine eigenthümliche Wahrheit hervortreten, berühren stärker und schärfer als andere geistige Richtungen und Parteikämpfe gerade das gesellige Leben einer Zeit, und sind darum auf der einen Seite eben so gefährlich und einflußreich durch sich selbst, als sie sich auf der andern den feindseligsten Widerspruch und die erbittertste Verfolgung erzeugen werden. Gefährlich sind sie an sich selbst, indem sie die Zeit und den Menschen, die sich beide nach der Erschöpfung gewaltsam durchgerungner Perioden der Geschichte gern bei dem Friedenslächeln einer Halbwahrheit beruhigen, wieder in den ungewissen Streit hinausreißen, welcher oft eine um so nächtlichere Verirrung um die Streitenden ausbreitet, je mächtiger ihr Ringen nach einem Lichte ist, dessen ganze stille Gotteskarheit, nur von dem ahnungsreichen Gemüthe liebend erschaut, sich in vielen einzelnen Stralen an dem Erdenhorizont bricht, die als eben so viele Stralen der alleinigen Verkündigung von den kämpfenden Parteien angebetet zu werden pflegen; aber jene religiösen Bestrebungen rufen auch eine Rache gegen sich hervor, wenn sie mit der Absicht, etwas Bestehendes umzugestalten und neue Ideen siegend zu machen, in die Mitte eines gesellschaftlichen Zustandes sich wagen, der, wie er heute bei uns in Deutschland ist, durch eine vielverbreitete geistige Prüderie nervlos gemacht und im Festhalten an einer heitern, aber seichten Vornehmthuerei der geselligen Form sich unverbesserlich glücklich wähnend, jede tiefe innerliche Aufregung

als dem guten Ton und der Bequemlichkeit zuwider, von sich zurückstößt, und ohne Prüfung schon im Voraus haßt.

Hätte Steffens seine Begeisterung für den alten ursprünglichen Kern des Lutherthums, mit der er sich der Union gegenübergestellt, als eine individuelle Ansicht in sich selbst belassen und nur etwa wie eine persönliche Besonderheit seines Charakters als Mensch in Schriften ausgesprochen, so würde man seine Meinung vielleicht als etwas Neues bewundert und sich eine Zeitlang von der geistreichen Kühnheit des seltsamen Mannes unterhalten haben. Aber weil eben, wie gesagt, religiöse Ansichten immer die gesellschaftlichen Zustände des Lebens zu durchdringen und umzubilden streben, so begann Steffens den Gedanken, der ihn ergriffen hatte, mit seiner an ihm gewohnten, das Innerste herausfagenden Beredtsamkeit um sich her kundzuthun, und in seiner Umgebung (damals Breslau) eine Gemeinde dafür zu versammeln, an deren Spitze er mit einer großartigen Einseitigkeit die scharfe und ausschließende Bestimmtheit des ursprünglichen Lutherthums gegen das ihm zu zerflossen scheinende Wesen der Union festzuhalten sucht, und zwar als die alleinseligmachende Wahrheit. Nun erst scheint man das, was er will, für etwas Ungeheures und Gefährliches anzusehen, und der verehrungswürdige Mann deutet in seiner unten näher zu bezeichnenden Confessionsschrift schmerzlich darauf hin, daß der Schritt, den er gethan, ihm manchen Haß erregt und viele seiner Freunde von ihm abwendig gemacht habe.

Das Trübe in der öffentlichen Meinung über eine eigenthümlich sich hervorwagende Ansicht erzeugt sich größtentheils daraus, daß man nur das Factum beurtheilt, in wiefern man selbst mit seinen besondern Bedürfnissen dabei bestehen oder nicht bestehen zu können glaubt, aber nie geneigt ist, in die Bildungsgeschichte einer solchen Ansicht einzugehen und im ganzen Zusammenhang seiner Entwickelung einen tiefen Geist zu verstehn, dessen kühnes Andringen man eben dadurch am leichtesten und zugleich

am liebevollsten von sich ablehnen könnte, wenn man sich klar machte, wie seine Ansicht in seiner Persönlichkeit liegt und aus dem innersten Keim seines geistigen Lebens in dieser Richtung entstehen mußte. Dazu scheinen jedoch nur wenige Leute Zeit und Muße zu haben, und man vergißt lieber das Große und Treffliche, das man einen solchen Mann sonst in der Wissenschaft hervorbringen sah, oder stellt es in das zweifelhafte Licht einer vergangenen Bestrebung, um nur jetzt nicht genöthigt zu sein, seiner vermeinten Absonderlichkeit irgend einen Haltpunkt zuzugestehen, ja man kommt auch wohl am bequemsten zu der Meinung, daß wohl immer seinen Wirken der recht strengwissenschaftliche Charakter gefehlt haben möge, weil es jetzt in diesem Pietismus, der noch dazu polemisch zu werden anfängt, ausgehe. Es wäre in der That eine Sünde gegen die heilige Persönlichkeit eines Menschen, wenn man die neueste religiöse Richtung von Steffens ebenfalls mit dieser beliebten Vernichtungskritik beurtheilen wollte. In seinem Buche: „Von der falschen Theologie," sagt er an einer Stelle: „Alles Richten der Menschen muß von der Liebe ausgehen: die Liebe aber ist thätig im Forschen; sie will erst wissen, was zu retten ist, ja, was gerettet werden muß; sie muß das verborgene Gute kennen, ehe sie richtet." Wer über Steffens in dieser Beziehung richten will, sollte daher wenigstens soweit „thätig im Forschen" sein, daß er, alle seine übrigen Schriften sich genau vergegenwärtigend, in diesen den Bildungsdrang einer hochbegabten Natur verfolge, welche, in vielfachen Bestrebungen der Wissenschaft und Kunst immer das Tiefste zur Gestalt zu bringen ringend, sich endlich nur befriedigt hält, wenn sie, alle ihre vereinzelten Richtungen im Mittelpunkte der Religion sammelnd und gründend, das ganze Dasein in eine selige Einheit und Harmonie des sich unbedingt hingebenden Glaubens versenkt. Indem ich es versuche, die Steffens'sche Religionsansicht aus dieses Mannes eigenthümlichem Entwickelungsgange heraus und

in Bezug auf seine individuelle Reibung mit den Richtungen der Zeit darzustellen, scheint es mir nöthig, zuvor zu erklären, daß meine Stimme in keiner Hinsicht eine Parteistimme ist, und daß ich eine andere am Schlusse dieser Abhandlung zu entwickelnde Meinung von der Union habe als Steffens, welche mir nicht erlaubt, ein dieser gegenübertretendes Lutherthum, an dem er festhält, zu bekennen. Meine Darstellung seiner Ansicht muß aber eben, je unparteiischer und treuer sie ist, um so entschiedener auch die Abweichung von ihr rechtfertigen, während sie auf der andern Seite auch das Wahrhafte und Positive in ihr zur Anerkennung bringen soll.

Die neuerschienene Schrift: „Wie ich wieder Lutheraner geworden" (Breslau, 1831), reicht jedoch zu einer vollständigen Auffassung Dessen, was Steffens als Christ will, denkt und glaubt, bei Weitem nicht aus, und es war deshalb willkommen, daß wir mit ihr zugleich einen erneuerten Abdruck des frühern (zuerst 1823 herausgekommenen) Buches: „Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben," erhielten, da sich beide Schriften gegenseitig so genau ergänzen wie äußere Persönlichkeit und innere Gesinnung in einem Menschen. Das ältere Buch enthält die religiöse Richtung, der Ansicht nach, schon vollkommen in sich, welche in der neuen Bekenntnißschrift individuelle Züge angenommen und als ein bestimmter Ausdruck in der Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes uns entgegenblickt. Der Verf. theilt uns in dieser unter Nr. 1 angeführten Schrift zugleich Bruchstücke einer Selbstbiographie mit („Fragment aus meinen Knabenjahren"), welche zu den eigenthümlichsten Lebensgeständnissen gehören, die je in der deutschen Literatur ans Licht getreten sind. Göthe hat uns in seiner bekanntlich zu wohlbehäbig ausgefallenen Autobiographie fast nur Das erzählt, was sich mit einer leichten geselligen Redseligkeit und flüchtigen Anmuth hinstellen ließ. Steffens führt uns immer, wo er sich mittheilt, und so besonders auch hier, in das Allerheiligste sti-

nes Innern ein, und die Bemerkung, die er in diesem „Fragment“ über sich macht, daß es ihm immer eigen gewesen, kein Gefühl verschließen und keinen Gedanken verschweigen zu können, hatte sich uns schon früher oft bei der Lectüre seiner Schriften aufgedrängt, selbst da, wo er keine persönlichen Bekenntnisse that. Indem er uns aber den tiefsten Blick in ein unaufhörlich wogendes geistiges Leben vergönnt, ein Blick, der uns bereichert, indem er uns bange an die schauerliche Grenze des irdischen Daseins führt, besitzt er zugleich ein glänzendes, kaum bei einem andern deutschen Schriftsteller ähnlich sich findendes Talent darin, die Nachtseite der Innerlichkeit und Speculation durch die herrlichsten Farbenbilder der Phantasie zu erleuchten und wohnlich zu machen. Als Selbstbekenntnisse in anderer Darstellungsweise sind auch die Novellen von Steffens anzusehen, auf welche er hier an einer Stelle hindeutet, indem er von der geheimen Scheu spricht, die er immer gehabt, „seine Persönlichkeit zum Gegenstand einer öffentlichen Verhandlung zu machen.“ Er äußert, daß jede absichtlich für einen öffentlichen Zweck unternommene Beschäftigung mit uns selbst nothwendig eine Selbsttäuschung erzeugen müsse und ebendeshalb eine jede Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ enthalte; gelebte Erfahrungen eines innern bewegten Daseins ließen sich nur in der Form erlebter Ereignisse darstellen, und er habe solche Darstellungen gewagt, indem er es für schicklicher hielt, „die unverfälschte Wahrheit hinter dem durchsichtigen Schleier zugestandener Dichtung leicht zu verbergen, als sie durch unwillkürliche Dichtung zu verunstalten.“

Wenn sich auch ohne diesen interessanten Fingerzeig nie verkennen ließ, daß jene Novellendichtungen Selbsterlebtes darstellten und eben dadurch ihre wunderbare Anziehungskraft ausübten, weil sich der Dichter selbst in seinen Gestalten zu spiegeln schien, und wenn er auch nie ein Portrait geben mochte, doch sein geistiges Selbst in die reiche Mannichfaltigkeit der Bil-

der wie in vielfach auslaufende Stralen zertheilte, so tritt dagegen das nun mitgetheilte „Fragment aus den Knabenjahren," welches den Zeitraum vom 12. bis zum 14. Jahre des Verf., 1785 — 87, schildert, theils einfacher und anspruchsloser in der Form seiner Darstellung auf, theils behauptet es aber auch gerade wegen dieser Form den Charakter eines eindringlichern persönlichen Geständnisses, das durch das offene Erschließen einer Individualität einen bestimmten Zweck und Eindruck für dieselbe zu erreichen beabsichtigt. In diesen Mittheilungen wird uns mit aller Seligkeit der Erinnerung die Religion des Kindes entgegengeführt, die in unbedingter Hingebung an den Glauben das Tiefste und Beglückendste in sich zu umfassen schien, wonach in spätern Lebensjahren der in Zweifeln und Abwegen sich verirrende Wissensdurst des philosophischen Erkennens vergeblich und bis zur Ermattung rang, und diese Erinnerung an die stille Himmelsblüthe der Kindesreligion, die sich an der sinnigfrommen Gestalt einer geliebten Mutter aufrankte, ist für die vorliegende Beziehung um so bedeutungsvoller, weil Steffens in seiner jetzigen Rückkehr zu dem ursprünglichen und unverfälschten Lutherthum sich selbst zurückgegangen zu wähnen scheint in jenes unbefangene und doch so bestimmte Glaubensglück der Kinderzeit, welcher das Himmelreich verheißen. Deshalb wird auch in dieser Darstellung der Knabenjahre die Abendmahlsfeier und die damalige Andacht des im Heiligthum des Sacraments ganz aufgehenden Knaben als besonderes Moment hervorgehoben, und die Abendmahlslehre ist es auch jetzt, welche vornehmlich Steffens der Union und der Toleranz der **unio sacramentalis** entfremdet zu haben scheint. In solcher Weise nehmen diese biographischen Andeutungen für den kundigen Leser unvermerkt eine Beziehung auf das Dogmatische der Steffens'schen Confession an, während die eigentlich theoretischen Ausführungen seiner Ansicht über Union, Lutherthum und Abendmahlslehre in der Schrift von der falschen Theologie zu suchen sind, aus der wir sie im

Verlauf unſerer Betrachtung zur erſoderlichen Zeit beibringen wollen.

Ob Steffens ein Pietiſt ſei, weiß ich nicht. Ich ziehe mich überhaupt gern zurück, wenn man mich, wie es Mode iſt, fragen will, was Der oder Jener ſei und ob er nicht Das oder Jenes ſei, wodurch man ihm mit ehrſamer Beſtimmtheit den Käſig irgend einer Claſſification zur Behauſung anweiſen könne, um darin mit Muße den Vogel an ſeinen Federn zu betrachten und zu erkennen. Ich habe Jahre lang mit bedeutenden, ſtrebenden Menſchen zuſammengelebt und nie gewußt, was ſie ſind, weil das Bedeutende an ihnen eben war, daß ſie nie etwas ſein, ſondern immer etwas werden wollten. Ein Schulphiloſoph dagegen weiß es genau und auf ein Haar, was er iſt, und darum wird auch in der Regel aus einem Schulphiloſophen ſo wenig. Er iſt fertig im abgeriegelten Syſtem ſeiner Schule, aus dem heraus er die Schwingen nicht weiter entfalten darf zum freien und ewigen Werden, und deshalb weiß man, was er iſt, wenn man ihn bei dem Namen ſeiner Schule oder Sekte ruft, auf den er jederzeit hören wird. Anders iſt es mit andern freien Menſchen, die ſich aus ſich heraus in ihrer Eigenthümlichkeit fortbilden und ewig wanderfriſch dieſes unſer Metamorphoſenleben durchſchreiten.

Steffens nun iſt neuerdings oft ein Pietiſt genannt worden, und man bedenkt nicht, wie wenig und dürftig man ihn charakteriſirt hat, wenn man ihn ſo unter den allgemeinen Begriff einer an ſich unbeſtimmten und die verſchiedenſten Nuancen ein- und ausſchließenden Sekte bringt. Der Pietismus iſt, wenn man ihn im Allgemeinſten und zugleich am unbefangenſten bezeichnen will, ein Verſenken aller Lebensrichtungen und Lebensthätigkeit in der Alles identificirenden Einheit des religiöſen Gefühls und der chriſtlichen Andacht. Ich weiß nicht, ob man ſchon ſonſt dieſe naheliegende Definition ausgeſprochen hat, aber ſoviel iſt klar, daß wenn dies das Weſen des Pietismus an-

macht, derselbe noch immer etwas sehr Unbestimmtes und Zerfließendes ist. Der Pantheismus der Spinozistischen Philosophie versenkte auch alles Leben in der Einheit der unendlichfach im Jdischen zersplitterten Substanz Gottes, und wenn ein Spinozismus in die Wirklichkeit hätte übergehen und zu einem religiösen Cultus werden können, so würde er sich von dem Pietismus vielleicht nur insofern unterschieden haben, daß dieser mit seinem Gefühl in einen persönlichen Gott aufgeht, während jener mit seinem intellectuellen Schauen in der allgemeinen Substanz Gottes trunken untertaucht und in einem entzückenden Vernunftrausch auch die Persönlichkeit des Individuums selbst darin aufgibt. Wenn nun auch der Pietist in seiner überschwenglichen Andacht selbst bis zur Verschmelzung der eignen Individualität sich verlieren kann, so verschmilzt er doch immer in einem mit Liebesinbrunst festgehaltenen persönlichen Gott, aber er hängt an Gott eben nur mit dieser dunkeln Liebesinbrunst des religiösen Gefühls, und die geistige Andacht des höhern Erkennens hat er nicht.

Will man nun Steffens in diesem Sinne einen Pietisten nennen, so bezeichnet man die ihm eigne Richtung falsch und ungerecht, denn man irrt sich sehr, wenn man sein Christenthum nur aus der Sphäre jenes unbestimmten religiösen Gefühls hervorgegangen glaubt. Es ist allerdings auch sein Streben, das ganze Dasein in der Einheit der Religion zu gründen und nur aus dieser Alles befruchtenden Einheit heraus weiter zu bilden, und er macht es an einer Stelle in seiner Confessionsschrift selbst bemerklich, daß alle seine Schriften „eine nicht zu verdrängende religiöse Richtung" haben, die, nach Verhältniß des Gegenstandes mehr oder weniger hervortretend, in keiner ganz fehle. Wenn dies Streben aber mit dem Pietismus zusammenfällt, so muß jetzt gleich die Behauptung hinzugefügt werden, daß der Steffens'sche Pietismus in seiner näher zu beschreibenden Eigenthümlichkeit einen sehr bestimmten und inhalts-

reichen Charakter hat, der ihn dem gewöhnlichen fern gegenüberstellt. Steffens ist ein speculativer Pietist. Er hat sich zwar von dem Absolutismus der Philosophie nach einem, wie es scheint, verzweifelten Kampfe abgewendet; er hat die Befriedigung, welche der Begriffshochmuth des Wissens in wohlconstruirten Systemen ausbietet, unbefriedigend gefunden, und seine Rückentwickelung aus der Philosophie in den christlichen Glauben bedingt und begründet eben, wie wir unten genauer auseinandersetzen wollen, seine jetzige religiöse Richtung, welche die philosophische widerlegt zu haben scheint; aber gerade weil Steffens aus der Philosophie herkam, hat er in den Glauben, dem er sich zuflüchtete, den speculativen Sinn mit hinübergenommen, den er nie an sich selbst, sondern nur in seinen verirrten Resultaten verworfen und aufgegeben haben kann.

Steffens ist soweit entfernt davon, ein Christ des bloßen religiösen Gefühls geworden zu sein, jenes Gefühls, welches wie ein gebrochener Sonnenstral, der durch bemalte Fensterscheiben auf die bangeinsamen Heiligenbilder einer gothischen Kirche fällt, die Nacht des Menschengeistes nur in flüchtig verzitternden Streiflichtern erhellen kann, daß er vielmehr in der Schrift: „Von der falschen Theologie," an einer Stelle, wo er von dem Naturgefühl spricht, sagt: „Keiner wird läugnen, daß die Empfänglichkeit für das Leben und Weben der Natur ein Vorzug des Menschen sei; ja, die wahre Frömmigkeit, die heiligste Andacht erhöht, reinigt das Naturgefühl, verdrängt es nie. So hat dieses tiefe Gefühl einem geheimen Zusammenhang mit dem religiösen. Wir läugnen keineswegs, daß im Gefühl die Stätte der Religion in der menschlichen Seele sei, wenn wir auch nie zugeben können, daß sie aus diesem Gefühle hergeleitet werden kann. Was wir hier Gefühl nennen, ist die unmittelbare Gegenwart des ganzen ungetheilten, sowohl sinnlichen als auch geistigen Daseins, der Einheit der Person und ihrer sinnlichen und geistigen Welt. Es verhält sich zum höhern Erkennen,

das es begreifen möchte, wie die sinnliche Empfindung zum Verstande."

Wenn man aber auf der einen Seite das Zerflossene und Unbestimmte anerkennt, welches der nicht weiter entwickelte Standpunkt der bloßen Gefühlsrichtung an sich hat, so wird dadurch auf der andern den absoluten Philosophen keineswegs die Anmaßung zugestanden, das Gefühl überhaupt, wie sie zu thun pflegen, als eine schlechte und unfreie Stufe menschlicher Bildung zu verachten. Der Glaube scheint dem Wissen gegenüber zunächst auch nur so ein williges Gefühl zu sein, das sich seinem Gegenstande aus einer mächtigen, aber dunkeln Anziehungskraft hingibt und zu den verborgenen Eigenschaften desselben eine unbestimmte Liebe äußert, die man ihm selbst als eine That der Tugend anrechnen zu sollen scheint; aber wie wunderbar erwächst der Glaube zu einem starken und inhaltreichen Bewußtsein, wenn er als der wahrhaft christliche erscheint, als welcher er, im Erkennen wurzelnd, aus dieser bestimmten Wurzel heraus, von göttlicher Lebensnahrung durchzogen, in der vollen und Alles in sich schließenden Blüthe der religiösen Andacht sich entfaltet. So kann, dünkt mich, auch das Gefühl, der leeren und allgemein verschwimmenden Innerlichkeit entnommen, in einer lebensvollen Durchbildung zu etwas Concretem heranreifen, in welchem der Mensch ebenfalls das Edelste und Tiefste seiner Natur suchen, finden und genießen soll; und wir dürfen es unbekümmert um alle Systeme der Philosophen aussprechen, daß gerade das Schöne, und mithin aller Genuß an der Kunst uns in die Sphäre des von uns als concret bezeichneten Gefühls zu fallen scheint, des Gefühls, welches die geistige Fülle der Innerlichkeit und die ausgeprägte schöne Form der sinnlichen Aeußerlichkeit zur Harmonie in sich zusammenfaßt und empfindet, und ich kann es nimmer zugeben, wenn man meint, daß das Erkennen dieser Harmonie, oder mag man sie gelehrter die „Totalität" benennen, lediglich dem construirenden Denken der

Philoſophie vorbehalten ſei. Wie der chriſtliche Glaube höher ſteht als das abſtracte Wiſſen, da er die Frucht des Erkennens in ſich ſchließen muß, — denn der wahrhaft chriſtliche Glaube iſt nur gläubig, weil er erkannt hat, — ſo ſteht auch das concrete wahrhafte Gefühl höher als die conſtruirende Thätigkeit des Denkens, gegen welches es einen Gipfel der Anſchauung gewährt, indem das Conſtruiren des Denkens nur dem Wachſen der Pflanze ähnelt, während die Anſchauung des concreten Gefühls die erſchloſſene Herrlichkeit eines vollendeten Organismus darſtellt. Es wäre vielleicht eine zeitgemäße und zweckdienliche Aufgabe, einmal das Anſchauungsprinzip des Gefühls theoretiſch zu entwickeln, welche ich an einem andern Orte zu löſen verſuchen werde. Hier genügt es, wenn wir daran feſthalten, daß der echte chriſtliche Glaube kein leeres Fühlen und Meinen, ſondern etwas Concretes iſt, das die ſpeculativen Elemente des Erkennens in ſich ſchließen muß, und wenn Steffens den Rettungsweg aus der Philoſophie in den Glauben einſchlug, ſo iſt bei ihm am allerwenigſten der ſpeculative Grund, auf welchem ſein Glauben ruht, zu verkennen. Börne, der es mit einer gewiſſen frechen Naivität ſelbſt geſteht, Steffens Bücher nicht einmal geleſen zu haben, hat Unrecht, wenn er in einem unter ſeinen Schriften befindlichen Aufſatze Steffens einen Neophyten des Glaubens und Apoſtaten des Wiſſens in dem Sinne nennt, daß der Abfall vom Wiſſen in ihm jenen gedankenloſen Glauben hervorgebracht hätte, welcher entweder nur als ein Inſtinctglaube angeſehen oder als Auskunftsmittel einer ohnmächtig gewordenen Natur betrachtet werden kann. Vielleicht iſt es unſerer Zeit eigenthümlich vorbehalten, dem Wiſſensſupremat der Philoſophie gegenüber auf den ſpeculativen Inhalt, welchen der wahre chriſtliche Glaube in ſich umfaßt, hinzuweiſen, welchen chriſtlichen Glauben als etwas Concretes anzuerkennen ſich auch ſelbſt Hegel nicht geweigert hat. Vielleicht geht die philoſophiſche Theologie allmälig in einen ſpeculativen Pietismus über, in

dem sie eine Durchgangsperiode zu einer neuen Umgestaltung der Wissenschaft findet. Wenn, wie wir oben bemerkten, in dem gewöhnlichen Gefühlspietismus die Persönlichkeit des Individuums in ihrer Bestimmtheit zu verschwimmen pflegt, so liegt dagegen in dem speculativen das Streben, welches, wie es Steffens an sich selbst bezeichnet, darauf gerichtet ist, „die Enthüllung der eignen ewigen Persönlichkeit" in der Religion zu suchen. Aber auch dieser Pietismus wird leicht an unwahre und unklare Extreme hinanstreifen und bald in Mystik sich verlieren, bald in trübe Schwärmereien des bloßen religiösen Gefühls zurückzuversinken Gefahr laufen.

Als Steffens das Buch: „Von der falschen Theologie," schrieb, schien er noch unmittelbarer die absolute Philosophie als seine Gegnerin vor Augen zu haben, und er spricht hier ausdrücklicher und polemischer von dem sich in sich selbst begründenden Wissen und der Frechheit philosophischer Systeme, indem er dagegen, wie er sagt, an das Christenthum sich wendend, zu ahnen anfing, „daß der Heiland der Welt auch der Erlöser des Denkens, der Erretter der verirrten Vernunft von ihren eignen Verirrungen sei." Daß gerade eine so speculative Natur wie Steffens in der Systemweisheit und ihren angeblich Alles concentrirenden Begriffen sich nicht zu befriedigen vermochte, ist nicht nur nicht zu verwundern, sondern beweist eben schlagend, daß ein lebensvoller Geist darin seine dauernde Heimath nicht haben kann. Es gibt einen gewissen Frühlingstrieb im Menschen, welchen wir die Phantasie nennen, und wen dieser Trieb belebt, den ergreift immer einmal wieder eine Anwandlung zum Dichten. In Allem, was Steffens, selbst in seinen strengwissenschaftlichen Leistungen, hervorgebracht, ist der übermächtige Drang einer großen und reichen Phantasie wahrzunehmen, die, unaufhörlich regsam, auf dem Gebiete des Geistes immer nach einem vollen und productiven Leben ringt und in jeder Richtung schwellende Keime und Knospen hervordrängen möchte. In

einem abgeſchloſſenen Begriffsſyſtem aber darf es nicht weiter keimen und knospen, und den abſoluten Philoſophen überſchleicht nie wieder eine Anwandlung zum Blühen, denn das Blühen iſt gefährlich, weil es über das Syſtem hinausblühen könnte, und das Syſtem ſelbſt muß ja auch über allem Blühen erhaben ſein, weil es nicht nur die Frucht ſchon inſichſchließt, ſondern auch ſogar das Leben der Frucht ſchon in ſich ſecirt oder begriffen hat. Was immer von Neuem in den Kampf des Lebens hinaustreibt, iſt die Gewalt der Phantaſie, welche der abſolute Philoſoph als einen niedrigen Trieb verachtet; er verachtet die Phantaſie aber, nicht als ob der wahre Begriff der Philoſophie dieſelbe ausſchlöſſe, ſondern weil er ſie nicht beſitzt und ſie ihn nicht belebt, denn belebte ſie ihn, ſo würde er bald nicht mehr ausdauern können in der geſtaltloſen Oede des Abſtracten. Die Phantaſie iſt mir weit entfernt davon, blos ein ſchlechter natürlicher Trieb zu ſein; in ihrer geiſtigen Reinheit iſt ſie der menſchliche Lebenstrieb, der im Daſein die Fülle der Geſtaltung ſucht und in einer beſondern Richtung auch als Kunſttalent oder Genuß an der Kunſt ſich regt. Die Phantaſie kann freilich zu einem ſchlechten natürlichen Trieb ausarten und zum Don Juan werden, der in frecher Ueberſättigung an den Formen des Irdiſchen zum böſen Princip verwildert, aber wenn die Phantaſie zum Don Juan wird, kann nicht auch dagegen die Vernunft in ihrer Verirrung zum ſteinernen Gaſt erſtarren, vor dem ſich alle Lebensfreude gelähmt findet?

Steffens hat in der Schrift: „Von der falſchen Theologie," in dem leſenswerthen Abſchnitt: „Was eine Mythe ſei und wie ſie auf die heilige Schrift angewendet worden," eine Definition von der Vernunft gegeben, die merkwürdig für ihn iſt. Er ſagt:

„Verſtand und Einbildungskraft ſind ſelten in einem ſolchen Gleichgewicht, daß ſie ſich wechſelſeitig unterſtützen. Dieſes Gleichgewicht, in welchem die Naturfülle der Poeſie mit der

Klarheit des Verſtandes in lebendiger Einheit iſt, wollen wir, unbekummert um die Ausdrücke der Schule, Vernunft nennen."

Die Vernunft ſteht ihm alſo nicht der Phantaſie gegenüber, ſondern begreift dieſelbe inſich als die höhere und verklärende Einheit zweier entgegengeſetzter Richtungen, des Verſtandes und der Phantaſie, von deren gegenſeitigem Verhältniß er an einer andern Stelle ſagt:

„Dem Verſtande muß es ſeltſam vorkommen, daß ſeine Schärfe und ſcheinbare Sicherheit dem Menſchen keineswegs genügt. Wir haben vielmehr ein eigenthümliches Vermögen, die Einbildungskraft, deren Gegenſtände aus einem tiefern Gefühle des Daſeins, des Lebens in und mit der Natur entſpringen, während der Verſtand Alles den Empfindungen, den äußern Eindrücken und der Art und Weiſe, wie ſie in die Formen des Denkens aufgenommen werden, verdankt. Dieſes ſeltſame Vermögen, mannichfaltig geſtaltet bei den Hochbegabten, erzeugt eine eigne, dem Verſtande ihrem Urſprung nach unbekannte, ſeinen engen Bedürfniſſen fremde Welt. Dieſe Welt der Einbildungskraft ſtellt nicht den Menſchen der Natur entgegen; das heitere, lebendige Naturgefühl, welches nicht einzelne Gedanken mit einzelnen Dingen in Beziehung ſetzt, vielmehr das Leben als ein Ganzes völlig in eine unergründliche Einheit verſenkt, iſt der Grund und Boden der Einbildungskraft."

Die von Steffens ſo bezeichnete Vernunft ſteht aber Dem, was die Philoſophie unſerer Tage als Vernunft geltendmacht, weſentlich in einem feindlichen Gegenſatz gegenüber, denn der abſolute Idealismus ſchließt in ſeinem Erkennen das von Steffens mitaufgenommene und als thätig geſetzte Element der Einbildungskraft ſtreng aus, weil er nur Das als wahre Realität der Gegenſtände begreift, was nach der Abſtraction von allen der Phantaſie angehörigen Beſtandtheilen gewiſſermaßen als der Nervenäther eines Organismus übrigbleibt. Die Steffens'ſche

Vernunft möchten wir genauer die Vernunftanſchauung nennen, und wenn die Vernunft der abſoluten Philoſophen nur den Nervenäther der Gegenſtände abſondert, welchen ſie dann als die wahre Subſtanz derſelben gibt, ſo ſtrebt dieſe Vernunftanſchauung dagegen das allſeitige Leben des ganzen vollen Organismus aufzufaſſen, in welchem der Nervenäther nur wie der verbindende Geiſt über den Theilen ſchwebt. Ebendeshalb konnte Steffens mit dieſer lebensvollen Vernunftanſchauung, in welcher die Klarheit des Verſtandes mit der gegenſtändlichen Fülle der Phantaſie nach einem Gleichgewicht des Daſeins ſtrebt, in der Philoſophie ſich nicht befriedigen, und ihren Wiſſenskämpfen entrinnend, ſuchte er eine höhere, durchdringendere Einheit des Lebens zu gewinnen, als eine ſyſtematiſche, nur in der Dialektik der Begriffe begründete zu ſein vermag.

Als ſolche Einheit erkannte er das Chriſtenthum, dem er ſich nun „mit unbedingter Hingebung" zuwendete. Dieſe unbedingte Hingebung, welche er ſelbſt als die letzte „höchſte Stufe der geiſtigen Entwickelung, aus ihrem ſtärkſten Gegenſatze erzeugt," bezeichnet, könnte nun zunächſt als ein alle Speculation ausſchließender, abſoluter Pietismus erſcheinen, aber wer ihn genauer und unbefangen prüft, wird erkennen, wie er ſich zwar in die poſitive Religion ſo ganz verſenkt, daß er in ihr alle Zweifel des Denkens gewiſſermaßen als ein Opfer der Liebe vernichtet, daß er ſich aber ſogleich vor dem Verſchwimmen durch ein beſtimmtes, ſcharfes Erfaſſen ſeiner ſelbſt und ſeines Inhaltes ſichert. Dieſe Beſtimmtheit iſt ihm das ſtrenge Lutherthum der proteſtantiſchen Kirche, wie es vor der Einführung der Union in ſeiner durch weltgeſchichtlichen Kampf behaupteten Entſchiedenheit und Unmittelbarkeit der chriſtlichen Auffaſſung beſtanden, und Steffens iſt ſo weit entfernt, dies Feſthalten an dem Beſtehenden nur etwa für ein Auskunftsmittel eines in ſich zerfallenen Geiſteszuſtandes gelten laſſen zu wollen, daß er ſich vielmehr ſelbſt ſtark fühlt in ſeiner Richtung, und die Bedeu-

tung der Union im Gegentheil nur in einem Trost für die Schwachen und Unselbstständigen zu sehen scheint. In der Einleitung zu der Schrift: „Wie ich wieder Lutheraner geworden," bemerkt er zwar Anfangs mit einer von seinem Standpunkt aus fast befremdenden Bereitwilligkeit die anerkennenswerthe Absicht, welche den Staat geleitet, durch die Begründung einer herrschenden Einheit der Kirche eine Staatsreligion hervorzurufen, er gesteht der Union sogar zu, daß sie als „der Anfang einer neuen, bedeutenden, geschichtlichen Entwickelung" erscheine, und „einen erwünschten Vereinigungspunkt scheinbar sich aufhebender Gegensätze" darbiete, aber er stellt auch zugleich heraus, wie die Union anerkenne, „daß noch Solche da sind, die sich von ihr ausschließen — Nichtunirte," und unter diesen Nichtunirten, „die wol eine positivere Benennung verdienen;" versteht er Diejenigen, „die jene Differenz, wie sie geschichtlich mit der Reformation anfing, noch festhalten und als eine wesentliche betrachten, die keineswegs geneigt sind, was ihnen ein Heiliges ist, der Zweideutigkeit mehrfacher Erklärungen preiszugeben." Ob es solche strenge Reformirte noch gibt, läßt Steffens dahingestellt sein, aber daß sich auf der andern Seite solche „strenge Lutheraner" finden, dafür tritt er hier mit seiner eignen Ansicht offen und unbefangen hervor. „Es ist schon bekannt (sagt er), alle Zeitungen haben es berichtet, und ich gedenke nicht, es zu läugnen, bekenne vielmehr hiermit öffentlich und feierlich, ich gehöre zu diesen Lutheranern, und ergreife die Feder, ihre Sache offen zu verfechten, und insofern sie mich und meine Ansicht betrifft, zu vertreten." — —

Verworrene Lebensbestrebungen, die sich bald aus einem überschwenglichen und meist inhaltsleeren Geistestaumel in die grenzenloseste Sinnlichkeit stürzen, bald aus dieser in eine völlige Erschöpfung übergehen, haben nicht selten dem Katholicismus Proselyten gewonnen und in den Friedensschoß der alleinseligmachenden Kirche geführt, in welcher alle Gedankenunruhe

durch ihr narkotisch wirkendes Denkverbot leicht und mild eingeschläfert wird. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu dieser häufig erlebten Zeiterscheinung bietet die jetzt besprochene Confessionsänderung von Steffens dar, indem bei ihm reingeistige und philosophische Bestrebungen, welche in ihrer oben angedeuteten Krisis in der Oede des Abstracten verloren, in einer schmerzlicherregten Sehnsucht nach concretem Leben endeten, einen Proselyten des Lutherthums gewinnen, welches in der Sicherheit eines entschlossenen, alle Zweifel abwerfenden Glaubens, die es ihm gewährt, ebenso als die alleinseligmachende Zuflucht von ihm behauptet wird. Was er selbst zur Begründung seiner Ansicht und der daraus entspringenden Trennung von der Union in den beiden Schriften geäußert hat, wollen wir im Folgenden daraus zusammenstellen, um ihm so theils seine eigne Vertheidigung zu Gute kommen zu lassen, theils Das, was sich widerlegen läßt, daran anzuknüpfen. Es muß aber Manches, was im Allgemeinen zu widerlegen ist, einer Persönlichkeit zugestanden werden, deren Streben es zwar immer ist, die individuellen Bedürfnisse mit der allgemeinen Idee in Einklang zu bringen, welche aber, eben weil sie Persönlichkeit bleibt, diesen Einklang jederzeit nur in eigenthümlichen Abweichungen oder Annäherungen andeuten wird.

Den möglichen Vorwurf, Sektirer und Separatist zu sein, sucht jedoch Steffens zuvörderst von sich und den Anhängern seiner Ansicht abzuweisen, indem er sagt:

„Sekten entstehen durch eine Lehre, die von der herrschenden, der bestehenden Kirche abweicht; wir wollen das Bestehende erhalten und werden Sektirer genannt! Separatisten nennt alle Welt Diejenigen, welche sich von einer Gemeinschaft lossagen; man trennt sich von uns, die wir im ruhigen dreihundertjährigen Besitz waren, und nennt uns die Separatisten!“

Mit einer solchen Zuversicht hält er an der lutherischen Kirche fest, und die Grundlage derselben, die augsburgische Confession, erscheint ihm, ungeachtet der ungünstigen und drängen-

den Verhältniſſe, unter denen ſie eilig abgefaßt werden mußte, ebendeshalb nur um ſo anerkennenswerther in ihrer innerlichen Bedeutſamkeit.

„Der Drang der Umſtände, Verhältniſſe, die uns zu einem entſcheidenden Schritte zwingen, wirken, wenn der vorliegende Gegenſtand uns theuer, ja heilig iſt und uns ganz durchdringt, nicht ſelten wie eine Inſpikation; ſie drängen alles Ueberflüſſige zurück, und ſo enthält die augsburgiſche Confeſſion die Grundanſicht der Kirche, und ein bewußtloſes, wir dürfen es ſagen, durch Gott geleitetes Gefühl ſchloß Alles aus, was überflüſſig war, ſowie Das, was künftig dem innerſten Weſen der Kirche Gefahr drohte, die Gewalt des erſcheinenden Denkens, wie die des Staates.“

Dieſe lutheriſche Kirche „ſondert ſich von der katholiſchen, weil dieſe der ſinnlichen Erſcheinung (durch Hierarchie, Werke, Transſubſtantiation) ein zu großes Recht einräumt; ſie ſondert ſich von jeder andern Geſtaltung der Kirche, wenn dieſe der ſinnlichen Reflexion zu viel nachgibt.“ Dennoch ſoll Alles, was Steffens im Eingange zu ſeiner Confeſſionsſchrift der Union zugeſtanden hat, keine Ironie ſein, ſondern es iſt ihm „heilige Wahrheit, daß die Union einen heilſamen Vereinigungspunkt für Diejenigen darbiete, welche — ſei es, weil ſie über die eigenthümliche Geſtaltung ihres Glaubens nicht im Klaren ſind, oder weil ſie überhaupt meinen, man müſſe in dem religiöſen Gebiete fortdauernd etwas Schwankendes, ſo und ſo zu Beſtimmendes feſthalten — keinen andern finden können; „aber,“ fährt er fort, „wie kann man fodern, daß Diejenigen, denen die Religion das Allerbeſtimmteſte, alles Uebrige in der Welt Begründende iſt, die da feſt glauben, daß die Beſtimmtheit der Form nicht durch die Syſteme der Theologen, ja auch nicht durch die immer weitergehende Forſchung erſchüttert werden könne, daß ſie daſei durch eine höhere göttliche Ordnung, welche erhaben iſt über jedes ſchwankende Meinen, ihr Heil ſuchen ſollen, wo ſie es nie fin-

den werden? Sollten sie gezwungen sein, eine Gewißheit, die ihre Seligkeit begründet, dem ungewissen Kampfe preiszugeben, der ihnen fremd ist, weil sie, im Frieden mit sich, durch eine unwandelbare Ueberzeugung beruhigt sind?" Die Union scheint ihm aber, sowie sie da ist, eben nichts Neues eingeführt zu haben, sondern nur den gegenwärtigen, unsichern und schwankenden Zustand der kirchlichen Gemeinde, aus dem er sie als hervorgegangen betrachtet, durch sich zu bezeichnen.

„Ein bedeutender Theil der reformirten Prediger scheint, dem Sinne nach, lutherisch geworden zu sein, während viele lutherische Prediger sich zur calvinischen Ansicht, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Form, neigen. Auch auf die Gemeinden hat diese Vermischung eine große und vielseitige Gewalt ausgeübt, und Wenige werden sich selbst Rechenschaft abzulegen vermögen, ob sie in der That Das sind, was sie sich nennen, da das Christenthum, selbst wo es wieder lebendig wurde, mehr eine Sache des Gefühls, der andächtigen Rührung, der innern unbestimmten Anregung als des entschiedenen Erkennens geworden ist."

Indem Steffens die Union so als ein Bedürfniß der Zeit hinstellt, scheint er etwas Zweideutiges damit zu sagen, und die Art und Weise, wie seine Anerkennung derselben sich ausspricht, hebt sie immer durch sich selbst wieder auf. Hervorzuhebende Stellen über die Union aus der Schrift: „Von der falschen Theologie," sind folgende:

„Die Union ist ein Bedürfniß der Zeit, und wir preisen Gott, daß dieses Bedürfniß wach geworden ist, selbst da, wo man feindselig den Glauben als Aberglauben verdrängen wollte. Aber sie bildet keine wahre Gemeinde. Sie muß gestehen, daß Manches, was uns Gegenstand des Glaubens ist, so oder anders, ja auf mannichfaltige Weise erkannt werden kann, je nachdem der Verstand gebildet ist, die Forschung diese oder jene Richtung genommen hat, und Das, wodurch sie zu vereinigen strebt,

iſt ein Unbeſtimmtes, kein Feſtes, in allen Theilen Unerſchütterliches." (S. 241.) „Das Bedürfniß der Union iſt entſtanden aus der immer mehr herrſchend gewordenen Anſicht der Zeit, daß die Chriſten nicht allein die abweichendſten Anſichten unter einander dulden, ſondern auch, von dieſen abſehend, ſich mit einander vereinigen können. Die Toleranz iſt ihr Grundfundament. Aber nothwendig enſteht nun auch die Anſicht, daß Chriſten einer Lehre zugethan ſein können, die eine Vereinigung ausſchließt. Die abweichenden Lehren, die innerhalb der Union ſtattfinden können, werden nicht blos geduldet, man muß ſie betrachten als ſolche, die einen gleichen Werth haben, alle nämlich nur einen relativen." (S. 243.) „Glaubt ihr an jene geheimnißvolle Gegenwart des Heilandes durch das verborgene Walten Gottes über die Kirche auch ohne unſer Zuthun, ganz abgeſehen von unſerm Gefühle, ja ſo, daß der Unwürdige ſich ſelbſt das Gericht iſſet, glaubt ihr an die gänzliche Hingebung, das Aufgeben ſeiner ewigen Perſönlichkeit in euere — warum ſträubt ihr euch gegen das klare, unumwundene Bekenntniß? Warum wollt ihr eine Union mit uns, die ja irgend eine Abweichung für beſtändig fixirt, wo der Gläubige keine, gar keine dulden darf?" (S. 249.)

In dieſer letzten Stelle deutet Steffens ſchärfer den Mittelpunkt an, aus dem ſeine Polemik gegen die Union weſentlich hervorgeht. Dies iſt die Lehre vom Abenmahl, in welcher überhaupt die eigentlichſte Bedeutung aller Union beruht, und bei der Steffens von ſeinem Standpunkt jedes Preisgeben an eine ſchwankende und relative Auffaſſung am entſcheidenſten zu bekämpfen ſtrebt, denn das Abendmahl iſt ihm „die höchſte, wichtigſte, myſteriöſeſte aller religiöſen Handlungen, ja ſo wichtig ſcheint ſie ihm, daß für ihn durch ſie alle Lehre die unergründlichſte Bedeutung erhielt." Ebendeshalb, weil ihm das Abenmahl, wie er an einer andern Stelle ſagt, „der höchſte, individualiſirende Proceß des Chriſtenthums iſt, durch welches ſich

das ganze Geheimniß der Erlöſung, in ſeiner reichen Fülle, in die empfängliche Perſönlichkeit verſenkt," wird Luther von dem Vorwurf des Eigenſinnes, der ihm wegen ſeiner hartnäckig behaupteten Anſicht von der Abendmahlslehre ſelbſt bei ſeinen Anhängern entſtanden, von ihm nicht nur freigeſprochen, ſonder er nennt es ein „weiſſagendes Gefühl" des Reformators, und „das tiefſte Erkennen der zukünftigen Gefahr," das ihn geleitet, hierin nie nachzugeben. Die Gefahr aber ſieht Steffens in dem Unterfangen des „Verſtandes," „dieſes tiefſte Geheimniß der Abendmahlslehre zu lüften und zu deuten," da ſeitdem und durch ihn „der Weg zu allen den unglücklichen Verſuchen gebahnt worden, die immer mehr und mehr den Glauben zu erſchüttern drohten." So führt ihn dieſe gewißheitsvolle und überzeugungsſtarke Abendmahlsanſicht Luther's, an der er jetzt unbedingt hängt und die ihm in den frühern Kämpfen ſeiner wiſſenſchaftlichen Richtung verloren gegangen zu ſein ſchien, in wunderbarer Erinnerung zu den merkwürdigen Augenblicken der Kindheit zurück, welche er beim erſten Genuß des Abendmahls an der Seite der todtkranken, als eine ſinnige, ſchmerzlichzarte Geſtalt geſchilderten Mutter erlebt, und in dem „Fragment aus den Knabenjahren" mit hingeriſſener Empfindung gefeiert hat.

„Was mich damals durchdrang (ſagt er), war die ganze Fülle eines ungetheilten Daſeins, jede Geſtalt der Natur war mir ein geoffenbartes Wort, deſſen innerer Sinn mir bekannt ſchien, auch ohne daß ich es in einen Begriff zu faſſen vermochte, jedes bedeutende Wort gewann eine Geſtalt. Er, der geliebte Heiland, der Mittelpunkt des Lebens und der Liebe, ſtrömte durch alle Adern der Natur, ſprach durch jede Form zu mir und geſtaltete ſich durch alle meine Gedanken; er war es, er ſelbſt, denn das kindliche Gemüth verſteht es am innigſten, daß der Gegenſtand der Liebe perſönlich ſein müſſe."

In dieſer Stärke erlebte der noch vom bloßen religiöſen Gefühl durchdrungene Knabe das Luther'ſche „das iſt" in Bezug

auf das Abendmahl, welches Steffens jetzt als neue und letzte Entwickelungsstufe des religiösen Bewußtseins wiederauffaßt und geltendmacht. So scheint Steffens durch den hier gegebenen Hinblick aus der Gegenwart auf einen verwandten Zustand der fernen Vergangenheit an seinem Beispiel ein Gefühl zu bestätigen, das uns nicht selten im Leben zu überschleichen pflegt, indem es uns, wenn wir etwas Bedeutendes erleben, oft in dieser Weise gemahnt, als hätten wir dasselbe früher schon einmal dunkel erlebt, geträumt, geahnt oder gewußt.

Sollen wir nun, um in der Beurtheilung der Steffens'schen Confession einen Abschluß zu finden, die religiösen Richtungen der Zeit, so wie wir sie verstehen, bezeichnen, so scheinen sich dieselben unserer Ansicht nach vornehmlich nach zwei Seiten hin zu bewegen. Auf der einen wollen die Strebenden eine Vernunftreligion begründen, welche im Reiche des Gedankens ihre unsichtbare Kirche aufschlägt und am Altar der Idee ihre Andacht verrichtet. Die Verirrungen, in welche diese speculative Tendenz sich verlieren kann, sind zum Theil schon im Frühern auf dem Punkt, wo Steffens mit dieser Richtung zerfiel, charakterisirt worden. Wenn aber Steffens in der Schrift: „Von der falschen Theologie" (S. 5 u. 6), behauptet, daß eine Vernunftreligion gar keine Religion sei, weil sie sich abgesondert von der Offenbarung gestalten wolle, und daß „nur ein verirrtes Denken in diesem Wort eine Zusammensetzung dulden kann, die sich selber aufhebe," so ist er darin theils zu weit gegangen, theils hat er nur eben die Abirrungen dieser Richtung damit bezeichnet. In ihrer ursprünglichen Reinheit und Wahrheit stellt sich eine christliche Vernunftreligion so wenig der Offenbarung gegenüber, daß sie es vielmehr für ihre eigenthümliche Aufgabe hält, die Idee der göttlichen Offenbarung philosophisch zu begründen und zu construiren, aber die Gefahr entsteht freilich immer dann, wann die Vernunft in aprioriſcher Anmaßung sich selbst und ihre Principien der Offenbarung gegenüber ver-

ausſetzt und ſo auch die Religion gewiſſermaſſen in die Schule nimmt. Zur Verzweiflung müßte es jedoch das ganze Geſchlecht treiben, wenn eine Vernunftreligion überhaupt eine contradictio in adjecto wäre, und wir haben oben angedeutet, wie in dem wahren Glauben, und auch in dem Steffens'ſchen da, wo er wahr iſt, die Vernunft mitenthalten ſei. Bemerkt doch Steffens ſelbſt an einer andern Stelle der angeführten Schrift, daß der Leiter und Führer der Geiſt ſei, „der alles Wiſſen nicht abweiſt, ſondern überwindet.“ Die Vernunftreligion bleibt ſo lange noch Religion, ſo lange ſich noch nicht die in ſich ſelbſt begründende Vernunft zum philoſophiſchen Schulmeiſter der Religion aufwirft, in welchem Falle ſie in einen heidniſchen Wahnſinn überzugehen droht, aber wenn wir ihr auch zugeſtehen, daß ſie eine geiſtige Religion, ein ideelles Chriſtenthum ſei, ſo müſſen wir doch gleich die Bemerkung nachfolgen laſſen, daß es in der Richtung jeder Vernunftreligion liegt, den Cultus aufzuheben, weil ſie ihn als unweſentlich betrachten muß.

Die ſpeculative Theologie unſerer Tage ſcheint bereits zu der Annahme eines exoteriſchen und eſoteriſchen Chriſtenthums gekommen zu ſein, wo das Eſoteriſche als das Wiſſen von der göttlichen Idee ſich nur auf Seiten der Lehrer der Gemeinde befindet, während die Gemeinde ſelbſt auf das Exoteriſche oder auf eine gläubige Befriedigung an den Formen der Idee, welches denn der dem Erkennen gegenüber ſtehende ſogenannte bloße Glaube iſt, angewieſen bleibt. Auf dieſe Weiſe iſt die ſpeculative Theologie nahe daran, ein Papſtthum der philoſophiſchen Idee zu ſtiften, das um ſo gefährlicher ſein würde, weil es die Grundpfeiler ſeiner Hierarchie auf die Wiſſenſchaft ſtützt. Nun iſt aber nicht abzuſehen, warum ſich nicht auch in der Gemeinde ſelbſt das Wiſſen von der Idee entwickeln könne, denn die ſpeculativen Köpfe werden doch nicht allein unter den wenigen Lehrern der Gemeinde zu ſuchen, ſondern auch in ihr ſelbſt zu finden ſein. Verwirklichte ſich aber eine ſolche Verbreitung der

Speculation auch in der Gemeinde, so würde sie dann sogleich aufhören, eine kirchliche Gemeinde zu sein, und das Gebäude der sichtbaren Kirche wäre in seiner allmäligen Auseinanderlösung begriffen. Wenn in der katholischen Kirche sich Alles im Ritus auflöste, so daß nicht nur die dogmatische Idee in der kirchlichen Form untergeht, sondern auch die Weihe der Form die Kraft der Idee vertreten muß, so würde eine Vernunftreligion, im Leben vollständig durchgeführt, insofern das entgegengesetzte Extrem zum Katholizismus darstellen, als sie, Alles in die Idee versenkend, den Ritus im Dogma aufzulösen die Richtung hat. So wäre denn vorauszusehen, daß, wie früher die Hierarchie des Katholizismus auch das Weltliche und alle Gegenmächte in sich aufzunehmen und zu vertreten strebte, so nun die Hierarchie der Vernunftreligion, im Geistigen sich auf dieselbe Spitze treibend, durch die Aufhebung alles Lebens in der absoluten Idee bald das Ende der Tage herbeiführen und die Verheißung zum jüngsten Gericht erfüllen würde, wo Alles ein Hirt und eine Heerde sein soll. Dies ist in der That der krankhafte und gespenstische Drang des Absolutismus der heutigen Philosophie überhaupt, daß er Jegliches auf die höchste Spitze, welche er den Begriff nennt, hinaufschrauben muß, als befände sich das Geschlecht unserer Zeit jeden Augenblick in der Vorbereitung zum Abscheiden in die ewige Zukunft, und die Philosophie wäre dann seine letzte Oelung. Rettung vor den Verirrungen der Vernunftreligion und zugleich Beruhigung für alle ängstlichen theologischen Streitigkeiten der Gegenwart scheint nur dann gefunden zu sein, wenn man es allgemein als Prinzip festzuhalten anfängt, daß der wahre christliche Glaube kein bloßer frommer Instinct, sondern etwas Lebensvolleres und Inhaltsreicheres, ja das Inhaltsreichste ist, der, von der Erkenntniß befruchtet und zugleich durch die Liebe verklärt, ebendeßhalb Saat und Ernte aller Religion sein muß.

Dieser so bezeichneten, eine ideelle Aufhebung des christli-

chen Cultus drohenden Vernunftreligion gegenüber thut ſich auf der andern Seite das Streben hervor, die verſchiedenen Formen und Auffaſſungsweiſen des chriſtlichen Cultus in die Einheit einer alle einzelnen Eigenthümlichkeiten in ſich zuſammenfaſſenden Gemeinde zu verſchmelzen. Dies iſt die in unſerer Zeit tief begründete Bedeutung der Union. Gewohnt, Alles auf das Endziel des abſoluten Begriffs hinauszuſchieben, könnte man vielleicht bei dieſer Gegenüberſtellung der Vernunftreligion und der Union, wie wir ſie hier geben, auf den Gedanken kommen, daß beide Richtungen, eine ideelle Auflöſung des Cultus auf der einen und die kirchliche Verſchmelzung der Cultusformen auf der andern Seite, ſich im Entwickelungsgang der Geſchichte zu einem und demſelben Reſultat in die Hände arbeiten dürften. Darauf wüßten wir dann nichts zu erwidern, da es nur menſchliches Thun iſt, in die Gegenwart zu blicken und die Zukunft der Weltgeſchichte über uns heranbrechen zu laſſen. Betrachten wir aber jetzt die gegenwärtige Bedeutſamkeit der Union ſchärfer und ganz unbefangen, ſo iſt vor Allem gewiß mit Recht zu bemerken, daß Steffens die von ihr erſtrebte Einheit zu ſehr für eine Einerleiheit anſieht und als ſolche bekämpft. Wäre, wie doch Steffens mit gerade herausgeſagter Meinung die Union zu beurtheilen ſcheint, dieſelbe wirklich nur aus der Erſchlaffung und dem religiöſen Indifferentismus der Zeit hervorgegangen, wornach dann, ſchärfer und ohne Scheu aufgefaßt, die Union etwa nur eine zum Beſten des öffentlichen Anſtandes ſanctionirte Einerleiheit der Religionsanſicht ſein würde, ſo müßte daraus zuerſt der Vorderſatz gefolgert werden, daß Erſchlaffung und religiöſer Indifferentismus der allgemeine Charakter des Zeitgeiſtes ſeien, denn die Union iſt ja weſentlich ein Bedürfniß des Zeitgeiſtes. Dies von einer Zeitepoche wie die heutige zuzugeſtehen, möchte Steffens ſelbſt, der durch große geiſtige Beſtrebungen immer an die Gegenwart gefeſſelt geweſen, am wenigſten geneigt ſein. Iſt aber ſeine Vorausſetzung ſchwankend, ungewiß, und

von ihm selbst nicht klar genug bezeichnet, so wird man auch seine ganze Meinung anders zu fassen vermögen.

Das Bedürfniß, welches die Union erzeugt hat, scheint uns derselbe Drang in der Religion zu sein, welcher im Staatsleben durch die neueste Völkergeschichte so entschieden waltet. Dies ist der Drang der sich freimachenden Persönlichkeit, die keineswegs im Losreißen von der Nothwendigkeit des allgemeinen Gesetzes eine für sich bestehende, unfruchtbare Selbständigkeit nachsucht, sondern in der Vermittelung ihrer Eigenthümlichkeit mit den Grenzen, dem sie als Theil angehört, eine Anerkennung ihrer selbst erstrebt. Was das Staatsleben anbetrifft, so geht in der absoluten Monarchie alles individuelle Leben in dem despotischen Ich des Oberhaupts zu Grunde, aber auch dieses Ich des Oberhaupts, eben weil es ein unbedingtes ist, kann nur eine freudlose, schwankende und trübe Persönlichkeit sein, denn da es das Allgemeine und Ganze durch sich repräsentiren will, so muß die eigne Persönlichkeit in ihrer lebenbewußten Klarheit und heitern L[illegible]amtheit, der Idee nach, damit zerfließen. Nur wo Bedingtheit und Gegenseitigkeit stattfindet, bildet sich das Wesen der Persönlichkeit in klar abgegrenzter Selbständigkeit, und aus dieser die wahre menschliche Freiheit, hervor. Ein unbedingter Monarch ist deshalb als Mensch sub specie aeterni nothwendig in sich unfrei. Im constitutionellen Staat dagegen, der nur auf gegenseitiger Bedingtheit begründet, wird damit nicht nur die Persönlichkeit der Staatsmitglieder und die aus sich heraus weiterlebende Eigenthümlichkeit der einzelnen Theile zu aller Werdelust individueller Entwicklung freigegeben, sondern auch das Staatsoberhaupt selbst wird erst jetzt dadurch, daß es sich als mitproduzirendes Glied eines Organismus, nicht mehr als das verschlingende Ich, zu wissen anfängt, eine freie, liebenswerthe und wahrhaft menschliche Persönlichkeit. Das Streben der neuern Völker nach einem constitutionellen Staatsleben ist deshalb nicht bloß eine äußere politische Bewegung der Welt-

geſchichte, ſondern beruht in der Wurzel auf dem innerlichſten Bedürfniß des Geſchlechts nach der Anerkennung individueller Freiheit und geiſtiger Mündigkeit. Der Kampf dieſer ſich begründen wollenden Perſönlichkeit hat zuerſt in der Religion begonnen, den Bann, welchen die abſolute Herrſchaft der katholiſchen Kirche über den Geiſt einer ganzen Zeit gelegt, zu zerbrechen. In der Reformation fängt die individuelle Freiheit des Geſchlechts an ſich aufzuleben, aber die proteſtantiſche Kirche, weil ſie urſprünlich eben nur durch das Aufſtellen eines Gegenſatzes wirkte, vermochte in ihren Zeitverhältniſſen nur eine geiſtreiche Einſeitigkeit zu ſein, die ſich nicht einmal innerhalb ihrer ſelbſt mit Conſequenz durchführte, ſondern in ihrer eigenen Mitte in Parteien zerfiel. Die Reformation hatte mit dem Selbſtbewußtſein der Perſönlichkeit zugleich das Denken des Individuums erweckt, welches nur im Streben nach der ſicherſten und gewiſſeſten Begründung ſeiner ſelbſt über die Dogmen der chriſtlichen Kirche mit ſich und Andern in Zwieſpalt gerieth. So ſehen wir die im Proteſtantismus ausgebildete Freiheit der Perſönlichkeit in ſeiner urſprünglichen Entwickelung noch nicht zum Frieden mit ſich und der Welt gelangen, die Perſönlichkeit zeigt ſich zuvörderſt noch als ſchroff heraustretende Einſeitigkeit, eine Individualität will die andere vernichten, und Einzelnheit bewegt ſich gegen Einzelnheit in einem feindſeligen Kampf nach Außen hin, ſo daß eine Anarchie der Subjectivitäten ausgebrochen zu ſein ſchien. Luther ſelbſt iſt in ſeinem ganzen Charakter recht eigentlich der Heros einer entſchloſſenen einſeitigen Perſönlichkeit.

Der Streit der Lutheriſchen und Reformirten wäre in ſeiner Bedeutung als leicht auflösbar abzuweiſen, wenn man der Meinung ſein will, daß die dogmatiſchen Ideen des Chriſtenthums als Emanationen der göttlichen Offenbarung gar nicht der ſubjectiven und mithin bedingten Auffaſſung einer Perſönlichkeit angehören dürfen, und daß eine Idee von verſchiedenen

Individualitäten nicht auch verschieden empfangen werden und verschieden in ihnen sich gestalten könne. Nach dieser Meinung, die sich bei Steffens nicht verhehlen läßt, die wir ihm aber nie zugeben möchten, wäre bei einem entstehenden feindlichen Gegensatz dogmatischer Ansichten die siegreiche Wahrheit nur immer auf der einen Seite der einen Partei, und demgemäß hält sich auch Steffens überzeugt, ja es bildet jetzt die Grundlage seiner Confession, daß in dem Streit über die Abendmahlslehre nur Luther die wahrhaft christliche und alleinseligmachende Glaubensidee behauptet habe.

Was nun hier die Bedeutung der Union betrifft, die in den Jahrhunderte durchdauernden Kampf der lutherischen und reformirten Ansicht versöhnend einschritt, so ist klar, daß sie nur entstehen konnte, weil in der Gesinnung der Zeit selbst die Feindseligkeit dieses Gegensatzes verschwunden war. Warum soll dies nur eine Gesinnung des Indifferentismus sein, da es bei einer ganzen Zeit vielmehr die That geistiger Stärke und gesicherten Selbstbewußtseins scheint, den Widerspruch der Gegensätze zu ertragen, anzuerkennen, und durch die Anerkennung zu einer sich friedlich bedingenden Gegenseitigkeit zu vermitteln. Die Union beendet die Anarchie der Subjectivitäten, welche im Protestantismus begründet lag, sie erhebt die schroffe Einseitigkeit der Reformatoren zu einer das Begründungswerk der evangelischen Kirche erst vollendenden Gegenseitigkeit, und stellt so die wahre persönliche Freiheit in der kirchlichen Gemeinde her, indem sie jede verschiedene Persönlichkeit als einen der verschiedenen Wege zum Himmelreich ansieht, deren es ja nach Christus selbst viele geben soll. Die Union ist daher nicht, wie sie Steffens betrachtet, etwas Zerflossenes, sondern vielmehr ein zusammengeflossener Strom, der nun, in reicherer Gestaltung, zwar hier und dort mannigfaltiger in die Erdenthäler einschneidet, aber doch hinausstrebt in die Himmelsferne einer und derselben Zukunft. Warum ist die Union etwas Zerflossenes und Unbestimm-

tes, da sie ja die Bestimmtheit gar nicht ausschließt, indem sie im Gegentheil jede bestimmte Eigenthümlichkeit ihrer Gemeindemitglieder zugibt? Dies ist eben die Wirkung einer Union, daß sie, ohne als Corporation eine absolute Gewissensherrschaft über den Einzelnen auszuüben, in ihrer Mitte die Persönlichkeit frei sich bestimmen und entwickeln läßt, und über alle in ihr mögliche Richtungen den tröstlichen Schein der Kirchengemeinschaft verbreitet, so daß keine durch innere und äußere Schicksale abweichend gebildete Subjectivität sich ausgestoßen zu fühlen braucht aus der sichtbaren Gemeinde. Je strenger und entschiedener das Glaubensbekenntniß ist, welches eine Kirche, den Begriff einer Corporation auch dogmatisch geltenmachend, allgemein ablegt und auferlegt, um so mehr wird eben durch diese behauptete Begriffsbestimmtheit der Corporation das Individuum der Gemeinde in seiner persönlichen Bestimmtheit auf die gefährlichste Weise gehindert werden, weil ihm die Entwickelungsfreiheit seiner Religionsansicht, wenn sie sich eigenthümlich regte, durch die allgemeine Glaubensnorm verwehrt ist. Darin beruht aber die alles Leben und Leiden der Creatur ausfüllende und befriedigende Universalität des Christenthums, daß es, wie wir oben nur schüchtern andeuteten, in jeder menschlichen Persönlichkeit zwar aus derselben Wurzel herauskeimend, doch in jeder mannigfach und selbst abweichend aufwachsen kann, ja in manchen Naturen tiefsinnerlich Früchte trägt, ohne vor den Augen der Alles sehen wollenden Welt geblüht zu haben, so daß im Reich der göttlichen Gnade auch durch die Mannigfaltigkeit der Seligkeit die Menschenfeier des dreieinigen Gottes verherrlicht wird.

Vor der Einführung der Union war die vorhandene Bestimmtheit der kirchlichen Confessionen, sowohl der katholischen als der beiden protestantischen, wenn auf der einen Seite ein wohlthuender Gedanke für die Schwachen und Lebensermatteten, zugleich auf der andern eine gefahrvolle Klippe für das einer besondern Eigenthümlichkeit sich bewußtwerdende Individuum.

Einer bestimmten Confession durch die Geburt angehören zu müssen, ist ein Gewissensband, das, je heiliger es in seiner Objectivität von dem Einzelnen gehalten wird, ihn einer um so entsetzlichern Verwirrung seiner selbst preisgeben kann, und die oft jedes äußere Lebenglück eines Individuums zerstörenden Uebertritte und Rückübertritte von einer Kirche zur andern, sowie alle Intriguen der Proselytenmacherei entspringen daraus für Den, welcher sich durch seine Persönlichkeit mit der ihm angebornen und angebildeten Confession zerfallen und dadurch in einen schwankenden und unsichern Zustand des Daseins hingerissen sieht. Die Union, soweit es ihrer eignen Grenze nach bis jetzt möglich ist, öffnet mit Bedacht den streng abgeschlossenen Kreis, welchen die enge Bestimmtheit der Geburtsreligion um den Einzelnen zieht, indem sie nicht das Individuum in einer bindenden Religionsansicht, sondern die Religionsansicht im Individuum geboren werden läßt, und durch die Energie, welche sie seiner Entwickelung von vornherein zugesteht, ihn vor allen verzweiflungsvollen Collisionen wenigstens mit der Außenwelt verwahrt.

In dieser Beziehung ist so wenig zu vermissen, daß die Union, was Steffens von ihr entfremdet hat, als Corporation auf keiner enggezogenen Confessionsbestimmtheit beruht, daß wir vielmehr von der Zukunft hoffen, die Union werde ihren Kreis, statt ihn abzuschließen, immer umfassender über die Zeit ausdehnen, und durch eine gegenseitige Annäherung auch die katholische Gemeinde auf allseitig vereinter Andachtsstätte in sich aufnehmen dürfen. So würde die Union, — und nur durch sie konnte das bedeutungsvolle Werk vollbracht werden, — alle bisher in der Welt vereinzelten und sich feindlich bedingenden Gegensätze der christlichen Confessionen zur Friedenseinheit Einer großen Gemeinde versammeln und versöhnen, und je organischer sich dann die zu einer Kirche aufgenommenen Bestandtheile der verschiedenen christlichen Cultusformen gegen einander in Ausglei-

chung brächten und gliederten, je mehr man dann in dieser zu erwartenden letzten Entwickelungsstufe einer Kirchenreformation von der einen Seite das fallen ließe, was längst in sich zerfallen, und von der andern Das aufnähme, was aufnehmenswerth, von jeder Seite aber nur das wirklich in sich Richtige und Bedeutungsleere ausschlösse, um so erhabener und segensreicher würde alsdann eine solche allseitig unirte Gemeinde die ganze sichtbare Kirche in sich zur Gestalt werden sehen, und indem sie durch ihre Allseitigkeit für das Individuum die mögliche Gefahr und Tyrannei einer engbestimmten Geburtsreligion nun in jeder Beziehung aufhebt, würde sie für das Geschlecht den Universalbegriff einer evangelischen Kirche darstellen, in deren großem Bau sich zwar viele und mannichfache Wege und Tempelgänge durchkreuzten, aber als die verschiedenen Wege zum Himmelreich, die nach den vielen Wohnungen in des Vaters Hause zu führen scheinen. Wenn sich so die christlichen Völker in ihrem religiösen Leben zum Bewußtsein Einer evangelischen Gemeinde durch die Union aneinander schließen werden, so ist dagegen auf der andern Seite in ihrem weltlichen Leben eine entsprechende Richtung nicht weniger klar, nämlich die, ein europäisches Nationalbewußtsein hervorzubilden, worin ebenso, wie wir in der Union die bestimmte Persönlichkeit der Religionsansicht nur als um so entschiedener freigegeben erkannten, so hier die Völkereigenthümlichkeiten keineswegs ineinander verschwimmen würden — denn ein solches europäisches Nationalbewußtsein wäre ja sonst der Tod aller Weltgeschichte — sondern worin durch eine auf Kunde und Verständniß des gegenseitigen Lebens gebaute Anerkennung und Vermittelung der sich näher gerückten Gegensätze jede Individualität sich nur so genußreicher für sich und für Andere entfalten könnte, ohne in dem Treibhause eines einseitigen Patriotismus, der immer mehr aufhören wird zeitgemäß zu sein, zu vertrocknen.

Wir haben in unserer Abhandlung über die Steffens'sche

Confession das Bestreben gezeigt, sie von dem Standpunkt der Union aus zu beurtheilen, indem wir sie, jenem angedeuteten Prinzip derselben getreu, aus der individuellen Entwickelungsgeschichte ihres Bekenners zu erklären und darnach zu würdigen suchten. Denn wenn auch Steffens als Lutheraner seinerseits der Union polemisch gegenübertritt, so wird diese ihrerseits ihn wenigstens in seiner lutherischen Glaubensansicht nicht befeinden können, weil sie eben eine Union ist.

II.

Kampf eines Hegelianers mit den Grazien.

Eine philoſophiſche Humoreske.

Als ich heute, wie gewöhnlich, meinem guten alten Freund, den Dr. Weißdaßernichtsweiß, zu unſerm gemeinſamen Abendſpaziergang abholen wollte, traf ich ihn, ſein Sokratiſches Haupt nachdenklich-verdrießlich in die Hand geſtützt, ganz vertieft über einem Buche an, das ihm gewiß zur Beurtheilung zugeſchickt worden, denn mein Freund Weißdaßernichtsweiß war philoſophiſcher Recenſent an der „Schlechthin allgemeinem Bibliothek der höhern Sphären.“ Auf meinen herzlichen guten Abend nickte er diesmal ſo kläglich mit dem Kopfe, daß ich wohl ſah, er halte wieder ſein kritiſches Jammerſtündchen ab, wie er immer in ſeiner allerliebſten ſchwermüthig-komiſchen Weiſe die Zeit zu nennen pflegte, welche er ex officio auf das Kritiſiren ſchwer zu bewältigender Bücher verwenden mußte. „Was haſt Du denn wieder da, Seelendoctorchen?“ ſagte ich lachend und nahm ihm das vorliegende Buch vor der Naſe weg. Ich nahm, ſah, und legte wieder hin; es war die eben erſchienene dritte Ausgabe von Hegel's „Encyclopädie.“ *)

„Warum wirſt Du auf Einmal ſo ſtill, o Trefflicher?“ fragte er mich ironiſch mit ſeiner lauernden Socratesmiene.

„Du weißt, o Socrates!“ entgegnete ich, mich zuſammennehmend, „daß ich immer ſtill und ſtumm werde, wenn mich

*) Encyclopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften im Grundriſſe. Zum Gebrauch ſeiner Vorleſungen, von Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Dritte Ausgabe. Heidelberg, Oßwald. 1830.

mein Lebensweg, sei es nun durch eine Schickung der obern oder der untern Götter, irgend wie an diesen ebenso feierlich-erhabenen als gespensterhaft-unheimlichen Katakomben des menschlichen Denkens wieder vorüberführt, sowie ein frommer Wanderer beim Mitternachtspuk des Kreuzweges schweigend vorbeizieht und keinen Laut über die erblaßten Lippen zu bringen wagt, damit sich ihm nicht die Geister der Nacht an seine Fersen heften und die negativ-vernünftigen Kobolde ihm hinten aufhucken, um ihm mit haarscharfer Dialektik den Kopf zu zerpausen, oder ihm vorn eine positiv-unvernünftige Nase zu drehen. Du weißt auch, Unübertrefflichster, daß ich selbst in diesen encyclopädischen Katakomben eine schöne Zeit meiner Jugendjahre als an und für sich bestimmte und mich schlechterdings wissende Mumie des Begriffs vertrauert habe!"

„Du bist ein Deserteur der Hegel'schen Philosophie!" versetzte mein Freund mit sarkastischer Trockenheit. „Du stehst jetzt außerhalb des Standpunktes der Schule, und kannst mithin die Schule weder begreifen noch beurtheilen; wie sich auch überhaupt noch fragt, ob Du sie jemals in ihrer an und für sich seienden Totalität begriffen hast, denn wie könntest Du sonst außer ihr, und mit ihr uneins sein, da sich in dem Begriff, als in dieser absoluten Identität, das Subject schlechterdings mit dem Object zu diesem Festen, zu dieser concreten Totalität zusammenschließt und vermittelt! Durch seine Lehre vom Begriff in der Logik hat Hegel eigentlich schon von vorn herein Jedem dictatorisch angekündigt, daß Der, welcher zu begreifen versteht, auch sein Anhänger sein müsse, sowie umgekehrt Der, welcher nicht sein Anhänger sei, ihn auch nicht zu begreifen verstehe, weil sich ja beim Begreifen eines Gegenstandes die Kategorie des Zumetobjects nothwendig geltend macht!"

„O Dr. Weißdaßernichtsweiß! Du spielst einmal wieder den Grausamen gegen mich und übergrausamst heut noch recht Deine Grausamkeit!" sagte ich seufzend und nahm die Prise,

welche er mir darauf von seinem aromatischen Augentaback zur Versöhnung anbot. „Thu' aber mit mir, was Du willst, verbanne mich, verketzere mich, schmähe meine Menschheit, sprich mir das Denken ab, mach' mich zum Thier, weil ich kein Schulphilosoph sein will, behaupte, daß ich Hegel nicht verstanden, weil ich nicht sein Anhänger bin, gib mich auf, fricassire mich, hänge mir ein Kalbsfell um die schnöden Glieder, Alles will ich gern von Dir dulden mit Sanftmuth, nur suche mich nicht wieder heim mit dieser Deiner hinundhерspielenden ironischen Dialektik, mit der Du Dich keiner Partei ganz zuwendest noch abwendest, und weder der einen Alles zuzugeben noch der andern Alles abzusprechen verstehst!"

„Du charakterisirst da eben einen unparteiischen Recensenten, wie er sein soll für die Hegel'sche Encyclopädie," erwiderte mein Freund ruhig. „Meiner Meinung nach muß allerdings ein Recensent der Hegel'schen Philosophie die Hegel'sche Methode selbst an ihr in Anwendung bringen, und von ihrem eignen Standpunkt aus Das, was ihm trefflich oder nichtig an ihr erscheint, ganz in denselben Operationsmärschen der Hegel'schen Dialektik entwickeln, im Uebrigen aber sich rein auf dem historischen Standpunkt der Philosophie befinden und von ihm aus dieses System, das sich für ein universales und die ganze Geschichte der Philosophie abschließendes ansieht, durchaus als eine auch nur einzelne Erscheinung der Wissenschaft zu würdigen suchen."

„Muß ein Recensent Hegel's auch da ehrlich bleiben in seiner Dialektik, wo Hegel's Dialektik selbst zu einer mit dem Begriff spielenden, trügerischen Sophistik wird?" fragte ich ihn leise.

„Darüber muß man sich nicht aussprechen!" erwiderte Dr. Weißdaßernichtsweiß. „Genug, wie ich Dir gesagt, man brauche Waffe gegen Waffe und schlage den Gegner durch seine eigne Taktik. Jetzt aber geh', mein Sohn, und laß den blüthenlockigen Frühlingsabend draußen nicht unbenutzt, denn ich

werde Dich heut auf Deinem Spaziergang nicht begleiten können. Ich bin überdies heut in einer sehr ungeselligen Stimmung, in der ich zu Deinem Spaziergenossen nicht taugen würde. Vergönne mir also diese Muße heut Abend, und geh' allein hinaus in's frischduftende Freie der Natur und athme auf mit den Blumen und lobe mit den Waldvögeln die Schöpfung, während ich in meiner melancholischen Stimmung hier nachsehen will, ob Hegel in dieser neuen, dritten Ausgabe der „Encyclopädie" den dürftigsten und schreiendsten Theil seines Systems, die Naturphilosophie, etwa umgearbeitet und geistreicher aufgefaßt habe, was freilich kaum zu erwarten steht."

„So gib mir wenigstens ein Buch mit auf den Weg," sagte ich, „denn Du weißt, daß ich nie gern ganz ohne Freund spazieren gehe! — Ich nahm mir irgend ein Buch von seinem Schrank; es waren zufällig Klopstock's seit lange nicht gelesene Oden, welche mir in die Hände fielen. Ich will mir einmal wieder an dieser ernsten, himmelanstrebenden Muse, an dieser Muse der deutschen Gründlichkeit, das Herz stärken.

Ich ging hinaus in den Thiergarten. Mein Weg hatte mich bald, meiner Gewohnheit nach, zu den einsamsten und ferngelegensten Partien desselben, welche in einem düsterromantischen Waldkranz das Fasanengehege umgeben, geführt. Seitwärts von der Fasanerie befindet sich auf einer kleinen Anhöhe eine selten von Spaziergängern aufgesuchte Bank, welche, mit dem Rücken an den wilden Forst sich lehnend, vorn eine weitblickende Aussicht über das freie Feld hin gewährt. Ich fand meine Bank heut schon von einem andern einsamen Denker in Anspruch genommen. Der außerordentliche Professor Fürsich, ein junger Hegel'scher Philosoph, mit dem ich in dem Café absolu zuweilen zu einer freundschaftlichen Partie Billard zusammentraf, saß dort und las sehr eifrig in einem neuen noch nicht ganz aufgeschnittenen Buche, in welchem ich, als ich ihm im Vorbeigehen über die Schulter sah, zu meinem Erschrecken

wieder die dritte Ausgabe der Hegel'schen „Encyclopädie" erkannte. Der junge Professor schien so ganz in seinem Fürsichsein eingedämmert zu sein, daß er meine Nähe gar nicht gewahr wurde. Gewöhnliche und noch schlechthin unmittelbare Menschenkinder, deren Bewußtsein noch nicht durch die Speculation über die gemeinen sinnlichen Vorstellungsformen hinausgekommen, würden diesen Fürsich, seiner äußern Gestalt nach, unfehlbar für einen mit dem Buch in der Hand Schlafenden — ein in der gelehrten Welt nicht seltenes allegorisches Bild — angesehen haben, da er doch zweifelsohne ein über die Lehrsätze seines Meisters Denkender war oder scheinen wollte; aber wie, nach einem von Hegel selbst in der Vorrede zur „Encyclopädie" angeführten Gleichniß, „Homer von einigen Sternen sagt, daß sie zwei Namen haben, den einen in der Sprache der Götter, den andern in der Sprache der übertägigen Menschen, so gibt es auch für den Gehalt des Bewußtseins zwei Sprachen, die eine des Gefühls, der Vorstellung und des verständigen, in endlichen Kategorien und einseitigen Abstractionen nistenden Denkers, die andere des concreten Begriffs," — und so würde man denn auch diesen jungen Professor, mit der „Encyclopädie" seines Lehrers in der Hand, nach der Sprache des verständigen Denkens, einen übertägigen Fürsich, d. h. einen nach bereits überstandenem Tagewerk Schlafenden, haben nennen können, während er nach der Sprache der Götter — wie schnell ist durch dies kühngebrauchte Homer'sche Gleichniß ein Philosoph unter die Götter versetzt! — doch gewiß ein Denkender genannt sein will. Seltsam bleibt dabei freilich immer der Umstand, daß, da nach Hegel diese beiden Sprachen für einen und denselben Inhalt und Gehalt vorhanden sind, daraus nach dialektischer Manier der Schule die Consequenz gefolgert werden müßte, daß Denken und Schlafen bei den Schülern Hegels einen und denselben Gehalt bezeichnen können, wenigstens ist kaum noch bemerkt worden, daß ein über die Paragra-

phen seines Lehrers Denkender je zu einem andern Inhalt gekommen wäre als ein nach vollbrachtem Tagewerk Schlafender, denn ihr Herr und Meister Hegel hat ja das Tagewerk des Denkens schon für sich vollbracht.

Doch genug, mochte nun dieser junge Professor Fürsich denken oder schlafen, ich setzte mich still an das andere Ende der Bank und zog meinen Klopfstock hervor. So viel ich gesehen, schien Fürsich auch gerade die Naturphilosophie in der „Encyclopädie," aufgeschlagen zu haben. Wie Uhland's Recensent mit Kleist's „Frühling" in der Tasche spazieren geht, so mochte auch der Hegelianer hier im Freien die vor ihm blühende Natur, welche er, nach seiner „Encyclopädie," als die „Idee in der Form des Andersseins" betrachten muß, recht genau mit der Naturphilosophie seiner Schule vergleichen wollen.

Der Abend zog unterdeß immer näher heran, die Grillen sangen auf den Wiesen und Grillen sangen in meinem Kopf. Ich weiß nicht, ich fing an, mich etwas verstimmt zu fühlen über die mehrfachen encyclopädischen Anfechtungen, die mich heut ordentlich nach einem systematischen Plan zu verfolgen schienen, und mir war so beklommen zu Muthe, als sollte ich diesen Abend noch etwas ganz Außerordentliches erleben. Und doch sprach die Abendfeier der Natur um uns her so warm zum Herzen, daß ich es der lieben Natur gern zu vergeben geneigt war, wenn sie nach dem Lehrsatz Hegel's nur der „unaufgelöste Widerspruch" ist, und „ihr Sein ihrem Begriffe nicht entspricht." Der göttliche Lebensathem, der mit Liebesinbrunst die ganze Schöpfung durchdringt, schien auch mich jetzt mit stärkendem Labehauch anzuwehen, und jeder Grashalm, der auf den Fluren grünt, schien sich von Lebenswonne trunken in ihm zu wiegen. Daß ich dies in mir fühlte, machte mich glücklich, aber wenn ich bedachte, daß der Hegelianer mir gegenüber, sagte ich ihm meine Empfindungen, mich verachten würde als einen übertägigen Menschen, der noch nicht aus der Sprache des Be-

fühls herausgekommen und zum Schulgott des concreten Begriffs sich aufgeschwungen, Das hätte mich grimmig machen können.

Ich schlug einige Oden Klopstock's auf, aber die rechte Muße wollte sich immer noch nicht einfinden. Fernher schallten vom Heinzelmann'schen Elysium die letzten Klänge des allmälig verhallenden Abendconcerts in abgerissenen Lauten zu uns herüber; hinten im Walde schrien einige Krähen der herandunkelnden Nacht ihren Gruß zu. Es wurde plötzlich so düster um uns her, als säßen wir im Schattenreich des abstracten Gedankens; nur dort streift jetzt eine zerrinnende Wolke den dunkeln Purpursaum ab und läßt den hellblinkenden Abendstern hervortreten. Ich verfiel in ein träumerisches Sinnen; eine innere Märchenwelt von Bildern, Gedanken und Phantasien tauchte in mir auf und umgaukelte mich mit wunderbaren Erfindungen.

„Sie hier, lieber Freund?" sagte jetzt auf einmal Fürsich zu mir. „Ich bitte Sie, betrachten Sie doch dort jene Damen, die in seltsamer Gestalt über die Wiese herankommen. Es müssen Operntänzerinnen sein, denn sie scheinen mehr zu hüpfen als zu gehen. Mein kurzes Gesicht vermag sie noch nicht zu unterscheiden. Sind sie Ihnen vielleicht bekannt?"

Ich richtete meine Augen auf die bezeichnete Stelle und wurde drei hohe weibliche Gestalten gewahr, die aus der Region des leuchtenden Abendsterns auf die Erdenflur herniederzuschweben schienen. Ihr Gang glich einer sichtbaren Sphärenmusik; ich konnte nicht zweifeln, daß sich hier Wesen überirdischer Abkunft meinem Anblick dargeboten hätten. Die Nähe der Heinzelmann'schen Tabagie: Elysium, brachte meine verwirrte Phantasie unwillkürlich auf die griechische Mythologie. Sollten es Göttinnen sein, die uns einmal ihren olympischen Besuch hier zugedacht? Göttinnen, aber welche? Drei Lichtgestalten erscheinen sie, in schwesterlicher Umarmung den himmlisch-anmuthigen Reigen führend. Ach, das sind, oder es gibt keine, das

ſind die Grazien, die Hüterinnen des Schönen am Lebensherde, welche die Fabel die Begleiterinnen der Venus nennt, und dort ſtrahlt ja Venus, der Abendſtern, am weſtlichen Himmel in ſeinem ſanftgoldenen Schein wie eine Feuerlilie, in deſſen ſtiller Beleuchtung jetzt die drei Göttinnen einen wonneſeligen Tanz in ihrem ätheriſchen Rhythmus auf dem rings lauſchenden Gefilde ausführten. Sie waren es, die ſchönwangigen Chariten, Aglaja, Euphroſyne und Thalia, ganz wie Vater Heſiod ſie ſchildert, mit dem ſchmelzenden Blick der Liebe:

τῶν καὶ ἀπὸ βλεφάρων ἔρος εἶβετο δερκομενάων
δερκομενάων, καλὸν δὲ ὑπ' ὀφρύσι βεβριθυῖαι.

In ſtillem Entzücken blickte ich hin zu ihnen, und die Sehnſucht regte ſich in mir, ſie jetzt bei dieſer guten Gelegenheit, die ſich nicht ſo leicht wiederholen dürfte, um ihren Segen anzuflehen für die Beſtrebungen meines Muſenlebens. Mein kurzſichtiger Nachbar aber, der junge Profeſſor Fürſich, hielt ſie noch immer für Opernſängerinnen.

Fürſich näherte ſich jetzt, mit der „Encyclopädie" unter dem Arm, den Damen und ſagte verbindlich, indem er drei Finger ausſtreckte, wie alle Hegelianer, zum Zeichen der Dreiheit ihrer Philoſophie, bei feierlichen Gelegenheiten zu thun pflegen: „Meine Schönen, es kann zunächſt dies geſagt werden, daß Sie ſich da auf der feuchten Wieſe für's Erſte einen Schnupfen holen werden, und ein Schnupfen iſt nichts Anders als der ſchlechte Progreß eines an ſich ſeienden Schleims in's Unendliche; verſtehen Sie mich wohl, ich meine hier den Progreß in's „ſchlechte Unendliche," wie es Jemand geiſtreicher Weiſe ausdrücklich ſo benannt hat, denn das wahrhafte Unendliche iſt ſchlechthin die Idee ſelbſt in ihrer Identität des Denkens und Seins, und ſomit das Abſolute. Es iſt aber jetzt, nachdem die Denkbeſtimmungen unſerer Philoſophie in der Form der Nothwendigkeit die Zeit zu beherrſchen angefangen, gar nicht mehr für abſolut-vernünftig und zeitgemäß zu erachten, meine

Damen, ſo beim empfindſamen Schimmer des Abendſterns auf den Feldern ſpazieren zu gehen, und ſich mit Naturſchwärmereien, als dieſen Schlechten, abzugeben."

Da lächelten die Töchter des Zeus in unbeſchreiblicher Lieblichkeit, und ein himmliſcher Spott umleuchtete widerlegend, aber ſanft ihre ſinnige Götterſtirn. Ihr Lächeln war wie eine Streitſchrift gegen die Anmaßungen des philoſophiſchen Begriffs, wie eine Streitſchrift, im ſiegesgewiſſen Uebermuth auf ein Roſenblatt niedergekritzelt von der Hand der Unſterblichen. Da hielt ich mich nicht länger und ſagte zu dem unglücklichen Fürſich: „Mein Gott, Profeſſor, was machen Sie? Es ſind ja die Grazien!"

„Die Grazien?" wiederholte er ſtaunend, und betrachtete jetzt näher die drei Göttinnen, deren ſelige Geſtalten ſich aus dem Flor der Abenddämmerung immer glänzender herausheben. „Die Grazien?" fuhr er athemlos fort — „die Grazien hat ja Hegel noch nicht einmal in ſeinem Syſtem! Da kann ſogleich Dies geſagt werden, daß es zunächſt allerdings von tiefem Intereſſe ſein muß, die Grazien in ihrer an und für ſich ſeienden Beſtimmtheit begreifen zu lernen. Ja, eine neue Ausſicht eröffnet ſich mir in dieſer großen, wahrhaft concreten Stunde! Ich fühle mich plötzlich berufen, noch über das Syſtem Hegel's ſelbſtändig hinauszugehen, und unſer Meiſter ſoll nicht mehr denken, daß ſeine Schüler nichts Neues und Eigenthümliches mehr der abſoluten Wiſſenſchaft hinzuzufügen vermögen! So wahr ich Fürſich bin in meiner an und für mich ſeienden Totalität, ich muß noch die Grazien unſerm Syſtem einverleiben, worauf bisher noch Niemand gefallen iſt!"

„Hochzuverehrende Göttinnen!" — fuhr er mit einer tiefen Verbeugung fort — „es freut mich unendlich, nämlich in dem wahrhaft Unendlichen, mit Ihrer Bekanntſchaft beehrt und beglückt zu ſein. Nichts dürfte mir wünſchenswerther ſein, als Sie erkennen und begreifen zu lernen. Ich bitte Sie haben

Sie die Güte, mir zu Ihrem Begriff zu verhelfen, um Ihr Sein, welches das Denken iſt, mir präſent zu machen! Freilich tritt mir dabei ſogleich ins Bewußtſein, daß, nach unſerer Lehre, der philoſophiſche Begriff, um zu ſich ſelbſt zu kommen, ſich aller Vorausſetzungen entſchlagen müſſe. Da kann nun nicht anders als zunächſt dies geſagt werden, daß es mich allerdings vorerſt in Verlegenheit ſetzt, bei Ihnen, meine Grazien, alle Vorausſetzungen fahren zu laſſen, da Sie ja ſelbſt ſchon eine Vorausſetzung ſind!"

Da lächelten ſie wieder, die Töchter des Zeus, in unendlicher Anmuth den Hegelianer an, und ſchelmiſch die Arme ineinanderſchlingend zum göttlichen Spiel harmoniſcher Bewegung, flüſterten ſie tanzend und ſchäkernd die Scherzworte: „die Grazien laſſen ſich weder begreifen noch greifen!" — Ihre Scherzworte klangen von ihren reizenden Lippen wie eine in Muſik geſetzte Streitſchrift gegen die Anmaßungen des philoſophiſchen Begriffs, wie eine Streitſchrift, im ſiegesgewiſſen Uebermuth auf einer Flöte geblaſen.

Zürich ſchien vor Erſtaunen ein Außerſich zu werden. „Was iſt da anzufangen?" ſagte er, ſich zu mir wendend. „Ich kann und darf dieſe Grazien nicht in ihrer Unmittelbarkeit mir gegenüber verharren laſſen, ſondern ich will und muß ſie mir durch die Nothwendigkeit des Denkens zueigenmachen; ich will und muß ſie zu ihrem Begriff an und für ſich bringen und durch ſie als ſolche unſer Syſtem vervollſtändigen!"

„Brauchen Sie nur keine Gewalt!" ſagte ich bittend zu ihm, während die Chariten holdſelig fortfuhren in ihrem göttlichen Tanzſpiel und mit Himmelsfreude-athmenden Bewegungen auf und nieder ſchwebten auf der abendſtillen Flur, indeß oben am Aether ein Stern nach dem andern ſchaubegierig hervortauchte, um den Tänzen der Grazien zuzublicken und die ſchönſten ſeiner Stralen auf der Göttinnen Haupt herniederleuchten zu laſſen.

„Kennen Sie die Stelle des Heſiod in der Theogonie über

die Grazien?" fragte ich den in einem Kampf mit ſich ſelbſt begriffenen, unſchlüſſig daſtehenden Fürſich weiter.

„Sie wiſſen, wir verachten alle Citatgelehrſamkeit, allen philologiſchen Plunder, da wir es rein mit dem Princip zu thun haben!" antwortete er ſtolz. „Was meinen Sie für eine Stelle?"

„Die Stelle," fuhr ich fort, „wo Heſiod uns berichtet, daß die jüngſte der Chariten, die herrliche Aglaja, einmal den hinkenden Hephäſtos ſich geheirathet habe. Ich führe dies lediglich zu Ihrer Ermunterung an, lieber Fürſich. Verſuchen Sie Ihr Glück noch ein Mal bei den Göttinnen, denn wenn die Grazien in früherer Zeit einem rußigen Schmiedegott ihre Gunſt nicht verſagt haben, warum ſollten Sie ſich nicht auch jetzt zur Paſſion für einen reinphiloſophiſchen Fürſich entſchließen können? Alſo friſch noch ein Mal ans Werk, Fürſich! Erkämpfen Sie Ihrem Syſtem die Grazien, aber nur nicht mit Gewalt, denn nur aus Liebe ſpenden die Götter Alles!"

Mein Zuruf verfehlte auch ſeine Wirkung nicht, und der Hegelianer trat, die „Encyclopädie" unter dem Arm — **omnia sua secum portans** — mit neuem Muth vor die Göttinnen hin. Zur ſanfteſten Stimme ſich zwingend, ſagte er darauf ſiehend und überaus ſchmelzend: „O meine zunächſt in dieſer durchaus ſchönen Form ſich mir vorſtellig machenden Grazien, ich bitte Sie, entziehen Sie ſich doch nicht länger dem Begriff! Nur die unvernünftige Natur entzieht ſich dem Begriffe, und es iſt, wie Hr. Profeſſor Hegel in ſeiner „Encyclopädie" geſagt hat, die Ohnmacht der Natur, den Begriffsbeſtimmungen nicht getreu zu bleiben und ihnen gemäß ihre Gebilde zu beſtimmen und zu erhalten."

„Lieben Sie die Natur gar nicht, Hr. Fürſich?" fragten da die Unſterblichen den Schüler Hegel's, und begannen im himmliſchen Muthwillen faſt laut zu kichern. Ihre ironiſche Frage war wie ein mit Roſendornen auf ein Neſſelblatt geſtick-

les Fragezeichen, den Anmaßungen des philoſophiſchen Begriffs nach Recenſentenmanier in Parentheſe angehängt.

„Was die Natur anbetrifft, meine Grazien," erwiderte der Hegelianer, „die Natur alſo, deren Bewegung ihrer Idee durch ihren Stufengang näher Dies iſt, ſich als Das zu ſetzen, was ſie an ſich iſt, ſo bitte ich, mein diesfallſiges, zunächſt dem gemeinen Bewußtſein auffällig erſcheinen könnendes Urtheil nicht für ein blos aſſertoriſches gelten zu laſſen, welches vielmehr nur eine ſubjective Particularität wäre, ſondern es hat ſchlechthin ganz ſeine Stelle im Zuſammenhange des abſoluten Idealismus ſelber, wie ich aus der „Encyclopädie" unſerer Philoſophie ſogleich beweiſen kann."

Er ſchlug das Buch auf und fuhr fort: „Im §. 250 der Philoſophie der Natur, welche als das Andere der Idee den zweiten Theil unſers Syſtems einnimmt, heißt es: Man hat den unendlichen Reichthum und die Mannichfaltigkeit der Formen, und vollends ganz unvernünftigerweiſe die Zufälligkeit, die in die äußerliche Anordnung der Naturgebilde ſich einmiſcht, als die hohe Freiheit der Natur, auch als die Göttlichkeit derſelben oder wenigſtens die Göttlichkeit in derſelben gerühmt. Es iſt der ſinnlichen Vorſtellungsweiſe zuzurechnen, Zufälligkeit, Willkür und Ordnungsloſigkeit für Freiheit und Vernünftigkeit zu halten. Jene Ohnmacht der Natur ſetzt der Philoſophie Grenzen."

Bei der tiefen Dämmerung des Abends hätte man es bewundern können, daß er dieſe Stelle im Dunkeln noch herzuleſen vermocht, wenn nicht Hegels Schüler im Trüben zu fiſchen gewohnt geweſen. Er begnügte ſich jedoch damit noch nicht, ſondern meinte, daß er eigentlich eine andere Stelle hier im Sinne gehabt, durch die er die Grazien zu überführen hoffe, wie es nur dem ſchlechten Natürlichen zukomme, ſich nicht begreifen zu laſſen.

„Ja, meine Grazien!" fuhr er mit Eifer fort und blät-

terte gierig in der „Encyclopädie," während die Himmliſchen mit ſchalkhafter Miene dem Schüler lauſchten und ſich unter einander beluſtigten und neckten über dies närriſche Abenteuer, das ihnen auf ihrem heutigen Frühlingsabendausflug auf der Erde zugeſtoßen war — „ja, meine Grazien!" ſagte Fürſich mit geſteigertem Affect, „im §. 248 der Naturphiloſophie hat Hegel folgende Beſtimmung darüber gemacht: — der Ausbruch ſeines Affects endigte jedoch jetzt in einem faſt kläglichen Antiklimax, denn er bemerkte, daß gerade dies Blatt in der „Encyclopädie" noch nicht aufgeſchnitten war. Einen Augenblick lang ſtand er rathlos und verſtummt da, wie ein Jäger, dem eben die Flinte verſagt, als er ſie auf den herrlichſten Wildbraten abdrücken will. „Schade," flüſterten die Grazien, „daß unſere Muhme, die Parze Atropos, nicht hier iſt mit ihrer Scheere, um das naturphiloſophiſche Blatt aufzuſchneiden!"

Unglücklicher Fürſich, ich will Ihnen mein Federmeſſer borgen! ſagte ich gutmüthig und reichte ihm mitleidsvoll das Meſſer hin, das ich zufällig bei mir trug. Erheitert ſchnitt er nun das Blatt auf und las die Worte ſeines Meiſters: „Die Natur iſt an ſich, in der Idee göttlich, aber wie ſie iſt, entſpricht ihr Sein ihrem Begriffe nicht; ſie iſt vielmehr der unaufgelöſte Widerſpruch. Ihre Eigenthümlichkeit iſt das Geſetztſein, das Negative, wie die Alten die Materie überhaupt als das non-ens gefaßt haben. So iſt die Natur auch als der Abfall der Idee von ſich ſelbſt ausgeſprochen worden, indem die Idee in dieſer Geſtalt der Aeußerlichkeit, in der Unangemeſſenheit ihrer ſelbſt mit ſich iſt. Nur dem Bewußtſein, inſofern dieſes ſelbſt zuerſt äußerlich und damit unmittelbar iſt, d. i. dem Sinnlichen, erſcheint die Natur als das Erſte, Unmittelbare, Seiende. Weil ſie jedoch, obzwar in ſolchem Elemente der Aeußerlichkeit, Darſtellung der Idee iſt, ſo mag und ſoll man in ihr wohl die Weisheit Gottes bewundern. Wenn aber Vanini ſagte, daß ein Strohhalm hinreiche, um das

Sein Gottes zu erkennen, ſo iſt jede Vorſtellung des Geiſtes, die ſchlechteſte ſeiner Einbildungen, das Spiel ſeiner zufälligſten Launen, jedes Wort ein vortrefflicherer Erkenntnißgrund für Gottes Sein, als irgend ein einzelner Naturgegenſtand. In der Natur hat das Spiel der Formen nicht nur ſeine ungebundene, zügelloſe Zufälligkeit, ſondern jede Geſtalt für ſich entbehrt des Begriffs ihrer ſelbſt. Das Höchſte, zu dem es die Natur in ihrem Daſein treibt, iſt das Leben, aber als nur natürliche Idee iſt dieſes der Unvernunft der Aeußerlichkeit hingegeben, und die individuelle Lebendigkeit iſt in jedem Momente ihrer Exiſtenz mit einer ihr andern Einzelheit befangen, da hingegen in jeder geiſtigen Aeußerung das Moment freier, allgemeiner Beziehung auf ſich ſelbſt enthalten iſt. Ein gleicher Mißverſtand iſt es, wenn menſchliche Kunſtwerke natürlichen Dingen deswegen nachgeſetzt werden, weil zu jenen das Material von Außen genommen werden müſſe, und weil ſie nicht lebendig ſeien. Als ob die geiſtige Form nicht eine höhere Lebendigkeit enthielte und des Geiſtes würdiger wäre als die natürliche Form, die Form überhaupt nicht höher als die Materie, und in allem Sittlichen nicht auch Das, was man Materie nennen kann, ganz allein dem Geiſte angehörte."

Nachdem Fürſich Dies geleſen, blickte er mit triumphirender Miene umher und klappte dann ſtolz das Buch zu. Er ſah jetzt ſo ſchadenfroh-grämlich aus wie Rückert's „Apotheker," vor dem alle Blumen und Geſträuche ſich verfärben und grau werden vor Schreck, als er in die Natur hinaustritt, um die blühende Flora für ſeine Arzneigläſer und Salbenbüchſen einzuſammeln. Die Grazien aber ſagten die milden und freundlichen Worte, die mir entzückend in Ohr und Herz drangen, ſie ſagten: „Der Philoſoph hat hier an ſich und für ſich gar nicht Unrecht, aber warum der lieben heiligen Natur die Wahrheit ſo grob in's Geſicht ſagen? Wenn der Geiſt höher ſteht als die Mutter Natur, ſo kann man der ſchönen Mutter daraus ebenſo

wenig einen Vorwurf machen, als man auf die Prokne deshalb schmähen dürfte, weil ſie nicht wie ihre Schweſter Philomele geworden iſt."

Als ſie ſo ſagten, ſchien doch augenblicklich ein kleiner himmliſcher Unwille ihre Götterheiterkeit zu trüben, denn ſie ſchüttelten dabei etwas unmuthig ihr ſeliges Charitenhaupt, ſodaß ihnen die ambroſiſchen Locken wallend über den liliendufligen Nacken hinflatterten. Wunderbar, aus den flatternden, myrtegeſchmückten Grazienlocken flog ein Myrtenblättchen gerade auf mich zu und ließ ſich wie abſichtlich nieder auf dem Buch von Klopſtock, das ich noch immer aufgeſchlagen in der Hand hielt. In dem Myrtenblättchen lag ein Glühwürmchen verborgen, und bei dem hellleuchtenden Schein deſſelben konnte ich, als ich näher auf die aufgeſchlagene Stelle hinblickte, erkennen, daß es die herrliche Ode: „Der Zürcherſee," war, auf welche die ſinnigen Göttinnen mir bedeutungsvoll ein Abzeichen geworfen zu haben ſchienen. Ich weiß nicht, wie mir geſchah, ich fühlte mich plötzlich wie durch einen ſtillſchweigenden Befehl der Unſterblichen im Innerſten gedrungen, den erſten Vers der Klopſtock'ſchen Ode laut vorzuleſen, was ich denn auch zur nicht geringen Verwunderung Fürſich's ſogleich that, indem das Glühwürmchen, das in dem Myrtenblatt ſchlummerte, mir in der Dämmerung dazu leuchtete:

Schön iſt, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verſtreut; ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Da umſchwebte mit unendlicher Huld ein Beifallslächen die Lippen der Grazien, und ihr Lächeln war wie eine zum Liebesgedicht gewordene Kritik der Klopſtock'ſchen Naturanſicht, wie die anerkennende Kritik, welche ein Bräutigam in einer Morgenzeitung über ſich lieſt, nämlich in den morgenfriſchen Augen ſeiner mit ihm zufriedenen Braut, aus denen er vom Kriegsſchauplatz des Herzens her die Siegeszeitung erhält, daß er ihr

Einziger iſt. Fürſich aber kam mit dem Ausdruck der größten Verlegenheit im Geſicht zu mir heran und ſagte, ſich verzweiflungsvoll die Hände reibend: „Zum Kuckuk, was leſen Sie da? Da kann zunächſt Dies geſagt werden, daß es im Augenblick gar nicht von paßlichem Intereſſe war, bei ſo ſchwierigen und abſtrufen Materien, wie wir ſie eben aus unſerm Syſtem behandelten, ein Gedicht hervorzuziehen, da Gedichte überhaupt nur der ſchlechten Gefühlsſphäre angehörig ſind, und nicht identiſch ſind mit dem Sein, welches das Denken iſt."

Als er ſo nach dem Princip ſeiner Schule auch noch die Poeſie ſchmählich herabwürdigte, ſchien das ſchlafende Glühwürmchen in dem Myrtenblatt vor Schreck darüber aufzuwachen, denn es kroch auf einmal einige Verſe weiter die Klopſtock'ſche Ode entlang und blieb dann altklug bei der 14. und 15. Strophe derſelben ſtehen, auf welche es den hellſten Schimmer ſeines Stralenleibchens fallen ließ, gleichſam um mich dadurch wieder zum Leſen einzuladen. Ich las auch wirklich, den ſtillſchweigenden Befehl der Grazien vorausſetzend, ſogleich mit lauter Stimme:

Durch der Lieder Gewalt, bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch ſein; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr ſanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's ſanfte Herz,
Iſt, beim Himmel! nicht wenig,
Iſt des Schweißes der Edeln werth!

„Raſen Sie? Haben Sie einen declamatoriſchen Fieberanfall? Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich nur in dieſem Augenblick mit Poeſie!" ſagte Fürſich erhitzt und boshaft zu mir.

Ich aber verſenkte mich in ſüße Freude, als ich, zu den Grazien hinüberblickend, bemerkte, daß ſie den Rhythmus der Klopſtock'ſchen Verſe mit der Götteranmuth ihrer ſchwebenden Tanzbewegungen accompagnirt hatten. Dann ſagte ich men-

ſchenfreundlich und ganz herzlich zu den im Außerſichſein aufgelöſten Fürſich: „Sein Sie doch bei ſich, in Gott geliebter Fürſich, und bewundern Sie mit mir unſern tiefbegeiſterten Klopſtock! Iſt es nicht merkwürdig, daß der Dichter in der zuerſt von mir geleſenen Strophe ſeiner Ode ſo lange vor Hegel gerade dieſelbe Naturanſicht ſo mild-poetiſch ausgedrückt hat, welche der Philoſoph in dem von Ihnen vorgeleſenen Paragraphen ſeiner „Encyclopädie" mit der ganzen gö.tlichen Grobheit des Begriffs hingeſtellt hat? Während Hegel lebhaft, faſt mit einer gewiſſen Animoſität das Geiſtige gegen das mit unangenehmer Verachtung von ihm behandelte Natürliche zu erheben ſucht, hat Klopſtock in heitrer Dichterklarheit nur das frohe Geſicht, das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt, ſchöner geprieſen als die ſchöne Mutter der Schöpfung, die Natur ſelbſt, aber er erkennt doch noch die ſchöne Mutter Natur in ihr. Nach Hegel's Naturphiloſophie iſt die Natur nur die **mobled queen**, die ſchlotterichte Königin, von der nur ein Polonius ſagen könnte, daß ſie gut ſei; eine ſchlotterichte Königin, der eine Garderobe von lauter ſchlechten und unvernünftigen Zufälligkeiten, Willkürlichkeiten und Einzelheiten, die alle keine Einheit haben und ſich dem philoſophiſchen Begriff entziehen, um den Leib ſchlottert. Wohlaffectionirter Fürſich, ich muß mich einmal darüber ganz frei und ehrlich gegen Sie ausſprechen! Es iſt mir überhaupt nichts verdrießlicher an dem Syſtem Ihrer Schule als die Manier, unaufhörlich Alterativen aufzubringen, und das Dilemma zu ſtellen, daß entweder nur Dies oder das Andere Gültigkeit und Wirklichkeit haben ſolle, und das Eine das Andere im Leben ausſchließe. Wenn Hegel, deſſen Philoſophie mir in vielen Dingen gewiß eine ernſte, verehrungswürdige Erſcheinung iſt, den ich aber mehr dadurch zu ehren glaube, daß ich über ſeine Sätze nach meiner Einſicht nachdenke, als daß ich ſie blind nachſpreche; wenn Hegel auf das Verhältniß der Philoſophie zur Kunſt, des Denkens zum Schaf-

sen, der Natur zum Geist zu reden kommt, so muß er immer Eines durch das Andere vernichten und untergehen lassen, damit das, was ihm Prinzip ist, sich als ausschließlich herrschend oben erhalte; um die Philosophie, welches dann namentlich seine Philosophie ist — denn mit seinem System hat er ja die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Denkens abgeschlossen — um seine Philosophie allein auf den Thron des Geistes zu stellen, wird er an dem ewigen Gedankenleben der Kunst zum Geistesläugner, indem er ihr nur die natürliche Sphäre, das Gebiet der sinnlichen Vorstellung, also nach ihm: des gemeinen Bewußtseins, anweist, indem er ihr nur die Schwärmerwelt des in seinem System an einer Herzverhärtung hingestorbenen Gefühls zum Wirkungskreis eröffnet; um das Geistige über das Natürliche zu setzen, hetzt er den Begriff gleich mit einem gewissen Ingrimm gegen die Natur und schilt die Mutter wegen ihrer „Ohnmacht" aus, weil er sich keine Logik aus ihr zurechtmachen kann, und doch vermöchte die ohnmächtige Natur durch einen einzigen negativ-vernünftigen Wolkenbruch oder durch die Dialektik einer Alles mit sich selbst identisch machenden Sündfluth alle trocknen philosophischen Systeme dieser Erde so wohlthätig anzufeuchten, daß auch keiner ihrer geistesstolzen Paragraphen übrig bliebe, denn Noah pflanzte nur die Gattung fort, und der Bund, den Gott mit dem Menschengeist schließen wollte, sollte ein neuer Bund sein, und so würde denn auch ein zweiter Noah in seine Arche, die nur den zur Fortpflanzung bestimmten unvernünftigen Geschöpfen der Natur geöffnet war, die schlechthin vernünftigen Paragraphen unserer Philosophie gewiß nicht aufnehmen, welche dann in dem großen Regen rettungslos zu Wasser werden müßten. Ich halte es aber nicht nur für ein Sichselbstüberbieten des Hegel'schen Scharfsinns, daß er immer und jederzeit Alternativen aufbringt, daß er überall seinen philosophischen Begriff auf Leben und Tod in die Schranken hinausführt, sondern es ist auch ein seinem phi-

loſophiſchen Begriff ſelbſt inwohnendes ätzendes Gift, das die Lebensblüthen, auf welche es geſpritzt wird, verzehrt und nicht länger mehr blühen läßt. Deiner Ode jedoch, unſterblicher Klopſtock! iſt wol nie eine ſchmeichelhaftere Verherrlichung zu Theil geworden als heut, wo aus dem Lockenhaar der Grazien ſich ein Myrtenblättchen auf den ſchönſten Deiner Verſe niederließ, um ihn zu zeichnen. Ja, dieſe Ode von Dir haben die Grazien gezeichnet!"

„Entſchuldigen Sie," fügte ich beſcheiden hinzu, „daß ich Sie vorhin in Ihren Bemühungen unterbrochen, Ihrem Syſtem die Grazien zu erkämpfen! Fahren Sie fort, lieber Fürſich, und geniren Sie ſich nicht im Mindeſten meiner Gegenwart halber!"

Die ſchelmiſche Aglaja lächelte ihn muthwillig und wie herausfodernd an; die ernſtere Euphroſyne blickte ſinnend zu den in goldenem Duft leuchtenden Wandelſternen über uns empor, als ſehne ſie ſich von der philoſophiſchen Converſation hinweg in ihre Heimath; Thalia aber fragte den Schüler kurz, was er denn eigentlich von den Göttinnen des Schönen begehre.

„Es kann zunächſt Dies bemerkt werden," antwortete Fürſich, „daß es mir nach der vorgeſchrittenen Erkenntniß unſerer Zeit durchaus in der Form der Nothwendigkeit beſtimmt zu ſein ſcheint, daß die Göttinnen des Schönen ſich fortan mit der alleinigen Göttin, der Philoſophie, welches näher unſere Philoſophie iſt, verbinden und ihr unterwerfen. Ja, meine Göttinnen, ich bin wiſſenſchaftlich überzeugt, daß heutigestags die Zeit des Individuellen vorüber iſt, und daß der Menſchengeiſt ſich immer mehr in ſein Allgemeines auflöſen wird, worauf unſer Syſtem wenigſtens unermüdlich hinarbeitet. Ich erſuche Sie daher, o Göttinnen des Schönen, zunächſt Ihre Individualität aufzugeben, auf dieſe Weiſe das Schöne unſerm philoſophiſchen Begriff anzunähern, und dann, in der Idee mit uns ſich zuſammenſchließend, in unſerm Syſtem zu Grunde zu gehen; zu Grunde gehen gebrauche ich hier nämlich ganz in

dem eigenthümlichen Sprachgebrauch des Stifters unſerer Schule, wonach es heißt: auf den Grund des Begriffs zurückgeführt werden, und dieſe ſinnreiche Zweideutigkeit der Sprache mag dann auch näher dahin ihre Geltung haben, daß das Unweſentliche und Zufällige an einem Gegenſtande allerdings auch in einem andern Sinne zu Grunde geht, wenn man den Gegenſtand in die Tiefen ſeines Grundes untertaucht. So verſchmähen Sie es denn auch nicht, o Göttingen des Lebensſchönen und des Kunſtſchönen, im Syſtem Hegel's zu Grunde zu gehen, und in ihm aufgenommen, werden Sie nicht mehr die Schönen, ſondern das Schöne ſein, denn das Individuelle muß eben in jenem andern Sinne des Sprachgebrauchs zu Grunde gehen! Phantaſten meinen zwar, das Individuelle ſei der eigentliche Reiz am Leben und an der Kunſt, und um ſich im Allgemeinen aufzulöſen, ſei erſt Zeit im Grabe, aber hören Sie nicht auf dieſe Leute, ſondern auf mich, meine Grazien, denn nicht das Individuelle, ſondern das Abſolute iſt die Tendenz aller Bildung! Sehen Sie her, in der „Philoſophie des Geiſtes," welche den dritten Theil unſerer „Encyclopädie" bildet, Einleitung §. 384. ſagt Hegel Folgendes: Das Abſolute iſt der Geiſt; dies iſt die höchſte Definition des Abſoluten. Dieſe Definition zu finden und ihren Sinn und Inhalt zu begreifen, Dies, kann man ſagen, war die abſolute Tendenz aller Bildung und Philoſophie, auf dieſen Punkt hat ſich alle Religion und Wiſſenſchaft gedrängt; aus dieſem Drang allein iſt die Weltgeſchichte zu begreifen."

„Hier will ich noch eine eigne Bemerkung zu dieſer Stelle machen!" fuhr Fürſich mit kühner Zuverſicht fort, nachdem er ſie geleſen. „Wenn Hegel ſagt: Das Abſolute iſt der Geiſt, ſo kann ich auch ſagen: Der Geiſt iſt das Abſolute!"

„So ſind Sie alſo auch ein abſoluter Geiſt, Herr Fürſich?" fragten die Grazien mit einem göttlichen Seufzer.

„Das verſteht ſich!“ antwortete er bettelſtolz.

„Ach!“ ſeufzten die Unſterblichen noch einmal einſtimmig, und ihr Ach war wie eine über dem Grabe menſchlicher Schwäche aufblühende Trauerblume, die ihre thauſchweren Blätter wie in Mitleidsthränen wiegt. Es klang, als drückten die Göttinnen damit ihr gefühlvolles Mitleid aus über den Menſchengeiſt, der, obwol er nur ein werdender und ein aus dem Nichts zum Sein ſtrebender ſei, ſich doch für abſolut halte; über den Menſchengeiſt, den das wilde Bilderſpiel des ihn tragenden Lebens unabläſſig umrauſcht und den der Anfall einer Kopfgicht oder die Gedankenloſigkeit der Alterſchwäche wieder zum Kind machen kann, das zuletzt nach lebenslangem Suchen der abſoluten Weisheit ſich beſcheidet, alle Weisheit nur in Gott anzubeten.

„Sie ſcheinen ſich in Gefühle und Empfindungen zu verlieren, meine Verehrten!“ fuhr Fürſich fort. „Auch die Gefühle und Empfindungen müſſen Ihnen zu Grunde gehen, wenn Sie mit unſerm Syſtem vereinigen, denn das Gefühl iſt (vergleichen Sie §. 447. der „Encyklopädie,“ in der Pſychologie, a) der theoretiſche Geiſt, α) Anſchauung) nur eine zufällige Particularität, in welcher die Subjectivität noch nicht als frei geſetzt iſt.“

„Mein Herr!“ flüſterten die Grazien, „Sie wollen die Schönheit, die wir im Leben und in der Kunſt behüten, Sie wollen ſich die Schönheit für Ihre Philoſophie erobern, und vergeſſen, daß man der Schönheit auf dem Altar der Empfindung opfert!“

„Das ſoll und muß eben anders werden durch unſere Philoſophie!“ antwortete Fürſich. „Der Schönheit ſoll nicht mehr geopfert, ſondern ſie ſoll von nun an nur begriffen werden, denn die Zeit der unmittelbaren Production iſt längſt vorüber!“

„Ach! Ach!“ ſeufzten die Grazien wieder, wie oben, mit einem göttlichen Seufzer, und ihr Doppelach glich dem Wehen zweier Stechpalmen, die über dem Grabe eines Kunſtverächters

sein Nachbar, ein Kunstgärtner, gepflanzt hat. Ihr Doppelach drang mir so tiefmahnend zum Herzen, als müßte ich hinzufügen: Beim Abendstern! Was würde aus den Künstlern und der Kunst werden, wenn man ihnen die Unmittelbarkeit ihres Schaffens verdächtig machen wollte! Aus einer Schulphilosophie ist nie ein Künstler hervorgegangen und gebildet worden. Ein schulphilosophischer Dichter — was müßte das für ein Mensch sein! Er müßte ohne Herz und Empfindung dichten, denn seine Schule würde ihm zuvor das Herz, welches, nach ihr, das Schlechte am Menschen ist, aus dem Leibe genommen haben. Ein schulphilosophischer Maler würde immer in Grau malen, und ein schulphilosophischer Musiker würde sich etwa damit begnügen müssen, zeitlebens das Brummeisen zu spielen und auf demselben: „Mich fliehen alle Freuden ꝛc." in Weh-Dur zu variiren.

„Sehen Sie her, meine Grazien!" sagte jetzt Fürsich weiter, „im §. 400 der „Encyclopädie" (in der Anthropologie, unter der Rubrik: Die natürliche Seele, γ) Empfindung) ist Folgendes bestimmt worden: Daß die Empfindung und das Herz nicht die Form sei, wodurch etwas als religiös, sittlich, wahr, gerecht u. s. w. gerechtfertigt sei, und die Berufung auf Herz und Empfindung entweder ein nur Nichtssagendes oder vielmehr Schlechtessagendes sei, sollte für sich nicht nöthig sein, erinnert zu werden. Es kann keine trivialere Erfahrung geben als die, daß es wenigstens gleichfalls böse, schlechte, gottlose, niederträchtige u. s. w. Empfindungen und Herzen gibt; ja, daß aus dem Herzen nur solcher Inhalt kommt, ist in den Worten ausgesprochen: Aus dem Herzen kommen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch u. s. w. In solchen Zeiten, in welchen das Herz und die Empfindung zum Kriterium des Guten, Sittlichen und Religiösen von wissenschaftlicher Theologie und Philosophie gemacht wird, wird es nöthig, an jene triviale Erfahrung zu erinnern, ebenso sehr als es auch heutigestags nöthig ist, überhaupt daran

zu mahnen, daß das Eigenſte, wodurch der Menſch ſich vom Vieh unterſcheidet, das Denken iſt, und daß er das Empfinden mit dieſem gemein hat."

Kaum hatte Fürſich dieſe rohen Worte hergeleſen, welche mir auch jetzt, wie immer, durch Mark und Bein ſchnitten, und kaum hatte ich angefangen, in mir ſelbſt ehrlich nachzuforſchen, ob ich denn wirklich meine Empfindungen, wie Hegel ſich ausdrückt, mit dem „Vieh" gemein hätte, und ob nicht, ſelbſt wann die Empfindung nur das unbeſtimmte ſeeliſche Träumen ſei, das vor dem Sonnenlicht des Denkens wie Nachtgeflügel zerſtiebe, ob nicht ſelbſt dann noch zwiſchen menſchlicher und thieriſcher Empfindung ein ebenſo himmelhoher Unterſchied ſtattfinde als zwiſchen Menſch und Thier überhaupt: kaum hatten ſich dieſe unabweislichen Betrachtungen mir aufgedrungen, als ich bemerkte, daß ſich die Scene um uns her in dieſem Augenblick verändert habe. Die Grazien waren plötzlich verſchwunden. Dieſer letzte Lehrſatz Hegel's hatte die Grazien auf immer aus unſerm Geſichtskreiſe verſcheucht, und die Schönheitsgöttinnen des Lebens ſchienen, durch das grobe Geſchütz dieſes Paragraphen angedonnert, lautlos wie im Nu in der Aetherferne zerfloſſen zu ſein. Fürſich ſtand, mit der „Encyclopädie" unter dem Arm, ſprachlos da und ſtarrte, ein dummes Geſicht machend, in die leere Luft. Der Hegelianer hatte im Kampf mit den Grazien nun eigentlich das Feld behauptet, denn die Himmliſchen waren vor ihm gewichen, aber der Klagegeſang der Vögel im nahen Walde ſchien ihn zu bedauern, daß er ſo unglücklich geweſen, auf dieſe Weiſe Sieger zu ſein. Mir aber hatte die Flucht der Grazien eine Wehmuth im Herzen zurückgelaſſen, die mich um ſo banger überſchlich, als unmittelbar nach ihrem Verſchwinden Heſperus und die andern Sterne ſich in undurchſichtige Wolkenſchleier verhüllten und ein ſchwarzdunkler Horizont ſich wie troſtlos über das nächtliche Erdenthal ausbreitete.

Ich näherte mich Fürſichen und weckte ihn aus ſeiner Starr-

sucht, indem ich mit meinem Klopstock sanft gegen seine „Encyclopädie" schlug und dadurch ein Geräusch erregte. Wir wußten Beide nicht, ob wir gewacht oder geträumt hatten, und traten, ohne ein Wort zu sprechen, den Rückweg miteinander an, der durch den stockfinstern Wald und in der schauerlichen Einsamkeit der Gegend nicht erfreulich war. Dazu kam, daß sich am Himmel ein fürchterliches Gewitter zusammenzuziehen schien und augenblicklich mit Donner, Blitz und Regen über uns schutzlose Wanderer loszubrechen drohte. Jetzt erblickten wir im Forst ein fernherschimmerndes Licht, das uns immer näher kam. Es war Fürsich's junge Frau und sein Dienstmädchen mit der Laterne und einem Regenschirm, um ihren verirrt geglaubten Philosophen, der sich im Zug abstracter Gedanken oft von dem rechten Wege, der nach Hause führte, zu entfernen pflegte, zu suchen. Die Frau, welche das absolute Pantoffelregiment in der Philosophenwirthschaft zu führen schien, war sehr ungehalten, daß ihr Mann sich so im Thiergarten verspätet, wo ihn nun noch das böse Wetter heimsuchen werde. Ich tröstete sie und sagte: „Frau Professorin, einem Hegel'schen Philosophen kann eigentlich nie etwas recht Böses begegnen, denn Hegel faßt ja das Böse nicht als jenes dämonische Weltprincip auf, wie es sonst alle Völker von der Zeit ihrer mythischen Träume an bis zu ihrem bewußten Denken herauf gefaßt haben, sondern er läßt das Böse und Gute dialektisch in einander überschlagen, so daß das Böse nur eine logische Unangemessenheit des Seins gegen das Sollen ist, welche nach dem Hegel'schen Umschlagen der Begriffe ebenso leicht in ihr Anderes, d. h. in das Gute umschlagen kann. Daher, wenn ich die Hegelianer auch angreife, thue ich ihnen doch eigentlich nichts Böses, sondern dies Böse wird, nach dem Prinzip ihrer Schule selbst, sogleich zu etwas Gutem umschlagen können."

Die Hegelianerin lächelte, ich aber fuhr, gegen ihren Mann gewendet, fort: „Lieber Fürsich, auch ich habe einmal die He-

gelſche Encyclopädie **nocturna** und **diurna manu**, wie Horaz ſagt, gewendet und umgewendet, und da fallen mir noch die Paragraphenzahlen zum Beleg für das eben Angeführte ein. Vergleichen Sie gefälligſt in der Encyclopädie, in der zweiten Abtheilung der Philoſophie des Geiſtes: Der objective Geiſt, B. die Moralität, γ) das Gute und das Böſe, die §§. 507, 508, 509, 510, 511, 512. Ich bringe Ihnen dieſe Paragraphzahlen gewiſſermaßen zum Gegenſchenk für die vielen Citate, die Sie uns vorhin im Geſpräch mit den Grazien ſo überreichlich zum Beſten gegeben haben."

„Wenn habe ich Citate zum Beſten gegeben?" fragte er mich überraſcht, als wiſſe er von nichts. Ich hatte nicht Luſt, mich in Erörterungen einzulaſſen, that daher auch, als wiſſe ich von nichts, und nahm am Brandenburger Thor kalten Abſchied.

Ich ſuchte noch meinen Freund, den **Dr.** Weißdaſſernichtsweiß, auf, um ihm ſeinen Klopſtock wiederzubringen. Der philoſophiſche Recenſent ſaß noch bei der Studirlampe und lucubrirte über der Hegelſchen Encyclopädie. Ich erzählte ihm ſogleich ausführlich mein Abenteuer mit den Grazien. Er rieth mir, die Phantaſie zu Papier zu bringen und als eine phantasmagoriſche Kritik über die Hegel'ſche Encyclopädie drucken zu laſſen. Er ſelbſt, fügte **Dr.** Weißdaſſernichtsweiß hinzu, beabſichtige zwar auch noch, eine möglichſt gründliche und in ſtrengwiſſenſchaftlicher Methode gehaltene Recenſion über die Encyclopädie zu ſchreiben, aber er werde mit dieſer ſchweren Arbeit wohl erſt in dreihundert Jahren zu Stande kommen, wo ſie vielleicht nicht mehr zeitgemäß ſein dürfte.

„O Sokrates!" entgegnete ich, „wenn ich mein Abenteuer mit den Grazien drucken laſſe, ſo wird man mir, der ich doch eigentlich unſchuldig an der ganzen Sache bin, ſehr zürnen in Berlin von der Spree bis zum Schafgraben! Ich würde daher etwa zum Schluß des Aufſatzes die beſondere Bemerkung hinzufügen: Notabene für Zürnende: Zürnet mir nicht,

ſeid mir gut, denn ich habe ja nur meine Geſinnung ausgeſprochen, wie Ihr es auch in Eurem Syſteme thut, und eine Geſinnung iſt der andern werth! Seht, dieſe Kritik iſt ein Frühlingsabendſcherz, der mit Blüthen neckend umſichwirft, aber wer kann dafür, wenn in einer Blüthe irgendwo eine Biene verſteckt war, die mit ihrem zweiſpitzigen Stachel Euch umſchwärmte? Wer kann dafür, wenn es bei ſolchen Frühlingsabendſcherzen zuweilen etwas ſchwül wird, wenn durch das Waldlaub mitunter finſtere Gedanken rauſchen und fern grollende Donnertöne einen Gewitterausbruch vorherſagen?“

III.

Muſik und Philoſophie.

Zeitgemäße Betrachtungen.

Wenn die Philoſophie unſerer Tage in ihren univerſalen Beſtrebungen auch eine Kunſtphiloſophie zu gründen ſich bemühte, worin gewiſſermaßen erſt durch ſie alle Künſte zur Vernunft gebracht werden ſollten, ſo ſcheint ſie dagegen an der Muſik eine natürliche Feindin ihrer Kunſtphiloſophie zu haben, denn ſogern man auch in unſerer philoſophiſchen Zeit jedes Stückchen Brot nicht anders als denkend verzehren, und verzehrend durchdenken möchte, ſo iſt doch gar nicht abzuſehn, wie man die Tonmuſe und ihr melodiſches Leben der überall geltend gemachten philoſophiſchen Denk- und Begriffsbeſtimmtheit irgend annähern könne. Die unbegreifliche Schönheit der Muſik mag die Kunſtphiloſophen recht in Verlegenheit geſetzt haben, denn der Poeſie laſſen ſich ideelle Tendenzen ankränkeln und in den plaſtiſchen Künſten kann man bei den ſichtbar gewordenen Geſtalten des Malers, bei den Statuen des Bildhauers, über die Verkörperung der mit ihrer Form identiſchen Idee philoſophiren, aber eine in der Luft entſtehende und mit dem Schall verſchwebende Welt von Tönen, die gleich trunkenen Bienenſchwärmen aufflattern und wieder auseinanderſtieben, ſcheint der philoſophirenden Betrachtung der Kunſt auch gar keinen Anknüpfungspunkt zu bieten. Der Kunſtphiloſophie iſt es eigen, überall auf Reſultate auszugehn, während eine rein künſtleriſche Auffaſſung das zur Schönheit vollendete Daſein eines Werkes als ſeinen Zweck ſelbſt anſpricht und genießt. Zu welchen Reſultaten wollen es aber die philoſophiſchen Aeſthetiker bei einer Kunſt, wie die

Musik, bringen, welche es für diese gründlichen Männer, die Alles auf die Paragraphen ihres Systems beziehen müssen, kaum mit einem bestimmten Inhalt oder geradezu mit keinem Inhalt zu thun hat?

Jedoch gerade von der Musik könnten die Philosophen lernen, daß es möglich ist, auch mit der anscheinenden Miene des tändelnden Jugendleichtsinns die tiefsten Dinge von der Welt zu sagen, denn das hat eben die Tonkunst an der Art, daß sie mit ihren Melodieen nur wie ein spieltreibendes Kind erscheinen will, welches ein übervolles und überseeliges Herz, dessen es sich der klugen und wissenschaftlichen Leute wegen fast schämen möchte, hinter seinen klingenden musikalischen Figuren bald schalkhaft verbirgt, bald mit liebesuchender Wehmuth sich hervorragen läßt in wunderbaren Tonandeutungen, die an jedes Menschenherz mit der leisen Frage: verstehst Du mich? herantönen, aber bei weitem nicht von jedem verstanden werden. Die Mittel der Musik, die Töne, sind zweideutig, ja, das müssen wir den gründlichen Männern, welche nicht einsehen können, wie man durch Töne einen bestimmten Inhalt darzustellen vermag, von selbst zugeben; die Gesangtöne — diese Engel des menschlichen Athems — sowie die Instrumentaltöne — diese lautwerdenden Harmoniegeister der anorganischen Natur — sind aber gleicherweise nicht nur zweideutig, sondern sogar vieldeutig, doch es gilt eben in der Musik, nicht Das, was sie herausſagt, für das Wesentliche ihrer Darstellungen zu nehmen, sondern vielmehr Das, was sie im tiefsten Seelenhintergrund als ihr wahres Gefühl mehr ahnen läßt denn zur Schau trägt.

Der Philosoph, seinen unausstehlich-göttlichen Begriff als Maßstab festhaltend, hat, indem er auf eine Musik hört, zunächst keine dringendere Anforderung, als daß ihm diese Musik auch Etwas sage, woraus er sich irgend ein solides Resultat entnehmen könne, denn es gehört zu den Prinzipien dieser philosophischen Schule, die wir hier meinen, und der Stifter der-

ſelben hat es ſelbſt einmal mit trocknen Worten ausgeſprochen, nämlich, daß es eitle Phantaſterei ſei, von etwas Unſagbarem zu reden und einen Werth darauf zu legen, weil jeder vernünftige Inhalt ſich auch müſſe als ſolcher herausſagen laſſen, und das Unſagbare ſei ſomit nur als das Schlechte und Unvernünftige, oder vielmehr als das rein Nichtige und Inhaltloſe anzuſehen. Für dieſe ihre Herzensmeinung ſcheint die abſolute Philoſophie auch noch an ihrem vielbeſprochenen, aber ſehr precären Satz: „was vernünftig iſt, iſt wirklich, und was wirklich iſt, iſt vernünftig“ einen Gegenhalt zu haben. Von der Muſik aber könnte die Abſolute lernen, nicht nur, wie wir eben andeuteten, die tiefſten Dinge mit heitrer Kindesmiene zu verhandeln — was auch ſchön wäre, denn wozu wollen die Philoſophen ihr Geſicht ſo in Runzeln legen und ſo grabesfinſter ausſehn, wie ſie thun, wenn ſie von den tiefen Dingen in der Welt reden? — ſondern auch, daß es etwas Unſagbares im innern Leben des Menſchen gibt, einen heimlichen Seelenſchatz, der nicht in Worten und Begriffen gehoben werden will und kann, und dennoch eines wahrhaften Inhalts voll iſt, ſo wie es Gebete zu Gott gibt, die nicht geſprochen werden. Dieſes Unſagbare im Menſchen nimmt die Tonkunſt auf ihre Flügel, und was als der geiſtige Zuſammenhang durch das Spiel ihrer Melodien hinſchwebt, das iſt das Flüſtern der ſchüchternen Pſyche und ihrer geheimſten Freuden und Schmerzen. Die Muſik neckt uns gewiſſermaßen mit ihrem Inhalt, und während wir nur den künſtlichen Zauber der Inſtrumente und das glockenhelle, frühlingsfriſche Organ der Sängerin zu hören ſcheinen, während wir nur den ſinnlichen Schmeichellauten der Töne uns hingeben oder den kunſtreich durchgeführten Satz des Componiſten bewundern, hat ſie ſich unvermerkt mit dem Klang ihrer Geigen, Flöten, Bratſchen und Geſangtändeleien tiefer in unſer Herz geſchlichen, und ihr anmuthig verſtelltes Lachen und Weinen fängt an in uns ein Denken und Fühlen zu bedeuten, das

uns in den räthselhafteſten Grund unſers Weſens mit Andacht und Liebe verſenkt. Die Muſik neckt uns wehmüthig-ſchalkhaft mit ihrem Inhalt, indem ſie ihre Inſtrumente oft von etwas ganz Anderem zu uns ſprechen läßt, als was ſie uns eigentlich ſagen möchte; indem ſie ihren Sinn flatterhaft verſteckt und verkleidet hinter den ſchimmernden Putz der glänzendſten Tonſtücke, um uns durch die unſchuldige Eitelkeit eines harmlos vorüberklingenden Lebensglückes erſt in Weltfreude und Erdengenuß hinauszulocken und dann plötzlich wie im Spiel, ehe wir es dachten, mit den goldnen Pfeilen ihrer Töne auch auf eine verborgene Stelle in unſrer Bruſt zu zielen, welche ſich zu gleicher Zeit davon verwundet und geheilt finden. So neckt, um ein Gleichniß zu nehmen, die Liebende ihren Freund mit dem Geſtändniß „ich liebe Dich!“ und läßt nur zu Zeiten in ihren Augen Das errathen, was der abweiſende Scherz der Lippen noch nie ausgeſprochen hat. —

Auf ſolche Subtilitäten des Gefühls, die er als unwürdige Schwärmereien verachtet, mag ſich aber der abſolute Philoſoph nicht einlaſſen, und wenn man ohne Zweifel behaupten kann, daß nichts als ein offenes und wahrhaft menſchliches Gefühl dazu gehört, um die Wirkungen der Muſik richtig zu empfinden und zu beurtheilen, ſo wird eben dieſer Behauptung wegen eine Philoſophie, welche mit dem Gefühl „als dieſem Schlechten,“ wie ſie ſich auszudrücken pflegt, nichts zu thun haben will, von aller wahren Muſik- und Kunſterkenntniß zurückſtehen müſſen. Da die Abſolute überhaupt den pedantiſchen Grundſatz bekennt, daß alle Kunſt nur etwas Natürliches, d. h. keine geiſtige Production, ſei, ſo kann man ſich wundern, daß ſie dieſe ihre Kunſtanſicht noch nicht bis in's Abſurde hinein zur Anwendung gebracht hat, was ihr gar nicht unähnlich ſehen würde. Sie dürfte nur bemerklich machen, daß z. B. Glocken, die man dem Winde preisgibt, ſchon durch den bloßen Luftzug, der ſie hin- und herbewegt, eine Muſik entſtehen

laſſen, an der ſich mancher gutherzige Träumer ebenſo entzücken und befriedigen könnte, als an der künſtlichſten Symphonie Beethovens; und wer jemals in einer ſchönen Gegend und unter günſtigen Verhältniſſen des Windes eine ſolche Naturharmonika zu belauſchen Gelegenheit gehabt, wird es in der That gern zugeſtehen wollen, daß dieſes zufällige Concert, von einem muſikliebenden Abendlüftchen hervorgebracht, nicht ſelten eine gleiche und vielleicht ſelbſt rührendere Wirkung auf ihn ausgeübt habe als ein ächt künſtleriſches Tonſtück. Wie ſehr ſcheint aber nicht dies Phänomen, das wir den philoſophiſchen Muſikverkennern hiermit zur Anwendung getroſt in die Hände liefern, der Meinung aufzuhelfen, daß die Kunſt nur etwas Natürliches und Elementariſches ſei, und wie ſehr muß dadurch vollends die Muſik ſelbſt in der Anſicht jener Herren an aller höhern geiſtigen Bedeutung, von welcher ihre Jünger und Liebhaber phantaſiren, einbüßen! Was gilt's, die Muſik iſt am Ende nichts, als eine andere Art von Luxusartikel, und wie man die Finger mit goldenen Ringen ſchmückt und die Damen ihren Putz durch Juwelen und Armbänder erhöhen, ſo mag der heutige Zeitgeſchmack, ſchöne Lippen durch hervorſprudelnden Geſang noch ſchöner zu zeigen, als ziemlich herrſchend gewordene Mode hingehn, und die ſo zum bloſen Lippenzierrath dienende Muſik hat man gewiß nicht nöthig, für eine dem Geiſt angehörige Kunſt anzuſehn, da ſie ja rein die Stelle anderer von der Natur hervorgebrachter und nur von der Technik zu einer niedlichen Form ausgearbeiteter Schmuckſachen vertritt, und, wie geſagt, ſogar ein unvernünftiger Wind ſchon im Stande iſt Muſik zu machen! Es kann ſein, daß die Tonkunſt bei vielen ſie ausübenden Modemenſchen auch wirklich nur den windigen Sinn einer Galanteriewaare hat, wiewohl ganz naiver Weiſe; aber daß wie die eben angeführte niedrige Anſicht von der Muſik auch den philoſophiſchen Aeſthetikern, die eigentlich überall die tiefere und tiefſte Bedeutung der Dinge nachweiſen ſollten, in

der That zuſchreiben müſſen, iſt theils kläglich genug, theils jedoch gar nicht zu verwundern, da dieſelben von der Kunſt überhaupt keine höhere beſitzen. Zwar hat es bisjetzt noch gefehlt, daß man das von uns zur Anwendung vorgeſchlagene Phänomen dazu gebraucht hat, die geiſtige Bedeutungsloſigkeit der Muſik daraus abzuleiten, aber dennoch hat Hegel es jedesmal in ſeinen mündlichen Vorleſungen über Aeſthetik an der flüchtigen Stelle, wo er von der Tonkunſt zu handeln pflegte, ohne Rückhalt ausgeſprochen: „daß er ſich bei der Muſik nichts zu denken wiſſe und daß es überhaupt die Eigenthümlichkeit derſelben ſei, den Geiſt in Träumereien zu verſenken und ſomit am Ende Langweile hervorzubringen.“ Wer kann dafür, daß einem ſonſt ſo gründlichen und verehrungswürdigen Mann gerade der Kunſtſinn verſagt war? Die Anmaßung aber hat nur der Standpunkt des Syſtems mit ſich gebracht, nämlich ſich berufen zu glauben, daß man durch die bloße Anwendung des philoſophiſchen Begriffs Alles und Jedes, auch Das, wovon man eigentlich nichts verſteht, beſprechen, beurtheilen könne, nur um in der Encyclopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften keine Lücke zu laſſen.

Was jedoch jene Windharmonika anbetrifft, ſo kann ſie, anſtatt zum Beleg für die Zufälligkeit des Vorhandenſeins der Muſik zu dienen, vielmehr dazu gebraucht werden, um die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Exiſtenz in der Welt zu beweiſen. Wie es die Schwere aller Körper mit ſich bringt, nach beſtimmten Geſetzen zu fallen, ſo iſt es der Reiz der Gegenſeitigkeit, durch welche Körper, die einander mit Energie berühren, in den Zuſtand gerathen zu tönen, und wie die Bewegung den Fall erzeugt, ſo läßt die Berührung der irdiſchen Materie den Schall entſtehen. Die ſeelenvolle Wirkung aller Saiteninſtrumente führt ſich ganz einfach auf das Aneinanderſchlagen zweier feſten Maſſen zurück, und wenn Du den

vollen Ton eines Waldhorns in ſeiner romantiſchen Modulation nachgehſt oder Dich in den kunſtvollen Geſang einer Menſchenſtimme vertiefſt, ſo wirſt Du Dir in dieſem Augenblick den Genuß nicht durch die kühle Gelehrtenbetrachtung ſtören wollen, daß das, was Dich beglückt, nichts als eine Folge des Luftzuges ſei, der ſich bei dem Blaſeinſtrument in ein beſtimmtes Verhältniß zur Röhre und bei der Stimme in ein ſolches zu den Athemwerkzeugen geſetzt hat. Du haſt für dieſen Augenblick Recht, aber in einer andern Beziehung unternimmt man ja jene Zurückführung der Muſikäußerungen auf die elementaren Naturverhältniſſe nicht, um die Bedeutung der Muſik dadurch zu vernüchtern — denn ſo würde man ja der abſoluten Kunſtphiloſophie in die Hände arbeiten! — ſondern um ſich vielmehr daran zu erinnern, daß die Muſik die urſprünglichſte und in der Naturnothwendigkeit ſelbſt gegebene Kunſt der Völker iſt. Malerei und Sculptur ſetzen ſchon der Mittel wegen, durch die ſie ſich hervorbringen, einen vorgerückteren und künſtlicheren Culturzuſtand des geſellſchaftlichen Volkslebens voraus, und dem Erwachen der Poeſie muß eine hiſtoriſche oder mythiſche Nationalvergangenheit vorhergehen, welche den dichtenden Geiſt durch Thaten und Begebenheiten anregt, denn die Poeſie, wie ſie in ihrem Urſprunge immer epiſch iſt, beginnt ihre Darſtellung keineswegs mit den innern Schickſalen des Individuums, ſondern vielmehr mit den äußeren der Völker, Stämme und Geſchlechter. Aber die Muſik iſt die erſte Kunſt des Individuums, ſie iſt gewiſſermaßen die erſte Lyrik der individuellen Empfindung bei den Völkern, während die Poeſie erſt, nachdem ſie die epiſche Stufe zurückgelegt, lyriſch wird und ſich mit den Gefühlen zu beſchäftigen anfängt. —

Der Schall, dieſes noch blos Elementariſche, enthält doch ſchon die Sehnſucht aller Körper nach Muſik in ſich und deutet das Verhältniß der irdiſchen Materie zur Weltharmonie an. Durch den Schall, weil er aus der gegenſeitigen Berührung

der Materie entsteht, empfinden und verrathen die Körper alle die geheime Sympathie, in der sie gemeinsam aus der Natur herausgeboren wurden, und welche sie, so oft sie sich wieder berühren, an ihre Verwandtschaft mahnt durch den tönenden Schall, der das Streben zur Harmonie aller Dinge ist. Der Schall der irdischen Materie geht jedoch wie ein verlorner Ruf durch das Universum, denn wie sich auch die im All zerstreuten Körper im Moment der Berührung durch den Schall wieder anlocken mögen und im Klingen den Jubel einer scheinbaren Wiedervereinigung laut werden zu lassen scheinen; wie auch selbst dem Lichte in der Mythe von der Memnonssäule die Sehnsucht beigelegt wird, den Klang in der Materie zu wecken und durch den Reiz der Berührung das der elementaren Natur innewohnende Streben zur Harmonie in Musik zu verwirklichen: so hat doch der weltenordnende Gott der sehnsüchtigen Materie ihr Bedürfniß der Harmonie nur insofern gestillt, daß er sie durch die ewigen Gesetze, unter welchen sie den rhythmischen Kreislauf ihres Daseins vollführt, mit der Melodie der Bewegung begabt hat. Nur in der Bewegung, also nur formell, bringt es die Natur zur Harmonie, und die rollenden Weltkörper, im Drang der Attractionskraft durch die Himmelsräume sich fortschwingend, suchen und fliehen sich gegenseitig in regelmäßigen Schwebungen, aber indem sie das Streben haben, der eine den andern durch Berührung ereilen zu wollen, und es scheint, daß sie ihre Harmonie, nach welcher sie alle ausgewandelt sind, eben nur durch die gegenseitige Berührung und Annäherung erlangen können und müssen, so wird ihnen diese Harmonie gerade nur dadurch, daß sie nie in Berührung miteinander gerathen, und sie Das, was sie suchen, niemals finden; denn in dieser Anziehung und wieder erfolgenden Abstoßung, welche eine Melodie der Bewegung unterhält, stellen sie die wunderbare Harmonie des Sonnensystems dar. Dieses Leben im Gesetz und Rhythmus der Bewegung ist die höchste durch

die Natur gehende Melodie, welche sie in ihren Organisationen zu erreichen und gewissermaßen als eine Feier ihrer göttlichen Erschaffung an sich aufzuzeigen vermag. Die Alten nannten die Melodie der Bewegung in den Naturkörpern und im Wandellauf der Gestirne, obwohl sie noch nicht einmal die Ahnung von der Harmonie eines Sonnensystems hatten, sogar schon eine Musik, indem sie den organischen Zusammenklang der Welten als die Sphärenmusik zu vernehmen glaubten, und diese den antiken Völkern auch sonst in andern Beziehungen eigene Ausdehnung und Verallgemeinerung des Begriffes der Musik spricht beweisend dafür, daß überhaupt die Musik der Alten noch nichts als ein formeller Rhythmus gewesen, den sie auch in den Hervorbringungen der Natur und in dem harmonischen Bildungszustand eines Menschen als Musik empfanden, jedoch in einer geistigen Selbstständigkeit noch nicht zur Kunst ausgebildet hatten.

Uns aber, in unserer heutigen christlichen Anschauungstiefe, kann die bloße harmonische Form der Bewegung noch nicht Musik sein, und jenes Wandelsystem der kreisenden Sternenwelt erfüllt uns durch die Melodie der Bewegung zwar mit Bewunderung und Ehrfurcht, aber sie dunkt uns ein stummer und schauerlicher Reigen, der die Geheimnisse einer unendlichen Zukunft durch mystischen Tanz zu verherrlichen scheint, jedoch von den lebenweckenden Geistern des Tons nicht umschwebt wird. Nach Leben sucht der Menschengeist, nach Leben schlägt das Menschenherz, und in der Harmonie, zu der es die Natur durch Bewegung bringt, fehlt ihm die leben- und liebeathmende Seele. Nur der Tanz gehört unter den menschlichen Harmoniespielen der bloßen Melodie der Bewegung an, und ist daher eine rein natürliche und elementarische Kunst, wenn man ihm den Namen einer Kunst geben darf; die Tanzkunst aber ist es, welche jene absoluten Philosophen unaufhörlich mit der Musik, Poesie und den andern auf einer geistigen Bedeutung beruhenden Künsten verwechseln mögen, denn nur den Tanz könnte es treffen, was

sie von der bloßen Natürlichkeit der Kunst überhaupt zu sagen sich unterfangen.

Die Sehnsucht nach einer höheren, geistigeren Musik, als die bloß formelle und gewissermaßen architektonische der gesetzmäßigen Naturharmonie ist, verräth die Materie, wie oben bereits angedeutet wurde, durch den Schall, der als Laut der Berührung schon ein lebendigeres Verhältniß der Körper zu einander ausdrückt. Der Schall erlebt jedoch nur durch den Menschen seine Vergeistigung und Vervollständigung zur Musik. In der Natur selbst verbleibt er ein Schall, eine Beute der ihn verfluchtigenden Luft, und die an ihn sich anschmiegende Echo, welche aus der Felsschlucht heraus ihm bei seinem schnellen Vergehen den klagenden Nachhall widmet, scheint die geheime Seele des Schalls zu sein, welche über die Fluren ihr Trauergeflüster hintönen läßt, daß der Schall in der Natur hat ersterben müssen, ohne zur Musik werden zu können. Die Musik selbst ist daher geistigen Wesens, weil sie in ihrer höchsten Ausbildung nur aus der Harmonie der menschlichen Seele stammt; aber den elementaren Schall, der als unbefriedigter Sehnsuchtslaut durch Raum und Zeit irrt, hat die Kunst des Menschen in den musikalischen Instrumenten gewissermaßen aufgefangen und festgehalten, und ihm in diesen durch die Bedingung eines bestimmten Raumes, der ihm zur Ausfüllung angewiesen wird, und durch das auferlegte Gesetz des Zeitmaaßes, dem er sich unterwerfen muß, die Fähigkeit, sich zur Musik zu erheben, eröffnet. Sowie ein Gedanke erst durch die Behandlung zum Gedicht wird, so der Schall nun erst unter der künstlichen Bedingung der Instrumente zur Musik. Aus dieser unserer Ansicht folgt auch, daß die musikalischen Instrumente keineswegs, wie manche Musiktheoretiker gemeint haben, eine Nachahmung der menschlichen Stimme sind, sondern eben die zur Kunst erhobene Ausbildung und Idealisirung des elementaren Schalls der Materie, welcher in dieser Form die Menschenstimme sogar an Viel-

fältigkeit der Modulationen noch übertreffen kann. Die Stimme iſt ſonſt allerdings das Primäre gegen die Inſtrumente, und der in der Menſchenbruſt vergeiſtigte Schall war die erſte Muſik, die durch die Welt erklang, mit welcher der Menſch ſich ſchon in harmoniſchen Weiſen zum Lobe des Schöpfers und alles Deſſen, was er liebte und empfand, verſuchte, noch ehe eine kühne und geiſtreiche Erfindung darauf gekommen war, auch in der anorganiſchen Natur, wie im Holz und in der Darmſaite, den ihr eigenthümlich inwohnenden elementaren Schall zum wirklichen Muſikausdruck eines Inſtrumentes auszubilden. Das Inſtrument iſt ſonach auch etwas Eigenthümliches gegen die Stimme, und auf der Verſchiedenheit beider beruht eben die Vielſeitigkeit der dramatiſchen Wirkung in der Opernmuſik, wo Sänger und Orcheſter concertirend einander gegenüberſtehen, während nur das noch ungeübte und verwirrte Ohr des Laien ein Uniſono zu hören wähnt.

Wenn ſich nun aber die Muſik auf der höchſten Stufe ihrer Vollkommenheit ganz zu der geiſtigen Macht und Selbſtſtändigkeit einer **Kunſt** erhoben hat, ſo ſcheint dagegen — um das oben gebrauchte Bild jetzt zur weitern Anwendung herbeizuziehn — die Windharmonica, die mit den Glockentönen ihr muſikaliſches Spiel treibt, eine von der Natur ſelbſt dargebotene Erinnerung für die Muſik zu ſein, welche ſie an ihren elementaren Urſprung aus dem Schall der Materie mahnt; ſie mahnt die Muſik jedoch nicht nur an ihren elementaren Urſprung, ſondern enthält auch zugleich damit die Anerkennung in ſich, wie ſehr dieſelbe in ihrem Blüthezuſtand als **Kunſt** vor den bloßen Anfängen des Naturſpiels weitergeſchritten und die Muſe des zarteſten Seelenausdrucks geworden ſei. Was die Windharmonica ſo andeutet, ſcheint auch der Vogelgeſang zu lehren, denn auch in dem ſchönſten Schlag der Nachtigall vernehmen wir doch nur ein muſikaliſches Naturſpiel, welches eben deshalb, weil es im Bereich des nur Natürlichen geblieben, nicht zur ächten Muſik

hat werden können, sondern als schmelzender Klageaccord in die Lüfte hinirrt. Auch die Nachtigall weist in ihren Liederversuchen auf den Menschen hin und erinnert daran, daß nur er die Melodieen, an deren einzelnen Lauten sie ihr Leben hinbringt, in ein geistiges Ganzes zusammenzufinden vermöge. —

So wären wir denn durch den Gang der bisher unternommenen Betrachtung wie von selbst dahin gelangt, das philosophisch sein sollende Gerede der Absoluten von der bloßen Natürlichkeit der Kunst hier in Bezug auf die Musik widerlegt zu haben, und zwar auf einem, wie uns dünkt, logischen und wissenschaftlichen Wege *). Die, welche der Meinung sind, daß sich bei der Musik nichts denken lasse, mögen es uns nun auch zugleich verzeihen, daß wir im Obigen den Versuch machten, über den Ursprung der Musik zu denken. Nachdem wir uns über denselben ausgesprochen, ließe sich nun vielleicht noch mit Fug in Erwägung ziehn, ob denn nicht auch die Musik selbst innerhalb ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit zu Gedanken führe, mit Gedanken sich beschäftige oder dem durchaus denken wollenden Zuhörer nicht etwas mehr gewähren könne als ein bald langweilig werdendes Schmeichelconcert für das Ohr, und einige Erörterungen hierüber mögen unsre diesmalige Betrachtung über das Verhältniß der Musik zur Philosophie vervollständigen und beschließen.

Wer einen Gedanken nur in Paragraphenform als solchen gelten lassen kann, der fliehe Musik und Kunst, denn für ihn ist die Welt des Schönen eine gedankenlose! Die Philosophie unserer Tage hat die Anmaßung nicht verhehlt, sich als das ausschließliche Reich der Gedanken hinzustellen, aber sie könnte nur dann Recht haben, wenn es wahr wäre, daß der abstracte

*) In Bezug auf den allgemeinen Begriff der Kunst überhaupt geschah es bereits in einer Einlage in des Verfs. Roman: „Das Duett“ (Berlin, 1831.) S. 200 — 212.

und auf ſich ſelbſt gerichtete Gedanke der einzig würdige Inhalt für den denkenden Menſchen iſt. Der abſtracte philoſophiſche Gedanke iſt jedoch nur ein abgeſchiedener Geiſt, der, nachdem er das ſterbliche Körperleben von ſich abgeworfen, aus dem fernen Jenſeits der Reflexion herüber in die hinter ihm zurückgebliebene Sinnlichkeit des Erdendaſeins hineinſcheint, um Das, was die Menſchen in Unbefangenheit beglückt und was ſie Friſche des Lebens nennen, als ein Vergängliches und Nichtiges aufzuzeigen, das nur dazu beſtimmt ſei, ſich zu opfern, um ihn, den abgeſchiednen Geiſt, hervorzubringen. Höre gern in manchen Stunden mit ſchauerlicher Andacht auf dieſen Grabesruf des abgeſchiedenen Geiſtes, der durch die heutige Philoſophie ſeine Lehrerſtimme erſchallen läßt, denn Du wirſt ihm eine Höhe des Standpunktes zugeſtehen müſſen, von dem Du, wenn Du auch vor ihm ſchwindeiſt, doch manchen wichtigen Aufſchluß empfangen und an dem Du den alten Fluch des Wiſſens erleben kannſt, Dein Bewußtſein bereichert zu ſehen mit einem Beſitz, der ſich Dir bald in Grauſen verwandeln wird. Dann laß uns dieſen abſtracten philoſophiſchen Gedanken wieder fliehn in der Ueberzeugung, daß Philoſophie und Gedanke auch innerhalb des Lebens ſelbſt wurzeln und aus dieſem ſich erzeugen können, und nicht allein auf jener Haarſeilſpitze, auf welcher der abſolute Idealismus vermittelſt ſeiner Dialektik des Begriffs die einzig ächte und ausſchließliche Philoſophie aufzubauen wähnt. Das Leben und die Kunſt müſſen uns auch zur Philoſophie werden können, denn philoſophiren heißt ja doch ganz einfach nichts weiter als denken, und in ihrem Denken bringen die Menſchen und Völker das Eigenſte und Liebſte ihres Weſens zur Geſtaltung. Aber dies Denken, welches durch aller Menſchen und Völker Weſen geht wie ein allgemeiner Pulsſchlag, wirkt als der thätige Trieb in jeglicher Production des Lebens, und erſcheint mithin auch in der Kunſt als die unſterbliche Seele derſelben, denn was hätte die Kunſt für eine Bedeutung für

die Völker, wenn nicht das Denken der Völker darin wäre! Die abſtracten Philoſophen, die nicht aus ſich heraus können, wollen jedoch das Denken in der Kunſt auch als Gedankenform verwirklicht ſehn, und darin beruht ihr unverbeſſerlicher Irrthum, weil ſie jenes Denken nicht verſtehen, welches ſich in Bildern und Tönen andeutet und ahnen läßt. In Bildern und Tönen wird aber nur das Denken in der Kunſt lebendig und ſichtbar, wie der heilige Geiſt nur in Geſtalt der Taube.

Wie Orpheus die Geliebte, welche er durch den Zauber ſeiner Melodieen der Nacht der Unterirdiſchen noch einmal abgenommen hatte, wieder verlieren mußte, weil er das Gebot, ſich nicht auf dem Wege nach ihr umzuſehn, übertreten, ſo würde uns ebenfalls in einer Kunſt, wie die Muſik iſt, das auch ihr nach ihrer Weiſe eigenthümliche innwohnende Denken bald ganz entſchwinden, d. h. wir würden ihr wahres Weſen einbüßen, wenn wir uns auf dem Wege, den ſie uns in mannichfachen und für unſere ungeduldige Sehnſucht nach dem Inhalt oft zu weit führenden Abſtufungen bis zu dem eigentlichen Endziel ihrer beabſichtigten Wirkung hinleitet, zu ſehr nach den einzelnen Gedanken in ihr umſehen wollten. Das Denken, welches in der Philoſophie als Begriff, in der Poeſie aber als Gedankenbild heraustritt, erſcheint in der Muſik, möchten wir ſagen, als eine Gedankenſtimmung. In der Tonkunſt iſt Alles Stimmung, aber Nichts Manier, denn eben durch die Stimmung, in welche die Muſik uns verſetzt, erreicht ſie ihre eigentlichſte Wirkung, indem ſie ihre Zwecke in uns ſelbſt ſich entwickeln läßt. Daher könnte man behaupten, daß auf der jenſeitigen Grenze der Muſik die Philoſophie anfange, und welcher begeiſterte Kunſtfreund hat es nicht an ſich erlebt, daß er von der überſchwänglichen Stimmung, welche eine große Tonſchöpfung in ihm erregt, erſt dann wieder frei geworden, nachdem er Das, was die Klänge in ihm wach gerufen, in Gedankenform aus ſich herausphiloſophirt hat, wozu in friſchen und

phantaſiereichen Jugendjahren, wenn man aus einer Oper von Gluck oder Mozart kommt, eine ganze Sommernacht, am Freundesarm in Spaziergängen hingewandelt, des Geſprächſtoffes nicht ermangelt. Ich wenigſtens kann ohne Affectation verſichern, daß ein ſolcher Muſikabend im Theater oft mehr eigenthümliche philoſophiſche Gedankengänge in mir eröffnet hat, als die Lectüre mancher Syſteme, welche mit ihrer für etwas Groſſes angeſehenen Strengwiſſenſchaftlichkeit renommiren.

Weil die Tonkunſt die ſchmeichelnde Muſe der Seelenſtimmung iſt, und als ſolche Jedem Jedes gibt, dem Schwachen Troſt, dem Starken Kraft, dem Eiteln Lebensflitter und dem Denker Ausſichten in die Ewigkeit der unendlichen Zukunft, deshalb iſt ſie eben eine ſo populäre Kunſt und mehr als eine andere Eigenthum des Volkes. Die Volks- und Geſellſchaftsſitte hat daher ſeit den früheſten Zeiten unter allen Künſten immer die Muſik zur vertrauten Herrin, Dienerin oder Freundin ſich erwählt, und die wechſelnden täglichen Stimmungen, welche das menſchliche Leben bald in Freuden- und Trauerfeſten, bald in kirchlicher Gottesandacht oder ſelbſt bei öffentlichen Staatsgeſchäften, durchlaufen, muß die Muſik alle begleiten, anfriſchen und ſchmücken durch ihr anſchmiegendes Weſen, noch heut bei uns ſowie ehemals, ſogar bei den uncultivirteſten Hirtenvölkern. Die Muſik umſchwebt Deine Wiege und ruft Dich mit ihren Glockenklängen zur Taufe; ſie bringt Deiner Liebe ein Ständchen und feiert Deinen Hochzeitstag als der ſinnigſte, Dein geheimſtes Glück am zarteſten verſtehende Gaſt unter den Gäſten; als Ballmuſik vergißt ſie mit Dir alle Schwere des Daſeins und führt Dich zum Tanze, in die leichtſinnigen Reihen des hüpfenden, tändelnden Lebensgenuſſes, durch welche ſie als das ordnende Geſetz der ſüßen Trunkenheit hinſchreitet, die Muſik folgt Dir auf die Reiſe und lockt Dich wanderluſtig mit ſchmetternden Poſthorntönen in alle Fernen und Weiten der großen Gotteswelt hinaus; ſie zieht mit Dir in den Krieg und an ihren

Trommelwirbeln und Trompetenstößen entzünden sich die wilden Geister der Schlacht; sie legt sich auch sanft auf dein Grab mit Trauergeläute und Scheidegesang, und wenn die Deinigen Dich im lautlosen Schmerz hinuntersenken, ist sie die letzte Erdenstimme, welche Dir nachhallt auf Deinem letzten Wege. Die Musik hilft Könige krönen und Verbrecher hinrichten; sie hilft dem Armen sein Brot erwerben und versüßt dem Reichen sein Mahl; Musik ist ein Allerseelenfest, das durch die ganze Welt empfunden und verstanden wird. Wenn aber die Musik so überall dabei ist in allen Stimmungen und Zuständen des Lebens, muß sie auch eine weise und lehrreiche, ja eine philosophische Kunst sein, denn sie kann viel Stoff zum Denken in sich aufnehmen und viele Erfahrungen machen bei ihrer vertrauten Gemeinschaft mit der Menschen Herz und Schicksal, und dieser Denkstoff und diese Welterfahrungen ruhen auch auf ihren Saiten und jede ihrer Melodieen ist wie die Knospe einer verschlossenen Weisheit. Für Den, der Ohren hat zu hören und Augen des Geistes zu sehen, bricht die schamhafte Tonknospe leise auseinander, und, groß wachsend, schaut sie ihn an wie die Lotosblume, auf deren Blättern ein Gott sich wiegt. Für Den ist die Musik auch eine Philosophie.

Was ist denn nun die Musik für eine Philosophie? — — Sie ist eine spielende Transcendental-Philosophie! —

Hier höre ich schon rings den Spott der Verstandesklugen und Alltagsweisen, der Strengwissenschaftlichen und aller abstracten und concreten Philister! Der meint, das sei Phantasterei oder Mysticismus, und Jener wird witzig, indem er behauptet, ich mache die Musik dadurch zu einer Kantianerin! Das war allerdings das Poetische in der Kantischen Philosophie, was ihr heutzutage von den Absoluten als eine Mangelhaftigkeit des Begriffs angerechnet zu werden pflegt, daß sie nämlich nicht, wie Hegel, die Idee des Leben schon im Diesseits concentrirte und abschloß, sondern dieselbe sich ihr in zwei Welten

theilte, von denen sich die eine zu der jenseitigen andern in transcendenter Sehnsucht und Ahnung hinüberbewegt. Ist nun unter den Philosophieen die Kantische eine Transcendentalharmonie, so könnte man unter den Künsten die Musik schon der Eigenthümlichkeit wegen, daß sie ihre Tongebäude in einer den empirischen Sinnen jenseits liegenden Sphäre aufführt, wohl nicht mit Unrecht und ganz einfach die transcendentale nennen, und wer bei diesem ihrem Transcendiren und Sichhinüberspielen aus dem Sinnlichen in das Geistige etwas zu denken im Stande ist, Dem mag es auch nicht verwehrt sein, an der Musik eine anmuthig docirende Transcendental-Philosophie zu haben. Darum stimmt auch die Tonkunst so viele Menschen fast nur zur Wehmuth und sansteren Lust, seltener zur lauten Freude, weil sie ein solches Hinüberschlagen in ein unendliches Jenseits ist, zu dem sich die Gefühle nur in Klängen hinwagen, sowie Kant das Ding — an — sich als nur in transcendenten Ahnungen zu erfassen bezeichnete.

Das Transcendentalspiel der Musik, von dem wir hier in dieser Weise sprechen, hat, wie uns dünkt, der Volksglaube schon von alten Zeiten her in der rührenden Mythe vom Schwanengesang, bewußt oder unbewußt, angedeutet. Der stille, von den Griechen dem Apollo geheiligte und mit Wahrsagerkraft begabte Schwan scheint zur Harmonie seines schönen Lebens, das er in sansten und regelmäßigen Bewegungen auf der Welle hinbr[illegible] nur der tönenden Stimme zu ermangeln, um das Musikalische, das sein Wesen in sich hat und das seinen weichen Mädchenhals schwellt, auszuathmen, aber erst im Tode verleiht ihm die Sage den Gesang, und nur dem Sterbenden erst löst der Gott die Zunge für die Melodie, so daß er zu sein aufhört, indem er zu singen anfängt, und in der erlangten Musik sein Dasein verschwebt und hinübertönt. Die Musik zu erreichen, scheint die Lebensaufgabe des Schwans zu sein, nach der er in anmuthigen Kreisen über das Wasser auszieht, und wie nach unserer eben ausgeführten Bemerkung die Natur ihre

Harmonie nur in der Melodie der Bewegung findet, so läßt sich auch der Ursprung von der Schwanengesangsmythe leicht auf die rhythmischen Bewegungen, mit welchen das graziös rudernde Thier die Welle durchschneidet, erklärend zurückführen, besonders da bei den Alten die Schwäne nicht nur im Tode, sondern überhaupt als singend gedacht werden. Nach einigen Stellen bei Griechischen Dichtern singen die Schwäne auch nur wann der Westwind weht, was auf das Entstehen ihrer Musik durch das Rauschen der Flügel zu deuten scheint, welche sie dem kosenden Zephyr mit verlangendem Geräusch entgegenflattern lassen, und so könnte man, käme es darauf an, die Schwanenmusik noch vielfältig als ein durch natürliche Verhältnisse gegebenes Bild nachweisen, wenn Jemand noch daran zweifeln möchte, daß der Schwan, wie er im Abendgold der Welle auf dem stillen See sich wiegt, nicht schon an sich eine musikalische Gestalt sei. Die Schwanengesangsmythe, natürlich aufgefaßt, würde nichts weiter als den phantasiereichen Volkssinn auch hier bewähren, der selbst in der architektonischen Symmetrie der Bewegung ein Musikspiel zu empfinden weiß; aber eine eigentliche Tiefe der Bedeutung gewinnt die Sache nur in Beziehung auf den sterbenden Schwan, und hier könnte man zweifeln, ob Verherrlichung des Todes oder Verherrlichung der Musik ihr mythischer Sinn sei. Nach unserer Ansicht Beides, denn der Schwanengesang, der gleichnißweise auch ins menschliche Leben übergegangen und uns oft darin gemahnt, ist einerseits der sanfte Hauch eines schönen Todes, welcher den Inbegriff eines reinen unbefleckten Lebens als Gesang ausathmet und die zerstreuten Accorde der Harmonie, die bisher nur vereinzelt das mangelhafte Dasein umschwebten und lockten, nun zu einer ausklingenden Feiermelodie der Vollendung zusammenfindet; anderseits ist er die zur Sprache des tiefsten Lebensgeheimnisses geweihte Kraft der Musik, welche hier recht eigentlich als die Transcendentalharmonie erscheint, indem an ihren Tönen sich ein Dasein hin-

überſpielt in die jenſeitige ſeelige Zukunft. Der Sinn des Schwanenliedes geht auch in ethiſcher Anwendung durch das ganze chriſtliche Leben, und er iſt in der That ſo chriſtlich und zugleich ſo ſentimental, daß man ſich wundern kann, ihn bereits in der antiken Welt verbreitet zu finden, denn ſchon Ariſtoteles gedenkt der Sage vom ſterbenden Schwan (**histor. animal. IX. 12.**).

Aber der darin angedeutete *tranſcendente* Charakter der Muſik erſcheint nicht bloß, wie es hier der Fall, als das Ueberſchwängliche, welches dieſer Kunſt eigen iſt, ſondern das Tranſcendente der Tonmuſe beruht auch überhaupt in der Art und Weiſe, wie die muſikaliſche Harmonie durch das Herüber und Hinüber der Töne ſich hervorbringt und aus einander ſuchenden und fliehenden Gegenſätzen den vollſtändigen Satz erzeugt. Den Satz herauszuhören iſt in der Muſik nicht Jedermanns Sache, und meiſtentheils ein bevorzugter Genuß der Muſikgelehrten, aber je mehr in einer ſo muſikaliſchen Zeit, wie die unſrige, auch das Ohr des Laien ſich dazu üben wird, in den in einander tranſcendirenden Gegenſätzen die Harmonie des Satzes erkennen zu lernen, je mehr wird die Muſik neben ihrer Bedeutung als Kunſt auch noch ebendadurch zu einem Bildungsmittel für das Volk dienen. Denn muß es nicht mehr, als manche Logik, den Verſtand und die Urtheilskraft ſchärfen und beleben, wenn das größere gebildete Publikum, dem die Weisheit der Schulphiloſophie im Durchſchnitt nicht zugutekommt, auf eine ihm am meiſten zugängliche und populaire Weiſe durch die Muſik und durch das Eingehen in die Compoſitionsweiſe derſelben Gelegenheit erhält, daran den organiſchen Aufbau eines Ganzen in der Symmetrie ſeiner Theile einzuſehn, die Dialektik dieſer Theile gegen einander und gegen das Ganze als ein Nothwendiges zu verſtehn und ſo eine geſetzmäßig gegründete Welt in ihrer Regel, in ihrer logiſchen Ordnung analyſiren zu lernen?

Da die Muſik die am meiſten durch das Geſetz gegliederte

und in ihrer Hervorbringung genau bedingte Kunst ist, so dürfte wohl Niemand zweifeln, daß sie auf die bezeichnete Art auch Verstand und Vernunft zu üben vermöge, ohne daß es vielleicht nöthig ist, den Generalbaß studirt zu haben, um Dies an ihr zu erfahren. Die Frauen sind bisher immer von der Philosophie ausgeschlossen gewesen; — sollen sie nicht auch ihre Logik haben? Da ist die Musik das einzige Rettungsmittel für sie. Im sinnigen Versenken in die Gesetze der Musik haben sie ihre Logik, an ihr lernen sie die das Dasein ordnende Kunst der Harmonie. Möchten auch die absoluten Philosophen, die, wie wir schon in der Einleitung dieses Aufsatzes bemerkt, von der Musik Manches lernen könnten, vor Allen Das an ihr einsehn, daß man sich, um mit Erfolg über die Kunst zu philosophiren, überhaupt auf einen andern Standpunkt stellen müsse, als auf dem sie in dieser Beziehung stehen. Denn wenn man von ihrer Seite her über eine Kunst, wie z. B. die Musik, die Meinung laut werden hört, daß sie nichts als gedankenlose Träumerei sei, so verräth Dies ohne Zweifel eine völlige Einsichtslosigkeit in das Wesen derselben, und man kann dagegen nur den alten Spruch in Anwendung bringen:

Ars non habet osorem nisi ignorantem!

IV.

Ueber Oper, Drama und Melodrama in ihrem Verhältniß zu einander und zum Theater.

Die Oper hat das Drama eigentlich erſt auf dem Theater zu verdrängen angefangen, ſeitdem Componiſten, wie Roſſini und ſeine Nachfolger, Muſik geſchrieben, welche durch die Eigenthümlichkeit ihres Styls vorzugsweiſe dazu berechnet ſcheint, in die menſchliche Geſangſtimme einen Zauber zu legen, der in ſo leichten, eleganten und wie aus friſchen Springquellen hervorſprudelnden Tönen ſelbſt auf der Bühne noch nicht vernommen worden war. Man wird leicht damit fertig, mit dem modegewordenen Gerede über Roſſiniſche „Schnörkeleien" über den Meiſter abzuſprechen, aber durch ſolche allgemeinhin gewagte Urtheile ſind ſeine Mängel ebenſo wenig als ſein Charakter und ſeine Verdienſte genau bezeichnet. Der erweiterte Umfang, welchen Roſſini durch ſeine ausgedehnte Kenntniß der Inſtrumente dem Orcheſter gegeben, mag von den gelehrten Muſikkennern gebührend hervorgehoben werden; ein Inſtrument aber hat Roſſini vor allen gekannt und mit einer Genialität benutzt, die ihm neben den großen claſſiſchen Componiſten einen eigenthümlichen Rang zuſichert; dies Inſtrument iſt die menſchliche Stimme. Roſſini iſt der eigentliche Componiſt für die Geſangſtimme, und hat durch ſeine Opern dem Geſangtalent, für das er vorzugsweiſe ſchrieb, die Zunge gelöſt, indem ſeine Arien die Kehlenfertigkeit, die geſchmackvolle Geläufigkeit des Vortrags und die Routine des muſikaliſchen Ausdrucks auf eine Weiſe

übten und bildeten, wie es bisher noch nicht der Fall gewesen war. Es ist daher nicht zufällig, daß wir gerade in unsern Tagen einen solchen Flor von Sängern und Sängerinnen erblicken, sondern die Rossini'sche Musik ist es, welche durch ihre ausschließliche Anlage für den Gesang denselben hervorgerufen, und gerade an den gefeiertsten Gesangkünstlern der neuesten Zeit bestätigt es sich, daß sie ihre bedeutendsten Leistungen in Opern der bezeichneten Gattung entwickeln, aber bei weitem weniger in den ältern classischen Musikwerken, welche die Stimme nicht so durch geschmeidige Rouladen begünstigen, sondern in ihrem schweren Styl einen Vortrag erheischen, zu dem unter hundert mit Gesang begabten Kehlen kaum eine die ausreichenden organischen Mittel besitzen dürfte. Rossini hat die Musik der Kehle hervorgebildet, er hat freilich auch oft mit der Kehle coquettirt, wie er mit allen Instrumenten coquettirt, aber durch ihn ist der Gesang zu einer allgemein gewordenen Blüthe gediehen, und erst seitdem durch ihn diese Kunst sich einen solchen Reichthum an dienstbaren Talenten erweckte, hat sie angefangen auf dem Theater die ausschließlich gehuldigte zu werden.

Alles, was wirken will, muß einmal Mode gewesen sein, und durch Rossini ist die Musik zu einer Modekunst geworden, welche mit ihrer einschmeichelnden Leichtigkeit auch in das gesellige Leben mehr als sonst sich eingedrängt hat, sodaß sie hier auch in den schlechtesten Tönen, die sie von sich gibt, zum guten Ton gehört. Sonst war es in gesellschaftlichen Zirkeln gar nicht üblich, Opernmusik zur Unterhaltung zu spielen; damals, als die Leute noch viel harmloser und idyllischer waren, denn heutzutage, sang man in traulichen Vereinen ein geselliges Lied von Goethe, componirt von Reichard, man wiederholte das Solala mit Grazie in infinitum, man stärkte sich an einem kräftigen Rundreim; und zuguterletzt gab die Tochter vom Hause unter allgemeiner Rührung mit bescheidener, frommer Stimme eine Arie aus Bretzners „Apfeldieb" oder aus Weiße's

„Lottchen vom Hofe" zum Beſten. Dieſes Sonſt iſt freilich etwas weit in die Vergangenheit hinausdatirt, aber die deutſche Geſelligkeit hat ſich doch lange, beſonders was die muſikaliſche Unterhaltung anbetrifft, in gemüthlicher Einfachheit und Anſpruchloſigkeit erhalten. Etwas von Gluck oder Mozart in Geſellſchaft zu ſingen oder zu ſpielen, wäre, ſtatt der Erholung, eine Anſtrengung geweſen, die man dem geſelligen Dilettantismus nicht zumuthete. Roſſini aber iſt der Mann, deſſen Compoſitionen nicht nur für die Theaterroutine, ſondern auch für den geſellſchaftlichen Dilettantismus gleich einſchmeichelnd und gangbar wurden. Seine Muſik hat auch wirklich eine gewiſſe geſellige Galanterie an ſich und war deshalb geeignet, mit einer ſolchen queckſilberartigen Schnelligkeit und Leichtigkeit auch in das geſellige Leben überzugehen. Seitdem liegen im Geſellſchaftszimmer auf dem Clavier immer die neueſten Opernpartituren aufgeſchlagen, und wenn man den Thee getrunken, geht es nicht mehr ohne Opernmuſik ab, denn alle die beliebten Cavatinen, Romanzen, Arien und Duos ſind ja ſo hübſch, ſie ſind nicht nur ſo hübſch, ſie ſind auch ſo leicht, und je mehr man ſie ſingt, je mehr fühlt man, wie allegro, wie friſch und geläufig einem dadurch die Kehle wird, und je weniger kann man aufhören. Man bekommt bei dieſen mundrechten Tönen eine große Freude über ſich ſelbſt, daß man ſo affectvoll ſingen kann, und indem dieſe Freude auch auf den Beifall der Zuhörer übergeht, ſo werden die ſtrengen Sittenrichter es ſich nicht nehmen laſſen, daß durch den Flitterprunk der Roſſini'ſchen Muſik die Eitelkeit genährt werde. Es wird aber nicht nur die Eitelkeit dadurch genährt, ſondern auch der Trieb zum Singen und die allgemeine Luſt an der Tonbeweglichkeit der menſchlichen Stimme. Für den Charakter des heutigen geſelligen Lebens, im Vergleich mit dem früherer Zeit, iſt es auch ſehr bezeichnend, daß eine ſolche Muſik zum Bindemittel der Unterhaltung geworden, denn der raffinirtere geſellſchaftliche Ton ſtimmt har-

monisch überein mit dem raffinirten musikalischen Ton der Rossini'schen Oper.

Wie aber durch die Musik, seitdem sie eine Modekunst geworden, in der gesellschaftlichen Unterhaltung mehr oder weniger das Gespräch als Nebensache zurückgetreten, so hat auch seitdem in gleicher Weise auf der Bühne das Drama gegen die Oper an Interesse verloren. Durch den allgemein gewordenen Musikenthusiasmus ist der Kunstsinn unserer Zeit in eine Spielerei und in einen Rausch verfallen, worin er sich um so wohler fühlt, weil man mit dieser heitergalanten Kunstfertigkeit bei der ganzen Welt sein Glück macht. Daß das poetische Drama so wenig geltende Macht mehr ausübt, hat auch wol seine innern Gründe, aber diese treffen hier nur mit denen zusammen, welche aus dem überwiegend zur Musik gestimmten Kunstsinn des Publicums hervorgehen. Das Drama selbst sucht von der Gunst der Musik Etwas für sich zu erwortheilen, indem es sich eine Instrumentalbegleitung bestellt, und dann als sogenanntes Melodrama mit der Aussicht eines bessern Erfolges auf die Bühne tritt.

Schon der Name eines solchen Melodramas ist ein wunderliches Ding, das durch den Begriff des Inhalts, den man damit verbindet, noch wunderlicher wird. Der Name Melodrama, in seiner eigentlichen Bedeutung verstanden, wäre nichts Anderes als die Oper selbst, die ihrer Natur nach als ein musikalisches Drama zu betrachten ist, und so finden wir auch z. B. in dem zu seiner Zeit berühmten Werke von Arteaga („Le rivoluzioni del teatro musicale italiano, dalla sua origine fino al presente")*) die beiden Namen Oper und Melodrama durchgängig als gleichbedeutend und dieselbe Kunstgattung bezeichnend gebraucht. Es gab freilich auch von jeher

*) Unter dem Titel: „Geschichte der italienischen Oper," von J. N. Forkel ins Deutsche übersetzt. 2 Bände. Leipzig, 17[illegible]

eine Gattung von musikalischem Drama, in welchem die Musik nur als Intermezzo mitspielte, und das sich also dadurch von der Oper als dem in der Einheit von Dichtkunst und Tonkunst gegründeten Musikdrama wesentlich unterschied. Mit jenem mag das heutige französische Melodrama, in dem nur die Musik noch untergeordneter und bedeutungsloser angewendet wird, der Form nach etwas Verwandtes haben, aber die bestimmte Tendenz, in der es in neuerer Zeit auch auf unsere Bühnen übergegangen, und wonach dies Melodrama in der Regel ein raffinirtes Mordspectakelstück mit möglichstem Criminalschauder bedeutet, ist ihm ganz eigenthümlich, und zwar so, daß man nicht begreift, wie diese Gattung, die durchaus nicht Musik hat in ihr selbst, auch nur zu den paar Baßstrichen kommt, welche zur Einleitung und Begleitung ihrer Scenen aufgewandt werden. Die ganze Erscheinung dieses Melodrams aber, welches sich des Musikeffects, in wie dürftiger Anwendung auch, zu seinem Fortkommen zu bedienen sucht, ist nichts Anderes als ein Hülferuf der vom Zeitgeschmack verlassenen dramatischen Dichtkunst, welche sich an der Gunst der andern ihr zuvorgekommenen Kunst selbst wieder zu einer eignen Blüthe heraufranken möchte. Ob ihr dies nicht wirklich glücken könne, wenn nämlich das Melodrama aus seiner bisherigen mangelhaften Kunstform zu einer höhern Bildung fortschritte, ist eine andere Frage, die ich bei den nachfolgenden Mittheilungen über diesen Gegenstand näher auffassen will. Die Beantwortung einer solchen Frage wird aber mehr oder weniger prophetisch ausfallen, oder als ein ästhetisches Project erscheinen müssen, weil sie eine zukünftige Umgestaltung der Theaterkunst, welche sich aus dem gegenwärtigen Zustand der Oper und des Drama's entwickeln könnte und sollte, und wofür dieser gegenwärtige Zustand etwa eine Durchgangsperiode wäre, im Auge hat. Bevor ich aber meine Ansicht, die gewissermaßen eine kritische Phantasie sein wird, darlegen kann, scheint es nöthig, über das all-

gemeine Verhältniß der Muſik zur Poeſie, wie der Oper zum Drama meine Meinung vorauszuſchicken.

Wenn man eine Kunſt mit der andern vergleicht, ſo darf dies eigentlich nie zum Nachtheil weder der einen noch der andern ausfallen, ſondern eine Vergleichung zweier Künſte mit einander kann nur den Zweck haben, die Eigenthümlichkeit einer jeden dadurch um ſo ſchärfer heraustreten und erkennen zu laſſen. Ein philiſterhafter Kunſtſinn wäre es, welcher eine Kunſt auf Koſten der andern herabſetzen und darthun wollte, daß die eine beſſer ſei als die andere, weil ſie Dieſes oder Jenes gewähre, das die andere nicht vermöge. Jede Kunſt iſt auf ihrem Gebiet eine vollendete Schönheit, ſie iſt eine Göttin, die nur mit ſich ſelbſt verglichen werden darf, und ich mag der Paris nicht ſein, der zwiſchen Göttinnen ſo zu wählen hat, daß er einer ausſchließlich den Preis der Schönheit zugeſtehen muß. Demnach ließe ſich die Oper gegen das Drama zuvörderſt nicht ſo abwägen, daß man von einem Vortheil oder Nachtheil ſpräche, der durch die Alleinherrſchaft der einen auf dem Theater hervorginge, ſondern wir müſſen zunächſt annehmen, daß wir an der Stelle des vor der Muſik zurückgetretenen Drama's auf der Bühne eine neu ſich geltendmachende Kunſt erhalten haben, welche in ihrer Erſcheinung eine ebenſo beſtimmte Individualität behauptet.

Obwol die Muſik keine Worte hat, ſondern Töne, ſo hat ſie doch auch in ihren Tönen den Ausdruck und Umfang einer Sprache in ihrer Gewalt, mit der ſie Das bezeichnen kann, was die Poeſie durch Worte gibt. Töne ſind verſchleierte Worte, und eben darum iſt der Ausdruck der Muſik durch Töne, als Sprachausdruck, bei weitem nicht ſo beſtimmt als der unmittelbare Wortausdruck der Poeſie. Die Muſik faßt Alles für die Phantaſie auf und wiegt den Begriff, welchen ſie darſtellen will, erſt lange ſpielend und tändelnd auf den Flügeln der Melodie, ehe ſie ihn für Verſtand und Gefühl zu einem gewiſſen Eindruck ſich geſtalten läßt. Oft verliert ſie ſich auch in eine heitere

Zweckloſigkeit, in einen genialen Müßiggang der Töne, und begnügt ſich an dem harmloſen Spiel des bloßen Phantaſirens, ohne den Weg, den ſie aus der ſinnlichen Phantaſie in den geiſtigen Verſtand zurücklegen ſollte, zu vollenden, denn es gibt unleugbar auch Muſik, die gar keine Gedanken hat, obwol ſie deswegen immer noch keine ganz werthloſe Muſik iſt. Muſik der letztern Art hört man beſonders in der leider von der Mode ſo ſehr begünſtigten Variationenphantaſirerei, bei der aber freilich ſelten etwas Anderes herauskommt, als ein willkürlichſt zuſammengewürfeltes Potpourri von Reminiscenzen, das in Geſellſchaften und Concerten mit der unausſtehlichen Anmaßung auftritt, intereſſant zu ſein*). Der muſikaliſche Ausdruck hat daher gegen den poetiſchen immer etwas Paraphraſirendes, eben weil er nicht der unmittelbare Redeausdruck eines Gedankens, ſondern eine für die Phantaſie aufgebaute Figur von Tönen zur Umſchreibung deſſelben iſt. Ein einziger Vers des Operntextes gibt dem Componiſten oft zu mehren Reihen muſikaliſcher Phraſen Anlaß, und was die Poeſie durch *ein* Wort bezeichnet, dafür muß die Muſik nicht ſelten ein ganzes Syſtem von Tönen aufwenden. Die Muſik ſieht ſich deshalb durch die Ueberſchwenglichkeit ihres Ausdrucks meiſtentheils genöthigt, die *Rede* des ihr untergelegten Textes zu zerſtückeln, ſodaß dieſelben Worte des Gedichts mehrmals wiederkehren und ſich wiederholen müſſen, ehe der muſikaliſche Ausdruck mit dem darin enthaltenen Gedanken zu Ende kommt. Daher ſagte einmal ein Amouſikos (ich weiß nicht, war es Müllner oder Kotzebue, Beide hatten

*) Dieſe Variationenſucht in der Muſik hat mit einer gleichzeitigen Erſcheinung in der Poeſie viel Verwandtes. Die von der Muſe ſtiefmütterlich ausgeſtatteten Dichter, deren Erzeugniſſe nur für Phraſen und abgeſchwächte Erinnerungen aus den großen Poeten der Vergangenheit gelten können, ſind ſolche Variationenſpieler und Potpourrikrämer in der Poeſie. Sie fangen an, in der Tagesliteratur, die durch originelle Dichtergeiſter einen neuen kräftigen Aufſchwung genommen, immer ſeltener zu werden. Möchte es auch die Variationenſpielerei in der Muſik werden!

gleich wenig Sinn für Musik) er finde es arrogant, daß die Musiker immer dieselben Stellen in ihrer Musik so oft wiederkehren ließen und mit solchen Wiederholungen Dessen, was ihnen gelungen und effectreich zu sein schiene, vor dem Publicum prunkten, indem er meinte, wenn es nun die Dichter ebenso machen und ihre gelungensten Stellen durch wiederholte Anführungen mehrmals zum Besten geben wollten. Eine solche Meinung beruht auf der Einsichtslosigkeit in das Verhältniß des Redeausdrucks zum musikalischen oder der Musik zur Poesie, und dies Verhältniß erscheint besonders Dem, der für die Tonmuse keine Ohren hat, zu hören, schwieriger und verwickelter, als es ist.

Wenn aber der Redeausdruck der Poesie durch seine unmittelbare Beziehung auf den geistigen Verstand eher zum Ausdruck eines Gedankens kommt als die Musik, welche, auf ihrem gaukelnden Phantasieflug einen Umweg machend, wie eine Biene an tausend schönen Blumenstellen sich niederläßt und nicht aus einer, sondern aus vielen Blüthen den Honig bereitet, so ist darum der Vortheil des bestimmten und gehaltvollen Ausdrucks in einem Kunstwerk keineswegs immer entschieden auf Seiten der Poesie. Ja, es kann Fälle in einem Kunstwerk geben, wo die musikalische Ausführung eines Gedankens das Redevermögen des Dichters bei weitem überbietet, wo die Musik Alles sagt, während die Poesie mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln nur andeuten kann. Ein einziges Lebewohl! welche Ausdrucksfülle vermag ihm die musikalische Ausführung zu geben! Was dieser stumme Gruß des Scheidens Alles insichschließt, die Musik ist im Stande, es durch die Gewalt der Instrumentation heraustreten zu lassen, sie läßt den unendlichen zarten Schmerz, den das stille Wort insichbirgt, aus der Tiefe der Menschenbrust hervortönen; der Laut des Weinens, der aus dem Wort des Lebewohls aufsteigt, löst sich los in den Klängen der Instrumente und vermischt sich mit den Wellen der Melodie

zu einer ſeligen Thräne; das einzige Wort Lebewohl! wenn die Muſik es in ſeinem ganzen Umfang verherrlichen will, dann ſchwillt es auf zu einer grenzenloſen Klage der Wehmuth, dann zittert es wie troſtloſe Ausſicht in die freundloſe fremde Zukunft; dann ſpielt es ſich in ſanftern Violinenaccorden von Erinnerung zu Erinnerung noch einmal in die glücklichere Vergangenheit zurück, wo Nichts den Freund von der Freundin trennte; dann reißt es ſich mit dem letzten Schrei des Scheidens wieder los, und die Flut der Töne wogt auf und nieder, ein Meer des Schmerzes; dann lispelt leiſe durch das Chaos der Trauer ein ferner, bangaufathmender, aber immer ſtärker anſchwellender, immer inniger ſich anſaugender Flötenton, die Feier des Abſchiedskuſſes; dann drückt die Baßgeige mit einigen feſten Strichen die Zuverſicht und die Hoffnung aus; dann mahnt es zum Aufbruch, aber es gemahnt an ein Wiederſehen; dann zerrinnt das Lebewohl in einen ſanften, zärtlichen, fern verhallenden Ton der Liebe!

Wer die Mittel der Muſik kennt, wird nicht zweifeln, daß ihr ein einziges Wort der Rede zu einer ſolchen Ausführung, die einen ganzen Cyclus von menſchlichen Gemüthszuſtänden inſichfaßt, Anlaß geben könne. Wir finden in Opern von Mozart und Gluck genug ſolcher Stellen, die ein lakoniſch hingeworfenes Wort des Textes mit der ganzen lyriſchen Ueberſchwenglichkeit der Muſik ausführen, und wo in dieſer Lyrik der Muſik eine ganze Scenerie dramatiſcher Momente des Gefühls heraustritt. Solche lyriſche Ausführungen und Auffaſſungen ſind der Muſik eigenthümlich, ſie gehören zu ihrem Kunſtcharakter, während der dramatiſche Dichter mit den Mitteln ſeines bloßen Redeausdrucks davon abſtehen muß. Des Dichters Loos iſt es überhaupt, das Wort, indem er es in die Welt hinausſchickt, ſeinem Schickſal preiszugeben und es darauf ankommen zu laſſen, ob man alle ſein Intentionen wird verſtehen wollen und können; der Dichter verbirgt Manches in ſeinem Kunſtwerk und ſtellt es

in einen geistigen Hintergrund zurück, aber der Componist läßt auch die subtilsten seiner Intentionen laut werden. Es gibt Stellen in dramatischen Dichtwerken, welche den Schauspieler durch die Vielfältigkeit des Ausdruckes und Verständnisses, deren sie fähig sind, in Verlegenheit setzen können. Der geistige Zusammenhang des ganzen Kunstwerkes kommt dabei in Anschlag, und der Schauspieler muß dies mit Kritik durchdringen und studiren, er muß sich aus zerstreuten Andeutungen die Einheit eines menschlich wahren Charakters zusammensetzen, um eine einzelne mehrdeutige Stelle ihrem wirklichen Sinne gemäß sprechen zu können. Ein großer Schauspieler ist erforderlich, um z. B. die Worte Macduff's bei Shakspeare, als ihm die Nachricht gebracht wird, daß ihm Macbeth alle seine Kinder ermordet habe, und er dem Malcolm, der seinen Schmerz auf die bevorstehende Rache als auf eine Arznei vertröstet, erwidert: Er hat keine Kinder! in ihrem ganzen Umfang, in ihrer charaktergemäßen Wahrheit auszudrücken. Diese Worte richtig zu sprechen würde um so schwerer sein, da die Stelle bekanntlich eine zwiefache Deutung erfahren, und, wenn ich nicht irre, hat sich selbst Tieck dafür entschieden, daß Macduff damit den Malcolm meine, der keine Kinder habe und darum den unstillbaren Schmerz des Vaters nicht ermessen könne, während die andere pikantere Auffassung die Worte auf Macbeth beziehen läßt, an dem Macduff keine vollständige Rache nehmen könne, weil der Mörder kinderlos sei.

Solche mehrdeutige Stellen, die der poetische Redeausdruck zuläßt, können im musikalischen Ausdruck fast gar nicht entstehen. Es kann zwar auch Passagen in der Musik geben, wo die Eigenthümlichkeit eines Sängers, sein Geschmack, sein Vortrag, seine mehr oder weniger heraustretende Innerlichkeit und Begeisterung, eine Stelle besonders zu heben, eine Arie mit neuen sinnreichen Verzierungen auszustatten vermag; aber einerseits hat der Sänger immer sowol an der Instrumentation des Orchesters

als an ſeinen eignen Geſangnoten etwas Bindendes, das ihm beſtimmte Grenzen vorzeichnet, andererſeits kann es bei der Muſik nie auf den Sinn einer einzelnen Phraſe an ſich ankommen, weil dieſe Kunſt erſt durch ein ganzes Syſtem von Tönen, das ſie ausführlich mit Satz und Gegenſatz durch ihren Werkmeiſter, die Harmonie, aufbauen und ausbauen läßt, ihre Wirkungen erreicht. Der Dichter kann für ſolche Stellen und Wendungen, die, im Einzelnen zweideutig, erſt aus dem Ueberblick der ganzen Situation, aus dem Zuſammenhang des Affects, in dem ſie entſtehen, ihr richtiges Verſtändniß erhalten, er kann für ſolche Stellen auch nichts weiter hinzuthun. Er würde unpoetiſch werden, wenn er einen ſolchen pikanten Lakonismus ſeines Gedichts paraphraſiren wollte, um ſeine Intention dadurch außer Zweifel zu ſetzen; die Schönheit der Intention beſteht eben in der verſchwiegenen Kürze und in dem ergreifenden Hinblick auf etwas Unausgeſprochenes, das ſich hinter dem Wortausdruck birgt. Wenn aber der Dichter in ſolchen Fällen durch Paraphraſiren die Schönheit ſeiner Intentionen verwäſſern und die wahrhaft dramatiſchen Momente ſeiner Charactere verwiſchen würde, ſo kommt der Componiſt dagegen nach der Natur ſeiner Mittel erſt durch die mannichfaltigſte Paraphraſe der wechſelndſten Töne zu der wahren Schönheit des muſikaliſchen Ausdrucks. Aus dieſem ſo aufgefaßten Verhältniß ſcheint hervorzugehen, daß der Schauſpieler mehr productives Talent beſitzen muß als der Sänger, weil jener mehr ſelbſtſchöpferiſch bei der Aneignung eines poetiſchen Charakters zu Werke geht, während dieſer mehr nur ein ſchöngeſtimmtes und durch glückliches Naturell berufenes Organ der ihn beherrſchenden Compoſition zu ſein ſcheint. Wirklich gibt es auch Sänger und Sängerinnen, die, ohne zu ſpielen, ohne ſich nur irgend mimiſch zu bewegen, in dem magiſchen Schacht ihrer Kehle Alles haben, wodurch ſie in den Stand geſetzt ſind, ſelbſt die dramatiſchen Momente ihrer Rolle durch Töne auszudrücken, und ſelbſt das äußerlich vernachläſſigte Ge-

bärdenſpiel durch die ans Wunderbare grenzende Elaſticität ihrer Stimme, die den vollen Seelenausdruck eines Charakters umfaßt und gibt, erſetzen zu können. Daran zeigt ſich nicht nur, daß der Componiſt auch in Klängen ein plaſtiſcher Künſtler und Charakterzeichner ſein kann, ſondern auch die geniale Geſangproductivität der menſchlichen Stimme thut ſich dadurch auf eine Weiſe kund, die der Productivität des Schauſpielertalentes nichts nachgibt. Abgeſehen davon, wird aber der Sänger in ſeiner vollendeten Ausbildung, und es fehlt uns nicht an Beiſpielen dafür auf der Bühne, auch die Kunſt des Mimen mit der ſeinigen verbinden, und ſo wäre es wenigſtens unnütz, ein ſolches Dilemma zwiſchen ihnen und dem Schauſpieler aufzubringen, wie man überhaupt wohlthut, in Kunſtſachen einem jeden Dilemma dieſer Art auszuweichen.

Von dem allgemeinen Verhältniß der Muſik zur Poeſie ausgehend, ſind wir zugleich unſerm Zweck, das Verhältniß der Oper zum Drama daraus zu entwickeln, näher gekommen. Die lyriſche Natur der Muſik überhaupt, wie wir ſie bezeichnet haben, beſtimmt auch den beſondern Charakter der Oper als einer eigenthümlichen dramatiſchen Kunſtgattung. Wenn das poetiſche Drama der unmittelbare dialektiſche Ausdruck einer durch die mannichfachſten Conflicte ſich fortbewegenden Handlung iſt, wenn die ſcharf und conſequent durchgeführte Dialektik der Handlung der alleinige Zweck des Drama's oder vielmehr das Drama ſelbſt iſt, ſo faßt das Muſikdrama dagegen dieſe Handlung zu einem ganz andern Zwecke auf, nämlich um die der Handlung inwohnende Lyrik daraus hervorzubilden. Das Muſikdrama oder die Oper hat es wie das poetiſche Drama mit allen Momenten einer Handlung, mit Affecten, Leidenſchaften und Charakteren zu thun, aber die Oper gibt mehr das Phantaſiren des Affects, die Muſik der Leidenſchaft, die Lyrik des Charakters, den in Töne aufgelöſten Sinn der Handlung, als den Affect, die Leidenſchaft, den Charakter und die Hand-

lung ſelbſt in ihrer unmittelbar heraustretenden Plaſtik; was das Drama darſtellt, beſingt die Oper.

Dies könnte ſcheinbar zu der Behauptung Anlaß geben, daß in der Oper eigentlich etwas Inconventionnelles liege, und ſelbſt Kritiker, welche dieſe Kunſtgattung ihrem wahren Begriff nach nicht zu würdigen verſtanden, haben es unnatürlich gefunden, daß die Perſonen in der Oper in den bedenklichſten und gefährlichſten Lagen ihres Lebens ſingen und muſiciren, wo es keinem vernünftigen Menſchen in der Wirklichkeit einfallen würde, dergleichen zu thun; denn wie ſollte Jemand in der Todesſtunde, in der gewaltſamſten Aufregung der Leidenſchaft, in Schmerz, Angſt und Verwirrung des Daſeins eine ſolche überirdiſche Selbſtentäußerung beſitzen, um in Situationen der Art noch den kunſtvollſten Bravourgeſang mit obligaten Inſtrumenten ausführen zu können. Nur der ganz gemeinen Verſtändigkeit dürfte eine ſolche Anſicht einleuchten, der auch Müllner, den die Tonmuſe ihrer feinen Genüſſe nicht würdigte, beitrat, indem er bekanntlich die Oper „ein Rührei von Poeſie, Muſik und Unſinn" nannte Man ſcheint überhaupt noch wenig dazu gekommen zu ſein, die Oper als eine eigenthümliche Kunſtgattung vom äſthetiſchen Standpunkte aus zu begreifen. Das Misverſtändniß, die Oper um der angeführten Gründe willen in ihrer Form für inconventionnel zu halten, kann nur daher kommen, wenn man, den allgemeinen Begriff der Muſik verkennend, die Oper ganz nach den Geſetzen des poetiſchen Drama's mißt und den unzuläſſigen Anſpruch macht, in jener die dramatiſche Handlung ebenſo aufgefaßt und wiedergegeben zu ſehen als in dieſem. Aus einem ſolchen verkehrten Maßſtab iſt die Anſicht Müllner's hervorgegangen, und Viele, die ſie nicht ſo dreiſt auszuſprechen wagen, theilen ſie doch. Aber auch die ganz gemeine Verſtändigkeit muß wenigſtens einſehen können, daß in der Oper die Muſik nur allein die Stelle des Organs vertritt, welches in dem poetiſchen Drama die Sprache iſt,

wobei alsdann freilich das nach zwei verschiedenen Richtungen auseinandergehende Verhältniß berücksichtigt werden muß, wie diese beiden verschiedenen Organe ihrer entgegengesetzten Natur nach die Gegenstände auffassen und ausdrücken. Wer es inconventionnel findet, daß ein von den Furien verfolgter Orest in dieser schrecklichen Lage singt (oder man würde vielleicht sagen: noch singen kann), der müßte es auch inconventionnel finden, daß Shakspeare's Julius Cäsar z. B. Englisch redet, statt Lateinisch, denn in der Wirklichkeit hat der göttliche Julius doch sein Lebelang kein Englisch gesprochen, und Die, welche die Oper so auf den Buchstaben der Wirklichkeit, oder, was Dasselbe ist, ad absurdum zurückführen wollen, können an diesem Beispiele einsehen, was eine solche Beziehung auf die buchstäbliche Wirklichkeit in der Kunst überhaupt für Consequenzen erzeugen würde. Die Musik ist ein ideales Organ des Ausdrucks, das in der Oper als ganz mundrechte Conversationssprache, etwa höherer Potenz, vorausgesetzt wird. Dies versteht sich eigentlich ganz von selbst, aber doch bin ich überzeugt, daß ein nicht geringer Theil des brillanten Residenzopernpublicums, das die Oper besucht und beklatscht, weil es einmal jetzt so sein muß, davon nicht klar genug unterrichtet ist, denn wie Manchem, der bei den hinreißenden Gesangschwärmereien einer tonbegeisterten Sängerin den Hiatus der herzlichsten Langeweile hinter dem Schnupftuch elidirt und sich dann verstohlen umsieht, ob es auch Keiner gemerkt hat, wie Manchem mag dabei insgeheim der hypochondrische Gedanke einfallen: „Warum zerreißt sie sich nur so die Kehle, die gute Person? Könnte sie nicht lieber sagen, was sie will, dann wüßte man es doch, und sie machte weder sich noch uns das Leben sauer!“ Aber bei Leibe wird sich Einer vor dem Andern nicht merken lassen, daß man so denkt, es würde für eine Ketzerei gegen den guten Ton gelten, nicht Passion für Musik zu haben, und wenn die neue Oper nur erst aus ist, dann war sie gewiß göttlich. Müllner war so ehrlich,

oder vielmehr so frech, es gerade herauszusagen, daß ihm die Oper nichts als ein Unsinn sei. Es kommt im Grunde auf Eins hinaus, ob man so ehrlich ist oder nicht.

Wenn wir nun die Oper ihrer lyrisch-phantasirenden Auffassungsweise wegen, mit der sie die Handlung darstellt, als bestimmten Gegensatz des poetischen Drama's bezeichneten, so haben wir bei letzterm vornehmlich an das Shakspeare'sche Drama gedacht, weil dies vorzugsweise in gediegenster Form den Begriff des Dramatischen am schärfsten durchführt und deshalb den entschiedensten Gegensatz des poetischen Drama's zum Musikdrama abgeben kann. Erkennt man Shakspeare als Norm der dramatischen Gestaltung an, und man muß es wol, da seine Form dem allgemeinen Begriff des Drama's am strengsten entspricht, so wird man dagegen dem sogenannten lyrischen Drama, wo Handlung und Charaktere in subjectiver Lyrik zerfließen, auf dem Gebiet der Poesie eine bei weitem untergeordnetere Stufe der Vollendung anweisen müssen. Das lyrische Drama gelangt nur auf dem Gebiet der Musik, wo es sich zum Musikdrama, zur Oper ausbildet und dadurch in die Sphäre des ihm naturgemäßen Ausdrucks versetzt wird, zu einer kunstwahren und widerspruchslosen Form. Wirklich neigt auch das lyrische Drama sehr zur Musik; ich wüßte kein Stück von Calderon, das ich mir nicht sehr gut mit Musikbegleitung denken könnte, und der Eindruck würde dadurch in den meisten Fällen nicht nur nicht gestört, sondern wol sogar gehoben werden; aber man nehme dagegen Stücke von Shakspeare, wie „Julius Cäsar", „Macbeth" u. s. w., in denen die dramatische Form zur bestimmtesten Plastik gediehen, zu Shakspeare's Stücken müßte man jede Musikbegleitung verbitten, weil sie hier nur die Kunstgebiete und mithin auch den Kunstgenuß verwirren würde, obwol auch Shakspeare sonst der Mann ist, der Musik hat in himself. Sein Drama wird man daher mit Recht als den directesten Gegensatz der Oper betrachten und sich daran

die verschiedenen Auffassungsweisen der beiden verschiedenen Kunstgattungen klar machen können.

Mögen nun aber auch beide Gattungen, ungeachtet der verschiedenen Mittel ihres Ausdrucks, im Allgemeinen denselben Inhalt zur Anschauung bringen, so scheint sich doch mit einigem Grund behaupten zu lassen, daß das Drama ein populäreres Kunstwerk ist als die Oper, welches daher mehr dazu berufen sein könnte als diese, ein größeres Publicum vor sich zu versammeln, weil es das Schöne durch ein gangbareres und allgemein menschliches Organ der Mittheilung verherrlicht, während die Oper Jedem, der das Schöne in ihr ganz verstehen und genießen will, eine feine Uebung des Ohrs und selbst einen natürlichen Sinn für die Tonkunst nicht erlassen kann. Dagegen dürfte jedoch wenigstens Dies anzuführen sein, daß auch das Drama, um in seiner höchsten und reinsten Wirkung aufgenommen zu werden, ein ebenso kunstgebildetes Publicum und einen Geschmack bei demselben voraussetzen muß, der nicht weniger einer besondern Ausbildung bedarf als das Gehör in der Musik. Im Gegentheil gewährt die Oper noch eher Passetemps und einzelne Plaisanterien, woran auch ein Publicum, das zu weltzerstreut ist, um ein Kunstganzes umfassen zu können, seine Lust haben mag; aber das Drama, wenn es einmal von seiner Reinheit und spröden Kunstform irgend Etwas einbüßen und Theaterallotria mitmachen soll, wird leicht ganz ruinirt und aller seiner Kunstbedeutung beraubt, wie wir dies im Durchschnitt an dem abscheulichen Melodrama erleben. Somit dürfte die Oper fast eher berufen sein, ein größeres Publicum vor sich zu versammeln, denn das musikalische Gehör wird so leicht bei einiger Uebung erworben, und der Musiksinn ist so wenig selten bei den Menschen, daß er nur geweckt zu werden braucht, und Jeder, der keinen Sinn für Musik mit auf die Welt gebracht hat, nur als Ausnahme von der Regel gelten kann.

Wir haben aber bis jetzt zu sehr im Allgemeinen von der

Oper geſprochen und müſſen, um uns unſerm Zweck zu nähern, ſchärfer in den heutigen Theaterzuſtand der Oper hineinblicken. Wenn wir behaupteten, daß erſt die Roſſini'ſche Muſik dieſe Kunſt bei uns zu einer Modekunſt gemacht und durch ihre einſchmeichelnde Galanterie die allgemeine Verbreitung und Aufregung des Muſikſinnes bewirkt hat, ſo müſſen wir nun auch hinzufügen, daß in der durch ihn beliebt gewordenen Form der Theateroper zugleich eine Entartung von der wahren äſthetiſchen Opernkunſtform am Tage liegt. Bei der noch unausgebildeten Aeſthetik der Oper gibt es zwar noch keinen äſthetiſchen Geſetzcodex für dieſelbe, aber Das leuchtet ein, daß die Oper, ungeachtet ihrer lyriſch-phantaſtiſchen Behandlungsweiſe, doch immer ein Muſikdrama bleiben muß, wenn ſie überhaupt eine Kunſtform ſein und bleiben ſoll. Je mehr aber das Recitativ aus der Oper verſchwindet, je mehr wird dieſelbe auch ihren dramatiſchen Charakter einbüßen. Gluck benutzt das Recitativ zum erhabenſten Ausdruck des dramatiſchen Opernſtyls und gibt damit der Oper etwas Plaſtiſches und Architektoniſches, wodurch ſie auf die großartigſte Weiſe die Bedeutung eines Muſikdrama's erfüllt. Mozart, der neben dem Recitativ auch die Arie ausbildete, hat in ſeiner Muſik ebenfalls dramatiſche Wirkungen erreicht, welche zeigen, daß die Oper in ihrem eigenthümlichen Styl durchaus ein dramatiſches Kunſtwerk iſt. Bei Roſſini und den ihm verwandten Componiſten mußte aber das Recitativ ganz zurücktreten und der in ihrer Beweglichkeit Alles überſprudelnden Arie Platz machen. Wie ungemein auch das Geſangtalent dadurch begünſtigt und gehoben wurde, ſo iſt doch eben dadurch in dieſer Schule die Oper als dramatiſche Gattung faſt gänzlich zu Grunde gegangen. Roſſini, Auber, Boieldieu verlegen ihre Effecte faſt nie in die Charakterzeichnung oder in die dramatiſchen Momente der Handlung; die Charaktere, wenn die darin ſichtbar werdenden Figuren noch dieſen Namen verdienen, ſind von dem Componiſten durchaus mit

weiter keiner menschlichen Individualität ausgestattet, als daß sie insgesammt den größten Eifer verrathen, sobald als möglich vor das Proscenium hinzutreten, um ihre Schmerzen oder Freuden in einer ausdrucksvollen Bravourarie lautwerden zu lassen. Wenn der Componist sich in Allem, wo er den Gang und Zusammenhang der Handlung, die Entwickelung der Affecte und Charaktere durch die Instrumentation motiviren sollte, meist seicht und flüchtig zeigt, so gewinnt er dagegen, sobald er nur zu Gesangstücken kommt, eine geniale Geschwätzigkeit, welche mit der Gunst des Publicums auf das Süßeste liebäugelt und selten ihr Ziel verfehlt. Dies ist freilich ein gewisses Stutzer- und Manschettenthum in der Kunst, und der Geschmack des Theaterpublicums wird dadurch immer mehr von der Theilnahme an ernsten, gründlichen dramatischen Wirkungen sowohl in der Musik als in der Poesie abgeführt. Die Theaterkunst geht dadurch schnurstracks ihrem Ruin entgegen, der sich vielleicht bald in einem vollkommenen Kunstbankerott offenbaren wird. Die großen classischen Opern werden zwar noch gegeben und auch wol besucht, wenn gerade eine gastirende berühmte Sängerin darin einen Triumphaufzug halten will, aber für gewöhnlich ist es doch in Mozart's Opern leer, und man mag sagen, was man will, Rossini ist immer der Repräsentant des Zeitgeschmacks in der Musik und hat auch für die Poesie auf dem Theater den Einfluß gehabt, daß das Publicum durch seine spielerischen Flitterreffecte zu sehr zerstreut und verwöhnt worden, um den Wirkungen des poetischen Drama's noch einen vollen Eindruck auf sich zu verstatten.

Es könnte nun die Frage entstehen, ob die dramatische Kunst auf dem Theater nicht noch einen neuen productiven Aufschwung zu nehmen vermöchte, und es ist Zeit, daß ich hier mit meinem ästhetischen Project herausrücke, das mir bei dieser Gelegenheit eingefallen, und dieser Einfall hat mich eigentlich darauf gebracht, den vorangegangenen Abstecher in das noch wenig ge-

bahnte Gebiet der muſikaliſchen Aeſthetik zu einem Vergleich der Oper mit dem Drama zu unternehmen. Ich meine eine kunſtgerechte Umgeſtaltung des Melodrama's zu einer planmäßiger geformten Gattung, in welcher die Effecte der von der Zeit begünſtigten Kunſt, der Muſik, nach einem beſtimmten Maß der Anwendung benutzt würden, ohne dadurch die überwiegende Wirkung der poetiſch-dramatiſchen Geſtaltung zu beeinträchtigen. Die bisherige ſchlott'rige Melodramenform kann für keine Kunſtform gelten, die Muſik iſt darin zu äußerlich und pfuſcht nur ſo nebenher mit einigen Inſtrumentenſtrichen, und der Aufwand von Poeſie, den die Dichter meiſt daran wenden, iſt auch kein reines Altarfeuer, denn ein piquanter Criminalſtoff, aus dem Groben zuſammengeſtückelt, war bisher im Durchſchnitt für das Melodrama ausreichend, ſodaß es ſelten eigentlich Dichter ſind, die ſich zur Verfertigung deſſelben hergegeben haben. Man verſuche es, von der dem Melodrama zu Grunde liegenden Idee einer gleichzeitigen Benutzung poetiſcher und muſikaliſcher Effecte ausgehend, daſſelbe zu einer wahren Kunſtform auszubilden, und die Wirkung davon auf dem Theater, wenn ſie ſo geſchieht, wie ich es im Sinne habe, könnte bedeutend werden. Ein ſolches Melodrama müßte, um ſich die Muſik als einen integrirenden Theil einzuverleiben, das Recitativ aus der Oper herübernehmen und dann auch nichts weiter aus derſelben entlehnen, um auf der andern Seite ganz ein poetiſches Drama zu bleiben. Es müßte alſo nicht blos, wie bisher, die Muſik zur Inſtrumentalbegleitung benutzen, ſondern noch einen Schritt weiter gehen und auch den Geſang in ſein Gebiet herüberziehn, aber dieſen freilich nur in der Form des Recitativs. Die Arie würde ausſchließliches Eigenthum der Oper verbleiben, denn im dramatiſchen Dichtwerk — und ein ſolches ſollte das Melodrama überwiegend ſein — könnte ſie nicht wie in der Oper als naturgemäßes und unwillkürliches Organ des Ausdrucks gelten. Auch das Recitativ, wie es bei

der Uebertragung in ein solches Melodrama anwendbar wäre, dürfte wol eine Vereinfachung der Instrumentation erleiden müssen, damit die Musik gegen die poetischen Zwecke des Ganzen nicht zu selbständig heraustrete. Dies Melodrama würde dann in seinen gleichgültigern Partien die poetische Rede im gewöhnlichen Vers und Rhythmus, oder warum nicht auch in Prosa, zu seinem Ausdruck wählen; aber sobald das dramatische Pathos sich steigert, sobald die Leidenschaften, Charaktere und Situationen zu einem Gipfel, zu einem hinreißenden Conflict gelangen, müßte die poetische Rede sich zum musikalischen Recitativ erhöhen, und darin könnte eine eigenthümliche dramatische Wirkung erreicht werden, welche der rhythmisch-musikalischen Ausführung der antiken Tragödie der Griechen vergleichbar wäre. Zur theatralischen Ausführung eines solchen Melodrama's würden aber Künstler erforderlich sein, welche das Schauspieler- und Sängertalent vereinigt in sich beherrschten, und was aus der gleichmäßigen Vereinigung dieser Talente für großartige Effecte und wahrhafte Kunstgenüsse hervorgehen könnten, wurde mir nie deutlicher als durch die berliner Gastvorstellungen der Mad. Schröter-Devrient im Frühjahr 1831. Diese Künstlerin ist eben darum eine der eigenthümlichsten Erscheinungen, die ich je auf der Bühne gesehen, weil ihr höchst bedeutendes Schauspielertalent gegen ihr Gesangtalent ohne Zweifel überwiegend ist, und sie danach strebt, die poetischen und musikalischen Effecte in ihrem Spiel zu einer Einheit zu verschmelzen. Daher sind ihre Leistungen im dramatischen Gesang, im Recitativ, in allen Partien, die ein Gesangspiel erfordern, ausgezeichnet und einzig in ihrer Art, während sie in der blos lyrischen Arie und in Allem, wo der rein musikalische Umfang des Organs die ganze Wirkung hervorbringen soll, andern großen Sängerinnen nachsteht, ja ihre Begeisterung für das Poetische und [illegible]lich Wahre ihrer Rolle reißt sie nicht selten soweit hin, daß [illegible] durch die Arie die redende Empfindung hindurchhören

Töne des Gesanges durch echt dramatische Momente des Affects, die ihr productiv angehören, unterbrechen läßt. Eine solche vorzugsweise dramatische Sängerin würde in einem Melodram, wie wir es uns denken, wo die poetische Rede sich mit der musikalischen zum Recitativ verschwistern sollte, Herrliches zu wirken vermögen. Diese Form eines Melodrams, in dem die Poesie und das Dramatische das Uebergewicht behielten, und wo die erhöhte Stimmung in den recitativischen Musikausdruck überginge, würde ihrem Talent ein ganz gemäßes Gebiet der Wirksamkeit sein. Wenn ein Dichter, von solchen Kräften unterstützt und in Verbindung mit einem seiner Idee dienstbaren Theater, es unternähme, das Melodrama zu einer höhern Kunstform umzugestalten, wir könnten eine kräftige Wiedergeburt des deutschen Theaters daran erleben, und das Drama, das jetzt gar keine Richtung hat, würde durch die planmäßige Verbindung mit musikalischen Effecten wieder ein kunstgeweihtes Ansehen erhalten. Die Gebrüder Schlegel hatten einmal die Absicht, zur idealen Reformirung des Theaters die Antike darauf zurückzuführen, aber die griechischen Versmaße thatens freilich nicht, und „Jon" und „Alarkos" gingen einflußlos für die deutsche Theaterkunst vorüber. Wir erwarten kein Heil von der Antike für die heutige Bühne; aber wem es darum zu thun, einen dem antiken Melodram — wir meinen die griechische Tragödie — verwandten Kunstgenuß im Theater zu finden, dem dürften wir einen solchen auch von dem von uns bezeichneten modernen Melodram versprechen, welches die der alten Tragödie besonders eigenthümliche Form, das Recitativ, in sich aufnehmen würde.

Ich bin keineswegs der Meinung, durch die in Vorschlag gebrachte Umgestaltung und Ausbildung der in Rede stehenden Gattung etwa die Oper verdrängen oder auch nur vertreten zu wollen. Sollte das Fortbestehen der Musik nur auf die von uns beabsichtigte melodramatische Anwendung beschränkt werden, so würden wir uns dadurch bald um den selbständigen und um-

faſſenden Genuß einer Kunſt bringen, deren ich im Leben nicht entbehren möchte. Daß aber die ſchon oben erwähnte Vereinfachung der Inſtrumentirung des melodramatiſchen Recitativs ein nothwendiges Erforderniß ſein würde, ſcheint beſtätigt zu werden, wenn wir uns an das Recitativ der antiken Tragödie der Griechen erinnern, denn ſchon der Umſtand, daß die Alten Das, was wir in der Muſik Harmonie nennen, in der ihrigen noch durchaus nicht kannten, dürfte beweiſen, wie einfach und bedingt die muſikaliſche Aufführung des Melodrama's ausgeſtattet geweſen ſein müſſe, ſodaß der poetiſche Effect immer als die Hauptſache hervortreten konnte. Wie weit unſer Melodram in ſeinem Recitativ von Seiten der Inſtrumentirung zu gehen habe, müßte dem Ermeſſen des dafür gewonnenen Dichters und Componiſten, auch mit Berückſichtigung des Stoffes, den ſie wählen, überlaſſen bleiben, wenigſtens kann ſich die äſthetiſche Theorie hier nicht darüber ausbreiten. Die Oper aber mag als eigenthümliche Kunſtgattung in ihrer Selbſtändigkeit fortbeſtehen, was ihr freilich nur möglich ſein wird, wenn ſie ſich von ihrer äſthetiſchen Entartung ab- und zu ihren großen claſſiſchen Muſtern wieder zurückwendet. Das Drama hingegen wird, um nicht ganz zu verfallen und dem Zeitgeſchmack ſich zu entfremden, der Erneuerung ſich nicht entziehen können, und ſo mag es denn die zeitgemäße Muſik nach einem beſtimmten Plan zu Hülfe nehmen und fortan als kunſtgeformtes Melodram zu wirken ſuchen. Die Theaterkunſt wenigſtens könnte dadurch nur gewinnen; ob die Kunſt im Allgemeinen auch? müßte der Erfolg lehren. Ein ſolches Melodram wäre dann natürlich keineswegs wie bisher blos auf tragiſchen Graus und Spuk zu beſchränken; durch die beabſichtigte Kunſtmäßigkeit würden Graus und Spuk ſich von ſelbſt zu rein poetiſchen Motiven verklären, aber auch Humor und Komik wären von dieſer Gattung nicht auszuſchließen, und nicht nur die tragiſche Leidenſchaft, ſondern auch der kecke Scherz könnten in recitativiſchen Geſang hinüber-

ſpielen. Es fehlt mir nicht an Planen zu ſolchen Melodramen, deren Effecte auch von äuſſerlich eben nicht bemittelten Theatern zu beſtreiten ſein würden; ich möchte ſie ausführen, wenn mir ein Theater und ein darauf eingehender Componiſt die Hand dazu bieten wollten. Das Theater iſt doch, ſchon ſeiner populairen Wirkſamkeit wegen, ein zu wichtiges Inſtitut, als daß man es ganz aufgeben und ihm nicht vielmehr ſelbſt durch künſtliche Mittel wieder aufzuhelfen bemüht ſein ſollte. Möchten begeiſterte Kunſtfreunde ſich dafür vereinigen, um jede diesfallſige Beſtrebung durch Rath und That zu unterſtützen!

V.

Daniel Leßmann und sein Wanderbuch eines Schwermüthigen.

Kein besser Mittel für einen Schwermüthigen, als auf die Wanderschaft gehen! Sein Wanderbuch wird und muß allmälig zu einen Kalender der guten Laune werden. Wem die Menschen und wer sich selbst zuwider geworden (denn Beides sind Wechselbegriffe, die ich nie von einander zu trennen vermag) der gehe auf die Reise, und die Zauberferne und Wanderfremde des Lebens, die ihn hier sucht und lockt und mit allen seinen Wünschen aufnimmt, wird seine ermüdete Anschauung von Neuem erfrischen, so daß er die Menschen wieder liebgewinnen und mit sich selbst wieder in Frieden eine Zeitlang ausdauern kann. Die Gewohnheit erhält, aber sie zerstört auch den Menschen, und vollends die Gewohnheit des heimathlichen und häuslichen Alltagslebens verwandelt das Behagen der Sicherheit, welches sie gewährt, immer nur zu bald in den langsam uns abmattenden Ueberdruß einer zu oft wiederholten und dadurch an Illusion immer ärmer werdenden Scenerie. Zu Hause hat man am Ende weder Sonn- noch Festtag mehr, und gerade je glücklicher und ungestörter man in der Heimath ist, um so langweiliger kann mit der Zeit das Leben werden, denn für den Glücklichen ist das Jahr eine stillstehende Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, und die freundlichen Gesichter, die er zu beständigen Nachbaren hat, müssen allmälig bedeutungsleer für ihn zu werden anfangen. Auf der Reise aber ist jeder Tag ein von dem andern

eigenthümlich verſchiedener Feiertag, und oft erlebt der Wanderer in den Wäldern und auf den Feldern alle Erdenfeſte, welche das Jahr ſonſt auf ein einzelnes Datum zerſplittert hat, zuſammen und zu gleicher Zeit in ſeiner ſich erweiternden Bruſt. Der Wanderer erſcheint überall als ein gerngeſehener Gaſt, weil er ein Wanderer, weil er ein Fremder iſt. Fremd mit Fremden genießt man oft auf der Reiſe die glücklichſten Stunden des Umgangs, denn Jeder beſtrebt ſich, hier für die bedingte Friſt des Beiſammenſeins, dem Andern etwas zu werden und ihm angenehme Erinnerungen als Lebewohl mit auf den Weg zu geben, während die alten Freunde zu Hauſe im täglichen Sehen und Kommen ſich allmälig ſo zur Gewohnheit geworden ſind, daß ſie mit abgeſtumpftem Blick auch ihre liebenswürdigen Eigenſchaften nicht immer mehr an einander wahrzunehmen vermögen. Die Wunder der Reiſe verlieren ſich aber nicht nur in die Ferne und in den Bilderreichthum des Neuen, ſondern bethätigen ſich noch darin, daß ſie auch auf die verlaſſene Heimath und die Zuſtände des Alten nach und nach wieder verſchönernd zurückwirken, und ſo kann es kommen, daß, wer mit Ueberdruß die gewohnten Verhältniſſe verließ und in die Weite auszog, zuletzt Extrapoſt nimmt, um ſeine Rückkehr in die alte liebe Beſchränkung heimwehvoll zu beſchleunigen. Möge es vollends jedem ſchwermüthigen Wanderer ſo ergehn, daß, nachdem unter wechſelnden Himmelsſtrichen der Kummer auf ſeiner Stirn ſich zerſtreut, er durch das Reiſefernrohr der Erinnerung immer ſeine Heimath als die ſchönſte Station der ganzen Wanderſchaft gewahrt!

Daß aber das Reiſen auf die Stimmung jedes Einzelnen einen ſo entſchiedenen Einfluß ausübt, bringt auch ſeine Nachtheile mit ſich, nämlich die vielen Reiſebeſchreibungen, denn Jeder hat ſich den Beruf zu einer ſolchen erwandert, aber nicht Jeder wird uns ein ſo intereſſantes Wanderbuch liefern, als das des Schwermüthigen, welches der von ſeinem Pilgerſtab frei-

willig geschiedene Leßmann herausgegeben *). Der ganze Eindruck dieses Buches konnte uns unwillkürlich auf die vorangeschickten Reiseresserionen führen, in welchen der satyrische Schwermüthige vielleicht den Eingang zu einer neuen rhetorischen Declamation über den alten Nutzen des Reisens vermuthet haben würde; aber dieser alte Nutzen, von dem schon der Knabe auf seiner ersten Ferienreise etwas erlebt, nachdem er ihn zuvor als Thema einer deutschen Stylübung mit allem Pathos verarbeitete, hat sich offenbar auch an dem Schwermüthigen als neu bewährt. Zwar sind wir keineswegs der Meinung, den ununterbrochen regsamen und sich selbst erstrebenden Witz, der sich an allen Ereignissen und Begegnissen der Reise erlustigt, vollkommen auf Rechnung der Heiterkeit setzen zu wollen, welche sich schon der Stimmung des Wanderers bemeistert habe. Sein Witz, meistens ein Auskunftsmittel der betrübten Seele, hat, so trefflich er auch oft gelingt und selbst mit Gemüthlichkeit sich verschwistert, doch ebenso oft das Gesuchte und gewaltsam Herbeigezogene nur zu sehr an sich, und wir können daher dem Schwermüthigen in diesem ersten Theile seines „Wanderbuches," wie humoristisch er auch ausgefallen, doch erst die Anwartschaft, heiter zu werden, zugestehen. Ueber diese Kritik seiner Heiterkeit würde er sich jedoch leicht durch einen Witz zu trösten wissen und hätte nicht Unrecht daran, denn eigentlich ist es nur eine leidige Hofmeistermoral, dem Andern über sein heiteres oder nicht heiteres Wesen eine Predigt zu halten, und es gibt kaum eine quälendere Unzartheit als die, welche man so oft im geselligen Leben begeht, daß man einem Traurigen die nutzlose Bemerkung macht: Du bist nicht heiter; und ihm dann den guten Rath mit auf den Weg gibt, doch ja heiter zu sein, als

*) Es kam fast zu gleicher Zeit mit den ersten Berichten von seinem unglücklichen Tode ins Publicum. Nur der erste Theil (Berlin, 1831.) rührt von Leßmann selbst her, und für einen zweiten, den die Verlagshandlung angekündigt, hinterließ der Verstorbene kein Manuscript.

wenn durch das pedantiſche Rathgeben, das leider immer mehr in unſerer altklugen Zeit einzureißen und vornehmlich unſerm deutſchen Charakter recht zu eignen ſcheint, der durch den Sturm des Unglücks aufgeregte Zwieſpalt im Buſen eines Menſchen ſich beſchwören ließe. Tieck hat bekanntlich ſchon vor vielen Jahren in ſeinem „Blaubart" ſolche ſtehende Figur eines „Rathgebers" mit köſtlichem Humor hingeſtellt, aber die Perſiflage iſt entweder nicht recht verſtanden worden, oder die Sache ſelbſt iſt bei uns unverbeſſerlich, denn die Zahl der guten Rathgeber hat ſeitdem noch gar nicht in der Welt abnehmen wollen. Es gibt zerriſſene Seelenſtimmungen, in denen kein Menſch dem andern helfen kann, aber ein Rathgeber wird ſich immer finden, der Dir dringend anempfiehlt, doch nicht ſo ſeelenzerriſſen zu ſein, weil das der Geſundheit ſchade, und wenn alle Welt Dich verlaſſen hat, wird er Dir mit Polonius zurufen: „ſo ſei Dir wenigſtens ſelber treu!" Liebſt Du eine Blondine, ſo wird er Dir den Rath geben, eine Brunette vorzuziehen, weil dieſe in der Regel einen dauerhaftern Haarwuchs habe, und ſo kann es Dir in allen Dingen nie an Rath, aber immer an Hülfe fehlen. Sämmtliche Rathgeber dieſer Erde ſind aber gewiß überzeugt, daß ſie den armen Leßmann würden gerettet haben, wenn ſie nur noch ein Viertelſtündchen vor ſeinem Tode hätten mit ihm ſprechen und ihm einen guten Rath ertheilen können, wie er es anzufangen habe, um heiter zu ſein.

Wenn aber auch wir über die Heiterkeit des wandernden Herrn Schwermüthigen ein Wort fallen ließen und nicht umhin konnten, das Misverhältniß zwiſchen der Ueberfülle ſeines ſprudelnden Witzes und dem eigentlichen Grundbeſtand ſeiner innerlichen Seelenheiterkeit zu berühren, ſo dürfen wir ſolche Pedanterie, wenn es in dieſem Falle eine iſt, nicht anders als der Recenſentenpflicht zur Laſt legen; denn ein Recenſent hat einmal das Unglück, die Untugenden des ganzen Geſchlechts officiell an ſich repräſentiren und auch gewiſſermaßen als ein Rath-

geber von Profession erscheinen zu müssen. Der Schwermüthige scheint jedoch auch hinsichtlich des angedeuteten Umstandes eine solche verwandtschaftliche Aehnlichkeit mit seinem Herausgeber Leßmann selbst zu haben, daß uns schon um des Letztern willen daran liegen mußte, ob er heiter oder nicht heiter gewesen, denn das ist ein sehr täuschender Irrthum, in den aber die Menge leicht verfällt, nämlich den Witzigen seines Witzes wegen schon für seelenheiter zu halten. Der Witz des schwermüthig-lustigen Wanderers ist aber wie ein beflügelter Götterbote der Vorläufer der erscheinenden Gottheit selbst, und sie wird, sie muß dem Wandernden endlich erscheinen, und sie wird ihn gewiß auf der Heimkehr erreichen, die Gottheit, denn die helle Schärfe seines Witzes hat das schwarze Gewölk, das ihn umdüsterte, bereits glücklich zertheilt, und der Horizont wird immer leichter und lichter, um die Himmlische, die Freude, in seinen Räumen aufgeben zu lassen. Diese Vorahnung einer fröhlichern Zukunft, welche der Schwermüthige, der den Vorzug hat, seine eigne Schwermuth nicht zu lieben, selbst zu erkennen gibt, zieht sich auch ansprechend durch sein Wanderbuch hin, über das sich von Seite zu Seite und von einem Reiseabenteuer zum andern immer behaglicher jene lebensfrische Stimmung ausgießt, die das Wandern mitsichbringt. In dem Vorwort, das Leßmann nach der Unterschrift wenige Monate vor seinem unglücklichen Ende geschrieben, schildert er auch auf eine launige Weise den Hergang, wie er selbst zuerst mit dem Schwermüthigen bekanntgeworden, und diese Bekanntschaft knüpfte sich, merkwürdig genug, an den Versuch eines Selbstmordes, den L. durch seine Dazwischenkunft verhindern wollte, der aber nur ein scheinbarer war, denn der junge Mann, der eine so gefährliche Miene gemacht — eben der nachmalige Schwermüthige — hatte sich nur mit der Pistole in der Hand eine solche Knalleffectscene aus einem von ihm selbst gedichteten Trauerspiel zu lebhaft vordeclamirt, worauf seine ästhetische Wirthin bange geworden und unsern

Leßmann zur Hülfe herbeigeholt. Der Schwermüthige iſt aber dem Selbſtmorde ſo wenig geneigt, daß er vielmehr, nachdem er Leßmann's Beſorgniß ſeinetwegen lachend zurückgewieſen, ausruft: „Ich will ja lieber in der erſten beſten Buchdruckerei bis an mein ſelig Ende die Romane meines Todfeindes ſetzen, als einen frevelhaften Teufelsſinger an meinen Körper legen. Außer dem Thoren, der ſich entſeelt, gibt es, auf Ehre, keinen größern Narren als Einen, der ſich entleibt!“ — und in der ganzen Art, wie ſich Leßmann bei dieſer Gelegenheit benimmt, ſcheint er ſich mit den angeführten Worten vollkommen einverſtanden zu zeigen. Dem Andern hat indeß das Schickſal ſelbſt gewiſſermaßen den Laufpaß zu einem ſchwermüthigen Wanderer ausgeſtellt, und, mit allen ſeinen heimathlichen Verhältniſſen zerfallen, wendet er ſich der Fremde zu, die ihm allein Frieden verſpricht. Wie die Gegenden und Städte, ſo wechſeln auch die Menſchen und Verhältniſſe auf der Reiſe und thun eben durch ihren Wechſel dem Schwermüthigen wohl. Daher gruppirt ſich mit anmuthiger Zerſtreuung ſein Wanderbuch in lauter einzelnen und von einander unabhängigen Bildern, Schilderungen, Abenteuern und zur Wegeskurzweil mitgetheilten Geſchichten, und die Einheit eines zuſammenhängenden Lebensfadens ſcheint den Begebenheiten, welche in den Stoff des Ganzen verwebt ſind, zu fehlen; aber das iſt gerade der Reiz in der Fremde, daß der vorüberſpielende Zufall die intereſſanteſten Bekanntſchaften macht und ſie wegen der Flüchtigkeit der Dauer eben nur ſo lange unterhält, daß ſie nicht zu einem bedenklichen Schickſal für uns umſchlagen können. Das Schickſal vertieft, aber der Zufall zerſtreut den Geiſt, und darum iſt es heilſam für einen ſchwermüthigen Wanderer, keine Schickſale zu haben, ſondern an leichten Reiſezufällen des Lebens ſich zu erholen. Iſt aber jemals der Zufall einem Reiſenden hold geweſen, ſo war er es unſerm Schwermüthigen, den er mit ſo manchen romantiſchen Sehens- und Hörenswürdigkeiten bedacht hat, was denn nun auch ſeinen

Lesern auf eine anerkennenswerthe Weise zu gute gekommen. Unter den eingestreuten Erzählungen sind gewiß die Ehestandsnovelle des kaltblütigen Holländers und die Lebens- und Liebesgeschichte des spanischen Mönchs an Darstellung und Gehalt die originellsten und anziehendsten, letztere nicht in der witzigspielenden Grundfarbe gehalten, welche sonst das ganze Wanderbuch charakterisirt, sondern im einfachern gemüthlichen Colorit. Diese und ähnliche Episoden scheinen am meisten daran zu erinnern, daß Leßmann ein, wenn wir nicht irren, von seinem Verleger angekauftes wirkliches Manuscript, welches dem Wanderbuche zum Grunde liegen soll, bei Bearbeitung desselben benutzt habe. Er hat indessen selbst gar nichts von einem solchen ihm vorliegenden Manuscript bemerkt oder angedeutet, indem er es ganz wie ein freies Dichtwerk seinen Lesern übergeben; und so stände es auch selbst der Kritik zunächst noch nicht zu, auf ihre etwa anderweitig erlangte Kunde von dem Verhältniß des vorgefundenen Stoffes zur Bearbeitung in der ästhetischen Beurtheilung ein Gewicht zu legen. Das Manuscript wird nur so viel hergegeben haben, als gewöhnlich ein von Außen entnommener Stoff dem Dichter zu gewähren vermag, denn das Wanderbuch ist ohne Zweifel als ein vollkommen zur poetischen Production gewordenes Werk Leßmann's anzusehen, und wenn er auch, so viel wir wissen, die darin berührte Gegend — Südfrankreich und Spanien — nie selbst bereist hat, so ist er doch von einer andern Seite mit der Subjectivität des pilgernden Schwermüthigen so sehr Eins geworden, daß er ihr vielmehr seine ganze Individualität, selbst mit allen bizarren Einzelheiten seiner Laune und Ausdrucksweise, geliehen zu haben scheint, weshalb es auch einem Dritten schwer oder unmöglich sein würde, zum Behuf einer etwaigen Fortsetzung das Wanderbuch in dem eigenthümlichen Ton weiterzuführen. — Unter andern Wander- und Wegesabenteuern verdient noch Erwähnung die nicht uninteressante Bekanntschaft mit dem französischen Satyrenmaler

Chene de Meaux, der zu jenen routinirten Genies gehört, die alle Facultäten durchgemacht, aber auch mit allen zerfallen ſind, was hier zu einer Debatte über die vier Facultätsgöttinnen Anlaß gibt, die indeß von beiden Seiten mit mehr Witz und Neuheit hätte durchgeführt werden können, obwol der Schwermüthige ſich unſern Dank zu erwerben bemüht iſt, indem er, was ihm als Deutſchen natürlich zukam, die Philoſophie gegen die leichtfertige Oppoſition des Franzoſen in Schutz nimmt. Er perſiflirt den Satyrenmaler, der ſeiner Profeſſion nach zugleich Schulmeiſter iſt, ſpaßhaft genug, indem er zu ihm ſagt: „Sie hatten allerdings den kräftigſten Zweig der Philoſophie ergriffen, den Haſelzweig nämlich, und lehrten Ihre Grundſätze, wie ſie gelehrt werden ſollen, a posteriori. Die Rücken Ihrer Schüler waren die lebendigen Hefte Ihres Vortrages, und ſo verbreiteten ſich endlich Ihre Anſichten nach allen Himmelsgegenden hin!“ Aber wie nachdenklich es auch ſein mag, daß der Schwermüthige hier die Philoſophie vertheidigt, ſo ſcheint er doch ſelbſt noch nicht die adversity's sweet milk aus ihr getrunken zu haben, denn die einzige ihm eigne Philoſophie, die wir an dem Schwermüthigen als Wandertroſt auf ſeiner Pilgerbahn gewahren, iſt ſein Humor; aber wenn man auch ſagen könnte, daß Philoſophie und Humor Das mit einander gemein haben, daß ſie beide an den Gegenſätzen und Widerſprüchen des Lebens ſich erzeugen, ſo iſt doch auch gleich hinzuzufügen, daß Philoſophie die Gegenſätze durch die Redlichkeit des Gedankens zu bewältigen ſtrebt, während der Humor ſie als ſolche in ihrer Trennung lächelnd beſtehen läßt, weil er eben nur durch ihr Beſtehen Stoff zu ſeinem Lächeln hat, das ihn beglückt. In vielen Fällen mag ſich der Humor ſo das beſſere Theil erwählt haben, aber für ein ganzes Leben reicht ein Lächeln nicht aus. Wir machen dieſe Bemerkung, weil ſie nicht nur den ſchwermüthigen Wanderer, ſondern auch unſern Leßmann, und Das, woran ſeine Kraft gebrochen, zu bezeichnen ſcheint.

Dies Wanderbuch enthält überhaupt so viel Mahnendes und Subjectives, daß man sich der fortwährenden Erinnerung an Leßmann und sein Schicksal, abgesehen von dem noch so nahe liegenden und dunkel verhüllten Interesse desselben, gar nicht enthalten kann. Wären einzelne Stellen und Aeußerungen, in des Mannes Schriften sich vorfindend, genügend, um über seine Gesinnung und über Das besonders, was sich in ihr räthselhaft verborgen, zu entscheiden, so dürfte man aus dem Wanderbuch vor Allem solche Stellen aufzeigen können, die gerade gegen Leßmann's Prädisposition zum Selbstmorde stimmen würden, und wir haben bereits oben einmal im Vorbeigehen eine sehr überraschende Stelle dieser Art erwähnt. Aber solche Aeußerungen sind für die Anwendung ebenso zweifelhaft und unzuverlässig als die, welche, ebenfalls aus des Hingeschiedenen Schriften entnommen, den Keim zu seiner unglückseligen That bereits andeuten sollen; denn abgesehen davon, daß sich so verschiedene Aussagen über dieselbe Sache nun durch ihre Gegenüberstellung einander entkräften würden, muß man auch bedenken, wie einzelne Aussprüche der subjectiven Gesinnung, vornehmlich bei Anlaß poetischer Darstellungen, oft nur sehr unsichere und kaum festzuhaltende Schatten des wahren menschlichen Charakters eines Schriftstellers sind, und sich nicht selten etwas Fingirtes, was der Augenblick dichterischer oder gemüthlicher Stimmung bedingt hat, auch in den unwillkürlichsten Ausdruck des Innern einmischt. In L.'s Novelle: „Die Schlittenfahrt," findet sich sogar einmal (S. 150) eine Stelle, wo er von der süßen Macht der Gewohnheit spricht und darauf von sich selbst sagt: „Den stillen Winkel zu verlassen, in welchem diese Geschichte niedergeschrieben worden, würde dem Erzähler eine schmerzliche Ueberwindung kosten; hat es doch Gefangene gegeben, die ihren Kerker, das Reich ihrer Thränen und Seufzer, nur mit peinlichem Sträuben hinter sich ließen." So sehr fühlte sich nach dieser Aeußerung der Mann an die reizende

Gewohnheit des Hinlebens gekettet, der nicht lange darauf, nachdem er Dies geſchrieben, durch einen gewaltſamen Entſchluß den Gang dieſer Gewohnheit unterbrach.

Wenn wir aber die Anwendbarkeit der vorhandenen einzelnen Aeußerungen auf Leßmann's Todesart anzufechten für nützlich hielten, ſo geſchah dies auch deßhalb, weil man durch das eifrige Hervorſuchen ſolcher Stellen und Aeußerungen von ihm, die ſeinen unſeligen Entſchluß in ſich enthalten oder motivirt haben könnten, gar zu leicht die Meinung geltend machen zu wollen ſcheint, als habe der freiwillig Geſchiedene ſich des Lebens begeben aus — Grundſatz! Vor einer ſolchen Vorausſetzung hätte man ebenſo ſehr zu erſchrecken als vor der That ſelbſt, denn die menſchliche Natur kann wol faſt nie ſo entarten, daß ſie aus Grundſatz ihre eigne Vernichtung unternähme, und wenn das Alterthum ſolche grauenhaft-erhabene Beiſpiele einer principienmäßigen Selbſtzerſtörung allerdings darbietet, ſo wurzeln dieſe eben in heidniſcher Zeit und in der antiken Starrheit der Geſinnung. Im Allgemeinen iſt jedoch der Selbſtmord nur die flüchtige und ſcheue Geburt ſolcher unglücklichen ſchwarzen Stunden, welche von Zeit zu Zeit jedes Menſchenleben dämoniſch zu verfinſtern pflegen; eine Geburt der Stunde, aber aber nicht des Grundſatzes, denn ſo ſchemenhaft und ſo wenig in der Menſchennatur begründet iſt der Selbſtmord, daß, ſobald er nur anfinge, ſein Vorhaben mit der Reflexion des Grundſatzes in Verbindung zu bringen, er dadurch ſogleich ſeinen eignen Begriff aufheben würde. Daß der Selbſtmord Leßmann's Grundſätzen als ſolchen eben widerſprach, ließe ſich aber gerade aus einzelnen Aeußerungen in ſeinen Schriften, wenn es darauf ankäme, ziemlich einleuchtend darthun, und Dies würde, je mehr es in Widerſprüche verwickelte, dadurch um ſo deutlicher beweiſen, wie wenig Aufſchluß über die vorliegende That von dem Zurückgehen auf principienmäßige Motive zu derſelben zu erwarten ſei. Es muß alſo nothwendig etwas Anderes ſein

als sein Grundsatz, was den Gefallenen seiner unheilvollen Stunde überantwortet hat, und die Nothwendigkeit einer solchen Voraussetzung ist durch die Erfahrung in vielen Fällen dieser Art dergestalt bestätigt worden, daß nicht selten nur durch ganz zufällig bedingende und von Außen hinzugetretene Nebenumstände der Entschluß, welcher, wenn auch den geheimen Vorstellungen des innersten Seelenlebens nicht fremd, doch dem Wollen noch sehr fern lag und vielleicht immer geblieben wäre, zur That reifte. An so schwankenden und durch die Gespensterlaune einer bösen Stimmung, ja selbst durch den Einfluß einer plötzlichen Wetterveränderung bedingten und hin- und herbewegten Fäden kann ein Menschenleben hängen, wenn es einmal in einer negativen Richtung begriffen, wenn es irgendwie in seiner Wurzel krankt und in seiner Mitte, aus der heraus es sich aufrecht halten muß, sich gebrochen fühlt. Ob und wie dies Letztere bei Leßmann der Fall gewesen sein könne, ist auch nun die Frage, die jetzt vor Allem entstehen muß, und es wird von hohem Interesse sein, dieselbe nicht unbeantwortet zu lassen oder wenigstens zu ihrer Lösung so viel möglich beizutragen. Seine Freunde haben ihm im Leben, nach einstimmigem Geständniß, nie Dergleichen angemerkt, was auf sein Zerfallensein mit sich selbst hätte deuten können, aber es folgt daraus noch keineswegs, daß es nicht dennoch vorhanden gewesen sein sollte. Wir wollen nicht einmal dazu unsere Zuflucht nehmen, Leßmann's immerwährende und unverwüstliche Heiterkeit im geselligen Umgang verdächtig zu machen, obwol es einen enormen Mangel an Menschenkenntniß verrathen würde, wenn man ein Gewicht darauf legte und auf seinen innern Frieden daraus folgerte; denn in der geselligen Welt gibt es eine gewisse systematische Heiterkeit, die mehr eine Sache des Talents als der Gesinnung ist, und Leßmann, der sich überhaupt vielfach in Lebensverhältnissen und im ausgebreitetsten Verkehr mit Menschen herumbewegt zu haben schien, mochte ein solches Talent, heiter zu sein, im hohen

Grade beſeſſen haben. Es wird ihm gerade ſo gegangen ſein wie dem wandernden Schwermüthigen mit ſeinem immer bereiten Witz und Humor, worüber wir oben an einigen Stellen Bemerkungen gemacht. Seine Freunde würden dem Hingeſchiedenen aber auch ſicherlich Unrecht thun, wenn ſie ihn nun auf der andern Seite der Verſtellung oder des Mangels an Mittheilung gegen ſie beſchuldigen wollten, und ſie dürfen am allerwenigſten *ihm* einen Vorwurf daraus machen, wenn ſie jetzt nach ſeinem Tode entdecken, daß ſie ihn im Leben nicht ganz, wenigſtens nicht nach der Seite ſeiner Schmerzen hin, gekannt haben. Denn laſſen ſich nicht innere Zerwürfniſſe mit dem Leben denken, die ihrer Natur nach eigentlich ganz unausſprechlich ſind und die man weder an Freund noch Frau mittheilen kann, ſondern ſtill, wie einen geheimen Fluch, in die Verborgenheit des Gedankens einſchließen muß, damit die Andern, denen es unbefangen hinzuleben vergönnt iſt, nicht vor uns erſchrecken!

Solche geheimlaſtende Zerwürfniſſe mit dem Leben und ſich ſelbſt beruhen aber zugleich in der Unfähigkeit des Gemüths, Das, womit es ringt, in ſich zur Entſcheidung und Auseinanderſetzung zu bringen, und nicht an den Räthſeln der Sache ſelbſt, ſondern eben an ſeiner eignen Unfähigkeit zehrt es ſich langſam und endlos ab. Die Räthſel der Sache ſelbſt ſind nun hier nichts Anderes als die geiſtigen Gegenſätze und Widerſprüche des Lebens — dieſer angeborene Urſprung menſchlicher Schmerzen und menſchlicher *Philoſophie*! Und hier müſſen wir an die früher gegebene Andeutung, von der wir eigentlich bei dieſer Betrachtung über Leßmann's Todeskataſtrophe unwillkürlich ausgingen, wieder anknüpfen, nämlich an die, daß ſein ganzes Weſen als Dichter und Menſch ſich lediglich in ſeinem Witz und Humor concentrirt zu haben ſcheint, wodurch er alle metaphyſiſchen Gedankengegenſätze des Daſeins, denen er als ein mit außerordentlicher Geiſtesſchärfe begabter Kopf gewiß nicht in ſich entging, nicht überwand, ſondern, mit ihrer Trennung

als ſolcher kek ſpielend und witzelnd, zu überlächeln ſuchte, und damit es ſeiner Laune nicht an Anknüpfungspunkten fehle, kam ihm eine umfangreiche Gelehrſamkeit und Beleſenheit ſehr zu ſtatten, welche ihm von allen Seiten her die durch die Bizarrerie der Zuſammenſtellung überraſchendſten und nicht ſelten ergötzenden Anſpielungen darbot, ſodaß wir ihn in ſeinen Schriften oft durch alle Gebiete des Wiſſens einen der Satyre dienenden Streifzug unternehmen ſehen. Er bleibt freilich, auch in ſeinen geſuchteſten Wendungen, noch immer harmlos, und man kann ihm nicht gram werden, aber im Allgemeinen, wenn wir auf den ideellen Grund dieſer ſeiner ganzen Richtung zurückgehen, muß ſie als eine gefährliche und zu keinem wahren Seelenfrieden führende erſcheinen. Es mag freilich menſchlicher Geiſtesgewandtheit auf eine Zeit gelingen, die tiefſten Dinge, welche, für die ehrliche Reflexion aufgenommen, quälen und ſtören würden, durch ein kühngewagtes Wortſpiel zu beſeitigen, aber die Rache wird nicht ausbleiben, welche die verhöhnte Tiefe des Lebens an dem ſchon durch ſeine bloße Heiterkeit ſich ſiegreich wähnenden Schein nimmt. Die undurchforſcht gebliebene Tiefe ſetzt ſich unabweislich im Hintergrunde der Menſchenſeele wie eine unheildrohende Sphinx feſt und lauert mit ihren uralten Räthſeln, welche den Menſchen ſelbſt bedeuten, auf jede unbewachte Stunde, um uns darin den Widerſprüchen unſerer eignen Natur zum Opfer zu bringen. Iſt aber die finſtere Gewalt der in uns verborgenen Sphinx einmal aus ihrem Schlummer erwacht, ſo wird nur das reflectirende Denken ſie von ihrem Räthſelthron wieder herabzuſtürzen vermögen; aber wehe Dem, der, ſtatt aus dem Zwieſpalt ſeines Innern ſich herauszuphiloſophiren, nun das Glanzgeſchmeide ſeines Humors und die Schutzwaffe der Ironie anzulegen meint, um durch eine blitzendhelle Rüſtung den Gegner zu blenden! Er wird an ſeinen eignen Waffen treuloſe Bundesgenoſſen finden, die ihn zuletzt den Feinden ſelbſt in die Hände liefern, und wenn er im Drang des Kampfes das Lächeln ſeines Humors, auf das er

ſich verlieſt, zum Grinſen der Verzweiflung ſich verzerren ſieht, muß er ſich auf beiden Seiten dem unentrinnbarſten Wahnſinn preisgegeben fühlen und das Dazwiſchenliegende, ſeinen Tod, als Rettung, als friedlich winkende Kühlung ſuchen.

Der Humor iſt eine Kraft der Phantaſie, und ſowie er ſelbſt im Kampf mit dem Leben nicht auszudauern vermag, ſo muß auch ſeine Quelle, aus der er entſpringt, die Phantaſie, bald ihre ſprudelnde Friſche, ihre befruchtende Kraft verlieren, wenn das Gleichgewicht unſerer geiſtigen Natur durch eine geheime, in der Tiefe des Daſeins beruhende, unaufgelöſte Differenz bedroht wird. Leßmann wurzelte ganz nur in der Phantaſie. Seine Darſtellungen ſetzen ſich, unvermittelt durch die Reflexion, als aus der unmittelbaren Anſchauung gewonnene Phantaſiebilder zuſammen, und was die Verhältniſſe in ſeinen Dichtungen dennoch oft in künſtleriſche und abſichtsvolle Gruppen und Gegenſätze an einander rückt, thut bei ihm der Witz und die Ironie der Situation, welche vornehmlich in ſeiner „Schlittenfahrt," in der die Ironie der Gegenſätze ſogar zu einer tragiſchen ſich ſteigert, als der ſchaffende Werkmeiſter des Ganzen herausſieht. Wer, von einer blühenden Phantaſie getragen, mit ihrem Bilderreichthum ſein Daſein geſchmückt ſieht, kann lange glücklich und heiter wandeln, bis der Augenblick kommt, wo die Bilder, ihrem irdiſchen Urſprung gemäß, ihm verbleichen und grau werden; denn Bilder und Farben, wenn Du an ihnen hängſt, vermögen nicht für ein Drittheil Leben ſchön und hell zu bleiben. Bilder und Farben bedürfen noch immer des freundlichen Tageslichts, um in ihrem wahren Glanz erſcheinen zu können, aber wenn Dir die Sonne untergegangen und Dein Abend herangedunkelt iſt, liegt Das, was einſt entzückte, in einen formloſen Schatten zerfloſſen da. Die Phantaſie iſt Bilderanbeterin und Bilderſtürmerin zugleich; ſie hat gefährliche Launen, und in einer ſolchen zerſtört ſie immer ſelbſt die Träume wieder, in denen ſie ſich berauſcht hatte, und mitten

in der Wonne befällt sie ein tödtender Ueberdruß an ihren eignen Schöpfungen. Erhielt aber das Leben, ohne vom Gedanken getragen zu werden, nur von der Phantasie und ihren Kindern, dem Witz und Humor, Glanz und Farbe; wie unheimlich und öde muß es dann auf Einmal aussehen, wenn der ermattenden Phantasie Pinsel und Palette entsinkt! Bei Leßmann ziehen sich unverkennbar solche Spuren der ihn verlassenden Phantasie durch, und das Leben, schal und nichtig, blickt uns dann aus seinen Darstellungen wie naßkalter Nebel, den nur noch der bange Hauch einer gewissen gezwungenen Lustigkeit in Bewegung setzt, entgegen.

Vielleicht kann es von Nutzen sein, die von uns so aufgefaßte Natur dieses Dichters mit seiner unglücklichen Todeskatastrophe und den möglichen Hinwirkungen zu derselben in Verbindung zu bringen. Irgendwie muß er doch mit seinem Leben zerfallen gewesen sein, und die Art, wie wir uns Dies aus dem Zusammenhange seines Charakters zu erklären bestrebt, scheint wenigstens einfach und ungesucht zu sein. Der populaire Einwand liegt zwar nahe, daß unzählige Menschen und Dichter, in einer gleichen negativen Richtung als vielleicht Leßmann begriffen, dennoch dem Selbstmorde fern geblieben sind; aber auf einen solchen Einwand, der sich gegen jedes Enträthselungsmotiv anwenden ließe, ist zu bemerken, daß allerdings in Unzähligen Das ungestraft vorübergeht, was sich gerade in dem Einzelnen, der es mit sich selbst am strengsten gemeint und in dessen Individualität es zum Bruch gekommen, gerächt hat. Wir sind jedoch weit entfernt, bei einem solchen Ereigniß, das, wie jedes große Unglück, schon seines dämonischen Dunkels wegen achtende Scheu gebietet, und das selbst den vertrautesten Freunden des Todten noch immer ein unbegreifliches und fast unglaubliches Räthsel zu sein scheint, irgend einer andern Meinung in den Weg zu treten, und mit Hinweisung auf das, was wir im Bisherigen gesagt, zu behaupten: Dies sei es! Ueber Vorfälle dieser Art, wie Leßmann's Tod, soll man nicht streiten, und nur Jeder unbefangen seine Ansicht dem Andern mittheilen.

VI.

Erinnerung an Ulrich Hegner.

Gewiſſe geräuſchloſe Erſcheinungen der Literatur, die bei ihrem erſten Auftreten weder mit dem Modeton übereinſtimmten, noch ſonſt eine allgemein hörbare und durchdringende Saite anſchlugen, führen oft ein einſames Leben ohne Beachtung und Anerkennung, wenn es nicht ihrem Verfaſſer gelingt, ſich nach und nach in ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit ſo geltend zu machen, daß ſeine Werke, wie vereinzelt und zerſtreut ſie auch umherliegen mögen, in Bezug auf ihn ſelbſt und ſeinen literariſchen und ethiſchen Charakter an Bedeutung gewinnen und ſo aus ihrer Vereinzelung in die Bücherwelt nun erſt zu einem eigentlichen Daſein in der Literatur erhoben werden. So dürfen die vor einigen Jahren geſammelt erſchienenen Schriften Ulrich Hegner's (Berlin, 1828) die früher einzeln herausgekommen, wenig beachtet, faſt vergeſſen, und nur hier und da, wo man das Verdienſt einer anſpruchloſen Eigenthümlichkeit in ſeiner ſtillen Anmuth und Würde gern anerkennt, noch in gutem Andenken bewahrt ſind, das Intereſſe des Publicums um ſo mehr wieder auf ſich lenken, da ſie bei ihrer erneuten Mittheilung im Zuſammenhang mit der vollſtändig dargelegten Perſönlichkeit dieſes Schriftſtellers auftreten und nun das Geſammtbild eines in ſich vollendeten poetiſchen Charakters gewähren, der, wie geräuſchlos er ſich auch verkündigen mag, doch immer für eine höchſt eigenthümliche und beachtungswerthe Erſcheinung der Literatur gelten kann und muß. Man darf in ihm weder einen Parteiführer noch Parteigänger neuerer äſthetiſcher Schulen und Richtungen vermuthen: zu dem Einen hat er es zu wenig darauf angelegt,

eine sogenannte Rolle in der literarischen Welt zu spielen; zu dem Andern ist er zu selbständig und mit seiner Poesie zu sehr in sich selbst und in seine eigne, in sich abgeschlossene Individualität versenkt. Auch wollen wir, wenn uns das wohlthätige Geschäft zu Theil werden soll, den Hegner'schen Schriften ausgedehntere Anerkennung und Eingang zu verschaffen, als sie bisher gefunden haben, doch keineswegs von ihnen versprechen, daß man darin von großen geistigen Aufregungen, von uneröffneten Aussichten in die Tiefen des Lebens und der Kunst hingerissen werden könne. Im Gegentheil, wer das einfache, bescheiden verborgene Alpenblümchen nicht ebenso wohl mit einem Gefühl der Andacht, oder einem Gedanken der Naturerkenntniß zu betrachten vermag, als die in's Unermeßliche gelagerten, mit allen Stufen und Formen der Vegetation begabten Alpen selbst, der wird auch an einer Erscheinung wie Hegner nicht sehr viel Bedeutsames zu finden wissen; denn seine Poesie ist, im Vergleich mit jenen in überschwenglicher Productionsfülle hervorragenden Heroengestalten der Literatur, nur ein solches Alpenblümchen, das sein duftiges Leben in Bescheidenheit verhaucht. Aber die rechte Kunstkritik ist eben dieser ästhetische Epikureismus, daß sie, wie sie Alles, was dem Begriff und Genuß des Schönen widerstrebt, von sich und Andern abzuweisen die Kraft haben soll, so auch alles wahrhaft Schöne, an wie bescheidener Stätte es auch im Hain der Musen gepflanzt sein mag, aufzusuchen und zu genießen im Stande ist.

Ein enger Kreis ist es, innerhalb dessen sich Hegner's Schriften bewegen, und alle Richtungen, die er im Dichten und Darstellen, im Denken und Betrachten nimmt, führen ihn selten über die Grenzen seiner Heimath, die Schweiz, hinaus; aber in dieser Beschränkung entwickelt er einen solchen Reichthum tüchtiger Bildung, frischer Gesundheit und zarter Gemüthlichkeit, daß darin eben die Eigenthümlichkeit seines poetischen Characters anzuerkennen ist. Wie in Deutschland Alles

einmal Mode gewesen, so war auch eine Zeitlang eine gewisse Schweizerempfindsamkeit in Romanen wie auf dem Theater ein beliebtes Thema; Alpenthäler, Sennenhütten, der Kuhreigen und das Heimweh gaben in Operetten und Singspielen zu der größten Rührung Anlaß; und wie gern folgte man, indem man dabei zugleich die vermeintliche Ueberfeinerung des eignen Culturzustandes zu bejammern nicht aufhören konnte, den Romanpoeten unter das niedrige Dach einer Schweizerhütte, um dort die idyllische Unschuld und die wahre Treue in Gestalt eines Hirtenmädchens wiederzufinden, welches denn freilich in seiner lieben Natürlichkeit und naiven Einfalt so reizend geschildert wurde, daß der Leser es dem über seinen Culturzustand desperaten Romanhelden dann auch nicht zu sehr verargen mochte, wenn er mit der lieben Unschuld nicht gar idyllisch verfuhr, denn eine solche empfindelnde Sentimentalität ist und war immer zugleich von geheimer Frivolität nicht sehr fern. An Hegner aber haben wir einen echten und geborenen Schweizerdichter, der, zum Theil selbst in die neuere politische Bewegung seines Vaterlandes verflochten gewesen, die ganze Eigenthümlichkeit desselben in einem naturkräftigen, unverbildeten, aller Empfindelei abholden Sinne in sich bewahrt und in den meisten seiner literarischen Mittheilungen, vornehmlich in den beiden novellenartigen Darstellungen: „Salv's Revolutionstage" und „Die Molkenkur," heimathliche Localität, Landessitte und Geschichte seines Volkes ohne alle idealisirende Auffassung zu seinem Gegenstande gemacht hat. Wie es aber den Standpunkt der Schweiz in der Geschichte charakterisirt, daß sie, hinter ihren Bergen verschlossen, eine durch Herkommen und Gewohnheit strengabgegrenzte, fast trotzige Selbständigkeit sich erhielt und aus ihrer in sich abgeschlossenen, nach außenhin gleichgültigen Ruhe nur dann im Kampf heraustrat, um an einzelnen Bewegungen der Weltgeschichte Theil zu nehmen, wenn es sich für sie eben um den Verlust dieser ihrer individuellen Selbständigkeit handelte: so

ſehen wir auch Hegner, wo er ſich zu Gegenſtänden der Kunſt und des Lebens betrachtend oder beurtheilend nach Außen wendet, dieſem vaterländiſchen Charakter gewiſſermaßen getreu bleiben, inſofern er da nur die Individualität als Kriterium geltend macht und alle Eindrücke einer ihm fremden Aeußerlichkeit, ſei es in Kunſt, Wiſſenſchaft oder Leben, die mit ſeiner perſönlichen Eigenthümlichkeit nicht harmoniren mögen, mit einer gewiſſen treuherzigen Strenge von ſich abweiſt.

Eine ſolche in der Individualität abgeſchloſſene Bildung zeigt ſich beſonders in ſeiner pariſer Reiſe, welche den 1. Band der genannten Sammlung einnimmt und deshalb ſehr paſſend den Titel: „Auch ich war in Paris," führt, weil die nie aus ſich herausgehende Subjectivität des Beſchauers in ſeiner Darſtellung und Auffaſſung der fremden die mannichfaltigſten Eindrücke und Geſichtspunkte bietenden Welt das Hauptintereſſe und die eigentliche Perſpective des Gemäldes ausmacht. „Le *je* et le *moi* sont à chaque ligne" iſt daher ſowol für Hegner's Schriften überhaupt, als für dieſe Reiſe insbeſondere ein ſehr treffend gewähltes Motto. In dieſer Hinſicht vertritt zugleich die Reiſe gewiſſermaßen die Stelle einer Biographie unſers Autors, wenigſtens inſoweit ſie manches Charakteriſtiſche ſeiner Perſönlichkeit enthüllt, das man freilich bei geſammelten Schriften, wo man ſich für ein vollſtändig entwickeltes Leben des Verfs. intereſſirt, gern in einer mehr oder weniger biographiſchen Ausführung dargelegt findet.

In jener verwirrungsvollen Zeit der Schweiz, welche die nächſte Folge ihrer Revolutionirung war, machte ſich Hegner auf, um dem trüben und in ſich zu keiner Befriedigung gelangenden Zuſtande ſeines Vaterlandes auf eine Zeitlang zu entfliehen und in der Betrachtung großer Werke alter und neuer Kunſt — dem Hauptgegenſtande ſeiner Reiſe — von der Politik der Gegenwart ſich zu erholen. So ging es der Reſidenzſtadt der neuen Weltepoche zu, welche damals unter dem erſten Conſulat Napoleons ſich eine ſtumme Ruhe erſchwungen hatte,

und wo ſich zu dieſer Zeit die eroberten Kunſtſchätze aller Völker und Länder, vornehmlich Roms, zuſammengehäuft befanden. Für einen Kleinſtädter iſt es gewiß ein bedeutſamerer Moment, als Viele verſtehen mögen, wenn er ſich aus beſchränkterm und abgeſchloſſenerm Kreiſe plötzlich in eine wahrhaft große Stadt verſetzt ſieht, wo das Leben nach allen ſeinen Richtungen hin wirklich en gros getrieben wird und Jedes zu einer freiern Entwickelung gedeihen kann. Und wenn er ſich auch Anfangs in die ihn umgebende und fortreißende Flut von Menſchen nur ängſtlich, mit den Händen in den Taſchen, wagt, weil er fürchten könnte, im Gedränge ſo vieler Unbekannten beſtohlen zu werden, ſo wird doch, wer ſo guten Humor, tüchtigen Sinn und glückliche Ironie beſitzt, wie unſer Hegner, die Gefahr, vor der Macht der Eindrücke ſeine Selbſtſtändigkeit zu verlieren, bald überwinden und in der fremden Welt ein neues, beziehungsreiches und den Geiſt erweiterndes Leben aufzufaſſen im Stande ſein. Hierin bewährt aber H. die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters, daß er, wie offen er ſich auch dem Eindruck alles wahrhaft Großen und Schönen zeigt, ſich doch nie mit Empfindungen betrügt, wo er keine haben kann, und es ſelbſt bei einem allgemein gefeierten Gegenſtand, den er nicht mit ſeiner Individualität, ſeinem innerſten Kriterium, in Uebereinſtimmung zu bringen vermag, lieber ehrlich und gutmüthig herausſagt, oder ſich mit einem naiven Witz durchhilft, wenn er unbewegt geblieben, als daß er ſich einer, vornehmlich in der Kunſtwelt herrſchenden, Gefühlsheuchelei und Selbſttäuſchung überlaſſen ſollte.

Vor einem Kunſtwerk äußert ſich nicht nur der äſthetiſche Geſchmack des Menſchen, auch die ganze innerliche Richtung ſeines Charakters tritt in ſeinen Mittheilungen über einen empfangenen Eindruck, wenn dieſelben wahrhaft und unverfälſcht ſind, hervor. Der redſeligſte Kunſtrichter iſt wol das enthuſiaſtiſche Gefühl, das wir, wie überhaupt die Gefühlsrichtung

bei der Mehrzahl der Menschen die vorherrschende sein mag, am häufigsten vor Kunstgegenständen lautwerden hören, und dem stürmische Vergötterung wie Verdammung gleich leicht zu stehen kommen. Lieber haben wir das gläubige Gemüth, das an einem einmal erkannten Schönen in der Kunst mit stiller Andacht hängt und, ohne in die ihm nicht zugänglichen Tiefen eindringen zu wollen, manche sinnige Bemerkung in seiner Sphäre zu äußern weiß, wie wir dies vornehmlich gebildetem Frauen eigen sehen. Mit den meisten Ansprüchen tritt der kritisirende Verstand vor das Kunstwerk, dessen formelles Leben seinem mit aller Kunstgelehrsamkeit bewaffneten Urtheil anheimfällt, das ihn aber, wo die geistige Freiheit der Production mächtiger wird als die Regel, gar oft verstummen läßt. Wie der Verstand die Gesetze des Kunstwerkes nachsucht, so geht die erkennende Vernunft in die Tiefen seines Lebens ein und betrachtet es, sub specie aeterni, nach seinem eigenthümlichen Zusammenhange, in dem es zu sich selbst und zu dem Allgemeinen der Kunst steht und sich gestaltet hat. Indem wir nun behaupten möchten, daß eine vollkommene darstellende Kritik sich aus allen diesen Richtungen mehr oder weniger bilden und vermitteln, mithin die Beweglichkeit des Gefühls, die Liebe des Gemüths, die Schärfe des Verstandes und den Tiefblick der Vernunft in sich vereinigen müsse, so wollen wir doch deshalb die Kritik Hegner's, wie sie sich in den Kunstsälen von Paris vor Statuen und Gemälden alter und neuer Zeit äußert, keinem Tadel aussetzen, wenn wir in ihr keine solche erschöpfende, allseitig begründete Beurtheilung finden, sondern vielmehr nur eine subjective Auffassung und Beziehung von einem individuellen Gesichtspunkte der Betrachtung aus. Er will sich eben meist nur einer sinnigen Beschaulichkeit und Selbstbefriedigung hingeben, und in dieser Weise fehlt es denn allerdings nicht an geistreichen Bemerkungen und Reflexionen. Indem er aber vor Kunstwerken von einem gewissen idealen Schwunge, welche sonst die

Kritik am meiſten begeiſtert haben, ſich weniger verweilt und äußert, wird er ausführlicher und kritiſcher, wo er auf das Techniſche und das Material in der Kunſt zu ſprechen kommt, deſſen Kenntniß ihm in der Malerei in einem nicht gewöhnlichen Grade zu Gebote ſteht und ihn vornehmlich zu einem gründlichen Urtheil über ſolche Erſcheinungen fähig macht, die der Betrachtung des kritiſchen Verſtandes anheimfallen, und in denen mehr das Talent des Pinſels, als die Genialität des productiven Geiſtes für das Eigenthümliche anzuerkennen iſt. Denn wie der Vernunft im Betrachten das Genie im Schaffen entſpricht, ſo erſcheint Das, was in der Kritik der Verſtand iſt, in der productiven Kunſt als Talent. Unter den Malern, die in dieſe Sphäre gehören, liefert er beſonders von dem Franzoſen Pouſſin eine ausführliche und charakteriſtiſche Darſtellung. In dieſer Weiſe ſagt er auch über Albrecht Dürer, deſſen Schöpfungsgabe ihm ebenfalls nicht über die Grenzen eines regelrecht arbeitenden Talentes hinausgeht, manches treffende Wort. Weniger möchten und können wir jedoch den Anſichten H.'s über das, was er in der Kunſt unter Idealität zu verſtehen ſcheint, beipflichten, wenn auch das Misverſtändniß vielleicht mehr in dem Worte als in der Sache liegt. Indem er eingeſteht, daß die ideoliſchen Bildungen in der Kunſt ſein Wohlgefallen in geringerm Grade erregen als die, welche einer wirklichen ſchönen Natur nachgemacht ſind, „weil bei jenen ſein Erfahrungstakt ihrer zweckmäßigen Einheit widerſpricht, und er mehrentheils empfindet, daß dieſe zuſammengeträumten Glieder nicht von einem Geiſte belebt werden könnten, und daß ein ſolches Gebilde, bei allen zierlichen Verhältniſſen, doch weder wahrer Gott noch wahrer Menſch ſei": ſo wollen wir doch keineswegs daraus abnehmen, daß H. in einem empiriſchen Realismus der Kunſtanſchauung befangen ſei, denn jene Idioſonkraſie der Anſicht, wenn wir es ſo nennen dürfen, führt, auf Kunſtwerke ſelbſt angewandt,

doch zu keiner weitern Behauptung, als daß er einen nach der Wirklichkeit gestalteten Epaminondas oder Alexander lieber sieht als einen erdichteten Agamemnon oder Achilles, oder lieber „die schöne Ferronière, welche Da Vinci malte, als die Helena, welche Zeuris aus den 5 Mädchen von Crotona idealisch zusammenstudirte." Nur Das ist einzuwenden, daß hier Ideal und Idealität in jenem schlechten Sinne genommen werden, wonach sie, einer bedeutungsvollen Wirklichkeit gegenüberstehend, nichts als luftige und wesenlose Bilder der dichtenden Phantasie bezeichnen, da sich hingegen in anderer Auffassungsweise wieder sagen läßt, daß alle wahre Kunst ein Idealismus sei, und daß sie selbst die mit der prägnantesten Wirlichkeit angethanen Gegenstände, die sie in ihr Reich erhebt, idealisch gestaltet, d. h., unter künstlerischem Gesichtspunkte concentrirt und zusammenfaßt und ihnen, bei aller Treue der Nachbildung, ein Leben verleiht, das ihrer frühern, unmittelbaren Wirklichkeit gegenüber als verklärtes Dasein erscheinen muß. So werden wir selbst bei den Niederländern, welche die körperlichste und, so zu sagen, bürgerlichste Wirklichkeit malen, und die Hegner in ihrer Manier mit Vorliebe und allerdings treffend geschildert hat, die Idealität der Kunst nicht verkennen dürfen; denn wie treu auch in einem Bauerntanz von Teniers das wirkliche Leben in allen seinen erhaltenen Formen und Geberden wiederspielen mag, dadurch, daß es von der Kunst aufgefaßt und unter den Gesichtspunkt des Schönen gestellt ist, wird der materielle Stoff des Irdischen an ihm gewissermaßen geläutert und verfeinert, und seine Wirklichkeit mithin zu einer idealen umgeschaffen.

Im 2. und 3. Band der Sammlung begegnen wir den beiden productiven Darstellungen: „Die Molkenkur" und „Saly's Revolutionstage," in denen der poetische Charakter Hegner's sich in seiner schönsten Eigenthümlichkeit entfaltet. Das erstere Buch, „Die Molkenkur," hat es zwar der Form nach, die ziemlich auseinanderfällt, zu keiner vollendeten künstlerischen

Geſtalt gebracht. Die an ſich haltungsloſe und die ſelbſtändige Entwickelung der Figuren beeinträchtigende Darſtellung des Romans in Briefen gibt demſelben immer eine mehr oder weniger kunſtloſe und willkürlich zuſammengeſchobene Conſtruction, beſonders wenn ſie, wie hier, mit der an andern Orten wiederhervortretenden Erzählung des Dichters ſelbſt abwechſelt, wodurch alle Symmetrie und nothwendige Einheit der Form, deren der Roman ebenſowol fähig iſt und ſein kann als das abgemeſſen gebaute Drama, zerſtört wird. Schriftſtellern, die bei allen Gattungen der Poeſie immer mit ihrem Ich in ſich ſelbſt bleiben, und denen nicht die Macht gegeben iſt, in den verſchiedenſten und einzelnſten Theilen ihrer Schöpfung dies Ich auszuſtralen und zu Geſtalten hervorzubilden, gewährt auch im Roman die Briefform freilich den ſubjectiven Vortheil, ſich in lyriſchen Reflexionen leichter ausſchütten zu können: ein Vortheil, den aber Hegner bei dieſem Roman nicht nachzuſuchen nöthig hatte, da er hier mehr als in ſeinen übrigen Schriften aus ſeiner Subjectivität herausgegangen, und es ihm darauf ankam, bewegliche und verſchlungene Verhältniſſe des geſelligen Lebens in Weiſe des Romans darzuſtellen. Den Anknüpfungspunkt bildet allerdings auch hier ſeine Heimath, die Schweiz, als zum Grunde liegende Localität des Romanlebens, indem in dieſer Beziehung die mannichfachen, von verſchiedenen Seiten der Betrachtung kommenden Anſichten der Natur und Sitte des Alpenlandes in die Verhältniſſe und Charaktere der Dichtung intereſſant verwebt werden. Eine gewiſſe „Naturempfindungswiſſenſchaft," wie es hier genannt iſt, die man als eigenthümliche, heimathliche Landesbeſchauung beſonders in vielen ſentimental-botaniſch-geognoſtiſchen Schweizerreiſen und Alpenwanderungen antrifft, wird im Vorbeigehen gut bezeichnet; dagegen erhält ein anderes, in der Schweiz hervorgetretenes Phänomen der Zeit, die Peſtalozzi'ſche Pädagogik, die im Verlauf der Verhältniſſe nebenher berührt wird, wol eine zu oberflächliche und

ſchwankende Abfertigung. Die Romanverhältniſſe ſelbſt, die ſich ſehr einfach bilden und ebenſo wieder auseinandergehen, bewegen ſich um das beziehungsreiche Thema von Familienglück und Familienleid, indem ſie ſich wahlverwandtſchaftlich anziehen, abſtoßen und verſchlingen, aber ohne jenen herben und tragiſchen Schluß, welchen der Göthe'ſche Roman über die ſich ſuchenden Wahlverwandtſchaften des Lebens verhängt, ſondern zu einer endlichen, gemüthvollen Löſung und Befriedigung. Der Einfluß des Göthe'ſchen Romanſtyls, der durch künſtleriſche Darlegung und Entwickelung geſelliger Lebensverhältniſſe die Urtypen der Dichtungsart aufgeſtellt und begründet hat, iſt auch hier wol in manchen Partien und Gruppen nicht zu verkennen. Bemerkenswerth ſcheint uns noch an dieſer Dichtung Hegner's eine gewiſſe Fülle ſentimentaler Empfindung, die beſonders in den letzten Theilen derſelben faſt thränenweich hervortritt und dieſem Schriftſteller ſonſt nichts weniger als eigenthümlich iſt, da er ſich vielmehr anderweitig gegen alle Sentimentalität im Leben wie in der Kunſt ſelbſt durch ſcharfen und polemiſchen Witz entſchieden erklärt hat. Dennoch macht ſich auch bei ihm jene Sentimentalität geltend, die wir, der krankhaften gegenüber, als geſunde bezeichnen möchten; denn es gibt auch, dünkt uns, eine geſunde Sentimentalität, wie es eine kräftige Wehmuth gibt, die ebenſowol ein ſtarkes Gemüth, das ſein Unendliches im Widerſpruch mit dem Endlichen ſchmerzlich empfindet, durchziehen kann, als jene in unbeſtimmter Sehnſüchtigkeit zerrinnende Sentimentalität einer nervenkranken und abgeſpannten Zeit angehört. Und es deshalb charakteriſtiſch iſt, daß ſie ſich vornehmlich zuerſt in den revolutionairen achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zeigte, wo, im Hinſtreben der ganzen Zeit zur Auflöſung in der Revolution, die größte Spannung und Reizung der Nerven vorherrſchte. Man könnte ſie daher mit Recht die franzöſiſche Sentimentalität nennen, wie ſie in Göthe's „Stella" ihren Gipfel erreicht hat. Göthe hat dieſe

Periode bald in sich überwunden, aber der Hauch dichterischer Wehmuth, jene wahrhafte Sentimentalität, welche die überschwengliche Poesie des Schmerzes ist, zieht sich noch durch manche tiefbewegte Greisesgedichte seiner spätesten Blüthenzeit.

Am bekanntesten und beliebtesten ist bisher unter Hegner's Schriften die Geschichte von „Salys Revolutionstagen" geworden. Die anmuthigste, gebildetste Form verbindet sich hier mit der originellsten Gesinnung und einer Frische, Einfachheit und Naivetät, die uns oft vergessen lassen könnte, daß wir das Buch eines modernen deutschen Schriftstellers, bei dem wir, wenn er von einiger Bedeutung ist, immer eine mehr oder weniger aufgeregte und sich geltendmachende Innerlichkeit im Hintergrunde erblicken, vor uns haben, indem diese hellen, unverkümmerten Schweizergebilde eine ähnliche Erquickung wie die naturkräftigen Gestalten Homer's gewähren. Diese Einfalt tüchtiger Gesinnung, die besonders im Charakter des Saly, der Hauptfigur dieser Erzählung, hervortritt, bildet aber hier eben den Gegensatz zu der düstern und verwirrungsvollen Zeit der Schweizerrevolution, welche den Grund und Boden der Dichtung ausmacht, und in deren Mitte auch für den Verfasser die Entstehung seines Buches fällt. Er sagt darüber in dem allgemeinen Vorwort zu seinen gesammelten Schriften: „Meine älteste Schrift von einigem Umfang waren Saly's Revolutionstage, denn sie entstand schon 1798, als ich in der Hauptstadt des Cantons im täglichen Umgange mit bedeutenden Feinden und Freunden der Revolution ein lebhaftes Bild von beiden und ihrem Thun und Treiben aufgefaßt hatte, ein Bild, das sich mir beständig vor Augen drängte und um so wahrer sein konnte, weil ich keiner Partei besonders huldigte, eben weil Alles Partei war." In dieser Weise, wie H. hier seinen Standpunkt zur Revolution bezeichnet, bewegt sich auch Saly in der Dichtung, inmitten der allgemein unsicher und wankend gewordenen Verhältnisse der Zeit, in die er unwillkürlich mit hinein-

gerissen worden, mehr in einer beschaulichen als thätigen Theilnahme, indem er aus dem Sturm der aufrührerischen Parteien, von denen ihm wider seinen Willen eine Rolle aufgenöthigt ist, unaufhörlich zurückstrebt in die Stille seines friedlich geborgenen Familienkreises. Er gehört eben zu den Naturen, deren sich der Geist der Weltgeschichte zur Vollbringung seiner Thaten nicht zu bedienen pflegt, sondern denen es von einem milden Geschick meist vergönnt ist, sich in stiller Duldung und in einem frommen Glauben an die Vorsehung in ihr Inneres zurückzuziehen und den qualvollen Kampf des nach neuer Gestaltung ringenden Völkerlebens draußen vorbeirauschen zu lassen, wenn nicht der in solchen Epochen der Geschichte mächtig werdende Dämon der Zerstörung auch den von der That Ferngebliebenen in den allgemeinen Untergang begräbt. Es liegt daher nicht im Plan dieser Dichtung, die Schweizerrevolution in ihrem eigentlichen historischen Verlauf darin aufzufassen, sondern nur im Bezug und Verhältniß zu einer solchen Natur, wie sie im Charakter des Saly mit vorherrschend subjectivem Interesse des Dichters selbst geschildert ist, und die Darstellung bricht da ab, wo „die grelle Wirklichkeit der Zeit" wie sich der Verf. im Vorwort darüber ausdrückt, „auch mit den mildesten Farben nicht zu decken gewesen wäre." Dem düstern Hintergrund des Gemäldes gegenüber zeigen sich neben Saly noch manche andere wohlgelungene Bilder einer solchen still in sich ruhenden, von dem wilden Streit der Kräfte sich abwendenden Gemüthlichkeit, vornehmlich in seelenvoller Weiblichkeit die zarte Gestalt der Klara, die den frischen Blüthenhauch eines Schweizerfrühlings durch das ganze Gedicht verbreitet. Die Kunst, welche der Verf. bei der Darstellung solcher und ähnlicher Figuren und Gruppen, die ihm ganz eigenthümlich angehören, geübt hat, könnte fast in ihrem Verdienst übersehen werden, da wir mit diesen Charakteren, die in ihrer Natürlichkeit zugleich in einer so klaren und entschiedenen Form vor uns hintreten, wie mit wirklichen, uns liebge-

wordenen Personen umgeben, und ihre Begebnisse, wie sehr sie auch zuweilen ein unscheinbares Kleinleben berühren, mit der vollen Gewalt der Wirklichkeit so ergreifen, daß wir es oft vergessen, einen Roman gelesen zu haben. Der Mangel eines befriedigenden Zusammenschlusses des Buches, das in seiner ersten Ausgabe (Winterthur, 1814) in dieser Hinsicht nur abgebrochen erschien, ist in dieser erneuten, auch sonst hin und wieder zweckmäßig verbesserten Gestalt durch Hinzufügung eines gefälligern Schlusses gehoben worden.

Der 4. Band von H.'s Schriften enthält kleinere, vermischte Reiseskizzen, die theils wieder in Beschauung heimathlicher Localität verweilen, theils auf Betrachtung von Kunstgegenständen und vornehmlich der besonders von ihm begünstigten Malerei sich richten, ganz in der Weise und Eigenthümlichkeit, die wir oben näher zu charakterisiren gesucht haben, zumeist schon ältern, aber nichtsdestoweniger frischen, und heiterer, empfänglicher Betrachtung geöffneten Lebensjahren des Verfs. angehörend. Es sind: „Briefe aus dem bernerischen Oberlande, 1804;" „Tagebuch einer Reise nach München, im J. 1816;" und eine „Schweizerische Berg-, Land- und Seereise vom J. 1817." Diese Aufsätze haben so sehr das Anziehende einer geselligen Mittheilung und machen, unbeschadet ihrer ausgebildeten Form, so wenig Anspruch auf irgend ein literatisches Verdienst, daß uns bei ihnen einfällt, was der Verf. in dem allgemeinen Vorwort zu seiner Sammlung über sich bemerkt, „daß er es eigentlich nie darauf angelegt, ein Schriftsteller zu werden, obwol er Manches aufgezeichnet habe." Wenn wir es auch mit einem solchen Geständniß, dem wir billig kein großes Gewicht beilegen, nicht allzu genau nehmen, so gehört doch H. allerdings nicht zu den Schriftstellern, die mit voller Rüstung ausziehen, sich einen Platz in der Literatur zu erobern, und wie Themistokles, der wegen der Trophäen des Miltiades nicht schlafen konnte, rastlos eine Heldenrolle in der Zeit spielen wollen.

Ein heiteres Streben, ſich zu bilden und im künſtleriſchen Schaffen und Mittheilen eignen Genuß und neue, innere Anregung zu finden, zieht ſich mehr oder weniger durch alle ſeine Schriften, die ſo von jedem krampfhaften und überreizten Ringen, das ſo viele literariſche Erſcheinungen der Zeit charakteriſirt, ferngeblieben, das Bild eines gefälligen und eigenthümlichen Einzellebens uns gewähren. Wie wenig auch ein ſolcher Charakter an gewiſſen Entwickelungskrankheiten des Lebens in Reflexion oder Speculation Theil genommen zu haben ſcheint, ſo iſt es um ſo erfreulicher, an ihm zu bemerken, wie er in ſeiner Bildung zu einer ebenſo tüchtigen und in wahrer Erkenntniß des Menſchlichen und Göttlichen ruhenden Bildung ohne verwirrungsvollen Kampf gelangt iſt. In dieſer Hinſicht bieten ſeine Schriften, voll geſunder Schweizerluft, naivem Witz und treuherziger Geſinnung, einen kräftigen und erquickenden Gegenſatz zu mancher Verworrenheit, innerlichen Siechheit und verzweiflungsvoller Ironie neuerer literariſcher Erſcheinungen dar.

VII.

Ueber Novellenpoesie.

Die Entstehung des Romans als Ritterroman aus der spanischen Romanzenpoesie hat zugleich Form und Inhalt an dieser Dichtungsart bedingt, denn diesem Ursprunge gemäß ist er im Leben, das an einer Reihe von Abenteuern, an einer Kette von Begebenheiten und Ereignissen in die Ferne sich fortbewegt, insofern er dem Leben eines Ritters ausschließlich folgte, gewissermaßen biographischer Natur geworden. Als das Ritterthum kein Gegenstand mehr des Interesses war, mußte der spanische Roman die Form der jetzigen Wirklichkeit annehmen, der Ritterroman wurde nun ein sogenannter Picaresco-Roman oder Schelmenroman, denn die spanischen Bettler und Gauner, die ihrer romantischen Schicksale wegen einen gewissen Ruhm haben, waren jetzt die fahrenden Ritter, welche auf den Landstraßen nach Abenteuern auszogen; und deren Lebensroman an vielfachen und unterhaltenden Wechseln, Quiproquos, Verlegenheiten und Geniestreichen, Kreuz- und Querzügen keinen Mangel hatte. Dieser Genre ist den Spaniern ganz eigenthümlich; Quevedo, dessen bekannter Roman vom großen Tacaño oder Schelmenhauptmann, genannt Don Pablos, auch oft ins Deutsche übertragen ist, war darin ausgezeichnet, und von hier gingen sie bald in Uebersetzungen und freien Nachahmungen zu den Franzosen, Engländern und Deutschen über. Ein solcher Spanischer Abenteuer-Roman im höheren Stiel ist auch die Autobiographie des Vicente Espinel, unter dem Titel:

„Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon", in welcher Perſon der Dichter ſeine wunderbaren Erlebniſſe und Abentheuer zu Waſſer und zu Lande mittheilt, die oft mehr einer ſinnreichen Erfindung als einem wirklich Erlebten ähnlich ſehen *). Er iſt, wie alle Romane dieſer Gattung, faſt als eine Reihe aneinandergefügter Novellen anzuſehn, die nur in der Perſon des Helden, an den ſie ſich knüpfen, ihren Zuſammenhang haben, indem ſich eine Geſchichte und Intrigue der andern anſchließt, ein Abentheuer, wenn es ſich aufgelöſt hat, dem Andern Raum gibt. Darin beſteht auch der gewiſſen Leſern ſo intereſſante Wechſel ſolcher Romane, weil ſie unaufhörlich neue Verhältniſſe anſpinnen, die nur ſo lange behandelt werden, bis die Pointe, worauf es bei ihnen ankommt, ſich entſchieden hat, und dann in andere neue Verhältniſſe zu neuen Verwickelungen übergehn; denn darin ſoll ſich eben das Pfiff- und Kniff-Genie des Abentheurers offenbaren, daß er ſich in allen Lagen zu finden und zu helfen und noch dazu etwas für ſich zu poeſiren weiß. Daher ſind alle dieſe Romane mehr oder minder noch einer Fortſetzung oder Erweiterung fähig, indem ſich immer noch neue Novellen oder Abentheuer anfügen oder einſchalten ließen, da eigentlich nur die Novellen ſelbſt oder die einzelnen Abſchnitte des Romans, die ſich in beſtimmt gegebenen Verhältniſſen oder Lebensmomenten entwickeln und auflöſen, zu einen vollkommenen Schluß ſich abrunden können. Wirklich iſt auch der Novelle, als Gattung ſelbſt, nach ihrem erſten Urſprunge bei den Italienern als Anec-

*) Die von Tieck herausgegebene deutſche Ueberſetzung im Auszuge ſcheint nicht recht bekannt geworden zu ſein. (Breslau, 1827. 2 Bde.) Der Roman gewährt den Genuß einer Laterna magica wechſelnder Lebensbilder auf eine höchſt anziehende Weiſe, und iſt in der Ueberſetzung um ſo gefälliger zu leſen, da die vielen langweiligen moraliſchen Reflexionen, welche der neunzigjährig ſchwatzhafte Autor nach jeden Kapitel einſchaltet, verkürzt oder weggelaſſen ſind.

dote, der bestimmteste Schluß, der aus dem Mittelpunkt der Verhältnisse nothwendig hervorgeht, eigenthümlich. Die Anecdote an sich wird einer gewissen Pointe willen erzählt, die sie in sich schließt, die das Interesse ausmacht, um derenwillen man sich freut oder verwundert, lacht oder nachdenklich wird. Aus der Anecdote hat sich die Novelle zu einer poetischen Production erhoben, sie hat sich durch Cervantes zuerst zu einem eigenthümlichen und vielseitiger gestalteten Kunstwerk ausgebildet, aber ihr ist immer der Unterschied vom Roman geblieben, daß sie mehr den Verlauf eines bestimmt gegebenen, in sich concentrirten Verhältnisses, das sie bis zu seiner Auflösung und Entscheidung bringt, darstellt, während dieser an einer Reihe von Verhältnissen die Bewegung des Lebens in die Ferne ausdehnt *). Daher ist es natürlich, daß sich Romane in einem Gelände von Novellen zusammensetzen, eine Darstellung, die den Spaniern nicht nur in der oben bezeichneten Gattung geläufig ist; auch sonst pflegt der Roman häufig so componirt zu werden, z. B. die Drangsale des Persiles und der Sigismunde von Cervantes und andere. —

Der Roman zeigt sich in seiner biographischen Natur, die, wie wir gesehen haben, mit seiner Entstehung zusammenhängt, in Frankreich noch eigenthümlicher, außer den gleichfalls von Spanien herübergekommenen Avantüriär-Romanen, als Memoiren, welche als die hier ganz national entstandene Form des Romans anzusehen sind. Die Novellen aber sind zuerst im sechzehnten Jahrhundert von Italien aus in die französische Literatur gekommen. Nach dem Vorbild des Decamerones von Boccaccio verfaßte die berühmte Königin Margaretha von Navarra, Schwester des Königs Franz,

*) Vergl. des Verfassers Abhandlung zur Geschichte und Kritik der Novellen-Poesie im Berl. Conversations-Bl. Novbr. 1828. Nr. 101 — 104.

ihr Heptameron*), galante Novellen, die ganz im Ton jener Zeit geschrieben sind, und eine leichtfertige Moral mit einer glühenden Phantasie verbinden, von derselben Dame, die auch durch geistliche Gedichte sich den Ruf einer religiösen Schwärmerin erworben, obwohl sie sonst von ziemlich munteren Temperament gewesen, und deren Lebenslauf später gleichfalls einer französischen Schriftstellerin zu einem amüsanten Roman Stoff gegeben. Bald wurden auch die spanischen Novellen in Frankreich bekannt, und besonders von Scarron und Cazotte übersetzt, doch muß man nicht alles wirklich für ächt spanische Novellen halten, was sich in französischen Uebersetzungen dafür ausgiebt; sehr viele sind aus spanischen Komödien bearbeitet, die sich allerdings ihrer novellenhaften Anlage wegen dazu eignen, denn die Zahl der spanischen Original-Novellen ist gar nicht so groß. Daß die Franzosen damals sehr belesen in der spanischen Literatur waren, zeigt schon der Gil Blas des Le Sage, der, wie Tieck (im Vorwort zur Uebersetzung des Marcos Obregon) wahrscheinlich zu machen gesucht hat, kein Original-Roman, sondern aus spanischen Schauspielen, Romanen und Novellen vielfach ausgehoben und mit dem savoir faire des Franzosen zusammengesetzt ist; eine damals geläufige Art zu componiren.

Nach England ist weder aus Italien noch Spanien die Novellen-Poesie übergegangen, doch hat sich hier der Roman, vornehmlich und zuerst durch Richardson, Fielding und Sterne zu eigenthümlichen und gewissermaßen nationalen Gattungen ausgebildet, die in einer eigenen Geschichte des Romans ihre Würdigung erhalten müssen. — In die deutsche Literatur ist der Roman, wie auch wohl die Novelle, zunächst aus Spanien gekommen, jedoch nicht leicht früher, als zu An-

*) L'Heptameron, ou l'histoire des Amans fortunes de la tres illustre et tres-excellente princesse, Marguerite de Valois, Reine de Navarre. 1559.

fang des vorigen Jahrhunderts. Die ersten deutschen Romane, die ohne alle Localität zwischen Himmel und Erde schweben und gewissermaßen das spanische Ritterthum, das ihnen noch im Kopfe spukt, in die deutsche Spießbürgerlichkeit zu übertragen suchen, gehören gewiß zu den kuriosesten Erscheinungen, die je eine Literatur aufzuweisen hat. Die Menschen, die in ihnen auftreten, haben nie gelebt, es sind auch eigentlich gar keine Menschen, sondern luftige Nebel, die mit irgend einem spanischen Namen, von dem der Verfasser geglaubt hat, daß er imponiren und anziehen könne, männlich oder weiblich getauft sind. Diese geben auf Abentheuer aus, oder es wird uns vielmehr zugemuthet, daß ihnen etwas begegnen könne, sie verlieben sich, sie haben Unglück, ja sie sterben sogar. Um den Mischmasch vollkommen zu machen, ist der spanischen Abentheuerlichkeit etwas französische Galanterie und etwas deutsche Schwulst der Lohnesteinschen Schule beigemischt. Ein solcher Roman ist z. B. „Das fallende und steigende Glück in der Liebe des Grafen Florandors, in einem Liebesroman der galanten Welt zum Zeitvertreib beschrieben von CelAndoR. Frankf. und Leipzig, Anno 1725. 168 Seiten. 8.“ Dessen Verfasser in der Vorrede bekennt, daß ihn Ruhmbegierde zum „Romanschreiben“ verführt habe. Ein anderer: „Die Liebe ohne Bestand, oder der bei seiner Liebe zuletzt niemals glückliche Liebhaber Oronton, in einer wahrhaften Geschichte vorgestellt von Lindpolandern; mit Kupf. Breslau, bei Ferd. Fr. Brachvogel. Anno 1724. 166 Seiten *).“

Der spanische Schelmen- und Abentheurer-Roman, der bald in Deutschland auf eine eigenthümliche Weise nachgebildet wurde, hat seinem biographischen Element gemäß der Na-

*) S. Reichards Bibliothek der Romane. Bd. 18. S. 103.

tur des Romans überhaupt eine entschiedene Richtung gegeben, und es zeigte sich der deutsche Roman gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fast ausschließlich als Darstellung einer Wanderung durchs Leben; als Lebensroman. Statt der spanischen Vagabunden kamen bald national-deutsche Figuren, es kamen theatralische Kreuzfahrer, wallfahrende relegirte Studenten, reducirte Hofnarren, belletristische Lumpengenies, lahme Wachtelpeter, wandernde Märtyrer der Wahrheit, flüchtige Kosmopoliten, mit Seitenhieben auf die Regierung, Leben und Meinungen, auch seltsame Abentheuer verunglückter Pädagogen; Lebens- und Reise-Abentheuer eines Jünglings, der die Welt nicht kannte; Leben, Thaten und Schicksale liederlicher Landprediger, reisender Physiognomisten, Menschenkenner und solcher, die es werden wollen — in diesen Romanen an die Tagesordnung. In diesem Sinn einer Wanderung durchs Leben, die als die damals zeitgemäße Form des Romans anzusehen ist, schrieb auch der vielgewandte Moritz seinen nicht zu vergessenden psychologischen Roman Anton Reiser, der zuerst dies dem Roman geläufige Thema einer Bildungsreise durch die Welt, wozu auch, nach der dem vorigen Jahrhundert eignen, moralischen oder pädagogischen Ansicht des Theaters, die theatralische Laufbahn gehörte, in einem höhern Stil zu behandeln anfängt, ein Roman, der zum Theil eine Selbstbiographie des Verfassers sein soll, wenigstens gewiß viele Verhältnisse aus der anfangs sehr abentheuerlich gestalteten Bildungsgeschichte des Berliner Professors enthält. Er erschien zuerst im J. 1785 und ist somit auch der Zeit nach der nächste Vorläufer und Verkündiger des Wilhelm Meister, der alle diese Elemente des Romans, wie sie sich in der Zeit als eigenthümliche Stoffe vorfanden, aus ihrer meist noch sehr rohen Prosa heraus in sich aufnehmend, sie zuerst zur Poesie zu erheben, in einer reinlichen Plastik auszuarbeiten, zu einem Kunstwerk zu gestalten sucht, und so gewissermaßen einen deutschen Normal-Roman

geschaffen hat. So kann man auch in der Entstehung des Wilhelm Meister die Eigenthümlichkeit Göthens wiedergeben, den Stimmungen und Motiven seiner Zeit sich hinzugeben, sie als Form zu benutzen, in der er aber das eigenste Wesen seiner Subjectivität walten läßt, in die er sich schöpferisch ergießt und indem er auf eine freundliche Weise an dem Alten festzuhalten scheint, aus dem Alten eine neue Gestalt erzeugt, die eben darum von den Zeitgenossen mit einem so allgemeinen Enthusiasmus begrüßt wird, weil man sich in der gewohnten und geläufigen Art, ohne aus sich herausgehen zu müssen, daran erfreuen zu können scheint, und doch zugleich von einem ungewohnten Reiz, von einer neuen Fülle, die sich nicht ahnen ließ, dabei überrascht wird. Wer die Romane, die vor dem Wilh. Meister in Deutschland erschienen, nicht gelesen hat, wird es kaum glauben, wie sehr sie noch außer der Tendenz der Gattung, die in ihnen vorlag, so viele Stoffe roh in sich enthalten, die Göthe in seinem Roman aufgenommen und zu poetischen Gestalten verklärt hat, indem er zugleich die Seiten seiner eigensten Individualität, seine eignen Bestrebungen in Leben und Kunst darin auffaßte. Wer etwas weit gehen wollte, könnte auch die geheime Erziehungsgesellschaft auf Lotharios Schlosse, die allerdings etwas Lästiges hat, wie sich Novalis ausdrückt, und der zu Anfang des Romans frei aus sich erscheinenden Entwickelung und Bildung des Lebens der nicht sehr angenehm wirkenden und noch weniger nothwendigen Schluß einer heimlichen Aufsicht, Leitung und Vermittelung giebt — man könnte auch in diesem Hebel des Göthe'schen Romans ein ziemlich allgemein beliebtes und auf geheimnißvollen Effect berechnetes Motiv vieler damaligen Romane wiederfinden, wo durch unsichtbare Führer, durch Männer des geheimen Bundes für Wahrheit und Menschenglück, die den Auserwählten wie ein Ueberall und Nirgends mit Rath und That umschweben, in der Stille gewirkt wird, und zuweilen räthselhafte Winke und Andeutungen, die wie schauerliche

Fingerzeige des waltenden Schicksals selbst aussehen sollen, von ihnen ergeben, um die rechte Bahn vorzuzeichnen, so wie Wilhelm Meister in dem zurückgebliebenen Schleier des Geistes die warnenden Worte liest: Flieh, Jüngling, flieh! aus denen er aber leider nicht recht klug werden kann. Dem sei, wie ihm wolle, so ist doch in diese an sich ziemlich ordinäre Machination der damaligen Romane so viel Göthesche Lebensweisheit übergegangen — wenn auch die lebensweise Erziehungsgesellschaft nachher sonderbar genug nur eine assecurirende Handelssocietät werden zu wollen scheint — daß sich der Leser manche Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit, die das Ganze in Gang bringen, nicht verdrießen lassen soll. Es ist aber interessant wahrzunehmen, wie ein großer Mann auch in solchen Kleinigkeiten mit dem Geschmack seiner Zeit zusammenhängt, gleichsam wie wir, nach einer im Meister selbst ausgesprochenen Sentenz, von den Einflüssen unserer Umgebung in der Jugend unter allen Verhältnissen immer etwas an uns behalten.

Der Wilhelm Meister hat nach seinem Erscheinen eine große Anzahl von Romanen in Deutschland veranlaßt, und das Normal-Thema des Romans als eine Bildungsreise durchs Leben wurde von nun an nach seinem Vorbild auch von den Dichtern minorum gentium in einer edleren Form behandelt, während die Novelle damals noch keine eigenthümliche Richtung, weder der Form noch dem Inhalt nach in der deutschen Literatur zeigte. Unter Wielands Schriften, der gewissermaßen auch den Abentheurer-Roman durch seine sogenannten romantischen Heldengedichte zum Theil nach spanischen Vorbildern, wie seinen Silvio von Posalva, den neuen Amadis, in Deutschland zuerst anregte, finden sich auch einige Novellen, die man ihrem Stoffe nach spanische nennen könnte, wie die Novelle ohne Titel, deren anziehende Verhältnisse bei einer kunstgemäßeren Behandlung zu einem poetischen Kunstwerk hätten werden können. Diese Novellen, wie die meisten andern Schriften

Wielands, außer den Oberon, hat heut zu Tage von den Jüngeren wenigstens fast kein Mensch mehr gelesen, und die Aelteren haben sie vielleicht schon vergessen. Man scheint vor den Grazien des alten Weimarischen Horaz jetzt eine gewisse entfernte Ehrfurcht zu empfinden. Spanische Novellen schrieb auch der bekannte und vergessene C. Grosse, der, vielleicht um seinen Schriften einen größern Effect zu verschaffen, oder weil ihm der kühne Flug seiner Poesie die Phantasie erhitzt hatte, mit seiner eigenen Person einen gewissen romanhaften Mystizismus trieb, und sich bald für einen spanischen Marquis ausgab oder hielt, bald, als Marquis von H. oder als Graf von Bargas dem Publikum zu imponiren suchte. Seine besten Romane sind: Der Dolch, und der Genius, jeder in vier Bänden. Er schrieb auch ein Novellen-Decameron, unter dem Titel: Decameron des Grafen von Bargas. (Berlin 1797.) ordinäre Waare, die nicht mehr gelesen sein will, doch möchte nicht viel früher, wenigstens nicht vor den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, der Name Novelle in der deutschen Literatur üblich gewesen sein. —

Sollen wir nun über das gegenseitige Verhältniß von Roman und Novelle unsere Ansicht zusammenfassen, so läßt sich, als Resultat der Literaturgeschichte selbst, folgendes sagen: Der Roman stellt in seiner weitläufigen Tendenz die große nach vielen Seiten hin ausgebreitete Gesammtrichtung des Lebens dar, dieselbe zuvörderst verknüpfend an die Schicksale eines Individuums, das durch mannigfache, fruchtbare Anlagen besonders dazu berufen, und deshalb interessant genug erscheint, seine Bestrebungen in der Breite der Welt und durch die ganze Länge des Lebens vor uns zu entwickeln. In dem glücklichen Raum seiner Umgebungen trachtet der Held sich anzusiedeln, aber die neuerungssüchtige Zeit vergönnet ihm die Ruhe des Stillstehens nicht; oder es ziehen ihn seine Triebe und Leidenschaften aus der Heimath in die Ferne, aber die unübersteigliche Gegenwart

hält ihn umschlossen und bildet sein Streben oft zu einem ganz anderen Ziele um. So vollbringt sich der Prozeß des Lebens bis zu einem vernunftgemäßen Ende. Die Novelle aber ist gleichsam nur eine Episode aus dem Roman des Lebens, ein in sich abgeschlossener Mikrokosmos gegen den Makrokosmos eines ganzen, in allen seinen Theilen, auch dem Verlaufe der Zeit nach erschöpften Lebens. Wenn man den Roman mit seinen im Fortschritt der Zeit sich an einander reihenden Begebenheiten einer Linie vergleicht, die sich in einer geraden Richtung und allmähliger Verlängerung fortbewegt, so ist die Novelle dagegen eine Zirkellinie, die in sich selbst zusammengeht, und die bestimmteste Beziehung auf ein gewisses Centrum hat, um dessentwillen sie da ist und ihren Lauf vollführt. Die Novelle behandelt ein vor einer gesammten Lebenstendenz abgesondertes, einzeln für sich bestehendes Lebensverhältniß, auf dessen Verlauf und Endentwicklung es zunächst abgesehen, und strebt von ihrem Anfange an zu einem nothwendigen Schlusse hin, der aus dem Mittelpunkte des Stoffes organisch hervorgeht. Im Verhältniß zu einem solchen Schluß der Novelle ist der Schluß des Romans gewissermaßen mehr willkührlich, indem er sich gleichsam nur als letzte Begebenheit an eine Reihe von Begebenheiten, freilich zur vernunftgemäßen Befriedigung, anschließt, das Leben der Novellen aber, als ein in sich gedrungenes und concentrirtes, keine große Bewegungen in die Länge der Zeit hinaus unternehmend, sich, wie schon bemerkt worden, in seinem Innern organisch zusammenschließt, somit ihr Schluß oder die Pointe, worauf die Begebenheiten hinstreben, und aus dem sich der Ausgang entwickelt, als das entschiedenste und ihrem Interesse wesentlichste Moment anzusehen ist; das Interesse des Romans hingegen nicht sowohl in dem Resultat des Ausganges, als in der fortlaufenden, manigfach wechselnden Richtung des Lebens selbst im beweglichen Fortschritt der Zeit beruht. Der Roman beginnt gemeiniglich vom Ursprung der Dinge, von wo aus er

ſeine langfüßige Wanderung bedächtig antritt; die Novelle dagegen fängt zumeiſt mit ſolchen Verhältniſſen an, die ſich ſchon auf einer gewiſſen Bildungsſtufe, oder in einem geſpannten, leidenſchaftlichen und erregten Zuſtande befinden, und ſich aus dieſer beſtimmten Sphäre herausentfaltend, durch eine gleichſam dialectiſche Bewegung nach allen möglichen Auswegen und Richtungen hin, zur Ruhe gebracht, vermittelt, ausgeſöhnt oder vernichtet werden ſollen. Dies iſt wohl im Allgemeinen der Grundton jeder kunſtgebildeten Novelle, und wie ſehr ſie ſich auch in einem productiven Geiſte umbilden und neugeſtalten möge, ſo wird ſie doch von dieſem Urtypus als ein in ſich concentrirtes Einzelleben, gegen das Geſammtleben des Romans, nicht bedeutend abgehn dürfen, ſei es nun dem Stoffe oder der Behandlung nach, ohne dadurch den Novellencharakter zu verlieren, ohne in das Gebiet des Romans überzugehn, oder einer rein ausgeprägten ſymmetriſchen Conſtruction des Ganzen zu ermangeln. —

Auf dieſe Theorie ſoll nicht ſehr viel gegeben werden; man giebt auch bei uns überhaupt nicht viel auf Kunſttheorie, und jeder Dichter etwa nur ſo lange, als er ſelbſt dabei ſein Auskommen mit Bequemlichkeit und ohne Aufopferungen zu finden hofft. Das kommt eben daher, weil die deutſche Poeſie bei ihrem Erwachen ſchon alle Formen der Kunſt vorgefunden, und keine einzige, etwa die Knittelreim ausgenommen, der in der That ein ächt deutſcher Dreſchflegel iſt, — auf ihrem Boden ſelbſtſtändig und heimiſch erzeugt oder entwickelt hat. Alle Gattungen der Poeſi, ſogar die meiſten Versmaße, ſind ihr von andern Nationen, wo ſie ſich theils erzeugt, theils ausgebildet haben, in eigenthümlicher und entſchiedener Form überliefert worden, deren ſie mit der Fülle des deutſchen Geiſtes entgegengetreten, in die ſie ihren Inhalt ergoſſen, gegen deſſen Bedeutſamkeit ihr aber die Form nur als etwas Unweſentliches, oder als ein zufällig erwähltes Organ erſchienen, das dem Drang des inneren, hervorquellenden Geiſtes nur Gelegenheit verſchaffe

ſich mitzutheilen, und an und für ſich keinen Anſpruch macht. Dem Deutſchen iſt es auch in der Poeſie beſonders nur um das Was, und ſeltener um das Wie zu thun geweſen, daher wird ohne Bedenken die Form geopfert, damit der Geiſt um ſo freier walten und ohne Schwanken ſich ausſtrömen kann. Welche andere Literatur hat wohl ſo monſtröſe Compoſitionen aufzuweiſen, als Jean Pauls Roman ihrer äußeren Anlage und Form nach ſind, oder als Tiecks dramatiſche Gedichte, ſein Octavian, ſeine Genoveva, oder als Göthes Fauſt, der in vieler Hinſicht dem babyloniſchen Thurmbau zu vergleichen wäre. Göthe hat ſein ganzes Leben hindurch daran gebaut, eine Ecke nach der andern, einen Thurm nach dem andern angebaut, eine Epiſode nach der andern eingeſchoben, faſt in jeder Periode ſeines Lebens hat er daran gedichtet, in den verſchiedenſten Stimmungen hinzugefügt und fortgebildet. Darum konnte bei dieſem coloſſalen Thurmbau eine babyloniſche Sprachveränderung von Anſichten und Meinungen, Afterkritiken und Hyperkritiken, fortſetzenden und zudichtenden Dichtern und Dichterlingen, die den Fauſt von jeher umſchwirrt und verwirrt haben, nicht ausbleiben. Iſt dies Gedicht ein Drama, oder ein Roman, oder ein romanartiges Drama, oder ein dramatiſcher Roman, oder iſt es der Ausdruck der freiſten und ungebundenſten Schöpfungskraft, das Walten des deutſchen Genius ſelbſt in ſeiner ganzen Tiefe und Fülle, in ſeiner ganzen maßloſen Unendlichkeit? So kann der Fauſt auch in dieſer ſeiner Verachtung der Form für ein ächt deutſches und nationales Gedicht gelten. Wenn auf ſeine Form verwieſen wird, verliert der Theoretiker faſt den Muth, ſeine aus der Literaturgeſchichte und dem Entwickelungsgang der Poeſie abſtrahirten Begriffe von der Eigenthümlichkeit der Kunſtformen feſtzuhalten, und ſeine Grundſätze von den Gattungen und Arten der Poeſie, die nicht ſeine Grundſätze, ſondern die der Poeſie ſelbſt ſein ſollen, geltend zu machen, aber er darf ſie darum nicht in ihrer Wahrheit aufgeben.

Novellen und Roman, die sich uns als zwei verschiedenartige Construktionen des modernen Epos ergeben haben, können wohl eigentlich nicht, wenn sie auch zusammengeworfen würden, zu einer bedeutenden Verwirrung der Kunstformen Anlaß geben, sie könnten meist nur dem Namen nach mit einander verwechselt werden. Göthes Wahlverwandtschaften tragen offenbar ihrem Stoffe nach mehr die Eigenthümlichkeit der Novelle als des Romans in sich. Es stellen sich hier einzelne Verhältnisse des geselligen Lebens dar, die bestimmt sind, durch andere feindlich in ihre Ruhe eindringende umgebildet, zerstört und aufgelöst zu werden. Im Conflict dieser beiden Gegensätze bewegen sich alle Richtungen des Stoffes, und keine liegt außerhalb des peinvollen Kampfes zwischen Pflicht und Neigung, von welchem unheimlich anziehenden Mittelpunkt nicht abweichen zu können, alle Personen wie durch einen finstern Eigensinn des Schicksals gezwungen werden. Doch ist das Complizirte dieser Verhältnisse durch die Darstellungen in eine epische Breite auseinandergezogen, und die endliche Entwickelung durch weite Ausführung episodischer Verhältnisse auseinandergehalten, wie es der Novelle in ihrem gedrängten Bau nicht eigenthümlich zu sein pflegt. Demungeachtet bleibt aber die Anlage der Wahlverwandtschaften dennoch novellenartig, wenn man die Behauptung will gelten lassen, daß Novelle und Roman zwei verschiedene Gestaltungen des Epos, zwei verschiedene künstlerische Construktionen sind, und zwar so verschieden, daß die Novelle die Dialectik nur eines einzelnen Verhältnisses und Lebensmomentes ist, das nicht weiter als nach den ihm inwohnenden, möglichen Richtungen entwickelt und fortgesetzt wird; der Roman aber ein Cyklus von Verhältnissen und Momenten ist, die sich allmählig in der Zeit aneinanderreihen, die sich in keinem zirkelförmigen Verlauf entwickeln und in sich zurückgehn können, die in die ferne Zukunft des Lebens zu einem noch ungewissen Ziel hinaussteuern, weshalb

denn auch der Roman oft gewiſſermaßen als ein Novellen-Cyklus erſcheint. In den Wahlverwandtſchaften aber iſt es der beſtimmte Kreis eines Verhältniſſes, deſſen dialectiſche Bewegungen innerhalb ſeiner ſelbſt das Intereſſe ausmachen. Göthe nennt ſie einen Roman; der Name thut's freilich nicht, und man kann über die Pedanterie einer Nomenclatur vornehm lächeln, aber auch ein Name muß ſein Recht behalten, er muß nicht zufällig gewählt erſcheinen. Sagt doch Göthe ſelbſt einmal in ſeiner Biographie auf gut Göthiſch, daß der Name mit dem Menſchen, der ihn führt, gewiſſermaßen verwachſen ſei, alſo für mehr, als etwas Unweſentliches an ihm gelte.

Im Gegenſatze hat man es bei der Novelle Tiecks der Aufruhr in den Cevennen befremdlich gefunden, daß dieſelbe auch für eine Novelle gelten wolle, da man ſich nach ihrem äußern Umfang berechtigt glaubte, ihr den Titel eines Romans auszuwirken. Wenn einige Recenſenten ihr ihren Taufnahmen Novelle dadurch haben erhalten wollen, weil es ihr an einem dem Romen eigenthümlichen Haupthelden gebreche, ſo läßt ſich zwar nicht gerade eingeſtehn, daß ein ſolcher Unterſchied für den Charakter der Novelle weſentlich ſei, dennoch iſt es äußerlicher Weiſe für übereinſtimmend mit dem zu halten, was aus unſerer allgemeinen Anſicht der Dichtungsart hervorgehn würde: Der Aufruhr in den Cevennen behandelt die Verhältniſſe eines Menſchenlebens nicht in ſeiner Entwickelung an und durch ſich und um ſeiner ſelbſt willen, ſondern in Rückſicht auf ein einzelnes, weltgeſchichtliches Moment, das, in ſeiner großen, religiöſen Bedeutſamkeit ſich erhebend, zum Mittelpunkt wird, durch den das ſich daneben herumziehende Leben der Individuen, das ſonſt in ſich ruhen würde, bewegt wird und ſeine Richtung erhält, auch nur in Beziehung auf dieſes Centrum ſein Intereſſe hat. Dies iſt die zirkelartige Conſtruction der Novelle, die wahrſcheinlich durch den Abſchluß des Ganzen noch deutlicher hervortreten wird, wenn wir dies in

ſeiner Darſtellung eben ſo meiſterhafte, als ſeinem innern Gehalt nach tiefſinnige Gedichte erſt vollendet beſitzen.

In wiefern Novelle und Roman verſchiedenartige Geſtaltungen und Conſtructionen ſind, zeigt ſich beſonders deutlich an Tiecks Dichterleben, das ſeinem biographiſchen Stoffe nach eine unverkennbare Anlage zum Roman in ſich trägt, durch Darſtellung und Behandlung aber in einer entſchiedenen Form zur Novelle geworden iſt. Das Leben der beiden Dichter Marlow und Green, deſſen urſprünglich verſchiedenſte Tendenz, in denſelben Verhältniſſen des Zeitalters, auf entgegengeſetztem Wege zu einem gleichen Ziel der Vernichtung ſich entfalten ſoll, erſcheint, ſtatt ſich der Länge nach im allmähligen Fortgang der Zeit zu entwickeln, mit ſeinem Strahlen zuſammengedrängt in den Cryſtallſpiegel der Novelle. Der Charakter Marlow's und Green's iſt ſchon in einer dem Anfang der Dichtung vorhergehenden Vergangenheit ausgebildet und angelegt, und wird bei ihrem Auftreten in jenem bewunderungswürdigen Reden und Geſprächen, die mit einer Fülle der Poeſie, wie es ſelten geſchehen, den Ausdruck eines ganzen Gemüthes durch und durch erſchöpfen, nachgeholt. Sie tragen beide ſchon bei ihrem anfänglichen Erſcheinen den Keim des Todes in ſich, welcher in der ihm möglichen Richtung in ſeiner Blüthe aufſteigt, und in ſchnellem Wachsthum die Frucht der Vernichtung reift; für Marlow mehr auf eine innerliche und geiſtige Weiſe, denn ſein irdiſches Daſein leuchtet ihm nur im Glanz ſeiner Dichterhoheit, und iſt auch mit dem Untergang derſelben zerſchmettert; für Green aber von der Eitelkeit des Lebens her, deſſen Sirenenſtimme ſein allbewegliches Herz bald nach der ernſten Stunde der Reue und Buße von neuem bethört. So erſcheint die Dichtung in ſich abgerundet und concentrirt, und iſt durch die Zuſammengedrängtheit ihres Stoffes um ſo ergreifender in ihrer tragiſchen Wirkung, mit dem gleich daneben ſtehenden Gegenſatze in dem hellen, freundlichen Bilde Shak-

ipeare's. Dies iſt eine ächt novellenartige Darſtellung. Als Roman würde das Gedicht ſich ganz anders geſtalten müſſen. Das Leben der beiden Dichter, das die Novelle als ein ſchon angelegtes und ihrem innern Charakter nach völlig entſchiedenes aufnimmt, und nur nach der ihm noch möglichen Entwickelung zu ſeinem Untergange, entfaltet, würde der Roman erſt in den Anfängen ſeiner Bildung aufſuchen, er würde uns die Bildungsgeſchichte dieſer Charaktere nach äußern und innern Verhältniſſen erſt entwickeln und motiviren müſſen, er würde mehr biographiſch erzählen, während die Novelle mehr in pittoresken Bildern darſtellt.

Man gebe auf dieſe Theorie, die wir vielleicht ſchon zu weitläufig verſponnen haben, man gebe darauf ſo viel als man will und kann; Novelle und Roman, wenn ſie auch zuſammengeworfen würden, können, wie geſagt, dadurch nicht leicht zu ſehr bedeutenden Mißgriffen Anlaß geben, aber der Theorie im Allgemeinen ſollte mehr als es bisher geſchehen, das Recht zugeſtanden werden, auf eine Sonderung wenigſtens in den Grundelementen der poetiſchen Kunſtformen zu dringen. Die epiſchen und dramatiſchen Elemente der Poeſie ſollten nie mit einander verwirrt werden, und ein Dichter der einen epiſchen Stoff in Dialog und Scene ſetzt, und uns überreden will, er habe nun ein Drama gebildet, muß eben ſo ſehr ſeiner Mißgeburt wegen getadelt werden, als man ein Gemälde für eine Mißgeburt ausgiebt, das verzeichnet oder falſch gefärbt oder ſeinen Gegenſtand in einer unnatürlichen Stellung zeigt. Statt deſſen hat man es häufig für Willkühr oder gar Anmaßlichkeit der Kritik gehalten, wenn man einem dramatiſchen Dichter den epiſchen Ton ſeiner Darſtellung zum Vorwurf macht, indem dagegen behauptet wird, es ſei dies eben eine Eigenthümlichkeit dieſes Dichters, daß er von der gewöhnlich als dramatiſch geltenden Darſtellung abweiche, und das Schwanken ſeines Gedichts zwiſchen Epos und Drama ſei eigentlich nicht

undramatiſch, ſondern vielleicht gleichſam individuell-dramatiſch. Nach dieſer Denkungsart haben wir denn auch unzählig viele Dramen, die eigentlich keine ſind, und nur ſehr wenige, die mit Recht dafür gelten können. Gegen das begebenheitliche Intereſſe des Epiſchen iſt das Dramatiſche aber nicht nur die Darſtellung einer erſonnenen Gegenwart, wie ſich Tieck ausdrückt *); das Dramatiſche, wenn es ſeinen Begriff entſpricht, zeigt das Individuum, wie es von der Energie des Lebens ergriffen, ſich auf das Leben mit ſeiner Thatkraft richtet; das Individuum des Dramas erzeugt und vollbringt Handlungen, das Individuum in einer epiſchen Auffaſſung erlebt Begebenheiten, wenigſtens laſſen ſich im Allgemeinen die Elemente der poetiſchen Darſtellung ſo auseinander halten. Wäre das Dramatiſche nichts anders als bloß die Geſtaltung einer unmittelbaren Gegenwart, ſo wären auch viele Dramen Göthes, an denen man doch gewiß mit Recht den epiſchen Grundton nachgewieſen hat, wirkliche dramatiſche Gedichte, den lebendigen dramatiſchen Dialog kann man ihnen oft nicht abſprechen, aber ſie ſind allerdings meiſt nur dialogiſirte Novellen, wie man ſie nennen könnte, oder lyriſche Dialogen, wie der Taſſo, denn der Stoff hat nichts dramatiſches in ſich, nicht, was zu einer dramatiſchen Darſtellung berufen wäre. Den ſtrengen Begriff des Dramatiſchen kennen wir eigentlich erſt, ſeitdem Shakſpeare bei uns heimiſcher geworden iſt. Könnte man aber auch den ſtrengen draſtiſchen Begriff, den wir bei Shakſpeare bis auf einige ſeiner Luſtſpiele, wo ſich der Novellenſtoff wohl nicht ganz dramatiſch reproduciren ließ, wiederfinden, — könnte man ihn auch noch ſoweit mildern und modifiziren, ein Gedicht, wie Göthes Taſſo, wäre doch in keiner Art und Weiſe ein dra-

*) Vergl. das Vorwort zu den geſammelten Schriften von J. M. R. Lenz. Bd. I. S. XXXIII.

matiſches, denn es hat nicht einmal eine bedeutend hervortretende, innere Entwickelung beweglicher Zuſtände und Verhältniſſe, die ſich irgend abzuſchließen ſtrebten oder einem Abſchluß erhielten, es hat nicht einmal eine Dramatik und Dialectik des Gemüths. Taſſo's Zwieſpalt mit der Welt, das Gefühl der Abſonderung, das ihm als Poeten angeboren iſt, dieſes lyriſche Element, das ganz und durchaus Empfindung, ſich auch nur in Empfindungen, nur lyriſch zu geſtalten vermag, iſt der Stoff, aus welchem ſich das Gedicht erzeugt hat. Der Zuſtand Taſſo's zeigt ſich an den Verhältniſſen, in denen er ſich befindet; ſie ſind es, mit denen er in Conflict, in Reibung geräth, die ihn bedingen und ſo die einzigen, äußerlich beweglichen Auftritte des Stücks veranlaſſen, aber ſie verändern ſeinen Zuſtand nicht, ſie bilden ihn nicht um, ſie durchdringen ſich nicht mit ihm zu einer Verſöhnung; dies wäre es, was man die Dramatik des Gemüths nennen könnte. Taſſo's Zuſtand iſt derſelbe am Schluß, der er am Anfang war, Welt und Poet haben ſich nicht ausgeglichen, die bittre Erfahrung hat ſie in ihrem Zwieſpalt nur beſtärkt, es iſt derſelbe lyriſche Schmerz, mit dem das Gedicht ſchließt, mit dem es begonnen hat. Daher fehlt dem Stück durchaus aller Abſchluß, und einer wahrhaft dramatiſchen Entwickelung iſt gerade der beſtimmteſte Abſchluß eigenthümlich, zu dem die handelnden Perſonen, die Verwickelung ihre Verhältniſſe zu durchbrechen, hinſtreben, in dem ihr Streben ſeine Ruhe und Löſung findet. —

Wenn es alſo das Geſetz aller künſtleriſchen Darſtellungen iſt, jedem Stoff nur den Ausdruck, den Ton zu geben, auf den er ſelbſt zu dringen ſcheint, zu dem er ſich ſelbſt bilden möchte, ſo werden epiſche und dramatiſche Darſtellung immer ihren verſchiedenen Sinn behaupten müſſen. Wer z. B. ein Mährchen dramatiſch auffaſſen wollte, würde auch ohne Zweifel einen Mißgriff begehn. Das Mährchen iſt ein Traum, eine Sage, es gehört jener epiſchen Zeit der Völker an, wo ſich noch keine

Kunſt geſtattet, wo aller Mittheilung das vertrauende Wort genügt. Ein Traum will nur erzählt ſein, es iſt nichts Plaſtiſches an ihm, eine dramatiſche Geſtaltung treibt ihn in die Welt der Wirklichkeit, wo der Traum mit ſeinem Duft zerrinnt. Man ſieht dies deutlich, wenn man Tiecks dramatiſche Mährchen mit denen vergleicht, die er in Novellenform epiſch geſchrieben hat, welchen letzteren allein der Charakter des Mährchens, das Wunderbare und Traumhafte, die ſchwimmende Abendröthe der Phantaſie, geblieben iſt. Selbſt der dramatiſche Blaubart, ſo herrlich das Stück iſt, ſcheint mir doch darin ein Mißverhältniß zu haben, daß das Mährchenhafte in dieſer Form nicht recht auftauchen kann mit ſeinen Träumen, und, indem die dramatiſche Geſtaltung es zu einer Wirklichkeit zwingt, die es nicht behaupten kann, wie ein Schatten, wie ein wirrer, hypochondriſcher Traum erſcheint. So geht das Mährchen als Drama auch zuweilen ganz und gar von ſeiner urſprünglichen Bedeutung ab, indem es ſich zu ſatiriſchen und polemiſchen Motiven hergibt, wie in Tiecks geſtiefeltem Kater, und anderen dieſes Meiſters. — Ganz willkührlich und leichtſinnig iſt aber die dramatiſche Form benutzt, wenn man, wie es früher mehr als jetzt an der Mode war, Novellen und Roman in Scenen und Dialog ſchreibt, bloß um den Leſer einen lebhafteren Effect und Affect zu Wege zu bringen, ſie aber doch noch für Novellen und Roman angeſehen wiſſen will. Dies ſind die ſogenannten dramatiſch-hiſtoriſch-romantiſchen Gemälde, in denen beſonders Schlinkert zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein groſſer Mann war.

VIII.

Ueber einige Novellen von Ludwig Tieck.

(Geschrieben 1826 und 1828.)

I.

Der Alte vom Berge *).

Der Alte vom Berge schließt sich in Form und Stil zunächst an diejenige Darstellungsweise an, welche Tieck zuerst im Dichterleben und Aufruhr in den Cevennen begonnen, und in einigen kleineren Novellen zu einer vollendeten und großartigen Einfachheit ausgebildet hat. Es ist vornehmlich die abgemessene und symetrische Construction des Kunstwerkes, die in Tiecks früheren Gedichten, mit Ausnahme einiger Mährchen des Phantasus, und etwa des Fortunat, fast nie gelungen oder erstrebt ist, indem in jener ersten Periode seiner Poesie meistentheils der Inhalt mit einer solchen lyrischen Ueberschwänglichkeit ergriffen wurde, daß er für die kunstgemäße Umgränzung einer Form überwiegen mußte und sie zerbrach. Besonders in Tiecks Drama aus jener Periode läßt sich wohl am allerwenigsten schon jene befriedigte und mit sich übereinstimmende Form auffinden, die in der letzten Reihe seiner Novellen so glänzend heraustritt, und doch ist es gerade das Drama, welches den entschiedensten Beruf zu einer plastischen Gestaltung zu haben scheint, und das Tieck selbst als Theoretiker und Kritiker beständig vor Augen gehabt hat.

*) L. Tiecks Novellen, fünfter Band. Enth: Der Alte vom Berge; die Gesellschaft auf dem Lande. Breslau, bei Max, 1828.

Es läßt ſich aber in dieſer Hinſicht nicht verkennen, daß er jene eigenthümliche Conſtruction des Dramas, vornehmlich eine ſymmetriſche Architektonik der Form, die er als Kritiker bei Calderon, und beſonders bei Shakſpeare als Muſterform der Darſtellung überhaupt anzuſehen ſcheint, als Dichter zwar nicht in die Sphäre des Dramas ſelbſt, wohl aber auf eine originelle Weiſe in die Novelle übertragen hat, die ſo durch ihn zuerſt eine concentrirte Beſtimmtheit der Geſtaltung, eine regelmäßige und künſtleriſche Umgränzung gewonnen, von der ſich zwar ſchon bei Boccaccio und Cervantes etwas ähnliches zeigt, aber ohne jene Fülle der Innerlichkeit, die ſich bei Tieck hier zugleich mit der äußern Form in einer lieblichen Harmonie befindet. Dieſe ſymmetriſche Conſtruction iſt jedoch in der erſten Reihe der Tieckſchen Novellen, beſonders in den Gemälden, den Reiſenden, der Verlobung, den muſikaliſchen Leiden und Freuden, noch nicht ſo vollkommen und durchgängig zur künſtleriſchen Abrundung gediehen, und wenn ſich auch bei ihnen ſchon die Eigenthümlichkeit der ſpäteren, am liebſten in Geſpräch und Dialog dramatiſch herauszutreten, in ihrer Darſtellung findet, ſo gleichen ſie doch hierin — wenigſtens die Verlobung, die muſikaliſchen Leiden und Freuden — mehr platoniſchen Dialogen, wo allgemeine Gegenſtände der Reflexion künſtleriſch aufgefaßt werden, als rein aus poetiſchen Abſichten entſtandenen Novellen, in welche letzte Sphäre die größten Kunſtwerke Tiecks, das Dichterleben, der Aufruhr in den Cevennen, und der gegenwärtig vor uns liegende, neu erſchienene Alte vom Berge, fallen, den wir, wenn auch nicht eben ſo bedeutend und reich an innerlichen Intereſſen, doch als verwandt in Stil und Ton, wohl gleich nach jenen beiden Meiſterwerken zu ſtellen haben. —

Daß Tieck, ſo gewaltig wie Aeſchylus, auch die Furien darzuſtellen weiß, und zwar ſchrecklichere als jene antiken, nämlich die Furien eines in ſich zerriſſenen und mit ſeinem Bewußt-

sein zerfallenen Gemüthes — das hat er uns besonders im William Lovell gezeigt, doch ist er seitdem auch oft als ein heiterer und milder Dichter erschienen, und manche kleine, stille Novelle, die er in neuester Zeit mitgetheilt, vermag Trost und Heilung für jene wilde Melancholie zu geben, die uns in früheren Gedichten so schmerzhaft ergriffen hatte. Die alten Furien der Tieckschen Poesie scheinen in der gegenwärtigen Novelle wiedergekehrt, sie sind aber hier gewissermaßen nur Nachzügler, ein Nachhall ihrer vergangenen Periode; diese Melancholie, die sich sonst lyrisch oder subjectiv beim Dichter ergoß, erscheint, wie sie hier in plastischer Objectivität zum Thema einer Novelle geworden ist, nur als ein furchtbares Meteor, als psychologisches Phänomen, das in der Absicht aufgefaßt ist, einen solchen Seelenzustand in seiner Eigenthümlichkeit hinzustellen. Balthasar, dieser Alte vom Berge, ist das starre Bild jener Hypochondrie, in ihm sind alle jene finstern Träume eines chaotischen und zerrissenen Innern, nunmehr geschieden von der Subjectivität des Dichters, zur plastischen Gestalt, zu einer künstlerischen Figur geworden. Die Gebirgsgegend, in der er haust, mit ihren schwarzen schlacken, dampfenden Kohlen, und irren Grubenlichtern ist eine sehr naturgemäße Localität und Umgebung dieses schroffen, in der Einsamkeit seines feindseligen Ich verdüsterten Geistes; sie ist die alte unzerstörbare Stätte der deutschen Schwermuth, die als ein wilder Gebirgsdämon unablässig in den tiefen Schacht des Menschenbusens ihr Wesen treibt, und geschäftig noch immer in den Gemüthern arbeitet, pocht und hämmert, und als tückischer Kobold alles Glück des Daseins zerstört.

Obgleich nun der Alte vom Berge, als persönliches Bild dieser Gemüthsrichtung, durch die Kunst des Dichters in der That zu einer lebendigen und wirklichen Gestalt geworden ist, so mußte er doch in dem engen Raum dieser Novelle zu starr, zu concentrirt und zusammengedrängt erscheinen, weil er als ein

fertiger und keiner Bewegung und Entwickelung mehr fähiger Charakter, mit einer vollendeten Verzweiflung auftritt, die ein ganzes, vergangenes Leben voraussetzt, eben so wie jene Töne des Gemüths, die hier noch einmal zu einem Ganzen componirt werden, beim Dichter selbst eine Vergangenheit voraussetzen, in der sie aus dem Zusammenhang der Innerlichkeit heraus sich zuerst geregt haben und erlebt wurden, von welchem Zusammenhang sie in ihrer jetzigen Objectivität abgelöst erscheinen. Das frühere Leben Balthasars wird zwar zur Erklärung seines Charakters gewissermaßen nachgeholt, in den Gesprächen mit Eduard, dem er sich vertraut und mittheilt, aber wie sich auch sein zerrissenes Wesen an ein von Anfang an verunglücktes und verlornes Dasein knüpft, so reicht es doch nicht aus, eine solche vollendete und absolute Verzweiflung, in der sich jede menschliche und göttliche Wahrheit auflöst und alle Realität zu einer leeren Nichtigkeit geworden ist, genügend und psychologisch zu motiviren. William Lovell gelangt durch einen wüsten Lebensrausch, dessen consequente und naturgemäße Entwickelung wir in diesen Roman entfaltet sehen und miterleben, zu jener absoluten Nichtigkeit des Daseins als zu seiner Gränze, die wir bei diesem Alten vom Berge als einen fertigen und aus sich selbst zu erklärenden Zustand annehmen müßen, weil seine Geschichte sich in eine nur spärlich aufgehellte Vergangenheit verliert, die, so weit sie uns hier eröffnet ist, die dämonische Verfinsterung seines Geistes nicht hinlänglich erklären kann, wenn auch in manchen seiner Aeußerungen und Gesprächen Winke über seine Entwickelungsgeschichte gegeben sind, die aber freilich oft in sich selbst räthselhaft und dunkel bleiben. So heißt es: „Ich glaubte, ich forschte, nur in Liebe und Andacht aufgelöst, fand die Liebe in meinem und anderer Geiste, und daran ist mein Herz und Leben eben gebrochen, um niemals wieder sich lebendig zusammenzufügen. Laßt den Stolz Eurer Empfindungen fahren, schwingt Euch nicht auf mit der Phantasie, sondern

kriegt am Boden wie das Gewürm und eſſt den Staub, denn alſo geziemt es ſich." — Wer den ganzen Cyklus ſolcher Gefühle und Reflexionen, das ganze Syſtem dieſer Lebenskrankheit kennt, wie ſie in den Elementen des Werther, Fauſt und William Lovell hervorgetreten, wird allerdings hier nicht mehr als abgebrochene Andeutungen, die für den Charakter des Alten vom Berge gegeben ſind, bedürfen, um die Geſchichte ſeiner Krankheit zu verſtehn, aber für die künſtleriſche Darlegung und Entwickelung des Charakters könnte demungeachtet das zuſammengedrängte Bild, das ſeine Entſtehung vorausſetzt, nicht ganz angemeſſen erſcheinen.

Es könnte, aber dieſe Meinung ändert ſich, wenn wir die Abſicht des Dichters bei der gegenwärtigen Novelle anders auffaſſen und zu begreifen ſuchen. Er wollte eben eine ſolche pſychologiſche Bildungsgeſchichte eines krankhaften Lebens nicht wieder darſtellen, in dieſem Fall hätte er ganz das alte Thema aufnehmen und in jene frühere Periode der deutſchen Poeſie zurückgehn müſſen; er wollte eben jenen unauflöslichen Fluch der Widerſprüche und Gegenſätze zwar wieder aufnehmen und aus der Vergangenheit herausſteigen laſſen, aber nicht mehr analyſiren, ſondern — wie es einmal in der Novelle ſelbſt heißt — in einem objectiven Bilde des Wahnſinns verſteinern. Auch erſcheint das Weſen des Alten vom Berge faſt mehr als Idioſynkraſie, als natürliche Anlage zum hypochondriſchen Lebensüberdruß, und ſeine Melancholie äußert ſich oft in reinen Symptomen des Wahnſinns, wie ſie auch zuletzt in einen vollendeten übergeht. Daher hängt er ſchon von dieſer Seite her nicht mit einer allgemein menſchlichen und pſychologiſchen Entwickelung zuſammen, er iſt der in dem Keim ſeiner Exiſtenz vergiftete Menſch, der nur zu ſeiner eignen Zerſtörung lebt und ſich entfaltet, aber daß ein Menſch, wie dieſer, ſchon gleichſam durch ſeine Geburt, den Furien und dem Wahnſinn geweiht erſcheint, iſt doch wohl mehr eine poetiſche Phantaſie, als eine pſychologiſche Wahrheit. Dem

Muttermörder Oreſt widerfährt eine milde Sühnung, der zur Blutſchande wie auserkorene Oedipus ſchläft doch endlich im Hain der Furien ſelbſt, von den heiligen Donnern des Zeus eingewiegt, zu einem ſeligen Tode ein: das dichteten die Heiden, und dieſer Balthaſar, der von der Religion, der Liebe und Verſöhnung einſt ſelbſt durchdrungen war, und wenn ſie ſich auch bei ihm in einen hohlen Nihilismus des Gemüths aufgelöſt und entfremdet hat, doch an andern ihn umgebenden Menſchen chriſtliche Werke der Milde und Liebe verrichtet, ſollte eine in ſich wahre Erſcheinung des Lebens ſein, wenn er in einem ſtarren Wahnſinn endet, ohne daß ſein Herz aufbricht, und ſich im Tode der allgemeinen Verſöhnung öffnet? Denn er iſt kein Verbrecher, er hat gegen nichts poſitiv Beſtehendes im Leben gefrevelt, er hat nur in ſich gelitten, und die Abſicht des Dichters iſt vornehmlich, für die Darſtellung ſeines Charakters Mitleid und Rührung zu erwecken, indem er ihn mit einer liebevollen Milde gegen ſeine Umgebung erſcheinen läßt, die er gegen ſich ſelbſt nicht übt, da er, dem alles nichtig iſt, auch dieſe wehmüthige Regung der Liebe und Weichheit in ſich für nichtig und eitel erklären muß. Ein ſolcher Charakter hätte einer Löſung, einer Zerſchmelzung innerhalb ſeiner eignen Gefühle bedurft, da er, wie alles Menſchliche, das noch von einer Seite her mit etwas Wahrhaftem und Göttlichem zuſammenhängt, nicht berufen ſcheint, in dieſer ſtarren Verhärtung ſeiner ſelbſt zu enden. Es rafft ihn aber in einem gedankenloſen Wahnſinn dieſer heidniſche Tod von hinnen, der in den in der Novelle mitgetheilten Tagebuchsblättern des Alten (S. 167 flgd.) als ein ſchrecklicher Traum beſchrieben wird, der ihn in die alte Schattenwüſte des Hades hinabzerrt, wo die Qual der Hölle im Gefühl der Oede, Leere und Gemeinheit des eignen Innern beſteht. „In den weiten, vielfachen Sälen — heißt es in dieſem Höllentraum — ſaßen, ſtanden und gingen unzählige Menſchen umher, die eben ſo erbärmlich an ſich ſelber litten. Und keine Ab-

theilung, nicht Stunde, nicht Sonne und Nacht ſtörte und wechſelte dieſes traurige Mühſal. Nur eine einzige Ergötzlichkeit gab es. Hin und wieder erinnerte einer an den vormaligen Glauben unſers Lebens, daß wir einen Gott gefürchtet und angebetet hatten. Dann erſcholl ein lautes Gelächter, wie über das Abgeſchmackteſte, durch den Saal. Nachher wurden alle ernſt, und ich ſtrebte mit allen Sinnen mir die Ehrfurcht, die Heiligkeit des Gefühls von ehemals zurückzurufen, doch umſonſt!" —

So iſt dieſer rein negative Charakter, ohne alle Löſung und Entwickelung in ſich ſelbſt, ein ſtarres, in ſich ruhendes und ſtehendes Bild, gegen die ſonſtige Tendenz und Auffaſſungsweiſe der Tieckſchen Novellen, die gewöhnlich einen Stoff, ein Thema aufnehmen, um es in dialectiſcher Bewegung in ſich zu verarbeiten, umzuſchaffen, und zu einem ihm nothwendigen Ziele, das von Anfang an darin erſtrebt ſchien, auszubilden. Von dieſer zirkelartigen Conſtruction der Novelle weicht der Hauptcharakter der gegenwärtigen ſchon eben dadurch ab, daß er nur ein Meteor, eine Erſcheinung iſt, die ſich zeigt und eben ſo wieder verſchwindet, die in ihrer abgeſchloſſenen Eigenthümlichkeit verharrt, ohne ſich zu vermitteln und darin untergeht. Dieſe unauflösliche Verſteinerung ſeines Weſens giebt ihm zugleich in ſeiner Erſcheinung etwas Geſpenſterhaftes, das ſich im Reich des Lebens fremdartig bewegt, wie auch jener alte, abergläubiſche Bergmann (ſ. S. 13. flgd. der Novelle) in der Unterredung mit Eduard von ihm als den unheimlichen Herrn des Gebirges ſpricht, dem die Fülle ſeines Reichthums und Goldes von böſen Geiſtern und Kobolden, die er in ſeinem Dienſte hat, zugetragen wird, „darum iſt der Alte auch immer ſo traurig, und darf niemals lachen, darum wird er verrückt, wenn er zufällig Muſik hört, die aller frommen Menſchen Herz erfreut, darum geht er in keine Geſellſchaft, und iſt immer grießgrämig, weil er wohl weiß, welches Ende er nehmen muß, wovon ihn alle die irdiſche Herrlichkeit nicht zurückkaufen kann, weil er Gott

abgesagt hat und kein Mensch ihn noch jemals in einer Kirche gesehen hat." — Doch müssen wir in diesem Gespräch auch auf die Beurtheilung des milden Eduard hören, welcher jenes Dunkel, das er im Wesen des Alten nicht versteht, schonend verhüllt, und ihn nur nach der segensreichen Wirksamkeit, die von ihm auf Andere ausgeht, messen möchte. —

Die Beweglichkeit des Novellenstoffs, die dem unwandelbaren und von vornherein in sich abgeschlossenen Hauptcharakter somit abgeht, hat der Dichter im Ganzen der Novelle nicht fehlen lassen, er hat sie aber in die Nebenverhältnisse gelegt, die sich um den Hauptcharakter herumziehn, und eigentlich zu dem Grundinteresse der Novelle nicht gehören. Dies ist einer Seits vornehmlich die anmuthige Liebesgeschichte Eduard's und Röschen's, so wie die Familienverhältnisse der Räthin Hellbach, welche die Beweglichkeit und Bildsamkeit des Novellenstoffs hier in sich tragen, und das Ganze durch sich gewissermaßen erst abrunden und abschließen, daß mit dem plötzlichen und zufälligen Tod des Alten nur abgebrochen erscheinen würde. In ihnen tritt zugleich der Gegensatz zu dem Wesen des Hauptcharakters hervor, da sie die heitere und unbefangene Empirie des Daseins darstellen, das, wie einem sorglosen Genuß, so zwar auch dem Schmerz und der Verwirrung anheimfällt, aber entfernt von aller hypochondrischen Grübelei, sich nie in jenen metaphisischen Wahnsinn verlieren und mit sich selbst entzweien kann, da alle seine Kämpfe, welche nur die äußern Lebensformen berühren, sich innerhalb derselben leicht lösen und versöhnen lassen. — Von der andern Seite ist es der Diebstahl in den Magazinen des Alten, der für das bewegliche Stoffinteresse der Novelle von Einfluß ist, und die sich darauf beziehenden Entdekungsversuche und die Auffindung des Thäters; doch sind alle diese Verhältnisse fast zu einfach und leicht, um dem colossalen Bilde des Hauptcharakters als Rahmen und Einfassung zu dienen, besonders da derselbe erst durch Berührung mit ihnen in das Gebiet

der Novelle tritt. Der Argwohn, welchen der Alte, von seiner Alles verzehrenden Hypochondrie gequält, in Betreff dieses Diebstahls selbst von seinem geliebtesten und bewährtesten Freunde Eduard wenigstens ideell nicht abzuwehren in Stande ist, ist ein sehr charakteristischer und bedeutsam ergriffener Zug, welcher den Abgrund eines solchen bis in diese Verworrenheit und Verfinsterung verlorenen Gemüths, wo sich nichts mehr als wahr zeigt, tief enthüllt. Indem Eduard schon über diesen, wenn auch nur ideell gebliebenen Argwohn seines unglücklichen Freundes in einen verzweiflungsvollen Schmerz ausbricht, erwiedert der Alte mit kalter Ruhe, daß er ja nur von andern denke, was er sich selber zutraue, — denn das ist der Gipfel einer solchen alles vergiftenden Hypochondrie, daß sie, wie sie an jeder Wahrheit zweifelt, so auch an jeder ungewissen Möglichkeit festhält, sie aufgreift und sich damit abängstigt, daß die Möglichkeit eine Wahrheit sein könne. Obwohl nun die inhaltslose Sophisterei des Alten diesen Argwohn, welchen er gegen den Freund hat, ohne Weiteres als aus einer allgemein menschlichen Möglichkeit entschuldigt, so wird er doch, als sich ihm diese Möglichkeit von einer andern Seite her als Wahrheit darstellt, im Innersten davon so erschüttert, daß er daran seinen Tod findet, indem sich nämlich entdeckt, daß Eliesar, dem er nicht befreundet ist, den er aber in seinen Eigensinn zum Schwiegersohn erwählt, und bei dem er jene Möglichkeit nicht vorausgesetzt und vermuthet hatte, der wirkliche Dieb und Thäter sei. Daran stirbt er; so werden solche Gemüther von ihren eignen Sophismen wie von tückischen Kobolden geäfft und betrogen. Das sind aber Meisterzüge, welche immer die Production des Genies verrathen und worauf die Nachahmer vergeblich Jagd machen. —

Das Element, das im Hauptcharakter der Novelle, den wir in kurzem zu analysiren gesucht haben, noch einmal zusammengefaßt ist, steht aber in seiner Negativität nicht nur an den Gegensätzen da, es wird auch an einzelnen Stellen in Weise

der Reflexion beurtheilt. Eduard der als gemüthlicher Zuschauer die Novelle gewissermaßen begleitet, und den Hauptcharakter wie ein betrachtender Chor umgiebt, widerlegt von einem religiösen Gesichtspunkte aus in seiner Rede an den Alten (S. 120—23) die ganze Richtung des menschlichen Geistes auf jene finstern, dämonischen Abgründe des Daseins, indem er das Leben in Demuth und Liebe still und sicher umgränzen will, und so schließt und löst er dies Element wenigstens ideell in der Reflexion, das innerhalb des Hauptcharakters selbst, der starr in sich verbleibt, zu keiner Lösung kommt. Die zarte Gestalt Röschen's gehört gleichfalls zu den plastischen Gegensätzen, doch wie uns auch ihre naiven Plaudereien entzücken, in der kindlichen Poesie ihrer Erscheinung tritt das Absichtliche zu sehr hervor. Zugleich sind von dem Wahnsinn des Alten einige Gifttropfen auf die Blüthe ihrer Jugend herabgefallen, wenigstens liegt in dem Entschluß, statt des freundlichen Eduard, den sie lieb hat, den leberkranken, schielenden Eliesar, den sie haßt und fürchtet, doch verzuziehn und heirathen zu wollen, bloß aus dem phantastischen Grunde, weil sich sonst Niemand anders des Häßlichen und Bösartigen annehmen und ihn lieben werde, und er dann noch unglücklicher und verlorner sei, — was doch eigentlich nur Ironie sein könnte — darin liegt etwas krankhafte Frazze und Grille, was mit der Natürlichkeit einer solchen Erscheinung, die doch eben durch ihre Reinheit und Unbefangenheit als Gegensatz wirken sollte, zu widerwärtig und störend contrastirt; auch wird dies noch seltsamer als Sünde und Bosheit in ihr dargestellt, (s. S. 141) deren Wurzeln schon in der süßesten und reinsten Unschuld verborgen lägen, und durch diese Erklärung, dünkt mich, wird dies psychologische Phänomen, wenn es ein solches wäre, nur noch unbegreiflicher. Solche Gestalten sind aber nur poetische Träume, wenigstens haben sie, wie hell und farbig sie auch aus einer reichen Phantasie hervorgingen, doch wenig wirkliches Leben; in einem Drama könnten sie nicht auf-

treten, und in der Novelle erscheinen sie mehr als mährchenhafte Verzerrungen der Wirklichkeit. —

Die nachdenkliche Gastmahlscene des Rath Hellbach, in der auf eine sehr sinnreiche Weise das Essen zu einer universellen Kunst und Wissenschaft erhoben wird, giebt, weil sie sogleich nach dem Tode des Alten in ihren etwas frivolen Farben überraschend hervortritt, der Novelle vielleicht einen etwas zu leichtsinnigen Schluß; wenigstens scheint sie mit der tragischen Wirkung, welche das Interesse des Hauptcharakters etwa zurücklassen sollte, in einem zu auffallenden Widerspruch zu stehn. Die Absicht des Dichters ist vollkommen klar und gerechtfertigt, er wollte nach dem Abschluß jenes Elementes nun völlig in die heitre Empirie des Lebens hinüberführen, und selbst ein ganz in das Irdische versenktes Dasein in seinem eigenthümlichen Lichte und Werthe erscheinen lassen, aber ist dieser Contraß hier nicht zu grell und gewagt hervorgetreten? Die hellen und dunklen Farben in einer auffallenden Mischung so gegen einander contraſtiren zu lassen, liegt besonders in Shakspeares Manier, und ist von ihm aus in die Darstellungsweise vieler Neuern übergegangen, doch wird auch wohl selbst bei diesem Altmeister der Kunst ein solches Aneinanderdrängen der Gegensätze nicht selten zu bizarr und gewagt erscheinen, in einigen seiner Tragödien ist ihre Wirkung sogar als eine herzzerschneidende berechnet.

Hier wird aber dieser Gegensatz noch dadurch auffallender, daß die Novelle, nachdem der Hauptcharakter abgeschlossen ist, durch die Erscheinung des Raths Hellbach noch in den Nebenverhältnissen wieder neue novellenartige Interessen anknüpft, besonders da das Schicksal des Raths, der im ganzen Gemälde bisher nur sehr flüchtig bezeichnet worden, nicht so nothwendig dahin zu gehören scheint, als daß es noch einer eignen Lösung und Erörterung seines Charakters bedurft hätte. Doch ist er an sich eine so originelle Figur, daß er nicht unbedeutend in den Kreis der übrigen Tieck'schen Gestalten tritt. Dieser denkende Schweiger

hatte viel Anlage dazu, eine Philoſophie des Eiſens zu ſtiften, denn in unſerer Zeit, wo alles ſyſtematiſch wird, wäre es kein Wunder, wenn ſich nach und nach auch ſyſtematiſche Freſſer hervorthäten. Zugleich liegt in ihm eine humoriſtiſche Parodie jenes metaphyſiſchen Wahnſinns. Wenn Werther vor der Natur als dem ſich ſelbſt wiederkäuenden Ungeheuer erſchrickt und vergehn möchte, wenn Balthaſar in ſeinen Tagebuchsblättern (Vergl. S. 166 der Novelle) im melancholiſchen Grauen der Verzweiflung ausruft: „Alles lebende Weſen iſt da, um von einem andern gefreſſen zu werden, nur der Menſch hat ſich dieſer Canton-Einrichtung und Militär-Pflichtigkeit ſcheinbar entzogen, und ſpart ſich der Erde, dieſem zertrümmerten Chaos der Steine, und der Verweſung auf," — ſo läßt der Rath Helbach dieſe hypochondriſche Metaphyſik mit Leichtigkeit und Behaglichkeit zu ihrem Gegentheil umſchlagen, indem er darin eben die Würde des Menſchen anerkennt, daß alle Weſen nur da ſind, um von ihm verſchlungen zu werden. Er ſagt: „Der König der Schöpfung, der Menſch, ſteht als Krone und Endpunkt dieſer vielgeſtalteten Gäſte. Jene Subalternen, die einer auf den andern oder auf Pflanzen angewieſen ſind, ſchauen ihn mit bewundernder Ehrfurcht an, denn nicht bloß dieſes und jenes, nicht bloß Thier oder Pflanze, nicht bloß Fiſch oder Wild, nein, faſt Alles ohne Ausnahme weiß er, ſich an allen ſeinen Untergebenen beglückend, zu verſpeiſen." (Vergl. S. 193 flgd.)

Auch fehlt es ſonſt nicht an humoriſtiſchen Geſtalten und buntfarbigen Bildern — wie die einäugigen Söhne des Vulkan, die rußigen Schmiedegeſellen und der alte, hochmüthige Bergmann — welche hier ſehr nothwendig zur Erhellung und Zerſtreuung der düſtern Innerlichkeit des Ganzen da ſind.

Was wir in dem Bau dieſer Novelle zu tadeln verſucht haben, waren vielmehr nur Andeutungen, wo wir von der Darſtellungsweiſe, die wir ſonſt in des Dichters vollendetſten Werken als Gipfel der Kunſt zu betrachten gewohnt waren, befrem-

dende Abweichungen zu finden glaubten. Einen Maßſtab an einen Künſtler zu legen, ſelbſt wenn er zu ungünſtigen Reſultaten führt, den man aus dem Studium ſeiner eignen Werke gewonnen, verunehrt denſelben nicht, am allerwenigſten in einem Gedicht, wo man ſonſt nur in allen Theilen die ſtille Größe des Meiſters zu bewundern hat. —

2.

Der fünfzehnte November.

Wie das Leben in wunderbar erregten oder krankhaften Augenblicken dem Bewußtſein zu einem Traum wird, ſo kann in der Poeſie die Novelle leicht in das Gebiet des Mährchens übergehn, und in manchen der Tieck'ſchen Dichtungen iſt dies, mehr als bei irgend einem andern Autor, wirklich der Fall, entweder nur in einzelnen Partien, welche durch ſeltſam erfundene Situationen und unerhörte Dinge überraſchen, oder in der wunderbaren, traumartigen Anlage, in Ton und Farbe des ganzen Gemäldes, welche der gewöhnlichen Wirklichkeit fremd ſind. Auch der fünfzehnte November erinnert ſo an den traumreichen Dichter des Phantaſus, doch begegnen und miſchen ſich hier die Elemente des Wirklichen und Mährchenhaften auf eine ſo pikante Weiſe, daß dieſe Novelle zu den merkwürdigſten und barokeſten Compoſitionen gehört, die je erſonnen worden. Die Figur des alten Schiffscapitains hat allerdings eine beſtimmte und natürliche Wirklichkeit, und wie abgelebt und verbraucht ſolche derbe, fluchende Seebelden und Oſtindienfahrer in der Poeſie ſcheinen könnten, ſo ließe ſich vielmehr hier ſagen, daß eine ſolche Geſtalt erſt durch dieſe Darſtellungsweiſe Tieck's zu einer eigentlich poetiſchen erhoben worden. Seine Reden und Geſpräche, beſonders das rührende mit Elsbeth, wo er ihr ſeine Liebe erklärt, die jetzige zu ihr und

die vergangene zu ihrer Mutter, — und ähnliche Verhältniſſe, in deren Mitte er belebend tritt, ſind in dieſer Novelle Lichtpunkte einer Wirklichkeit, deren ſichere Exiſtenz für den Leſer, ohne daß er ſich *träumend* glaubt, überzeugend iſt. Aber die Hauptfigur des ganzen Gemäldes, *Fritzwilhelm*, der durch ſein unbegreifliches und romanhaftes Krankheitsphänomen das Intereſſe der Novelle ausmacht, und durch ſeine Geſchichte entwickelt und abſchließt, iſt dagegen eine vollkommen mährchenhafte Erſcheinung und Erfindung. Indem ihn ſeine Krankheit durch unnatürliche Erhöhung der körperlichen Kräfte in einen Rieſen verzaubert, ſo verſetzt uns das ungeheure Werk, das er, wie im Bunde mit dienſtbaren Dämonen, vollbringt, das von ihm gezimmerte Boot und die wunderbare wirkliche Benutzung deſſelben bei der eintretenden Ueberſchwemmung, durchaus in die Sphäre des Mährchenhaften, die Novelle ſchließt auf dieſe Weiſe als ein Mährchen. Beſonders die Ueberſchwemmung ſelbſt iſt ganz traumartig ausgemalt, die ſeltſamen, abentheuerlich geformten, dunklen und hellen Bilder und Geſtalten jagen ſich wie ziehende Wolkenſchatten, ſie gruppiren ſich in der Perſpective der ſinnreich ſpielenden Phantaſie, aber nicht in dem Geſichtspunkt der Wahrſcheinlichkeit oder Möglichkeit.

Doch iſt die wunderſame Hauptfigur der Novelle, die zu den Cyklus jener phantaſtiſchen Geſtalten des Wahnſinns in den *Reiſenden* zu gehören ſcheint, am Schluß des Gedichts nicht in der Sphäre ihrer traumartigen Erſcheinung gelaſſen, es iſt verſucht, ſie pſychologiſch aufzulöſen, und in den Kreis der naturgemäßen Erſcheinungen zurückzuführen, indem der böſe Geiſt dieſer Krankheit, von Gebeten und religiöſer Kraft, die bei dem Wahnſinnigen ſchon immer durchzubrechen und ihn zu retten ſtrebt, beſchworen, weicht, doch ſcheint ein Wunder nur aufgehoben durch ein anderes Wunder, und der mährchenhafte Eindruck, den die Novelle hinterläßt, wird dadurch nicht in uns umgeſtimmt, wenn wir auch die Abſicht des Dichters empfin-

den. Religiöſes Element wohnt aber den Perſonen dieſer Dichtung mehr bei, als in den andern Novellen Tieck's; auch zeigt ſich darin mehr Sentimentalität, als wir ſonſt in den Novellen unſres Dichters zu finden gewohnt ſind, was den ſeltſamen und fremdartigen Reiz dieſer wunderbaren Dichtung nur noch erhöht. Reflectirende, geſellſchaftliche Geſpräche über Kunſt, Wiſſenſchaft und Sitte der niederländiſchen Heimath, auf deren Boden ſich die Novelle bewegt, ſollen ebenfalls dazu dienen, die Verhältniſſe in einer beſtimmten Wirklichkeit zu charakteriſiren und zu umgränzen, auch fehlt es nicht an Geſtalten des gewöhnlichen Lebens, die zum Theil mit Ironie behandelt werden, wie der Wertheriſche Windbeutel Sommer, aber wie auch dieſe Züge mit der gewohnten Sicherheit des Meiſters hingeſtellt ſind, in den meiſten andern Partien der Novelle glauben wir doch nur zu träumen, nicht zu erleben. So gleicht dieſes farben- und blüthenreiche Gedicht einem phantaſtiſchen Frühmorgen, durch deſſen magiſche Dämmerung die erſten Sonnenſtrahlen wunderſam ſpielen und fremdartige Lichter und Schatten über die noch umhüllten Landſchaften und Berge ſtreun. Die Bilder und Geſtalten des Gedichts ſind ganz neu, pikant, aber darum liegt zugleich etwas Ueberreiztes und Ueberwachtes, das uns ebenfalls den Charakter einer Frühgegend, die im Kampf mit der Dämmerung noch gleichſam mit den drückenden Nebeln der Morgenträume zu ringen, und ſie von ſich abſtreifen zu wollen ſcheint, eigenthümlich zu ſein dünkt. Es iſt Poeſie in dieſer Novelle, ihre Flügel blinken in den Perlen des Morgenthaus, im Schimmer des Reifs, der ſie noch bedeckt, aber ſie entfalten ſich noch nicht in der ſonnenhellen Klarheit des vollendeten Tages. —

3.

Die Reisenden.

Die Narrheit, welche wir in unsrer jetzigen Literatur als Tendenz so vieler poetischen Bestrebungen wahrnehmen können, ist in dieser bunten, vielfarbigen Novelle Tieck's auf ganz bewußte Weise zur Absicht eines Kunstwerkes erhoben worden.

Die Narrheit ist in gewisser Hinsicht eine allgemein menschliche Idee. Ihr seid zwar ganz gehörige und ganz vollkommene Narren, ihr Narren ex professo, ihr Gäste des Irrenhauses, erstlich du, lesender Nichtleser! dann du, Pygmäenbekämpfer Kranich! dann du, kupferfarbener Sokrates! und ihr, Gallimathiaspoeten, sowohl der Blasse als auch der Gedunsene, und ihr, wie ihr noch alle heißen und sein mögt, die euch Ludwig Tieck in seiner Novelle: „die Reisenden" als Irren des Irrenhauses gezeichnet hat — ja ihr seid alle sammt und sonders perfekte Narren! Denn welcher Teufel hat euch geplagt, das ganze übrige Leben zu vergessen, und nur die liebe Narrheit als einzigen Gewerbszweig zu kultiviren? Oder seid ihr mit Absicht auf Vortheil zu Werke gegangen? Glaubt ihr des Lebens Sturm und Wogenschlag weniger zu hören und zu empfinden, wenn ihr die Schlafmütze der Narrheit über die Ohren zieht? Es hat wohl vordem so schwermüthige Leute gegeben (und ihr könnt darüber ein Kapitel in Werthers Leiden nachsehn) die eures Gleichen für ausnehmend glücklich priesen, eben wegen dieser Manie, eben wegen dieser engen, schwülen Pelzschnürstiefel, die euer Verstand anhat, weil der Schmerz da nicht hindurchdringe, weil ein Bild euch beselige.

Lieben Leute, ihr habt doch närrisch gehandelt, Narren zu werden! Ich will es euch zugeben, daß jeder Mensch Anlage zur Narrheit hat; einige haben Talent, andre Genie dazu, Neigung fehlt keinem. Aber wer heißt euch denn, diese Gabe so

in euch auszubilden, daß ihr euch bis über den Kopf darin vertieft? Ihr Dummköpfe, nun kommt euch kein Frühling wieder, und kein friſcher, freier Aether webet in eure Bruſt! Iſt es nicht viel beſſer „in vernünftiger Societät ein Wort mitzuſprechen, eine Pfeife zu rauchen, und etwa zu hören, was es in der politiſchen Welt Neues giebt?“ Aber ihr könnt euch dennoch tröſten, ihr könnt euch tröſten, den ihr ſeid intereſſante Narren! Es iſt euch gelungen, in der Narrheit auf einen gewiſſen grünen Zweig zu kommen, denn ihr ſammelt ſtill und unerſchlafft im kleinſten Punkte die höchſte Kraft, eben weil ihr närriſche Narren ſeid, und mit allem andern euch nicht befaßt. Betrachtet dagegen die Narren in der Vernünftigkeit, die es unbewußt ſind und bewußt nicht ſein wollen, z. B. einen Baron Weiſſenberg, einen Paſtor Kilian, und welche andern noch auſſerdem unſer geliebter Tieck in gegenwärtiger Novelle gezeichnet hat, betrachtet ſie und ihr werdet mit mir frohlocken, daß ihr gegen dieſe faden, ſeichten Naturen höchſt liebliche Kreaturen ſeid!

Aber, lieben Leute, daß ihr anſteckt, hat uns ſchon das intereſſante Beiſpiel des trivialen Directors hinlänglich gezeigt. Darum Adjeu, lebet wohl, packt euch fort, ſcheert euch zum Teufel, oder dieſe Recenſion über euch paßt durchaus nicht in einen vernünftigen Aufſatz, zur Beurtheilung Tieck'ſcher Novellen!

Aber dich muß ich noch begrüßen, du zarte Nachtviole, trümmeriſches Cypreſſenbild, lieblicher Raimund. Als der Sturm durch deine Locken fuhr, und ein finſtres Wetter deine Knabenſtirn betäubte, ſchloß ſich dein ſanftes Auge zum leiſen Traum, und es war dir, als ſei das Leben für dich zu lang und gebe dir zu viele Jahre. Doch als du vom Schlummern aufwachteſt, lag das liebe ſchöne Leben wieder ſchön vor dir, in der Pracht ſeines Lenzes und im Schmuck der Liebe!

IX.

Die Fischertochter.

Ein dramatisches Gedicht von Oehlenschläger *).

Die Mährchen des Morgenlandes haben schon früh Oehlenschlägers Phantasie gereizt, und ihr glückliche Stoffe poetischer Behandlung dargeboten, und ihnen sich jetzt wieder nähernd, scheint er sich zugleich in die alte glückliche Zeit des jugendfrischen Dichters zurückversetzt, obwohl er selbst seitdem ein Andrer geworden, wie der Vorgruß an Ludwig Tieck andeutet.

Zu meinen Kindermährchen kehr ich wieder,
Doch kann der Mensch nicht aus sich selbst heraus;
Noch schwingt die Phantasie leicht ihr Gefieder,
Doch hat der Dichter Kinder, Weib und Haus.
Nicht mehr Aladin er die Lampe scheuert.
Ein Fischer, harrt er an dem Strande dreist.
Hat sich das hübsche Wunder doch erneuert?
Zog er in seinem Netz herauf den Geist?
Und blühen wieder ihm des Orients Freuden?
Das mag der liebe Leser selbst entscheiden.

In der dramatischen Mährchenform scheint Oehlenschläger vor den Meister dieser Gattung, Tieck, den er auch darin als seinen Vorgänger gefolgt ist, doch den Vorzug einer größern Regelmäßigkeit der Darstellung vorauszuhaben, die in Tieck's Mährchen, welche dagegen freilich unleugbar auf einer geistreichern und originellern Auffassung beruhen, meistentheils schon deshalb nicht in dieser Abgerundetheit heraustreten konnte, weil dieselben so oft nur ein neckendes Zauberprisma sind, das, humoristischen

*) In seinen „Morgenländischen Dichtungen." (Leipzig, 1831). Im Dänischen hatte jedoch der Dichter das Drama schon früher geschrieben.

und satyrischen Zwecken dienend, die Tollheiten der wirklichen Welt mit den phantastischen Farben des Mährchens malt und in abenteuerlichen Gruppen über den wildromantischen Grund hintaumeln läßt. Oehlenschläger geht zwar auch im „Aladdin" mitunter satyrischen Nebenzwecken und humoristischen Hinblicken auf die Wirklichkeit nach, aber der Eindruck des eigentlich Mährchenhaften und Phantastischen bleibt ihm doch das Hauptthema, das er in fleißiger Ausführlichkeit der Form regelrecht durchzuarbeiten sucht. Hinsichts der Symmetrie der Darstellung, der dramatischen Eintheilung und Scenerie steht auch die „Fischertochter" in schöner Vollendung da, es müßte denn sein, daß die eben gerühmte Tugend der Ausführlichkeit des Bildens hier, wenigstens in der zweiten Abtheilung des Ganzen, einiger zu starken Dehnungen sich schuldig gemacht hat, was bei einem Mährchen bald gefährlich werden kann, wo durch eine zu ausgemalte Farbengebung der Duft des Wunderbaren leicht zerfließt und man über dem zu lange hingezogenen Bilderspiel des magischen Spiegels eher vom Mährchentraum aufwacht als in demselben erhalten wird. Einige zu weitläufige Einzelpartien sind jedoch dem Gesammteindruck des Gedichts zum Glück noch nicht nachtheilig gewesen, sondern es bewährt vielmehr unter seinen guten Eigenschaften auch die, daß sich das Interesse in einer fortwährenden Steigerung an dem bunten Zauberfaden der Ereignisse hinzieht. In der „Fischertochter" ist es nun vollends auf eine rein mährchenhafte Stimmung ohne alle seitwärts liegende Nebenzwecke, auf ein ungestörtes, in sich selbst befriedigtes Ergehen der Phantasie in dem luftigleichten und alle Erdenschwere besiegenden Reiche des Wunderbaren abgesehen; satyrische und polemische Anflüge machen sich fast nur in der sehr vereinzelt in die Verhältnisse eintretenden Gestalt des der nüchternen Wirklichkeit angehörenden „Europäers" bemerklich, obwol sonst auch ein erfreulicher Humor im Mährchen hindurchspielt, der aber meistentheils mehr aus einer naiven und treuherzigen Ein-

falt, welche Oehlenſchläger's Ausdrucks- und Anſchauungsweiſe charakteriſirt, als aus blitzender und ſprudelnder Laune hervorgeht. So geben mitunter ſelbſt hier und da noch vorkommende kleine Ungelenkigkeiten des deutſchen Idioms, in dem der Dichter ſonſt eine ſo anerkennenswerthe Meiſterſchaft beſitzt, zu ſchalkhaften und humoriſtiſchen Wendungen Anlaß, die an ſolchen Stellen gewiß nicht immer beabſichtigte Effecte ſein mögen, und da wir hier einmal das Capitel von der Grammatik berührt haben, ſo möge ſich dazu noch die Bemerkung geſellen, daß ſich der Verfaſſer bei unregelmäßigen Zeitwörtern oft des falſchen oder provinziellen Imperativs, wie z. B. „trete" für: tritt u. dgl., zu bedienen pflegt, was, zumal in einem Gedichte, nicht immer angenehm klingen mag.

Doch wir haben vielleicht Unrecht, daß wir in unſerer beurtheilenden Einleitung zu einem ſo trefflichen Gedichte precairen grammatiſchen Einzelheiten Raum vergönnten. Wir folgen jetzt zuvörderſt dem erſten Aufzug der erſten Abtheilung, der uns an die Ufer des rothen Meers in das ärmliche Stillleben einer Fiſcherhütte verſetzt und ſtatt des gehofften Friedens der Abgeſchiedenheit nur Mangel und Unglück erblicken läßt. Sandib, ein armer Fiſcher, verkauft im Rauſche ſeine Tochter Amine an einen Sklavenhändler, welcher die Vaterliebe des Alten durch Wein zu überliſten vermocht hatte, aber nachdem er von der Trunkenheit wieder erwacht und ſein Liebſtes aus der Hütte wirklich verſchwunden ſieht, iſt auch das für die ſchöne Tochter eingelöſte Gold nicht im Stande, ihm den früher erſehnten glücklichern Zuſtand zu gewähren, und er ſchleudert den unſeligen Schatz ins Meer, ſodaß die Lebensnoth nun in einer troſtloſern Geſtalt als je vor ihm ſteht, da ihm jetzt auch die mildernde Gefährtin derſelben fehlt. Aber eine gutmüthige Meerfei wird von dem Unglück der Strandbewohner gerührt, und heimlich aus ihren Fluten heraufſteigend, beklagt ſie in einem ſanften Liede, daß in der ſo traulich gelegenen Uferhütte keine Freude

weint, und sie läßt fortan den kleinen Knaben des Fischers immer zu einer bestimmten Frist unter den Muscheln des Meeres, die er sich zum Spielwerk sucht, ein Goldstück finden. So schließt der erste Act, der mannichfach tiefere Töne des Gemüths anschlägt und auch hinsichts der gedrängten dramatischen Entwickelung zu den gelungensten Partien des ganzen Gedichts gehört. Im Erscheinen der Meerfei offenbart sich darin zugleich das erste Auftauchen der Zauberelemente, welche jetzt noch im Hintergrunde des Gedichts wie eine ahnungsreiche Welt zu schlummern scheinen, und die hier zuvörderst als milde und wohlthuende Kräfte gegen das Menschliche sich geltendmachen. Mit dem menschlichen Elend läßt der Dichter sein Mährchen beginnen, um so vom Standpunkte der härtesten Wirklichkeit uns allmälig eine Aussicht in das harmonischere Reich des Wunderbaren zu eröffnen, in welchem nicht nur selbst das Unmögliche möglich werden kann, sondern in dem auch das größte Leid nur wie ein banger, aber doch musikalisch vorüberschwebender Traum erscheint und das Bewußtsein sich vergönnen darf, mit Bildern der anmuthigsten Lebensabenteuer, deren Glück oder Unglück zuletzt auf gleiche Weise im Zauberdufte des Mährchens sich auflöst, kindlich und doch sinnig zu spielen. Dies aber charakterisirt das Oehlenschläger'sche Mährchendrama ferner, daß, während zum menschlichen Unglück sich das Zauberelement als hülfreiche und lindernde Fee gesellt, dasselbe hingegen da, wo die Verhältnisse der Mährchenpersonen der schönsten und reichsten Gunst des Glückes sich erfreuen, als die böse Feenkraft hinzutritt, um den menschlichen Genuß zu stören und in Verderben umzuwandeln, und in dieser interessanten Doppelbeziehung des Menschlichen zu dem Magischen bewegt sich auf- und absteigend die ganze Anlage der „Fischertochter," bis endlich die ausharrende Kraft des treuen menschlichen Gemüths den bösen Zauber überwunden hat und die guten Mächte dauernd an sein nunmehr gesichertes Lebensglück fesselt. Indem wir so den Stoff des Gedichts dem All-

gemeinen nach umschreiben, wollen wir jedoch damit keineswegs eine psychologische Deutung des Mährchens gegeben haben, vor welcher wir vielmehr immer warnen möchten, da durch eine solche Auffassung nur eine rationalistische Entzauberung mit der Mährchendichtung, an der Alles Traum sein soll, vorgenommen wird. Das Mährchen behandelt und erschafft, eben weil es Mährchen ist, selbst solche Gemüthszustände, die an sich gar keiner psychologischen Erklärung fähig sind, sondern über diese ganz hinausliegen; wie z. B. die Bezauberung und Beherung, wo sie das Bewußtsein trifft und die Seele des Bezauberten in eine andere, seinem Charakter sonst durchaus nicht eigenthümliche umgewandelt zu haben scheint, was in allen Mährchen als eines der beliebtesten und wirkungsreichsten Motive vorzukommen pflegt. So verliert in den lieblichen indischen Drama „Sakontala" der Kaiser durch einen seine Sinne bannenden Zauberspruch plötzlich alle Erinnerung an die Geliebte, so daß ihm ihr Bild, ohne das er sonst keinem Augenblick leben zu können geglaubt hat, völlig aus dem Gedächtniß entschwunden ist und er die vor ihm Stehende nicht mehr kennt, bis endlich durch den entscheidenden Ring der Zauber von seiner Seele weicht. Eine psychologisch versuchte Deutung würde hier zu nüchternen und unpoetischen Anschauungen führen, denn das Mährchen ist und soll keine Allegorie sein, sondern im Phantasiespiel wunderbarer und übernatürlicher Zustände.

Auf ähnliche Weise, wie in der „Sakontala" der Kaiser, aber nur im umgekehrten Verhältniß, verliert auch im Oehlenschläger'schen Mährchendrama die Fischertochter Amine im Verfolg ihrer seltsam wechselnden Lebensschicksale und gerade auf der glänzendsten Höhe des Glücks plötzlich das Bewußtsein ihres fürstlichen Geliebten und Gatten, indem sie, vom Zauber der bösen Fee umfangen, nur den Fremden in ihm wähnt, der sich trügerisch der Gestalt ihres eigentlichen Freundes angemaßt hat, und ihr anmuthiges sanftes Wesen verwandelt sich dergestalt,

daß ſie fortan als Furie und Geißel ihrer Liebe und ihrer nächſten Umgebungen, wiewol mit einem bleibenden Anflug wehmüthiger Lichtblicke, durch das Gedicht hinſchreitet und durch dieſen ihren Zuſtand die Kataſtrophe des Stücks bedingt. Dieſer Zauberwahnſinn iſt nicht als ein ſchweres Traumbild, das, auf dem leichten Grunde des Mährchens eingezeichnet, hier in ſeinen ſchwarzen Farben ſich lichtet und ſeine Schrecken mehr wie eine ſchauerlich-romantiſche Waldpartie an dem Zuſchauer vorübergehen läßt; es iſt kein pſychologiſches Element darin, ſonſt würde er ſogleich aufhören der Gegenſtand eines Mährchens zu ſein, und wenn man vielleicht von einer andern Seite pſychologiſche Bemerkungen daran anknüpfen wollte, ſo könnte es hier etwa von dieſer geſchehen, daß eine ſolche Geſtalt des Wahnſinns, die ganz unfrei und ihr ſelbſt unähnlich zu handeln gezwungen ſcheint, dem Zuſtande des Menſchen im Traume gleicht, welcher ihn oft in Verhältniſſen und Geſinnungen ſich bewegen läßt, die ſeinem wirklichen Charakter völlig fremd und entgegengeſetzt ſind. Indem der Traum in ſeinen Bildern nicht ſelten das an der geheimſten Stelle der Seele verborgene böſe Princip hervorlockt und als thätig ſetzt, fühlt ſich der Träumende von grauſamen Gedanken überraſcht und zu finſtern Handlungen gereizt, die er im wachen Zuſtande weder zu vollbringen noch als möglich in ſich zu ahnen vermag, die aber der Traum, im düſtern Urgrunde des Seelenlebens wühlend, ihm dennoch als in aller menſchlichen Natur dem Keime nach vorhanden aufzeigt. Dieſe pſychologiſche Lehre und Warnung, welche der animaliſche Traum dem Menſchen gibt, ſchließt auch der Traum als Dichtung, das Mährchen, auf gleiche Weiſe in ſich, und ſo deuten uns oft die lieblichſten und tändelndſten Mährchen und Volksſagen in ihrer ganz naiven Art die urſprüngliche Verworrenheit und Wildheit der menſchlichen Seele an. Dieſe Bedeutung ruht auch, in dem oben bezeichneten Verhältniß, im Hintergrunde des Oehlenſchläger'ſchen Mährchens von der „Fiſchertochter."

Im zweiten Aufzug des Gedichts tritt bereits das böse Zauberelement in Gestalt der verführerischen Fee Floristane hervor. Agib, ein kräftiger Fürstenjüngling voll der edelsten Gesinnung, wird, im Walde verirrt, von der Liebe der Fee verfolgt und trägt zwar in diesen Anfechtungen den Sieg davon, aber nicht ohne die Rache der wollüstigen Zauberin gegen sich zu kehren, die nachher ihm und seiner Liebe so verderblich wird. Sein Abenteuer mit dem überlisteten Satyrgreis ist eine ergötzliche Waldburleske, in guter Laune erfunden und ausgemalt. Im dritten Aufzug folgen wir den weitern Schicksalen der verkauften Fischertochter im Palaste des Sultans, wo ihre frische Anmuth, in ansprechenden Zügen geschildert, dem jungen Agib echte Liebe erregt, und nachdem er als verkleideter Gärtner eine artige Idylle mit ihr durchgespielt, erscheint sie, zur Fürstin erhoben, an seiner Seite, aber dem Glücke der Liebenden droht die lauernde Misgunst der tückischen Zaubermächte. Der vierte Aufzug führt uns zuvörderst in die unterirdische Werkstatt derselben, wo Flostistane im Kreise ihrer Geister beschäftigt ist, den Zaubertrank zu brauen, um Aminen dadurch das Bewußtsein ihres Geliebten zu nehmen. Verwandte Scenen dieser Art sind seit der Hexenküche im „Macbeth" oft geschildert worden, und die gegenwärtige bleibt hinsichts der sinnigen Erfindung neuer Zuthaten zu dem Hexenbrei keineswegs zurück, wie ein Pröbchen daraus beweisen wird:

Floristane.

Geister meiner Zaubermacht,
Sagt, was habt ihr jetzt vollbracht,
Um den Liebestrank zu brauen?
Schnell — was bringet ihr? Laßt schauen!

Erster Geist.

Es saßen zwei Tauben im Waldeszelt
Und schnäbelten sich und girrten;
Sie kehrten sich nicht um die ganze Welt,
Ob Schwerter im Felde klirrten.

Ob Blumen blühten, ob Sonne schien;
Er dachte nur Sie, sie dachte nur Ihn.
Sie waren so zärtlich, so dumm dabei,
Das Herz voll Blut und das Hirn voll Brei;
Da würgt' ich schnell das verliebte Paar,
Ihr Blut wird wirken im Trank, fürwahr!

Floristane.

Taubenblut
Immer gut!
Giebst ihr bald zum Fliegen Muth,
Lindes, leichtes Vogelblut!

Zweiter Geist.

Doch Taubenblut wäre gar zu heiß,
Dann brennen zu stark ihr die Wangen;
Hier bring' ich Dir etwas Lebensschweiß
Und weiße Früchte der Schlangen.
Weißlich sind sie, und kalt dabei;
Auch bring' ich Dir ein Krokodillenei;
Der Liebe gleichen die Eier:
Erst klein, und dann ungeheuer! u. s. w.

Der Zauber hat seine Wirkung auf die Fischertochter gethan. Die Scene mit dem wahnsinnigen Mohren, in dem sie fortan ihren wahren Geliebten zu sehen wähnt und dessen lakonische Predigten in der Waldmoschee sie unausgesetzt besucht, hat einen Anflug von tragischem Humor, aus dem aber der mährchenhaften Grundlage wegen leicht die helle Lustigkeit hervorbricht. Der fünfte Akt ist der weitern Abrundung der bisher entwickelten Verhältnisse gewidmet. Das Zauberexperiment, welches der enthauptete Arzt Duban durch Wiederaufsetzung seines Kopfes zum Besten gibt, ist ein unterhaltendes und sehr plastisch dargestelltes Passetems aus dem Reiche der übernatürlichen Magie. In der zweiten Abtheilung des Gedichts, welche nicht minder reich an trefflichen Partien als die erste ist, erreichen die Zauberwirkungen der bösen Mächte, welche das menschliche Glück zerstört haben, ihren Gipfel und zugleich ihre versöhnende Auf-

löſung durch das Erſcheinen des biedern Geiſtes Amgiad, des Gatten der verderblichen Fee Floriſtane, der von dem König der Geiſter in einen engen Schrein gebannt und in den Meeresabgrund verwieſen geweſen, aus dem er in einer originell geſchilderten Scene des zweiten Akts von dem Fiſcher Sandib wieder herausgefiſcht wird. Die Löſung der trüben Verworrenheit, welche das ganze Leben der Dichtung ergriffen hat, [illegible] anmuthig und echt mährchenhaft durch Vermittelung des kleinen Fiſcherknaben Lolo, dem die Geiſter dieſe Macht gegeben und deſſen ſich Amgiad bedient, um die tückiſche Floriſtane nun in denſelben Schrein zu locken, in welchem er drei Jahrhunderte lang in der Meerestiefe geſchmachtet hatte, und ſo werden durch das naive Spiel eines Kindes die finſtern Träume wieder verſcheucht und die getrübt geweſenen Augen Aller dem hereinbrechenden Sonnenſtrahl eines neuen Lebensglückes geöffnet. Eine in der erſten Abtheilung des Gedichts noch nicht vorgekommene Figur iſt in der zweiten die des Europäers, der mit ſeinem Secretair auf Beobachtungen und Forſchungen im Orient ausreiſt und mit treffender Laune hingeſtellt iſt. Beſonders ergötzlich iſt die Seite an ihm herausgekehrt, daß, während ihm gerade alles Unbedeutende im Orient bedeutend erſcheint und er einen Stein, der am Ufer des rothen Meeres gelegen, als einen ſolchen kauft, mit welchem Pharao den Moſes in die Nackengrube geſchlagen, er hingegen da, wo ihm das wirklich Wunderbare des Morgenlandes und die Feenzauber der Mährchenwelt begegnen, das Bedeutende und Unbegreifliche eben nur als etwas ganz Gewöhnliches anſieht, „mehr zur Mechanik als Aeſthetik gehörend.“ Um unter den einzelnen Partien noch eine zu erwähnen, ſo wird das Geſpräch der Fee mit den verzauberten Fiſchen durch ſeinen ſchalkhaften Scherz Niemand unergötzt laſſen, und ſo ſcheiden wir denn mit aller Zufriedenheit und Theilnahme von der liebenswürdigen „Fiſchertochter.“

Man wird in Oehlenſchläger's „Morgenländiſchen Dich-

tungen," obwol sie dies in einem gewissen Sinne wirklich sind, doch keine Genauigkeit und Gelehrsamkeit in der orientalischen Localität und Sitte finden noch suchen dürfen. Er ist, wie auch schon im „Aladdin", ein west-östlicher Orientalist, und hat sich nur in den allgemeinen Märchengeist des Morgenlandes in sinniger Anschauung versenkt, den er mit verwandter Phantasie in seinen Dichtungen wiederzuspiegeln vermag, ohne dabei zu sorgsam zu sein, wenn sich in das behagliche Leben seiner Bilder auch die gewohnte europäische Ansichtsweise und Sitte miteinflicht.

X.

Wilhelm Meiſter's Wanderjahre oder die Entſagenden.

(Göthe's Werke, vollſtändige Ausgabe letzter Hand, 21., 22. u. 23. Band. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1829.)

Die Aufmerkſamkeit, welche die neuveranſtaltete Ausgabe der Göthe'ſchen Werke ſchon durch ihre Ankündigung im Publikum zu erregen wußte, richtete ſich beſonders auf das darin verſprochene Neue oder neu vom Dichter Bearbeitete, und unter dieſem gehörte, müſſen wir geſtehen, die verheißene Vollendung oder möglichſte Löſung der „Wanderjahre" Wilh. Meiſter's zu unſern liebſten Erwartungen, in denen wir freilich eben deshalb, weil wir mehr hofften als wir geſollt hätten, um ſo mehr getäuſcht wurden. Der geneigte Leſer verſtehe uns aber nicht ſo, als wollten wir unſere Kritik jetzt gleich mit einem Vorwurf für den großen Dichter anfangen, und es fragt ſich auch überhaupt noch, ob wir hier eine Kritik zu liefern beabſichtigen, hier, wo unſer Tadel mit der Ehrfurcht, unſere Misbilligung mit der Dankbarkeit, unſere Kritik mit der Liebe, die uns von Jugend auf für den glorreichſten Helden deutſcher Literatur eingepflanzt iſt, in den wunderlichſten Conflict kommen würde. Nun meine der geneigte Leſer aber auch nicht, daß wir zu jenen Trabanten gehören, welche das erhabene Dichtergeſtirn Göthe's noch immer mit ihrem unbedingten Enthuſiasmus umſchwärmen und kein anderes Licht in der Literatur zu kennen ſcheinen als das dieſes Planeten, in deſſen Sphäre ſie durch ihre eigne unſelbſtändige Natur gebannt ſind, denn die Zeit der unbedingten

Bewunderung und Anbetung iſt für Göthe's Werke gewiß vorüber. Wir möchten weder zu den Enthuſiaſten im Anpreiſen noch zu den Frechen im Abſprechen gehören, und wenn oben von getäuſchten Erwartungen die Rede war, ſo ſind eigentlich weder wir daran Schuld noch Göthe ſelbſt, ſondern die Mutter der Muſen, die bewegungs- und veränderungsvolle Zeit, die Menſchen und Bücher nicht nur geſchaffen, ſondern auch über ſie richtet, hat Alles zu verantworten und verantwortet es. Göthe's Werke haben bereits ihre Zeit gehabt, wir dürfen es uns nicht leugnen, und gerade unſere Generation, die dritte in ſeinem vielbeglückten und vielbeglückenden Leben, bei der der Auserwählte nach ſeinem bekannten Geſtändniß Entſchädigung für früher erlittene Unbill ſeiner Zeitgenoſſen gefunden, gerade wir ſtehen ſchon wieder auf einem andern Standpunkt und wiſſen uns ſo entſchieden als einer andern Zeit angehörig, daß uns die Göthe'ſche Poeſie in manchem Betracht als eine vergangene, in manchen Intereſſen als eine veraltete gelten muß, der wir zwar einen unſchätzbaren Theil unſerer Bildung verdanken, die aber die Intereſſen unſerer Zeit nicht mehr befriedigt und ausfüllt, wenigſtens nicht mehr beherrſcht. Wir gehören, mögen wir producirend oder nichtproducirend ſein, einer neuen Dichterſchule an und haben uns jetzt vor manchem Element der Göthe'ſchen Poeſie, als vor einem gefährlichen, in der That zu hüten.

Wir ſprechen dies mit einer gewiſſen Scheu aus, denn die Beſorgniß, zu den böſen Geiſtern in der Literatur gerechnet zu werden, welche ihre Freude daran haben, die Lorbeerkränze großer Männer zu zerpflücken, iſt allerdings ſehr ſchreckhaft. Möchten aber die Enthuſiaſtiſchen bedenken, wenn ihnen Gedanken nicht zu fern ſtehen, daß es nicht nur eine literariſche Undankbarkeit gegen die Vergangenheit gibt, ſondern auch eine gegen die Gegenwart, welche hier darin beſtehen würde, wenn wir auf Göthe'ſche Poeſie noch immer als auf das einzige Evangelium verweiſen und die Productionskraft unſerer Zeit in dem Kreis

Göthe'ſcher Ideen, welche doch zum Theil nur die Entwickelungsperiode des deutſchen Geiſtes bezeichnet, feſthalten wollten.

Aber wir wollten etwas über „Wilhelm Meiſter's Wanderjahre" ſagen und ſind unverſehens auf die Grenzen der literariſchen Wirkſamkeit zu ſprechen gekommen. Gedanken über die Vergänglichkeit und Bedingtheit der menſchlichen Kraft konnten ſich auch allerdings bei dieſem Buche ſehr naturgemäß aufdrängen, und wenn der lebensweiſe Dichter darin die Entſagungstheorie als den eigentlichen Mittelpunkt des Ganzen hinſtellt, ſo hat er Urſache, an ſich ſelbſt, wie viel ihm auch zu Theil geworden, den groſsartigſten Akt der Entſagung auszuüben, indem es ſich auch bei ſeiner mit der ſeltenſten Gunſt des Lebens beglückten Erſcheinung unabweislich geltend macht, daß der Einfluß des Einzelnen nicht bedeutend über ſeine Zeit hinaus reicht und ſich irgendwie Jeder, auch der Auserwählteſte, in ſeiner Wirkſamkeit überlebt. Damit iſt nicht geleugnet, daß nicht in Göthe's Poeſie Vieles ewig dauern werde. Die Tragödien des Sophokles haben auch eine ewige Dauer, ſie erheben und bilden uns noch in ihrer Weiſe, und zweitauſend Jahre ſind eine hübſche Zeit für ſie; aber ſie haben doch aus dem friſchen und lebendigen Leben abſcheiden müſſen; der eigentliche Zeitpunkt, in dem ſie lebten, war ihre Zeit, ihr erhabener Kothurngang iſt verhallt und ſie werden kein Volk mehr von der Bühne herab begeiſtern. Groſse Literaturwerke, die einer abgeſchiedenen Vergangenheit angehören, kommen mir vor wie wunderbare Mumien, denen durch einen Zauber die Seele erhalten iſt, aber die Zauberin, die Zeit, hält ſie in ihren Gräbern feſtgebannt, welchen Anſpruch auf Leben ſie auch noch zu machen hätten, und ſie müſſen die ewige Nacht der Pyramiden als ſchöne, wehmuthsvolle Bilder, die an den früher genoſſenen Tag erinnern, zieren.

Möge aber Jeder ſeinen Göthe für ſo unſterblich halten als er will, möge man ſich ſelbſt dem Wahn hingeben, daß

Göthe auch unsere Zeit noch beherrsche oder unsere Zeit ohne ihn nicht fertig werden und weiter kommen könne, wir wollen Niemandem seinen Glauben, wenn er ihn selig macht, verkümmern. Jedoch das Eine möchten wir festhalten, daß wir den Irrthum, der besonders in Deutschland so gefährlich gewesen, nunmehr als einen vergangenen erkennen, nämlich den Irrthum des productiven Individuums, an sich und sein Schaffen, wie an seine Persönlichkeit eine ganze Welt geknüpft zu sehen und sich durch sein einzelnes Talent zu einer geistigen Universalherrschaft über die Zeit berufen zu achten. Daher das titanenmäßige, revolutionnaire Ringen der Geister in der vergangenen Literaturperiode; daher die viele Verzweiflung unglücklicher Genies und der häufige Wahnsinn in Deutschland; daher die poetische Himmelstürmerei und der geistige Hochmuth gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Diese Literaturperiode liegt hinter uns. Sie glich einer gewaltsam bewegten Aristokratie, an deren Stelle in der heutigen Tagesliteratur, wo weniger einzelne Kräfte riesenhaft hervorstreben und ein gleichmäßig vertheiltes, heiteres Schaffen zu einem allgemeinen, glücklichen und harmonischen Bildungszustand der Menschheit hinarbeitet, eine mehr republikanische Literaturverfassung getreten ist.

Indem wir uns so das Verhältniß der alten und neuen Zeit unserer Literatur einigermaßen überdacht haben, können wir, wie es scheint, mit größerer Klarheit die Betrachtung eines Werkes unternehmen, das den Dichter aus der alten Zeit herüber bis in seine spätesten Lebensjahre begleitet hat, und an das er nunmehr die letzte Hand gelegt, um es in der Reihe seiner übrigen Schöpfungen ebenfalls aufzustellen. Dem Anschein nach bietet uns der Dichter die „Wanderjahre", als Fortsetzung seines frühern großen Romans, jetzt gleichfalls als ein vollendetes und ausgearbeitetes Werk, und inwieweit wir dies als seine Absicht annehmen dürfen oder nicht, ist für die Kritik — wenn die Kritik eine gründliche und ehrliche Wissen-

ſchaft iſt — ſehr weſentlich und entſcheidend. Bemerkt hat es Göthe nirgends, daß er hier wieder nur unausgearbeitete Fragmente des Romans zuſammengeſtellt habe; er hat die Darſtellung nirgends als ein Bruchſtück bezeichnet, und ſo ſind wir zunächſt darauf gewieſen, das in 3 Büchern, nebſt einigen Anhängen, mitgetheilte Werk getroſt als ein Ganzes aufzufaſſen. Dagegen ſträubt ſich jedoch unſer kritiſches Gewiſſen, denn wenn wir von dieſer Vorausſetzung ausgehen, ſtellen wir dadurch den Dichter ſogleich in einen großen Nachtheil gegen die Kritik, welche dann das als Mangel der Darſtellung, als Ermattung des Talents, als Glanzloſigkeit der Farbengebung würde zu tadeln haben, was doch bei dieſem Roman in der That nur Folge ſeiner noch nicht vollendeten Geburt, ſeines im Embryo verbliebenen Daſeins iſt und ſein kann. Wir müſſen ehrlich ſein, und, um dem Dichter nicht unrecht zu thun, die „Wanderjahre, ſogleich, auch in ihrer jetzigen Geſtalt noch für ein unausgearbeitetes Fragment, das nur in einzelnen Partien mehr oder weniger ausgebildet und vollendet erſcheint, erklären. Es iſt zuſammengetragenes Material, mitunter treffliches Bauholz zu einem didaktiſchen Roman, welcher die in „Wilh. Meiſter's Lehrjahren" begonnene Bildungsgeſchichte eines ſtrebenden Individuums auf eigenthümlichen Stufen weiter fortzuführen beſtimmt war. Das aufgeſpeicherte Material möglichſt zu ordnen, ſcheint das Hauptgeſchäft des Dichters bei der nochmaligen Zuſammenſtellung geweſen zu ſein, und er nennt ſich daher im Verfolg des Romans ſelbſt ganz paſſend den Redacteur des Werkes; denn nur als ſolcher, nicht als ſchaffender und weiterbildender Dichter, hat er die letzte Hand an die „Wanderjahre" gelegt. Der Styl iſt daher auch meiſt nur der Styl eines Compilators, und nach der ſchönen Proſa der „Lehrjahre" ſehnen wir uns hier vergeblich.

Wenn wir das Werk ſo auffaſſen, hätte die Kritik kaum noch weiter etwas zu thun, und das dargebotene Romanfragment bliebe den Freunden Göthe'ſcher Poeſie zur ſtillen Beſchauung

und zur Befriedigung ihrer Theilnahme auch an den noch unausgeführten Planen des Dichters lediglich überlassen. Damit wäre uns am liebsten gedient, wenn nicht vor einiger Zeit in einer langen Kritik der „Wanderjahre" wirklich auf das umständlichste davon die Rede gewesen wäre, daß wir an diesem Roman ein vollendetes, überaus tiefsinniges und in jeder Hinsicht bedeutendes Kunstwerk besäßen. Da diese Meinung in einer angesehenen Zeitschrift laut geworden, welche sich κατ' ἐξοχήν verbindlich macht, nur wissenschaftliche Kritiken zu liefern, so stellt sich dadurch die Sache jetzt anders, und wir müssen nun auch von unserer Seite mit einer näher eingehenden Kritik die „Wanderjahre" Wilh. Meister's betrachten, weil es in unserer Zeit wichtig zu sein scheint, was wir für ein vollendetes Kunstwerk anzusehen haben oder nicht. Denn wenn der Götzendienst, der mit Autoritäten getrieben wird, uns noch immer verhindern soll, auch an großen Beispielen die mangelhafte Kunstbildung, wo sie sich zeigt, zu unserer eigenen Belehrung und zur Förderung der Kunst selbst aufzuweisen, so steht es schlecht mit einer wahrhaft wissenschaftlichen Kritik, und wenn die Verblendung gar so weit geht, daß man auch die irdischen Schwächen mancher Heroen als Göttlichkeiten ausdeutet und zu Kunstwerken stempelt, so steht es schlecht mit der Kunstwahrheit und objectiven Geltung der Kunstgesetze. — —

Wer erinnert sich nicht noch mit einem gewissen süßen Behagen der Zeit, wo er mit aller Empfänglichkeit der frühesten Jugend zuerst „Wilh. Meister's Lehrjahre" las? Ich weiß noch, wie mich der junge Kaufmannssohn, ungeachtet aller bürgerlichen Philisterhaftigkeit, die ihm lange anklebt, doch nach und nach nicht übel für sich einzunehmen mußte, so unendlich langweilig er mir auch im Anfang vorkam. In seiner heimlichen Liebschaft mit Marianen liegt eine einfache Romantik, die aus der Schwülstigkeit verbuhlter Romanenliebe, wie sie in den Romanen damaliger Zeit an der Ordnung war, recht zierlich her-

ausgearbeitet ist. Der Dichter weiß Alles so plausibel und artig darzustellen, daß uns nicht einmal sogleich einfällt, wie der junge Mann doch eigentlich ganz unerlaubte und selbst unsittliche Schritte thut, und was sein Alter zu Hause dazu sagen würde, wenn er die zärtliche Geschichte erführe. Dann kommt die allerliebste, luftigleichte Philine; buntbewegtes, wanderndes Schauspielerleben mit mancherlei eigenthümlichen Gestalten und Verhältnissen; eine liebenswürdige Geselligkeit nicht ohne Geist, aber auch nicht ohne verführerische Reize und Lockerkeit; durch die Heiterkeit des Lebens bewegt sich auch ernsteres Streben, der Drang nach Bildung erregt die Bildungsfähigen, und ein bedeutsames Schicksal gruppirt die Lebenslose in seltsamer Mischung; Mignons, des Harfners, Aureliens schmerzlich-wunderbare Gestalten gewinnen unser Herz, und durch Nataliens ideale Erscheinung wird der strebende Wilh. Meister zum schönsten Ziel und Glück endlich in die Sphäre gewiesen, welche seiner äußern und innern Bildung die gemäßeste ist. Dabei wird jedoch unser Interesse für die poetische Entwickelung des Romans durch die lebensweise Erziehungsgesellschaft, welche im Hintergrunde ihr Wesen treibt und die Verhältnisse geheimnißvoll lenkt und leitet, beträchtlich gestört. Dies Gesellschafts- und Bundeswesen wird in den „Wanderjahren" als noch bedeutender aufgenommen und dort zum eigentlichen Mittel- und Ausgangspunkt der ganzen Darstellung gemacht.

Am Schluß der „Lehrjahre" vermutheten wir im glücklichsten Falle eine Hochzeit, aber mit dem Anfang der Wanderjahre erfahren wir, daß Wilhelm von der Loge, als deren, wie es scheint, noch immer nicht ganz aufgeklärtes Mitglied er aufgenommen worden, mit der auferlegten Pflicht der Entsagung auf die Wanderschaft ausgesendet ist. Wäre Wilhelm nicht überhaupt eine so lächerlich passive Figur, so hätte er gewiß vernünftiger daran gethan, seine Natalie zu heirathen und lieber dem unbestimmten, müßigen Umherschiendern — denn zu

mehr bringt er es doch auf ſeiner wunderlichen Wanderſchaft nicht — zu entſagen als dem ſtillbegrenzten und erſt die wahrhaft menſchliche Thätigkeit vergönnenden Familienleben, da ja auch ſeine Lehrjahre eigentlich ſchon Bildungswanderjahre im beziehungsreichſten Sinne waren. Aber mit dieſer Entſagung des Beſitzes, in der doch wahrhaftig wenig Weisheit zu finden iſt, und dem ſich daran knüpfenden Auswandern, das bei allen Bundesmitgliedern dieſer ſeltſamen Geſellſchaft und ſelbſt bei ganz zufällig in den Roman eintretenden Perſonen wie epidemiſch um ſich greift, mit allen dieſen Abſonderlichkeiten, welche der Laune des Dichters belieben, wird noch dazu ſo geheimnißvoll und ganz apart gethan, daß einem ordentlich verdrießlich dabei zu Muthe werden kann, weil man nicht einſehen lernt, worin denn eigentlich der geheimnißvolle Sinn, worin die überſchwengliche Lebensweisheit, mit der ſo viel renommirt und affectirt wird, hier beruhe. In das ganze Treiben des in ein vornehmes Dunkel ſich einhüllenden Bundes, der ſo ſehr zum Mittelpunkt des Romans geworden, miſcht ſich außerdem noch eine gewiſſe Verſtimmung und nicht ſelten Bitterkeit gegen die beſtehenden Verhältniſſe und Zuſtände, indem es dieſer imaginaire Bund in ſeinen weitreichenden Unternehmungen, von denen der Dichter leider zu wenig Beſtimmtes mitgetheilt hat, auf eine ideale Reform des Lebens abgeſehen zu haben ſcheint. Göthe mag hier die Abſicht gehabt haben, wie er ſo viele Probleme der Zeit in ſeinen Werken aufgefaßt hat, auch das Geſellſchafts- und Logenweſen in einer poetiſchen Darſtellung im Roman zu verſuchen; aber eine ſolche Aufgabe dürfte wenigſtens in dem hier aufgefaßten Sinne für die Poeſie eine unmögliche, ſie dürfte nur in einer ironiſchen Darſtellung ausführbar ſein, die freilich hier mit des Dichters Meinung nicht zu befreunden wäre, da er ſelbſt dies Logenweſen gar erſtaunlich wichtig nimmt. Wirklich iſt aber dieſe freimaureriſche Geheimnißkrämerei, die gern mit ſibylliniſchen Sentenzen umſchwirft, dieſe vornehme Weisheitsmiene, die

überall aus den „Wanderjahren“ herausſieht, nur mit einem ironiſchen Hinblick für den Leſer zu ertragen. Bei dieſer geheimnißvollen Weisheitskrämerei ſind die wahren tiefen Geheimniſſe des Menſchenlebens, welche der Roman, welche die Poeſie zu berühren hat, gerade unerfaßt geblieben, oder der Raum iſt ihnen in dieſem Roman benommen worden. Die Zwecke, welche der vielwichtige Bund verfolgt, mögen an ſich ganz vortrefflich ſein, und ſie gehören auch ſonſt ſehr zuſammenhängend in den eigenthümlichen Ideenkreis Göthe'ſcher Lebensweisheit. Es iſt die ſchöne Richtung auf ein werkthätiges Leben, die Beweglichkeit eines tüchtigen, geſunden Sinnes, der in muthigem Schaffen, Streben und Erwerben die wahre Befriedigung für ſein äußeres und inneres Daſein findet. Dies iſt das Allgemeine, was noch daran poetiſch ſein dürfte, aber das Einzelne, die Durchführung dieſer Richtung im wirklichen Leben, die ökonomiſchen, techniſchen, und landwirthſchaftlichen, haushälteriſchen und handwerkszünftigen Darſtellungen, wie nettgöthiſch ſie auch oft ſein mögen, haben den Roman zu tief und rettungslos in die Proſa hineingeſtürzt. Der Dichter hat aber dies in den „Wanderjahren“ ſo geltend gemachte Handwerks- und Geſchäftsleben gewiſſermaßen zu idealiſiren geſucht, indem er es ebenfalls in ein ſinnreiches Bundesthum und lebensweiſes Zunftceremoniell einkleidet; aber dadurch wird es erſt für einen Roman unleidlich, denn nun fehlt ihm ja die Wirklichkeit der Erſcheinung, und es iſt am Ende gar nur eine unlebendige Allegorie, ein Zeichen für ein Wort, aber kein poetiſches Fleiſch und Blut. Wenn ich auch der Meinung bin, daß die „Wanderjahre“ im Ganzen nur ein unausgearbeitetes Romanfragment ſind, ſo halte ich mich doch überzeugt, daß die landwirthſchaftlichen und ökonomiſchen Intereſſen dieſer Dichtung, die allerdings auch nur ſkizzenhaft hingeſtellt ſind, doch ſelbſt in einer ausgeführteſten Darſtellung nicht weiter auszuführen geweſen wären, denn was, ums Himmels willen, hätte daraus werden ſollen? Ein land-

wirthſchaftlich-, ökonomiſch-, didaktiſch-allegoriſcher Roman! Dies ſollten auch vielleicht die ganzen „Wanderjahre“ werden, und darum ſind ſie unvollendet geblieben, denn die Poeſie kann ſo etwas gar nicht ausführen. Das Merkwürdigſte in dieſer Hinſicht iſt gewiß „Lenardo's Tagebuch“, wo der Verſuch gemacht wird, die Webercolonie im Gebirge poetiſch darzuſtellen, was in der That nicht ganz mißglückt iſt; aber dennoch gehören die ins Detail gehenden Mittheilungen über das Webergeſchäft, welche ſich der wißbegierige Lenardo machen läßt, und die in aller Empirie hingeſtellt werden, nicht in ein Gedicht. Wollte ſich der Dichter bewundern laſſen, daß er ſich in der vielſeitigen Regſamkeit ſeines umfaſſenden Geiſtes auch von der Weberei Kenntniſſe erworben, ſo mag man auch hierin den großen Dichter bewundern, und wer es noch nicht weiß, kann aus dieſem Abſchnitt der „Wanderjahre“ z. B. lernen: „So lang der Weberſtuhl iſt, wird der Zettel mit einem Leimwaſſer, aus Handſchuhleder bereitet, vermittelſt eingetauchter Bürſten, durch und durch angefeuchtet, ſodann werden die Schienen, die das Geriſſe halten, zurückgezogen, alle Fäden aufs genaueſte in Ordnung gelegt, und Alles ſo lange mit einem an einen Stab gebundenen Gänſeflügel gefächelt, bis es trocken iſt, und nun kann das Weben begonnen und fortgeſetzt werden, bis es wieder nöthig wird, zu ſchlichten“. Man glaube nur ja nicht, daß wir uns ſo geiſtesvornehm dünken, um z. B ein ſo ehrenwerthes Geſchäft, wie die Weberei, gering zu ſchätzen, obwol die Geſchichte der Induſtrie durch die allmälige Erfindung des Maſchinenweſens ſelbſt gelehrt hat, daß der Menſch eigentlich zu gut zu einem ſolchen Geſchäft ſei oder ſeine Hände zu etwas Beſſerm brauchen könne. Im Gegentheil, wir haſſen eine gewiſſe äſthetiſche Vornehmheit, weil ſich meiſt Gedankenloſigkeit dahinter verbirgt, aber wir ſind der Meinung, daß auch der Roman in ſeiner Biegſamkeit, die empiriſche Wirklichkeit des Lebens aufzunehmen, ſeine Grenzen haben muß, und daß ein

Gedicht nicht Alles verdauen kann, was man in ſelbes hineinpfropft. Denn der Roman iſt doch auch eine poetiſche Kunſtform?

Wie wichtig nun auch den Bundesmitgliedern, für deren Unternehmungen wir in den „Wanderjahren" intereſſirt werden ſollen, ein feſter Grundbeſitz und werkthätiges Anſiedeln in einem heimiſchen Eigenthum gilt, ſo wenden ſich doch alle in gemeinſamer Uebereinkunft zum Auswandern, um unter den günſtigern Verhältniſſen eines neu ſich geſtaltenden Erdtheils einem neuen Länderbeſitz nachzuſtreben. So iſt es die Auswanderung nach Amerika, welche hier als letztes Ziel und Zweck erſcheint, und darin bezeichnet der Roman das Ende des vorigen Jahrhunderts, aus dem dieſe Richtung aufgenommen iſt. Dies iſt auch faſt das einzige Verhältniß in den „Wanderjahren", worin ſich dieſer Roman als einer beſtimmten und gegebenen Zeit angehörig erweiſt, da wir uns ſonſt nur auf einem idealen und allegoriſchen Gebiet, das die Dichtungsart des Romans nicht verträgt, in ihm befinden und ſeine Verhältniſſe ohne alle Localität und äußerliche Haltpunkte nebelhaft in einander verſchwimmen. Der Roman ſoll ein Spiegel ſeiner Zeit oder überhaupt einer beſtimmt gezeichneten Wirklichkeit ſein, er mag es nun mit geiſtigen Intereſſen oder mit hiſtoriſchen Begebenheiten als ſeinem Thema zu thun haben. „Wilh. Meiſter's Lehrjahre" können darum in der That im beziehungsreichſten Sinne ein Roman des 18ten Jahrhunderts genannt werden, weil in ihnen wirklich alle Elemente deſſelben — der Drang nach Bildung, das allgemeine Streben, ſich aus der deutſchen Philiſterhaftigkeit herauszuarbeiten und dem Leben eine freiere, geſelligere und anmuthigere Geſtalt zu geben, welches die letzte Hälfte dieſes Jahrhunderts bezeichnet und das in dem Göthe'ſchen Roman in der Bildungsgeſchichte eines Individuums ausgedrückt iſt — aufgefaßt ſind. In den „Wanderjahren" dagegen iſt die abſtract-didaktiſche Richtung, die verdrüßliche Wich-

tigthuerei mit lebensweisen Inſtituten zum Wohl der Menſchheit, die doch einmal keine Wirklichkeit und Wahrheit haben, und das damit zuſammenhängende Allegoriſiren dem friſchen Körper des Romans nachtheilig geweſen, und hat der Muſe ſtatt lebendiger Dichtung breite Abhandlungen des reflectirenden Verſtandes untergeſchoben.

Eine Hauptſeite des didaktiſchen Theils der Wanderjahre iſt noch die ideale und allegoriſche Erziehungsprovinz, in der wir von unſerm Standpunkt aus ebenfalls nicht viel Weisheit auffinden können, und es gehört wol ein craſſer Göthocerar dazu, um dieſe Erziehungsparadoxen als ein pädagogiſches Orakel zu bewundern. In dieſer idealen Penſionsanſtalt, welche nie war, iſt und ſein wird, ſondern als das ſeltſamſte Gedankenbild auftritt, das es nur geben kann, ſodaß wir oft verſucht werden, Alles für einen gewagten pädagogiſchen Scherz des ironiſchen Dichters zu erklären, in dieſer wunderlichſten Penſionsanſtalt erfahren wir auch von den freimaureriſch-geheimnißvollen „Drei Obern“ manche befremdende Anſicht über Religion, Kunſt und menſchliche Bildung, welche eben die Grundſätze der hier geſchilderten pädagogiſchen Muſterwirthſchaft ausmachen. Wir gehen nicht näher in dieſe Dogmen ein, die wir der verwunderſamen Selbſtbetrachtung des Leſers und Dem, was ſie durch ſich ſelbſt gelten, anregen und wirken können, überlaſſen. Was die Sprachübungen mit der Pferdezucht und Reitkunſt, welche in dieſer Erziehungsprovinz beide gleichzeitig mit einander zu einer Lection für die Knaben verbunden werden (ſ. Th. II. S. 154), Verwandtes haben, vermögen wir auch beim beſten Willen nicht einzuſehen, und ſo würden wir manches andere ähnliche Problem dieſer Erziehung ebenfalls nicht löſen können, weshalb wir das Ganze zu berühren vermeiden, um nicht etwa ins Abſurde zu gerathen. Wer Göthe's Anſichten über Erziehung durch ſeine verſchiedenen Werke verfolgt hat, kann unter andern in den in den „Wanderjahren“ ausgeſprochenen eine

Abweichung von frühern bemerken, die wir einzeln angeben, um doch etwas hier mitzutheilen, nämlich daß der Dichter jetzt der Uniform ſich abgeneigt erklärt, „weil ſie den Charakter verdecke und die Eigenheiten der Kinder dem Blick der Vorgeſetzten entziehe", während er in den „Wahlverwandtſchaften", wenn ich mich nicht irre, gerade der entgegenſtehenden Meinung war. Wenn die Sache nur überhaupt wichtiger wäre! — Einer Stelle über die dramatiſche Poeſie mag auch noch gedacht werden, welche die Pädagogen der Erziehungsprovinz ziemlich vornehm, aber ſeicht genug, von ſich abweiſen, „weil das Drama eine müßige Menge, vielleicht gar einen Pöbel vorausſetze, dergleichen ſich bei uns nicht findet". — „Wer unter unſern Zöglingen" heißt es weiter, „ſollte ſich leicht entſchließen, mit erlogener Heiterkeit oder geheucheltem Schmerz ein unwahres, dem Augenblick nicht angehöriges Gefühl in der Maſſe zu erregen, um dadurch ein immer mißliches Gefallen hervorzubringen? Solche Gaukeleien fanden wir durchaus gefährlich und konnten ſie mit unſerm ernſten Zweck nicht vereinen". Göthe hat zwar in ſeiner überwiegend epiſchen Natur die Idee des Dramatiſchen nie wahrhaft ergriffen, er iſt ſogar in vieler Hinſicht ein Gegenfüßler Shakſpeare's zu nennen, aber hier hat ſich noch ein momentaner Haß gegen das Theater, dem ſich Göthe eine Zeitlang vornehm abgewendet hatte, recht feſtgerannt. Dennoch bleibt es unbegreiflich, wie Göthe eine ſo niedrige Anſicht von der dramatiſchen Poeſie hier durchlaſſen und wie er dramatiſche Dichtkunſt mit Theaterpöbelkunſtſtücken ſo ſehr verwechſeln konnte! Schade um den muntern, wohlbegabten Felix, daß ihn ſein Vater in dieſe die menſchlichen Fähigkeiten kaſtenmäßig abſondernde Erziehungsprovinz bringt und ihn der Erziehung inmitten des durcheinanderbewegten Lebens ſelbſt entzieht! Wäre Wilh. Meiſter auch in einer ſolchen Erziehungsprovinz erzogen worden, in der That, wir hätten ſeine „Lehrjahre" nicht, und ſie würden Göthen auch zu dem kleinſten Gedicht keinen Anlaß gegeben haben.

Wir sprachen bisher von den großen Bundesgesellschaften, die den Hauptheil der „Wanderjahre" bilden, und haben noch nichts von den Charakteren gesagt, welche sich durch den Roman bewegen. Es ist auch leider gar nichts von ihnen zu sagen, und darin beweist sich das Werk eben als ein durchgängig unausgearbeites, weil die Charaktere, welche darin aufzutreten bestimmt sind, nur erst wie für eine künftige Ausführung angedeutet und meist nur durch Namen schattenhaft bezeichnet erscheinen. Wilhelm, dessen Charakterlosigkeit in den „Lehrjahren" gewissermaßen gerechtfertigt ist, weil es ja eigentlich der Zweck seiner Lehrjahre ist, seinen Charakter erst zu bilden, ist in den „Wanderjahren" ein durchaus in Unpersönlichkeit zerfließender Schatten, er ist schlechterdings keine Person; und durch die wunderliche Wandervorschrift, die er sich Anfangs von dem Bunde gefallen lassen muß, nämlich an keinem Orte länger als 3 Tage zu verweilen, wird ihm auch sogar alle Gelegenheit benommen, in den Familienkreisen, mit denen er in Berührung kommt, sich als ein bestimmt hervortretendes Individuum geltend zu machen, sodaß er überall nur als bekannt vorausgesetzter Wilhelm vorüberfliegt. Merkwürdig ist, das er zuletzt noch Wundarzt wird; und hier erscheint die Instrumententasche jenes Barbiers, welche ihm in den Lehrjahren sein Schutzengel Natalie nach dem Räuberüberfall im Walde hülfreich zugesendet, und die Wilhelm seitdem als beziehungsreichen Talisman stets bei sich getragen, recht als eine vorbedeutende und symbolische Tasche für ihn. Aber der Entschluß, ebenfalls einem werkthätigen Leben theilnehmend sich anzuschließen, hat Wilhelm besonders in der Neigung zu dieser Laufbahn bestärkt, und seine in einer warmen Rede dargelegte Begeisterung für die Nützlichkeit anatomischer Gyps- und Wachspräparate führt uns sogleich wieder auf das den Wanderjahren eigenthümliche Streben, Plane für das Wohl der Menschheit institutenmäßig zu entwerfen.

Die bekannten und uns liebgewordenen Gestalten, welche aus

den „Lehrjahren“ in die „Wanderjahre“ mitherübergewandert ſind, haben hier überhaupt eine ſehr klägliche Metamorphoſe in die Proſa hinein erlebt. Das reizende Champagnerweſen, die luſtige Philine, tritt auch im Vorbeigehen wieder auf, aber — horresco referens — als — Schneiderin — und ihr unnützer Gemahl, der blonde Friedrich, hat die beſten Talente zu einem kalligraphiſchen Protokollſchreiber entwickelt, ſo ſehr müſſen ſich Alle ohne Ausnahme in irgend einer Branche einem werkthätigen Leben anſchließen. Von Philine ſagt ihr Eheherr ſelbſt: „Solltet Ihr wol denken, daß das unnützeſte Geſchöpf von der Welt, wie es ſchien, meine Philine, das nützlichſte Glied der großen Kette (des Bundes) werden wird; legt ihr ein Stück Tuch hin, ſtellt Männer, ſtellt Frauen ihr vors Geſicht; ohne Maß zu nehmen, ſchneidet ſie aus dem Ganzen, und weiß dabei alle Flecken und Gehren dergeſtalt zu nutzen, daß großer Vortheil daraus entſteht, und das Alles ohne Papiermaß. Ein glücklicher, geiſtiger Blick lehrt ſie das Alles, ſie ſieht den Menſchen an und ſchneidet, dann mag er hingehen, wohin er will, ſie ſchneidet fort und ſchafft ihm einen Rock auf den Leib wie angegoſſen. Doch, das wäre nicht möglich, hätte ſie nicht auch eine Nähterin herangezogen, Montan's Lucie, die nun einmal ſtill geworden iſt und ſtill bleibt, aber auch reinlich näht wie keine, Stich für Stich wie Perlen, wie geſtickt. Das iſt nun, was aus dem Menſchen werden kann; eigentlich hängt ſo viel Unnützes um uns herum, aus Gewohnheit, Neigung, Zerſtreuung und Willkür, ein Lumpenmantel zuſammengeſpattelt. Was die Natur mit uns gewollt, das Vorzüglichſte, was ſie in uns gelegt, können wir deshalb weder auffinden noch ausüben“. Man weiß nicht, ob man lachen oder weinen ſoll bei dieſer halbhumoriſtiſchen, halbphiloſophiſchen Altklugheit.

Auch des Wunderkindes Mignon wird noch ein Mal gedacht, indem der Dichte einen Mignonmaler in die Verhältniſſe einführt, einen jungen Künſtler, „der aquarellirte Landſchaften

mit geiſtreicher, wohlgezeichneter und ausgeführter Staffage zu ſchmücken weiß und von Mignon's Schickſalen, Geſtalt und Weſen leidenſchaftlich eingenommen iſt. Er hatte ſie gar oft ſchon vorgeſtellt und begab ſich nun auf die Reiſe, die Umgebungen, worin ſie gelebt, der Natur nachzubilden; hier das liebliche Kind in glücklichen und unglücklichen Umgebungen und Augenblicken darzuſtellen und ſo ihr Bild, das in allen zarten Herzen lebt, auch dem Sinne des Auges hervorzurufen". Daß ein Dichter in ſeine eignen Geſtalten verliebt iſt, darf man ihm eben nicht übelnehmen, und ich erinnere mich dabei immer der Anekdote, welche man von Fielding erzählt, der während er an ſeinem Roman: „Tom Jones', arbeitete, in die darin vorkommende Sophie ſo verliebt geweſen ſein ſoll, daß er jedesmal, ſo oft er ihren Namen niederſchrieb, vor Entzücken Goldſand darauf ſtreute.

Die Perſonen, welche den „Wanderjahren" allein angehören und uns hier zum erſten Mal bekannt werden, ſind alle mehr oder weniger nur Schattenbilder, körperloſe Namen und nicht zur vollkommenen Geſtaltung gebrachte Begriffe. Da es dem Dichter nur immer hauptſächlich darum zu thun geweſen, didaktiſche Anſichten, Lebensweisheit und Sentenzen in dieſem Roman geltend zu machen, ſo iſt er damit ſo bequem verfahren, daß er auf Koſten aller poetiſchen Geſtaltung ſelbſt ſolchen Perſonen ſibylliniſche Ausſprüche und Paradoxen in langen Reden in den Mund legt, die durch ſich ſelbſt gar nicht berufen ſind, auf dergleichen zu kommen und es auszuſprechen, z. B. Frauen, wie der Angela, dieſem Unding von Unperſönlichkeit (ſ. Th. I, S. 191 — 193). Das ſeltſamſte Geſpenſt von allen iſt wol Makarie, die in einem überirdiſchen Verhältniß zum Sonnenſyſtem ſtehen ſoll, „indem ſie ſich geiſtig als ein integrirender Theil darin bewegt". Wie es ſcheint, wollte der Dichter hier etwas aus der Zeit auffaſſen und das merkwürdige Gebiet magnetiſcher und ſonnambuler Erſcheinungen berühren, aber er hat

nur ein erträumtes Phänomen, das nie in der Wirklichkeit vorhanden gewesen sein kann, hingestellt und es an ein Wesen angeknüpft, das in der Darstellung nicht zur Person geworden ist, mithin kein Interesse für sich zu erregen vermag. Wir erinnern uns dagegen, mit welcher Bedeutsamkeit und poetischem Effect Steffens in einigen seiner Novellen magnetische Erscheinungen aufgefaßt hat.

Den Mangel an eigentlichem Romanstoff, an Fülle lebendiger Gestalten, der in den „Wanderjahren" recht zum Gegensatz gegen die „Lehrjahre" auffallend ist, hat der Dichter jedenfalls selbst bemerkt und ihn durch die zahlreich eingelegten Novellen, welche als Episoden einen sehr großen Theil des Werkes einnehmen, gewissermaßen zu ersetzen gesucht. Diese Novellen verrathen alle das besonders hervortretende Streben, pikant zu sein und durch irgend ein keckergriffenes Verhältniß, durch gewagte Situationen und barocke Züge zu überraschen, wo sich denn allerdings manche geniale Partie, von Meisterhand entworfen, nicht verkennen läßt, obwol auch diese Stücke meistentheils noch rohe und unausgearbeitete Pläne sind. Diese Episodennovellen sind aber unsymmetrisch durch das Ganze des Werkes vertheilt, besonders indem sie in die Capitel des Romans selbst hinübergreifen und auch oft mit den Romanverhältnissen des Ganzen, ehe man es sich versieht, wunderlich wie Wolkenbilder zusammen- und durcheinanderlaufen. Eine der lieblichsten Erfindungen ist ohne Zweifel das Mährchen: „Die neue Melusine", welches der entsagende Barbier erzählt, denn die Resignation erstreckt sich in den „Wanderjahren", auch auf die Barbiere, denen freilich die schwere Entsagung, nicht zur Unzeit zu reden, geboten wird.

Zum Schluß heben wir aus den Anhängen, deren sich 2 zu den „Wanderjahren" finden: „Betrachtungen im Sinne der Wanderer" (Kunst, Ethisches, Natur), und: „Aus Makarie's Archiv", die eine ganze Legion von lebensweisen Sentenzen en-

halten, folgende lakoniſche Stelle heraus: „Wie viel Falſches Shakſpeare und beſonders Calderon über uns gebracht, wie dieſe zwei großen Lichter des poetiſchen Himmels für uns zu Irrlichtern geworden, mögen die Literatoren der Folgezeit hiſtoriſch bemerken". Hierüber ließe ſich ein ganzes Buch ſchreiben; doch beſchranken wir uns kurz auf zwei Worte: Das Eine, was der deutſchen Poeſie jetzt und immer Noth thut, die ſich ſo oft in Abgründen der Innerlichkeit verloren und ſo ſelten zur klaren Plaſtik, zur freien, lebendigen Geſtaltung gelangt iſt, dies Eine, das Noth thut, hat Shakſpeare, und daß Göthe die Shakſpeare'ſche Poeſie nie in ihrer wahren Bedeutung anzuerkennen vermocht, iſt ſehr charakteriſtiſch. Möge beiden großen Poeten ihr Recht widerfahren und uns eben darum erlaubt ſein, Shakſpeare über Goethe zu ſtellen, und den Dichter, von dem wir Plaſtik lernen müſſen und können, nicht ſo frevenlich als ein „Irrlicht des poetiſchen Himmels", zu entweihen.

XI.

Th. G. von Hippel's Lebenslauf nach aufsteigender Linie.

Eine biographisch-literarische Skizze.

Selten haben sich ausgezeichnete Menschen so absichtsvoll mit sich selbst beschäftigt und ihrem zukünftigen Lebensdarsteller gewissermaßen künstlich in die Hände gearbeitet als der Mann, welcher es in einer seiner andenkenswerthen Schriften selbst einmal als ein Kennzeichen des Genies angab, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Hippel war nicht nur der selbstbewußteste Beobachter seiner eignen Lebenslinie, sondern er arbeitete auch mit planmäßiger Anstrengung daran, ihr durch ein genau berechnetes Getriebe die Richtung zu geben, welche sie in den Verhältnissen von Zeit und Welt nehmen sollte und nahm. Sein Lebenslauf erscheint aber demgemäß in einer fortwährend aufsteigenden Linie; denn während er, den Kant einen Centralmenschen nannte, als Schriftsteller im Denken, Dichten und Forschen die geistige Höhe seines Jahrhunderts erstiegen hatte, sich jedoch wunderbar genug auf diesem Gipfel seiner innern Größe vor seinen Zeitgenossen verbarg und in Anonymität einhüllte, rang er dagegen zu gleicher Zeit mit rastloser Geschäftigkeit darnach, auch die weltlichen Höhemesser seines Lebens immer weiter hinaufzuschrauben und den möglichst glänzenden Besitz äußern Ansehens durch Staatsämter und Reichthum sich anzueignen; und in diesem Sinne mag die der gegenwärtigen biographischen Erinnerungsskizze vorgesetzte Ueberschrift, welche sich dem treff-

lichſten Werke des Hippel'ſchen Geiſtes und Humors entlehnt, die ganze Lebensbewegung dieſes Mannes bezeichnen helfen, welcher durch ſein ſtillſtandloſes Streben zur Höhe in innern und äußern Dingen und durch den daraus nothwendig hervorgegangenen unvereinbaren Widerſpruch dieſer beiden Seiten ſeiner Natur ſich in der ſchönſten Fülle ſeiner Kräfte doch nur ſelbſt verzehrte.

Ein Charakter wie dieſer iſt noch nicht erſchöpfend verſtanden, wenn man ihn einen künſtlichen nennt. Hippel war ein künſtlich angelegter Charakter, und es gehörte ebendeshalb mit zur Richtung deſſelben, ſich von ſeiner nächſten Umgebung nie ganz erkennen zu laſſen; aber wenn er auch den Mitlebenden, unter denen er wirkte und ſeine weitreichenden Pläne durchzuſetzen hatte, nur meiſt das täuſchende Farbenſpiel ſeiner außerordentlichen Erſcheinung zeigte, und daher auch ſeine vertrauteſten Freunde ſein Weſen als verſchloſſen empfinden mußten, ſo iſt es dagegen der Nachwelt vergönnt, vermittelſt ſeiner, von ihrem Verfaſſer jetzt nicht mehr abzuleugnenden Schriften, welche ſeit ſeinem Tode der Vergleichung offen daliegen, auch in die geheimſten Falten und zugleich in die wahrhafteſten Zuſammenhänge ſeiner tiefverſteckten Geſinnung zu blicken. Sein äußeres Leben und Auftreten beherrſchte er durch weltklugen Verſtand und die planvollſte Abgemeſſenheit ſo ſicher, daß man von ihm ſagen könnte, er habe weder Schickſale noch Zufälle je auf ſeiner menſchlichen Laufbahn erlebt, und Alles, was ihm widerfahren, was er errungen und geworden, erſcheint als das vorausbeſtimmte Werk ſeiner ſein zielenden Abſicht. Ein ſo kalter Lebensmechanismus, wenn er ſich nicht in großen und wichtigen Weltverhältniſſen geltend macht, mag auf den erſten Anblick jedes theilnehmende Verweilen zu hindern ſcheinen; aber bei Hippel wird er intereſſant und ſelbſt tragiſch durch den faſt unglaublich abſtechenden Contraſt, in welchem er ſich bei ihm ſeiner geiſtigen und gemüthlichen Charaktertiefe gegenüber zeigt. Es iſt jedoch nie möglich, daß in der Individualität eines Men-

ſchen zwei ſo weſentliche Gegenſätze entſchieden auseinandergehalten werden und darin beſtehen könnten, ohne ſich zu berühren und unwillkürlich in ſeiner Natur zu vermiſchen, und die Vermiſchung des Scheins und Seins trübt die Reinheit faſt aller großen menſchlichen Charaktere; in Hippel aber rieb ſich innerlich die ideale Seite ſeines Lebens mit der materiellen ſo unabläſſig und verſöhnungslos, daß ſein Charakter in der That eine wahre Tragödie der Widerſprüche iſt.

Wenn er indeß nicht anders zu leben vermochte, als er lebte, ſo ſchien ihm doch viel daran zu liegen, in ſeiner Biographie, welche ſein Bild den Nachkommen überliefern ſollte, die ideale Seite ſeines Daſeins herausgekehrt zu ſehen, und er beſchäftigte ſich daher einen großen Theil ſeines Lebens hindurch damit, von einer Biographie, wie er ſie wol gern gelebt haben möchte, zu träumen und dieſe Träume ſeiner verſchönerten Geſtalt allmälig auf den Boden der Wirklichkeit hinüberzuſpielen. Dies that er zuerſt in Romanform in den „Lebensläufen nach aufſteigender Linie", worin er, durch den erwählten Schleier der Dichtung vor jeder zudringlichen Anwendung geſchützt, mit behaglichſter Phantaſie ſich in ſeiner Lieblingslaune gehen ließ, den beiweitem materiellern Stoff ſeiner Lebens- und Familienverhältniſſe zu einer faſt beneidenswerthen Idylle in allen Zuſtänden zu verklären. Beſonders ſind es ſeine Aeltern, welche er hier in ein ganz ideales, in den ſchönſten Farben ſtrahlendes Licht geſtellt hat, während im Einzelnen der Vorgänge mancher treugebliebene Zug ſeiner Verhältniſſe die in der That unabweisbare Beziehung auf eine vorgelegene Wirklichkeit verräth. Nachdem er ſich aber ſo einmal in die Poeſie ſeines Lebens hineingedichtet hatte, ging es ihm wie allen poetiſchen Gemüthern, welchen die Selbſttäuſchung zur Dichtung, und die Dichtung zur Selbſttäuſchung wird, und er konnte ſich aus dieſer ſeiner idealen Biographie hinweg nicht mehr in die wirkliche, die er gelebt hatte, hineinfinden. So ſchrieb er die unter ſeinen nachgelaſſenen Pa-

vieten vorgefundenen Fragmente einer „Selbſtbiographie“ (zuerſt abgedruckt in Fr. Schlichtegroll's „Nekrolog“, 1796 und 1797), in welcher die Phantaſieanſchauung ſeines Lebenslaufes noch ſo ſehr fortwirckte, daß er namentlich ſeine Familienumſtände, ſeine Erziehung und frühern Jugendverhältniſſe darin ebenfalls unter einem erhöhten Geſichtspunkt und ſelbſt weſentliche Facta verändert. Dies vermehrt jedoch nur das Intereſſe an dieſem höchſt merkwürdigen und gedankenreichen Fragment, das leider nur bis in das zwanzigſte Jahr Hippel's (1761) reicht, und woraus ſowie aus dem ihm vorangeſtellten „Vermächtniß“ an ſeine Verwandten ungeachtet der Idealiſirung der wirklichen Zuſtände dennoch und ebendeshalb die wichtigſten Aufſchlüſſe über Geſinnung und Charakter des Mannes ſich darbieten. Es iſt aber auch nothwendig, zu bemerken, daß Hippel dieſe Selbſtmittheilungen, welche er ungefähr fünf Jahre vor ſeinem Tode niederzuſchreiben angefangen, durchaus nicht für die Oeffentlichkeit, ſondern nur zu einem Familiendocument beſtimmt hatte, das nebſt ſeiner Bibliothek und Gemäldeſammlung gewiſſermaßen als eine heilige Tradition von dem Urheber des Glücks und Anſehens dieſer Familie auf ſeine Nachkommen vererben ſollte. Doch ging er auch, ſeinem eignen, in der Vorrede zu dieſer Selbſtbiographie ausgeſprochenen Geſtändniß nach, damit um, ſeinen Lebenslauf, „oder wenigſtens einen groſſen Theil deſſelben öffentlich aufzuſtellen“; es kam aber mit dieſer dem Publicum gewidmeten Biographie wie mit ſo manchen andern ſeiner literariſchen Pläne nicht zur Ausführung. Außerdem finden ſich noch von ſeiner Hand einige zerſtreute Blätter aus ſeinem Tagebuche, welches er drei Jahre hindurch ſeit 1789 geführt, in dem er aber weniger Bemerkungen über ſich ſelbſt als über Perſonen ſeiner täglichen Umgebung eingezeichnet zu haben ſcheint. Es wurde, ſeiner eignen Beſtimmung gemäß, nach ſeinem Tode größtentheils vernichtet, das Zurückgebliebene aber in Schlichtegroll's „Nekrolog“, 1797, abgedruckt. Intereſſant und beziehungsreich

für die zuvor angedeutete Art und Weiſe der Hippel'ſchen Lebensmittheilungen iſt die in der Einleitung zu dieſen Blättern enthaltene Aeußerung über den Grad der Aufrichtigkeit, bis zu dem Selbſtgeſtändniſſe möglich oder wünſchenswerth ſeien, indem es heißt: „Herr Kant pflegt oft zu ſagen, daß, wenn der Menſch Alles, was er dächte, ſagen und ſchreiben wollte, nichts Schrecklicheres auf Gottes Erdboden wäre als der Menſch. Gewiß iſt Das, was man Welt nennt, eine gewiſſe Lebensart, dem Menſchen höchſt nützlich und nothwendig. Auch der größeſte Geradezu hat noch ſeinen Rückhalt. Wahrlich, es iſt gut, daß der Menſch ſich nicht ganz offenbart, daß ein Weib gegen den Mann, ein Kind gegen die Mutter Geheimniſſe hat. Der Menſch würde vor dem andern laufen, wenn er ihn in puris naturalibus kennen ſollte."

Hippel's Idealbiographie blieb jedoch nach ſeinem Tode nicht unangetaſtet in ihren Verſchönerungsverſuchen der Lebenswirklichkeit, und die reale Seite ſeiner Erdenlaufbahn machte ſich ſelbſt da noch, als in Wahrheit die ſchweren Lebensſtoffe des zeitlichen Daſeins in ihm verklärt worden waren, durch feindliche Gegenüberſtellung gegen ihn geltend. Das Gerücht der Welt, an den auffallenden Widerſprüchen in des Mannes Leben und Charakter eine nur zu reiche Nahrung findend, bezeichnete ſchlechthin und ſchonungslos als Lüge und Heuchelei, was bei ihm doch nur Phantaſie, Laune und Poeſie der Eitelkeit geweſen war, und dies gab in damaliger Zeit ſogar zu einem Flugſchriftenwechſel Anlaß, wie er wol noch nie über einen deutſchen Schriftſtellercharakter geführt worden, und der um ſo merkwürdiger, aber zugleich um ſo gefühlverletzender war, da es ſich faſt ausſchließlich um die ſittliche Seite deſſelben dabei handelte, welche man, unſers Erachtens, dem öffentlichen Urtheil, das die individuellen Verhältniſſe zu wenig zu berückſichtigen pflegt, wenigſtens in dieſer Weiſe nie bloßſtellen ſollte. Die nachbenannte Schrift: „Nachrichten und Bemerkungen, den geheimen Kriegs-

rath von Hippel betreffend. Ein Nachtrag zu seiner Biographie im Nekrolog, von W. G. Keber" (Königsberg, 1802), war es vornehmlich, welche sich, obwol seit Hippel's Tode bereits sechs Jahre verflossen waren, mit der feindseligsten Leidenschaftlichkeit nicht nur gegen die verstellten Angaben in der Selbstbiographie richtete, sondern auch das ganze Charakterbild Hippel's durch eine hämisch-bornirte Auffassung seiner Eigenthümlichkeiten als Mensch und Schriftsteller tief herabwürdigte. Dieser Keber, damals Erzpriester in Bartenstein, war der Sohn des Predigers Keber, welcher unserm Hippel den ersten Jugendunterricht in Gerdauen ertheilt hatte, der aber in der Selbstbiographie nicht mit der Anerkennung erwähnt worden war, die sein Sohn, welcher in der angeführten Schrift (S. 20) seinen Vater einen „merkwürdigen Mann" nennt, für ihn in Anspruch genommen wissen wollte, weil Hippel von demselben „offenbar den ersten Choc bekommen" und „wahrscheinlich ohne ihn Das gar nicht geworden wäre, was er wurde". Keber hatte zugleich jene Personen meistentheils in der Wirklichkeit gekannt, welche sich in den Hippel'schen Selbstgeständnissen unter einem erkünstelten Schein darstellen, und indem er sich deshalb das Ansehen gab, als Sachwalter dieser Wirklichkeit um der Gerechtigkeit willen aufzutreten, befriedigte er eigentlich nur einen gemeinen Privathaß, der in dem Aerger beruhte, daß Hippel nicht sein Genie dem von dem Vater des Erzpriesters empfangenen Unterricht verdanken wollte. Die eigenthümliche Bemerkung, welche Hippel einmal in seiner Abhandlung: „Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen und Zierrathen" (Berlin, 1792), gemacht, daß es nämlich eine nationell-deutsche und andern Völkern weniger vorzuwerfende Schadenfreude sei, öffentliche Denkmäler und große Monumente zu verletzen, gehört in der That nicht bloß in das Gebiet der deutschen Polizeiwissenschaft, sondern fand auch von jeher in der deutschen Literatur nur zu sehr ihre Anwendung, wo bedeutende Namen und Ver-

dienste, diese geistigen Monumente eines Volkes, stets die meiste Verunglimpfung von rohen Denkmalschändern zu erdulden gehabt haben. Hippel fand einen solchen an jenem Keber; andere große Männer unserer Literatur haben ihrerseits andere Keber gefunden, deren Zahl und Art nie ausstirbt.

Jene Schrift aber wurde durch eine andere erwidert: „Epistolische Lection für den Herrn Erzpriester Keber in B.-Neustein, dessen Nachtrag zur Biographie des geheimen Kriegsrath von Hippel betreffend" (Danzig, 1804), deren ungenannter Verf. auf eine wohlmeinende Weise die Anschuldigungen, welche sich gegen Hippel erhoben hatten, zu entkräften suchte. Was beide Schriften als biographische Quellen darbieten, ist gleicherweise mit Vorsicht zu benutzen; den in der letztgenannten ist der ausschließliche Zweck einer Apologie ebenso unkritisch, als in der Keber'schen die schulmeisterlichbösartige Meinung alle Angaben verdächtig macht.

Während Hippel's Selbstbiographie auf diese Weise dazu diente, ungünstige Gerüchte nach seinem Tode zu veranlassen, war es von der andern Seite auch seine Schriftstellerthätigkeit, welche er bei Lebzeiten durch seine gewissermaßen systematischen Intriguen stets außer der öffentlichen Beziehung auf seine Person zu halten gewußt hatte, die nun nach seinem Ableben sogar manchen seiner Freunde gegen ihn verstimmen half. Die Schrift seines vertrauten Freundes Borowski, die an sich in einem unbefangenen und wohlwollenden Sinne abgefaßt war: „Ueber das Autorschicksal des Verfassers des Buchs: Ueber die Ehe, der Lebensläufe nach aufsteigender Linie u. a. m. Eine Beilage zu den benannten Schriften" (Königsberg, 1797), gewährte damals kurz nach seinem Tode zuerst eine vollständige und zuverlässige Uebersicht aller literarischen Arbeiten Hippel's, welche ihm bis dahin das Gerücht, wenn auch zudringlich genug, doch nie bestimmt und im ganzen Umfange hatte zuschreiben können. Es mochte nicht fehlen, daß sich bei dieser Gelegenheit

ſelbſt diejenigen ſeiner höher ſtehenden Freunde, welche ſein Vertrauen beſeſſen zu haben geglaubt, jetzt in manchem Betracht getäuſcht ſehen und bemerken mußten, wie ſie meiſtentheils nur ſeiner Laune zum Spielwerk gedient hatten. Denn Hippel ſagt ſelbſt an einer Stelle in den „Lebensläufen“ (IV, 391) über ſeine Autorſchaft: „Nur Drei wiſſen meinen Namen, und Einer *) iſt's, an den ich dieſes Buch geſchrieben habe. Eine lange Epiſtel! Den andern Beiden hab' ich meinen Namen in's Ohr geſagt, Einem in's rechte, dem Andern in's linke.“ Er ſchien aber, wem er ſich auch zu erkennen gegeben haben mochte, doch Keinem das Geheimniß ſeiner Autorſchaft ganz anvertraut zu haben; und wenn er ſich dem Einen zu dieſem, dem Andern zu jenem Buche wirklich als Verfaſſer entdeckte, ſo hielt er Jeden zugleich in dem Wahne, der einzige Mitwiſſer darum zu ſein, und legte ihm die ſtrengſte Pflicht der Verſchwiegenheit auf, die auch von ſeinen Freunden auf das gewiſſenhafteſte erfüllt worden war. Nach ſeinem Tode offenbarte es ſich jedoch dieſen Freunden, daß nicht nur Hippel ſelbſt etwas unwürdig in dieſer Hinſicht mit ihnen geſpielt, ſondern daß er ſie auch unter einander in ein gegenſeitiges Komödieſpielen verwickelt hatte; denn was Jeder gegen den Andern als ein ihm allein vertrautes Geheimniß zurückhaltend gehütet, war dem Andern ebenſowol unter dem Siegel des alleinigen, verſchwiegenen Beſitzes kundgethan geweſen.

So trübte ſich Hippel's Andenken nach ſeinem Tode, nach welchem eigentlich erſt die reiche Arbeitſamkeit ſeines raſtloſen Lebens in ihren Früchten allgemein erſichtlich wurde, ſelbſt den Freunden, wenn auch wol nur für den erſten Augenblick; denn ſie hatten ſich Alle in der geiſtigen und gemüthlichen Tiefe ſeines Weſens genährt und erwärmt, wie ſollten ſie nicht auch

*) Er meinte ſeinen intimſten Freund Scheffner, den Verfaſſer der „Freundſchaftlichen Briefen eines Soldaten“.

ſeine einzelnen Charakterhärten und Launen zu beziehen und in der Idee ſeiner Größe auszugleichen gewußt haben. Während Dies von den Freunden vorauszuſetzen war und geſchah, hörten dagegen die Feindſeligen und Uebelwollenden, die Kleinlichen und Bedenklichen im Publicum, welche ſich immer mit ihrer engherzigen Moral gegen das Ungewöhnliche und ihnen Unbegreifliche wenden, nicht auf, ſich über den in Fehlern und Tugenden allerdings ſeltſam zuſammenhängenden Charakter des Mannes in bösartigen Gerüchten zu unterhalten, und es mag kaum glaublich ſcheinen, aber es iſt der Fall, daß man noch heutzutage im Stadtgeſpräch der Königsberger, für deren äußere Behäbigkeit Hippel als Bürgermeiſter, Polizei- und Criminaldirector ſo unendlich viel gethan, die ungünſtigſten und grellſten Aburtheilungen über ihn hören kann. Jener ganz gedankenloſen, populairen Moral, welche ſich großen Männern gegenüber von jeher am frechſten geltend gemacht hat, weil ſie ſich aus Oberflächlichkeit nicht mit der individuellen Naturanlage ſolcher Geiſter zu beſchäftigen vermag, darf man jedoch unmöglich einen Charakter wie Hippel überlaſſen, und es ſcheint daher noch immer paſſend, wieder eine neue Darſtellung ſeines Lebens und Weſens zu unternehmen. Eine ſolche Lebens- und Charakterdarſtellung, die in ihrem Innen und Außen zuſammenhängen und dieſe beiden Seiten wechſelſeitig durch ſich erklären laſſen muß, war bisher unſerm vielverkannten Hippel noch nicht zugutegekommen; denn der biographiſche Nekrolog Schlichtegroll's, obwol an ſich durch Fleiß und gute Meinung ſchätzenswerth, iſt doch nur eine meiſtentheils ordnungsloſe Materialienſammlung ohne Seelenaufſchluß, in der außerdem auch einige der obgenannten, ſpäter erſchienenen Flugſchriften über Hippel noch nicht mit berückſichtigt werden konnten. So entnehme ich denn allen mir vorliegenden und zu Gebote ſtehenden Quellen das Weſentlichſte und Glaubwürdigſte und gehe mit tiefſtem Antheil an die Lebensentwickelung dieſes Charakters, der mir, ich geſtehe es, ebendes-

halb ſo anziehend iſt, weil ihn die Welt, nämlich Das, was man im gemeinen Sprachgebrauch Welt nennt, ſo abſtoßend findet und finden muß. Nicht als ob ich ihn als einen durch ſeine unmittelbare Perſönlichkeit anziehenden Mann hinſtellen wollte, denn in dieſer Hinſicht war er es nicht; ſondern vielmehr in der Anſicht, daß ein Charakter, in welchem das Göttliche und Irdiſche abwechſelnd und gewaltſam um die Oberhand ringt, und der in dieſem Ringen ſeiner Natur nach Oben und Unten einen wahrhaft menſchlichen Kampf durchgekämpft, von dem er vielleicht der ihn umgebenden Welt meiſtentheils nur das ſchroffe Schwertergeklirr ſeines innern Widerſtreits zu hören gegeben haben mag, aus dem ſich aber nach der verborgenen Innenſeite ſeines Weſens zu ein höheres, blütevolles Leben entwickelte, das er in heimlichen Mußeſtunden ſeinen Schriften, deren äußern Ruhm er gern Andern überließ, einpflanzte — daß ein ſolcher Charakter im tiefern Sinne anziehender erſcheinen muß als jene glatten geſellſchaftlichen Perſönlichkeiten, welche, weil ſie wegen ihrer Stoffloſigkeit weder mit ſich ſelbſt noch mit der Welt je in Widerſpruch gerathen können, nie abſtoßend befunden werden und daher, durch ihre leichte Beweglichkeit überall Glück machend, vorzugsweiſe als anziehende Naturen zu gelten pflegen.

Theodor Gottlieb von Hippel wurde am 31. Januar 1741 in dem oſtpreußiſchen Städtchen Gerdauen geboren. Seine Familie, deren urſprüngliche adeliche Abkunft er ſelbſt als unbeſtritten hinſtellte, hatte zwei Generationen hindurch ihre Vorzüge der Geburt nicht geltend gemacht, ſondern in untergeordneten Lebensumſtänden als ein Geheimniß zurückireten laſſen, gleich dem kurländiſchen Paſtor in den „Lebensläufen"; und merkwürdig genug mußte auch die Adelserneuerung ſelbſt, welche in dieſem Roman als ein Spiel ſeiner Laune vom Verf. darſtellig gemacht iſt, endlich in Hippel's wirkliches Leben in der That übergehen. Was den Stand ſeines Großvaters und Vaters anbetrifft, ſo erzählt Hippel in der Selbſtbiographie, daß

dieſelben Geiſtliche geweſen, und hier zeigt ſich der erſte bedeutende Widerſpruch der Idealbiographie mit dem realen Lebenslauf. Sein Vater war in der That nur Rector der Stadtſchule in Gerdauen und wird von Keber (a. a. O. S. 10 fg.) als ein ſehr ſchwacher und ungebildeter Mann charakteriſirt, welcher der Schuljugend, die er zu leiten hatte, nur zum Spottbilde gedient und aller gelehrten Kenntniſſe ermangelt habe. Gleichwol malt Hippel den tiefwirkenden Unterricht, den er von ſeinem Vater genoſſen, und durch den er allein zur Akademie vorbereitet ſein will, mit vielem Behagen und mancherlei anſprechenden Reflexionen über väterliche Erziehung und Pädagogik aus; und wenn auch der genannte Keber in dem abſichtlich entwürdigenden Gemälde, das er von Hippel's Vater entwirft, manchen übertriebenen Zug eingemiſcht haben mag, ſo iſt doch nicht zu leugnen, daß Hippel ſein Jugendleben hier am meiſten den in den „Lebensläufen" vorgezeichneten Verhältniſſen nachphantaſirte. So iſt auch das idylliſche Bild der Mutter, das in den „Lebensläufen" ſo bezaubernd geträumt iſt, und von dem in die Selbſtbiographie ebenfalls ein poetiſcher Farbenſchimmer hinüberſpielt, ohne entſprechende Wirklichkeit erfunden; indeß verdienen einige Charaktereigenſchaften, die ihr zum Theil in beiden Zeichnungen beigelegt werden, hier eine beſondere Erwähnung, weil ihrer Wahrheit und Glaubwürdigkeit nichts entgegenzuſtehen ſcheint. Sie wird als eine Frau von vieler natürlichen Lebhaftigkeit und Munterkeit dargeſtellt, die ſich leichtſinnig und witzig in ihrer fröhlichen Laune gehen ließ, aber dieſelbe doch dann plötzlich wieder für eine Sünde hielt, die ſie durch frommes Faſten und Gebet abzubüßen habe, wozu ſie unerwartet durch ein beginnendes Gewitter geſtimmt werden konnte, das ſie mitten in einem ausgelaſſenen Witzwort überraſchte. Unter allen Charaktereinflüſſen, welche bedeutender Menſchen Richtung zu bedingen pflegen, ſind die der mütterlichen Natur ohne Zweifel die unmittelbarſten und weſentlichſten, und wenn man

in den Biographien großer Männer nachforscht, wird man wol fast immer bestätigt finden, daß auf dieselben entschieden mehr von den Eigenthümlichkeiten der Mutter als des Vaters übergegangen ist *). Hippel hat in dieser jedenfalls der Wirklichkeit entnommenen Schilderung seiner Mutter den Grundton seiner eignen Persönlichkeit berührt. Diese Mischung von Weltlichkeit, und Frömmigkeit, von Humor und Mystik, von Ironie und religiöser Schwärmerei, die sich in seinem Wesen begegnete, wie wahlverwandt ist sie jenem Charakter einer bald scherzenden, bald betenden, witzig-pietistischen Mutter! Selbst einen gewissen unwillkürlichen Aberglauben, der ihn in manchen Stunden heimlich überschlich, konnte Hippel, der sonst so scharfdenkende Geist, sein ganzes Leben hindurch nicht überwinden; er war ebenfalls ein Muttermahl von der Frau, die sich durch den Ruf des Donners zur Abbüßung einer heitern Stunde ermahnen ließ. So hängen die ausgezeichnetsten Menschen, die in ihren geistigen Producten den Himmel stürmen und die Erde beherrschen, doch noch immer ihr Dasein hindurch mit den Kinderfäden ihrer endlichen Erzeugung zusammen.

Wenn nun auch Hippel in der eignen Zeichnung seiner Aeltern in manchem Betracht die Wirklichkeit der Erscheinungen übermalt hat, so ist doch bei der uns in seiner Biographie so oft aufstoßenden Berücksichtigung eines solchen Verhältnisses nothwendig zu bemerken, daß ein Idealisirtes nicht zugleich und unmittelbar auch ein Erlogenes sei, wie der gemeine Verstand es aufzufassen gewohnt ist. Hippel's Aeltern mögen in ihrem äußern Auftreten ärmlich, kleinlich und ungebildet gewesen sein, während er sie in seiner Selbstbiographie als außerordentlich begabte, originelle und liebenswürdige Wesen darstellt;

*) Vergl. die Bemerkungen von Johannes Falk über Göthe's Mutter in dessen Schrift: „Göthe, aus näherm persönlichen Umgang dargestellt.“ (Leipzig, 1832).

aber wenn das angeführte Buch von Keber, welches als der Repräsentant des eben bezeichneten gemeinen Verstandes auftritt, jene Angaben darum geradezu unter die unwürdige Kategorie der Lüge stellt, so ist das nur eine große psychologische Einsichtslosigkeit. Es heißt (a. a. O. S. 43) in diesem Sinne zur völligen Entkleidung des mütterlichen Ideals, das unser Hippel gehegt: „Fast keine einzige seiner Angaben ist wahr oder nur halbwahr. Nach gemeiner Art erzogen, war ihr (seiner Mutter) Aeußeres und Inneres ganz derselben angemessen geblieben. Ihre Kleidertracht, ihr körperlicher Anstand, ihre Reinlichkeit, ihre Verbindung mit einem Kreise von Nachrichtsträgerinnen, ihre Anfoderung an fremde Dienstfertigkeit, ihr Verklagen der muntern Kinder bei den Aeltern, Alles war so kleinlich, so gemein, daß der Kenner von Beiden sagen mußte: Welch ein Contrast zwischen Mutter und Sohn!“

Selbst wenn dies das der Wirklichkeit gemäße Bild der Frau gewesen, hat Hippel's anders gefaßte Zeichnung, unserer Ansicht nach, doch nicht nöthig, davor zusammenzuschwinden. Den meisten Menschen versagt das Schicksal die günstige Hervorbildung ihrer natürlichen Anlagen, und es gibt mehr unterdrückte Charaktere in der Welt als ausgebildete. Solche Naturen haben aber selbst in der weltlichen Niedrigkeit, in der sie befangen geblieben, einen wundersamen Widerschein ihres höhern Vermögens, das oft überraschend und rührend durch ihr armes Thun und Treiben hervorblickt; es ist ihre unsichtbare, aber ewige Persönlichkeit, welche von ihrer lieblosen Umgebung, die nur die rohe Tracht der äußern Erscheinung in ihnen sieht, unverstanden und unanerkannt bleibt, die aber göttliches Auge und menschliche Liebe an ihnen kennen wird. Wie, wenn Hippel auf diese Art und in diesem Geist der Liebe die Gestalten seiner Aeltern gesehen? Sein Vater, seine Mutter, sie mögen die unscheinbaren, dürftigen Leute gewesen sein, sodaß sie vor dem Gericht eines Keber nicht zu bestehen vermochten; aber es

müſſen ſich doch nach der Innenſeite ihrer Natur zu Himmelsblüten angeſetzt haben, deren ſtilles Duften der liebende Sohn mit zartem Kindesglauben ihnen hingegeben, empfinden konnte, während der Fremde nur ihre bedeutungsloſe Perſon anſah. So dürfte wol jeder Menſch die Neigung und Fähigkeit in ſich finden, ſich aus den fremdblühenden, poetiſchen Kindheitserinnerungen ein Idealbild ſeines Vaters, ſeiner Mutter zu entwerfen, und Keinem, behaupte ich, würde es gelingen, mit ſtrenger Treue die Wirklichkeit darin zu treffen; denn dieſe Wirklichkeit wurde ja von Allen meiſtentheils in der Traumzeit des Daſeins erlebt, und das Kind hält das Gute und ihm Wohlthätige zugleich noch für das Schöne und Große und umfaßt in ſeiner anhänglichen Liebe das Höchſte, was es kennt; ſpäter aber, dem Geſtaltenkreiſe der Kindheit entwachſen, verlieren wir, auf Anderes gerichtet, den Beobachtungsblick für denſelben, oder mögen ihn nicht anwenden, wenn er an unſern Aeltern, dieſen heiligen Ueberlieferungen aus unſerer Kinderzeit, jene Traumſeite in die Schattenſeite verwandeln will. So entwarf nun auch Hippel das Idealbild ſeines Vaters, ſeiner Mutter in der Selbſtbiographie, das ebendeshalb ein Idealbild war, weil er jene ihre ewige und unſichtbare Perſönlichkeit an ihnen zur Geſtalt ausbildete, welche er unter der mangelhaften Hülle ihrer äußern Erſcheinung liebend und ahnend als ihr wahres Leben erkannte. So erkläre ich mir dies Verhältniß, das, weil es an Hippel wie an keinem Andern je zur Sprache gekommen, deshalb hier einer ausführlichern Entwickelung auch in Bezug auf das Allgemeine werth ſchien; denn wer ſich auf den Standpunkt der „gemeinen Deutlichkeit der Dinge“ ſtellt, wird wol an allen groſſen Männern den Vorwurf auffinden können, daß ſie in ihr Leben hineindichten, ſowie Göthe, dieſem begegnend, eben in dem Sinne ſeine Selbſtbiographie „Dichtung und Wahrheit“ nannte.

Es darf indeß auch nicht geleugnet werden, und am allerwenigſten von einem Biographen, daß es bei Hippel außer der

Phantaſie auch die Eitelkeit war, die ihn vermochte, mancherlei äußere Verhältniſſe ſeines Jugendlebens in einem glänzendern Lichte darzuſtellen. Er ſtand, als er ſeine Selbſtbiographie im Stillen niederſchrieb, in Anſehen und Würde bereits auf dem höchſten Punkt ſeiner ſchnell aufwärtsgeſtiegenen Lebenslinie, und es mochte ihm ſchwer fallen, in der Selbſtbeſchauung ſeiner eignen Geſchichte zu tief wieder herunterzuſteigen in die kleinen Anfänge einer ärmlichen Vergangenheit. Es iſt zu reizend, eine ganze und ungetheilte Geſtalt des Glückes zu ſein, ſtatt ſich die Einheit ſeines Glanzes zu zerſtückeln in die einzelnen Splitter, aus denen der Ruhm dieſer Welt ſeine Glaskrone zuſammengefügt hat; und ſo flocht Hippel, der immer gern das Schickſal ſeines Lebens ſpielte, auch in die ruhmloſe Vergangenheit von dem Reichthum ſeiner damaligen Gegenwart einige blühende Garben ein. Unangenehm war ihm die Armuth ſeiner Jugend, und er gibt deshalb auch von den Vermögensumſtänden des älterlichen Hauſes ein günſtigeres Bild als es der Wahrheit gemäß geweſen ſein mag. (S. Keber a. a. O. S. 11). Man erinnere ſich jedoch zur billigern Beurtheilung, daß er dieſe Angaben alle durchaus nicht für das Publicum niedergeſchrieben, obwol ſie nach ſeinem Tode dem geheimen Archiv ſeiner ſpieleriſchen Selbſtbeſchäftigung allerdings entnommen und der indiscreten öffentlichen Meinung mit Unrecht überliefert wurden. Wenn gegen die Eitelkeit überhaupt nur Der den erſten Stein aufheben ſoll, welcher ſich ohne dieſelbe weiß, ſo möchte ich auch behaupten, daß beſonders eine Eitelkeit dieſer Art mit einem tief im menſchlichen Weſen begründeten Gefühl ſehr naturgemäß zuſammenhängt. Dies iſt das wahrhaft beglückende Behagen, auch den Anfang unſers endlichen Daſeins auf einen edeln und würdigen Schoos der Geburt zurückführen zu können und ſo einen tröſtlichen Anhalt zu finden, durch den wir gleichſam von Hauſe aus im Guten und Schönen des Lebens einheimiſch und eingebürgert auftreten. Eine härtere Anklage aber, welche ſich gegen

Hippel von feindlicher Seite (Keber, S. 44) dahin zu richten schien, daß er diese Mutter, für deren Ideal er geschwärmt, im Leben vernachlässigt und sich in ihrem Alter von ihr um Unterstützung habe bitten lassen, ist theils schon in der „Epistolischen Lection für den Herrn Erzpriester Keber" (S. 22) als übertrieben und klatschhaft gewürdigt worden; theils muß man bedenken, daß gewisse Facta obenhin wahr sein können, die darum doch in ihren individuellen Zusammenhängen ganz anders beschaffen sind, als sie scheinen. Man vergleiche auch Hippel's Selbstbiographie (im „Nekrolog", 1796, S. 291), wo er von der Unterstützung spricht, durch die er seine Mutter in ihren letzten Lebensjahren, besonders mit reichlicher Versorgung an Thee, ihrem Lieblingsgetränk, erquickt habe. Welche Absicht konnte ihn leiten, an dieser Stelle, die nur Selbsterguß kindlicher Gefühle ist, und welche er sogar nur als ein Privatdocument ohne Zweck der Veröffentlichung niederschrieb, mit der Erfüllung seiner Kindespietät zu prunken!

Hippel's Knabenleben erscheint im Lernen, Spielen und Träumen als ein höchst poetisches und eigenthümliches. Unter den alten Schriftstellern, die ihm zu seiner ersten Jugendlecture in die Hände gegeben wurden, liebte er vor Allen den Seneca, dessen pretiöse Schreibart einen großen Reiz für ihn hatte, während er dagegen an der regelmäßigen Einfachheit des Cicero nie Geschmack finden konnte und sich mit diesem letztern Autor, wie er selbst sagt, nie würde ausgesöhnt haben, wenn derselbe nicht „De officiis" und andere philosophische Schriften geschrieben hätte. Unter den Völkern der alten Welt zog er als Knabe die Römer beiweitem den Griechen vor, indem er zu Gunsten seiner Lieblinge sagt: „Ein Mensch mit Licht und Schatten, ein Römer mit seinem kriegerischen R und orum, galt mir mehr, wenn er handelte, als ein Grieche mit all seiner Feinnasigkeit". Wenn dies auf einen überwiegend praktischen Sinn des Knaben hinzudeuten scheint, den er auch später als vielseitiger Se-

schäftsmann im höchsten Grade bewährte, so verband er denselben noch zugleich, wie wenige Menschen, mit einem Reichthum des innern Lebens, der auch seine Kinderjahre schon in Ahnung und Anschauung einer übersinnlichen Beziehung der Dinge beglückte. Seine Liebe zur Einsamkeit war seinen Aeltern und Gespielen ein Räthsel; aber wenn er allein im Garten verweilte, um zu lernen und nachzudenken, fiel ihm die Stelle ein: „Ich muß sein in Dem, was meines Vaters ist!“ denn er hielt den Garten für Gottes Tempel. Hörte er die Bienen um sich summen, so dachte er, daß es seine Collegen wären, und der Fleiß dieser Kleinen stärkte ihn in dem Vorsatz, nie müßig zu sein. Mit Gott führte er überhaupt in seiner Kindheit ein patriarchalisches Leben, wie er sich ausdrückt, indem er nichts ohne Beziehung auf ihn dachte oder unternahm. Merkwürdig erscheint aber besonders seine tiefgefühlte Ansicht von der Bedeutung des menschlichen Gewissens, dem er sogar einen kindischen, aber sehr poetischen Opferdienst widmete, indem er dabei von dem Gedanken ausging: warum man nicht eher das Gewissen als die Heiligen verehrte und es zu gewinnen suchte, um sich zum lieben Kind bei Gott zu machen. Es heißt darüber in der Selbstbiographie: „Das Gewissen, da stimmen wir alle überein, ist das Ebenbild Gottes in uns. Mir war das Gewissen ein unwiderleglicher Beweis von der Existenz Gottes; es zeigte mir sein Dasein, sein Wohlgefallen und sein Missfallen an. Es war mein Sokratischer Dämon und, um christlich zu sprechen, mein Engel, mein Schutzgeist. Diesen bat ich oft in meiner Einsamkeit zu Gaste. Man muß, das lag mir in der Seele, mit Dem, was man liebt, gemeinschaftlich genießen; und da setzt' ich ihm, trotz dem Abraham, da er Engel bewirthete, gleichfalls etwas vor, und zwar nie etwas, das durch Menschenhände gegangen war, sondern rohe Früchte. Diese meinem Schutzgeist einmal gewidmeten Früchte eignete ich mir, wie ich mich ganz deutlich erinnere, nachher nie mehr zu, sondern ich sah sie als ein ge-

heiligtes und von meinem Magen abgesondertes Opfer an. Ganz anders verfuhr ich, wenn ich in etwas spätern Jahren meine Autoren zu mir nöthigte. Nie unterstand ich mich, für meinen Schutzgeist etwas hinzulegen, wenn nur das allerkleinste, unbedeutendste Mölkchen in meiner Seele war, nur wenn wir recht gute Freunde, oder Freunde durch mein Daisein waren, nöthigte ich ihn auf diesen patriarchalischen Schmauß, auf diese geistige Schüssel Gerngesehen!"

Dagegen war es bei seiner Vorliebe für die Römer befremdlich, daß sich Hippel nicht mit der Bedeutsamkeit der Geschichte befreunden konnte; und dieß war nicht bloß eine Eigenthümlichkeit der Jugendansicht, sondern er verharrte auch sein ganzes späteres Leben hindurch in einer theilnahmlosen Stellung zu dieser Wissenschaft. Ja es gehörte, seinen Selbstbekenntnissen zufolge, zu seinen literarischen Plänen, eine Schrift unter dem Titel: „Pyrrhonismus historicus," die von dem historischen Unglauben handeln sollte, auszuarbeiten, von der sich aber unter seinen nachgelassenen Papieren keine Spur gefunden, und die, so viel wir vermuthen können, darauf ausgehen sollte, den Mangel an eigentlicher historischer Gewißheit in den meisten Ueberlieferungen der Geschichte nachzuweisen. Man hat eben nicht nöthig, Hippeln daraus einen größern Vorwurf entstehen zu lassen als der Mehrzahl anderer ausgezeichneter Männer seiner Zeit, welche in der Geschichte ebenfalls zu keiner höhern Weltansicht gelangen konnten, und denen sie nur ein Aeußerliches blieb. Der Deutsche war damals idyllisch, patriarchalisch, häuslich, naiv und sentimental, aber es fehlte ihm durchaus an aller Universalität der Weltanschauung; und wenn es die ganze europäische Politik in jener Periode überhaupt nicht über die Kategorie der bloßen Klugheit und eines verstandeskalten Gleichgewichtssystems hinausgebracht hatte, ohne von wahrhaft geschichtlichen Interessen bewegt zu sein, wie hätte man von dem unpolitisch geborenen Deutschen verlangen sollen, Geschichte zu verstehen!

In die frühern Knabenjahre Hippel's fallen auch bereits ſchon ſeine erſten ſchriftſtelleriſchen und poetiſchen Verſuche, ſelbſt geiſtliche Lieder, obwol ſein Vater dieſe Richtung des Sohnes eben nicht begünſtigte. Bemerkenswerth iſt auch in dieſer Lebenszeit die frühe Regung ſeines humoriſtiſchen und ſatyriſchen Talents, das ſich zuerſt vornehmlich in einer Abhandlung verrieth, die er „wider den unzeitigen Kohl" ſchrieb, ein Gericht, dem er nie Geſchmack abgewinnen mochte, das aber nur um ſo häufiger auf den Mittagstiſch kam, je bitterer er ſich darüber bei der Mutter beſchwerte, und vor dem er ſich jetzt durch die Abhandlung, die Eindruck gemacht, wirklich Ruhe verſchaffte. An der Mutter fanden ſeine jungen Witzausbrüche überhaupt Nahrung und Aufmunterung, und er ſelbſt geſteht, daß ſeine ſatyriſche Anlage vielleicht nie zu Kräften gekommen wäre, wenn ſie nicht, „ſobald nämlich kein Gewitter im Anzuge war," ihr Gefallen daran geäußert, was ſchon aus ihrem eignen, oben angedeuteten Charakter hervorgeht, während dagegen der Vater dem Humor des Sohnes keinen Beifall ſchenkte.

Zu Michaelis **1756** bezog Hippel in ſeinem ſechszehnten Jahre die Univerſität Königsberg und ſtudirte außer der von ihm zur Berufswiſſenſchaft erwählten Theologie, die er bei dem Wolfianer Schultz hörte, auch Mathematik und Philoſophie mit Eifer — letztere, nach ſeiner eignen Angabe, bei Buck, — und erſt nachdem er bei demſelben den ganzen philoſophiſchen Curſus durchgemacht, beſuchte er die Kant'ſchen Vorleſungen. Die Angabe Hippel's in der Selbſtbiographie, daß Kant damals erſt zu leſen angefangen, iſt ebenfalls der Gegenſtand misgünſtiger Bemerkungen geworden, und Hippel erſcheint ſchon deshalb als ein ausgezeichneter Mann, weil die Welt ihm auch das Kleinſte zum Vorwurf gereichen ließ; denn ſo verfährt ſie nur mit den großen Individualitäten. Es iſt jedoch gar nicht abzuſehen, welches hier der Zweck Hippel's geweſen ſein ſolle, die Anfangszeit der Kant'ſchen Vorleſungen ſpäter zu ſetzen, als ſie in der That

war; aber man ſcheint ihm die Abſicht untergeſchoben zu haben, als hätte er dem ihm literariſcherſeits gemachten Vorwurf, daß er in ſeinen Schriften, beſonders in den „Lebensläufen", Kant'ſche Sätze benutzt und daran gewiſſermaßen ein Plagiat begangen, dadurch begegnen wollen, daß er ſich nicht unmittelbar als aus dieſer Schule hervorgegangen darſtellt. Ueber dieſen letztern Umſtand ſpäter; aber hier iſt nothwendig, zu bemerken, daß unſer Hippel vollkommen Recht gehabt, wenn er ſagt, daß Kant damals erſt zu leſen angefangen, denn der Philoſoph hatte ja erſt am 27. September 1755 ſeine Doctordiſſertation („Principiorum primorum cognitionis metaphysicae nova dilucidatio") an der Univerſität Königsberg vertheidigt *) und konnte mithin höchſtens ein Jahr als Privatdocent geleſen haben, als Hippel im Jahr 1756 nach Königsberg kam **). Die Angabe Schlichtegroll's („Nekrolog", 1796, S. 314) von der Anfangszeit der Kant'ſchen Vorleſungen, wodurch er Hippel's Angabe als falſch bezeichnen will, iſt ſo fabelhaft, daß ſie nur ein Druckfehler ſein kann.

Unter den äußern Verhältniſſen ſeines akademiſchen Lebens iſt ſeine gleich zu Anfang ſich bildende Stellung zum Hauſe des holländiſchen Juſtizraths Woyt erwähnenswerth. Hippel war in dieſe Familie ohne Zweifel als Hauslehrer und Erzieher eingetreten, um ſeine nichts weniger als unabhängige Lage dadurch zu verbeſſern, obwol es in der Selbſtbiographie faſt durchgängig ſo geſtellt wird, als habe er ſich nur in freundſchaftlichen Verhältniſſen und als Geſellſchafter dieſem Hauſe angeſchloſſen. Darüber ſei im Allgemeinen auf früher gemachte Bemerkungen verwieſen. Das neue Verhältniß wurde ſehr einflußreich und wichtig für Hippel, nicht nur durch die günſtige äußere Stel-

*) Vergl. „Anſichten aus Immanuel Kant's Leben", von Dr. J. Th. Rink (Königsberg, 1805), S. 36.

**) Vergl. „Epiſtoliſche Lection für den Herrn Erzprieſter Reber", S. 47.

lung, die ihm auch Muſe und Heiterkeit zu ſeinen Studien vergönnte, ſondern beſonders durch den Umgang mit Woyt, einem gebildeten Juriſten, der ſeinen nachherigen Entſchluß, ſich der Rechtswiſſenſchaft zu widmen, angeregt zu haben ſcheint. Um dieſe Zeit begann ſich auch Hippel im Predigen zu verſuchen, obwol er nur fünf Mal die Kanzel beſtieg. Nach ſeiner erſten Predigt ſchickte eine vornehme Dame ihren Bedienten in die Sacriſtei, um ſich nach ſeinen Namen zu erkundigen, den auch Hippel im ſtolzen Bewußtſein ſeiner Rednergewalt, durch die er wahrſcheinlich ihr Herz gerührt habe, ſagte, als der Bote ihn mit dem Seufzer wieder verließ, daß ſeine Herrſchaft auch kein Wort von der Predigt verſtanden hätte. Dagegen hatte ſich Hippel des Beifalls zu erfreuen, den ſein Gönner Woyt dieſen Predigten ſchenkte.

Die Bekanntſchaft mit einem Verwandten der Woyt'ſchen Familie, einem ruſſiſchen Lieutenant von Keyſer, welcher bald ſein innigſter Freund wurde, bot Hippeln Veranlaſſung zu einer Reiſe nach Petersburg, welche er ſelbſt ſtets zu den angenehmſten Perioden ſeines Lebens rechnete, und die durch neue und große Eindrücke ſeine Phantaſie und Lebensſtimmung mannichfach anregte und erhöhte. Der genannte Freund hatte von ſeinem Gouverneur im September 1760 den Auftrag erhalten, den erſten Bernſtein als ein Opfer von dem damals durch die Ruſſen eingenommenen Preußen zu den Füßen der Kaiſerin Eliſabeth zu überbringen, und Hippel nahm gern den Vorſchlag an, die Kourierreiſe mitzumachen. Als auffallend tritt uns hier beſonders der Enthuſiasmus entgegen, welchen Hippel damals für Rußland hegte, und den er ſelbſt als ein „Anſtaunen" des ungeheuern Reichs bezeichnet. Auch bewahrte er dieſe Neigung ſein ganzes Leben hindurch, und vornehmlich war es Katharina II., an der er mit einer wahrhaft glühenden Verehrung hing. Die Betrachtung dieſer großen Monarchin, der er auch ſpäter ein Exemplar ſeines berühmten Buches: „Ueber die Ehe", zuſandte,

ſcheint ſeiner ganzen nachmaligen Anſicht vom weiblichen Geſchlecht und dem Antheil deſſelben an allen Verrichtungen des Staats- und Geſellſchaftslebens, den er in ſeiner Schrift: „Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber", zu verfechten ſuchte, die erſte Anregung gegeben zu haben. Hippel rühmte ſich gern nach, daß er die Größe der Kaiſerin ſchon als Großfürſtin in ihr vorausgeahnt hätte, während ſich ihm damals Peter III. „als ein üppiger preußiſcher Fähndrich vorſpiegelte, der entweder den Kaiſerthron gar nicht beſteigen oder ſich auf demſelben nicht erhalten würde". Zur Charakteriſtik der damaligen Verhältniſſe ſei noch des Umſtandes gedacht, daß Hippeln anfangs der Paß zur petersburger Reiſe verweigert wurde, den er erſt erhielt, nachdem er verſichert, daß er wieder zurückzukehren entſchloſſen ſei.

Der Aufenthalt in Petersburg wurde ihm durch viele intereſſante Bekanntſchaften angenehm; beſonders aber war es die Familie des Viceadmirals von Keyſer in Kronſtadt, des Vaters ſeines Freundes, wo ſich ihm in der Mitte guter, gebildeter Menſchen Verhältniſſe eröffneten, die vornehmlich von Seiten der weiblichen Mitglieder des Hauſes bedeutend auf ihn wirkten. Der zwanzigjährige Jüngling, der bisher meiſt nur in untergeordneten und abgeſonderten Lebensverhältniſſen ſich bewegt hatte, ſah ſich hier zuerſt in die freiern Kreiſe der großen Welt verſetzt und, die frühere Blödigkeit der Jugend ablegend, im ſelbſtändigen Auftreten anerkannt, geliebt und geehrt. Solche Verhältniſſe machen den Jüngling zuerſt mündig, ſie machen wahrhaft Epoche in ſeiner Stellung zur Außenwelt, und für Hippel war dies überhaupt die ſchönſte und heiterſte Zeit, welche er je in ſeinem Leben genoſſen. Er gefiel ſich hier ſo wohl, daß in ihm das Gedächtniß ſeines Vaterlandes ganz zurückzutreten drohte, und faſt wäre der Norden dies Mal zu einem Capua für ihn geworden, das ihn von dem Wege der Wiſſenſchaft und Kunſt abgelenkt; denn es boten ſich ihm hier zu gleicher Zeit die drin-

gendſten Aufforderungen an, ruſſiſche Seedienſte zu nehmen und die baldige Beförderung zu einer Offizierſtelle zu gewärtigen. Die Liebe zu den Wiſſenſchaften beſiegte jedoch endlich in ihm alle Zweifel; er „dachte an Hercules, als er zwiſchen Wolluſt und Tugend eine Inauguraldisputation hielt", und faßte den Entſchluß, nach der Heimath zurückzukehren, wo er wieder als armer, dürftiger Student von vorn anfangen mußte, um dem Leben etwas abzugewinnen, während er in Petersburg reiche Verbindungen, Liebe, Freundſchaft und die nächſten Ausſichten auf Beförderung verließ.

Bei ſeiner Rückkehr nach Königsberg mußte es Hippel um ſo härter empfinden, welches Opfer er durch das muthvolle Aufgeben der petersburger Bekanntſchaften gebracht. Sein Verhältniß zu Woyt, das er allerdings etwas rückſichtslos um der Reiſe willen aufgegeben, ließ ſich nicht wieder anknüpfen, da derſelbe, wie es ſcheint, unterdeß den Subſtituten, den ihm Hippel ſtatt ſeiner zurückgelaſſen, zu ſeinem ordentlichen Geſellſchafter und Hauslehrer angenommen hatte. So ſah ſich Hippel in ſeiner Hoffnung auf eine ſorgenfreie Lage, welche die Fortſetzung ſeiner Studien begünſtigen würde, aufs bitterſte getäuſcht, und arm, verlaſſen und ohne Mittel, hatte er zugleich noch die Vorwürfe ſeiner Aeltern zu fürchten, den er ſeinen von ihnen gewiß nicht gebilligten Ausflug nach Petersburg erſt dann gemeldet, nachdem er ſchon abgereiſt war. Dazu kam ein heftiges Fieber, welches ihn jetzt in dieſem gebeugten Zuſtande ſeiner Seele befiel, und zu dem er durch Genuß des Branntweins, deſſen er ſich in Rußland wider ſeine Neigung nicht ganz hatte erwehren können, vermöge der daraus erfolgten Schwächung des Magens den Grund gelegt. In dieſem verhängnißvollen Zeitpunkt bricht zugleich der Faden der Hippel'ſchen Selbſtbiographie ab, die uns bisher geiſtreiche Lebensaufſchlüſſe gewährte.

Wiedergeneſen von jener Krankheit, fand Hippel von Neuem Gelegenheit, als Hauslehrer in eine angeſehene adelige Familie

einzutreten, in der er unter sehr günstigen und äußerlich bildenden Verhältnissen lebte. Dennoch verließ er diese Stellung schon 1762 wieder, um sich von nun an dem Studium der Jurisprudenz zu widmen. Es war um diese Zeit eine Veränderung in seinen Lebensansichten und Lebensabsichten vorgegangen, bei der ihm der früher erwählte geistliche Beruf nicht mehr genügen konnte. Er hatte nämlich einen Gegenstand der Neigung gefunden, der aber in Ansehung von Rang, Geburt und Vermögen so hoch über ihm stand, daß nur die kühnste Liebe sich der Hoffnung irgend einer Art hinzugeben vermochte. Wie sehr ihm auch dies Verhältniß von der einen Seite eine tiefe Schwermuth ankränkelte, so fehlte es doch bei einer so tüchtigen Natur zugleich nicht an kräftigem Aufstreben zu neuen Lebensplanen, durch die eine dem geliebten Gegenstande angemessene Stufe zu erringen wäre. Diese Beziehung scheint ihn zuerst angeregt zu haben, seinem Leben nunmehr die aufsteigende Richtung nach weltlicher Größe und Ehre zu geben, und vielleicht hatte sich jetzt schon der Plan zu einer künftigen Erneuerung seines Familienadels in ihm festgesetzt, den er später, wenn auch nicht mehr in dieser Beziehung, doch als Folge jener Jugendeindrücke verwirklichte. Seinen nunmehrigen Bestrebungen konnte aber kein Beruf dienlicher sein als der neuerwählte juristische, von dem er sich allein eine glänzendere Laufbahn versprechen durfte. Er führte seinen Plan mit einer bewundernswürdigen Ausdauer durch, indem er die Muße zu den neuen Studien nur durch den härtesten Mangel und Entbehrung zu erkaufen vermochte; aber eine großartige Entsagung und die Gewohnheit, mit wenigen Bedürfnissen auszukommen, halfen ihm durch zu den großen Zielen, die er sich gesteckt hatte, und die er, nachdem einmal das Eis gebrochen war, im schnellsten Lauf erstieg.

Hippel wurde im Jahre 1765 Stadtgerichtsadvokat in Königsberg, bald darauf Hofgerichtsadvokat; 1772 städtischer Gerichtsverwandter und Assessor des Stipendiencollegiums. Seine

ungemeine Geſchicklichkeit, die er in dieſen Aemtern bewies, fand allgemeine Anerkennung, und durch das Vertrauen, das ihm das Publicum ſchenkte, ſcheint er ſchon jetzt den Grund zu einer bedeutenden Verbeſſerung ſeiner Vermögensumſtände gelegt zu haben. Wir ſehen ihn bald in immer ausgedehntern Wirkungskreiſen als Criminalrath, Stadtrath, Beiſitzer des Armencollegiums, Hofbalsrichter, Criminaldirector und im J. 1789 als dirigirenden Bürgermeiſter und Polizeidirector zu Königsberg, mit dem Charakter eines Kriegsraths, zu dem ſich im Jahre 1786 das Prädicat eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräſidenten geſellte. Um dieſe Zeit ſuchte er auch in Wien um die Erneuerung ſeines Adels nach.

Alle Zeugen, die gehört zu werden verdienen, ſtimmen darin überein, daß Hippel's Thätigkeit als Geſchäftsmann eine ganz außerordentliche und glänzende geweſen. Schon als Anwalt und Richter hatte er Gelegenheit gehabt, das Talent ſeiner mündlichen Beredtſamkeit wirken zu laſſen; als Bürgermeiſter und Polizeichef war ſeine unermüdliche Geſchäftigkeit faſt eine allgegenwärtige zu nennen. Königsberg verdankt ihm in ſeiner ſtädtiſchen Verfaſſung die bedeutendſten Maßregeln für öffentliches Wohl und Ordnung; außer der durch ihn bewirkten Einrichtung des Commerz- und Admiralitäts-, Wett- und Handlungsgerichts, des Servicecollegiums, der Regeneration des Stadtgerichts, der Abſchaffung der Straßenbettelei, der Errichtung von Armenanſtalten, der Abfaſſung eines zweckmäßigen Feuerreglements handhabte er im täglichen Geſchäftsleben die Polizei mit einer ſo durchgreifenden Umſicht, daß ihm im eigentlichſten Sinne nichts von Dem, was in der ganzen Stadt ſich ereignen mochte, verborgen blieb *). Er beherrſchte ſeinen vielſeitigen Wirkungskreis, denn nur eine ſolche Geiſtesüberlegenheit wie die ſeinige

*) Vergl. „Epiſtoliſche Lection an den Erzprieſter Keber, deſſen Nachtrag zur Biographie Hippel's betreffend", S. 72 — 74.

so sicher zu bewältigen vermochte; mit einem so klaren und durchdringenden Ordnungsblick, daß er am Abend eines jeden Tages zugleich einen Abschluß seiner Geschäfte zu ziehen im Stande war und oft zu seinen Freunden zu sagen pflegte: „Sobald ich die Feder auf dem Rathhause niederlege, habe ich alles verrichtet; ich kann auf der Stelle meinen Abschied nehmen, ich bin mit nichts rückständig!" Dennoch schien er in den letzten Jahren seines Amtslebens endlich an dieser rastlosen Geschäftsbeweglichkeit zu ermüden, und er sagte einmal zu einem vertrauten Freunde: „Noch ein paar Jahre, und dann nehme ich meinen Abschied, es ist kein Verdienst mehr zu dienen." „Vor solchen Aeußerungen", setzt Schlichtegroll im „Nekrolog", 1797, S. 222, hinzu, „wenn sie einmal ihm entwischten, erschrack er sichtbar, weil er bei seiner auf Alles gerichteten Sorglichkeit fürchtete, wenn seine Obern so etwas erführen, könnten sie ihn der Ermüdung beschuldigen; denn sein Streben nach Ehre und Erwerb würde wol nie zugelassen haben, daß er selbst einen solchen Entschluß ins Werk gesetzt hätte."

So wurde Hippel ein angesehener, vornehmer und reicher Mann, der allerdings nur immer noch höher zu steigen gedachte und seinen Blick aufwärts auf die glänzendsten Ehrenstellen des Staates gerichtet hielt. In den hinterlassenen Vermächtniß an seine Verwandten sagt er sehr naiv, daß es ihm selbst ein Räthsel sei, wie er sein Vermögen gesammelt, das in der That bei seiner Sparsamkeit, Ordnungsliebe und wenigen Bedürfnissen so bedeutend anwuchs, daß sein Geldnachlaß mehr als 140,000 Thaler betrug, während er seine Laufbahn arm und mittellos begonnen hatte. Es dürfte ihm dies Geld jedoch schwerlich, wie er an der angeführten Stelle hinzusetzt, vom Himmel gefallen sein, sondern seine mannichfachen Aemter und wohlberechnete Ankäufe memelscher Reverse waren, wie es scheint, die Goldströme, aus welchen sein Reichthum herfloß. Auch war er stets bedacht, seine Geldvorräthe vortheilhaft anzulegen, sodaß er jede

namhafte Summe, die ihm einging, sogleich auf die Bank schickte und fast nie etwas Erhebliches an baarem Gelde im Hause oder in der Tasche hatte. Will man dies Geldliebe nennen, so höre man dagegen Hippel selbst, welcher diese seine Gewohnheit vielmehr aus einer natürlichen Abneigung gegen das Geld herleitet, indem er von sich sagt: „Ich bin so wenig zur Geldliebe aufgelegt gewesen, daß ich nie Geld ausstehen und bei mir tragen oder unmittelbar selbst sammeln können.“ Die Reichthümer, die er sammelte, waren auch eigentlich für ihn selbst nicht vorhanden, indem er sich in der Einfachheit seiner äußern Erscheinung stets gleichblieb und selbst den geselligen Aufwand, zu dem ihn seine hochstehenden Verhältnisse hinundwieder veranlassen mochten, durch seine umsichtige Weltklugheit zu mäßigen oder seinen Grundsätzen unschädlich zu machen verstand. Dennoch fehlte es in seinem Hause nicht an mancherlei Verzierungen und Anlagen, die er meistentheils nach eignem, grillenhaftem Geschmack hatte einrichten lassen, und von denen die „Lebensläufe“ ebenfalls manche Abbilder und Vorbilder in einigen ihrer Darstellungen enthalten. Sein Haus war mit allerlei Seltenheiten, Kunstgegenständen und Alterthümern ausgeschmückt, in deren Anordnung und Zusammenstellung stets irgend eine ideelle Beziehung für ihn selbst zu Grunde gelegt war. Bücher besaß er wenig; bedeutender war seine Gemäldesammlung, auf die er selbst viel hielt, welche aber doch weniger Werth gehabt haben soll, als seine eigne Meinung, die auf keiner sichern Kunstkennerschaft beruhte, dafür in Anspruch nahm. Auch ein alter Flügel befand sich in seinem Hause, auf dem er sich mit der einen Hand zu begleiten pflegte, wenn er, seiner Lieblingsgewohnheit nach in einsamen, ganz seinem Innern angehörigen Stunden geistliche Lieder sang.

Gegenstand einer besondern Sorgfalt und geheimen Liebe war ihm aber vornehmlich sein Landgut vor dem Steindammer Thore, auf den sogenannten Husen, wohin er in häufigen Spa-

ziergängen wallfahrtete, wenn es ihm vergönnt war, der Stadt und den Amtsgeschäften den Rücken zu kehren. War er vor der Welt, der er sich immer nur in der strengsten Würde der Repräsentation zeigte, der abgemessene, klare und kalte Mann des Verstandes gewesen, so regte sich dagegen auf der andern Seite seiner Natur, sobald sich diese in ihm zu erschließen begann, ein wahrer Frühlingsdrang der Phantasie, die nur um so mächtiger in ihm wurde und ihn selbst zu Schwärmereien hinriß, weil er ihr Herausblühen aus seinem Innern sorgfältig zu hüten und vor der Welt, die dies an ihm nicht kennen sollte, zu verbergen suchte. Dieser Blütenseite seines innern Menschen scheint er in ländlicher Einsamkeit auf jenen Hufen hauptsächlich nachgelebt und nachgeträumt zu haben. Besonders in der Einrichtung des Gartens ließ er sich hier ganz in seinen Lieblingsphantasien gehen. Eine ganze Partie desselben bildete einen vollständigen Kirchhof nach, mit Grabhügeln, Denksteinen, Todtenschädeln, Inschriften und Trauerblumen aller Art; manche andere Anlagen trugen gleichfalls diese Erinnerungen an den Tod zur Schau, auf den Hippel mit seinen Gedanken und Gefühlen im Leben wie in seinen Schriften unaufhörlich zurückzukommen pflegte. Zugleich feierte er hier das patriarchalische Andenken seiner Vorfahren durch die Einrichtung eines Bauerstübchens, welches ihn an das idyllische Pfarrwitwenhaus, das eine priesterliche Urahnin seiner Familie in Löwenstein bewohnt, und von dem er auch in der Selbstbiographie ein sehr behagliches Bild gezeichnet, erinnern sollte. So wollte der vornehme Mann an dieser Stelle auch seines Ranges vergessen, um sich ganz in ein andächtiges Stilleben zu versenken, das ihn wol oft mitten im Geräusch und Glanz seines Amtslebens wie eine heimliche Sehnsucht beschleichen mochte. Er trug sich überhaupt sein ganzes Leben hindurch mit dem süßen Glück eines Geistlichen, dessen Stand und Leben er gern auf das reizendste ausmalte. Als er sich einmal mit einem jungen Freunde, der ihm

ſeinen Uebertritt vom juriſtiſchen zu dem ſeinen innern Bedürfniſſen entſprechendern theologiſchen Studium meldete, von der Theologie unterhielt, ſoll er ausgerufen haben: „O daß auch ich ein Paſtor bei einer Dorfgemeinde geworden wäre!“ Dem gemäß iſt auch ſein Vermächtniß an ſeine Verwandten zu erklären, worin er es ſeinen Nachkommen ans Herz legt, ſich im Mittelſtande zu halten, und beſonders den Lieblingswunſch ausdrückt, daß immer ein Hippel Geiſtlicher werden möge. Hiermit ſteht nun freilich die durch ihn bewirkte Adelserneuerung der Familie im ſeltſamſten Widerſpruch, den zu beſeitigen nicht zu unſerer Aufgabe gehört, denn es kann bei der treuen Darſtellung eines ſo labyrinthiſchen Charakters, wie der Hippel'ſche iſt, eben nicht darauf ankommen, alle Widerſprüche, die ſich in ihm durchkreuzen, aufzulöſen, ſondern vielmehr nur die menſchlich zuſammenhängenden Fäden nachzuweiſen, welche ſich durch dies Labyrinth der Widerſprüche als die leitenden Gänge hindurchziehen. Jene Adelserneuerung aber ſcheint Hippel ſelbſt nach geſchehener Sache wieder bereut zu haben; wenigſtens hätte er ſonſt die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A. bis Z.“, ſein letztes größeres Werk, nicht ſchreiben können, welches die geiſtreichſte und witzigſte Parodie alles Adelthums iſt, die je gedichtet worden. Die „Kreuz- und Querzüge“ entſprechen auch ganz ſeinen früher ſtets gehegten Grundſätzen über den Adel, ſodaß man kaum ſagen könnte, er habe ſeine Geſinnung darüber geändert, ſondern er hat bloß ſein eignes Adelsdiplom als ein ironiſches Factum nach ſeiner Weiſe dazwiſchen und dagegen ſpielen laſſen.

Verhält es ſich doch ebenſo, wenn auch in der umgekehrten Art, mit ſeinen Anſichten über die Ehe und ſeiner eignen dagegen contraſtirenden Eheloſigkeit. Jener Stern der Liebe, welcher ihn einſt in der Jugend zum Streben nach der Höhe gelockt hatte, ſcheint wieder unſichtbar für ihn geworden zu ſein, und ein neuer pflegt über dem ſich verengenden Geſichtskreis der

spätern Jahre seiten dem Menschen aufzugehen. Dieser Widerspruch, daß Hippel, der sinnreichste Lobredner der Ehe, ehelos blieb, dürfte der am wenigsten schneidende und befremdende in seinem Leben sein, obwol er fast zum Sprüchwort geworden ist. Denn wer begeistert sich nicht für etwas Bedeutendes, für eine wichtige und heilige Idee nur um so lebhafter, je mehr ihn Umstände oder dämonische Launen des eignen Charakters verhindern, sie an sich selbst zur Ausführung zu bringen? Eben weil Hippel ehelos war und es vielleicht fühlte, daß die Ehe allein im Stande sein würde, die mancherlei Härten seines Lebens und Wesens auszugleichen und zu versöhnen, wurde er der trefflichste Lobredner Dessen, was ihm fehlte; er wurde ein wahrer Philosoph der Ehe, dessen System nur ein gleiches Schicksal mit der Platonischen Republik theilen mochte. Es ist gewiß, daß eine glückliche Ehe ihn der Harmonie des Dasein angenähert haben würde, um die er bis zu seinem Tode schmerzlich, aber vergeblich kämpfte; nur durch die Liebe hätten die beiden antipolaren Richtungen seines Charakters, an denen er sich aufrieb, zu einer mildern Mischung ineinanderschmelzen können. In Ermangelung derselben hatte sich aber seine Natur immer entschiedener gegen die Welt isolirt, in sich selbst aber gespalten, und statt der Hingebung und Selbstmittheilung, welche das Wesen der Liebe ausmachen, und in denen allein jeder befriedigende Lebensgenuß beruht, mußten sich daher Verschlossenheit und eine künstliche Stellung gegen die Menschen bis zu einer gewissen Planmäßigkeit in seinem Charakter festsetzen. Es wird Manchen geben, welcher unsern Hippel deshalb verdammen möchte; denn leider sind gerade Diejenigen, die aus der christlichen Liebe und Milde eine Art Profession machen, meist die Hartherzigsten, die sich berechtigt glauben, um der Liebe willen lieblos zu werden gegen Den, welchen sie nicht in seinem Unglück begreifen. Daß Hippel des Glückes der Liebe und Ehe fähig war, beweisen seine Schriften, in denen er ununterbrochen ein tiefes Gedankenleben

mit dieſen Genien des menſchlichen Daſeins lebte; daß er dies Glück in der Wirklichkeit dennoch nicht fand oder nicht finden konnte, war der Schmerz, dem ihn ſein Schickſal anheimfallen ließ; und auch der ſelbſtverſchuldete Schmerz, wenn dies hier der Fall geweſen ſein ſollte, verdient Rückſicht ſtatt Verdammung. Hippel's bisherige Biographen und Beurtheiler haben dies Verhältniß nie aus pſychologiſchen Geſichtspunkten überlegt, ſonſt hätten ſie ihn deshalb weder verſpotten noch haſſen können. Sie knüpfen freilich daran die Anklage, daß der Lobredner der Ehe, wie ſich der genannte Keber ausdrückt, „das weibliche Geſchlecht gemisbraucht und durch die That (Schlichtegroll, im „Nekrolog", nennt es ſogar „raffinirte Wolluſt") herabgewürdigt habe". Von dieſen ſogenannten geheimen Sünden des großen Mannes hat indeß Niemand gezeugt, der ſie geſehen oder ihnen ſelbſt beigewohnt hätte. Es ſind finſtere Vermuthungen, Gerüchte, Stadtgeklätſch, denen die Gewißheit fehlt *). Für Das, was er im Verborgenen thut, iſt überdies nur Jeder Dem verantwortlich, der ins Verborgene ſchaut, der aber auch die Herzen anſieht und nicht bloß die Thaten. Tugend, Sitte, weibliche Unſchuld und Würde, wer hätte ſie ſinniger erkannt und herrlicher ihre Bedeutſamkeit gefeiert als der zartfühlende Verfaſſer der „Lebensläufe nach aufſteigender Linie" und des Buches: „Ueber die Ehe"? Wer hat zugleich ſtrenger und wirkſamer als Er den öffentlichen ſittlichen Anſtand repräſentirt? Er, der jedes Wort hütete, das der Würde ſeiner äußern Erſcheinung hätte nachtheilig werden können. Iſt er aber in dunkeln, dämoniſchen Erdenſtunden, wo der Menſch ſeiner ſelbſt nicht gewiß iſt, einmal gefallen, und hat er ſeine Schwäche vor den Augen der Welt ſorgſam zugedeckt, ſo iſt dadurch der öffentliche ſittliche Anſtand von ihm nicht verletzt worden, und ſeine That gehört nicht der Öffentlichkeit, alſo auch nicht dem öffentlichen

*) Vergl. „Epiſtoliſche Lection für den Erzprieſter Keber", S. 45 fg.

Urtheil mehr an. Hippel war im erhabenſten Sinne Tugendlehrer und Tugendbeiſpiel in ſeiner öffentlichen Erſcheinung, und bei ſeinem unabläſſig mit ſich ſelbſt kämpfenden und beſchäftigten Gemüthe haben ſich ohne Zweifel auch aus den Momenten, wo er dem Streit unterlegen, höhere Blüthen der Selbſterkenntniß und Gottesverehrung in ihm losgerungen. In ſolchen Naturen wächſt Alles dem höhern Ziel entgegen, und ſelbſt das feindliche Element in ihnen muß dem Segen dienen, indem es, ſich ausſtürmend, zu einem reinigenden wird.

Die Entbehrung der Liebe und Ehe läßt ſich nicht einmal durch verwandte Begriffe im Leben erſetzen, ſonſt würde Hippel dieſen Erſatz ſicherlich in der Freundſchaft gefunden haben. Er verſtand ſich wie Wenige auf Freundſchaft, er hatte ihren Begriff ſtudirt wie eine Wiſſenſchaft oder Kunſt, und es war ihm gelungen, einen auserwählten Kreis der trefflichſten Männer um ſich zu verſammeln. Hamann, Scheffner, Immanuel Kant, Jenſch, Borowski, Deutſch, Fiſcher, Lauſon (ein damals bekannter Dichter) waren die Vertrauteſten ſeines Umgangs, ſoweit es Hippeln auch in der Freundſchaft möglich war, ſich ganz zu vertrauen. Er konnte einmal nicht mehr aus der gekünſtelten Charakterſtellung herausgehen, in der er bald ſich ſelbſt, bald die Andern zu täuſchen genöthigt war, und ſo ermangelte er auch in der Freundſchaft des Glückes der unverfälſchten Selbſtmittheilung, das ihm die Liebe nicht gewährt hatte. Die Verhältniſſe mit den genannten Freunden waren ohne Zweifel größtentheils nur geiſtreiche Verbindungen, welche an dem von beiden Seiten zuſammentreffenden Intereſſe einer denkenden Unterhaltung ihren Anhalt hatten, und nur die Freundſchaft mit Scheffner, deſſen Hippel immer auf das innigſte erwähnt, war vielleicht die einzige, an welcher das Herz mehr Antheil gehabt als der Kopf. Dieſe Freunde verſammelten ſich beſonders gern zu Mittagsgeſellſchaften miteinander, wo ſie ſich wahrhaft philoſophiſcher Symposien erfreuten, und Hippel gedenkt derſelben ſo-

gar in dem oft angeführten Vermächtniß an ſeine Verwandten mit Behagen, indem er an einer Stelle ſagt: „Kant aß gern bei mir, und mehr als ein Mal ſaßen wir von Mittag um ein bis Abends acht Uhr, nicht aber um des Leibes, ſondern um der Seele zu pflegen.“ Gleichwol wußte Kant während Lebzeiten Hippel's nicht einmal um die Autorſchaft deſſelben; wenigſtens war unter ihnen mündlich nie davon die Rede geweſen, noch hatte ihm Hippel ſelbſt irgend eine vertraute Mittheilung über ſeine anonymen Schriften gemacht, obwol Kant durch literariſche Gerüchte ſogar ſelbſt als Verfaſſer derſelben, namentlich der „Lebensläufe“ und des Buchs: „Ueber die Ehe“, in Anſpruch genommen war. Dennoch nennt auch Kannt in der „Erklärung wegen der von Hippel'ſchen Autorſchaft“, welche er nach Hippel's Tode zur Abweiſung der ihm zugeſchriebenen Bücher (im „Allgem. literar. Anzeiger“, 1797, Nr. 2, S. 15, 16, und in der „Allgem. Literaturzeitung“, 1797, Nr. 9, S. 72) abgab *), Hippel ſeinen vertrauten Freund, und die Behauptung Rink's (vergl. „Anſichten aus Kant's Leben“, S. 145 — 146), daß beide Männer nie in einer engern Verbindung mit einander geſtanden, wird eben durch dieſen Kant'ſchen Aufſatz widerlegt, worin Kant ſelbſt von ſeinem engen Umgange mit Hippel ſpricht. **) Uebrigens hatte der königsberger Philoſoph bei dieſer Gelegenheit, wo es ſich um das Hippeln angeſchuldigte Plagiat, das er an Kant'ſchen Ideen, beſonders in ſeinen „Lebensläufen“ begangen haben ſollte, handelte, dennoch ein falſches Licht auf ſeinen Freund fallen laſſen, indem er es ohne Weiteres ſo herausſtellt, als habe Hippel aus ſeinen Collegienheften, die er ſich irgendwie zu verſchaffen gewußt, manches Populaire, was der aufgeweckte Mann in ſeine launigen Schriften miſchen konnte,

*) Borowski, „Ueber das Autorſchickſal des Verfs. des Buchs über die Ehe u. ſ. w.“, S. 58 — 65.

**) Vergl. auch über Kant's und Hippel's Freundſchaft: „J. Kant's Biographie“ (Leipzig, 1804), S. 148 — 150.

entnommen, um so „durch die Zuthat des Nachgedachten dem Bericht des Witzes einen schärfern Geschmack zu geben", und es eben daraus auch erklärt, wie dieser sein vertrauter Freund in ihrem engen Umgange doch über seine Schriftstellerei nie ein Wort habe fallen lassen. Die Rechtfertigung Hippel's in dieser Beziehung ist nicht schwer. Jene Kant'schen Ideen und Deductionen finden sich allerdings unleugbar und vielleicht oft wörtlich in dem genannten Werke vor; aber sie sind ja ihrem wesentlichsten Inhalt nach dem in dem Roman eingeführten königsberger „Professor Großvater" in den Mund gelegt, in welchem Hippel augenscheinlich Niemand anders als Kant selbst hatte hinzeichnen wollen. Dem Philosophen gab er also, was des Philosophen war, und so that er seinerseits mit vollkommener Befugniß, was des Dichters war. Er ließ seinen Professor Großvater einen Auszug aus der Kant'schen Philosophie vortragen, und Kant, welcher der Großvater selbst war, hätte daher seine Copie wenigstens keines Plagiats an seinen Heften zu beschuldigen brauchen. Das eigentlich Auffallende war aber freilich, daß diese Ideen in den Hippel'schen „Lebensläufen" früher ins größere Publicum kamen als die Kant'schen Vorlesungen selbst, denen sie angehörten, und welche der Philosoph erst später dem Druck übergab. Dadurch gewann es eben eine Zeitlang eine gewisse Augenscheinlichkeit, daß Niemand anders als Kant der Verf. der „Lebensläufe" sei. Außerdem irrte sich Kant in der abgegebenen Erklärung, wenn er darin sagt, daß Hippel nur das Populaire aus seiner Philosophie aufgenommen und sich überhaupt nie sonderlich mit Philosophie befaßt habe. Daß Hippel die ganze speculative Richtung der Kant'schen Philosophie seinem Bewußtsein angeeignet, hat er eben in seinen „Lebensläufen" bewiesen, worin er die Hauptresultate derselben mit vieler eigenthümlichen Freiheit der Darstellung gewissermaßen populair wiederzugeben gesucht, und es gehört zu den Curiositäten der Literaturgeschichte, daß dieselben schon 1779 (in welchem Jahre der betreffende zweite

Theil der „Lebensläufe" erſchien) in einem Roman ins Publicum kamen, während die „Kritik der reinen Vernunft" erſt 1781 gedruckt wurde. Kant mag die „Lebensläufe" nur oberflächlich angeſehen haben, und es iſt ja immer die Eigenſchaft der meiſten großen Männer in Deutſchland geweſen, daß ſie, ganz in ihre eigne Individualität verſenkt, gerade die bedeutenſten Erſcheinungen, welche auſſer und neben ihnen in der Zeit vorgehen, gern und flüchtig von ſich abweiſen, wenn es ihnen unbequem kommt.

Daß überdies nicht nur Kant'ſche Ideen, ſondern auch Gedanken anderer Freunde in Hippel's Schriften übergegangen ſind, hängt mit der Art und Weiſe zuſammen, wie er zu arbeiten und ſelbſt die geſprächlichen Aeußerungen ſeiner Freunde und Umgebungen für ſeine Productionen zu benutzen pflegte. Er hatte nämlich nicht nur die Gewohnheit, ſich Alles aufzunotiren, was Andere in der Wärme der geſellſchaftlichen Unterhaltung Bemerkenswerthes oder ſonſt treffend und eigenthümlich Geſagtes hatten lautwerden laſſen, und dies dann bei Gelegenheit in ſeinen eignen Schriften, entweder anders gefaßt oder nur in einen originellen Zuſammenhang aufgenommen, anzuwenden, ſondern er gab auch ſeine Manuſcripte ſeinen Vertrauteſten, die um das Geheimniß wußten (worunter namentlich Scheffner und Jenſch gehörten), zur Durchſicht, welche denn Randbemerkungen und Zuſätze hinzuzufügen pflegten, welche Hippel nicht ſelten ſo, wie ſie waren, in den Zuſammenhang des Textes aufnahm. Auf dieſe Weiſe ſollen in dem Buche: „Ueber die Ehe", und der Abhandlung: „Ueber die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber", ganze Abſchnitte von Jenſch herrühren, ſowie ebendeshalb auch Scheffner eine Zeitlang für den Verf. der „Lebensläufe" galt, weil ſeine Freunde in manchen Partien derſelben ſelbſt ſeine mündliche Ausdrucksweiſe ſo genau wiedererkennen wollten, als wenn ſie ihn ſelbſt ſprechen hörten. Alle dieſe Umſtände wußte Hippel zugleich ſehr geſchickt zum Deckmantel

seiner eignen Autorschaft zu benutzen, indem er hinter diesen Anzeichen, welche Andere als Verfasser seiner Schriften erscheinen ließen, und die er selbst noch künstlich zu steigern und immer täuschender zu machen sich bemühte, seine Anonymität um so sicherer verbarg. Das Geheimniß derselben konnte aber um so weniger verrathen werden, da der Verleger selbst, dem die Manuscripte immer durch die dritte Hand zukamen, seinen Autor nicht kannte und einen ganz Andern dafür hielt. Ueber den Grund, weshalb Hippel seine Anonymität so sorgfältig beobachtete, hat er sich selbst einmal an einer Stelle seiner Abhandlung: „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber", entschieden ausgesprochen, und der rein praktische Gesichtspunkt, welcher ihn dabei leitete, war kein anderer als die Rücksicht auf seine Staatsdienerlaufbahn, indem er glaubte, daß die ungünstige Meinung, welche die Behörden gewöhnlich von schriftstellernden Beamten hegen, ihm in der Erreichung seines hochgesteckten weltlichen Zieles nachtheilig werden könne. *)

Während aber Hippel so genau in Gesinnung und Charakter seiner Freunde eindrang, daß er selbst ihre unbewachten Gedanken, welche sie in der Stimmung des Augenblicks gegen ihn äußerten, durch heimliches Niederschreiben festhielt und nachher anwandte, wodurch selbst noch nach seinem Tode, wo man diese Notate auffand, Mancher derselben hätte compromittirt werden können, so schloß er sich dagegen selbst so systematisch auch gegen die innigst Befreundeten ab, daß er darin fast das Ansehen einer im steten Vertheidigungszustande begriffenen Festung hatte. Seine Freunde mußten nicht nur alle Briefe, die sie von ihm erhielten, vernichten, sondern Einigen derselben hatte er es sogar zur Bedingung gemacht, ihm dieselben stets im Original wieder zurückzuschicken, sodaß er dadurch jede Möglichkeit aufhob, Dinge über sich im Publicum bekannt werden zu las-

*) Vergl. Borowski a. a. O. S. 42 fg.

ſen, die er geheimhalten wollte. Hätten es viele große Männer in Deutſchland ſo auf die Vernichtung ihres Briefwechſels angelegt wie Hippel, ſo würde unſere Literatur jetzt nicht zu ſtöhnen haben über die Menge der leidigen Briefſammlungen, welche mit ihren längſt verblichenen Particularitäten gar nicht für die Oeffentlichkeit gehören. In Beziehung auf die Freundſchaft war freilich ſein mistrauiſches Verfahren kaum zu rechtfertigen und vielleicht nur in dem Sinne einigermaßen zu entſchuldigen, daß er zur Deckung ſeines Autorgeheimniſſes und ſeiner literariſchen Angelegenheiten, welche beſonders Gegenſtand ſeines Briefwechſels geweſen ſein mögen, jedes Mittel zu ergreifen genöthigt war. So lebte er eigentlich, mit einem reichen, blühenden Innern und in glänzenden Außenverhältniſſen, dennoch hart und mühſam, indem ihn ſein einmal eingenommener Lebensſtandpunkt, der ihn auf ein Fingiren und Mechaniſiren des Daſeins anwies, in allen Zuſtänden, auch in denen der Freundſchaft und des mittheilenden Umgangs, zu einer folgerechten, aber kalten und unerquicklichen Künſtlichkeit zwang. Indeß iſt gewiß, daß er für die Nachſicht, die man ihm für manche ſeiner Charaktereigenheiten ſchenken mußte, auch vielfach zu entſchädigen und zu belohnen im Stande war, und den großen Reiz ſeines perſönlichen Umgangs ſowie die hinreißende geiſtige Anregſamkeit ſeiner mündlichen Unterhaltung haben ſelbſt ſeine Feinde nicht abzuleugnen vermocht, ſogar Keber nicht. (S. a. a. O. S. 99).

Hippel ſtarb am 23. April 1796 im fünfundfunfzigſten Jahre ſeines Alters an der Bruſtwaſſerſucht. Seine unermüdete, beiſpielloſe Amtsthätigkeit hatte nicht wenig zur allmäligen Verzehrung ſeiner Kräfte beigetragen, und beſonders war die Anſtrengung, welche er während ſeines Aufenthalts in Danzig der ihm anvertrauten Organiſation des dortigen Stadtweſens gewidmet, Veranlaſſung geworden, daß er das eine ſeiner Augen einbüßte, welcher Verluſt ihm gerade in ſeinen ſpätern Lebensjahren ſchmerz-

liche Hemmung und innere Bekümmerniß verurſachte. Er ſtarb ſchwer und ungern, obwol ſich Niemand in Gedanken und Vorſtellungen vertrauter mit dem Tode zu machen geſucht hatte als er, und noch wenige Tage vor ſeinem Hinſcheiden haſchte er ängſtlich wenigſtens nach dem Schein des Lebens, indem er ſich im Seſſel aufrecht zu erhalten ſuchte und ſich wie zur Zeit ſeiner Kraft mit Acten umgab, als wolle und könne er arbeiten. Er hatte auf längeres Arbeiten und Wirken gehofft, und darum mochte er dem Tod, der ihn aus der Mitte der vielſeitigſten Pläne und Beſtrebungen herausriß, nicht mit der Hingebung entgegengehen, von der er ſelbſt wol in ſchönen Stunden der Andacht als von einem fernen Abendſonnenſchein des Daſeins geträumt hatte. Dem Vielbeſchäftigten konnte die Lebenszeit wol zu kurz geworden ſein; und wer möchte es ihm zum Vorwurf gereichen laſſen, wenn er ſchauderte und erſchrack, als der Minutenzeiger der Erdenſtunde zu früh ſtockte und plötzlich innehielt? Außer ſeinen vielen Aemtern und ſeiner ununterbrochenen literariſchen Thätigkeit hatte er ſich auch eine Zeit ſeines Lebens hindurch damit beſchäftigt, durch Freimaurerverbindungen zu wirken und den ordensgeſellſchaftlichen Zweck dieſer Art eine erhöhtere Richtung zur Förderung menſchlicher Cultur zu geben, obwol er nach mancherlei mißglückten Verſuchen und Hoffnungen dieſer Idee wieder entſagt zu haben ſcheint. Dies geht aus ſeinen „Kreuz- und Querzügen“ hervor, die auch in dieſer Beziehung wie in der auf den Familienadel eine dichteriſche Parodie wirklicher Lebensbeſtrebungen ihres Verfs. ſind, zugleich aber auch beweiſen, wie großer Ernſt es Hippeln ſelbſt einmal mit Ordensverbindungen geweſen ſein muß, da er in dieſem Roman ſo gründliche und umfaſſende Studien der geheimen Ordensgeſchichte verräth.

Die Umſtände vereinigten ſich gewiſſermaßen durch ein ironiſches Spiel dazu, um die Contraſte, welche dieſes Mannes Leben bewegten, noch nach ſeinem Tode fortzuſetzen. Sein ſtilles,

in der Junkerſtraße in Königsberg gelegenes Haus, das immer einen faſt klöſterlichen Anſtrich gehabt, wurde bald darauf in ein geräuſchvolles Poſthaus verwandelt, und ſein Idyllenſitz auf den Hufen, mit dem patriarchaliſchen Bauernhäuschen darinnen und den allegoriſchen Todtenacker, dieſer Ort ſeiner Lieblingswallfahrten, auf denen er, gedankenvoll wandernd, die herrlichen „Handzeichnungen nach der Natur" dichtete, zu öffentlichen Sommerwohnungen an die Meiſtbietenden vermiethet. (S. „Nekrolog", 1797, S. 304). Ueberhaupt ſcheint ſein Andenken nach ſeinem Tode von ſeiner nächſten Umgebung nicht in dem Sinne geehrt worden zu ſein, als er es ſelbſt in dem Vermächtniß an ſeine Verwandten planmäßig vorgezeichnet, und wozu er durch ſein großes Vermögen mehr als die genügenden Mittel hinterließ. Dasjenige aber, was er während ſeines Lebens auf das eifrigſte zu verbergen trachtete, und wovon er ſogar gern und mit Abſicht fremden Namen den Ruhm aufdrang, um ihn von ſich abzuwenden, ſeine Schriftſtellerthätigkeit, wird gerade das Andenken ſeines Namens, das er durch ein Familienvermächtniß bezweckte, auf die Art, wie er es nicht wollte und dachte, am dauerndſten und glänzendſten bewahren; denn Hippel's literariſche Werke ſtehen bei ihren vielen einzelnen Mängeln und Formloſigkeiten ebenſo probehaltig und unvergänglich im Ganzen da, als ſein menſchlicher Charakter bei vielen Widerſprüchen und Wunderlichkeiten ſeiner Erſcheinung eine innere tiefliegende Kernhaftigkeit in ſich hatte, aus welcher das Edle und Treffliche ſeiner Natur dann, wann er ganz Er ſelbſt war, in Fülle hervorwuchs. Sein Charakter und ſeine Schriften theilen das wechſelſeitig Anziehende und Abſtoßende und die damit verbundene unaufhörliche Anregſamkeit im gleichen Maße. —

Die literariſche Hinterlaſſenſchaft Hippels hat in mancher Beziehung das Schickſal armer, verwaiſter Kinder gehabt, denn eben, weil er zu den Büchern, die er in die Welt ſchickte, nie

seine Vaterschaft bekannte, hat er ihnen auch den Schutz und die Gunst derselben nie angedeihen lassen. Da er den Druck seiner Bücher nicht selbst leitete, so erschienen dieselben meistentheils durch zahllose Druckfehler entstellt, welche ihre Lectüre sehr unangenehm machen und oft in den schönsten Partien Sinn und Zusammenhang zerstören. In den Originalausgaben von Hippel's Schriften ist weder auf Interpunction, noch auf Orthographie, noch irgend auf äußere Ordnung und Einrichtung Rücksicht genommen. Da fehlen durchaus alle Abschnitte und Abtheilungen im Ganzen wie im Einzelnen; tumultuarisch durchkreuzen sich Perioden, Sätze und halbe Sätze, Zusammengehöriges und Nichtzusammengehöriges, und bei der Art, wie Hippel seine Manuscripte einzurichten pflegte, indem er von den gebrochenen Bogen nur die eine Hälfte beschrieb, damit er die andern zu Einschaltungen und Veränderungen benutzte und auch die Bogen zerschneiden konnte, um die einzelnen Stellen nach Gefallen durch das Ganze zu vertheilen, ist leicht zu vermuthen, daß in den unordentlich betriebenen Druck Manches an eine unrechte Stelle gekommen ist, wo es sich weder verstehen läßt, noch in den Zusammenhang vernünftig eingreift, und auf solche wildgewachsene und unächte Schößlinge stößt man gar nicht selten in seinen überreichen und überfüllten Darstellungen. In diesem völlig barbarischen Zustande, der durch die eigenthümliche Sprachunrichtigkeit in Hippel's Stil (denn der seltsame Mann war der Meinung, daß kein Genie seine Sprache ordentlich verstehe) noch vermehrt wurde, befanden sich diese merkwürdigen Schriften bisjetzt, und es war um so mehr zu wünschen, daß eine Sammlung derselben, die wir vor einigen Jahren aus dem Reimer'schen Verlag in Berlin erhielten *), in berufene und kundige Hände fallen möchte, da außer den Sammeln noch so viel dabei zu thun ist. Hippel's fehlerhafte Sprache von Grund aus zu säubern,

*) Th. G. v. Hippel's sämmtliche Werke. Zwölf Bände. Berlin, 1827 — 1828. 8.

die Fortschritte der Zeit an ihr nachzuholen, manche altväterliche Falte daran auszuglätten, ist ein Geschäft, das auch der gewissenhafteste Redacteur einer Sammlung nicht bedenklich, sondern nothwendig finden wird. Die Schuld der ungebildeten Sprache liegt auch nicht allein an Hippel, sondern in seiner Zeit schrieb fast Niemand ein besseres Deutsch, wenigstens in der Periode, in welche die „Lebensläufe" fallen, denn zwischen den siebziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist schon ein bedeutender Unterschied in Form und Geist der deutschen Literatur. Wenn man die erste Ausgabe von „Werther's Leiden" betrachtet, welche mit den „Lebensläufen" zum Theil in ein Jahrzehend fällt, und ihre damalige Sprache mit der vergleicht, die sie in den neuern Ausgaben der Göthe'schen Werke allmälig gewonnen, so erhält man den Maßstab, nach dem auch die Sprache in Hippel's Schriften für uns erneuert werden muß, und man kann zugleich daran bemerken, wie wenig die Originalität und der Charakter eines Schriftstellers durch eine solche zeitgemäße Restauration gefährdet werden. Der uns unbekannte Redacteur der erschienenen Sammlung scheint das Mögliche und Nöthige für Hippel's veraltete Sprache gethan zu haben, aber für eine übersichtlichere Einrichtung durch zweckmäßige Abtheilungen, besonders durch Absätze im Druck, was ebenso nöthig war, ist leider zu wenig geschehen.

Hippel's Stil, dem an Weitschweifigkeit und Breite nichts gleichkommt, ist recht eigentlich eine Musterkarte von Lesefrüchten, und es läßt sich in jedem Satze anmerken, daß der Verfasser sehr Viel gelesen und aus seiner Lectüre die verschiedenartigsten Farben und Bestandtheile, die auseinanderliegendsten Anspielungen zu einem gelehrten Compot zusammengemischt hat. Auch hierin zeigt sich Hippel als ein Geistesverwandter Jean Paul's, mit dem er überhaupt in der ganzen Physiognomie eine ungemeine Aehnlichkeit hat, so daß er selbst, als er „die unsichtbare Loge" gelesen, ausgerufen haben soll: „Jean Paul ist

entweder mein Sohn oder wir sind Brüder in der Schriftstellerei!" Auch bei Hippel, wie bei Jean Paul, muß die Gelehrsamkeit dem Witz zur Folie dienen und dem Humor auf die Sprünge helfen, wodurch die Schriften beider Dichter eine solche bunte und aus allen Trachten seltsam gemischte Gestalt erhalten haben. Wenn man ihre Werke betrachtet, könnte man wähnen, einen lustigbewegten Hafen zu überblicken, in dem die Farben und Flaggen aller Nationen durcheinanderwehen, und die weitausgesegelten Schiffer, vom hohen Meere herüberkommend, aus allen Welttheilen die mannichfachsten Stoffe und Zeuge, die wunderbarsten Gewächse und Gesteine einer schönern jenseitigen Cultur einführen. Bei dieser Eigenthümlichkeit Beider, aus allem Fremden Nahrung zu saugen und aus der Flora der ganzen Natur- und Weltgeschichte den Honig zu bereiten, braucht kaum bemerkt zu werden, daß Beide dennoch echtdeutsche Schriftsteller sind, denen die gewöhnliche Sprachmünze nur nicht genügte, um die Innerlichkeit des reichen Geistes darin auszuprägen, weshalb sie oft die Metalle und Gesteine fremder Weltgegenden zum Schmuck und Zeichen ihrer Gedanken nöthig hatten. In manchen Partien ihrer Werke, wo der Genius den Reichthum ganz bewältigt und zu einer klaren Gestalt hervorgebildet hat, ragen sie in der That so sehr über die gewöhnliche Sterblichkeit hinaus, daß schon der bloße Goldstaub ihrer Gedanken eine ganze Legion geistesarmer Schriftsteller reich machen könnte. Aber auch das haben sie miteinander gemein, daß sie oft dem eignen Reichthum erliegen und der überirdische Rausch der Phantasie sich durch matte Athemlosigkeit das Gleichgewicht hält. So stößt man bei ihnen mitten unter orientalischem Fruchtwäldern auf libysche Wüstenein und steigt aus göttlichen Verzückungen zu breiten Verstandesraisonnements herab, weil die Glut des Sehers sich im Irdischen wieder abkühlen muß und den ganzen Himmel noch nicht ganz erträgt. Im übrigen kann eine Vergleichung zwischen Hippel und Jean Paul nur zu Gunsten des Letztern aus-

fallen, obwol derſelbe nur der Nachfolger auf der durch Hippel eröffneten Bahn iſt. Aber Jean Paul iſt mehr Dichter als Hippel, und der zarte, leichte Duft der Poeſie umſpielt ſeine Werke als ihre natürliche Atmoſphäre, welche ſich in den Schriften des Andern ſelten ganz unbewölkt und ohne die ſchweren Nebel einer nicht ins Poetiſche überſetzten, ſondern empiriſch gebliebenen Gelehrſamkeit zeigt. Jean Paul's Muſe hat Schmetterlingsflügel und trägt meiſt mit Zierlichkeit die Laſt der gelehrten Anſpielungen, welche ihr größtentheils ſchon in einem geläuterten und geklärten Zuſtande aufgebürdet wird, aber in Hippel bleibt die Gelehrſamkeit zu ſehr rohes Material, und aus den Gebäuden, die er aufführt, ſieht das unübertünchte Bauholz geſchmackwidrig hervor. In beiden Humoriſten iſt ſonſt das plaſtiſche Darſtellungstalent in Hinſicht der Figurenzeichnung faſt gleich gering, und die lyriſche Ueberſchwänglichkeit, die Alles mit ſich fortreißt, gleich gewaltig und überwiegend; Hippel's und Jean Paul's Geſtalten haben faſt durchgängig keine rechte Körperlichkeit und man glaubt nicht an ihr Fleiſch und Blut; der Dichter iſt mächtiger im Gedicht als ſeine Figuren, er beſpricht und beſingt ſie, er phantaſirt über ſie, aber er läßt ſie nicht ſelbſtändig vor uns leben. Jean Paul's Humor iſt noch etwas luſtiger, gemüthlicher und behaglicher; Hippel iſt ſchärfer, ſchneidender und wird gern ſatiriſch, wenn er ganz heiter ſein will. Aber in Beiden hat der Humor ein jugendlich lachendes Angeſicht und ein tiefes, ernſtes, nicht ſelten von den edelſten Schmerzen bewegtes Herz, und in der Ader ihres Witzes ſchlägt der Puls der Wahrheit und der Drang, die Freiheit des menſchlichen Geiſtes zu verfechten. Ein witziger Schriftſteller iſt auch zuweilen unwitzig und ſchlägt oft lange vergeblich Funken, ehe er wirklich zündet, und ſtatt des einſchlagenden Blitzes ſieht man nur das ſpieleriſche Wetterleuchten einer ſich abmühenden und nach Effecten haſchenden Laune. So finden ſich bei allen Humoriſten Partieen, wo der Witz nur commandirt und nicht von ſelber gekommen

ist. Das ist bei Hippel und Jean Paul gleichmäßig nicht selten der Fall.

Das Poetische an Hippel sind seine Gedanken; er ist ein reflectirender Gedankendichter. Das Ganze wird bei ihm nie zu einem Dichterwerk und noch weniger zu einem Kunstwerk, sondern artet in ein formloses Convolut von Abhandlungen aus, die ohne allen Sinn für Symmetrie und Architektonik der Darstellung an einandergereiht und mehr geistreich als dichterisch zu nennen sind. Um als darstellender Künstler groß zu werden, war Hippel ein zu philosophischer Kopf, und seine Schriften sind auch im Durchschnitt mehr die Erzeugnisse des Philosophen als des Poeten. In diesem merkwürdigen Mann stellt sich uns eine solche Bildung dar, die sich nach zwei auseinandergehenden Richtungen hin gleich mächtig gezogen fühlt; ein Talent, das im Philosophiren poetisch und im Dichten philosophisch angeregt wird und aus diesen beiden Tendenzen herauszuproduciren unternimmt, nach zwei verschiedenen Polen des menschlichen Geistes zu gleicher Zeit steuernd. Denn um ganz Philosoph und systematischer Denker zu sein, dazu war er wieder zu poetisch, wie er, um ganz Dichter zu sein, die Schwere des philosophischen Gedankens nie ganz verklären konnte. Der abstracten Philosophie sich ungetheilt hinzugeben, davon zog ihn ab seine Dichterphantasie und der süßlockende Ruf poetischer Träume, die zuweilen so sehnsuchtsvoll und lieblich in seinen Schriften schwärmen. Aber die Form der Schönheit blieb seinen Tiefsinn versagt. Was sein Genius als Denker und Dichter vermochte, hat er in seinem Hauptwerk, den „Lebensläufen nach aufsteigender Linie" (1778 — 81) niedergelegt und erschöpft. Dies ist ein deutsches Hausbuch voll herzerquickender Treue und Kernhaftigkeit der Gesinnung, wie sie heutzutage fast aus der Welt verschwunden ist. Die naive Sentimentalität und idyllische Frömmigkeit in dem geschilderten Leben der Curländischen Pastorsamilie ist um so anziehender, da wir hier überall, wie bereits oben

angedeutet werden, in Localitäten, Charakteren und Verhältnissen Abdrücke von Hippel's Persönlichkeit und eignen Lebensumständen finden und zu suchen haben.

Zarten Sinn und liebenswürdige Gemüthsanschauung offenbaren die „Lebensläufe" besonders in der Geschichte Minchen's. Die Briefe „Sie an Ihn" sind unvergleichlich in ihrer Art, und wir erinnern uns nie etwas Aehnliches gelesen zu haben, wo das süße herzliche Geplauder der Liebe in so inniger Seelenunschuld und in der unbefangensten Sprache kindlicher Naivität aufgefaßt und dargestellt wäre. In diesen Partien ist Hippel einmal ganz Dichter gewesen, und er weiß es auch selbst, daß ihm in diesen Briefen etwas Köstliches gelang, denn er will sie nur für wenige Edle geschrieben haben: „Euch wenigen Edlen, die ihr, wenn die Bohne in eurem Garten eine schwere Geburt hat, ihr nachhelft und die Schlauben abstreift, um ihr Luft zu machen, und die Blume, die der Sturm wie eine Witwe beugt, mit tröstender Hand aufrichtet; damit sie sowie ihr selbst gen Himmel sähe, Euch schreib' ich diese Briefe zu. Schützt sie wider Hof- und Stadtleute, die Ach und Weh über sie kreischen, wider die Schwätzer und Trunkenbolde in der Liebe, die, gewöhnt an italienische Musik, kein Schäfchen blöcken, keine Nachtigall schlagen, keine Biene schwärmen, keinen Käfer brausen hören können." Schade, daß der größere Theil des heutigen Lesepublikums aus solchen „Hof- und Stadtleuten" besteht, die sich den Geschmack an den pikanten und überwürzten Leseipeisen schon zu sehr verwöhnt haben, als daß man ihnen diese frische Naturkost noch empfehlen könnte. In allen den Verhältnissen und Schilderungen, welche sich an Minchen und ihr Lebensschicksal knüpfen, weht viel Hauch und Duft von so schönen Sommerabenden," wo sich kein Blättchen am Baume bewegt, wo die ganze Natur beim lieben Gott in der Kirche ist und Ihn, nur Ihn anhört und die Sphärenorgel, wo auch ein Lied: „Freu' Dich sehr, o meine Seele, und vergiß all Angst und Qual!"

gespielt wird." So gelungen auch Minchen's Gestalt ist, die auch in der plastischen Zeichnung die sonstige Formlosigkeit Hippel's herrlich überstrahlt, und diesen Theil der „Lebensläufe" noch am meisten das Interesse eines Dichterwerkes giebt, so nimmt doch ihr Mädchenschicksal eine zu harte und eiserne Wendung. Wer viel Unglück im Leben erfahren hat, wird dennoch einsehen gelernt haben, daß das wirkliche Leben selbst fast nie so herbe und verletzend ist, als die tragisch sein wollenden Dichter, welche auf gräßliche Contraste ausgehen, um einen unnatürlichen Schauder hervorzulocken, der in der Welt, die auf Gott gebaut ist, keine Wahrheit hat. Das Schicksal ist nicht halb so erfindungsreich in Schmerzen, als es eine wahnsinnige und mit dem Gräßlichen buhlende Phantasie der Dichter ist. So findet man es auch bei Hippel, daß er, wenn er einmal bewegliche Lebensverhältnisse erfindet und darstellt, er durchgängig in zu schneidende Härte und versöhnungslose Contraste verfällt. Wie schrecklich wird hier in den „Lebensläufen" eine reine zarte Mädchenseele vom Schicksal auf die Folter gespannt und gliedweise zerpflückt! Freilich ist da ein Trost gelassen, welcher den Aufruhr wieder besänftigen kann, nämlich, daß alle Schmerzen nur ein von Religion tief gestärktes Gemüth treffen und in denselben recht zum Stachel der Seligkeit werden. Auch die mit lyrischer Ueberschwänglichkeit ausgeführte Todesfeier Minchens soll zur Linderung beitragen. Sonst ist an den harten Conflicten zwischen Leben und Sterben noch die eigne Tendenz Schuld, welche die „Lebensläufe" haben, die ebenso sehr Todesläufe genannt werden könnten, denn der einfache, aber oft um so wunderbarer ergriffene Uebergang und Wechsel von Leben und Tod ist die Pointe aller Verhältnisse, welche der Verfasser darin darzustellen sucht. Er braucht deshalb viel Tod in seinen Lebensläufen, und die Sterbenden drängen sich, sodaß ein Schriftsteller bei einem solchen Thema den natürlichen Tod eher meidet als sucht und gerade den seltsamsten und verschlungensten Wegen des Todes-

engels nachgeht. Hippel hat in den „Lebensläufen" eine poetische Thematologie im erhabenſten Stil geliefert. Nicht die Kunſt zu leben, ſondern vielmehr die Kunſt zu ſterben, iſt aus dieſem Lebensroman zu lernen. Wenige Dichter haben ſo an den Tod gemahnt und die heilige Bedeutung deſſelben ſo poetiſch gefeiert, was hier freilich auch nicht immer ohne zerfließende Schwärmerei geſchehen iſt. Muſik, Leben und Tod ſind ihm untereinander nahe verwandt. Die erſte Beiloge zu den „Lebensläufen" iſt ein Kranz von Kirchhofsblüten, die einen wunderbaren Duft haben. Der Stil dieſer angehängten Phantaſien kann an Göthe's „Werther" erinnern, der Hippel'n zunächſt vorlag, aber es iſt eine Fülle von Gedanke und Anſchauungen darin, welche der „Werther" ſelbſt in ſo reichhaltigem Maße nicht hat. Ein Sterbender iſt poetiſch, aber die Leiche gehört nicht mehr in ein Gedicht, und nur an den grünen Raſenhügel mag uns der Dichter erſt wieder führen, und die Trauerblumen des Gefühls darauf pflanzen. In den letzten Theilen der „Lebensläufe" iſt etwas zu viel Leichengeruch und Todesſchweiß, was einen ſchwülen und ängſtlichen Eindruck macht. Vornehmlich die Schilderung des ſeltſamen Grafen, der ſich ein eigenes Geſchäft daraus macht, Sterbende aller Art in ſeinem Schloß aufzunehmen, um die Menſchen in ihrer letzten Stunde zu beobachten, iſt eine unangenehme Erfindung, die zwiſchen Ironie, ehrbarem Ernſt, dumpfer Frömmigkeit und ſinniger Bedeutſamkeit ſchwankend in der Mitte ſteht. Die beſchriebenen Einrichtungen im Todesſchloß dieſes Grafen erinnern uns an manche Umſtände, die von Hippel ſelbſt erzählt werden, in deſſen Wohnhaus und Garten man ebenfalls auf mancherlei Decorationen zur Mahnung an den Tod ſtieß; beſonders in ſeinem Garten begegnete man einer Partie, die, ganz einem Kirchhof ähnlich, mit Grabſteinen, Leichenhügeln, Todtenköpfen u. dgl. angelegt war.

Neben der Todesweisheit fehlt es auch nicht an Lebens-

weisheit in den „Lebensläufen“. Vornehmlich in den Garten- und Tischgesprächen bei dem kurländischen Edelmann, die von Geist, Witz und Laune überströmen, ist ein Satz von tiefsinnigen Weltanschauungen enthalten, nur Alles zu breit und formlos ausgeführt für die Mittheilung in einem Buche, das sich doch mehr oder weniger dem Roman nähern soll. Die Rücksichtslosigkeit auf die Kunstform geht aber bei Hippel so weit, daß er sogar ganze philosophische Excurse in Weise wissenschaftlicher Abhandlungen in die „Lebensläufe“ aufgenommen hat, wie z. B. die oben erwähnten Aneignungen und Reminiscenzen aus Kant's Heften.

Ob Hippel's „Lebensläufe“ ein Roman sind oder sonst einer bestimmten Dichtungsart angehören, ist eine Frage, die sich wol aufdrängt, aber nicht so leicht beantwortet. Ueber die Kunstform seines Werks scheint Hippel'n selbst, nach seinen eignen Aeußerungen zu urtheilen, das Gewissen mitunter geschlagen zu haben, doch weiß er allen kritischen Gewissensbissen durch den Ausweg zu entgehen, daß er keinen Roman, sondern eine Biographie, keine Dichtung, sondern eine wahre Geschichte schreibe, in der er Alles aktenmäßig aufnehmen müsse, wie es die Wirklichkeit bietet, und nicht wie es die Kunstgesetze verlangen. Auch hier ein verwandter Zug mit Jean Paul, der es sich ebenfalls auf geniale Weise zugutekommen ließ, daß er an einer wirklichen Biographie arbeite, wozu die vorliegenden Aktenstöße der wahren Geschichte oft so stark ausfielen, daß sie den von allen Seiten belagerten Poeten hinderten, zu einer regelrechten Form des Romans zu kommen. Eine Biographie ist freilich zunächst keine Dichtungsart, aber jedes vollendete Menschenleben ist doch auch mehr oder weniger ein Kunstwerk, und so hat es auch der Biograph, wenn er ein solches Menschenleben darstellen soll, am Ende mit einem Kunstwerk zu thun. Die Mängel der Darstellung in Hippel's „Lebensläufen“ sind aber sehr beträchtlich, und seine Breite und Weitschweifigkeit wird zuweilen so uner-

fräglich, daß ſie wohl auf einen Augenblick gegen den Verf. und ſein Buch verſtimmen kann, obwol man ſich bald und gern wieder durch ſeinen unerſchöpflichen Reichthum an Geiſt und Gemüth verſöhnen läßt. Im vierten Theil ſcheint er endlich einmal, was ſeiner Darſtellung lange Noth that, Extrapoſt nehmen zu wollen, aber mit ſeiner Extrapoſt kommt er nur langſam zum Ziele, denn ſeine Muſe liebt es einmal, auf jeder Station auszuſteigen und ſich nach allen vier Weltgegenden umzuſehen. Dennoch kann das Buch, wie es da iſt, mit ſeinen Mängeln und Vorzügen, einen dauerhaften Werth in der deutſchen Literaturgeſchichte behaupten, und Hippel hat Recht, wenn er ſelbſt ſeinem Werk ſchon des vierten Gebotes halber prophezeiet, daß es ihm wohl ergehen und es lange leben werde auf Erden, weil es Vater und Mutter ſo ſehr geehrt habe. Die Darſtellung ſeiner Aeltern in den „Lebensläufen" hat allerdings des eigenthümlich Schönen genug, um auch vom Dichter ſelbſt als etwas Beſonderes angeſprochen zu werden. —

Hippel's Buch „Ueber die Ehe" iſt früher als die „Lebensläufe". Es wäre zu wünſchen geweſen, daß man in der Sammlung ſeiner Werke die Jahreszahlen hinzugefügt hätte, um die Zeit der Erſcheinung bei den einzelnen Werken anzudeuten. Die erſte Ausgabe dieſer vielgeleſenen Schrift kam 1774 heraus, und zwiſchen ihr und der dritten Ausgabe (1792) findet ein großer Unterſchied hinſichtlich der Behandlung und veränderten Auffaſſung des Gegenſtandes ſtatt, ſo ſehr, daß eine ganz andere Anſicht vom weiblichen Geſchlecht, was für eine Schrift über die Ehe von Einfluß ſein muß, darin zum Grunde liegt. In dieſer Ausgabe trug ſich Hippel bereits mit jenen ſeltſamen Ideen über die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber, welche er auch in einer eignen Schrift unter dieſem Titel ausführlich genug dargelegt hat. Er will den Frauen dieſelben Rechte, dieſelbe Wirkſamkeit im Staat wie im geiſtigen und bürgerlichen Leben eingeräumt wiſſen als dem Mann, dem er in den frühern Ausga-

ben noch das Primat als Erstgeburt der Schöpfung gelassen hatte. Ungeachtet des vielen Abstrusen und für die heutige Zeit zum Theil Veralteten, findet man doch in der Schrift über die Ehe einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und originellen Gedanken, die noch mehr Eindruck machen würden, wenn es Hippel nicht auch hier vernachlässigte, seine Fülle zu einer anziehenden Form zu verarbeiten. Einzelnes in diesem Buche soll, wie bereits früher bemerkt worden, von einem Criminalrath Jensch in Königsberg herrühren. Auch dieser Mitarbeiter an dem Enkomium der Ehe lebte, wie Hippel selbst, im Cölibat. Es kann Einen dabei die lex Papia Poppaea einfallen, die ebenso von zwei kinderlosen Leuten ihren Namen erhielt, wie diese Verherrlichung der Ehe von zwei Bekennern des Cölibats ausging. In Weise seiner Selbstironisirung macht aber Hippel schon gleich zu Anfang seines Buches über die Ehe die schneidend wahre Bemerkung, daß Mannspersonen, welche im Cölibat leben, gewöhnlich gottlos wären, während ehelos gebliebene Frauenzimmer fromm würden.

Hippel hatte den weiblichen Charakter mißverstanden und wenigstens in seinen spätern Schriften eine falsche Ansicht von dessen Bedeutung und Beruf gewonnen. Dies beweist sein Buch „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Weiber" (1792). Er schrieb es zu einer Zeit, wo die Nationalversammlung in Paris von einer hochherzigen Französin eine Adresse empfing, worin der Constitution der Vorwurf gemacht wurde, daß nichts darin über die Rechte der Weiber verfügt sei, die ebenso wol Bürgerinnen des Staats zu sein wünschten, und zur Ablegung des Bürgereides zugelassen zu werden begehrten.

„Wer dem weiblichen Geschlecht" — sagt Hippel an einer Stelle der in Rede stehenden Schrift — „die Fähigkeit abspricht, das Ganze zu übersehen, Anordnungen für Königreiche zu treffen, sie im Großen auszuführen; weit aussehende Pläne zu umfassen, und, kurz, [illegible] Begriffe bis zum Allgemeinen zu erheben,

der verräth wenig Weltkenntniß, und ſchließt von den Geſchäften des Details — denn größtentheils werden bloß dieſe den Weibern jetzt anvertraut — auf ihre Fähigkeit". Durch dieſe ſtrenge und etwas rigoriſtiſche Auffaſſung hat ſich Hippel eine liebliche Seite des Lebens, welche der wahre weibliche Beruf darſtellt und der durch ſeine Theorie verloren ginge, getrübt, denn nach dieſer würde der Gegenſatz der Geſchlechter als ein bedeutſamer aus der Welt verſchwinden. Sonſt iſt die bürgerliche Verbeſſerung der Weiber, welche dann ſonach auch an der Rechtspflege, Staatsverwaltung, Staatshaushaltung und allen Facultäten Theil nehmen ſollen, im Einzelnen artig und witzig ausgeführt, und man wird zuweilen verſucht, Alles für Ironie zu nehmen, aber es war Hippel's baarer Ernſt. Am ſinnreichſten ſcheint noch der Gedanke, die Frauen der Ausübung der Heilkunde zu widmen, weil hier eine natürliche Anlage des Geſchlechts mit im Spiele wäre. Sonſt enthält dieſe Schrift ſehr viele Wiederholungen aus dem Buche über die Ehe. Dies iſt noch mehr der Fall bei dem „Nachlaß über weibliche Bildung". Hippel hatte wol, wie Jean Paul, ſeine Zettelkäſtchen, in denen er ſich aber oft vergriff und ſchon mehrfach benutztes von ſeinen Citaten, Beiſpielen und Bemerkungen immer wieder von Neuem herauszog, um ſie noch einmal zu benutzen. —

Das letzte bedeutende Werk Hippel's ſind die „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z" (1793 — 94). Das Hauptthema dieſes humoriſtiſchen Romans iſt ſchon oben im Vorbeigehen als Parodie des Geburtsadels bezeichnet worden, und die Satire wird hier nicht ſelten ſehr bitter und ſchneidend. Außer den Ahnenſtolz geißelt ſeine Muſe auch bald in heitern bald in ſchroffen Zügen die myſtiſche Weisheits- und Geheimnißkrämerei der Freimaurer- und Illuminatenorden, deren ausführliche Darſtellung das gelehrte Studium Hippel's bewundern läßt, das er auf die Geſchichte und die Inſtitutionen der geheimen Geſellſchaften und Orden verwendet haben muß. Die Schreibart in

den „Kreuz- und Querzügen" ist correcter als in Hippel's übrigen Schriften, aber der Roman im Ganzen steht den „Lebensläufen" bei Weitem nach. Schon die Allegorie, welche hier den Nerus bildet und einem lebendigen Romanstoff vertreten muß, schwächt das Interesse bedeutend, denn des Ritters Geliebte, Sophia, welche er aufsucht, und um deren willen er seine Kreuz- und Querzüge durch die Welt unternimmt, ist ihm keine andere Dame als die Weisheit selbst, die er am Ende der Wallfahrt in seine Arme schließt; und seinen getreuen Knappen, der mit ihm gezogen, fällt dann, wie billig, die Kammerzofe der Weisheit als sein Ideal zu. Beide, Ritter und Knappe, erscheinen auf ihren Irrfahrten fast wie zur Vernunft gekommene Don Quixote und Sancho Pansa, und ein zur Vernunft gekommener Don Quixote ist ein Ritter von noch viel seltsamerer Gestalt als der wirklich tolle. Auch wird die Ironie, die bei einen solchen Stoff eigentlich Alles würzen muß, in der ganzen zweiten Hälfte des Romans sehr matt, und geht in der allzu reflectirten, raisonnirten und überfüllten Darstellung unter. Die humoristische Schilderung des Rosenthal'schen Jerusalems hätte ein kostbares Prachtstück des Humors werden können, aber Humor und Laune werden hier ebenfalls durch Weitschweifigkeit, gelehrte Anspielungen und überhandnehmendes Raisonnement zu sehr verwässert und breitgetreten. Andern Theilen dieses Romans ist eine gewisse geistreiche und fromme Langweile eigen, die man im Roman nicht gern hat. In endlosen Abhandlungen und langen Capiteln trifft man oft nur einzelne Gedankenperlen als Oasen in der Wüste an. Sonst hat sich Hippel's Geist und Witz auch in den „Kreuz- und Querzügen" an vielen Stellen verherrlicht. Bei seiner sinnreichen Auffassung und Parodie der Ordensmysterien, Wunderverbrüderungen und geheimnißvollen Betrügereien lebensweiser Gesellschaften, fallen uns als Gegenstück dazu viele Romane der damaligen Zeit ein, besonders von Spieß wunderlamen Angedenkens, in denen Das, was Hippel'n

hier zum Gegenſtand der Laune und Satyre dient, recht in ehrbarer Auffaſſung als Hebel einer abenteuerlichen Geſchichte benutzt und zum Leckerbiſſen für eine wunderſüchtige Phantaſie verarbeitet wird. Hippel ging noch kurz vor ſeinem Tode damit um, zu einer neuen Ausgabe der „Kreuz- und Querzüge" Bemerkungen zu ſammeln, wovon ſich unter ſeinem Nachlaß ein ſtarkes Heft Collectaneen gefunden. Wir wiſſen nicht, ob ſie ſich dazu eigneten, bei dem neuen Abdruck des Romans in der vorliegenden Sammlung ſeiner Werke berückſichtigt zu werden, oder ob von ihnen Gebrauch gemacht worden iſt.

Hippel war ſelbſt Freimaurer und, wenigſtens in frühern Jahren ſeines Lebens, ein ſehr eifriger, was ſeine „Freimaurerreden", die er in der Loge zu den 3 Kronen in Königsberg gehalten, beweiſen. Dieſe Reden fallen freilich ſehr früh, in das Jahr 1768, und H. ſcheint ſich ſpäter unbefriedigt und ermüdet einer ſolchen Ordensverbindung entzogen zu haben, denn ſonſt hätte er Vieles in den „Kreuz- und Querzügen" nicht ſchreiben können. Seine „Freimaurerreden" ſind eine ganze Encyklopädie von Freimaurertugenden, — Tugenden, von denen man freilich nicht einſieht, warum ſie ein Freimaurer vorzugsweiſe ausüben ſollte, da ſie für jeden gebildeten Menſchen gehören. Ein Maurer iſt ihm ein Philoſoph, und „noch mehr". Kann man aber wol mehr als ein Philoſoph ſein? Etwa ein Dichter? Nun gut, aber das gehört hier nicht zum Capitel. Beredſamkeit und ſelbſt kunſtvolle Rhetorik iſt dieſen Reden ſonſt nicht abzuſprechen. Merkwürdig iſt, daß ſie alle mehr oder weniger das memento mori zu ihrem Thema haben. Schlichtegroll im „Nekrolog" bezeichnet einige derſelben als nicht von Hippel ſelbſt herrührend, namentlich die über den Einfluß der Freimaurerei auf die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, über die Ehre der Tugend im Verborgenen, und von den Pflichten des Freimaurers gegen das ſchöne Geſchlecht. Dies ſcheint bei der Sammlung ſeiner Werke ohne Prüfung geblieben zu ſein,

denn auch diese Reden finden wir neben den andern wieder mitabgedruckt.

Unter Hippel's kleinern Schriften verdienen die „Handzeichnungen nach der Natur" (1790) besonders genannt und gelesen zu werden. Es sind kleine lyrische Blumenstücke im elegischen und idyllischen Ton, von der zartesten, reichsten Empfindung und lieblichsten Darstellung, zum Theil parabolisch gehalten, die er auf einsamen Spaziergängen dichtete. Der Verf. hat damit, wie er sich ausdrückt, die schönsten Stellen seiner Heimath bezeichnet. „Diese Aufsätze", sagt er, „sind nicht von der Welt, und wollen auch ihr Glück nicht machen in der Welt. Nur da, wo Zwei oder Drei versammelt sind, sich ihres Lebens und ihres Todes zu freuen, wollen sie sein und Gesellschaft leisten". Wir können uns nicht enthalten, um von diesen nicht [illegible] gelungenen Stücken eine Probe zu geben, Folgendes auszuschreiben:

„Die versäeten Körne, die nicht in der Reihe zerstreut sind, was ist aus ihnen geworden? Größer sind sie als jene, die sich nicht aus ihrer Grenze wagten, die im Kreise ihrer Bekannten und Freunde verblieben. Seht! wie groß diese der Regel Entwachsenen worden! Der Wanderer hat hohe Achtung für sie, und mehr als für das in Reihe und Gliedern stehende Feld, wo er sich, wenn es ihm gut dünkt, einen Fußweg tritt. Stille steht der Müde vor diesen Fremdlingen, lehnt sich auf seinen Knotenstab und freut sich über diese Emigranten, als wären es seine Landsleute. Der Schnitter selbst verfährt nicht mit ihnen wie mit gewöhnlichen Halmen, die er vor der Faust wegschlägt! Es ist eine herrliche Sache, außer der Regel zu sein! Gott ist außer der Regel, und es gibt Ausnahmen, die — göttlich sind!"

Die Schrift: „Zimmermann I. und Friedrich II., von Johann Heinrich Friedrich Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover, in ritterlicher Assistenz eines leipziger Magisters, London, gedruckt in der Einsamkeit 1790", welche die Eitelkeit Zimmer-

mann's, der in seinem Buch „Ueber Friedrich den Großen" sich selbst fast mehr als den König verherrlicht hat, mit ungemeinem Witz geißelt, kann als das Muster einer humoristisch-satyrischen Streitschrift angesehen werden. Diese Polemik ist zugleich heiter und belustigend, und würde noch mehr erfreuen, wenn der Humorist nicht zuweilen zu tiefe Wunden schnitte, und darin sein scharfes Messer lächelnd noch einmal umkehrte. Auch für die Charakteristik Friedrichs ist diese Schrift interessant und verdient selbst in dieser Beziehung auch heute noch gelesen zu werden. Andere kleine Werke Hippel's sind theils Preisschriften, theils Amtsschriften und zeugen von der vielseitigen und umfassenden Geistesthätigkeit des Mannes, der zu keiner Zeit seines Lebens unbeschäftigt sein konnte. Er schrieb „Ueber die Mittel gegen die Verletzung öffentlicher Anlagen"; „Ueber das königsbergische Stapelrecht"; „Bedenken über die historisch-kritische Beleuchtung der Frage: Hat die preußische Ritterschaft das Recht, ein beständiges Corps zu formiren"; u. a. m. Die vorletzt genannte Schrift ist noch nicht in der Sammlung seiner Werke aufgenommen. Ebenso eine andere: „Ist es rathsam, Missethäter durch Geistliche zum Tode vorbereiten und zur Hinrichtung begleiten zu lassen?" (Königsberg, 1769, 29 S.) die noch in der Sammlung fehlt, und worin sich H. über diese Frage bejahend erklärt gegen eine andere anonyme Schrift, welche sie verneinend beantwortet hatte. Der im 11. Band der Sammlung enthaltene Aufsatz „Ueber Gesetzgebung und Staatenwohl" ist früher noch nicht gedruckt gewesen und wahrscheinlich aus dem nachgelassenen Manuscript H.'s zusammengestellt, das, wie wir anderweitig entnehmen, den Titel: „System der Gesetzgebungswissenschaften" führte. Dies Werk, das H. unvollendet hinterließ, war auf drei Bände berechnet, von denen der erste schon zum Druck fertig geworden war. —

Hippel's „Geistliche Lieder" haben weniger Gehaltvolles und Ansprechendes! als man von dem Verf. der „Lebensläufe",

der eine so gesangreiche und in Kirchenliedern bewanderte Pastorin zur Mutter hat, erwarten sollte. Die wunderschönen Lieder, welche er in den „Lebensläufen" seine Mutter so oft und erbaulich singen läßt, sind nicht von ihm selbst, sondern von den herrlichen geistlichen Dichtern des 17. Jahrhunderts. In seinen eignen hat H. die alten Muster weder nachzuahmen gesucht, noch ist er ihrem Schwunge und tiefem Gemüthsausdruck irgend gleichgekommen. Seine geistliche Liederandacht ist etwas nüchtern und gewöhnlich, und klingt mitunter wie Redensarten. Es ist die Blut- und Lammestheologie der deutschen Kirchenpoesie, durch Verständigkeit geklärt, aber nicht verklärt durch die hinreißende poetische Gemüthlichkeit und Einfalt der Dichter des 17. Jahrhunderts. Hippel hatte diese Lieder im Manuscript unter dem angenommenen Namen Gerhard (!) an Gellert geschickt und von dem frommen Dichter, der kurz darauf starb, einen sehr freundlichen und milden Brief als Antwort erhalten. Im Jahre 1772 gab er sie mit einer Zueignung an Klopstock in den Druck. Zu den in dieser ersten Ausgabe enthaltenen 32 Liedern dichtete H. später noch mehre hinzu, die bis jetzt ungedruckt geblieben und erst in der Sammlung der Werke aus dem handschriftlichen Nachlaß aufgenommen sind. Hippel soll im Leben selbst ein eifriger Sänger geistlicher Lieder gewesen sein und befolgte, wenn er allein war, die Gewohnheit seiner Mutter in den „Lebensläufen". Seine übrigen lyrischen Gedichte sind nur Gelegenheitsgedichte. In Hippel's rhythmischer Rede schleichen sich zu viel prosaische Wendungen ein, die dem Gedicht den poetischen Schmelz rauben. —

Hippel als Dramatiker ist uns noch zu erwähnen übrig. In der Sammlung sind bis jetzt nur 2 seiner Lustspiele abgedruckt, die in eine frühe Periode fallen: „Die ungewöhnlichen Nebenbuhler" (1768), und „Der Mann nach der Uhr" (1771). Sie erinnern in Ton und Farbe an das Lessing'sche Lustspiel. Dramatisches Leben ist ihnen nicht ganz abzusprechen, nur er-

ſcheint die Komik meiſtentheils etwas zu geſucht. Hippel hegte eine große Vorliebe für dramatiſche Arbeiten bis zu ſeinem Tode und hinterließ, außer den 4 in der Sammlung noch nicht wiederabgedruckten Schauſpielen, welche aus dem Manuſcript zum Theil auf der königsberger Bühne, aber ohne Beifall, gegeben wurden, noch mancherlei Pläne zu ähnlichen Arbeiten, unter Andern zu zwei Trauerſpielen, die ſich unter ſeinen Nachlaß angefangen vorfanden. So viel wir davon gehört haben, ſcheinen dieſe vier Schauſpiele den Abdruck freilich kaum zu verdienen. —

Ueberſehen wir aber Hippel's Werke in einem allgemeinen Ueberblick ihrer Inhaltsfülle, ſo müſſen wir ausrufen: welche geiſtiggroße Welt liegt in ſeinen Schriften! — Und wie bedeutend wird es, wenn wir ihn mit Göthe vergleichen, auf den man ſonſt Alles in der deutſchen Literatur zurückzuführen gewohnt iſt! Hippel war noch Göthe's Zeitgenoſſe, aber er iſt doch in vieler Hinſicht mehr als ſein Vorgänger im Dichten und Denken anzuſehen. Eine große Partie der Göthe'ſchen Werke wird durch folgende Richtungen beſtimmt: Streben nach Lebensweisheit und Sicherung des äußern und innern Daſeins, in einem vielſeitig ſich verſuchenden und ringenden Lebenslauf veranſchaulicht („Wilhelm Meiſter's Lehrjahre"); Begründung der ſittlichen Verhältniſſe des Menſchenlebens, beſonders der Ehe, als heilig, unverletzlich und tiefbedeutſam („Natürliche Tochter"; „Wahlverwandtſchaften"); ferner Pläne und Projecte, durch geheime Geſellſchaften, Ordensverbindungen und ideale Inſtitute das Wohl der Menſchheit zu befördern und den Culturſtand auf eine Höhe zu bringen („Wilhelm Meiſter's Wanderjahre"). Wir haben dieſe 3 Richtungen aus Göthe's Werken hervorgehoben, weil ſich dieſen entſprechende und verwandte ſchon bei Hippel ſo bedeutend behandelt finden. Wie geiſtreich hat Hippel vor Göthe die Ehe aufgefaßt und als ein unverletzliches Heiligthum des Lebens verherrlicht; und wenn man ſonſt „W. Meiſter's Lehrjahre" vorzugsweiſe als den deutſchen Roman der

Lebensweisheit zu betrachten pflegt, so kann er sich doch in dieser Hinsicht mit den tiefsinnigen „Lebensläufen nach aufsteigender Linie" nicht messen. Was die „Wanderjahre" anbetrifft, so hat Göthe darin mit ehrbarem und unbegreiflichem Ernst die weisen Geheimgesellschaften zum Wohl der Menschheit benutzt, welche Hippel bereits in den „Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z" mit geistesfreier Laune parodirt hatte. Natürlich, Göthe ist ein größerer Dichter als Hippel, und er ist ihm da als Dichter voraus, wo Hippel als Philosoph über ihm steht. Aber es ist gut und wol sogar nothwendig, um einen mit seiner Zeit so zusammenhängenden Schriftsteller wie Göthe zu beurtheilen und ihn nicht durch übertriebenes Lob zu entweihen, daß man auch seine Vorgänger und Zeitgenossen studirt, und dazu kann in Bezug auf Göthe besonders Hippel empfohlen werden.

Berichtigungen.

Seite 1 Zeile 12 von oben, lies: Verwirrung, statt: Verirrung.
" 3 " 11 von oben, l. seinem Wirken, st. seinen.
" 20 " 27 von oben, l. entschiedensten, st. entscheidensten.
" 26 " 10 von oben, l. dem Ganzen, st. den Grenzen.
" 31 " 5 von unten, l. um, st. nur.
" 33 " 3 von oben, l. meinem, st. meinen.
" 38 " 4 von oben, l. für sie, st. für sich.
" 41 " 3 von oben, l. diesem Schlechten, st. diesen.
" 49 " 9 von unten, l. Alternativen, st. Alterationen.
" 60 " 13 von oben, l. hervorwagen, st. hervorragen.
" 63 " 3 von unten, l. wir, st. wie.
" 64 " 1 von unten, l. dem, st. den.
" 72 " 14 von oben, l. eigentdümlich, st. eigenthümliche.
" 75 " 1 von oben, l. am, st. vom.
" 90 " 12 von oben, l. ihm, st. ihnen.
" 98 " 14 von unten, l. Schröder-Devrient, st. Schröter.
" 108 " 12 von oben, l. benutzt, st. berubt.
" 117 " 17 von unten, l. in der Bücherwelt, st. in die Bücherwelt.
" 131 " 4 von oben, l. in einem Leben, st. im Leben.
" 134 " 18 von unten, l. Quevebo, st. Querebo.
" 134 " 6 von unten, l. Don Pablos, st. Don Pallos.
" 134 " 2 von unten, l. Stil, st. Stiel.
" 134 " 1 von unten, l. Vicente, st. Vicente.
" 132 " 18 von oben, l. profitiren, st. poctiren.
" 133 " 23 von oben, l. Avantürier-Roman, st. Avantüriär.
" 135 " 16 von oben, l. Lobensteinschen, st. Lohnesteinschen.
" 137 " 2 von oben, l. wiederfinden, st. wiedergeben.
" 137 " 10 von unten, l. den, st. der.
" 138 " 6 von unten, l. Mosalva, st. Polalva.
" 140 " 14 von oben, l. von, st. vor.
" 141 " 5 von unten, l. denen, st. deren.
" 142 " 5 von oben, l. Schranken, st. Schwanken.
" 142 " 16 von oben, l. Sprachverwirrung, st. Sprachverirrung.
" 144 " 18 von oben, l. Roman, st. Romen.
" 145 " 13 von oben, l. seinen, st. seinem.
" 147 " 14 von oben, l. auseinander, st. untereinander.
" 149 " 2 von unten, l. Schienkert, st. Schinkert.
" 152 " 14 von unten, l. Schlacken, st. schlacken.
" 154 " 1 von oben, l. kriecht, st. kriegt.
" 167 " 3 von oben, l. nährend, st. nährend.
" 171 " 11 von unten, l. ein, st. im.
" 172 " 5 von oben, l. nichts, st. nicht.
" 201 " 13 von oben, l. denn, st. den.
" 208 " 6 von oben, l. fernblühenden, st. fremdblühenden.
" 217 " 12 von unten, l. denen, st. den.
" 219 " 3 von unten, l. den, st. denn.
" 231 " 1 von unten, l. fraten, st. festen.
" 241 " 2 von oben, l. Thanatologie, st. Thematologie.
" 242 " 3 von oben, l. Schag, st. Sag.

266 L

Dioskuren.

Dioskuren.

Für

Wissenschaft und Kunst.

Schriften in bunter Reihe,

herausgegeben

von

Theodor Mundt.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Erster Band.

Berlin:
Verlag von Veit und Comp.

1836.

An

K. A. Varnhagen von Enſe.

Einem Ihnen zugehörigen und anhaftenden Lebenskreise, wie er sich auf diesen vermischten Blättern in ungezwungen zusammengetretener Reihe ausbreiten wird, Ihren Namen zueignend zu überschreiben, erscheint mir, Hochverehrter, ebenso sehr ein freudig hingestelltes Symbol aller schönen, [illegible] und zukunftsvollen Bestrebung, als es für mich selbst eine längst herbeigewünschte Genugthuung dankbar verpflichteten Herzens ist! Ihre Stellung zu Literatur und Leben hat etwas gemein mit jenem stillbehütenden, wachsamen und liebevoll schützenden Sternenfeuer der Dioskuren, nach denen sich diese neuen Schriften in bunter Reihe benennen, in diesen Namen die Schutzgottheiten aller Kämpfenden und Strebenden anrufend. Wenn im Getümmel des Schlachtfeldes Gefahr, Verwirrung und schwarzes Verhängniß sich mischten, sah man oft, auf weißschimmernden Zeltern, zwei Jünglinge wie aus Wunderferne erscheinen, von den hohen

Gliedern strahlte ihnen himmlische Schönheit, hell erglänzten Rüstung und Waffen, und zu Häupten leuchteten ihnen zwei Flämmchen, ihre milde Sendung als Retter aus der Drangsal verkündigend.

„Für den Deutschen aber sind die beiden Dioskuren: **Wissenschaft** und **Kunst** allezeit die größten Erretter gewesen: sie umstanden als leitendes Gestirn die hauptsächlichsten Wendepunkte seiner Geschichte, und unter ihren waltenden und lösenden Einfluß muß man mit deutschen Hoffnungen und Strebungen immer zurückkehren. Mit ihnen kämpfen und siegen wir, oder machen wenigstens, dem Elmsfeuer gleich, das in stürmischer Gewitternacht heilbedeutend die Masten der Schiffenden umflammt, unser Dichten und Trachten zu Vorboten, zu Symptomen, deren leises Flakkern auf das ewige Sternbild hinweist.

Diese „Dioskuren" sind vielleicht die Vorbereitung zu

einem größeren periodischen Unternehmen, das früher oder später einmal unter dieser Benennung ins Leben treten mag. Oder werden Sie lächeln, Hochverehrter, über solchen unablässigen Eifer, literarische Kräfte zu vereinigen? Aber der Reiz ist zu groß, ein Wirken in bedeutsamer Gesammtheit zu denken, und von Ihnen selbst und Ihrer immerdar in das Allgemeine einmündenden Betrachtungsweise habe ich am allermeisten Sinn und Muth dafür empfangen, nach gemeinsamen Beziehungen in der Literatur zu suchen. Sie finden mich noch immer von literarischer Lust erfüllt, die mir um so gesünder ist, da sie sich um die äußeren Erfolge gar nicht mehr bekümmert, und eine längst ersterbene Eitelkeit desto sorglosere und innigere Hingebung an das reine Schaffen verstattet. Die Aufforderung ist vorhanden, gerade in diesem Augenblick mit Unternehmungen solcher Art dem Charakter, dem, gegen unsere Na-

tionalsitte, die Literatur und Kritik in den letzten Tagen anheimgefallen, wenigstens mit Darbringungen aus solcher Gesinnung, worin nichts Verheerendes wuchert, gegenüberzutreten.

Heil und Segen dem hochherzigen Manne, dessen Standpunkt allen zerstörenden Spitzen der Tagesmeinung überliegen, der allezeit die schönste und gewinnbringendste Ausgleichung in seinem Geist bewegt, und der durch diese Zueignung sowohl die Verehrung, in der er bei den Aeltern wurzelt, als das Verhältniß, dessen die Jüngern sich zu ihm erfreuen dürfen, mir auszudrücken erlaubt! Möchte uns noch eine lange Reihe von Jahren Ihre sinnig durchgebildete Gestalt in Deutschland verleuchten!

Berlin, den 24. Mai 1836.

Th. Mundt.

Inhalt.

Die Reiſe nach Tivoli. Von K. A. v. Strombeck. . S. 4

Convent der Fünfhundert Hageſtolzen. Von Leopold Schefer. 16

Ein Abend bei Goethe. Von H. Koenig. . . 53

Unterhaltung zwiſchen Diderot und D'Alembert. Mitgetheilt von Karl Roſenkranz. 67

Das gebrochene Wagenrad. Novelle von Th. Melas (Verfaſſer des Erwin von Steinbach.) 93

Briefe von Wilhelm Friedrich Meyern, Verfaſſer der Dya-Na-Sore. (Aus ſeinem Nachlaß.) . . . 124

Gedicht von M. Veit. 170

Fenſterliebe. Mehr Wahrheit als Dichtung. Von Herrmann Marggraff. 195

Bruchſtücke aus den Dziady des A. Mickiewicz. Von J. A. Märcker. 217

Gebirgswanderungen. Von Heinrich Stieglitz. S. 246
Sonette aus Neapel. Von Karl Meyer. . . 276
Ueber die Sprachverwirrung des deutschen Gesellschaftslebens. Von Th. Mundt. . . . 288
Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Von Eduard Gans. . . . 310

Kaiſer.

— Auf unſrer Phalanx blanken Lanzen
Seh' ich, bebende Flämmchen tanzen,
Das ſcheint mir gar zu geiſterhaft.

Fauſt.

Verzeih, o Herr! das ſind die Spuren
Verſchollner geiſtiger Naturen,
Ein Widerſchein der Dioskuren,
Bei denen einſt die Schiffer ſchwuren:
Sie ſammeln hier die letzte Kraft.

Die Reiſe nach Tivoli.

(Aus dem Tagebuche des Geheimenraths, Baron K. F. von Strombeck, geſchrieben während ſeines Aufenthalts zu Rom, im Sommer 1835.)

Nachdem ich eine ganze Reihe von Tagen Rom, theils allein, theils in Geſellſchaft von Freunden, nach allen Richtungen durchſtreift, das ſchon Geſehene wieder ſehend und möglichſt dem Gedächtniſſe einprägend, pflichtſchuldigſt die noch nicht geſchauten Kirchen, Paläſte und Ueberbleibſel des Alterthums beſucht, auch manche neue Bekanntſchaft gemacht, wurde die Reiſe nach Tivoli beſchloſſen. Es wäre dieſes ſchon längſt geſchehen, aber kein Tag war ohne Gewitter und Regen hingegangen, zum deutlichen Beweiſe, daß diejenigen ſich bedeutend irren, welche des Glaubens ſind, daß Italien im Sommer dürr und verbrannt, jener Erquickungen der Pflanzenwelt in dieſer Jahrszeit entbehre, daß man daher hier nur im Winter grüne Auen ſehe, und mit Vergnügen reiſen könne. Dann wären ſeine reichen Erndten wahrlich ein Wunderwerk! Weit entfernt alſo, mit Herrn Nicolai über dieſe Sommer-Regen zu klagen, erhöhten ſie nur den Reiz des ſchönen Landes, wenn ſie mich auch auf ein Paar Tage von der Reiſe nach Tivoli abgehalten hatten, und am Ende ſogar dieſe halb und halb verleideten.

Es war am ſechszehnten Junius früh um fünf Uhr, als ich in Geſellſchaft des Grafen und der Gräfin Veterani, bei dem herrlichſten Frühlingswetter, die ſchöne Reiſe nach Tivoli, welches neunzehn italieniſche Meilen von Rom entfernt liegt, antrat. Die Porta Tiburtina iſt jetzt nicht mehr gangbar,

und ſo geht dann der Weg aus der Porta di S. Lorenzo hinaus, und dann dicht an dieſer, außerhalb der Stadt liegenden Kirche vorbei. Der Weg durch die Campagna bietet den bereits beſchriebenen Anblick dar. Zweimal überſchreitet man den, aus den Gedichten des Horaz jedem Gebildeten von Jugend auf bekannten Anio, welcher jetzt il Teverone heißt; zuerſt vier (ital.) Meilen von der Stadt vermittelſt des Ponte Mammole, einem Bauwerke der Mutter des Kaiſers Alexander Severus Mammea, und dann, bereits funfzehn Meilen von Rom entfernt, über den Ponte Lucano, ſo von einem Siege der Römer über die Lucaner genannt. Alſo erinnern in dieſem Lande noch jetzt Namen an längſt dahin geſchwundener Zeiten, Geſchichten.

Es will mich doch bedünken, daß, wenn der Ponte Lucano auch der Brücke über die Panke vor dem Oranienburger Thore Berlins in architectoniſcher Hinſicht nachſtehen ſollte, doch der edele Name „Anio" in jedes Gebildeten Ohr ganz anders erklingt, als der des belebten obſcuren Waſſers.

Dicht neben der letztgedachten Brücke ſteht das thurmartige Grabmal der Familie Plautia, welches die größte Aehnlichkeit mit dem der Caecilia Metella bei Rom hat. Auch dieſes Monument wurde im Mittelalter in Vertheidigungszuſtand geſetzt, und iſt daher mit Zinnen verſehen.

Doch faſt hätte ich zu bemerken vergeſſen, daß, noch ehe man zu dieſer zweiten Brücke über den Teverone gelangt, man einen ſchmalen Kanal überſchreitet, deſſen himmelblaues, Schwefeldämpfe aushauchendes Waſſer aus der Solfatara di Tivoli abfließt. Dieſe Dämpfe bringen auf die Geruchsnerven genau dieſelbe Wirkung hervor, als diejenigen, welche von kem Schwefelwaſſer zu Aachen emporſteigen. Die Solfatara iſt ein kleiner, rechts, nach Norden zu, nicht weit von der Straße liegender See, welcher zum Baden benutzt wird, die ganze Ge-

gend mit ſeinen Dünſten erfüllt, und den deutlichſten Beweis von der vulkaniſchen Beſchaffenheit des Bodens darbietet.

Wir verſchmähten nicht, rechts hin über harten vulkaniſchen Boden, zwiſchen Hecken von Lorbeern, einen Umweg von ein Paar italieniſchen Meilen zu machen, um die traurigen Ueberreſte eines der herrlichſten Bauwerke des Römiſchen Alterthums, die Villa Adriana, zu ſehen. —

Nach den erſtaunenswerthen Ruinen, die man hier erblickt, zu urtheilen, muß dieſe Villa von ſehr bedeutendem Umfange geweſen ſeyn; auch ſchätzt man dieſen auf ſieben italieniſche Meilen. Die Abſicht Hadrians war aber auch, hier Nachbildungen von den merkwürdigſten Gebäuden, welche er auf ſeinen Reiſen geſchauet, zu vereinen, und mit einem unermeßlichen Koſtenaufwande erreichte er dieſen Zweck. Von allem dieſen ſind jetzt nur Trümmer übrig, die jedoch eine unermeßliche Ausbeute der ſchönſten Sculptur-Werke des Alterthums geliefert haben, und auch jetzt von Zeit zu Zeit noch bedeutende antike Kunſtgegenſtände liefern.

Als ein gebildeter Cicerone für Pflicht gehalten, dieſe merkwürdigſten der Ruinen in der Campagna Romana dem Hrn. Nicolai auf der Fahrt nach Tivoli zu zeigen, und in ſeiner, einem Römer wohl kleidenden, Begeiſterung auszurufen: „Sie ſtehen vor den ehrwürdigen Ueberreſten der Villa Adriana!“ unſtreitig keineswegs zweifelnd, daß ein Fremder, der ſoweit hergereiſet, um Italien zu ſehen, wohl auch ſchon daheim von der Villa Adriana gehöret, und nun neugierig ſei, ihre Reſte zu ſchauen — da wurde der arme Mann von jenem „äußerſt aufgebrachten“ Berliner Herrn folgendermaßen angelaſſen: *)

„Herr, wir wollen nach Tivoli und dort Naturſchönheiten ſehen, und Sie führen uns in drückender Sonnenhitze auf

*) Italien, wie es wirklich iſt. Thl. II. S. 88.

„einem Umwege von zwei Miglien hieher, wo wir nichts ſehen, „als Ihre vermaledeiten Steinklumpen (sic!), graue „Olivenbäume und verdorrtes Riedgras. Der Teufel hole „Ihre Villa Hadriana!" Da glaube ich aber gern, daß der gebildete Cicerone den ihn auf ſolche Weiſe apoſtrophirenden Monsù Tedesco, in welchem er ſchwerlich den Landsmann eines Winkelmann, eines Bunſen oder gar eines hochgebildeten Prinzen Heinrich von Preußen erkannt haben wird, (wie Herr N. ferner berichtet:) „in äußerſter Verlegenheit gebeten „habe, ihm nur zu folgen, und die Ruinen näher zu betrach„ten; alle Fremden pflegten ſie zu ſehen." — Armer Cicerone, der du das traurige Geſchäft haſt, um dein Leben zu erhalten und vielleicht Frau und Kinder zu ernähren, Fremde der mannichfachſten Bildung in den Ruinen der ewigen Stadt und ihrer verödeten Felder herumzuführen, faſſe kein nachtheiliges Vorurtheil, dieſes gewiß in ſeiner Art einzigen Vorfalls wegen, gegen die edele und in ihrer Bildung ſo hoch ſtehende deutſche Nation. Du ſagſt ſelbſt, alle Fremde, und alſo auch alle Deutſche, welche nach Rom kommen, pflegen dieſe merkwürdigen Ruinen zu ſehen.

Hr. N. geſteht ja: daß er ſich irrte, als er Italien zum Ziel ſeiner Reiſen wählte. Dieſes offene Bekenntniß entſchuldigt ihn hinlänglich. Auch können wir Alle ja nicht Alles. Der Eine verſteht ſich auf Muſik, und zu dieſen gehört vielleicht Hr. N. Der Andere auf Gemälde, und dem Dritten und Glücklichern iſt der innere Sinn für alles Schöne und Große in der Wirklichkeit und in der Phantaſie erwacht. — Uebrigens war es Totila, welcher bei ſeiner Belagerung von Tibur die Villa Hadriana in ihren jetzigen Zuſtand zu ſetzen begann, und das ſpätere Mittelalter brannte dann Kalk aus ſeinen Statuen.

Meine geiſtreiche Reiſegefährtin, hingeriſſen von dem was ſie ſchaute, und es vergleichend mit dem, was eine edele Ein-

bildungskraft ihr aus der Vorwelt darwies, konnte sich kaum von den Trümmern trennen, die ein Berliner Geschäftsmann „vermaledeite" nannte. Wie würde die, auf ihre herrliche Nation stolze Frau sich geschämt haben, wenn eine solche Verwünschung aus dem Munde eines Bewohners ihrer Vaterstadt Udine gekommen wäre! Aber ihr war auch das Licht für das Alterthum aufgegangen, ohne welches Niemand, der höherer Zwecke wegen reiset, Italiens geweiheten Boden betreten darf.

Die Reste der Villa Hadriana sind in ihren wesentlichen Bestandtheilen von Volkmann *) und Nibby **) aufgezählt.

In Tivoli langten wir um zehn Uhr Morgens an. „Sit mea sedes utinam senectae!" ruft der lebensfrohe Horaz aus. Und wunderschön auf dem Gebirge gelegen, ist das alte Tibur jetzt eine schmutzige Stadt mit unförmlichen, schlecht unterhaltenen Häusern. Unser Gasthof, diesem Bilde entsprechend, lag an dem berühmten Felsenthale des Anio, und bot uns von einem, keineswegs eleganten Balcone die Aussicht in dasselbe und auf den Vestatempel dar.

Dieser Tempel ist ein wunderschönes Bauwerk, welches an der Felsenecke, dicht am Anio-Thale einen Anblick darbietet, der kaum in seiner Art malerischer gedacht werden kann. Ich brauche mich nur in dieser Beziehung auf die schönen Kupferblätter, welche kürzlich von Tivoli und seinen Umgebungen erschienen sind, zu berufen. ***)

Der Tempel ist rund und seine, nur zwei und dreißig Palmen im Durchschnitte haltende Cella war von achtzehn korinthischen Säulen umgeben, von welchen annoch zehn vorhanden sind. Ueber den Säulen ist auch das Gebälke noch

*) Historisch kritische Nachrichten von Italien. Band II. S. 830 ff.

**) Itinerario di Roma. T. II. p. 731 ff.

***) Nuova Raccolta delle principali vedute di Tivoli . . . da Gaetano Cottafavi. Roma, 1835 gr. Folio.

verbanden; die entgegenſtehende Seite aber iſt völlig zerſtört. Dieſe herrliche Ruine wäre der Erhaltung werth, welche nicht anders mit völliger Sicherheit erreicht werden kann, als durch Herſtellung des Ganzen. Palladio*) hat dieſes urſprüngliche Ganze auch in ſeinen Einzelnheiten dargeſtellt und eben nach dieſen Riſſen wäre es leicht, den herrlichen kleinen Tempel mit völliger Sicherheit ganz wiederum ſo herzuſtellen, wie er urſprünglich beſchaffen war. Durch einen ſolchen Bau würde auch, inſofern man nur zu dem Neuen ein abweichendes Material anwendete, keine Verwechslung dieſes mit dem Alten herbeigeführt werden können.

Dicht neben den Reſten des Heiligthums der Veſta erblickt man die Ueberbleibſel eines andern kleinen alten Gebäudes von oblonger Form, in welchen man den Tempel der Sibylla Tiburtina erkennen will. Dieſe Ruine hat vier ioniſche Säulen an ihrer Vorderſeite, iſt bei weitem mehr zerſtört als der Veſta-Tempel und dient jetzt zu einem Stalle. Von dieſen Tempeln ſteigt man auf einem ziemlich bequemen Wege in das Thal hinab, welches ich für diejenigen meiner Leſer, welche den Harz kennen, mit dem Bodethale bei Blankenburg, in der Gegend der Roſstrappe und vorzüglich des Keſſels, vergleichen möchte; nur daß es nicht wie dieſes aus Urgebirgsarten, ſondern aus Kalk**), vielleicht durch vulcaniſche Einwir

*) Quattro libri dell Arthitettura, B. IV. p. 88. Ausgabe Venetiis 1570.

**) Die ſteilen Felswände von Tivoli, welche ſich unmittelbar aus der Ebene bis zu 2000 Fuß Höhe erheben, ſind ganz aus demſelben lichtgrauen, dichten, verſteinerungsarmen Kalkſteine gebildet, welcher die Berge von Peſaro und Urbino einerſeits und andererſeits die Ebenen Apuliens bis zur Spitze von Otranto zuſammenſetzt. Dieſer Kalkſtein iſt entſchieden ein Glied des Flötzgebirges; er iſt identiſch mit den gegenüberliegenden Kalkſteinen der Küſte Dalmatiens und mit der ſüdlichen Kette der Kalkalpen, welche die Lombardiſche Ebene längs der

kungen hier gehoben, beſtehet und auch wohl noch enger und gewundener iſt. Die Felſen ſind hier mit Lorbeer, Rosmarin und Myrthe bekleidet, eine Vegetation, die jedoch keinen andern Anblick als die unſerer Harzfelſen, in der Ferne angeſchaut, darbietet *). — Jetzt gelangt man in die Tiefe, man vernimmt ein gewitterartiges Brauſen und ſchon ſieht man mit Staunen, wie ſich der Teverone, in Schaum aufgelöſt, hoch von den Felſen in die Tiefe hinabſtürzt. Hier gelangt man zu des Horaz:

„domus Albuneae resonantis"

zu dem

„praeceps Anio" und dem „Tiburni lucus".

Man erblickt Gegenſtände, deren poetiſche Namen uns ſchon als Kinder und Jünglinge entzückten. — Ich habe nicht nöthig einen Horaz bei mir zu führen, weil ich von früher Jugend her, die köſtlichen Dichtungen wörtlich im Gedächtniß habe. Hier konnte ich denn nach Herzensluſt mich daran vergnügen — was wohl ſo mancher Reiſende hier gethan — die ſchönen auf Tibur und den Anio bezüglichen Stellen des Venuſiniſchen Sängers an den Orten erſchallen zu laſſen, wo ſie gedichtet wurden. —

Zuerſt gelangt man an die Grotte des Neptun, wo man, völlig geſichert, dicht an ſich vorbei den Anio mit donner-

---

Gebiete von Como, Bergamo, Brescia, Verona u. ſ. w. begränzen. Mit höchſter Wahrſcheinlichkeit gehört er deßhalb den Gliedern der Jura Formation und wohl theilweiſe den Bildungen der Kreide an, welche unter allen ſecundären Formationen die jüngſten, ſo wie auch unſtreitig die auf der Erdoberfläche verbreitetſten und mächtigſten ſind.

*) S. „die Beſchaffenheit des Römiſchen Bodens, „von Hoffmann; in der Beſchreibung der Stadt Rom von Platner u. ſ. w. Band I. S. 68." Dieſe Kalkgebirge ſind nun offenbar an vielen Orten durch von der Tiefe her wirkenden Vulcanismus gehoben, zerklüftet und ſelbſt durchbrochen; und einen ähnlichen Urſprung ſcheint mir das zerklüftete Thal des Anio zu haben.

artigem Gebrüll in den Schlund ſtürzen ſieht. — Dann gehet es weiter zu der Grotte der Sibylle, wohin man ſchon mit mehr Beſchwerden, auf einem erſt vor Kurzem angelegten Wege, ähnlich dem, welcher unter der Roßtrappe im Bodethale zu dem Kronloche führt, gelanget. Hier ſtürzen ſich von Neuem die milchweißen Fluthen des Teverone in einen noch tiefern Schlund, der ſie gänzlich verbirgt und von woher ſie erſt, entfernt von hier, wieder zum Tageslichte gelangen. — Wie ärmlich erſcheinet gegen ſolche Naturſcenen das nachgeahmte Menſchenwerk der Parks! —

Hier hatte denn unſere an Geiſt und Körper unermüdliche Gräfin Helena Gelegenheit zu triumphiren: denn wir Männer waren ſchon geneigt geweſen, aus tadelnswerther Bequemlichkeit die Reiſe nach Tivoli — hin und her neun deutſche Meilen — aufzugeben. Wir hatten das Schönſte der Campagna Romana nicht geſchauet und bekannten dieſes gegen die Dame nicht ohne Beſchämung.

Die gedachten Waſſerfälle bilden die ſogenannten größeren Cascatellen. Die Erinnerung an ſie wird mir Zeitlebens unvergeßlich bleiben. Zwei herrliche zu Rom geſtochene Blätter Gmelins, die ſchon lange mein Eßzimmer zierten, Geſchenke meines verewigten Bruders, ſind mir nun erſt recht theuer geworden.

Wir kehrten zurück zum Veſta-Tempel und gingen dann zu der hölzernen Brücke vor der Stadt, von welcher man ganz nah den Spiegelfall des Teverone ſieht, der von dem großen Waſſerfalle (la gran caduta) übrig geblieben. Im November 1826 hatten nämlich die Fluthen des Teverone eine ſolche Gewalt erlangt, daß ſie nicht allein eine Sicherungsmauer, ſondern auch einen Theil der Felſen am rechten Ufer wegriſſen; durch welchen Unfall mehr als zwanzig Häuſer zu Grunde gerichtet wurden, wie ſich denn auch das ganze Flußbett ſenkte, mehrere Mühlenwerke in Stillſtand geriethen,

und die große Cascade gleichsam verschwand. — Um für die Zukunft ähnlichem Unglück vorzubauen, wird jetzt dem Teverone ein neues Flußbett bereitet, und ist zu diesem Zwecke ein wohl über hundert Schritt langer Stollen (Gallerie) durch die Felsen geführt, den ich nach seiner Höhe und Breite mit dem Felsenthore zu Salzburg oder mit der Grotta di Posilippo zu Neapel vergleichen möchte. Wir wurden von unserm Cicerone durch dieses, bereits gänzlich vollendete ächt römische Bauwerk geführt und gingen da, wo künftig der Teverone seine Fluthen rollen wird, um sie aus der Mündung des mächtigen Stollens in die Tiefe des Felsenthales hinabzustürzen. Dann wird er mit verdoppeltem Rechte der praeceps Anio heißen und eine Cascade bilden, welche den frühern großen Wasserfall bei weitem übertreffen wird, zum ewigen ruhmvollen Gedächtnisse des jetzt regierenden Papstes Gregor XVI. Die Wirkung kann nicht anders als staunenerregend sein. Dieses gestehet jeder; aber man fürchtet, daß die größern Cascatellen darunter leiden möchten. — Ich bekenne aufrichtig, daß bei dem Mangel einer genauen Special-Karte der Umgegend von Tivoli, auf welcher der Zug des Thales und der Lauf des Teverone in allen Einzelnheiten dargestellt wäre, ich kein Urtheil wage. Bedenklich bleibt es immer, so in die Natur einzugreifen, doch muß es unter Umständen der Wissenschaft und der Kunst erlaubt sein, auch der Natur neue Bahnen zu eröffnen.

Während meine Reisegefährten nach Tisch eine kleine Siesta hielten, begab ich mich noch einmahl allein zu der Grotte des Neptun, mich an dem Sturze und Gedonner des Teverone zu ergötzen. — Als ich nun dort am Eisengeländer einsam stand, in den Abgrund schauend, in welchen sich der Anio hinunter stürzt: da wurde mir auf einmahl klar, in welcher Gefahr ich mich hier befände, wo es einem Paar rüstiger Birbanten eine Kleinigkeit gewesen wäre, den Hinuntergestürz-

ten den unterirdiſchen Weg des Teverone mitgehen zu heißen. Ich begab mich alſo zu meinen Freunden hinauf, welche meine Abweſenheit ſchon ängſtlich gemacht hatte. — Unſere Abſicht war, den Reſt des Nachmittages dazu zu benutzen, die prächtigen Ueberbleibſel der Villa des Mäcenas, die kleinen Cascatellen und die Villa d'Eſte zu beſuchen.

Nur die mächtigen Reſte jenes Landhauſes des Gönners und Freundes des Horaz und die durch deſſen Arcaden geleiteten Waſſer und deren Fälle konnten wir noch ſchauen, denn ein furchtbares Gewitter ſtieg am Himmel empor und ließ ſeinen Donner durch das Felſenthal, noch das Rauſchen des Teverone überbietend, erſchallen. Die Villa des Mäcen durchſchnitt ehemals die alte Via Tiburtina. Um nun dieſer nicht hinderlich zu ſein, hatte man für die Straße einen ungeheuern gewölbten Gang errichtet, welcher, gleich der Grotta di Poulippo, eben Licht-Oeffnungen hatte. Von dieſem Bogengange iſt noch ein bedeutender Theil vorhanden, mit Mauern von den ſogenannten Opera incerta. Dieſe Ruine iſt eine der großartigſten um Rom. Vor der Villa ſelbſt iſt noch ein ziemlich großer Theil von dem Erd- und dem erſten Geſchoſſe aufrecht: wahrhaftig prächtige Bogengänge und Gallerien. Nach dem Thale des Anio zu waren jene Gänge mit doriſchen Pilaſtern verziert. Von der Terraſſe des erwähnten großen Straßen-Gewölbes genießt man einer entzückenden Ausſicht über die Campagna bis zu dem Meere hin. Beſonders zog ſtets der Soracte meine Blicke auf ſich, denn er war ja ſo oft von Horaz geſchauet und erwähnet worden. Seine Form und Höhe möchte ich mit dem Hoppenberge, zwiſchen Blankenburg und Halberſtadt, meinen norddeutſchen Leſern vergleichen. „Candidus" ſoll er, ſelbſt im Winter, jetzt nur ſelten ſein.

Alles dieſes hier ſchauend, möchte man noch jetzt ausrufen: „Sit mea sedes utinam senectae!" Doch einmal

wünschend, würde ich dieſes doch lieber von Rom ſelbſt ſagen: aber in der Nähe von Freunden, wie die waren, welche mit mir die Thäler des Anio durchſtreiften.

Jetzt ergoſſen ſich Ströme von Regen und ſchwellten den Teverone an und noch lauter ertönte es von der Neptuns-Grotte herauf, wie wir dieſes, glücklich in unſern Gaſthof zurück gelangt, aus unſern Fenſtern ſchauen und hören konnten.

Die Villa d'Eſte, die auch, was ihre Erhaltung anbetrifft, nur noch ein Schatten von dem ſein ſoll, was ſie unter ihrem Erbauer Ippolito d'Eſte war, mußten wir unbeſucht laſſen.

Der Regen wollte nicht aufhören, und unter ſolchem kamen wir ſpät nach Rom zurück, erhoben durch den Hochgenuß, den uns „Tibur, Argeo positum colono" gewähret hatte. Auch zu Rom befindet ſich noch ein ebenfalls von barbariſchen Händen und der Zeit zu einer Art Ruine verwandelter Veſtatempel, welcher zu einer Capelle oder kleinen Kirche der Madonna del Sole umgeſchaffen wurde. Er liegt nicht fern von der Tiber in der Gegend des ponte rotto und der Ausmündung der Cloaca maxima, dem ehrwürdigen und nützlichen Bauwerke des Königs Tarquinius.

Jener elegante kleine Tempel hat ſehr viel Aehnlichkeit mit dem zu Tivoli und ſcheint auf eine Normalform der Veſtatempel hinzudeuten. Er iſt ebenfalls zirkelrund und die marmorne Zelle war von zwanzig korinthiſchen Säulen von pariſchem Marmor umgeben, von denen noch neunzehn vorhanden ſind. Das Gebälke und die Kuppel fehlen und die letzte iſt durch ein zeltförmiges Dach erſetzt, welches das ſchöne Gebäude auf das Aeußerſte verunſtaltet.

Ganz in der Nähe dieſes Ueberreſtes alter edler Baukunſt (ungefähr aus den Zeiten der Antonine) befindet ſich einer der ſchönſten und älteſten Tempel des alten Roms, nämlich der Fortuna virilis, welcher dem Servius Tullius, der vom Sla-

ven zum König ſtieg, ſeinen Urſprung verdankt. Er bildet ein länglichtes Viereck und war mit achtzehn ioniſchen Säulen umgeben, von denen vier an der Vorderſeite und ſechs an der Nebenſeite, welche dem Tempel der Veſta gegenüber ſteht, erhalten wurden. Das Gebäude iſt von Tiburtiniſchen Steinen und war mit einem feinen, hin und wieder noch vorhandenen Stuck bekleidet, von welchem auch die Verzierungen des erhaltenen Gebälkes ausgeführt waren.

Auch dieſer Tempel iſt der Madonna geweihet und der Armeniſchen Nation eingeräumt.

In dieſer wüſten Gegend Roms giebt es mehrere Reſte antiker Bauwerke.

Convent der Fünfhundert Hagestolzen.

Von

Leopold Scheler.

(Den Repräsentanten des amerikanischen Freistaats Maine insonders gewidmet.)

(— Mehrstündabend. Großer erleuchteter Saal mit Theater, Verwandlungen, Schauspielern und Sängerinnen. Im Saal die Fünfhundert bei offener Tafel. Allgesell, Nebengesell, sämmtliches Mittel, junge und alte Junggesellen als Candidaten des Ordens. Durch die Mittelthür Aufzug auf eine prachtvoll gedeckte Tafel. Die Musik der Ouverture zu den Danaiden von Salieri schweigt.)

Prolog.

Der Allgesell

in vollem Ornat.

Willkommen hier im geweihten Saal
Ihr würdigen Brüder allzumal!
Nehmt Euere alten Plätze ein,
Der Wein wird auch noch der alte sein!
Die Frauen, welche sich leicht erbosen,
Sie schelten uns Edle: „verdammt! . . . verlosen!"
Und unser Leben nur: „Höllenleben" . . .
Wir — müssen den Weibern Viel vergeben;
Die Weiber necken ja mehr — als Rosen,
Die Keinen, der sie nicht will brechen,
Auch nicht mit einem Dörnchen stechen!
Indeß, sie sind nun einmal die Losen;

Sie wundern sich noch mehr wie ein — Brot,
Daß Jemand lebt gesund und reth
Und gar kein Brot hat, oder will;
So wundern die alten Junafern sich still:
Was Freude wir hätten an der Welt,
Wenn uns kein schönes Weib gefällt,
So sehr: daß wir in gemauerten Kasten
Sie bei uns lassen schmausen und rasten,
Bis sie wie Blumen sind eingegangen!
Das bräche uns ja das Herz vor Bangen!
Wir haben einen gar hohen Ahn,
Der ohne Frau doch Viel gethan,
Viel einexlübet und ausgeführet,
Sich männiglich gar wohl gerirt!
Der Mond hat sichtbar auch keine Frau,
Drum führen wir ihn im Wappen schlau;
Wär' Jupiter heut noch akadankt,
Hätt' er nicht stets mit Juno gezankt?
Die ihm das Weltregieren verdarb
Und dann nur auf drei Tage starb!
So sind sie Beide nun gar verderben;
Wer ist nicht an einer Frau gestorben,
Als der sich keine genommen hat?
Ihr Hagestolzen, das sei gesagt:
Sterb' Einer vor Freuden, sterb' er vor Leiden
Das kann uns nicht von dem Orden scheiden!
Drum leben Wir auch — von Gottes Gnade
Mit offenen Zimmen, bei offener Lade;
Ein Völkchen im Neste gar wohlgemuth,
Das keinem Freyer je Eintrag thut,
Das nicht begehrt zu perennniren,
Nur den Sommer durch sich zu amüsiren,
Und das, so wie jeder Ehemann muß,

Doch selbst und allein steht zum Schluß!
Wir prüfen, was Alles das Leben hätt'
Ohn' Eins, sein höllisches Himmelbett,
Und können nicht sagen von breitem' Quälen,
Es müßte uns denn die Bedeutung fehlen!

Um aber die Schwachen sehen zu lassen
Das Schöne, das sie vielleicht verpassen . . .
So stellet ihnen den Ehestand dar,
Die Hauptexcesse weiß und klar,
Die Jungfrau und den Jungemann,
Dem Wiegenkind' schön singe sie dann!
Vergeßt auch nicht, sie in Trauer zu üben —
Man kann sich ja auch in den Schmerz verlieben!
Drauf mag selbst unsere Mutter erscheinen,
Bekehrt sie uns nicht — was schadet zu weinen?
Doch Wer uns dann will treulos sein,
Der plumpt ja nur in die Menschheit hinein!
Da ist kein Schaden, da ist kein Verlust,
Die Sünde curirt der Doctor M . . !
Drum wird nicht der Orden in Stocken gerathen,
Ein todter Pastor — Zehn Candidaten!
Die Laien-Eölebse werden dann schwören;
Wir alten Bestätigten werden hören,
Und hören uns lassen in den Chören!

Und nun zum reizenden Acte behende!
Daß Jeder zu seinem Amte sich wende!
Was niemals beginnt, hat selten ein Ende.

— Er klingelt. Der Vorhang geht auf. —
Costumirte Personen tragen in passender Serenirung alles Folgende vor, wozwischen das Chor der Hagestolzen das Wort nimmt.

Die Kragenprobe.

Ich wollte mir auch ein Mädchen freyn
ein Mädchen freyn,
Das umſchlich ich bei Nacht und bei Tage;
Die Aeltern aber die ſperrten es ein
die ſperrten es ein,
Das brachte mir Kummer und Klage!

Ich ſah ſie nur noch durch's Schlüſſelloch
durch's Schlüſſelloch . . .
Die Lippen! das Naſenſpitzchen!
Der verborgene Schatz wie reizt' er mich doch
wie reizt' er mich doch!
Der Himmel bricht nur durch ein Ritzchen!

Und als ich einſt in der Nacht ſie beſucht
in der Nacht ſie beſucht,
Stand ſie ſchon vor der Thür auf Wache;
Wir ergriffen Uns! wir ergriffen die Flucht,
wir ergriffen die Flucht!
Wir brauchten nur Uns, zur Sache.

Früh ruhten im Wald wir am ſilbernen Quell
am ſilbernen Quell
Sahn recht uns zum erſten Male;
Hei! war da die Liebſte ſo ſchön und ſo hell
ſo ſchön und ſo hell
Im funkelnden Sonnenſtrahle!

Der Vater aber ach, holte uns ein
ach, holte uns ein,
Und führt' uns Beſchämte zurücke;
Die Mutter engelte uns hinterdrein
uns hinterdrein
Wie vom Paradieſeskglücke.

Sie thaten uns je einen Krägen an
einen Kragen an,
Zwei ſpaniſche Wände von Breten!
Draus ſah'n wir uns noch gegenüber an
gegenüber an,
Und thäten uns faſt anbeten.

Wir ſpitzten die Lippen einander zu
einander zu
Zum kaum noch geneſſenen Kuſſe,
Und Thränen floſſen ach, hu hu hu
ach, hu hu hu
Von den Wangen in bangem Erguſſe.

Und als wir den Tag zu Rüſte gebracht
zu Rüſte gebracht
In Klagen und Hoffnungsgeſchichten,
Da blinkten die Augen ſich gute Nacht
ſich gute Nacht!
Die Naſen nieſten mit Züchten!

Mich aber hielt die Erbitterung wach
die Erbitterung wach.
Mein Schatz der ſchnarchte gefährlich!
Der Mond beſchien ihre Bläſſe ſchwach
ihre Bläſſe ſchwach,
Ihr Mund ſtand offen — und ehrlich!

Früh ſahe ſie ganz übernächtig aus
übernächtig aus,
Und grüßte mich: Guten Morgen!
„Guten Morgen, mein Engel!“ preßt' ich heraus
„Engel“ preßt' ich heraus,
„Was haben wir ach, für Sorgen!“

Wir ſpitzten die Lippen uns nüchtern zu
uns nüchtern zu,
Da kam das Frühſtück zum Kragen;
Die Zähne biſſen wie einer Kuh
wie einer Kuh,
Wir ſahen uns faſt in den Magen.

Drauf ſchlürfte ſie achtzehn Taſſen Thee
achtzehn Taſſen Thee —
Hier galt kein Verbergen, Verſtellen!
Von Schwatzen thaten die Ohren mir weh
die Ohren mir weh . .
Leis legten ſich unſere Wellen.

Und wie mein Schatz mir zu Waſſer ward
mir zu Waſſer ward,
So ward Ich ihr auch — wie zu Eiſe!
Wir ſchliefen zuletzt am Tage hart
am Tage hart,
Und gähnten — und gähnten nicht leiſe!

Und als ein Monden vergangen kaum
vergangen kaum,
Da kennt' ich auswendig mein Herzchen!
Die Sommerſproſſen! die Lippen — mit Flaum
die Lippen — mit Flaum!
An der Naſe wuchs ihr ein Wärzchen!

Jetzt kamen die Aeltern mit Lachen herbei
mit Lachen herbei,
Der Vater löste die Kragen;
„Nun, meine Kinder, heraus! Ihr seid frei!
heraus! Ihr seid frei!
Nun nehmt Euch! Lernt Euch vertragen!

Da sahn wir Liebsleut' uns weiter nicht an
uns weiter nicht an,
Und entliefen Eins vor dem Andern!
„Der Kragen hat sein Wunder gethan
sein Wunder gethan" —
Sprach der Vater, „Ich wollte auch wandern!" —

„Der Ehestand, ja der Ehestand
ja der Ehestand
„Der ist der hölzernste Kragen!
„Zwei sehn sich da an bis zum Unverstand
bis zum Unverstand,
„So recht kann Keiner es sagen!"

Chor der Hagestolzen, mit Trompeten und Pauken.

Der Ehestand, ja der Ehestand
ja der Ehestand
Das ist der hölzernste Kragen!
Zwei sehn sich da an bis zum Unverstand
bis zum Unverstand,
So recht will Keiner es sagen!

Der Probekragen.

Da ſah ſich ſeine Frau Liebſte um
Frau Liebſte um
Mit Blicken von Katz' und von Raben;
„Mann! Das war ſchlecht! Mann, das war dumm,
Mann, das war dumm!
Nun ſoll Er die Tochter haben!“

Und freundlich rief mich der Vater zurück
der Vater zurück,
Doch ich zauderte nur zu kommen!
Da ſprach er: „Nun wünſch' ich Euch tauſendes Glück!
Euch tauſendes Glück!
Nun iſt Euch die Thorheit vergommen!

Ihr Kinder habt den Kragen erprobt
den Kragen erprobt:
Ihr ſeid einander entronnen!
Das vereint Euch nun feſt! Hoch ſei gelebt
Hoch ſei gelebt
Wer klug mit dem Ende begonnen!

Was Jemand am hellen Tage denkt
hellen Tage denkt,
Das denkt er die Nacht nicht, um Zwölfe!
Und denkt auch der Mann — doch der Himmel lenkt
doch der Himmel lenkt,
Zu Nacht da heulen die Wölfe.

Und wenn mein Schatz ein Geſpenſt nur wär'
ein Geſpenſt nur wär',
Mir geborgt aus niedrigen Hallen,
Ich thät' ihr doch an der Lebendigen Ehr'
der Lebendigen Ehr',
Dann begrub' ich ſie, Ihr zu gefallen!

Als wenn mein Weib eine Göttin wär'
eine Göttin wär',
Mir geſandt aus himmliſchen Hallen,
So thu' ich Ihr an der Himmliſchen Ehr'
der Himmliſchen Ehr',
Und ſterb' Ihr noch ſelbſt zu Gefallen.

Denn liegt auch Einer im Eheſtand
im Eheſtand,
Im engen, im hölzernen Kragen,
Der Eheſtand liegt — im ſchönſten Land!
im ſchönſten Land!
In weiten, in himmliſchen Tagen!"

Chor, mit Jagdhörnern.

Ich armes Häschen in weitem Feld,
Wie wird mir doch ſo nachgeſtellt!

Hochzeitmorgen.

Junger Mann.

Ich habe Luſt Dich todt zu küſſen,
Dann bin ich Dich und Wenne los!
So, lieg' ich heiß zu Deinen Füßen
Und ſtelle mich den Göttern bloß!

Was kann Natur uns weiter geben?
Was hab' ich noch? Was biſt Du mehr?
Und Wiederholen heißt das Leben?
Ich glaubte an ein Freuden-Heer!

So ſollen wir zu Grunde gehen?
Doch ſchon auch ſoll beſchloſſen ſeyn?
Ach, wär's ſo ſchnell um uns geſchehen?
Der Boden brach, hin rann der Wein.

Ich habe Luſt Dich todt zu küſſen,
Dann bin ich mich und Jaara los!
So lieg' ich bang zu Deinen Füßen
Und ſtelle Dich den Göttern bloß!

Junge Frau.

Ach hätt' ich meine Liebe wieder
Und jeden Kuß, den ich Dir gab!
Sag', welch' ein Schleier fiel Dir nieder?
Denn Du erſchrickſt . . . . vor welchem Grab?

Erſchrickt der Schiffer vor dem Fluſſe,
Den er befahren ſoll mit Rath?
Sieht er ſie grün in vollem Schuſſe,
Erſchrickt der Sämann vor der Saat?

An jedem Tage ſind Wir Andre,
Denn Andres täglich füllt die Bruſt;
Komm' mit, mein Freund, durch's Leben! Wandre!
Nur gleicher Treu' ſei Dir bewußt!

Du wirſt mir neu ſeyn bis an's Ende,
Neu wird der letzte Tag uns ſeyn!
Neu ſchließen ſelbſt die alten Hände
Dereinſt noch unſre Enkel ein!

Altgeſell.

Wir ſind nicht ſteif! Wir hegen Demuth,
Wir tragen große Lebenswehmuth,
Seh'n ſtill die Welt gehn, und verachten
Wir wollen uns in ſie nicht miſchen,
Feſt bleibend an den Kindertiſchen,
Das Glück und Unglück nicht verſtehn!

Nebengeſell.

O könnten Wir's zu Neue bringen —
Neu' iſt das herrlichſte Gelingen,
Das Kleinſte ſcheint ihr groß und rein.
Wir wollen uns zum Becher wenden!
Wir ſchenken mit den alten Händen
Erſt übervoll den alten ein!

Leiſes Chor der Hageſtolzen.

Iſt Nichts auf Erden als ein Weib
Für jeden Mann,
Dann muß man frei'n zum Erdvertreib,
„Dann, dann! Dann, dann!" :,:

(fuga)
con brio.

Die Hoffnungsreiche.

Wie? träum' ich, oder wach' ich?
O wein' ich, oder lach' ich —
Ich bin nicht mehr allein!
Es iſt noch Jemand mit mir,
Es trinkt noch Jemand mit mir,
Das Waſſer und den Wein.

Aus meinen Augen ſehnt er,
Mit meinem Arme dehnt er
Sich nach der Erdbeer ſchon!
Ringt nach dem Sonnenlichte,
Bricht angerötete Früchte
Und koſtet Roſ' und Mohn!

Und wenn die Lerchen ſingen
Die Lämmerglocken klingen
Da muß ich horchen ſtehn!
Muß Sommervögel haſchen,
Muß grüne Trauben naſchen,
Wie iſt mir doch geſchehn!

Das alte Wort, o Erde,
Das Schöpferwort: „Es werde!“
Wird mächtig in mir neu;
Der Erde Zauberkräfte,
Des Himmels Geiſterkräfte
Ziehn ſtill in mich herbei.

Das hat mir früh geklungen!
Das hab' ich klein gesungen,
Als ich der Puppe sang!
Nun kommt es angedrungen,
Nun hat es mich bezwungen
Und macht mich wunderbang.

Es ist an mir geschehen,
Es ist an mir zu sehen:
„Geist! ich bin Deine Magd!"
Als sollt' ich Erd' und Sonne
Neu schaffen aus der Wonne —
So hat's in mir getagt.

Nun bin ich erst die Reine!
Seit ich nicht mehr alleine.
Ich bin nicht nur zu Zwei!
Ich fühl' ein himmlisch Walten,
Ein Götter-stark Gestalten
Fürwahr! . . . ich bin zu Drei!

Eins bin ich mit dem Geiste!
Mit dem, was Liebe leiste,
Die mütterliche Flur;
Der Fruchtbaum und die Rebe
Das ahnt nur, was Ich lebe!
Eins bin ich und Natur.

O Mutter! Dich versteh' ich!
Vor Deinem Werth vergeh' ich!
Ich seh' Dich weinend an;
Versteh' den Tod! das Leben . . .
Mein Kind! wollst mir vergeben!
— Doch still! . . Da kommt mein Mann!

Leiſes Chor.

Fürwahr, die Rührung bleibet rührend,
Ein ſchöner Glaube iſt verführend,
Doch träumt ſie nur die Furcht ſich fort!
Nun acht ſie, näht dem kleinen Fremden
Die kleinen Mützchen, kleinen Hemden —
Dann fühlt Er Kind- und Muttermord!

Jahresnacht der Hochzeitnacht.

Junger Vater.

Ich trag' ein ſüß Geheimniß
Entzückt in meiner Bruſt,
Mit göttlichem Behagen
Bin ich mir des Wunders bewußt.

Es ſtößt mich an zu lächeln,
Es ſtößt mich zu weinen an!
Was habt ihr himmliſchen Mächte
Mir Seliges angethan!

Ich fürchte es anzudenken,
Als flög' es erwacht mir fort —
Als ſteckt' ich es treulos in Flammen,
Sprächʼ ich ein einziges Wort!

Doch möchtʼ ich es droben erzählen
Wie Lerchen hoch in der Luft!
Dem blauen geſtirnten Himmel!
Doch ſtumm nur, wie Blumen — mit Duft!

Doch wißt ihr es, ihr Geſtirne,
O Erde, du weißt es lang!
Nur Ich erſt habʼ es erfahren,
Drum macht mir's ſo menſchlich bang.

Und ſeyd Ihr bildende Götter
Und ſchafft Ihr die Bluthenreihn,
Die Früchte, die tauſend Blumen . . .
Ach! Wer ſoll Ich nun erſt ſeyn?

Du, Mond, du haſt es geſehen,
Nicht wahr, es iſt himmliſch und ſchön?
Du, Nacht, mit Silbergewölken
Bedeckſt du es aus den Höhn.

Dir, Schwalbe im Neſte, vertrau' ich's,
Sonſt ſpringt mir die Bruſt! — geſchwind:
„Ich habe ein kleines Knäbchen!
„Ich habe Mutter und Kind!"

Leiſes Chor.

Der glaubt: Er iſt nun Herenmeiſter!
Und doch vielleicht nur Hahnrey heißt er!
Nun mag er zu Schreyhälschen gehn!
Doch wollen Wir uns rühren laſſen —
Den großen Taufſchmaus nicht verpaſſen.
Und ſchickt er, männig Pathen ſtehn!

Wiegenlied.

Mein Kindchen, ſchlafe ein,
Bei goldnem Sternenſchein.
Die Sonne ging zu Rüſte,
Die Schwalbe ſingt im Neſte
Die Schwälbchen ſich in Ruh —
Mein Kind, ſo ſchlaf' auch Du!

Mein Kindchen, ſchlafe ein!
Der Apfelbaum im Hain
Wiegt ſanft und unverdroſſen
Die Blüthen leis verſchloſſen
Auf ſeinem Arm in Ruh —
Mein Kind, ſo ſchlaf' auch Du!

Mein Kindchen, ſchlafe ein!
Der Wieſen Aeugelein,
Die Blumen, ſchlafen alle
Bei Nachtigallen-Schalle —
Kein Röschen hört ihr zu —
Mein Kind, ſo ſchlaf' auch Du!

Mein Kindchen, ſchlafe ein!
Die Wandrer ſind nun heim,
Die Lämmer ſind im Stalle,
Die Lämmchen ſchlafen alle
Die Aeuglein feſte zu —
Mein Kind, ſo ſchlaf' auch Du!

Mein Kindchen, ſchlafe ein!
Der Mond dort blickt herein,
Will dich erſt ſchlafen ſehen,
Dann auch zu Bette gehen,
Und wünſcht dir gute Ruh —
Mein Kind, ſo ſchlaf' auch du.

Mein Kind, nun ſchläfſt du ein,
Nun ſchläft auch Mutterlein;
Hoch in dem Sternenzimmer
Da ſchläft der Vater nimmer,
Der dich und mich bewacht —
Mein Kind, nun gute Nacht.

Fernes leiſeſtes Chor in Moll.

„Mein Kind, nun gute Nacht,
Das früh nicht mehr erwacht!
O Kind, nun gute Nacht!

Lied zum Kirchgang.

Melodie. Nun ruhen alle Wälder.

Ich komme dir zu danken,
Mein Gott, mit frohem Wanken,
Hier für mein liebes Kind!
Daß Du es mir gegeben,
Gesundheit uns und Leben
Durch deine Huld erhalten sind.

Wer half mir in den Nöthen,
Die schier mich wollten tödten,
Wer, o mein Gott, als Du?
So wie das Reh im Walde
Genas ich leicht und balde
Und sank in müde, sel'ge Ruh.

Indessen voll Erbarmen
Gabst du aus deinen Armen
Mir selbst ein Engelein!
Nicht gnug kann ich's besehen,
Nicht gnug kann ich's verstehen:
Ein kleines Engelein ist mein!

Jetzt bring' ich Dir es wieder,
Und falle vor Dir nieder!
O sieh uns gnädig an!
Schreib' uns in's Buch des Lebens!
Du thatst ja nicht vergebens,
Was Du bisher an uns gethan.

Läßt Du mir's auferblühen,
Will ich es Dir erziehen,
Dir treu, o Vater, weihn!
Willſt Du es nicht mir laſſen,
Muß ich mich dadurch faſſen:
Es iſt und bleibt Dein Englein

Dieß Eine laß geſchehen:
Laß einſt uns wiederſehen
Nach dieſer Zeitlichkeit!
Laß mich dieß Kind Dir bringen
Wo wir Dir Gloria ſingen,
Vereint in ew'ger Seligkeit.

Fernes, leiſeſtes Chor

„Gloria in excelsis Deo!"

Das Weh.

Da ſammt die Morgenröthe
Mit ihrem Purpurſchein,
Und ſchaut zur alten Erde
Mit neuem Glanz herein.

Hier ruhn viel tauſend Todte
In ihren Gräbern aus;
Das war kein ewig Leben!
Das war kein ewig Haus!

Geſchmückt mit friſchen Blumen
Trägt man ein Kind hinaus;
„Hier iſt kein ewig Blühen!
„Hier iſt kein ewig Haus!“

Und ſieh, da fallen Tropfen
Vom Himmel leis herab,
Beträufen ringsum die Bäume,
Beträufen Gras und Grab.

Nun fragt die Mutter Sonne,
Die mit dem Blitz erſcheint:
Wer ſo viel tauſend Thränen
So frühe ſchon geweint?

Da tönt ihr dumpf zur Antwort
Aus blauer Himmelshöh',
Aus tiefer ſchwarzer Erde
Ein unausſprechlich „Weh!“

Die Roſen-ſchöne Sonne
Erblaßt davor zu Schnee,
Sie möchte ſterben, fliehen —
Und kann nur in die Höh!

Wohl ſchön, ſchön iſt die Erde,
Die Sonne, blaß wie Schnee,
Das Heiligſte, das Schönſte
Bleibt Tag für Tag „das Weh!“

Der Erſatz.

All meine Lieben waren todt,
Das brachte mir tiefe Pein und Noth,
Ich nannte kein Gräschen rings wo: mein,
Und Niemand nannte mich rings wo: ſein.

So ſtand ich auf weiter Erden allein,
Als käm ich aus dem Felſen ein Stein,
Als wär' ich des Nachts in die Welt geſchneit
Auf Blüthen in warmer Mayenzeit!

Da floh ich fort vor dem Herzeleid
Hinaus in die Welt gar weit, weit, weit!
Ob dort wohl Etwas zu finden wär',
Daß mir ſo bang nicht bleibe, ſo leer!

Da ſah ich Trümmer, uralt und hehr,
Vor denen grauete mich erſt ſehr!
Und gar die Lebendigen hie und dort,
Aus denen war die Seele fort!

Und droben am Himmel war mir kein Hort,
Und drunten auf Erden war mir kein Ort;
Was ſollte mir all der fremde Brauch?
Dumpf war es in meiner Heimath auch!

Und als ich ſahe der Heimath Rauch,
Da fiel ich vor Weh in den Roſenſtrauch;
Dann floh ich zu Nacht ein weibliches Stück
In den Wald, in das Felſenthal zurück.

Da ſtand eine Rieſin! Mit Sonnenblick
Durchſah die Allreichſte mein Geſchick.
Die ſprach zu mir: „Wie dauerſt du mich!
„Doch ſo, wie für Alle, iſt Hülfe für Dich."

„Sieh, das iſt mein Kind! Die iſt ganz wie Ich!
„So reich! und zaubert ſo meiſterlich.
„Die nimm! und bauet ein Hüttchen in's Feld,
„So recht in den Mittelpunkt der Welt!“ —

Und wie mir's ſeitdem in der Hütte gefällt!
Die ſpiegelt rings mir die ganze Welt!
Und ſieh, aus der Hausfrau Kämmerlein
Kam zuerſt mein Vater mir wieder! ganz klein!

Einen Lenz darauf kam auch die Mutter! klein!
Die Großmutter klein! und mein Schweſterlein!
Die haben mich lieb, und erdrücken mich ſchier;
Die junge Zaubrerin brachte ſie mir.

Doch ſpricht ſie im Dunkeln: „ſie gleichen nur Dir!“
Und pflanzt ſie Blumen zur Gartenzier,
Die ſehen genau ſo gezänkelt, ſo kraus
Wie einſt meine Kinderblumen aus!

Das wächſt und gedeiht nun in Saus und Braus,
Als feyerten wir tagtäglichen Schmaus;
Keine Stunde, kein Eckchen iſt leer und hohl,
Ich hab' Alles neu! mir iſt himmliſch wohl!

Im Herzen iſt's voll, im Hauſe zu voll,
Die Alten Kleinen treiben es toll;
Und will ich vor Jubel jetzt einſam ſeyn,
Thät' es Noth: ich ſchlüge mit Keulen darein.

Losbrief.

Wer ſich der Weiber begeben,
Der fängt erſt an zu leben;
Der wundert ſich, daß die bekannte Welt
Noch etwas Andres als Weiber enthält!

Wer nicht mehr ſpielt mit den Puppen,
Dem fällt es von Augen wie Schuppen:
Wie viel Vollkommnes ſo manches Jahr
Verborgen, vergebens, um ihn war!

Die Roſen, die ohne Bedenken
Er brach, ſie den Mädchen zu ſchenken,
Die ſieht er nun ſelber genauer an,
Und merkt was Rothes, was Duftiges dran!

Nun nähren ihn nicht mehr Küſſe,
Nun ſchmeckt auch Honig ihm ſüße!
Nun trifft ihn der Freund! Nun ſchmeckt ihm der Wein!
Was Alles ſchön iſt, iſt Alles ſein.

Zwar frei von Liebe gegeben,
Fällt ſeine Gluth nun in's Leben;
Die Liebe bleibt ihm ein köſtliches Mahl,
Doch bleibt ihm die Welt ein Götterſaal!

Drum, Jüngling, liebe! doch munter!
Und ringe den Amor dir unter!
Süßſchwärmend finde die männliche Spur:
Das Weib iſt das Weib — die Natur: die Natur!

Begräbniſs des Mondes.

Die Sonne.

In welche Gruft begraben wir
Den lieben todten Mond?
Schön muß ſie ſein, voll Pracht und Zier,
Schönheit war er gewohnt.

Die Geſtirne.

So laßt ihn auf dem Strom der Zeit
Als den Ertrunknen ſchwimmen,
Und manchmal ſchmal und manchmal breit
Vom Sonnenlichte glimmen.

Der kleine Bär.

Graus ſchrecke Nachts ſein Todtenhaupt
Euch Sterne am Firmament!
So geh' es Jedem, der da glaubt:
Regieren hat kein End'!

Die Geſtirne.

Wir ſchau'n: Regieren hat ein End'!
Kein Ende hat Begraben!
Kein Ende hat das Firmament,
Er ſoll zur Gruft es haben!

Der Abendſtern.

Der Himmel iſt das größte Grab,
Das ſchönſte Grab iſt Er!
Da ſteigt es ſich ſo ſuß hinab,
Da iſt der Tod nicht ſchwer.

Der Mann im Monde.

Wer kann denn todt im Himmel ſein,
Wo goldne Bienen ſchwärmen!
So dämmert nur die Mutter ein,
Wenn Kinder ſie umlärmen.

Leiſes, fernes Chor.

Eigne Melodie.

O große Noth —
Der Mann iſt todt!
Die Wittw' iſt blaß —
Ach, laß' ich das!

Der Sonnenorden.

Früher unterſchied ſich mir klar
Jedes Frauenbild einzeln und eigen;
Dieſes, konnte blondes Haar,
Jenes, rabenſchwarzes zeigen!

Zweie hatten die Naſe — ſo!
Krumm, wie der Adler den Schnabel, gebogen;
Dreie waren des Näschens froh,
Klein und ſtumpf, doch artig gezogen.

Fünfe konnten ein Rad wie der Pfau . . .
Was für ſpielende Augen machen!
Zehen waren braun; Die, blau!
Und ſie konnten Zähnchen — lachen!

Groß war ein Dutzend, wenn es ſtand;
Klein, zwei Dutzend wenn ſie ſaßen;
Fünfzehn hatten die kleinſte Hand;
Dreißig, den größten Mund wenn ſie aßen.

Fünfzig zeigten Verſtand auf der Stirn,
Sechzig hätten ſich jung gehalten;
Hundert hatten kleines Gehirn,
Tauſend ſchienen bald zu veralten.

Und ſo ging ich auf großer Spur
Hin, zum Geſammtweib auf der Erden;
Mir, dem Forſcher der ſchönen Natur,
Mußten Alle zu Ehren werden;

Wie dem Schneider, dem Diebſtahlfeind,
Alle Hoſen zu Einer Hoſe.
Grad' wie dem liebendſten Blumenfreund
Alle Roſengeſchlechter — zur Roſe!

Aepfel und Birnen zu Einer Frucht,
Alle Palmen zuletzt zum Baume;
Und dann — Alles wohl unterſucht —
Selber der Baum zuletzt zum Traume.

Doch mein Lieben iſt nun dahin,
Seit mir die Allen wie Eine geworden,
Und im Kneyfloch zu allem Gewinn
Trag' ich den Reſt nur vom Weibererden.

Siehe, meine Begeiſterung
Flehe nach Oſt, Weſt, Süden und Norden,
Doch der Natur Verweiblichung
Trag' ich nun groß wie den Sonnenerden!

Der Mutter Bild.

Wir wollen uns das edle Bild
Der Mutter nicht verderben!
Das ſchöne Bild, ſo rein und mild
Iſt beſſer als Viel Erben.

Wir kennen die armen Dinger nicht
Und laſſen ſie ſchlafen und ſchweben;
Die armen Dinger kennen Uns nicht,
Und laſſen uns ruhig leben.

Und wenn mir das Schatzhaus Buben gewährt,
Das ſind, wie wir, ruchloſe Rangen!
Und wenn es mir gar drei Töchter beſcheert,
Da hätt' ich mich kurzweg gehangen!

Denn wie es den armen Weibern geht,
Das iſt wohl dem Himmel zu klagen!
Mein Vater ſelbſt war ein frommer Prophet,
Und hat doch die Mutter geſchlagen!

Der Mutter Thränen, das bitterſte Naß,
Die brechen den Kindern die Herzen!
Denn bis ſie ruhn wohl unter dem Gras,
Vergeſſen ſie nicht die Schmerzen.

Und wer Ein Weib verachten gelernt,
Der, wahrlich, verachtet ſie Alle!
Drum: Wer ſich von Menſchengewirr entfernt,
Der lebt wie in himmliſcher Halle!

Wir wollen uns das edle Bild
Der Mutter ja nicht verderben!
Das ſchöne Bild, ſo rein und mild,
Iſt beſſer als Leben und Sterben.

Der Mutter Geiſt.

War ich nun ſelbſt die heilige Natur,
War ihre Liebe — Ich, ihr treues Leben,
Trug nicht, wie eine Magd, die Schätze nur,
Und lebt' Ich ihre ſchönen Stunden eben; —

So iſt ja jede Mutter: die Natur,
Und Euren Knaben wird ſie heilig werden!
Heimſucht die reine ſchöne Jungfrau nur,
Sie wandelt ſtets, ſie wandelt Euch auf Erden!

Und ſoll nicht ſterben das was Euch Mir lebt,
Vererbt es *meinen* Enkeln, Euren Knaben!
Und die Euch Gattin iſt und Göttin . . . bebt! . . .
Wie lieb ſie Eure — Mutter werden haben!

Einweihungseid.

„Mein Vater war ein Affenſchwanz,
Daß er eine Frau genommen;
Meine Mutter war eine dumme Gans,
Daß ſie in die Wochen gekommen.

Ein Eſel iſt der Apfelbaum,
Daß er tauſend Kinder blühet;
Das Mehnhaupt iſt ein Narrentraum,
Daß es Kinder im Kopfe brühet!

Wie ein betrunkener Puterhahn
Bebrütet die Sonne: die Sterne;
Sie ſieht die Eier warm nur an
Und brütet klug — aus der Ferne.

Die ganze Welt iſt ein großes Neſt
Voll unaufhörlich Gepiepe!
Das große Wort glaubt goldenfeſt:
Die Liebe iſt nicht das Gepiepe!

Dem Dinge muß man widerſtehn,
Und zu Nichts ſich laſſen zwingen!
Sonſt iſt es um wahre Mannheit geſchehen,
Der Mann ſoll der Welt auch gelingen.

Weil vieles Waſſer zur Mühle fließt,
Dürfen Tropfen als Thau wohl verfunkeln:
Wenn Mancher auch Waizen als Mehl genießt,
Keimen Körner genug noch im Dunkeln.

Denn wüßte der Waizen, wer er wär',
Er ließe ſich alle mahlen,
Als unter Tod und Gluth ſo ſchwer
Doch nur wieder mit Körnern zu prahlen.

Daß die Welt kein Menſch verderben kann,
Das iſt ihr Vollkommenes eben!
Und Keiner verbeſſert den alten Plan,
Er mag ſterben, oder mag leben!"

(Alle geben zur Tafel.)

Hageſtolzenrecht.

Und wenn die Welt voll Götter wär',
Auf jedem Dorf ein König,
So kommt doch eben keiner her,
Und hier ſind Wir nicht wenig!
Auf dieſem Raſen ſind wir Herrn
Auf weit und breit, und ſind es gern,
Ich lebe mir ein Herr ſein —
Hoch!

Und wenn die Welt voll Jungfern wär',
Auf Jeden kamen Neune,
So kommt doch eben keine her,
Drum küſſ' ich mir die Meine!
Du haſt auch keinen Andern hier,
Mein Kind, ſo gelt' ich Tauſend dir,
Ich lebe mir alle Neune —
Hoch!

Und wenn die Welt voll Tode wär',
Die wollten uns verſchlingen,
So kommt doch jetzo keiner her;
Drum trinken wir und ſingen:
Die Stund' iſt unſer! Huſch, huſch, huſch,
Mir brennt die Flamme jetzt im Buſch,
Ich lebe mir das Singen —
Hoch!

Und wenn die Welt voll Weiber wär',
Und wäre voller Kinder,
Wir sind noch fern von Ehstland-Ehr,
Wir sind noch Mutters Kinder!
Wir trinken unsern Wein allein,
Was Einer hat, ist Alles sein,
Ich lebe mir die Freiheit —
Hoch!

Und wenn die Welt voll Flaschen wär',
Jetzt kommt doch nicht mehr Eine!
Die Unsern da, sie stehen leer,
Drum macht Euch auf die Beine!
Doch wenn ich jetzt voll Beine wär',
So wankt' ich nicht die Kreuz' und Quer,
Ich lebe mir die Beine —
Hoch!

(Kreuzt umher.)

Jahresbericht.

Die Epilog.

Und als der junge Greis, das Jahr,
Zu ſeinen Vätern verſammelt war,
Da kamen die Hageſtolzen wieder
Und ſetzten im alten Saal ſich nieder;
Sie hatten nicht Degen, ſie hatten nicht Steck,
Sie hatten nicht Hörner, nicht Bart wie der Bock,
Sie hatten noch ihren menſchlichen Leib —
Und hatten faſt alle ein junges Weib!
Und manches Weib ſchon hatte ein Kind!
Veredelte Bäume tragen geſchwind.
Auch brachte jeder Ex-Hageſtolz
Still ſeinen Erſatzmann von fleiſchernem Holz,
Die wurden gepflanzt als augloſe Reben,
Als gäb' es ein Leben neben dem Leben.
Der Altgeſelle darauf verſtieß
Die Paar' in des Lebens Duravertieß,
Sprach über die Ketzer den Bannfluch aus:
„Zur Strafe nehmt — die Weiber nach Haus!
„Habt „Waſſer und Feuer" habt „Salz und Licht",
„Nichts habt Ihr, wenn Euch die Freiheit gebricht!
„Wir aber werden ſo blühn und beſtehn,
„So lange zur Mühle ein — Pfaffe wird gehn!"

Ein Abend bei Goethe.

Von

H. Koenig.

Im Jahre 1828 durfte, wer Goethen gern einmal gesehen hätte, einen Ausflug nach Weimar nicht auf's Unbestimmte hinausschieben. Denn damals war er schon der alte Goethe, ja der Hochbejahrte, der mit jedem Tage scheiden konnte. Zu meiner Andacht für ihn, die mich schon allein zu einer Pilgerfahrt nach Weimar bestimmen konnte, kam indeß noch Anderes, was mir einen solchen Ausflug lockend machte. Wußte ich doch, daß, wenn der Alte vielleicht in letzter Zeit etwas zäh und streng geworden war, für mich doch andre gute Zuthaten neben ihm angerichtet sein würden, mithin der fahrende Neugier in keinem Fall unerquickt bleiben sollte. Wallfahrten sind auch immer baumstiat gewesen; entweder durch Messen und Märkte, die man zum Vortheil des Erwerbs mit der Andacht verbunden hatte, oder durch Gastfreundschaften, die von den Vorfahren gestiftet, den Nachkommen bleibende Vortheile gewährten. So waren für mich Freunde in Weimar anzutreffen, Landsleute — über ein Jahrzehent nicht gesehene, und früher in schönen Stunden innerlich wie äußerlich aufgereater Jugend beisammen gestandene. Und wer den Reiz empfunden hat, den

ein großartiges Liebhabertheater auf diejenigen ausübt, die in sorglosen Jahren des Lebens so viel freie Phantasie vor den Coulissen und so viel freundes Herz hinter denselben anzubringen haben, der mag es begreifen, welche Macht der Erinnerung mich zu den Weimarer Freunden zog.

In Fulda nämlich, meiner Mutterstadt, hatte gerade in der unruhigsten Kriegszeit von 1811 an ein Liebhabertheater bestanden, aus der Freundschaft junger Talente entsprungen, und von dem sinnlich-geistreichen Fürsten Primas, während Fulda zum Großherzogthum Frankfurt gehörte, begünstigt. Was in Fulda auf einige Bildung Anspruch machte, gehörte dem Verein an, der für Erholung, Vergnügen und Kunstgenuß gestiftet war. Was der Krieg gegründet und erbaut hatte, zerstörte der Frieden. Das Fürstenthum Fulda ward zwischen Baiern, Hessen und Weimar getheilt; die Dilettanten, meist Staatsdiener, gingen mit in die Theilung oder zerflossen nach und nach in das neue Vaterland Hessen. So war der Erzählende nach Hanau versetzt worden. Von hier aus dachte er im Herbste 1828 nach Weimar auszufliegen, um Goethen zu sehen, und alte liebe Freunde nach vielfältiger Einladung zu besuchen.

Wer mag es Einem wehren, wenn man sich auch einen so kleinen Ausflug höchst wichtig sein läßt? Daher sah ich mich mit den Augen eines Reisephilisters nach der Gunst des Himmels um, und schloß mich mit der Zufriedenheit, die ein prachtvolles Abendroth den Reisenden gewährt, dem Leipziger Eilwagen an, der nach eingebrochner Dämmerung von Frankfurt eintraf.

Das Kinzigthal webte voll mondheller Nebelgestalten; die Mitternacht säuselte auf dem hohen Scheidegebirg zwischen Süd- und Norddeutschland; die Vaterstadt Fulda empfing den Reisenden zum Frühstück mit ihrem einheimischen Kaffeebackwerk. Der Tag war heiter; wie glänzte der Thüringer Wald

mit den kleinen Bergſeen! Abwärts ging's an dürftigen Lehmhütten vorüber, deren gebrochne Hausthüren die Bewohner ein- und den Rauch auslaſſen. Der Abend füllte die Schlucht vor Eiſenach mit Glanz und Pracht; die Felſen und ihre Fichten, die Wartburg über allen, ſchimmerten röthlich. Gotha war noch von Mondſcheinwandlern belebt. Erfurt ſchlief feſt unter ſeinen Schildwachten. Und wie einige Stunden nach Mitternacht der Eilwagen in Weimar einfuhr, empfand der Reiſende die erſte Täuſchung; indem das neue Thor, die nächſten neuen Häuſer, ſeiner mondſüchtigen Phantaſie das Bild einer heitern, griechiſchen Stadt verzauberten, das am andern Morgen, als ich mich auf ſpitzigem, widerwärtigem Pflaſter nach ihm umſah, ſich hinter den alten ſchiefen Häuſern, in den krummen Gäßchen, ſchnell verlor. Auch das heitre Wetter war in Trübniß umgeſchlagen, und was ich von der Einwohnerſchaft, beſonders der höhern Stände ſah, ging ſchwarz gekleidet.

Doch weder ein bewölkter Himmel, noch die Landestrauer über den Tod des Großherzogs thäten der Freude des Wiederſehens Abbruch, als der Reiſende jetzt den Oberbaudirector C. und deſſen Familie auffand. Heitre Mienen, jubelnde Begrüßung ließ alles Andre vergeſſen. Und wie es denn nach langer Trennung zu gehen pflegt; erſt ſucht man an einander ſelbſt die getrennten Fußſtapfen der vergangnen Jahre; hüben und drüben reiben ſich dann in flüchtigen Umriſſen die beiderſeitigen Leiden und Freuden an, bis man auf dieſen Spuren zur Zeit der gemeinſamen Erlebniſſe zurückgelangt. Ein mächtiger Zauber liegt in dieſen Erinnerungen verſteckt: ſie machen uns für den Augenblick wieder ſo jung, wie damals, als ſie ſelbſt noch Ereigniſſe waren, und vergüten dieſe flüchtige Täuſchung durch das innigere Glück, das dieſe Ereigniſſe erſt dann gewinnen und gewähren, wenn ſie zu Erinnerungen geworden ſind. Erinnerungen, wie getrocknete Früchte,

ſind welk; aber ſie haben eine Süßigkeit, die den Ereigniſſen, wie dem friſchen Obſt, abgeht.

Ich werde Sie gelegentlich bei Goethe anmelden, ſagte mir C., der zu des Dichters Hausfreunden gehörte; indeß müſſen wir einen guten Tag abwarten. Rauch von Berlin iſt da, um ihn zu modeliren.

Wir beſitzen nun längſt das ſchöne Standbildchen, das damals entworfen wurde, — Goethe im Ueberrock, die Hände auf dem Rücken in einander gefügt. Auf einem ſchönen Möbel im ſtillen Gemach eines mit Goethes Werken vertrauten Verehrers nimmt das liebe Bild den Ausdruck an, den bei Gelegenheit der Erzähler zu einem ſolchen Bild für eine Verehrerin des Dichters in den Worten andeutete:

Sei dir der Dichter angenehm
in deiner Winterklauſe.
Sieh nur, da ſteht er ganz bequem,
als ſei er da — zu Hauſe.

Inzwiſchen bis dem Alten ein Beſuch bequem ſein werde, ſollte Weimar mit ſeinen Merkwürdigkeiten durchgangen werden. Mir galt das Städtchen nur gleichſam für die Verpackung des großen Mannes. Dieſe Vorſtellung bildete ſich in der Wirklichkeit dadurch aus, daß mein Beſuch bei Goethe ſich zufällig verzögerte, bis ich faſt alle Weimariſche Emballage abgewickelt hatte. — Noch vor Mittag wurde nun die Stadt durchlaufen, um gewiſſermaßen die Verpackung erſt einmal im Ganzen zu überſchlagen. — Schillers Häuschen, der einſamen Baumreihe gegenüber, nahm ſich ſtill und wehmüthig aus. Wie wir um die Ecke wendeten und Goethes Haus in's Auge faßten, ſtand der Alte hinter dem Fenſter — ſtattlich und würdig unter dem koloſſalen Jupiterkopf, der vom hohen Möbel durch dieſelben Scheiben zu ſehen war. Ich nahm dieß für eine gute Vorbedeutung, die ſich mir in nächſter halben Stunde dadurch bekräftigte, daß uns beim Eintritt in die Bi-

bliothek zwei innige Freunde des Dichters — Riemer und Meier — begegneten. Alsbald war vom „Geheimenrath" die Rede, und zwar mit der ehrerbietigen Miene, als sei er selbst anwesend. —

Zu diesem einen Angel des Weimarer Lebens — dem „Geheimenrath" — lernte ich nun Nachmittags den andern kennen. Frau C. führte mich zu den Freundinnen ihres Hauses. Hier drehte sich Alles um den Schauspieler und Regisseur Wagner, Gott hab' ihn selig! Ein schöner Mann, wie ich ihn kennen lernte, und — was noch mehr galt — der allen Frauen den Hof machte. Neckereien, Anekdötchen, Gelegenheitsgedichte von ihm wurden mitgetheilt, — eins so wichtig wie das andere an sich, für den Fremden aber mehr oder weniger interessant, je nachdem der Mund war, der es mittheilte.

Den folgenden Tag hatte sich das herrlichste Herbstwetter wieder eingestellt; der Park mußte Vormittags, Belvedere Nachmittags besucht werden. Hier bot das Schlößchen und der Garten manches Interessante, und der Nachdenkliche fühlte sich zu Vergleichen und Bezügen angeregt. Die ärmlich erbauten Gewächshäuser mit reichem Inhalt erinnerten an Weimar selbst in seiner schönsten Zeit. Mehr noch das Palmenhaus. An diesem hob sich das Dach, damit sich die schlanken Bäume strecken konnten. War nicht Weimar selbst ein solches Palmenhaus für die einst hier versammelten Geister? Aber die Weimarischen Verhältnisse waren und blieben zu eng für die hierher versetzten Palmen. Doch wir rechnen nicht, wie hoch sie für das freie Leben hätten wachsen können: das Palmenhirn ihrer Werke, die Cocosmilch ihrer Früchte wird noch manche Generation im Kampf des Lebens erquicken.

Wir unterbrachen unsere Weimarer Ausbeute oder Auspackung, um bei so gutem Wetter, wie es sich den Sonnabend anbot, nach Frauenpriesnitz zu fahren, wo ein fuldaer Freund,

der ehemalige Liebhaber auf unserm Theater, als Rentmeister angestellt war. Der Kutscher brachte uns über das Schlachtfeld vor Jena. Wie öde sah es hier nach abgenommener Ernte aus! Es konnte uns bildlich an die traurige Zeit nach jener unglücklichen Schlacht erinnern. Wir kamen an der Windmühle vorbei, an welcher Napoleon kommandirt hatte. Die Mühle stand still und verfallen da: ich glaube, sie war noch von jenem Kommandiren und Kanoniren erschrocken. Vor und hinter dieser Mühle, in weiten Entfernungen, erhoben sich, die Ebenen überschauend, zwei Zeugen jenes furchtbaren Kommandos, — zwei hohe Todtenhügel. Aber sie waren längst mit frischem Grün überkleidet. Die Hoffnung versteht es, ein moderndes Trauergewand aufzufärben. —

Auch diese mächtigen Erinnerungen sollten schnell dem siegreichen Goethe weichen. Bald kamen wir nach Dornburg. Wie manches war von dem Meister in diesem Schlößchen gedichtet worden, und erst jüngst hatte der „Geheimerath" hier die Trauer über den Verlust seines fürstlichen Freundes überstanden. — Wir betraten den Garten, in welchem meine Reisegefährtin mehr als einmal den großen Dichter als liebenswürdigen heitern Wirth — Ha, welch' ein herrlicher Anblick! — Tief unter uns das lachende Thälchen, von der Saale in muthwilligen Bogen durchschlängelt, von weidendem Vieh belebt, drüben von Bergwaldung begrenzt! — Zwischen jenen Waldbergen, dort die wilde Schlucht aufwärts, liegt Frauenprießnitz.

Fröhliches Wiedersehen mit dem Freunde. Eine Sonntagsfeier vergangener guter Tage folgte. Diesen Sonntag spielte die Orgel eines nächtlichen Sturms ein. Das alte, hochgelegne Schloß war ein rechter Windfang. Ich ergötzte mich bei schlafloser Dämmerung, ja ich erbaute mich an dieser großen Mette, die der Pater Sturmius sang. Alle Menschen- alle Thierstimmen ließen sich hören. Ich freute mich an dem

Gedanken, daß die Natur im Wind alle ihre Kinder locke, Allen in ihren verſchiednen Sprachen verſpreche. —

Den Montag ging's nach Jena, durch das ſchöne, baumreiche Saalthal, das in der Nähe der Stadt ſich an die kahlen, ſeltſam abgeſchnittnen Berge anlehnt. Auch Jena galt mir jetzt nur für ein andres Gewand, für einen beſondern Anzug Goethes, in welchem er ſonſt ſeinen Schiller beſucht, oder dem Atheiſten Fichte Audienz gegeben hatte. Und auch dieſen Traum zu beleben, ſtellte ſich wirklich in dem Bau-Offizianten, bei welchem wir einkehrten, — der ehemalige Kammerdiener Goethes dar. — Ei tauſendmal willkommen! grüßte der joviale Alte, — was macht „der Geheimerath?" — So ging mir's denn mit Goethes Titel, wie Goethen ſelbſt mit dem alten Lied auf Marlborough: wieweit auch der Reiſende kam, immer tönte es ihm nach. —

Noch eine Umhüllung von Seidenpapier bleibt mir von dem Kleinod abzuwickeln, das ich mitzutheilen habe. — Tiefurt wurde Dienſtags beſucht. Eine anmuthige Einſamkeit, die mit herbſtlicher Trauer das Andenken an eine geiſtreiche Fürſtin feierte. Intereſſante Kupferſtiche und Büſten aus jener Zeit ſtechen gegen kindiſche Spielereien ab, die ſpäter dahin gekommen waren. Wir blätterten in dem Tagebuch, das aus den Beiträgen jener geiſtreichen Freunde erwachſen war, die einſt hier einen ſeltnen Kranz um die Herzogin Amalie bildeten. Wir begegneten auch der Handſchrift Knebels, deſſen jetzt erſcheinender literariſcher Nachlaß an jene ſchöne Zeit erinnert. Die Ilm murmelte noch in dem ſtillen Park von jenen heitern Tagen. Sonſt war alles ſtill umher. —

Wie wir zurückkamen, war C. auf den Abend zu Goethe eingeladen. Er rieth mir, auf eine alsbaldige Einladung gefaßt zu ſein; es ſeien Fremde da, und wenn Goethe vernähme, daß ich von Frauenpriesnitz zurück ſei, würde er mich zu den Andern rufen laſſen, da er ſeither nur auf einen ihm be-

quemen Augenblick gewartet habe, mich bei sich zu sehen. — Ich begriff wol, daß ich eine der Fliegen sein sollte, die der alte Goethe, um Ruhe zu haben, mit einer Klappe treffen wollte. Dafür brachte ich aber den Vortheil in Anschlag, daß ich, anstatt dem „Geheimerath" flüchtig vorgestellt zu werden, nun Goethen einen Abend lang unter Fremden und Freunden sehen und hören sollte. — Wie vorausgesagt, ward ich von einem Bedienten eingeladen und abgeholt.

Die Treppe stieg es sich ganz bequem hinauf; nur war es mir unbehaglich, daß ich aus Achtung vor Goethes Widerwillen gegen Augengläser an der Stubenthüre meine Brille einstecken mußte. Meine Anrede schnitt der Geheimerath mit einer Handbewegung und einigen Empfangsworten ab. Ich reihte mich also, da ich ihn im Gespräch mit einem Unbekannten unterbrochen hatte, den schwarzgekleideten Freunden an, die seitwärts in ehrerbietiger Ferne standen. Es war nebst C. Riemer, Meier und Eckermann. — Der Eine von beiden Fremden war der Landschaftsmahler R. aus Berlin, der Andre ist mir vergessen. Mit letzterem unterhielt sich Goethe fortwährend in der Fensternische, indeß Thee umher gereicht wurde. Nach dem Thee nahmen Alle Platz um den Tisch, und R. legte die Skizzen vor, die er auf seiner Reise, besonders am Rhein, mit Bleifeder entworfen oder, wie er sich ausdrückte — geknackert hatte. Ueberhaupt machte dieser launige Maler einen auffallenden Kontrast mit dem Dichter. Klein und verwachsen raschelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer ging. Eben so stach seine Unruhe und sein lebhafter Witz gegen Goethes Gravität und heitre Bemerkungen, — das schnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gemessnen Ton des Frankfurters ab. Ruhig sitzt der Alte da, und überschaut von seinem etwas erhöhten Stuhle den Tisch, während R., kaum über den Tisch hervor ragend, seine Brille bald auf die Nase fallen läßt, um

ein Blatt ſeines Skizzenbuches auszuſuchen, bald über die Stirne zurück ſchiebt, um eine Bemerkung an den Geheimerath zu richten. Doch er ſelbſt ſcheint am wenigſten um den „Geheimerath" beängſtigt. Seine Bewegungen, ſein lautes Wort und behagliches Lachen, ſeine Anreden und Erwiederungen überſpringen alle Rangſtufen, auf welchen Goethes Freunde ſich leis und lauſchend untergeordnet haben. Mir ſelbſt waren die zur Schau gelegten Blätter ſehr willkommen; ich konnte nun mit ſtillem Verwande meine Brille wieder hervor holen und über die Zeichnungen hinweg nach Goethe ſchielen. Dieſer reicht die beſchauten und beſprochnen Blätter mit den faſt pedantiſch wiederholten Worten zurück: „Sie ſollen bedankt ſein! — Sie ſollen belobt ſein, wie immer." — Eine feine Paſte, die N. verwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein: „da, heben Sie es ſorgfältig wieder auf." — Nicht wahr, ruft N. damit ſie nicht in unrechte Hände komme? — „Nein", lächelt der Alte, „weil ſie vielleicht nicht in den rechten iſt."

Bei dieſer Gelegenheit rühmt N. ſeine beſonders in Italien verübten Kunſtdiebereien; erzählt, wie er die Aufſeher betrunken gemacht habe, und wie ihm dann unter dieſem Dufel Mancherlei in die Taſchen gefallen ſei. —

Goethe erwiederte mit der Nachſicht, die er, wie ich ſpäter vernommen, ſelbſt öfter nöthig gehabt hat: „Bei Dienſtboten werden gefundne Eßwaaren nicht für geſtohlen angeſehen. So ſind auch ſolche Kunſtſachen gleichſam für Leckerbiſſen zu halten, die man ſich zueignet, ohne des Diebſtahls ſchuldig zu werden. Ja manchem erzeigt man eine Wohlthat, wenn man ſie ihm entwendet, indem man ihn von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verſtehn." —

Unter den Seltenheiten, die N. zu beſitzen ſich rühmte, prahlte er auch ſehr mit einem Ei aus Herkulanum, dem ein-

zigen, das man in Deutschland habe; es sei aber ganz leicht, wie Luft.

„Es ist also nicht viel auszubrüten darin," erwiderte Goethe, „auch wäre dazu wol erst ein herkulanisches Huhn beizubringen." —

A. war sehr heiser, und wurde es durch sein vieles Reden immer mehr. Hierüber von Goethe wohlwollend berufen, wies er ein Blatt seiner Skizzen vor, indem er sagte: Sehen Sie hier die klassische Stelle, wo ich mir den Schnupfen geholt habe, — diesen schlechten Referendar, der zwar Assessor geworden, aber im Maturitäts-Examen durchgefallen ist.

„Das haben Künstler voraus", erwiederte Goethe, „daß sie an ungesunde Orte geführt werden." —

Mit Eitelkeit versetzte A.: Mancher aber holt sich dort einen Schnupfen, ohne daß er die Stelle so bezeichnen kann.

Nach aufgehobener beschauender Sitzung wurde kalter Punsch und Gebacknes umgereicht. Goethe unterhielt sich nun eine Weile mit mir über Hanau und Frankfurt. Mir war die Gelegenheit erwünscht, um ihn recht in nächster Nähe beobachten zu können. Er erkundigte sich nach den jetzt in jenen beiden Städten befindlichen Kunstgegenständen und Künstlern, und wollte namentlich von einem Maler hören, den er, wie er den Schein annahm, eben nicht nennen konnte. — Jetzt fühlt er dir an den Puls deiner Kunstkennerschaft! dachte ich bei mir selbst. Indeß war mein augenblickliches Interesse mehr darauf gehestet, den Blick, die Mienen, die Sprache des verehrten Mannes zu beobachten, und mir einzuprägen, als vor seinen Fragen mit Ehren zu bestehen. So fiel mir denn wirklich nicht ein, daß er vielleicht von Oppenheimer hören wolle, der ihm kurz vorher Skizzen aus Hermann und Dorothea gewidmet und gesendet hatte.

Wie es nun Zeit war zu gehen, entließ uns — der Ge-

heimerath. Wir schieden mit tiefen Verneigungen, — die Hausfreunde mit tieferen.

Bedeutendes von dem bedeutendsten Manne der Zeit zu hören, war nun an diesem, nur flüchtigen Kunstgegenständen gewidmeten Abende nicht vergönnt gewesen. Allein auf Außerordentliches darf man auch niemals rechnen. Hatte ich doch meine eigentliche Absicht erreicht, und ein lebendiges Bild des verehrten Dichters gewonnen! Gern hätte ich den genialen Mann in frühern Jahren gesehen, wo er noch von Innen mehr durchglüht gewesen sein muß. Als ich ihn sah, war sein Auge wol noch feurig, seine Stimme noch stark; aber sein Schritt schien nicht mehr fest. Zwar, wenn er durch das Zimmer ging, hielt er Schultern und Haupt stolz aufgerichtet; die Kniee aber schienen zu wanken, und er *schwebte* mehr als er *schritt*. —

Sollte ich nun unter diesem Bilde noch einige Bilderchen anbringen: so müßte ich von Meyer und St. Schütz, von Hummel und Stromeier erzählen. Zwischen diese Paare könnte ich Frau Schoppenhauer aufhängen. Es freut mich noch, dieser berühmten Frau ein Herzensvergnügen ohne große Auslagen verschafft zu haben. Sie hielt eben, als wir zu ihr kamen, ein Mittagschläfchen, und ihre Tochter — Adele, glaub' ich, genannt — empfing und unterhielt uns. Sie klagte gar sehr, daß man jetzt bei dem — „Geheimerath" so schwer ankäme; sie bedürfe seines Rathes bei der Wahl einiger Farben, ich weiß nicht mehr zu welcher Arbeit; allein die aus den Bädern heimkehrenden, oder zur Versammlung der Naturforscher in Berlin durchreisenden Fremden nähmen ihn fast allein in Beschlag. — Sie wies uns einiges von ihren Malereien vor, und erhielt von dem Kunstkenner C. reichliches Lob. Ich betrachtete mir indeß ihre Person; wie mir denn die Natur immer lieber als die Kunst ist, und fand an ihr auszusetzen, nicht daß Adele nicht schön war — denn sie konnte mit der

Jungfrau von Orleans ſagen: Ach, es iſt nicht meine Wahl! — ſondern daß ſie als Malerin nicht wußte, wie einfach und edel gerade eine erklärte Häßliche in Mienen und Manieren ſein muß, weil das Gezierte ſonſt die natürliche Unzier über Gebühr hervorhebt. — Frau Scheppenhauer erwachte endlich, und empfing uns auf vornehmem Sopha. Adele, ſehr geſchickt, aus ſchwarzem Papier kleine Bilderchen auszuſchneiden, brachte einige dieſer Sächelchen herbei, und mir fiel in der That auf, wie treffend und kenntlich ihr in dieſem dunkeln Stoff das verſchiedne Baum- und Blätterwerk gelungen war. Ich pries den ſo kenntlichen Holzſchlag, wie ich mich in ungeſchickter Raſchheit ausdrückte. Da ſprach Frau Scheppenhauer halblaut — nicht zu meiner Belehrung, ſondern zu ihrer eignen Beruhigung, und um des Rechten willen vor ſich hin: Baumſchlag! — — —

Vom Theater, vom Schloß mit den ſchönen Malachitſachen, von der ruſſiſchen Meſſe, von Frauen und Nachteſſen will ich nicht erzählen. Aber an Schillers Sarge habe ich mit frommer Rührung geſtanden. Er ruht in der Fürſtengruft neben ſeinem gnädigen Herzog. Der war noch ein Fürſt, und wie er als Freund mit Dichtern gelebt, durfte er auch die Verſe großer Dichter parodiren, und z. B. verordnen: Es ſoll der Dichter nächſt dem Fürſten — ruhen!

Oberhalb dem Kirchhof mit der Fürſtengruft, und zwar unmittelbar anſtoßend, liegt die herrſchaftliche Baumſchule. Hier ſollten wir noch einen tollen Sonntag-Abend verbringen. Es war eine trauliche Geſellſchaft, ein freier Blick über das Thal, fröhliches Geſpräch der Männer, und dazwiſchen etwas Frauenſchwärmerei. Als wir ſchon bei Lichtern im Sommerhaus an wohlbeſetzter Tafel ſaßen, trat noch ein Gaſt mit glänzenden Augen herein. Erwartet ſchien er nicht; dennoch hatte er ſchwerlich ohne irgend einen heimlichen Wink in dieſer

späten Stunde eine trauliche Geſellſchaft ſo weit vor der Stadt aufgefunden. Der ſpäte Gaſt war — Goethe. Nicht der Geheimerath, ſondern der Kammerrath, — der Sohn. Es war mir lieb, auch ihn vor meiner Abreiſe noch zu ſehen. Ich ſah ihn — trinken. Eine laute Luſtigkeit kam nun auf. Man ſang und lärmte. Goethe ſchlug endlich einen Zug durch den Garten vor. Man faßte ſich zu Paaren; ſingend und jauchzend zog man den Berggarten hinauf, jubelnd die nächtlichen Pfade hinab bis an die Mauer des Kirchhofs. —

Ich erſchrak. Es war eine niedre ſchmale Mauer, die den flüchtigen Lebensübermuth von der ewigen Ruhe ſchied. — Ja, den flüchtigen! — Der damals über die ſtillen dunkeln Gräber hinjauchzete, — er liegt nun auch begraben. Mag er den Rauſch des Lebens verſchlafen! Die andern Kinder ſeines Vaters ſind unſterblich. Sie werden noch manches Herz berauſchen und beruhigen!

Daß man ſich aber Goethen nicht nähern könne, ohne wenigſtens eine Zeitlang in ſeinem Geſpinnſt zu zappeln, ſollte ich bei und nach dem Abſchiede von Weimar empfinden. Ich konnte nicht umhin, den Freunden ein gereimtes Blatt zu hinterlaſſen. Und wer erkannte nicht die unwillkürliche Nachahmung Goethiſcher Manier, wenn ich den Freunden zurief:

Lang getrennt und treu gefunden,
neue Lage, alte Herzen,
alte Mähren, neues Scherzen:
was vergleicht ſich ſolchen Stunden?

Und noch treibt's in meinem Innern;
einmal iſt der Weg durchmeſſen,
und zum alten Unvergeſſen
kommt ein ſproſſendes Erinnern

Grämlich ſieht das Amt zum Wandern,
miſſt nur knapp die Flatterſtunden;
doch das Herz bleibt ungebunden,
— Einer findet wol den Andern.

Unterhaltung zwiſchen Diderot und D'Alembert.

Mitgetheilt

von

Karl Roſenkranz.

Vorbemerkung.

Diderot's nachgelaſſene Werke erſchienen zuerſt 1830 ff. zu Paris. 1834 iſt bereits eine neue, mit dem inzwiſchen aufgefundenen Schauſpiel, **est-il bon, est-il méchant?** vermehrte Ausgabe nothwendig geworden. In Deutſchland hat man von dieſen ſo höchſt intereſſanten Schriften bei weitem weniger Notiz genommen, als ihre Wichtigkeit ſollte erwarten laſſen. Herr Varnhagen von Enſe iſt, meines Wiſſens, der einzige geweſen, der in den Berliner Jahrbüchern eine ausführliche, treffliche Anzeige derſelben gab (Wiederabgedruckt in ſeinem Werk: zur Geſchichtſchreibung und Litteratur, Hamburg 1833, S. 423—435). Möglich und wünſchenswerth, daß Manche dadurch zu näherer Bekanntſchaft aufgereizt worden ſind.

Es iſt Mode geworden, über die Encyklopädiſten, über Diderot namentlich, vornehm abzuſprechen. Man hat ſie als Materialiſten, als Atheiſten, als Ungeheuer der Immoralität,

als Koryphäen der Frivolität gebrandmarkt. Gewiſſe Leute können nicht ohne Schauder an ſie denken. Leſſing und Goethe haben anders über Diderot geurtheilt, aber Leſſing und Goethe waren auch unterrichtet, hatten ihren Diderot geleſen, ſtudirt; erſterer verdankt ihm Unzähliges in ſeinem Styl; letzterer überſetzte ſeinen Verſuch über die Malerei, überſetzte ſeinen Neffen Rameau's. Auch Schiller hat in der Rheiniſchen Thalia (I, 6.) eine Ueberſetzung von einer Diderotſchen Erzählung geliefert, (Weibliche Rache aus Jacques le fataliste). Die Leute aber, welche noch jetzt mit Steinen nach dem ehrlichen, gefühlvollen, phantaſiereichen, gedankenſtrotzenden, immer ſchöpferiſch gelaunten, aller Formen mächtigen Diderot werfen, kennen nur ſeinen Namen. Was braucht's mehr? Nichts iſt ausgemachter, als daß der Atlasträger der Encyklopädie, worin Gott, Freiheit und Unſterblichkeit geleugnet wurden, ein Nichtswürdiger, mindeſtens ein Bedauernswürdiger war. Es gereicht Herrn von Schelling zu nicht geringem Ruhm, in ſeiner allgemeinen Zeitſchrift von Deutſchen für Deutſche (Nürnberg 1813, Bd. I, Hft. 2, S. 145—95) zuerſt die Memoiren der Frau von Vandeul über das Leben Diderots, ihres Vaters, mitgetheilt zu haben (vor den nachgelaſſenen Werken wieder abgedruckt). Bedenken wir, daß auch Rameau's Neffe zuerſt durch einen Deutſchen Deutſch veröffentlicht wurde, ſo hat ſelbſt die Literaturgeſchichte in ihren äußeren Geſchicken es ausdrücken wollen, daß Diderot eine Verwandtſchaft mit dem Deutſchen Geiſt und deshalb auch eine Anwartſchaft auf ſeine beſondere Anerkennung durch die Deutſchen hat. Durch jene ſchätzbaren Memoiren lernten wir zuerſt Diderots perſönliche Liebenswürdigkeit, ſeine hingebende Freundlichkeit, ſeine menſchliche Allſeitigkeit kennen. Wie er dabei der herrſchenden Unſitte der Zeit auch ſeinen Tribut gezahlt, hat die Tochter nicht verſchwiegen. Aus der nun gedruckten Correſpondenz Diderots mit ſeiner Geliebten, dem

Fräulein Roland, geht unwiderleglich hervor, was Herr Varnhagen von Enſe mit groſſer Kenntniß der damaligen Zeit auseinandergeſetzt hat, daß ſolche der Form nach allerdings unſittliche Verhältniſſe in ſich ſelbſt oft wieder einen tiefen, ſittlichen Kern enthielten und entwickelten. Die Franzoſen haben daher auch gegenwärtig eine viel höhere Anſicht von Diderot gewonnen, als, im Ganzen genommen, bei uns noch herrſcht, wo man ſich immer noch nicht von der einſeitigen Auffaſſung des Negativen in Diderots Wirkſamkeit losmachen kann. St. Beuve, der aus der romantiſchen Schule hervorgegangene Kritiker, hat in ſeinen Portraits et critiques (edit. de Bruxelles, 1832, T. II, p. 119—69) eine Charakteriſtik Diderot's gegeben, wie ſie vor dem Erſcheinen des Nachlaſſes, der uns erſt in alle Geheimniſſe des wunderbaren Mannes einführte, wohl noch nicht möglich war, wie ſie aber auch noch nicht übertroffen iſt und die wir daher von Neuem in Erinnerung bringen möchten.

Uns ſchiene nothwendig, daß ſich ein Deutſcher entſchlöſſe, die Geſchichte der Franzöſiſchen Philoſophie von Bayle und Malebranche bis auf Condorcet gründlichſt aus den Quellen zu ſchreiben. Von der Revolution ab haben wir Damirons Werk. Eine ſolche Darſtellung würde unſere Befangenheit zerſtören und einer Ueberſchätzung entgegentreten, welche aus der unvermeidlichen Oppoſition gegen unhaltbar gewordene Anſichten ſo leicht entſpringen dürfte. Ich geſtehe, daß das Gründlichſte, was ich über jene merkwürdige Periode der Speculation geleſen zu haben mich erinnere, das iſt, was der fleiſſige, aber in ſo manchem Betracht beſchränkte Buhle in ſeinen beiden Geſchichten der Philoſophie gegeben hat und was dem gegenwärtigen Standpunct der Wiſſenſchaft durchaus nicht mehr genügen kann. Anderwärts findet man nur eine Wiederholung allbekannter Gemeinplätze, ein Verſtecken der hiſtoriſchen Unwiſſenheit hinter den Machtſprüchen leerer Phraſen.

Man glaubt ſchon überflüſſig viel Gelehrſamkeit zu zeigen, wenn man erzählt, daß nicht Mirabeau, ſondern wahrſcheinlich Holbach Verfaſſer des *système de la nature* ſei, und wenn man auf dieſes Werk aus Göthe's Biographie heraus verwerfende Seitenblicke fallen läßt. Ich könnte hier eine Menge Citate beibringen, welche, als *corpus delicti*, in Erſtaunen ſetzen würden, bis zu welchem Grade ein halbwahres, oberflächliches Urtheil in einer Literatur ſtereotyp werden kann.

Ich habe im Folgenden aus dem mehrerwähnten Nachlaß das Geſpräch zwiſchen Diderot und D'Alembert überſetzt, welches den Traum d'Alemberts einlettet, dies Meiſterſtück aller neueren wiſſenſchaftlichen Dialoge. Wir Deutſche haben uns lange genug gequält, unſere Gedanken auch zu dialogiſiren, wo möglich zu platoniſiren. Wir vergaßen, daß wir von Hauſe aus nicht zum Dialog, ſondern zum Monolog geſchaffen ſind. Einer ſpricht ſich aus; dann ſpricht ſich der andere aus; dann der dritte u. ſ. f. Ein Zwiſchenfragen wäre unhöflich; ein Abſpringen vom Thema unlogiſch (einen größeren Schimpf kennt aber der „gebildete" Deutſche nicht, als den, nicht logiſch zu denken); ein Einmiſchen des Zufälligen der Situation ſtörend; auch würde es Zerſtreutheit verrathen; endlich ein Nichterſchöpfen wäre — nicht Deutſch. Wie ſoll es da zum Dialog kommen? Selbſt unſerm Drama iſt es anfühlbar, daß wir Deutſche die abſolute Monarchie des Katheders und der Kanzel lieben, welche in der feierlichen Stille des — wenn auch gähnenden, doch wohlſuberdinirten — aus Gefälligkeit, aus kosmopolitiſchem Anſtand wenigſtens aufhorchenden Publicums ſchwelgt. Zum wiſſenſchaftlichen Dialog gehört ein geſelliges Leben als Träger der unruhigen Dialektik. Die Griechen hatten eine ſolche Geſelligkeit, bis in Alexandrien Bibliotheken angelegt wurden; da verſtummte ſie. Die Franzoſen hatten eine ſolche Geſelligkeit, bis die Journaliſtik die tieferen Elemente der Mittheilung in ſich aufgezehrt und der

Converſation nur die Aeußerlichkeiten des Lebens übrig gelaſſen hat. Das Journal enthält die Reflexion, während das Geſpräch ohne Unterſuchungsgeiſt überwiegend den Charakter der Relation annimmt. Bei den Deutſchen iſt es nur vorübergehend in iſolirten, höchſt gebildeten Kreiſen (Fürſtin v. Gallizin, Rahel u. A.) zu ſolchen Exploſionen des philoſophiſchen Dialogs gekommen. Auch wollen wir nicht vergeſſen, daß die tiefere Ausbildung der Wiſſenſchaft in der dialogiſchen Form durchaus unerreichbar iſt. Sie kann nur Vorpoſtengefechte liefern oder in leichter, zierlicher Huſarenuniform den ſchon fliehenden Feind verfolgen. Schlachten ſind ihr nicht möglich; Plato wird bei umfaſſenderen Aufgaben, im Parmenides, im Timäus, in der Republik ganz dogmatiſch; eben ſo Schelling im Bruno; Solger im Erwin. Die anfängliche Mimik, die unerwartete Kreuzung der Fragen, die Leichtigkeit der Bewegung verſchwindet und das Ja und Nein unterbricht den Vortrag nur noch der Etiquette wegen.

Möchte die folgende Mittheilung Jemand erregen, den Diderotſchen Nachlaß ganz zu überſetzen. Es verſteht ſich, daß dies keine Arbeit für Fabrikmenſchen iſt. Grammatik und Lexikon und Tinte reichen hier nicht aus; es bedarf eines durchdringenden Verſtändniſſes, einer innigen Vertrautheit. Der Ueberſetzer muß wiſſen, daß Ueberſetzen kein Handwerk, ſondern eine Kunſt und zwar eine ſchwere iſt. Diderots Briefe und Tagebücher ſind für die damalige Periode nicht weniger werth, als Byrons Briefe und Tagebücher für den Skepticismus der letztverfloſſenen Periode. Das Paradoxe sur le comédien ſchließt ſich direct an Rameau's Neffen an und d'Alemberts Traum iſt die Incarnation der ganzen Encyklopädie.

Bei dem letzteren Dialog würde gegen das Ende hin einige Rückſicht auf die deutſche Decenz nothwendig ſein. Wir wollen nicht die Abgeſchmacktheit des Feigenblattes, wie man ſie in Antikenkabinetten treffen kann. Nur eine Milde-

rung einiger Ausdrücke und das Ausmerzen einiger Zeilen ist unser Wunsch. Ueberhaupt wird Niemand unsere Apologie Diderots so verstehen wollen, als huldigten wir seinem sentimentalen Cynismus unbedingt. Wenn wir demselben sein Recht zugestanden wissen wollen, insofern eine solche Nacktheit des Denkens damals nothwendig war, die so sehr verlorem gegangene Unschuld wenigstens der Form nach zu ersetzen, so folgt daraus noch gar nicht, daß wir nicht eine solche Geistesgestalt von dem, was das Christenthum fordert, zu unterscheiden wüßten. Historische Gerechtigkeit und positive, absolute Bestimmungen sind so sehr zweierlei, daß daran zu erinnern unnütz wäre, vergäßen es nicht Viele so oft. Warum denkt Ihr denn aber bei Diderot immer sogleich daran, daß er die bijoux indiscrets und nicht auch daran, daß er einen schönen Tractat auch über das Verdienst und die Tugend geschrieben hat?

D'Alembert.

Ich gestehe, daß ein Wesen, welches irgendwo existirt und keinem Punct des Raums angehört; ein Wesen, das ohne Ausdehnung ist und die Ausdehnung einnimmt; welches ungetheilt in jedem Theil dieser Ausdehnung ist; welches wesentlich von der Materie unterschieden und das mit ihr geeint ist; welches ihr folgt und sie bewegt, ohne sich zu bewegen; welches auf sie wirkt und jeden Wechsel derselben durchmacht; ein Wesen, von dem ich nicht den geringsten Begriff habe; ein Wesen von einer so widersprechenden Natur ist schwer anzunehmen. Aber andere Dunkelheiten erwarten den, der es verwirft; denn, wenn die Sensibilität, die Ihr bei ihm voraussetzt, eine allgemeine und wesentliche Eigenschaft der Materie ist, so muß am Ende auch der Stein Gefühl haben.

Diderot.

Warum nicht?

D'Alembert.

Das iſt eine harte Zumuthung.

Diderot.

Ja, für den, der ihn zerſchlägt, zerſchneidet, zerreibt und ihn nicht ſchreien hört.

D'Alembert.

Ich möchte wohl, daß Ihr mir den Unterſchied angäbet, den Ihr zwiſchen dem Menſchen und der Natur, zwiſchen dem Marmor und dem Fleiſch ſetzt.

Diderot.

Gering genug. Man macht Marmor mit Fleiſch und Fleiſch mit Marmor.

D'Alembert.

Aber das eine iſt nicht das andere.

Diderot.

Gerade wie das, was Ihr die lebendige Kraft nennt, nicht die todte iſt.

D'Alembert.

Ich verſtehe Euch nicht.

Diderot.

Ich erkläre mich. Das Verſetzen eines Körpers von einem Ort an einen anderen iſt nicht die Bewegung, iſt nur ihre Wirkung. Die Bewegung iſt gleich ſehr in dem verſetzten, wie in dem unbeweglichen Körper.

D'Alembert.

Dieſe Weiſe zu ſehen iſt neu.

Diderot.

Nicht weniger iſt ſie wahr. Räumt das Hinderniß fort, das ſich der localen Verſetzung des unbewegten Körpers entgegenſtellt, und er wird verſetzt ſein. Nehmt durch eine plötzliche Verdünnung die Luft hinweg, die dieſen ungeheuren Eichſtamm umgiebt, und das Waſſer, welches er enthält, wird ihn, indem es ſich mit einem Male ausdehnt, in tauſend

Splitter zertrümmern. Ich behaupte daſſelbe von Eurem eigenen Leibe.

D'Alembert.

Mag ſein. Was iſt aber zwiſchen der Bewegung und der Senſibilität für ein Zuſammenhang? War' es vielleicht, daß Ihr eine thätige und unthätige Senſibilität anerkennt, wie es eine lebendige und eine todte Kraft gibt? Eine lebendige, welche ſich durch die Verſetzung, eine todte, welche ſich durch den Druck offenbart; eine thätige Senſibilität, welche ſich durch gewiſſe Thätigkeiten charakteriſirt, die am Thier und vielleicht an der Pflanze bemerklich ſind; und eine unthätige Senſibilität, deren man durch den Uebergang in den Zuſtand der thätigen Senſibilität inne würde?

Diderot.

Prächtig. Ihr habt's.

D'Alembert.

Alſo die Natur hat nur eine unthätige Senſibilität; und der Menſch, das Thier, die Pflanze ſelbſt vielleicht, ſind mit thätiger Senſibilität ausgeſtattet.

Diderot.

Unzweifelhaft unterſcheidet ſich ſo der Marmorblock und die Fleiſchfaſer. Ihr begreift aber wohl, daß dies nicht der einzige Unterſchied iſt?

D'Alembert.

Gewiß. Wie ähnlich auch die äußere Form des Menſchen und der Statue ſei, ihr innerer Organismus hat kein Verhältniß. Der Meißel auch des geſchickteſten Bildhauers kann keine Epidermis machen. Es gibt aber ein ſehr einfaches Verfahren, eine todte Kraft in den Zuſtand der lebendigen übergehen zu laſſen; eine Erfahrung, die ſich täglich vor unſeren Augen hundertmal wiederholt. Dagegen ſehe ich nicht recht ein, wie man einen Körper vom Zuſtand der unthätigen Senſibilität in den der thätigen übergehen läßt.

Diderot.

Ihr wollt es nur nicht ſehen. Dieſe Erſcheinung iſt eben ſo gewöhnlich.

D'Alembert.

Und dieſe ſo gewöhnliche Erſcheinung, welche iſt ſie, wenn's Euch gefällt?

Diderot.

Ich will's Euch ſagen, da Ihr einmal die Beſchämung haben wollt. Sie iſt da, ſo oft Ihr eſſt.

D'Alembert.

So oft ich eſſe?

Diderot.

Ja; denn was macht Ihr beim Eſſen? Ihr räumt die Hinderniſſe aus dem Wege, welche ſich der thätigen Senſibilität des Nahrungsmittels in den Weg ſtellten. Ihr macht es Euch ſelbſt gleich; Ihr macht Fleiſch davon; Ihr animaliſirt es; Ihr macht es ſenſibel; und was Ihr ſo an einem Nahrungsmittel thut, das werde ich, wenn mir's gefällig iſt, am Marmor thun.

D'Alembert.

Und wie das?

Diderot.

Wie? Ich werde ihn eßbar machen.

D'Alembert.

Den Marmor eßbar machen? Das ſcheint mir nicht leicht.

Diderot.

Das iſt meine Sache, Euch das Verfahren dazu anzugeben. Ich nehme die Statue, die Ihr ſeht, werfe ſie in einen Mörſer und mit derben Stößen der Stampfkeule . . . .

D'Alembert.

Sacht, wenn's Euch beliebt: das iſt Falconets Meiſter-

ſtück. Ja, wenn es noch ein Stück Holz von Huez oder einem anderen wäre ....

Diderot.

Das thut Falconet nichts. Die Statue iſt bezahlt und Falconet iſt die gegenwärtige, wie die folgende Betrachtung ziemlich gleichgültig.

D'Alembert.

Nun zu, pulveriſirt drauf los.

Diderot.

Iſt der Marmorblock zu fühlloſem Staub gemacht, ſo miſche ich dieſen Staub mit Damm- oder Pflanzenerde, knete ſie gehörig zuſammen, wäſſere das Gemiſch, laſſe es ein Jahr, zwei Jahr, ein Säculum faulen; auf die Zeit kommt mir's nicht an. Hat ſich nun Alles in eine ungefähr gleichartige Maſſe, in Humus, umgebildet, wißt Ihr, was ich mache?

D'Alembert.

Ich bin ſicher, daß Ihr den Humus nicht eßt.

Diderot.

Nein; aber es giebt ein Einigungs- ein Aneignungsmittel zwiſchen mir und der Dammerde, ein Latus, wie Euch der Chemiker ſagen würde.

D'Alembert.

Und dieſer Latus iſt die Pflanze?

Diderot.

Vortrefflich. Ich ſäe darin Erbſen, Bohnen, Kohl, andere Gemüſe. Die Pflanzen nähren ſich von der Erde und ich nähre mich von den Pflanzen.

D'Alembert.

Wahr oder falſch; dieſer Uebergang vom Marmor zum Humus, vom Humus zum Pflanzenreich, vom Pflanzenreich zum Thierreich, zum Fleiſch, ſpricht mich an.

Diderot.

Ich mache alſo vom Fleiſch oder, wie meine Tochter ſagt,

von der Seele eine wirklich ſenſible Materie. Und wenn ich die Aufgabe, die Ihr mir ſtellet, nicht löſe, ſo nahere ich mich ihr wenigſtens bedeutend; denn Ihr werdet mir zugeben, daß es von einem Stück Marmor bis zu einem fühlenden Weſen viel weiter iſt, als von einem Weſen, welches fühlt, zu einem, welches denkt.

D'Alembert.

Gewiß. Jedoch iſt bei alle dem das fühlende Weſen noch kein denkendes.

Diderot.

Ehe wir einen Schritt weiter thun, erlaubt mir, Euch die Geſchichte eines der größten Geometer Europa's zu erzählen. Dies wunderbare Weſen, was war es zuvor? Nichts.

D'Alembert.

Wie? Nichts? Aus Nichts macht man Nichts.

Diderot.

Ihr nehmt die Worte zu buchſtäblich. Ich will ſagen, daß, bevor ſeine Mutter, das ſchöne und verruchte Stiftsfräulein Jencin, das Alter der Mannbarkeit erreicht hatte, bevor der Soldat La Touche Jünaling war, die Kügelchen, welche die erſten Keime meines Geometers ausmachen ſollten, in den jungen, ſchwanken Maſchinen des einen und der andern zerſtreut waren, ſich mit der Lymphe abklärten, mit dem Blut umrollten, bis ſie ſich endlich in die zu ihrer Vereinigung beſtimmten Behälter begaben, in die Geſchlechtstheile ſeines Vaters und ſeiner Mutter. Da war dieſer ſeltene Keim gebildet; da, zufolge der allgemeinen Anſicht, durch die fallopiſchen Röhren in die Bärmutter geführt; da an dieſelbe durch einen langen Schnur befeſtigt; da wächſt er gemach zum Fötus fort; doch kommt der Augenblick ſeines Hervorganges aus dem dunkeln Gefängniß; da iſt er geboren, ausgeſetzt auf der Schwelle von St. Jean Le Rond, woher er ſeinen Namen hat; hervorgezogen aus den Findelkindern; angeſchmiegt an

an die Bruſt der guten Glaſerin, der Madame Rouſſeau; aufgeſäugt, groß geworden an Körper und Geiſt, Litterator, Mechaniker, Geometer. Wie hat ſich das gemacht? Durch Eſſen und durch andere rein mechaniſche Verrichtungen. Hier in vier Worten die allgemeine Formel: eßt, verdaut, deſtillirt, in vasi licito, et fiat homo secundum artem. Wer der Akademie den Bildungsprozeß eines Menſchen oder Thiers darſtellen wollte, brauchte nur materielle Mittel anzuwenden, deren allmälige Wirkungen ein unthätiges, fühlendes, denkendes Weſen ſein würden, ſodann ein Weſen, welches das Problem vom Vorrücken der Nachtgleichen auflöſ't, ein erhabenes, wunderbares Weſen, ein Weſen, alternd, verkümmernd, ſterbend, aufgelöſ't und der Pflanzenerde zurückgegeben.

D'Alembert.

Ihr glaubt alſo nicht an die Präexiſtenz der Keime?

Diderot.

Nein.

D'Alembert.

Ach, wie lieb iſt mir das!

Diderot.

Das iſt gegen Erfahrung und Vernunft, gegen die Erfahrung, welche dieſe Keime vor einem gewiſſen Alter im Ei und zwar bei den meiſten Thieren vergeblich ſuchen würde; gegen die Vernunft, welche uns lehrt, daß die Theilbarkeit der Materie, wenn auch nicht im Verſtande, doch in der Natur ihre Grenzen hat und welche ſich ſträubt, einen ganz ausgebildeten Elephanten in einem Atom anzunehmen und in dieſem Atom einen anderen ganz ausgebildeten Elephanten und ſo fort in's Unendliche.

D'Alembert.

Allein ohne dieſe präexiſtirenden Keime begreift ſich die erſte Zeugung der Thiere gar nicht.

Diderot.

Die Frage nach der Priorität des Ei's vor dem Huhn oder des Huhns vor dem Ei macht Euch nur darum verlegen, weil Ihr voraussetzt, daß die Thiere ursprünglich gewesen sind, was sie jetzt sind. Welche Thorheit! Man weiß so wenig, was sie gewesen sind, als man weiß, was aus ihnen werden mag. Der unscheinbare Wurm, der sich im Koth herum bewegt, ist vielleicht auf dem Wege, ein großes Thier zu werden; und das thierische, uns durch seine Größe erschreckende Ungeheuer geht vielleicht dem Zustand des Wurmes entgegen, ist vielleicht eine besondere, augenblickliche Hervorbringung dieses Planeten.

D'Alembert.

Wie kommt Ihr darauf?

Diderot.

Ich sagte Euch . . . Aber das würde uns von unserer ersten Untersuchung abbringen.

D'Alembert.

Was thut das? Entweder kommen wir darauf zurück oder nicht.

Diderot.

Würdet Ihr mir erlauben, einige tausend Jahre von der Zeit vorwegzunehmen.

D'Alembert.

Warum nicht? Die Zeit ist nichts für die Natur.

Diderot.

Ihr gebt also Eure Zustimmung, daß ich unsere Sonne auslösche?

D'Alembert.

Um so lieber, als es nicht die erste sein wird, welche erlischt.

Diderot.

Die Sonne erlischt. Was wird nun geschehen? Die

Pflanzen, die Thiere werden vergehen; die Erde iſt einſam und ſtumm. Zündet dies Geſtirn wieder an und Ihr ſtellt ſogleich die Urſache her, welche zu einer unendlichen Fülle neuer Zeugungen nothwendig iſt, wobei ich nicht zu verſichern wage, ob in der Folge der Jahrhunderte unſere heutigen Pflanzen und Thiere ſich wieder hervorbringen werden oder nicht.

D'Alembert.

Und warum ſollten die nämlichen, aus ihrer Zerſtreuung wieder vereinten Elemente nicht auch wieder die nämlichen Reſultate geben?

Diderot.

Weil Alles in der Natur zuſammenhängt und weil das, was ein neues Phänomen vorausſetzt oder einen verfloſſenen Moment zurückführt, wieder eine neue Welt erſchafft.

D'Alembert.

Das wird ein tiefer Denker nicht leugnen können. Allein um auf den Menſchen zurückzukommen, deſſen Exiſtenz die Ordnung der Dinge einmal gewollt hat, ſo erinnert Euch, daß Ihr mich auf dem Uebergange von einem fühlenden Weſen zu einem denkenden gelaſſen habt.

Diderot.

Ich erinnere mich.

D'Alembert.

Aufrichtig, Ihr würdet mich ſehr verpflichten, mich da herauszuziehn. Das Denken iſt mir etwas beſchwerlich.

Diderot.

Käme ich auch nicht zu Ende damit, was würde gegen eine Verkettung unbeſtreitbarer Thatſachen zu ſagen ſein?

D'Alembert.

Nichts als daß wir kurz und gut dort ſtill geſtanden wären.

Diderot.

Und würde uns, um weiter zu gehen, erlaubt ſein, ein

Princip zu erfinden, widersprechend in seinen Attributen, ein sinnleeres, unverständliches Wort?

D'Alembert.

Nein.

Diderot.

Könntet Ihr mir sagen, was die Existenz eines fühlenden Wesens in Bezug auf es selbst ausmacht?

D'Alembert.

Die Ueberzeugung, vom ersten Augenblick seines Bewußtseins an bis zum gegenwärtigen es selbst gewesen zu sein.

Diderot.

Und worauf gründet sich diese Ueberzeugung?

D'Alembert.

Auf die Erinnerung seiner Handlungen.

Diderot.

Und ohne diese Erinnerung?

D'Alembert.

Ohne diese Erinnerung würde es nichts von sich selbst haben, denn, da es sein Daſein nur im Moment des Eindrucks fühlt, so würde es keine Geschichte seines Lebens haben. Sein Leben würde eine zerrissene Folge von Empfindungen sein, die nichts unter einander verknüpfte.

Diderot.

Sehr schön. Und was ist das Gedächtniß? Woher entspringt es?

D'Alembert.

Aus einer gewissen Organisation, welche wächst, abnimmt und zuweilen sich gänzlich verliert.

Diderot.

Wenn also ein fühlendes, für das Gedächtniß organisirtes Wesen die Eindrücke, die es empfängt, verbindet, durch diese Verbindung eine Geschichte, nämlich die seines Lebens, bildet

und Selbstbewußtsein erlangt, so negirt, affirmirt, schließt, denkt es.

D'Alembert.

So scheint es mir. Nur bleibt mir noch eine Schwierigkeit.

Diderot.

Ihr täuscht Euch; es bleiben Euch viel mehr als Eine

D'Alembert.

Aber eine Hauptschwierigkeit. Es scheint mir, als ob wir auf Einmal immer nur Eines denken könnten und daß man doch, nicht etwa nur zu jenen ungeheuren Schlußketten, welche tausend und aber tausend Ideen in ihren Umfang einschließen, sondern schon zur Bildung eines einfachen Satzes wenigstens zwei Dinge gegenwärtig haben müßte, den Gegenstand, der unter dem Blick des Verstandes zu bleiben scheint, und die Bestimmung, welche er indessen affirmirend oder negirend ihm zu geben beschäftigt ist.

Diderot.

Ich denke auch. Ich habe daher zuweilen die Fasern unserer Organe sensibeln, schwingenden Saiten verglichen. Die schwingende Saite bebt, hallt noch lange nachher nach, wenn sie angeschlagen ist. Dies Beben ist es, diese Art nothwendigen Nachklangs, welche den Gegenstand gegenwärtig erhält, während der Verstand sich mit der ihm zukommenden Bestimmung beschäftigt. Aber die schwingenden Saiten haben noch eine Eigenschaft, andere mit erzittern zu lassen. So ruft ein erster Gedanke einen zweiten, diese beide einen dritten, alle drei einen vierten hervor und so fort, ohne daß man die Grenze der erweckten, verbundenen Gedanken bei dem Philosophen bestimmen könnte, welcher nachsinnt oder in stiller Verschwiegenheit sich selbst zuhört. Dies Instrument hat wunderbare Sprünge und ein einmal erweckter Gedanke läßt mitunter eine Harmonie erklingen, welche durch einen unfaßlichen

Zwiſchenraum davon entfernt liegt. Kann man dieſe Erſcheinung an helltönenden, todten, getrennten Saiten beobachten, warum ſollte ſie nicht auch zwiſchen lebendigen und unter einander verknüpften, unter zuſammenhängenden und ſenſibeln Faſern ſtattfinden?

D'Alembert.

Iſt das auch nicht wahr, ſo iſt es wenigſtens ſehr ſinnreich. Man möchte aber glauben, daß Ihr unvermerkt in den Widerſpruch fallt, den Ihr vermeiden wollt.

Diderot.

In welchen?

D'Alembert.

Ihr wollt auf die Unterſcheidung der beiden Subſtanzen hinaus?

Diderot.

Das verhehle ich nicht.

D'Alembert.

Bei Licht beſehen, macht Ihr [illegible] dem Verſtand des Philoſophen ein vom Inſtrument verſchiedenes Weſen, eine Art von Muſiker, der ſein Ohr den ſchwingenden Saiten leihet und über ihren Zuſammenklang, ihren Widerklang urtheilt.

Diderot.

Kann ſein, daß ich Veranlaſſung zu dieſem Einwurf gegeben habe, den Ihr mir vielleicht nicht gemacht hättet, wenn Ihr den Unterſchied des philoſophiſchen Inſtruments und des Saiteninſtruments bedacht hättet. Das philoſophiſche Inſtrument iſt ſenſibel; es iſt Muſiker und Inſtrument zugleich. Als ſenſibel hat es das momentane Bewußtſein des Tons, den es gibt; als animaliſch hat es das Gedächtniß davon. Dies organiſche Vermögen verbindet die Töne in ihm ſelber, bringt die Melodie hervor und bewahrt ſie. Gebt dem Clavier Senſibilität und Gedächtniß und ſagt mir, ob es nicht, als ſeiner ſelbſtbewußt, die Arien, die Ihr auf ſeinen Taſten geſpielt

habt, wird wiederholen können? Wie sind mit Sensibilität und Gedächtniß begabte Instrumente. Unsere Sinne sind eben so viel Tasten, welche die uns umgebende Natur anschlägt, welche oft sich selbst anschlagen. Und dies ist nach meinem Urtheil Alles, was in einem organisirten Clavier, wie Ihr und ich, vorgeht. Es gibt einen Eindruck, der seinen Grund im Inneren oder Aeußeren des Instrumentes hat, eine Empfindung, welche von diesem Eindruck entsteht und eine Empfindung, welche dauert. Denn unmöglich kann man glauben, daß sie in einem untheilbaren Augenblick entstehe und vergehe; ein anderer ihr folgender Eindruck hat gleicherweise seine Ursach im Inneren oder Aeußeren des Thiers; eine zweite Empfindung und Stimmen, welche sie durch natürliche oder künstliche Töne bezeichnen.

D'Alembert.

Ich verstehe. Wenn also dies sensible und belebte Clavier mit dem Vermögen, sich zu nähren, um sich wiederhervorzubringen, begabt wäre, so würde es leben und entweder aus sich oder mit seinem Weibchen kleine lebende und klingende Claviere zeugen.

Diderot.

Ohne Zweifel. Ist nach Eurer Ansicht ein Finke, eine Nachtigall, ein Musiker, ein Mensch etwas Anderes? Und findet Ihr zwischen dem Zeisig und der Vogelorgel einen anderen Unterschied? Seht Ihr dies Ei? Damit stürzt man alle Schulen der Theologie und alle Tempel der Erde. Was ist dies Ei? Bevor es befruchtet wird, eine gefühllose Masse. Und ist es befruchtet, was ist's dann? Eine gefühllose Masse, denn der Saame ist selbst nur eine todte und rohe Flüssigkeit. Wie wird diese Masse zu einer anderen Organisation, zur Sensibilität, zum Leben übergehen? Durch die Wärme. Was wird die Wärme hervorbringen? Die Bewegung. Was werden die allmäligen Wirkungen der Bewegung sein? Statt

mir zu antworten, ſetzt Euch und laßt ſie uns von Moment zu Moment verfolgen. Anfänglich iſt dies nur ein hüpfender Punkt, ein Fädchen, das ſich ausdehnt und ſich färbt; Fleiſch, das ſich bildet; ein Schnabel, Flügel, Augen, Krallen, die erſcheinen; eine gelbliche Materie, die ſich theilt und Eingeweide hervorbringt; es iſt ein Thier. Dies Thier bewegt ſich hin und her, ſchreiet; ich höre ſeinen Schrei durch die Schaale; es bedeckt ſich mit Flaumfedern; es ſieht. Die Schwere ſeines ſchwankenden Kopfs bringt ſeinen Schnabel unaufhörlich gegen die Wand ſeines Gefängniſſes; nun iſt ſie durchbrochen; es kriecht heraus, geht, fliegt, ſtutzt, ſieht, kommt näher, klagt, leidet, liebt, ſehnt, freuet ſich; es hat alle Eure Affekte; es begeht alle Eure Handlungen. Würdet Ihr mit Descartes behaupten, daß dies eine rein nachahmende Maſchine ſei? Die kleinen Kinder würden ſich über Euch luſtig machen und die Philoſophen würden Euch erwidern, daß, wenn dies eine Maſchine iſt, Ihr auch eine ſeid. Geſteht Ihr ein, daß zwiſchen Euch und dem Thier nur ein Unterſchied der Organiſation obwaltet, ſo werdet Ihr Sinn und Verſtand zeigen, Ihr werdet aufrichtig ſein. Aber man wird gegen Euch den Schluß machen, daß man mit einer todten, auf gewiſſe Weiſe geſtimmten Materie, wenn ſie von einer anderen todten Materie, von Wärme und Bewegung geſchwängert wird, Senſibilität, Leben, Gedächtniß, Leidenſchaften, Gedanken erhält. Es bleibt Euch nichts übrig, als die eine oder andere Partei zu ergreifen, entweder zu glauben, daß in der trägen Maſſe des Eies ein Element verborgen iſt, welches die Entwicklung nur abwartete, ſein Daſein zu offenbaren, oder vorauszuſetzen, daß ſich dies unbemerkbare Element durch die Schaale in einem beſtimmten Moment der Entwicklung eingeſchlichen hat. Allein was iſt das für ein Element? Nahm es Raum ein oder nicht? Wie iſt es gekommen oder entflohen, ohne ſich zu bewegen? Wo war es? Was machte es da oder anderswo?

Ward es geſchaffen, im Augenblick des Bedürfniſſes? Exiſtirte es ſchon? Erwartete es eine Wohnung? Gleichartig, ſo war es materiell; ungleichartig, ſo begreift man weder ſeine Trägheit vor der Entwicklung, noch ſeine Energie in dem entwickelten Thier. Vernehmt Euch ſelbſt und Ihr werdet Mitleid mit Euch haben; Ihr werdet fühlen, daß Ihr, um nicht eine einfache Alles erklärende Vorausſetzung, die Senſibilität, als allgemeine Beſtimmtheit der Materie oder als Product der Organiſation zuzugeben, dem geſunden Menſchenverſtand entſagt und Euch in einen Abgrund von Geheimniſſen, Widerſprüchen und Abſurditäten ſtürzt.

D'Alembert.

Eine Vorausſetzung! Ihr gefallt Euch darin. Aber wenn es eine mit der Materie weſentlich unverträgliche Qualität wäre?

Diderot.

Und woher wißt Ihr, daß die Senſibilität mit der Materie weſentlich unverträglich iſt, Ihr, die Ihr das Weſen von Nichts kennt, was es auch ſei, weder von der Materie noch von der Senſibilität? Begreift Ihr die Natur der Bewegung, ihre Exiſtenz in einem Körper, ihre Mittheilung von einem Körper an einen anderen?

D'Alembert.

Ohne das Weſen weder der Materie noch der Senſibilität zu begreifen, ſehe ich doch, daß die Senſibilität eine einfache, einige, untheilbare und mit einem Subject oder Anhang unverträgliche Beſtimmtheit iſt.

Diderot.

Metaphyſiſch-theologiſcher Galimathias. Wie? Ihr ſeht nicht, daß alle Qualitäten, alle ſenſible Formen, womit die Materie ausgeſtattet iſt, weſentlich untheilbar ſind? Es gibt nicht mehr, nicht weniger Undurchdringbarkeit. Es gibt die Hälfte eines runden Körpers, aber nicht die Hälfte der Rundheit; es gibt mehr oder weniger von Bewegung, aber nicht

mehr oder weniger Bewegung; es giebt keine Hälfte, kein Drittel oder Viertel eines Kopfes, eines Ohrs, eines Fingers, eben ſo wenig als die Hälfte, das Drittel, das Viertel eines Gedankens. Wenn es im Univerſum kein Kügelchen giebt, das einem anderen gleicht, in einem Kügelchen keinen Punkt, der einem anderen gleicht, ſo räumt ein, daß das Atom ſelbſt mit untheilbarer Form und Beſtimmtheit begabt iſt; räumt ein, daß die Theilung mit dem Weſen der Formen unverträglich iſt, weil ſie dieſelben zerſtört. Seid Phyſiker und gebt die Hervorbringung einer Wirkung zu, wenn Ihr ſie hervorgebracht ſeht, obgleich Ihr die Verbindung der Urſach und Wirkung nicht nachweiſen könnt. Seid Logiker und ſetzt nicht für eine Urſache, welche da iſt und welche Alles erklärt, eine andere Urſache, die ſich nicht begreift, deren Zuſammenhang mit der Wirkung ſich noch weniger begreift, die eine unendliche Menge von Schwierigkeiten gebiert und keine einzige aufklärt

D'Alembert.

Wenn ich aber von dieſer Urſache abgehe?

Diderot.

Im Univerſum, im Menſchen, im Thier iſt nur eine einzige Subſtanz. Die Vogelorgel iſt von Holz, der Menſch von Fleiſch. Der Zeiſig iſt von Fleiſch, der Muſiker iſt von einem anders organiſirten Fleiſch; allein beide haben denſelben Urſprung, dieſelbe Bildung, dieſelben Verrichtungen und daſſelbe Ende.

D'Alembert.

Und wie kommt es zwiſchen den Tönen Eurer beiden Claviere zur Einſtimmigkeit?

Diderot.

Da ein Thier ein ſenſibles Inſtrument iſt, welches jedem andern vollkommen gleicht, mit derſelben Geſtaltung ausgerüſtet, mit denſelben Saiten bezogen, auf dieſelbe Weiſe von Freude und Schmerz, von Hunger und Durſt, von Krampf, Bewun-

derung, Entſetzen angeſchlagen, ſo iſt es unmöglich, daß es unter dem Pol und unter der Linie andere Töne erſchallen laſſe. Auch findet Ihr in allen todten und lebenden Sprachen ungefähr dieſelben Interjectionen. Den Urſprung der conventionellen Töne muß man aus dem Bedürfniß und dem Zuſammenſein ableiten. Das ſenſible Inſtrument oder das Thier hat erfahren, daß, wenn es dieſen Ton ausſtieß, dieſe Wirkung außer ihm erfolgte, daß andere ihm gleiche ſenſible Inſtrumente oder ähnliche Thiere ſich näherten, ſich entfernten, forderten, anboten, verwundeten, ſchmeichelten, und dieſe Wirkungen haben ſich in ſeinem Gedächtniß und in dem der übrigen mit der Bildung der Töne verknüpft. Und bemerkt wohl, daß es im Verkehr der Menſchen nur Lärm und Handlungen giebt. Ja, um meinem Syſtem ſeine ganze Kraft zu geben, ſo bemerkt noch, daß es derſelben unüberſteiglichen Hemmniß unterworfen iſt, welche Berkeley gegen die Exiſtenz der Körper aufgeſtellt hat. Es giebt einen Moment des Wahnſinns, wo das ſenſible Clavier dachte, es ſei das einzige Clavier in der Welt und die ganze Harmonie des Univerſums ginge in ihm vor ſich.

D'Alembert.

Darüber läßt ſich viel ſagen.

Diderot.

Gewiß.

D'Alembert.

Zum Beiſpiel begreift man nach Eurem Syſtem nicht recht, wie wir Schlüſſe bilden, wie wir Folgerungen machen.

Diderot.

Eben weil nicht wir ſie machen, weil ſie alle durch die Natur gemacht ſind. Wir ſprechen die Verbindung der Erſcheinungen nur aus. Bei den durch Erfahrung uns bekannten iſt ſie entweder eine nothwendige oder zufällige: nothwendig in der Mathematik, Phyſik und andern ſtrengen Wiſſen-

ſchaften; zufällig in der Moral, der Politik und anderen Conjecturalwiſſenſchaften.

D'Alembert.

Kann denn aber die Verbindung der Phänomene in dem einen Fall weniger nothwendig ſein, als in einem anderen?

Diderot.

Nein; aber die Urſach durchläuft im Beſonderen einen zu großen Wechſel, der ſich uns entzieht, ſo daß wir die Wirkung, welche ſich daraus ergeben muß, nicht unfehlbar berechnen können. Die Gewißheit, die wir darüber haben, daß ein heftiger Menſch durch eine Injurie in Zorn gerathen wird, iſt nicht mit der zu vergleichen, daß ein Körper, der einen kleineren ſtößt, dieſen in Bewegung ſetzen wird.

D'Alembert.

Und die Analogie?

Diderot.

Die Analogie iſt auch in den zuſammengeſetzteſten Fällen nur eine Regel de Tri, welche ſich in dem ſenſiblen Inſtrumente vollzieht. Wenn auf ein bekanntes Naturphänomen ein anderes ebenfalls bekanntes folgt, welches wird das einem dritten folgende Phänomen ſein, mag daſſelbe durch die Natur gegeben oder der Natur in Gedanken nachgebildet ſein? Wenn der Speer eines gewöhnlichen Kriegers zehn Fuß Länge hat, wie lang wird der des Ajax ſein? Wenn ich einen Stein von vier Pfund ſchleudern kann, ſo muß Diomedes einen halben Felſen bewegen. Die Schritte der Götter und die Sprünge ihrer Pferde werden ſich nach dem Verhältniß richten, in welchem ſich der Menſch die Götter vorſtellt. Dies iſt eine vierte Saite, in angemeſſener Uebereinſtimmung mit den dreien, von denen das Thier den Widerklang erwartet, der ſich in ihm ſelbſt immer, in der Natur nicht immer vollzieht. Den Dichter kummert dies nicht; er iſt nicht weniger wahr. Mit dem Philoſophen iſt es anders. Er muß die Natur befragen; oft giebt ſie

ihm ſtatt des erwarteten Phänomens ein völlig verſchiedenes; dann ſieht er, wie die Analogie ihn verführt hat.

D'Alembert.

Adieu, mein Freund, gute Nacht.

Diderot.

Ihr ſcherzt. Doch auf Eurem Kopfkiſſen werdet Ihr von dieſem Geſpräch träumen, und kommt es dann zu nichts, um ſo ſchlimmer für Euch, denn Ihr werdet Euch genöthigt ſehen, noch viel lächerlichere Hypotheſen anzunehmen.

D'Alembert.

Ihr irrt; als Skeptiker legte ich mich hin, als Skeptiker ſtehe ich wieder auf.

Diderot.

Skeptiker! Kann man denn Skeptiker ſein?

D'Alembert.

Da haben wir's. Unterhaltet Ihr mich nicht davon, daß ich nicht Skeptiker bin? Und wer weiß das beſſer als ich?

Diderot.

Noch einen Augenblick.

D'Alembert.

Geſchwind, denn ich bin ſehr müde.

Diderot.

Ich werde kurz ſein. Glaubt Ihr, daß es eine einzige durchſprochene Frage giebt, in Bezug auf welche ein Menſch mit gleich ſtrengem Vernunftmaaß dafür und dagegen verharrt?

D'Alembert.

Nein; das wäre Buridans Eſel.

Diderot.

Verhält es ſich ſo, dann giebt's auch keinen Skeptiker. Denn mit Ausnahme der mathematiſchen Fragen, welche nicht die geringſte Unzweifelheit zulaſſen, giebt es ein Für und Gegen in allen andern. Die Waage ſchwebt nie gleich; es iſt

ganz unmöglich, daß ſie ſich nicht auf die Seite neige, auf welcher wir die meiſte Wahrſcheinlichkeit erwarten.

D'Alembert.

Allein Vormittags ſehe ich die Wahrſcheinlichkeit zu meiner Rechten, Nachmittags zu meiner Linken.

Diderot.

Das heißt: Vormittags ſeid Ihr Dogmatiker Für, Nachmittags Dogmatiker Gegen.

D'Alembert.

Und wenn ich mich Abends dieſer ſchnellen Wandelung meiner Urtheile erinnere, ſo glaub' ich nichts, weder vom Vormittag, noch vom Nachmittag.

Diderot.

Das heißt: Ihr erinnert Euch nicht mehr des Uebergewichts der beiden Meinungen, zwiſchen denen Ihr ſchwanktet. Dies Uebergewicht erſchien Euch zu unbedeutend, ein feſtes Urtheil darauf zu fällen. Ihr beſchließt daher, Euch mit ſo zweifelhaften Dingen nicht mehr zu beſchäftigen, ihre Unterſuchung Andern zu überlaſſen, nicht weiter davon zu ſprechen.

D'Alembert.

Möglich.

Diderot.

Nähme Euch aber Jemand freundſchaftlich bei Seite und fragte Euch auf's Gewiſſen, auf welcher Seite Ihr die geringere Schwierigkeit fändet, wahrhaftig, würdet Ihr um eine Antwort verlegen ſein, würdet Ihr Buridan's Eſel realiſiren?

D'Alembert.

Ich glaube, nein.

Diderot.

Alſo, mein Freund, wenn Ihr die Sache recht überlegt, ſo werdet Ihr finden, daß überall unſer wahres Urtheil nicht das iſt, worin wir niemals geſchwankt haben, ſondern das, worauf wir am gewöhnlichſten zurückgekommen ſind.

D'Alembert.

Ich glaube, daß Ihr Recht habt.

Diderot.

Und ich auch. Nun, guten Abend, mein Freund, et memento, quia pulvis es, et in pulverem reverteris.

D'Alembert.

Traurig.

Diderot.

Und nothwendig. Gebt dem Menſchen, ich ſage nicht ein mal Unſterblichkeit, ſondern nur das Doppelte ſeiner Dauer, und Ihr werdet ſehen, was daraus entſteht.

D'Alembert.

Und was wollt Ihr, daß daraus entſtehen ſoll? Doch was geht das mich an? Mag kommen, was da kommen kann. Ich will ſchlafen. Guten Abend.

Das gebrochene Wagenrad.

Eine Novelle

von

Theodor Melas.
(Verfaſſer des Erwin von Steinbach.)

Es war ein dunkler ſchneeflockiger Novemberabend auf der Inſel Seeland, als die Jugendfreunde Dahl und Olander bei dem Städtchen N. in faſt grundloſen Wegen fuhren. Schwere graue Wolken verhüllten den ganzen Himmel und der Fuhrmann ſprach: „das bedeutet ein böſes Wetter." — Sie aber zogen ſich um ſo mehr in das Innere zurück, und theilten ſich, offen, als gereifte Männer, die Freuden und Leiden ihrer längſt geſchwundnen Jugend mit. — Es war ſo finſter geworden, daß Einer des Andern Auge kaum mehr erkennen konnte, und ſo ward ihr Ohr Auge und ihre Worte gewannen Mienen und Geberden. — Bald rollte das Geſpräch auf ihre erſte Liebe und es dünkte ihnen, als wenn ſie mit ihrem ſtillen Genius redeten, der alles wohlwollend in ſeinen offnen Kelch aufnehme.

„Es war zur Zeit der Kirſchblüthe, erzählte Dahl, als ich im ſiebzehnten Jahre meines Alters mit meinen Eltern und Geſchwiſtern zu dem wackren Prediger M. reiſte, der uns wie-

derholt und dringend eingeladen hatte. Bei dieser gemüthlichen Predigerfamilie sah ich sie zuerst, im weißen Kleide mit blaßrothen Schleifen, wie Werther seine Lotte, und da ich sie sah, ward sie alsbald der Schutzengel meines Lebens. — Sie lächelte mich an und ich war auf ewig an sie gekettet; sie bot mir die Hand zum Tanze und ein neues Dasein begann in mir. — Aber eine tiefe Tragödie lag auf ihrer edlen Familie, die sich durch Geist auszeichnete und durch schwere Schicksale heimgesucht war. — Meine treue Mutter warnte mich vor der verhängnißvollen Schwelle, wiewohl auch sie von ihrer Güte und Anmuth sich durchdrungen fühlte. „Du wirst unglücklich, mein Sohn," sprach sie im Garten, als wir heimgekehrt waren, und ich erwiederte: Ist sie doch so gut! Sie versetzte: das eben ist die größte Gefahr, denn ihre Güte ist nicht ohne Koketterie, wenn gleich die schönste und feinste; sie weiß es, wie sie Dich reizt und hat daran ein Wohlgefallen. — Nein, rief ich, sie weiß es nicht, denn ihr ganzes Leben ist Güte! — Du wirst es erfahren, sagte sie sorglich, und ging zu ihren Pflanzen, daß sie umgesetzt würden.

Ich sah sie diesmal nicht wieder und mit den Lichtern des Saals war auch ihr Bild verschwunden, nur ein Weh blieb in meinem Herzen zurück, welches mich unter den Wachenden zum Nachtwandler machte. Niemand wagte mich anzurufen, damit ich nicht von der hohen Zinne hinabstürze. — Oft blickte ich am einsamen Meeresstrande nach dem Nebelpunkte ihres Wohnorts hinüber, und ihr edles Bild stellte sich im Geiste mir dar, wie gestaltet durch die reinste Sehnsucht. — Nach einem vollen Jahre besuchten wir von neuem jene Predigerfamilie, doch ohne unsre Eltern; denn wir jungen Leute waren nur geladen, und der Pastor M. hatte mich durch ein Royal-Diplom mit großen Siegeln, auf phantastisch-humoristische Weise, als Mitglied seiner kleinen Akademie entboten, um mit seinem Sohne und einem andern alten Hausfreunde, das Wohn-

zimmer ihm landſchaftlich auszumalen. — Wir griffen munter zum Werk, da die Oelfarben, Pinſel und Paletten bereit ſtanden und der Alte mit ſeiner älteſten Tochter die Zimmerfelder wacker vorgearbeitet hatte, auch ſchon den Himmel ſchön blau und gelb geſtrichen. So vollendeten wir die Stube mit vielem Scherz in wenigen Tagen. Mein Wandfeld gewann vor allen den Preis, da ich einen Berghem aus ſeiner kleinen Kupferſammlung kopirte, oder vielmehr ihn frei bearbeitete, indem ich, ſtatt der Kühe und Knechte, einen krauſen Eichbaum hinpflanzte, und dazu alles mit fetten Farben auftrug. — Nach vollendetem Werke lud er eine kleine Geſellſchaft und las uns bei Tiſche eine witzige Recenſion in Knittelverſen, worin es hieß, daß *mein* Bild ſich auszeichne, durch Kühnheit der Felſen, ſchöne Bäume und ein markiges Kolorit, was alles Löbliche von dem jungen Meiſter hoffen laſſe. — Man lachte, ſcherzte und trank, aber *ſie*, meine Sonne, war nicht da. — Früh Morgens hatte ſie die Bilder beſehen und von ihrer Freundin, der Predigertochter, ſich das meinige beſonders zeigen laſſen, war aber gleich wieder, wie es hieß, weggegangen.

Gegen Abend machten wir einen Spaziergang in's Korn, da ſie der Freundin verſprochen hatte, wenn es möglich wäre, mit dem Bruder uns entgegen zu kommen, da das Gut ihres Vaters nahe bei dem Kirchdorfe lag. — So kam ſie denn wirklich, begleitet von ihrem jüngſten Bruder, auf einem ſchmalen Fußpfade durch das hohe Kornfeld; und — als wir uns begegneten, umarmte ſie zärtlich meine Schweſter, mich aber grüßte ſie nur flüchtig und ging dann mit ihr uns voran durch das hohe Roggenfeld, ſo daß die vollen Halme an ihren Schultern zuſammen ſchlugen. Sie trug nur ein dunkles Hauskleid, darin aber ihre hohe edle Geſtalt nur noch einfacher und anmuthiger hervorblickte. Sie ſchien nichts von ſich zu wiſſen und ganz ins Geſpräch mit meiner Schweſter vertieft zu ſein. — Das Korn umwogte ſie, wie eine hohe Fluth, indem der Abend-

wind mit ihren Bändern ſpielte, und machte ihren ſchlanken Wuchs nur noch reizender. — Es war, als wenn ſie an meine lebhafte Schweſter alle Zärtlichkeit ihres reichen Herzens verſchwenden wollte; mir nur ſagte ſie beim Abſchiede: „Es iſt doch ſchade, daß Sie heute nicht auf unſre Einladung zum Balle gekommen ſind, wir hatten ſicher darauf gerechnet, und mein Vater war ſelbſt hinaus geritten, um Bänke dahinſetzen zu laſſen.“ So grüßte ſie mich mit unbefangner Freundlichkeit, und kehrte dann mit dem kleinen Bruder durch's Kornfeld heim. —

Nun erſt erfuhr ich, daß unſer Wirth dieſe Einladung abgeſagt habe, und es that mir weh, wie ein erlittnes Unrecht. — So tönte mir denn am Abend auf den Gräbern des Kirchhofs die Aeolsharfe mit ihren Windesfingern gar zuſagend und beſchwichtigend. — Ein Candidat bemerkte: dieſe Töne gingen ins Grab hinein. Nein, rief ich, ſie dringen hoch über die Wolken und pochen leiſe an die Himmelspforte! Andern Tags reiſten wir ab und ich ſah ſie nicht mehr. —

Nach einiger Zeit erging an mich und meine Schweſter eine neue Einladung zu jener freundlichen Predigerfamilie, und wir fuhren gleich am Tage unſrer Ankunft auf einen benachbarten Edelhof, wo wir eingeladen waren. Die alte Edelfrau, eine Wittwe, und faſt männlichen Anſehens, empfing uns mit impoſanter Gradheit und entfremdender Herzlichkeit, ſo daß mir nicht wohl dabei wurde. Ich eilte zu der jüngern Geſellſchaft ins zweite und ins dritte Zimmer, in Hoffnung ſie zu finden. — Da ſtand ſie am Bogenfenſter allein, ich redete ſie an, ſie antwortete wie aus einer alten gemeinſamen Heimath höheren Glücks. — Es ſchien jedes Hinderniß weggeräumt, daß unſre Seelen ſich verſtanden. — Bald gings in den Garten, wo ſie mit meiner Schweſter und den andern jungen Mädchen auf den breiten Kiesgängen der gradgeſchnittenen Taxusbecken vor uns her wandelte, indem ich mit den jüngeren Männern nach-

folgte. — Oefter hörte ich ihre Stimme melodiſch durch die vielfache Rede der Andern und mir ward wohl. — Erſt beim Abſchiede konnte ich ihr einige freundliche Worte ſagen. Sie erwiederte ſie unbefangen und hoffte uns wieder zu ſehen.

Im Sternenflimmer und auf dem Heimwege fühlte ich mich glückſelig und genügſam, als ſtünde der Himmel offen! — dennoch mußte ich ohne ihr erneutes Anſchauen abreiſen und ein neckender, ſchadenfroher Geiſt ſchien all' meine Hoffnungen vereiteln zu wollen. — Erſt nach einem Jahr ſah ich ſie wieder. Es war in der Mitte des Sommers; ich erfuhr von der jüngſten Tochter jener Predigerfamilie, welche ſich zur Stärkung ihrer Geſundheit einige Wochen bei uns aufhielt, um das Seebad zu gebrauchen, und fleißig mit ihr correſpondirte, daß ſie in einigen Tagen ihre Tante aus der Hauptſtadt in einen nahen Badeort begleiten werde und dort eine kurze Zeit verweilen. — Ich beurlaubte mich bei meinen guten Eltern, unter dem Vorwande, daſelbſt liebe Verwandte zu beſuchen; mein Vater überließ mir ein Reitpferd, meine Mutter aber warnte mich, wiewohl ſie nicht geradezu abrieth, denn ſie liebte ſie faſt eben ſo ſehr als ich. —

Mit ahndungsvoller Hoffnung beſchrieb ich längſt der Meeresbucht einen Weg unter allerlei ſeltſamen und ganz neuen Gedanken. Bei der mir ebenfalls verwandten Familie kehrte ich auf dem Wege an, und gab einer harrenden Braut, die nachmals leider durch den Mann ihrer Wahl ſehr unglücklich geworden, Aufrichtung und Hoffnung mit einigen ernſten herzlichen Worten. Ich wußte ſelbſt nicht recht, was ich ihr ſagte; doch war eine Ahnungs- und Hoffnungsfülle darin, die dem edlen Mädchen wohlthat. — „Siehſt Du? ſprach ihre Freundin, bei der ſie ſich aufhielt, hab' ich Dir das nicht geſagt? Der Vetter iſt gleicher Meinung mit mir!" — Sie erröthete, ſenkte den Kopf und eine ſchöne Thräne fiel aus den ſtillen bräutlichen Augen. — Bald ritt ich weiter und kam erſt mit der

Abendröthe in dem vielbesuchten Badeorte an, welcher in einem grünen, bachdurchrauschten und baumreichen Thale liegt. — Auf dem Hofe des lieben Verwandten zog ich still mein Pferd in den Stall und ging dann zögernd, ja fast bange, den Altan seines Hauses hinauf. Eine Base aber kam mir freudig entgegen und nahm mich bei der Hand. Kommen Sie, kommen Sie geschwind, sagte sie dringend, wir haben die angenehmste Gesellschaft und sollen gleich zu Tische gehen. — Ich folgte ihr mit klopfendem Herzen und wagte nicht zu fragen. — Sie führte mich in den Saal und mein Vetter, der Wirth, begrüßte mich herzlich, indem er mich den Fremden vorstellte; die gute Base aber wies mir sogleich einen Platz neben der Heißersehnten an. — Sie grüßte mich traulich und warm wie einen alten Bekannten und schien durch meinen Besuch nicht überrascht. — Es war mir, als wenn sie alles schon wisse und doch wieder nichts; — mein Herz schien ihr aufgeschlossen wie ein offnes Buch, aber nicht durch die Gedanken, sondern durch ein viel tieferes Bewußtsein. — Sie fragte nach meiner Schwester und Mutter; dann erst nach einer kranken Freundin; sie meinte, der Aufenthalt bei uns sei das beste Mittel zu ihrer Genesung. — Bald ging es zur Tafel und ich reichte ihr meinen Arm. — Als wir über den langen Flur in das Speisezimmer eilten, sagte ich ihr, wie ich mich zu dieser Reise gefreut hätte. — Es ist schön hier, versetzte sie, nicht wahr? Ganz herrlich, erwiderte ich; mochte aber nicht hinzu setzen: an Ihrer Seite. — Wie wohl ward mir, da ich bei Tische neben ihr saß! — Man redete nur über allgemeine Gegenstände, darin ich dann mit einstimmen mußte. — Ihr Oheim erzählte unter andern, wie er einmal als Befehlshaber einer Fregatte einen englischen Kutter, der ihm nach wiederholt gegebenen Zeichen nicht habe ausweichen wollen, mit allen aufgespannten Segeln aufs Korn genommen und über und über gesegelt habe. — Die Damen schauderten, aber man konnte es nicht anders als gegen den

übermüthigen Britten dem Seerecht gemäß fuhren. — Freilich eine harte Lection, rief er kalt, doch eine nothwendige, die uns gegen das übermüthige Brittenvolk lange wohl that. — Dann berichtete er, wie er auf seinem Kriegsschiffe, wo er eine ganz verwilderte Mannschaft vorgefunden, so daß niemand mehr es habe führen mögen, in kurzer Zeit die strengste Mannszucht hergestellt habe. Ich ließ die Gesetze verlesen, sprach er, und dann sofort nach Uebertretung derselben einige Aufwiegler an die große Raa hängen, das gab Ruhe. —

Sie war still dabei, als wenn sie es schon oft gehört hätte, und fragte mich wieder nach ihrer seelenkranken Freundin. — „Sie können ihr viel sein, sagte sie endlich, denn sie hat zu Ihnen ein ganz besonderes Vertrauen."

So verzingen mir die Speisestunden schnell, und bald nach Tische brach die Gesellschaft auf, nachdem eine Lustfahrt für den folgenden Tag abgeredet war. — Der schöne Morgen kam, und wir fuhren in mehreren Wagen an das hohe Kreideufer. — Da stand ich neben ihr und wir schauten freudig in das unbegränzte Meer. Was wir redeten, weiß ich nicht mehr, aber sie war überaus ruhig und klar und das that mir unbeschreiblich wohl. — Auf der höchsten Spitze des Felsens hatte die Tante etwas vergessen, schon saßen wir auf dem Rasen, um das Mittagsmahl einzunehmen, und ich neben ihr; sie lief hin, es zu holen, ich desgleichen, wir begegneten uns auf einem schmalen Fußsteige, als sie mit dem Gefundenen schon zurückkehrte; sie sah mich an — ich sie — wie alt befreundet — und so gingen wir zur Gesellschaft. Beim Mahl reichte sie mir von den süßen Orangen, welche umher gingen, indem sie die schönste auswählte, und bot mir von ihren Lippen den Becher mit Wein, da er kreiste. Mein Mund aber war versiegelt durch heilige Gewalten, so offen auch mein Herz vor ihr aufgeschlagen lag. — Der heiterste Abend geleitete uns zu dem Badeorte zurück, und indem sie mit der Tante und Base auf dem

vorderen Wagen, gehüllt in den dunkelblauen Mantel ihres Oheims, die anmuthigen Bergeshöhen hinab fuhr, erschien mir ihr Bild an den duftreichen Fernen im reinen Abendlichte, schwebend und sich neigend, wie ein göttliches Gesicht eines hohen zukünftigen Glücks. — O wie reich ist die unentweihte Jugend, welche glaubet, liebet und hoffet! — —

Am andern Tage befanden wir uns auf einem Spaziergange zu einem nahgelegenen Hünengrabe neben einander, und da die Gesellschaft ein Weniges voraus ging, sagte sie: Ich habe eine Bitte an Sie, welche Sie mir nicht abschlagen dürfen; und als ich es zum Voraus bejahete, sprach sie: Ich wünschte eine Zeichnung von Ihrer Hand zum Andenken dieser schönen Tage. — Da ich es ihr nun versprach, doch mit einem zweifelnden Scherz, so versetzte sie sehr ernst und fast klagend: Halten Sie mich denn wie die Andern? — Gewiß, ich weiß ein solches Andenken zu schätzen! — Es rührte mich, aber ich konnte nichts erwiedern, da die Gesellschaft uns umringte. — Auf dem Heimwege ins Dorf traten wir in die offne Kirche, wo eben die Orgel gerührt wurde; der Kantor war so artig, ihrer musikalischen Base das Orgelklavier zu überlassen und sie hob schon an zu spielen. Aber das Choralbuch lag auf der anderen Seite des Chors; ich wollte es holen, sie auch — wir eilten auf verschiedenen Wegen und begegneten uns wieder im einsamen Gange und — sie flog in meine Arme. Erröthend und fast erschrocken, doch wunderlieblich lächelnd über das seltsame Ohngefähr — nur ein Augenblick. — Meine Arme umschlossen sie nicht, ich berührte nicht ihre Lippen, ich drückte nicht ihre Hand — ich staunte, wie sie — es war ein Moment, wie aus einer höheren Welt. Sie trat zurück — wir eilten mit dem Choralbuch zur Base und mischten uns in die Gesellschaft. —

Am letzten Tage sah ich sie noch einmal allein. Es war Morgens auf dem Dachstübchen des verwandtschaftlichen Hauses,

welches meine gute Baſe bewohnte; dieſe hatte uns einige Augenblicke verlaſſen, um den beſprochenen Hyperion von Hölderlin zu holen. Ich redete zu ihr unterdeſſen von meinem Liebling Goethe, und recitirte den Brief an Lottchen mit vieler Innigkeit, da er meine eigenſten Gefühle ihr ausſprechen mochte. — Sie ſah mich unbeſchreiblich milde und theilnehmend an — ſie wollte eben die Lippen öffnen — da trat meine Baſe mit dem Hyperion herein und die glückliche Stunde war auf ewig dahin. — Noch am Wagen endlich, als ſie Nachmittags mit der Tante abreiſte, reichte ſie mir die warme Hand. Sie ſah mich an — ihr Auge ſchwamm in Thränen — ſie war für mich verloren. —

Noch einmal traf ich ſie, aber nur ſehr flüchtig, bei einem großen Feuerwerk in der Hauptſtadt, welches zur Vermählung der Kronprinzeſſin gegeben wurde. Ich wußte, daß ſie im Glanz des Hofes bei ihrer Tante, der Gräfin B. war. — Die Straßen Copenhagens waren ſchön erleuchtet, und das Feuerwerk ward jenſeits des Waſſers auf der Inſel Amack abgebrannt. Ich eilte, ſie ſuchend, durch die gedrängten Reihen des Volks, ſchaute zu den glänzenden Staatsequipagen hinauf, aber vergebens. — Endlich erblicke ich ſie an dem Arm ihres Bruders, dicht neben mir vorübereilend — ich ſuche ſie zu erreichen und zu begrüßen — ſie ſcheint mich zu erkennen und ſich freundlich zu mir hin zu neigen, aber ſchon trennte uns ein Strom des drängenden Volks und ich ſah ſie nicht wieder. —

Bald nachher ging ich auf eine auswärtige Univerſität und erſt nach einigen Jahren kehrte ich in die Heimath zurück. — Ihr Bild jedoch begleitete mich auch im fremden Lande auf Stegen und Wegen, ſchützend, läuternd, tröſtend. Kein Gelüſte ließ es mir nahe kommen, keine Eitelkeit in mein Herz dringen. Das Würdigſte hielt es mir vor, und ſtellte mich kühn gleichſam auf die Zinnen der geiſtigen Welt.

Dieſe Liebe durchdrang alles, was ich begann. Sie trieb

mich in die Tiefen der Philoſophie, wie auf die Höhen der Kunſt und Poeſie; ſie bewahrte mir das innere Kleinod bei allem rationaliſtiſchen Geſchwätz; der Eine, wunderbar-natürliche, unſichtbare Freund, war mir in ihr immer der Nächſte, und ich pries recht eigentlich mit dem Pſalmiſten durch ihre Kräfte, bei Tage ſeine Gnade und bei Nacht ſeine Wahrheit. Ein Student im Collegium, ein Weſtphale, welcher ihr von Ferne ähnlich ſah, war eine zarte Augenweide, und ich konnte mich nicht ſatt an ihm ſchauen, obgleich ich nicht begehrte, ihn näher kennen zu lernen.

Als ich voll Hoffnung und Vertrauen in mein Vaterhaus heimkehrte, war die erſte Nachricht: Sie iſt verlobt — mit einem nahen Verwandten — nicht aus Neigung, ſondern weil ihr Vater es wünſchte und der Mann Vermögen hat. —

Es hieß, ſie habe dem tieferwundeten Vater das Herz verbinden wollen, indem ſie ſeinen Willen thue. — Da ich aus dem Munde meiner Mutter dies vernahm, ſo floſſen in der Nacht beim hellen Mondenſchein auf meinem einſamen Lager ihr die reinſten Thränen und die ſchönſten auch, welche ich jemals geweint habe. — Blieb ſie doch mein, aber nicht mehr für dieſe Erde! — Meine Liebe ſtand mir erhaben über ihr Ehebündniß und ich mußte faſt lächeln, wie die Menſchen ſich freien und freien laſſen, als wären es kindiſche Dinge. — Ich liebte ſie wie eine Roſe am Stengel, deren Duft man aus der Ferne einſaugt; mochte er ihren Leib dahin nehmen, ſie war mein, denn ihr Genius hatte den meinigen gefunden und auf ewig ſich mit ihm vermählt. —

Ein tragiſcher Augenblick war es, als wir einmal in einer großen und vornehmen Geſellſchaft der Hauptſtadt wieder zuſammentrafen. — Ich führte ſie zur Tafel und ſaß neben ihr — aber eine Welt ſtand zwiſchen uns. — Ein Felſengewicht ſchien auf ihrer Bruſt zu laſten — ihr Auge war trüb' — ſie machte ſich wieder viel auf alte Weiſe mit mei-

ner lebhaften Schweſter zu thun, aber mich durfte ſie nicht mehr kennen, noch mit altem Vertrauen begrüßen. — Conſtantia! ward im feurigen Kayſerwein getrunken, ich dachte: perfid! ſprach es aber nicht aus, der Bräutigam war nicht zugegen.

Später begegnete ich ihr wieder auf einem Balle an demſelben Badeort, wo ich mit ihr ſo glücklich geweſen war. — Sie tanzte viel mit ihrem Verlobten, und grüßte mich freundlich, doch wie einen ganz Anderen, denn ſie war anders geworden und durfte der früheren Liebe nicht mehr gedenken. Doch war ſie mit meiner innigſten Freundin ausnehmend liebreich und wünſchte, wie ſie ſagte, ſeit lange ſchon ihre nähere Bekanntſchaft. Es war als wenn der Wiederſchein unſrer Liebe noch mit ihr ein anmuthiges Abendroth entzündete. Dieſe war ganz von ihr erfüllt und konnte wohl nun begreifen, wie ich ſie ſo über alles geliebt. Zuletzt ſah ich ſie in der ihr heimiſchen Kirche am heiligen Tiſch mit ihrem Vater und ihrem Bräutigam, kurz vor der Hochzeit; blutrothe Federn ſchwankten über ihrem dunklen Haar und ein koſtbarer Gürtel des ſchwarzen Seidengewandes umſchloß ihren ſchlanken Leib. — Als ſie aber das Brod und den Kelch empfing, ſchien der herrliche Buſen unruhig und faſt angſtvoll unter dem ſchwarzen Flor zu erbeben. — Welch' eine Tragödie! ſprach ich zu meiner Schweſter, die neben mir im Stuhle ſtand. — Sie drückte mir ſtumm weinend die Hand und ſagte endlich: Ach, mein Bruder, daß ſie nicht Dein wurde, denn Dir gehörte ſie vor Allen! —

Seitdem habe ich ſie nie wieder geſehen. — Ihre Ehe ſoll nicht glücklich ſein, wie man ſagt, weil ſie kinderlos geblieben iſt. — Geſellſchaften müſſen täglich die Lücke ihres Lebens ausfüllen, denn ſie ſind reich und gaſtfrei. — Jeder iſt gerne bei ihnen, man rühmt noch immer ihre Liebenswürdigkeit und Güte, beſonders aber ſind die Dienſtleute ihres Lo-

bes voll. — Ob ich ihr noch einmal begegnen werde — Gott weiß es. —

Olander drückte dem Freunde die Hand und wollte auch eben sein Bekenntniß anheben — doch plötzlich sank der Wagen in ein tiefes Loch, es gab einen starken Ruck zur linken Seite und die Pferde standen. Der Fuhrmann rief: Wetter! das Vorderrad ist gebrochen, da liegen wir! die Herren müssen nach dem nächsten Hofe gehen, wo das Licht scheint, und ein Nachtquartier sich erbitten, denn weiter können wir nicht fahren. Es wohnen gute Leute da, die morgen früh mit einem Rade aushelfen werden. —

Was war zu thun? — die Freunde eilten mit Unmuth durch gepflügte Aecker dem Lichte zu und der Fuhrmann folgte mit den magern Pferden langsam nach; der zerbrochne Wagen aber blieb mitten im grundlosen Wege stehen. — Sie hatten einen schweren Gang, denn der Sturm war losgebrochen und aus der grauen Wolke schlugen Schnee und Hagel ihnen ins Gesicht. — Endlich erreichten sie den geräumigen Edelhof und traten in das hellerleuchtete Wohnhaus. — Der Herr kam ihnen schon auf dem Flur entgegen und bat, nachdem sie ihm ihr Mißgeschick erzählt, die beschneiten Mäntel abzulegen und bei ihm zu übernachten. Ein Bedienter zog ihnen die Reisekleider ab, reinigte ihre Stiefel, und der Hausherr führte sie verbindlichst in das Wohnzimmer ein. Bekannte Züge kamen Dahl aus seinem Gesichte entgegen, doch konnte er sich nicht entsinnen, wo er ihn gesehen hätte — so viel wußte er, es mußte aus einer längstverschollenen Zeit sein. Sein Aeußeres, wenn es eben nicht angenehm wirkte, gab Vertrauen und eine gewisse schlichte Biederkeit in seinen Worten und Gebehrden verhieß eine gastfreundliche Aufnahme. — Im Wohnzimmer bewillkommte sie eine kleine belebte Gesellschaft, bestehend, wie es schien, aus Gutsbesitzern, Pächtern, Offizieren und Beamten. Die edle Hausfrau, welche eben ihren Gästen

den Thee ſchenkte und mit dem Rücken nach der Stubenthüre ſaß, wandte ſich grüßend nach ihnen um. — Wie ward unſrem Freunde Dahl — kaum traute er ſeinen Augen — Sie war es — ſeine erſte Liebe, die ihn wie über Weltentrümmern anlächelte! —

Nachdem der Gemahl ihn und den Freund ihr vorgeſtellt hatte, ſagte ſie: Sein Sie uns willkommen und ſehen Sie das gebrochene Wagenrad als eine freundliche Einladung zu unſrer Geſellſchaft an; denn Sie werden mit dem Abend und dem Nachtquartier bei uns fürlieb nehmen müſſen. — Die Freunde dankten ihr innigſt, und nachdem der warme Thee auch ihnen aus ihrer Hand ſervirt war, ſuchte der Hausherr ſie zu unterhalten, bis das Geſpräch allgemein wurde. Bald aber wurden die Tiſche zum Boſton geordnet, daran auch die älteren Damen theilnahmen, und für einige der jüngeren Männer und Frauen blieben zurück für die Converſation. Der Wirth löſte ſich mit einem Freunde im Kartenſpiel ab und unterhielt ſich abwechſelnd mit unſeren Reiſenden. — So ſtanden ſie nicht einen Augenblick allein und der Abend verſtrich ihnen ſchnell und angenehm. — Die Hausfrau redete bald mit dieſem, bald mit jenem, und endlich fragte ſie den alten Freund mit unbefangener Treuherzigkeit: Wo lebt denn jetzt Ihre Schweſter, welche ich ſeither nicht wiedergeſehen habe? — Ich gedenke oft noch der frohen Stunden mit ihr! — Sie lebt nur noch in unſerem Andenken, verſetzte Dahl, denn ſie ſtarb nach kurzem Eheglück im erſten Wochenbette und hinterließ eine Tochter, die des Vaters Freude iſt. —

Ihre Tochter möchte ich ſehen, ſagte ſie bewegt, es muß ein geiſtvolles Kind ſein, wenn ſie nur entfernt der hochbegabten Mutter gleicht! —

Sie iſt es, erwiederte Dahl, doch ſpielt in ihr die Mutter gleichſam nur hinter den Couliſſen und man erkennt nicht ſogleich die Aehnlichkeit. —

Olander, der des Freundes Glück noch nicht ahnete, trat zu ihm und mischte sich in das Gespräch, und Dahl konnte nun, während er mit der Dame des Hauses redete, ihre Gesichtszüge und ganze Gestalt betrachten. Das nahende Alter hatte schon leise Furchen über die schöne Stirne gezogen und der sonst volle Mund war geschlossner geworden, doch ihr Auge leuchtete in alter Klarheit und das Ebenmaß der kindlichen Nase war unverändert geblieben; auch ihre Gestalt hatte noch den früheren Adel, aber nicht mehr die jugendliche Fülle; das Haar trug sie viel schlichter und ein wunderbarer Schmerz ging durch ihre ganze Gebehrde, so daß er hätte weinen mögen. —

Sie sehen mich an, sagte sie, indem sie sich schnell und fast wehmüthig zu ihm hinwandte, — ja, es ist eine Zeit, daß wir uns nicht begegnet sind und wir beide haben uns verändert — doch Sie hätte ich unter Tausenden wiedererkannt! —

Gewiß ich auch Sie, versetzte er mit verhaltener Rührung, denn das Gewand ist nur ein wenig verändert, wiewohl Aeonen und ungeheure Umwälzungen der Dinge dazwischen liegen — ich denke, der Geist ist noch immer derselbe! —

Unterdessen hatte Olander, der das seltne Wiedersehen ahnete, sich ein wenig zurück gezogen, und redete mit dem Hausherrn aufs lebhafteste über landschaftliche Verbesserungen, welche er in Jütland getroffen hatte. —

Ida, so hieß sie, nöthigte den alten Freund, an einem heimlichen Plätzchen des großen Gesellschaftsaals auf einem neben ihr stehenden Sessel Platz zu nehmen, und fuhr dann folgendermaßen fort:

Ich fühle oft ein großes Bedürfniß nach religiöser Gemeinschaft und weiß Gott, ich kann es nicht befriedigen. — Mir scheint die wahre Geselligkeit fängt da an, wo der Geist uns verbindet, und wir bemühen uns vergeblich, sie im

Aeußerlichen zu finden. — Unſer Haus hat täglich frohe Gäſte, weil das Städtchen nahe liegt; aber wie ſie kommen, ſo gehen ſie; die Zeit wird erträglich ausgefüllt, doch ſie bringt keine Frucht des Geiſtes und oft kann mir angſt und bange werden, wenn ſo ein Jahr nach dem andern hinſchwindet, ohne daß ich weiß, wofür ich arbeite und warum ich lebe — die Mittel haben keinen Zweck und all der Reichthum iſt mir nichts nütze. — Ich habe es verſucht, durch Wohlthätigkeit dieſe Lücke meines Lebens auszufüllen und thue den Armen manches Gute, aber das iſt nur ein Wunſch, ein frommer Wahn; ich fühle die Pflicht, es zu thun, immer dringender, da des unausſprechlichen Elends ſo viel um uns her iſt, aber es wird darum nicht beſſer mit mir. — Ich ſuche für meine Leute mütterlich zu ſorgen, wache um ihre Sitten und begründe, ſo viel ich kann, ihr irdiſches Glück; aber das Alles iſt mir nichts nütze; ich kann die große Oede meines Innern nicht damit ausfüllen; ſie tragen mich faſt auf Händen, aber ach — es iſt ſo wenig, und ich bin es nicht werth, wie ſie mich lieben! — Oefter gehe ich auch in die Kirche und höre meiſtens mit Andacht den alten wackeren Prediger, der es ſo ehrlich und treu mit uns meint, aber ſeine Predigten ſind nur fromme Betrachtungen und geben dem Herzen keine Nahrung, dem Willen keine Kraft! — Es muß etwas ganz Anderes kommen, wenn mir geholfen werden ſoll. — Betäuben im Wechſel, zerſtreuen durch Vergnügungen, mag ich mich nicht mehr, es iſt zu traurig. — Ich mache zwar leicht das geſellige Leben mit, und kann ſogar noch einen ganzen Kreis ermuntern, doch niemand ahnet das Schwert, das oft durch meine Seele geht, wenn ich an die heilige Stunde denke, da wir für das anvertraute Pfund Rechenſchaft geben ſollen. Mein Mann, wie brav er iſt, verſteht mich darin nicht; ſeine raſtloſe Thätigkeit überhebt ihn aller jener Sorgen, und ein urſprünglicher Friede in ſeiner Bruſt, welchen er durch ein ſtreng

rechtschaffnes Leben sich zu bewahren weiß, läßt ihn solche Schmerzen nicht fühlen. — Oft habe ich dann an Sie denken müssen, da wir uns in den schönen Tagen der Jugend begegneten und Ihr ernstes Bild hat mich mahnend verfolgt. — Geben Sie mir nun Ihren Rath, was soll ich thun, damit ich selig werde? — Oft schaue ich auf das kleine Gemälde, das Sie mir einst zum Angedenken sandten und es ist mir als wenn in seiner stillen ernsten Heiterkeit für mich eine Lösung des Räthsels liegen möchte. Was soll ich thun, um zu leben? — Sagen Sie es mir, so wie Sie mir damals so manches Unvergeßliche gesagt haben.

Nach einigem Besinnen versetzte er: Es ist bald gesagt, aber schwer gethan: — Lernen sie Ihren Heiland kennen und folgen ihm nach! —

Ach, wie? wo? — fragte sie, ohne geistlichen Freund und Wegweiser, denn niemand sorgt hier für meine Seele, darum aber bin ich so bekümert. Rede ich davon, so lächelt man und meint, ich hätte einen Anhauch des modernen Pietismus. Bücher helfen mir auch nicht — das Leben ist mehr als ein Buch und kann nur durch ein höheres Leben geläutert werden. — Sie vergoß heiße Thränen und er sprach: Sie haben recht, Leben kann nur durch Leben geläutert und befriedigt werden! Aber lassen Sie sich jene göttliche Traurigkeit nicht irren, denn sie wirket zur Seligkeit, eine stille Beugung, die niemand gereuen soll; der Glaube wird Sie trösten und er ist auf dem Wege schon; denn Sie glauben, daß Sie nicht aus eigner Vernunft noch Kraft glauben können noch zu ihm kommen mögen, wie unser Luther sagt; wer ihn so suchet, der wird ihn bald finden, aber sehen Sie auf sein Wort, denn darin ist das ewige Leben! —

Das will ich, sagte sie beruhigt, und mir ist schon viel freier geworden, ich danke Ihnen sehr. —

Das Gespräch ward nun durch eine Freundin unter-

brochen, welche von der andern Seite des Saals wie geflogen kam und ſich neben ſie ſetzte, um von dem geſtrigen Concert in der Stadt zu erzählen. —

Es waren, wie ſie berichtete, Stücke aus Mozart und Beethoven geſungen worden, und ſie trug über dieſe Muſik die flachſten Gemeinplätze mit der größten Lebhaftigkeit und Geſchwindigkeit vor, als wären es die geiſtreichſten Sachen. — Ida lächelte dazu und erwiederte nur wenig. — Auch ſchien Jene etwas ganz anderes zu wollen, als die Muſik, denn ſie hatte mit ihren ſcharfen Augen die Thränen der Freundin geſehen und den ungewöhnlichen Ernſt des Geſprächs bemerkt. Sehr neugierig war ſie auf den Inhalt deſſelben geworden, und hing die Erzählung des Concerts nur als einen Deckmantel um, damit ſie deſto genauer den fremden Gaſt beobachten könne. —

Dahl, welcher bald die kleinliche Abſichtlichkeit dieſer ſogenannten Hausfreundin bemerkte, lenkte das Geſpräch ins Aeußere und erzählte ſofort manche lächerliche Anekdoten von fehlgeſchlagnen Concerten in kleinen Provinzial-Städten und daraus hervorgegangenen Mißverſtändniſſen, welches einen Theil der Geſellſchaft heranzog und zur allgemeinen Beluſtigung diente. Man fand ſeine Darſtellung pikant, lobte ſeine Leichtigkeit im Erzählen und bemerkte nicht, daß er die kleinſtädtiſche Geſellſchaft darin beſpöttelte und zum Beſten hatte. — Nur Ida fühlte ſeine Abſicht und drohte ihm bisweilen lächelnd mit dem aufgehobenen Finger, wenn ſeine Zeichnungen zu ſcharf wurden. —

Endlich ſtand man auch vom Spiel auf, die Männer ſtellten ſich in die Mitte des Saals, die Damen ſammelten ſich in Gruppen zur Seite und erzählten, nach angeſtrengtem Kartenſpiel, mit eigenthümlicher Geſchwindigkeit die Geſchichten des Tags und der Chronique scandaleuse, als wenn ſie der ſo lange durch die Karte feſtgebundenen Zunge in dem kurzen

Intermezzo die volle Freiheit gönnen wollten. Der Bediente kam und reichte nach nordischer Weise in kleinen Spitzgläsern seinen Liqueur mit weißem Knackbrode umher. Ein andrer Diener raunte dem Hausherrn etwas ins Ohr und dieser, welcher sich anhaltend mit Olander unterhalten hatte, trat nun zu Dahl und bat ihn auf verbindliche Weise seine Frau zu Tische zu führen, indem er selbst der angesehensten Dame der Gesellschaft den Arm reichte und den andern Männern zuwinkte, ihre Damen zu nehmen und ihm nachzufolgen. Der Weg führte durch mehrere Zimmer und dann über einen langen, sparsam erhellten Flur in den Speisesaal. — In dieser anmuthigen Dämmerung auf der mit Fliesen belegten Diele, wo man schon in der Ferne die freundlichen Lichter der Tafel glänzen sah, sprach Dahl zu der Hausfrau, welche an seinem Arm ging und leise zu beben schien:

Wie wunderbar doch, daß ich Sie nach zwanzig Jahren heute Abend wieder zu Tische führe, so wie in jenem gemüthlichen Badeorte, wie ich Ihnen so hoffnungsfroh zuerst meinen Arm reichte, und daß ich noch ganz derselbe bin, wiewohl alles um uns her so furchtbar anders geworden ist! —

Sie haben Recht, versetzte Ida, aber Ihr Wort ist doch zu kühn, besondere auf einer Dielenpromenade! das Leben ist oft zu ernst, um ausgesprochen zu werden. Lassen Sie uns vielmehr mit dem Fürsten Talleyrand die Worte zum Verhüllen der Gedanken gebrauchen! — Wie Sie befehlen, gnädige Frau, versetzte Dahl, und trat schon mit ihr in den erleuchteten Speisesaal, wo sofort die Gesellschaft sich zu Tische setzte und Ida ihn gütig an ihre Seite nöthigte, wenn Sie, wie sie sagte, mit dem niedrigen Platz vorlieb nehmen wollen.

Dahl erwiederte fein: Bei Ihnen sitzt man immer oben an.

Vielleicht Sie nur, sagte Ida, und erröthete hoch, als das naive Wort von ihren Lippen geflogen war.

Was redeten Sie beide auf dem Wege von dem Fürſten Talleyrand, fragte ein alter humoriſtiſcher Herr v. K., welcher mit ſeiner Dame dicht vor ihnen gegangen war, und in einer gewiſſen unumwundenen Gradheit ſeine Force ſuchte.

Ich ſagte, erwiederte die Hausfrau mit groſſer Ruhe, daß man vieles von ihm lernen könne, inſonderheit aber, die Gedanken anmuthig umhüllen und das breite Nackte vermeiden. —

Ein alter dicker Baron v. B., welcher einſt Diplomat geweſen war, aber nur kurze Karriere gemacht hatte und dann ſeine groſſen Güter bezogen, lachte, daß ihm der Bauch bebte, und rief: Mein Herr v. K. da haben Sie es aus dem holdeſten Munde, was Ihnen längſt gebührte! Ein goldner Spruch, welchen Sie in Erz graben und über Ihrer Stubenthüre aufhängen ſollten, um immer beim Ein- und Ausgehen ihn zu leſen. Das Leſen, rief K., welcher durch das einſtimmende Gelächter der Geſellſchaft etwas aus der Faſſung geſetzt war, das Leſen will ich Ihnen, Herr Baron, überlaſſen, mein iſt die That!

Ja, ja, rief der Dicke, welcher den Sieg hatte, die That, einen Haſen zu hetzen und einen Fuchs auszugraben, ganz eines Rittersmannes würdig! Und er lachte noch heftiger, daß ihm der Athem faſt verging.

Der freundliche Wirth nahm nun einlenkend das Wort und erzählte mehrere Anekdoten von dem Fürſten Talleyrand, welche ebenfalls ſehr belacht wurden und den Herrn v. K. gleichſam in Ueberwind ſtellten. — Zuletzt kömmt das Beſte, ſagte er: —

Man ſprach in England dem Fürſten zum Lobe mit Verwunderung aus, daß ſeine Erſcheinung ſo ganz dem Gerüchte widerſpreche, weil er durchaus wie ein ehrlicher Mann ausſehe.

Darauf erwiederte Talleyrand: Das macht allein die Seekrankheit, daran ich bei der Ueberfahrt ſo ſehr gelitten habe!

Der dicke Baron klatschte in die Hände und versicherte, daß er nie ein des großen Diplomaten würdigeres Wort gehört habe. Alsdann suchte er sehr scharfsinnig auseinanderzusetzen, daß die Politik durchaus nichts mit der Moral gemein haben könne und Verstellung eine Kardinal-Tugend des Diplomaten sei. — Wahrlich, sprach er mit selbstgefälligem Lächeln, alle Politik bekömmt die Seekrankheit und muß erbärmlich appelliren, wenn sie auf Treu und Glauben sich stützen soll. Eine heilige Alliance ist das Unsinnigste von der Welt und macht aller höheren Diplomatik, wie Ludwig der Vierzehnte sie einführte, den Garaus. — Seit die großen Herren sich selbst bürgerlich, häuslich besuchen und über das gemeinsame Wohl der Völker berathschlagen, als wäre es eine Gewissenssache, hat die wahre Staatskunst in Europa Bankerott gemacht! —

Ich dachte doch, erwiederte ein schlichter, aber wohlhabender Pachter, das alte Sprüchwort gilt noch für alle Welt: „Ehrlich währt am längsten." —

Der dicke Baron rief dagegen: Für uns kleinen Leute, Her E., für uns kleinen Leute! Aber die Minister und Ambassadeurs, welche für die Macht und den Glanz ihres Hofes Sorge tragen müssen, und in Auftrag großer Könige handeln, um einen prägnanten Moment zu benutzen und eine glückliche Constellation, die nicht wiederkehrt, zu bearbeiten, dürfen auf solche Kleinigkeiten nicht Rücksicht nehmen! —

Der Pachter sagte mit einem sehr gedämpften, aber etwas brummenden Tone: Wort halten ist doch keine Kleinigkeit und bei Treulosigkeit und Hinterlist kann auf die Länge auch kein Staat bestehen.

Da haben Sie wieder Recht, mein Herr E., lenkte der dicke Baron ein, denn er war sein Grenznachbar und hatte bei Saatzeiten und Erndte viele Gefälligkeiten von ihm empfangen. — Aber bedenken Sie, fuhr er fort, daß diese löblichen Grundsätze, eines Ehrenmannes so würdig, nur in der Politik

KGL. UNIVERS. LIPS.

für den ewigen Frieden gelten, davon unſre Staaten noch ſo weit entfernt ſind. Sie ſtehen vielmehr mit der Feder wie mit dem Schwert in einem fortwährenden Bataillíren und dem Feinde iſt, wie Sie wiſſen, jede Kriegsliſt erlaubt. Die ganze Diplomatik iſt nur ein verdeckter Krieg, und ſie hat ſo gut, wie die Schlachtordnung, ihre maskirten Batterien und Hinterhalte, Minen und Verhacke, darauf der Nachbarſtaat ſchon gefaßt ſich hält, und ſo fechten wir mit gar künſtlichen Worten, um Einer dem Andern einen Vortheil abzugewinnen, bis endlich wieder ein offner Krieg ausbricht, und das Recht mit Schwertern, Flinten und Kanonen entſchieden werden muß. Wer ſiegt, der iſt ehrlich gemacht. — So iſt Talleyrand daſſelbe im Kabinet, was ſein Kaiſer, Napoleon der Einzige, im Felde war, groß und unerreichbar. —

Ich gönne ihnen dieſe Größe, verſetzte der Bürgermeiſter des benachbarten Städtchens, und erreichen möchte ich ſie um alles in der Welt nicht! Denn was haben ſie davon, als Mühe und Plage, und am Ende den Fluch der Nachkommenſchaft. Ein ſtilles Regiment iſt das beſte Regiment, und ein Staat, von dem wenig geredet wird, befindet ſich immer am glücklichſten.

Ein Städtchen, wollen Sie ſagen, Herr Bürgermeiſter, rief lachend der dicke Baron, aber nicht ein Staat! — Von dem muß immer viel die Rede ſein, wenn er gedeihen ſoll, und ſeine Helden mit Schwert und Feder ſind Märtyrer der Menſchheit! —

Ein eignes Martertum, brummte der Bürgermeiſter in den Bart, viel unſchuldig Blut zu vergießen und viel fremdes Geld zu ſchneiden; ich glaube nicht, daß die erſten Märtyrer davon etwas gewußt haben! —

So wiſſen wir's, rief der Baron mit imponirender Stimme, und handeln in dem größeren Geiſte der Weltgeſchichte! —

Die Unterhaltung nahm nun eine andere Wendung, in-

dem der Wirth anhob, von seinen frühzeitigen Weintrauben zu erzählen, welche er in diesem Jahre mit besonderer Vorkehrung durch concentrirte Sonnenstrahlen in vorzüglicher Fülle gewonnen habe, wie man sie nicht besser im südlichen Deutschland ziehe.

Alle Gartenfreunde fühlten sich lebhaft angeregt, das Verfahren nachzuahmen und rühmten die großen Fortschritte der Zeitbildung. Dahl aber sprach zu der Dame des Hauses, welche über diesen ökonomischen Enthusiasmus gütig und fast unmerklich gelächelt hatte: Könnte man so auch in unsrem Norden die Sonnenstrahlen des Geistes concentriren, daß sie etwas wärmer auf den Lebensbaum schienen, so würde manche jetzt saure und herbe Frucht ganz anders schmecken. Das tiefe Eingraben hilft schon ein gut Theil und dann eine hohe Mauer nach Norden gezogen, damit die eisigen und verödenden Winde vom edlen Weinstock abgesperrt würden, das würde die besten Dienste thun. —

Ich denke auch, versetzte Ida lächelnd, doch thut es das nicht alleine. — Die guten Reben müßen auch sorgsam aufgebunden, fleißig beschnitten und von ihren üppigen Ausschößlingen befreit werden. Das Messer des Geistes, das Wort der Wahrheit, meine ich, thut dem Geist am wohlsten, nicht wahr, Sie haben es auch erfahren? —

Noch heute und wunderbar, erwiederte Dahl, denn die Wahrheit, welche aus der höheren Güte hervorbricht, zeitiget plötzlich meine herben Trauben.

Ida fragte ihn halbverlegen: Warum sagen Sie „höhere Güte?" Das Gute bleibt sich ja immer gleich, in welcher Gestalt es uns auch erscheinen möchte, und ich finde rathsam, nicht so viel auf die äußere Gestalt zu achten, damit das verborgne Leben in allen Formen uns um so reiner beglücke. Man redet so viel jetzt von höherer Wahrheit und höherer Güte; es giebt doch nur eine Wahrheit und eine Güte, al-

les andere verdient nicht die Ehrennamen. Ganz recht, verſetzte Dahl, ſo iſt es denn nur eine Güte, eine Wahrheit und eine Schönheit, die mein ganzes Leben erhellend durchdringt und der ich, wenn nicht Alles, doch das Höchſte und Beſte verdanke.

Sie vergeſſen die Lection auf der Diele, verſetzte Ida, von neuem erröthend, lernen Sie immer von Tallevrand!

Dieſes Geſpräch führten ſie mit einander, eine liebliche Epiſode in der lauten vom Weine erhitzten Geſellſchaft, indem niemand ſonſt darauf hören konnte. Die Worte floſſen ſo leicht und leiſe von ihren Lippen, als wären es die gleichgültigſten Dinge, während die Hausfrau ihren Dienern abwechſelnd winkte, um die Kuchen und Aepfel umher zu reichen.

Sehn Sie, ſagte ſie zu dem verſtummten Freunde, ſo muß man ſich durchs Leben helfen. Wenn die Kuchen und Früchte kommen, gehts zu Ende und man iſt überſatt.

Bald auch rückte ſie mit dem Stuhle und die Geſellſchaft erhob ſich von der Tafel. Ein jeder Herr nahm wieder ſeine Beiſitzerin und führte ſie auf dem erſten Wege in das Wohnzimmer zurück. Diesmal aber waren Dahl und Ida die Letzten des Zugs, da ſie der Wirthſchaftsmamſell noch etwas Nothwendiges zu ſagen gehabt.

Verzeihen Sie, ſprach ſie, indem ſie ihm den Arm reichte. Es ließ ſich nicht aufſchieben.

Sie gingen wieder über den langen dämmernden Flur und waren nun ganz allein, da das letzte Paar vor ihnen ſchon in die hell erleuchteten Zimmer trat.

Wie kurz iſt doch das Leben! ſprach er zu ihr mit Wehmuth, wie dieſer ſchattige Gang — und in dieſer Kürze wird uns noch der Mund zu feſt verſchloſſen, um ewige Worte zu reden, weil neidiſche Merker an allen Orten ſtehn und das Kleinod zertreten möchten.

Reden Sie immer, sagte sie weich, wäre es auch nur ein solches Wort!

Ja, versetzte er schnell, nur ein Wort auf diesem kurzen Wege: Dein, ewig Dein, über alle Welten und Schicksale Dein! —

O Gott, stammelte sie und bebte tief zusammen, ich kann es nicht, ich darf es nicht erwiedern! Sie schwankte an seinem Arme, eine Thräne stand in ihren Augen, und so trat sie mit ihm in den Gesellschaftssaal ein.

Aber wie erstaunten sie, als alle hier angstvoll durch einander liefen und nach dem einen Fenster schauten, wo der Laden nicht geschlossen war. — Noch ehe sie erfahren konnte, was es gebe, trat der Hausherr auf sie zu und sprach: Ida, fasse Dich, es trifft uns ein Unglück, das Gesindehaus und die große Scheune stehen in Brand, laß uns besonnen bleiben — wir wollen Gott danken, wenn nur das Wohnhaus und die andern Gebäude gerettet werden.

Ida reichte ruhig ihrem Manne die Hand, und der Wirthschaftsführer trat eiligst herein, indem er berichtete, daß die große Feuerspritze die besten Wirkungen thue, auch die Leute mit den kleineren Handspritzen in der regsten Thätigkeit wären und noch zu hoffen stehe, daß beide Gebäude, wenn gleich stark beschädigt, erhalten würden. Der Herr gab ihm leise Befehle und so eilte er wieder hinaus. —

Die Männer der Gesellschaft hingen ihre Mäntel um und eilten auf den Hofplatz, mit ihnen Dahl und Olander, indem sie den Hausherrn theilnehmend und rathgebend umringten. Dieser aber bewies nun weniger Fassung als am Anfange, denn so ruhig er im Zimmer gewesen war, so heftig lief er jetzt zwischen den brennenden Gebäuden umher, schrie nach Hülfe, wo sie nicht Noth war, verwirrte die Löschmannschaft durch seine Befehle, und klagte dann wieder über den ungeheuren Verlust des ganzen Waizeneinschnitts, welcher die brennende Scheune

erfülle. Dahl und Olander traten endlich zu ihm und baten um die Erlaubniß, die Feueranſtalten leiten und der Löſchmannſchaft gebieten zu dürfen, indem ſie mit Beſcheidenheit erwähnten, daß ſie öfter ſchon im obern Schweden, wo durch die hölzernen Häuſer die Brände ſo häufig ſind, dieſes Geſchäft mit Glück verwaltet hätten. — Er vertraute ihrer ruhigen Klarheit, und gebot ſeinem Wirthſchafter wie den Hofknechten ihnen Gehorſam zu leiſten. Dahl beſtieg ſofort die brennende Scheune und leitete von oben den großen Lederſchlauch in die hellſten Flammen, während Olander die kleineren Spritzen und Feuereimer für die brennenden Sparren des Geſindehauſes zur zweckmäßigſten Anwendung brachte. —

Die Löſchmänner erkannten bald den Geiſt der Ordnung und Ueberſicht und gehorchten freudig ihren verſtändigen Befehlen, beſonders als ſie ſahen, wie ſie ſelbſt die Gefahr nicht ſcheueten. — Die Scheune hatte nur durch das Geſindehaus, wo das Feuer ausgebrochen war, einige Funken gefangen, welche das obere Dach und die Firſte derſelben entzündeten, doch war die Flamme noch nicht in das Getreide gedrungen. — So ward nach einer Stunde Arbeit dieſes wichtige Gebäude gerettet, indem auch das Geſindehaus, wo auf Olanders Befehl der brennende Dachſtuhl niedergeriſſen werden mußte, glücklich nach einigen Stunden gelöſcht wurde. —

Der Hausherr ſprach ſeine Freude und Dankbarkeit aufs lebhafteſte aus, indem er alle Löſchmänner des Hofes und aus der nahen Stadt bewirthen ließ und dann einen Jeden noch mit einem Stück Geld belohnte. — Zuletzt aber trat er zu Dahl und Olander, ſchüttelte ihnen wacker die Hände und bat ſie um ihre fernere Freundſchaft, indem er ſie ſeine Schutzengel in der Noth nannte.

Nachdem nun Feuerwachen ausgeſtellt waren, verließ er ſehr beruhiget mit ſeinen Begleitern den rauchenden Hofplatz und begab ſich wieder mit ihnen in den Geſellſchaftsſaal zurück,

wo er nochmals allen Damen unsre Reisenden als seine Retter vorstellte. —

Olander machte daraus einen Scherz und sagte: Wir wollten uns nur in diesem edlen Hause das Nachtquartier verdienen. — Dahl dagegen bemerkte ernster, daß jenes Wagenrad im tiefen Wege wohl nicht umsonst gebrochen sei. — Ida war dabei nicht zugegen, denn sie hatte den Dienstleuten, welche zum Theil auf dem brennenden Boden des Gesindehauses ihre Koffer und Kleidungsstücke verloren, Ersatz für ihren Schaden verheißen und Trost gesprochen, wie Jeder es bedurfte.

Da schon Mitternacht vorüber war und der Mond eben aufging, so eilten die Gäste aus der Stadt und Umgegend nach Hause, indem sie mit den besten Wünschen schieden, daß die angstvolle Begebenheit nicht dem Hausherrn und seiner Gattin an ihrer Gesundheit schaden möchte.

Unsre Freunde dagegen wurden bald von einem Diener, nachdem der Wirth ihnen noch mit herzlichem Händedruck eine gute Nacht gewünscht hatte, in ihr wohlbereitetes Schlafzimmer geführt. — Die Hausfrau aber sahen sie den Abend nicht mehr, indem sie sich entschuldigen ließ, weil sie sich unpaß fühle, wie ihre Gesellschafterin mit besonderer Freundlichkeit ihnen berichtete. Wie seltsam war es unsrem Dahl zu Muthe, als er mit Olander in weichen Betten und wohlerwärmtem Zimmer unter ihrem Dache ruhte, ohne sie weiter gesprochen zu haben. — Auf dem feurigen Gebälk, alle Gefahr verachtend, hatte er sich von ihr einen zarten Dank geträumt; wenigstens, hoffte er, würde ihr Blick ihm sagen: Ich weiß, wie Du es für mich vollbracht und so muthig vollbracht hast! — Auch Olander sprach darüber seine Verwunderung aus, welcher übrigens ihre einnehmende Persönlichkeit nicht genug preisen konnte, und dem Freunde Glück wünschte, daß er sie noch einmal in seinem Leben wieder gesehen habe. — Nicht lange aber ward dieses Gespräch von ihnen fortgesetzt, da sie durch die Anstren-

gungen des Löschens sehr erschöpft waren und der Schlaf sie schnell in seine erquickenden Arme schloß.

Dahl erwachte gestärkt, als der Morgen schon dämmerte, und warf sich schnell in die Kleider, indem er auch Olander weckte; während dieser sich ankleidete und dann ihre Reisesachen ins Felleisen packte, wobei der Bediente ihm behülflich war, eilte Dahl hinunter, um sich nach dem Fuhrmann umzusehen, da sie noch eine weite Tagereise zu machen hatten. Dieser kam ihm schon auf dem einsamen noch dampfenden Hofe mit dem ausgebesserten Wagen entgegen, indem er fröhlich berichtete, wie der Schreiber im Auftrag des Herren ihm ein neues Rad geschenkt und mit den Knechten seinen Wagen in Ordnung gebracht habe, so daß sie abfahren könnten, wenn es den Herren beliebte; nur wolle er noch ein wenig frühstücken. —

Dahl hörte ihn kaum zu Ende und bestimmte nach einer Stunde die Abreise. —

Dann eilte er in den stillen großen Garten, von dem am vorigen Abend so viel die Rede gewesen war und wo ihr Fuß so oft gewandelt hatte. — Einzelne Sterne blinkten noch durch die nackten winterlichen Zweige der hohen Ulmen und Espen, welche die Gartenmauer umgaben. — Er ging auf den breiten Kiessteigen durch gelichtete Gebüsche neben veredeten Blumenbeeten, und dann am Treibhause vorüber, wo er goldne Orangen aus ihren grünen Zweigen durch hohe Bogenfenster prangen sah. — Dann wandte er sich rechts an die tiefen Mauern der vielbesprochenen Spaliere hin, wo es ihm wie eine wärmere Luftschicht entgegen trat, und so eilte er endlich wieder links durch die große Lindenallee auf den Gartensaal zu. —

Schon tauchte das Morgenroth auf, und die Venus blitzte im lieblichen Tagesanbruch gar tröstlich wie ein Hoffnungsgestirn. Als er nun sich noch einmal umsah, wo die Wege sich

trennten, die aus dem Park in den Gartensaal führten, erblickte er, wie im Traum, eine schlanke weibliche Gestalt, welche von dem Gewächshause zu kommen schien und ein Körbchen mit Orangen am Arm trug. — Im stahlblauen Nachthimmel glänzte ihr weißes Morgenkleid, die edlen Glieder bewegten sich mit ernster Anmuth, sie näherte sich langsam — er konnte nicht mehr irren, denn schon erkannte er den stillen schwermüthigen Blick und alle die Züge des holden Angesichts — es war die heißgeliebte, die herrliche Frau dieses Hauses. — Er ging ihr ehrerbietig einige Schritte entgegen und bot ihr einen Guten Morgen. — Sie reichte ihm traulich die Hand und sprach mit erhelltem Auge, wie aus glücklicher Vergangenheit ihn anblickend: So soll ich Sie denn in unsrem Garten wiedersehen, da Sie gestern Abend mir im löblichen Werke so verschwanden — wohl mir, daß ich Ihnen in dieser morgendlichen Stille noch meinen Dank aussprechen kann. Sie haben meinem Manne einen großen Dienst gethan und mir in ihm. Ich weiß wohl, wie gerne Sie es thaten, und als Sie so freudig-thätig auf dem brennenden Gebäude standen, ich sah es aus dem Gartenfenster, so ward das Alte mir wieder neu! —

Ja, so ist es, sagte er, indem er ihre Hand, welche er noch immer hielt, zu seinen Lippen führte und mit Inbrunst küßte, Sie müssen mich wieder annehmen, wie vor Alters, wenn ich auch weiter keinen Theil an Ihnen haben soll! Bin ich doch einmal an Sie verfallen, wie ein verjährtes Kapital, oder wie der Ring, welchen Sie morgens an den Finger stecken und Abends wieder abziehen! Lassen Sie mich den Glauben zum Troste mitnehmen, daß eine Stelle in Ihrem schönen Herzen für den Freund offen bleibe bis ans Ende! —

Sie weinte und ließ ihm ihre Hand. — Nehmen Sie ihn mit, sagte sie, denn es ist die Wahrheit! In der letzten Stunde werde ich noch Ihrer gedenken, wie heute! — Doch nun treten Sie ins frische und arbeitsvolle Leben; lassen Sie

für viele Ihr Geiſtespfund wuchern und ſchließen Sie mich in Ihr ſtilles Morgengebet immer mit ein! —

Das gelobe ich Ihnen, ſprach er, und führte noch einmal ihre Hand inbrünſtig zu ſeinen Lippen. — Wie glücklich bin ich, daß meine Spur bei Ihnen nicht verlöſchen ſoll. — Darf ich einmal an Sie ſchreiben? —

Unter Einſchluß an meinen Mann, ſagte ſie, thun Sie das. — Es wird mich ſtärken auf dem Wege — und reden Sie mir dann von unſrer großen gemeinſamen Hoffnung.

Die Glasthüren des Gartenſaals öffneten ſich in dieſem Augenblicke, und der Hausherr mit Olander traten zu ihnen in den Garten.

Da treffe ich Sie ja endlich, ſprach heiter ihr Gemahl, indem er ihm die Hand ſchüttelte, es iſt gut, daß meine Frau Sie unterhalten hat, denn alte Liebe roſtet nicht; auch denke ich, es iſt nicht das letzte Mal, daß wir Sie mit dem Freunde bei uns ſehen, da wir eine ſo gute Bekanntſchaft geſtern Abend gemacht haben. Schreiben Sie uns öfter, es wird uns lieb ſein, beſonders aber meiner Frau, die mir viel Ehrenwerthes von Ihnen erzählt hat. —

Dahl verſetzte: Ich habe mir ſchon die Erlaubniß bei Ihrer Gemahlin erbeten, wenn Sie es mir verſtatten wollen, und werde es ſtets an Sie einſchließen.

Ich bitte Sie darum, ſagte er, auch ohne Einſchluß, denn ſie bedarf eines Lebensbrod's, das nicht auf meinen Feldern wächſt. — Mit dieſen Worten führte der Hausherr Alle ſchnell in den Saal, wo der Kaffee ſchon bereit ſtand und von der lieben Frau ihnen ſervirt wurde. Wie war es dem alten Freunde ſo labend aus ihrer Hand!

Der Fuhrmann hatte unterdeſſen angeſpannt, da die beſtimmte Stunde längſt verlaufen war und klatſchte wiederholt mit der Peitſche. —

Nehmen Sie, ſagte Ida, indem ſie ſich zu Dahl und Olan-

der wandte, nehmen Sie das Körbchen mit den süßen Orangen, welche ich früh schon für Sie pflückte, zur Erquickung auf die Reise und gedenken Sie unser. — Sie überreichte dem Dahl das zierliche Körbchen und lächelte sanft dazu. —

Aus dem Hesperidengarten, sagte er, indem er das Körbchen aus ihrer Hand nahm und sich verneigte. Diese goldnen Aepfel sollen uns in herber Wirklichkeit die ewige Jugend bewahren!

Wenn auch das nicht, versetzte sie leicht, so mag es Sie doch an unsren Garten erinnern und für ein Stündchen erquicken.

Olander, welcher nachsehen wollte, ob alles Gepäck auch richtig auf den Wagen gekommen sei, eilte schnell hinaus und der gefällige Wirth folgte ihm nach. —

So sehe ich Sie unverhofft noch einmal alleine, sprach Dahl. — O Ida, lassen Sie unsre schöne Liebe niemals veralten! Sie bleibe Ihnen immer frisch, wie jene goldne Frucht, von Ihrer Hand uns gebrochen, denn sie bleibt mitten im bittern Tode und im Graus der Verwesung unser geistlicher Leib, voll ewiger Jugend. Lassen Sie uns bitten, daß keine Klugheit dieser Welt sie uns rauben möge. Sie näherte sich ihm — ihre Augen schwammen in Thränen, Worte hatte sie nicht. —

Er streckte die Arme nach ihr aus, und wie durch einen Zauber, unwillkührlich und unbegreiflich, sank sie an seine Brust und sprach: „Ich glaube." — Er umschlang sie mit seinen seinen Armen und küßte sie feurig. — Aber sie trat plötzlich starr und wie entfremdet zurück — und mit einem unaussprechlichen Blicke zermalmender Liebe rief sie: „Fliehe, denn das Ewige schickt sich nicht für die Zeit — ich weiß es nun, es zerreißet alle Erdenbande!" —

Sie eilte, wie mit einem unendlichen Abscheu gegen sich selbst, heftig in das Nebenzimmer, aber rief ihm leise von dort noch zu; ihre Stimme dünkte ihm schluchzend und fast wim-

mernd: „Sieh' mich nicht wieder, aber ſchreib mir, wie aus einer andren Welt!" —

Dahl war aufs tiefſte erſchüttert und im Innerſten durch dieſe unerwartete Umwandlung zerriſſen. — Er hörte ſie noch ſchluchzen wie ein kleines Kind, aber er wagte nicht mehr zu ihr hinein zu gehen. — Er ſchloß leiſe die Thüre und eilte ſtill zu Olander hinaus, der mit dem Wirthe am Wagen ſtand und das neue Rad beſah. — Er umarmte ſtumm den gütigen Hausherrn, der ihn feſt an ſich ſchloß und ſeine Stimmung zu ahnen ſchien. Dahl hüllte ſchnell ſeinen Mantel vors Angeſicht, um die hervorbrechenden Thränen zu verdecken, nahm das Körbchen mit Limonien in ſeine Hand, beſtieg den Wagen und wartete ſtill auf ſeinem Sitze, bis Olander Abſchied genommen hatte und ſich an ſeine Seite ſetzte. — Der Fuhrmann trieb munter die Pferde an und rühmte ausnehmend das neue Wagenrad, welches viel beſſer als das alte laufe.

Ja hinweg, ſagte Dahl, wie im Scherze mit unterdrücktem Weh. — Olander verſtand ihn und reichte ihm unter dem Mantel die warme Freundeshand. —

Wieder fuhren ſie in dem faſt grundloſen Landwege, doch bog der Fuhrmann klüglich vor jener Senkung aus, wo geſtern Abend der Wagen gebrochen war. — Die Sonne ging eben heiter über ein ſchwarzes Ackerfeld auf und Dahl ſprach zu Olander leiſe und mit faſt bittrer Ironie: Wer ſchenkte mir nun ein neues Wagenrad? „das Ewige," ſagte ſie ſo, „ſchicket ſich nicht für die Zeit!" —

Olander umfaßte ſeine Schulter und küßte ihn mit Wehmuth. Auf alle Fälle, ſprach er, nimm das Nothrad der Freundſchaft, möchte es Dir genügen! —

Briefe

von

Wilhelm Friedrich Meyern,

Verfaſſer der Dya Na-Sore.

(Aus ſeinem Nachlaß.)

1.

Den 2. Jänner 1805.

Mein alter Stolz iſt wieder erwacht. Ich ſchäme mich meiner ſelbſt. Ich möchte einem thätigern Kreiſe näher treten, und in den allgemeinen Bedrängniſſen Deutſchlands mit untergehen oder ſiegen helfen. Unter dieſem oft bis in meine Träume wirkenden Wogen des Gemüthes, gehen alle Erinnerungen ſo wild und ſtürmend an mir vorüber, daß wenn auch kein Tag ohne Ihr Andenken vergeht, doch nie das Bild ſich zum Entſchluß geſtaltet. Matthei erzählte mir, daß, er Sie geſehen, daß Sie von mir ſprachen, wie Sie an mich ſchreiben, mit all dem unveränderlich ſchönen Sinne, der Sie vor Tauſenden characteriſiret. Ich fing an zu ſchreiben, aber der Anfang ward beiſeite gelegt, die Zeit ging vorüber, die Stunde der Ruhe, der hellen feſten Beſonnenheit floh mich. Was könnte ich Ihnen ſchreiben? Mich, mein Inneres, — das Fliehen und Strömen ungebildeter Entwürfe? Welch einfeind

licher Geiſt für Sie mußte Sie gerade an ein Weſen meiner Art hinziehen, bei dem alles, was ein ſchönes, ſtilles Gemüth begehrt, ſo ſelten zu finden iſt. Nie möchte ich, daß Sie anders würden, am Ende meiner Zukunft ſtehen Sie als ein leuchtend Bild der Hoffnung. Aber mehr für Sie, als für mich beſorgt, möchte ich Ihrer Tage heitrer Troſt, nicht die trübe Geſtalt ſein, die Sie verfolgt, ohne Sie zu beruhigen, die immer fliehend und nie erreicht in Träume und Wirklichkeit Sie fortzieht.

2.

Wien, den 4. Februar 1815.

Uebermorgen gehe ich von hier nach Vicenza. Ich bezahle damit die Schuld eines alten Verſprechens. Aber Verſprechen weniger als innere Nothwendigkeit treiben mich. Es muß ein Riß geſchehen. Luft, Klima, Lebensart, Verhältniſſe, alles zieht mich hier auf dunklen Wegen zum Unvermögen meiner ſelbſt. Und mehr als je brauch' ich jetzt die freie Kraft meiner Seele, die ganze Stärke meines Gemüthes. Es iſt möglich, daß der Eintritt in eine höhere Bahn, auf der ich mein verſäumtes Leben noch gut machen kann, mir offen wird. Es iſt möglich, daß alte Träume wahr, daß Ehre noch mein Begleiter, eine wohlthätige Macht für das Beſſere noch mein Loos werde. Es iſt nöthig, daß all die Verwirrungen der Gegenwart zerriſſen werden, damit ich hell und feſt vor einer großen Sache ſtehe. Es iſt nahe daran, daß ich zu meinem alten Stand zurückkehrend in einem entfernten Erdtheile das Schwert für eine Sache führe, an die der Glaube, die Möglichkeit, die alten lange geehrten Götter meines Innern mich ziehen.

Vielleicht aber und wahrſcheinlich geſchieht nichts, und ich habe die Unruhen der Erwartung umſonſt. Vielleicht — wenn es geſchieht, falle ich als ein unnützes Opfer meiner

Wünſche, die Werkzeug Anderer, im Mißbrauch der beſten Abſicht für einen Zweck, den Andere aufſtellen.

Es ſei: Ich bin gefaßt auf alles und will. Ich weiß, wie wenig auf Menſchen und ihren feſten, höhern Sinn zu rechnen, und will. Mir iſt das Leben unerträglich, die Völker, Zeiten, Ereigniſſe des Tages, ein bittrer Kelch unleidlicher Empfindung. Aufgelöſt iſt beinahe alles, was den Menſchen an das Größere ziehen kann. Und ſelbſt da, wo wenigſtens ein ſchönerer Wahn zu herrſchen ſcheint, auf dem Schlachtfelde, ſtirbt jeder nur für einen kleinlichen Zweck.

Es iſt Zeit, den Beſſern noch irgendwo eine Freiſtätte vorzubereiten, ehe Deutſchland verſchwindet, und die, denen träge Selbſtverblendung Ruhe dünkt, und Unterwürfigkeit ein Opfer, das man der Ruhe bringt — ein Raub derer werden, denen Macht gegeben iſt zum Raub.

Meine Seele iſt hinweggezogen in dieſen Gegenſtänden. Ich kann nicht mehr an den Einzelnen mit Behaglichkeit denken. Dieſe trübe Spannung iſt der Grund, warum ich ſeit Monaten ſo karg im Schreiben, ſo ſtumm war. Es iſt nicht Ungleichheit der Geſinnungen, *nicht* Abſterben der Erinnerungen *oder* Mattheit der langen Entfernung; *ſondern* Verwicklung *einer dunklen Phantaſie in das immer* Ungewiſſe: *dieſes Fremdewerden ſeines Selbſt durch einen ſtets auf das Entfernte gerichteten Blick. Gleichgültig gegen mich ſelbſt, und einem weiten Ziele angehörig; gegen alles, was andere zu ihrer Freude fordern, in dieſer allgemeinen Trauer der Zeit verhärtet, vergehen in wildem Streben meine Tage, mir ſelbſt und andern ohne Gut.*

Ich wiederhole noch einmal: welcher ſchwarze Dämon hat mich Ihnen wichtiger gemacht, als ich irgend jemand ſein ſollte! Unſtät, unbeſtimmt iſt mein Daſein. Niemand kann es nützen, niemand ſoll mir näher treten; allein ſollte ich bleiben, denn alle, die ſich mir befreunden, werden hinweggeriſſen in

den dunklen bestimmungslosen Strom, auf dem ich fortgetragen werde.

Schönes, freundliches Wesen mit Deiner sanften, hoffenden Seele, was kann ich Dir werden? Ein Gespenst in ewiger Ferne. Ich gehöre der Welt und dem finstern Gange der Dinge, vergeblichen Zwecken, den Zerrüttungen eines frühe verletzten Geistes, dem Unerreichbaren und einem ruhmlosen Ende. Im Stolz meiner Seele, im kühnen Traum einer schönen Welt, im Mißverstande derer, die mich umgaben, ging ich unter.

3.

Vicenza, den 31. März 1800.

Hierher bin ich gegangen aus Ueberdruß eines mißrathenen Versuchs, fremdes Schicksal zum Bessern zu führen, aus freundschaftlicher Ueberredung, aus Hoffnung eines bessern Klimas und einer weitern Reise nach Rom und Neapel und Dalmatien. Was ich erreicht habe? abermal wenig. Die, für die ich selbst mein Leben hingegeben hätte, die mich mit Thränen entließen, scheinen mich schon vergessen zu haben. Seit ich von Wien weg bin, höre ich keine Silbe; mein Leben hier ist öde, denn aus der Spannung einer gewaltsamen Thätigkeit sehe ich nun plötzlich auf dem todten Meere einer lautlosen Stille. Freundschaftliche Ueberredung ist oft nur ein augenblicklicher Bedarf. Die Hoffnung des Klimas hat mich betrogen; am letzten März hatten wir blühende Bäume, Eis in der Nacht und Feuer im Ofen. Die Reise nach Rom ist — ein Künftiges, abhängig von Zufällen und Ungewißheiten der physischen und politischen Welt. Mit meinen Neigungen im Kampfe steht was mich umgibt, dieses Volk, die Zeit, mein eigner lebensmüder Geist, der seine schönsten Erwartungen zerstäuben sieht, dem nichts Nahes genügt, nichts Fernes gelingt, dem eine große Möglichkeit die Hand bietet, und die Unschlüs-

ſigkeit der Menſchen, von denen ſie abhängt, den Eingang verſchließt. In einem entfernten Welttheile hätte mein Daſeyn in das Schickſal von Tauſenden mit eingegriffen, viel trefflichen Menſchen eine ſchönere Bahn ſich eröffnet: aber es wird nicht gelingen, das Kleine beherrſcht die Welt und in unnützen Wagſtücken wird die Kraft der Zeiten verſplittert.

Niemand, niemand in meinem Leben hat noch lange mich ertragen, alle haben mich verlaſſen: ich kann mich keines Freundes meiner Jugend rühmen. Es muß alſo etwas Unheimliches, Bindungsloſes, Abſtrebendes in meinem Weſen liegen, etwas, an das Niemand mit dauernder Luſt ſich knüpfen mag. Auch iſt es wirklich eine Art Vorſatz in mir geworden, keines Menſchen Gemüth an mich zu ziehen, fremd unter ewig Fremden mir und andern in keiner Täuſchung ſchwer zu fallen. Doch mich ſelbſt habe ich nicht immer bewahrt. Oft habe ich meinem Hange gefolgt und mit Schmerzen zerriſſen, oder einſeitig verborgen, was ich nie zur Laſt des andern machen wollte. Meine Reiſen gehören zu meinen Inconſequenzen; denn wenn ich mich recht verſtehe, ſo gehöre ich ſehr bald jedem Orte, wo ich mich aufhalte, durch irgend etwas an. Der Geiſt des Bonvivants, der ſich überall beluſtigt und im Auf- und Abtreiben des alltäglichen Wechſels ſich munter bewegt, dieſer eigentliche Reiſegeiſt fehlt mir ganz. Recht deutſch und tragiſch trage ich überall die Laſt des unbegriffenen Lebens; unfähig ein Land von ſeiner komiſchen Seite zu genießen, zähle ich nur die Gebrechen, unter denen es leidet, die Götter, die es verkannt, das Aemſelige der menſchlichen Bettelhaftigkeit im Unglück oder Glück. Nicht einmal zum Erzählen tauge ich nachher: denn gerade, was die meiſten amüſirt und intereſſirt, habe ich weder bemerkt noch geſehen.

Zu was bin ich denn gut? Schmeichelt mir nicht, ihr, die ihr beſſer von mir denkt. Mein Gutes iſt doch nur das Gute einer geſchwächten Natur. In nichts greife ich

ein: denn in einem öden Leben habe ich die Kraft der Wünsche und jene glückliche Eitelkeit verloren, die sich selbst noch etwas gilt. „Ein unnütz Leben ist ein früher Tod" sagt Iphigenie. Genau betrachtet möchte wohl der Meisten Leben unnütz sein: aber sie behaupten doch die Kunst, sich selbst wichtig zu scheinen, und wer ein Hausthor neu anstreichen läßt, hat ein Werk unternommen. Diese bürgerliche Geschäftigkeit, diese ambition du metier, die den Schuster, der die besten Schuhe macht, sich selbst zum großen Mann erhebt, ist ein sehr glückliches Erbtheil der Menschheit, Kitt in den Fugen der Dinge, die man Staat nennt.

Wie sehr wünsche ich einmal wieder einige Worte von Ihnen zu lesen! Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie so selten schreiben, in diesem Augenblick am wenigsten. Ich gehe jetzt mit in's Lager an der Piave, auf allen Fall mein altes Handwerk in mir aufzufrischen; was ich mir wünsche, kann ich nur dadurch erreichen. Ob ichs erreiche, darf mich nicht abhalten. Wer erreicht denn eigentlich was er sucht? Eigennützige Wünsche, Wünsche der List und der Gewinnsucht ausgenommen, denn diese gelingen überall, wo eigene Schlechtheit auf fremde Dummheit trifft.

Ich möchte Ihnen einmal einen recht heitern, angenehmen Brief schreiben. Aber ich weiß nicht, warum bei jenen, deren Andenken mir eigentlich die größte Freudigkeit geben sollte, mein Geist immer in die ernstesten Ansichten verfällt. Je gleichgültiger mir ein Mensch, je fröhlicher bin ich mit ihm. Aber was aus tieferer Seele kömmt, berührt sich nur mit tiefern, und dem Ernste gehört jede schönere Neigung an.

Sehr eintönig lebe ich hier, auf einem Dorfe unter Italienern, die für mich Nichtdinge sind, unter einigen Offiziers, mit denen ich nur eine Strecke Weges weit gehen kann, selten in der Stadt, wo ich Niemand kenne, Niemand zu kennen verlange, einige Säulen Palladios, einige Häuser anstarre,

und zuweilen eine italieniſche Komödie voll Ungezogenheit im Knoblauchgeruch des Parterres. Nur geſtern habe ich hier über ſteile, kahle Hügel hinweg einen Weg gefunden, der unter trefflichen Ausſichten auf die letzten Reihen der ſchneebedeckten Tirolerberge mich immer wilder und einſamer fortführte. Heute iſt's wieder kalt, und mein Zimmer bleibt meine Welt. Dieſe Treuloſigkeit der Jahrszeit, die das Schönſte verſpricht und das Peinigende gibt, iſt mein größtes Uebel: denn wo uns Menſchen und alles Geſellige fehlen, kann nur ein milder Himmel uns mit uns ſelbſt in ſtille Ruhe bringen.

Geben Sie mir immer ſo bald als möglich Nachricht von ſich; denn gefällts mir hier nicht, oder geſchieht das Größere, was ich wünſche, ſo gehe ich aus Laune oder Beſtimmung plötzlich nach Deutſchland zurück, und welchen Weg ſonſt als den durch die Schweiz nach K . . . . wenn ich gewiß bin, Sie zu treffen. Bald beginnt das vierte Jahr unſerer Trennung. Tief ſtehe ich unter der Zeit, da Sie mich kennen lernten. Ich bin finſtrer geworden und minder raſch zu Traum und Entwurf. Nicht ärmer aber ſchlaffer in Erwartungen; noch willig allem Guten die Hand zu bieten, aber läſſiger in eigner Dichtung. Ich gefalle mir nicht. Es iſt zum Theil meine Schuld: aber ich habe den Trieb, den raſchen Sinn nicht, gegen mich ſelbſt zu arbeiten. Wünſchen Sie noch mich zu ſehen? Matthei hat mir eine ſehr freundliche Beſchreibung von Ihnen gegeben. Der alte Mann ward warm, als er von Ihnen ſprach. Er iſt eins der ehrlichen Gemüther, an deren beſchränktem und beſchloſſenem Kreiſe alle Unart ihrer Zeiten abgleitet, die wie Kinder die Welt durchfahren, und in fröhlicher Neugierde ſammeln und ſcheiden und die bunten Kieſel in Ordnung legen, ohne dadurch geiziger zu werden oder minder, oder ſtolzer.

Sein Urtheil gilt erſtaunlich viel bei mir.

4.

Fossa longa bei Treviſo. Oſterabend.

Soll alles für mich endigen, ſoll auch nicht einmal das Andenken der Wenigen mir bleiben, die in freundlich ſchönem Sinne mir unveränderlich ſchienen? Antwort! Antwort! Es kehrt die beſſere Zeit zurück. Der Frühling macht mir alles Schöne wieder neu. In ſtiller Erinnerung ſchwebt auf Sonnenlichte der Geiſt zu allem Vergangenen zurück. Hinter mir ſtehen in heller Luft die weißen Alpen, deren andere Seite Ihnen eben ſo erſcheint. Ich muß hier erwarten, was mir beſchieden iſt. Iſt's einmal und weiß ich, was geſchieht, ſind's 6 Tagereiſen nur zu Ihnen, und ein ſchönerer Frühling iſt mir dort bereitet. Nur ein beſſer Klima und keine Gegend wäre Deutſchland zu vergleichen. Aber unſre Reiſenden, wenn ſie über die Alpen kommen, täuſchen uns mit ihren welſchen Paradieſen. Wahrhaftig dieſe kahlen, abgeſchlemmten Hügel, dieſe Berge ohne Wald, dieſe alte Verödung aller Höhen, dieſe mit knorrichten Alleen eintönig überpflanzten Felder, dieſes arme, überzählige, ſchmutzig lumpenhafte Volk, ſind nicht eines unſerer Wälder und wieſengrünen Thäler werth. Geſellſchaft mag ich hier gar nicht, mir iſt wohl in meiner Einſamkeit. Leer und nichtig iſt das müßige Kaffeehausleben hier. Schöne, ſchöne Abende, wann kommt ihr wieder!

5.

Foſſa longa, den 18. April 1805.

Als ich heute Ihren Brief empfing, ſchritt ich einſam unter 30 Offiziere laut bei Punſch und Spiele auf und ab, die Ehren des Hauſes mitmachend. Während ich dieſes um drei und vier des Morgens ſchreibe, tönt aus dem Saale l'as qui perd, Roi qui gagne mir herein — des Geldes Rollen — die Pferde werden vorgeführt — die Geſellſchaft

nimmt lauten Abſchied — der Morgenhahn krähet. Einen ſonderbaren freundlich ernſten Eindruck hat dieſe Stimme auf mich, aus ferner Jugend der Ruf zu jenen kleinen frohen Reiſen, die ich machen durfte, der Nächte, die ich fröhlich im Leſen und heitern Denken verwachte. So iſt auch Gukguk und Wachtel ein wahrer Feſtgeſang der Natur für mich. Ich ward einmal ſehr verlacht, da ich offenherzig das Bekenntniß machte, daß beide mich mehr als die Nachtigall anſprechen. Wird denn nicht alles bedeutend, wenn die ſchönen, fernen Laute geliebter Tage darin herüberklingen? Niemand wollte mir's gelten laſſen. Der Tonlauf ſollte ein durch ſich geltendes ſein, nicht erſt durch Bild und Rückkehr und innere Verknüpfung. Ich hieß ein muſikaliſcher Heide. Niemand wußte, welche Menſchen, welche Erinnerungen entſcheidender Stunden mir an dieſen Tönen hingen. Warum will denn Niemand dem andern das, was er iſt, und worin er mit feſten unvergänglichen Zeichen die Geſchichte ſeines Lebens in ſich trägt, zugeſtehen? Weil die wenigſten eine Erinnerung retteten, und ein Dauerndes in ſich mit reiner Phantaſie geſtalten.

Ein wenig Heide in Etwas iſt doch jeder, ich z. B. in der Muſik, wie die meiſten Sänger mir Schuld geben; in andern Dingen andere. Dafür weiß ich aber, was eine Blume gilt und verſtehe, was ihr Daſein ſagt. Zwei Blumengläſer ſtehen an meinem Bette. Ich kann nicht ausdrücken, wie freundlich zwiſchen beiden ich mir ſelbſt erſcheine. Unter Blumen ging meine Kindheit auf. Der erſte einzige Menſch, an dem mein Herz in ſeinem früheſten Eindruck hing, ward unter Blumen mir gegeben. Sie waren ſeine Pflege, das letzte, was er aus der Welt mit einem kräftigen unerkannten Geiſt gerettet hatte. Wie ſeine Lieblinge gehörte ich ihm an, mit gleicher Sorge wartete er unſerer, und was ich Gutes in mir trage, iſt von ihm.

Es ſchlägt fünf, der Trompeter bläſt den erſten Ruf. Es ſchlägt ſechs, er bläſt den zweiten. Alles eilt aufs Pferd! Wenn er nur, wohin ich wünſche, riefe! . . . dann wäre ein zweites Leben für mich aufgegangen. Dann möchte ich wohl wie ein Ritter zum gelobten Lande mit heiligem Eifer ziehen! — Es wäre zu ſchön! es wäre ein zu ſeltnes Gelingen! Kommt Blumen, in euch finde ich mich ſelbſt. Ihr blüht und welkt, und wißt nicht, was ihr mir bedeutet. Und ich — weiß ich denn, was und wem ich etwas bedeute? Ein ſpielend Daſein fremden Sinnes . . habt ihr ein doppelt Leben in euch und mir gelebt — ſo ſind wir alle.

Ich fühle ein wenig die Folgen durchwachter Nacht; leer begonnen, ſchön geendet. Der Tag läßt wenig Hoffnung. Der Morgen ſtürmt. Es iſt ein trüb, unbändig Frühjahr. Wetter alle Tage, Kälte, Wärme in ſchnellem Wechſel. Die Blüthenbäume ſtehen verweht. Eine gelbe Winterheide hinter meinem Hauſe, Saatfelder zwiſchen durch, über die lange Fläche hin ferne Waldhügel ohne Laub, hoch und höher Berge mit Schnee auf dunklem Himmel in Sonnenblicken und Wolkenſchatten flüchtig ausgehoben, der grauen Nebel weiß aufgetriebene Flocken, mit niedergehenden Regenſtreifen, die die Ferne hie und da verhüllen, alle Pappeln, Maulbeer-, Eſchenreihen auf den Aeckern noch in Knospen — das iſt das Bild, das mich umgibt. Auch meine Blumen muß ich Ihnen ſchildern. Auf einer Seite Kirſchblüthen, Veilchen, Veroniken, Salbei und purpurfarbne Orchis. Auf der andern rothe Levkojen, gelber Veil, Thym, einfache Ranunkeln und blühender Rosmarin.

Im Ganzen bringt eine lärmende Verſammlung auch ihr Gutes: ſie macht die Stille deſto angenehmer. Das viele und vielfädige Scheinleben der Geſellſchaft, dieſes Kehren und Wenden nach Nichts und Etwas in ſteter Zerſtücklung des in Brühe und Würze aufgetragenen Gedankens, hat mich erſt recht einſam und abſonderungsfroh gemacht. Selbſt in der

Gesellschaft entfliehe ich jedem, der mit einem langentsponnenen Gespräche droht und suche das Nichts im Nichts, die kurzen Wechselreden der unbedeutsamen Höflichen am liebsten auf. Es verdrießt mich, das Ernsthafte bestehen zu müssen, wo nichts ernstlich ist. Es verdrießt mich, jedes Ja und Nein in ein „Erlauben Sie zu bemerken, daß viele Einwürfe dagegen von andern sind gemacht worden" zu umschreiben.

Wenn Sie mich einen Schwärmer nennen, möchte ich's Ihnen fast zurückgeben; wenigstens sind Sie es in Rücksicht meiner. All das Schöne und Treffliche, das Sie mir zueignen, ist ja nur Ihrer eignen Seele Werk und Spiegel. Sie umgeben mich mit der ganzen Fülle Ihrer innern Dichtung, Ihres Wollens, Ihrer Wünsche. In jedem Bilde zeichnet sich der Meister selbst am meisten. Und das ist eigentlich das Große und Geistige in Kunst und Leben, daß jeder im Darstellen Anderer sein Innerstes, den ganzen Umfang seines Wesens offenbart. Trifft Ihr Umriß mich nicht, so ist er mir doch die schönste glücklichste Erscheinung, er trifft Sie. Dreimal habe ich Ihren Brief seit gestern durchgelesen — der freundlichsten und lebendigsten einer, die Sie mir je geschrieben.

Immer mehr lerne ich Sie fassen und achten und lieben mit innigerer Durchdringung Ihres Geistes. Wenn ich Sie betrachte, kann ich freudig wieder an das Leben glauben.

Uebrigens lassen Sie meinen Unmuth sich weniger grämen. Er ist des Mannes beschiedener Theil, der mit hartem Sinne in das Leben greifen, der das Rauhe, Irrige gewaltig fühlen soll. Nicht das weiche Gestalten der Dinge in eignes Gefallen ist sein Empfindungskreis, sondern der Trotz des Unrechts und des Unvollkommenen.

Daß mir das Leben gefalle, kann ich mich nicht berühmen, vielmehr — daß ich es nicht verstehe. Ich sehe wohl in einzelner Theile Bewegung und Erscheinungen das tief Verbundene, Schöne, Erstaunenswerthe. Es glüht mich an

in manchem Augenblick mit ſeinen Wundern. Aber des Menſchen und der Thiere Daſein im Aufwand vieler Kräfte kümmerlich weggezehrt, des hochbegabten Geiſtes Verſtummen vor einem wenig Schmerzen oder Schmerz im Unterleibe, machen meine Geburt zu keinem Geſchenk, das ich lieber nicht empfangen hätte.

Es gibt ein ewig Wahres, Schönes, Recht und Gutes; und daß etwas dafür geleiſtet wird und werden kann .. iſt groß! Daß aber zu jedem großen Bau Tauſende in der Niedrigkeit des einzelnen Geſchäfts ſich wegarbeiten müſſen .. und ob es nie dahin gelangen könne, daß auch das Kleine groß geſchehe ... das iſt's, was traurig oder träumend mich beſchäftiget. Man ſage mir nicht .. der karrende Tagelöhner ſei oft glücklicher als ſein entwerfender Meiſter: daß er's — ſein kann, iſt eben ſeine Niedrigkeit.

Laſſen Sie mich wieder zu meiner Landſchaft übergehen. Ich gefalle mir, wenn ich andern ſagen kann, wie ſchön es um mich iſt. Sind's nicht Menſchen .. bleibt mir das Land zum einzigen werthgehaltenen Gegenſtand. Welch ein ander Bild heute! Wie eine reiche, ſtille Wolke mit grauem Duft in ſich ſelbſt verdunkelt ſtehen die Berge, ein weiter — weiter Umkreis da, Schnee auf ihren Rücken, und die weißen Gipfel der zweiten Reihe über ſich mit einzelnen Schroffen, blicken aufgehellt oder bläulich dämmernd auf dem warm trüben Himmel. Leuchtend liegen an ihrem Fuße die Vorhügel und die ſonnenbeglänzten Häuſer und Thürme hinter der Stille der ſchon in Abend und Wolkenſchatten verſunkenen grünen Fläche. Ferne ſchwarze Blumenreihen ſind die ſcharfe Scheidelinie des Lichten und des Dunklen. Hohe laubloſe Pappelbäume im Vorgrunde zeichnen und vollenden das Bild der Entfernung, die wie hellfahle Nebel zwiſchen ihren ſchwarzen Stämmen ſich lichter geſtaltet. Alles iſt ſtill, die Luft hat die Wärme, die ſanft und leiſe in alle Gefühle des Lebens dringt. Was Schönes, Gutes, Frohes je in unſer Gedächtniß kam, ſchwebt auf, und

wen in ſolchen Augenblicken nicht die freundliche Geſtalt der Phantaſie berührt, für den iſt alles hin, wer da nichts Gutes will, hat's ſchwerlich je gewollt.

Ich kann dieſe Berge nicht anſehen, ohne zu denken, daß jenſeits derſelben Ihr Blick eben ſo auf ihnen ruht, als hier der meinige. Die Wolke fliegt, es zieht in dunkler Nacht das Wetter an den Höhen, und leuchtender ſtrahlt an finſtern Nebeln die Sonne nieder. Der Frühling iſt mit Macht in ſein Daſein getreten, wie ſinket im Innern alles Matte, Widerſinnige hinweg! Welch eine Erhöhung liegt im Athmen des ſüßen, milden Duftes. Der am wenigſten geprieſene Sinn — Geruch — ſteht unſerm Gemüthe vielleicht der nächſte. Mir ſcheint er aller Phantaſie und eines frommen Daſeins heilig ſchöner Genius. Es ſchwebt durch ihn ein fernes, ungekanntes Daſein in mir auf, das Wirkliche verklärt ſich geiſtiger und ein freundlich hehres Weſen ſcheint in Liebe ſich zu uns zu wenden. — —

Nur eine Form ſteht uns frei, in alle Gefühle nach jedes Einzelnen eigner Weiſe und im Bunde mit ſeiner vollen Freiheit (ohne welche nichts ſelbſterkanntes Gutes in uns entſteht) einzugreifen . . . die dramatiſche. Im Schauſpiele wird jedes Große, Freudige und Kühne im Leben nach eignem Gemüthe von jedem angeſehen. Er trauert oder ſtärkt ſich nach ſelbſtgegebener, ſelbſtbeſchloſſener Verwendung. Nur freilich muß Volk und Schauſpiel nach höherer Ordnung ſich wechſelſeitig zugebildet werden. Die gehaltenen mächtigen Bilder der Kraft und Zeiten, das Allgültige und Ewigwahre muß es faſſen, um groß im Großen, im Edlen und Zerſtörenden zu zeigen, wohin der Wahnſinn und die höhern Mächte — der Gang der Menſchheit, der Irrthum und der Muth in unſerm Buſen tragen.

6.

Den 29. April 1805.

Gestern und heute sind die ersten Tage, die mich freudig empfinden ließen, in Italien zu sein. Eine finsterlange Nachtreise, aufgehalten durch Bagage-Züge, Infanterie-Kolonnen, mitleidbedürftige Pferde, hatte mich ermüdet. Am schönen Morgen ging ich meistens: der Straße lebendiges Gewühl, die Wagen, Troß, Soldaten, das Bild des Krieges, die hübschen Wege, zwischen Pappeln und frischen Bächen oft ganz verschlossen, und dann wieder weit in grünen Wiesen, lichten Feldern mit ihren Maulbeer-Wäldern und Weingehegen, neben den dunklen Farben der näheren Berge gaben mir neuen Schwung.

Ich erstieg endlich, wo wir bleiben sollten, Castello St. Salvator. Wenn Sie einen der wunderhaltigen, aber oft reich beschreibenden Romane der Miß Radcliff gelesen haben, ihre gespensterreichen Tyrannen-Schlösser, ihre Gänge, Thürme und die schauerliche Pracht verworrener Höfe; so wissen Sie was ich jetzt, nur in etwas hellerm Stile, wirklich sah, das Heitre mit dem kräftig Ernsten wunderlich verbunden; über einander gelegene Terrassen mit ihren Balustraden und Orange-Töpfen über hohen, epheudunklen Mauern, schwarze sonderbare Riesenthürme mit Spitzen und Schnörkeln, von romantischen, vielgestaltigen Arkaden leicht umgeben und verbunden, finstre, altbewachsene Basteien zwischen Gärtchen, blühenden Gesträuchen, alles schönen, weiten Umfang in der Aussicht, weite, dunkle, hoch ummauerte Höfe, hohe freie äußere Marmortreppen in die obersten Geschosse, prächtige Portale auf glatten, stillen Wänden, an denen alte Malereien verloschene Formen zeigten, lichte Säulengänge zur Durchsicht auf die hellen, grünen Hügel und die dunklen nahen Berge. Alle Höfe einsam und mit Gras bezogen, Epheu überall, wie ein dunkler Geist der Vorzeit, der das Bleibende und Vergängliche bezeichnet. Von Innen lange dunkle Säle mit alten Ritterbildern, hohen

Scheibenfenſtern, die ihr einſam Sonnenbild auf den Marmorboden zeichnen, Treppe auf Treppe ab in irrſamen Gängen, die langen, verlaſſenen Zimmerreihen mit Plafonds voll von Schiavone's Götter- und Heldenbildern, mit einzelnen doch trefflichen Gemälden, eine ſterbende Lucrezia, durch Blitze niedergeſchlagene Giganten von Caracci, Madonnen von Saſſoferrati und Giambellini, vorzüglich eine himmliſch ſchöne Frau von Correggio, (wahrſcheinlich Portrait): die trauernd ſtille Erhabenheit eines fremd durch dieſe Welt hinſchwebenden Geiſtes, der alles Große mit anſpruchloſer Ruhe ſtreng verſchloſſen und doch bedeutend in ſich trägt.

Welche Lage das Ganze? Die reiche, baumbedeckte Ebene bis zum fernen Seegeſtade, zum Nebel an Padua und Venedig vom ungeheuren Stein- und Rieſenbette der Piave mit kühner Verwüſtung weiß durchzogen. Die hohen Schneegebirge von der Rückſeite, ihre weit vorgeſtreckten Abſenkungen in die Ebene theilend, die tiefen, zurückweichenden Thäler und Riſſe der weißglänzenden Wildbahn in ihren Trümmern zwiſchen grünen, duftenden, blühenden Hügeln, mit ihren Abſtürzen und Felſen und Häuſern und Bäumen, mit einzelnen Cypreſſen in wildem verworrenem Gemiſch bis zu den ſtarren weißen Spizzen im herrlichſten Sonnenlichte.

Ein alter Biſchof und ſein Bruder, zwei Jünglinge von 78 und 76 Jahren, in heiterm Muthe, froh der Eintracht und des Lebens, voll jener angenehmen Eitelkeit des guten Alters ſich einer luſtigen Jugend lachend nachzurühmen, mit vielen Büchern, Steinen und ſpielenden Seltenheiten, auf ihren Reiſen ſelbſt geſammelt, waren unſre Wirthe. Nach zwei Stunden ſo bekannt, als nach zwei Monaten, frei für Ernſt und Scherz, herrſchte bei Tiſch die lauteſte, unbefangene Laune. So ging ein reicher, mannigfaltiger Tag zu einem ſchönen Abend, für mich aber einſam in den dunklen Höfen und dem freiern Lichte der offenen Säulengänge am Rande des Hügels. Jezt lebte

ich erſt mit den Bildern, die ich heute geſehen hatte. Correggio's Frau ſtand ſprechend vor mir da. Die ſcharf bezeichneten Berge am hellen Sternenhimmel führten mich an alles Große und Entfernte hin. Mitſchreien kann ich wohl eine Stunde; aber dann, und wenn morgen und übermorgen und immer mich derſelbe Wirbel erwartet, dann bin ich wie einer, der ſelbſt außer Athem andere laufen ſieht und in großer Bewegung aller ängſtlich ſtille ſteht.

Mit aufgehender Sonne ſtieg ich vom ſchönen Abhang mit all der reichen Morgenanſicht nieder in das Thal, das Licht glänzt am Schloß, an den Schneegipfeln und dem weißen Geſtein der Bergbäche, unten waren noch lange Schatten. Trefflich war bis Conegliano, und weiter und weiter, doch nicht immer ganz ſo reich, mein Weg bis Budoja, wo ich 12 Tage bleibe.

Wenn Sie je nach Conegliano kommen, mit ſeinen weiten, frohen Straßen, ſeinen hellen Häuſern, Bäumen, alten Mauern, grünen Plätzen und an den Hügeln hinan immer höhere Schlöſſer, Kirchen, Landhäuſer, Cypreſſen und das ganze, reiche, grüne Frühlingsland mit dunklen Oelbaumſchatten, bis wo die hoch und ernſt ſich ſondernden Gebirge ihr kühnes Reich beginnen — ſo verweilen Sie.

7.

Den 30. April.

Budoja liegt am Eingang der hohen Gebirge, hier nur durch wenige Vorhügel von der Ebene abgeſchieden. Der monte Cavallo ſtreckt ſein Rieſenhaupt in die Wolken, weithin um ¾ des Horizonts, zieht die Kette der im Abendlichte ſchimmernden Alpen ihren Kreis, vor mir liegt die Ebene von Pordenone. Eine halbe Stunde zurück entſpringt mit ungeheurer Macht und Tiefe, blau wie das Meer und klar, der wallende Gorgazzo aus ſeinen Felſenhöhlen im grünen, engen

Thale, mit dem Schloſſe von Pulzenigo auf ſeinem einſamen Hügel, Kaſtanienhaine auf den Höhen St. Luzia's zur linken, den ſteilen Vorberg des Bosco di Consejo zur rechten, Trümmer zerriſſener Felſen und gewaltige Bäche überall. Bauern ſteigen hinauf, Steine herabzuſchleudern an den Wänden, in mächtigen Sprüngen felſenſplitternd, ſauſend ſtürzen ſie ins Waſſer — wie ein Kanonenſchuß weit im Wiederhall verrollend, weit auf ſtäubt die Nebelſäule des Waſſerſchaums. Bei jedem Sprunge glaubt man, bis zu uns fliege jetzt der Stein, die Hunde liefen ſchreiend von ihren Herren weg. Weiter unten entſpringt noch mächtiger die Livenza, die ich noch nicht ſah. Nun können Sie auf der Karte meine Heimath finden. Hügel mit Kaſtanien und Oliven umgeben mich, ein Steinland ſchlechter Felder, die Armuth und ein gut, doch häßlich Volk. Die Weiber in halbwilder, ſonderbarer Tracht, Haare mit einer Leinenbinde vielfach aufgeputzt und kränzend um den Kopf geſchlungen, einen Strohhut in der Sonne zum Gruße abgenommen, ein klein dreieckig Halstuch mit ſpannenlangen Franzen vorn herab behangen, ein braunes Kleid vom Hals zum Fuß mit angeknüpften Aermeln anderer Farbe, roth gegürtet, mit zwei langen, hängenden Gürtelſtreifen, das quer, ſchmal und breit in ſchwarz und weiß und braun geſtreifte Vortuch von ſchwerer Wolle, Strümpfe ohne Fuß, und Holzſchuhe vollenden das harte, dürftige Bild.

8.

Den 1. Mai 1805.

Nach der Jahrhundert alten Pracht von Salvator, nach meinem zierlich hellen Hauſe in Feſſa longa, bewohne ich nun ein leidlich Bauernhaus mit niederer Decke, von zwei Fenſtern, nur eines Glas, — zwei alte Kiſten, ein Stuhl, ein Bett, viele Heiligenbilder mein Hausgeräthe. Zwanzig lärmende Bienenſtöcke unter dem Gang mit wankendem Geländer und durchfaulten Bret-

tern; aber das ganze Haus eine Sammlung gefällig guter Menſchen ohne Arg. Während ich ſchreibe, bricht, mauert, hämmert, hobelt der Hauswirth — Tiſchler, Maurer, Zimmermann in einer Perſon — den ſinkenden Gang an neue Sparren und Säulen aufzuhängen; die Weiber wenden ihre neugebornen Seidenraupen in der Sonne hin und her, auf der Mauer mir gegenüber ſpielen zwei Eidexen, Epheu und Farrenkraut ſproßt aus allen Fugen, ein grünes Gärtchen mit blühendem Rosmarin und Kirſchen, aufbrechenden Maulbeeren, der Kirchthurm, das Hämmern der Maurer am neuen Bau der Kirche; einige Häuſer, drüber hin der graue, hohe Felſenberg, mit wenig Grün und einigem Schnee, aus tiefen Wolken zuweilen die halbenthüllten Formen des Covallo, ſo viel gibt mir das eine Fenſter, das andre hinter mir den Hof, und über ſeinen niedern Dächern, die grünen, kaſtanienvollen Hügel von St. Luzia, entfernte Wohnungen in Baum- und Weingehegen, den hohen, kahlen Berg, der hinter einſamen, kaum belaubten Pappeln ſich ſtarr erhebt, ein Dorf auf ſeiner Mitte, mit langen Felderſtreifen und Baumgeländern hinabwärts grün umgeben, und niedere Büſche in langen Strecken zum Schein von Waldungen, alles im heiterſten Sonnenſcheine mit einzelnen Wolkenzügen an den hohen Spitzen, und in mir nach Langem einmal des einfachſten Daſeins heiteres ſtilles Gemüthe.

Ein Eſſer würde hier viel leiden: Reis, Eier, Polenta, jetzt Salat ſind ſeit Wochen meine einzige Nahrung, kaum Milch zum Frühſtück; Honig vom Hauſe und Butter aus entfernten Thälern ſparſam hergebracht, mein einziger Luxus. Aber Wein, der in Deutſchland für köſtlich gelten würde, und zu meinem Glück ein Sack Kaffee, das einzige ſchwer vermißte Bedürfniß, das ich habe. Groß iſt die Armuth dieſer Leute. Kein eigen Feld auf dieſem magern Boden, nur Pachtung und Einer der Allbeſitzende; von Dorf zu Dorf darf Brod und Wein aus keinem fremden Bezirke kommen. Wir wiſſen nicht

in unſern Städten, mit welchen Verhältniſſen das dürftige dunkle Leben von Tauſenden ſich wegzehrt. Zitternd ſehe ich an dieſer kleinen, gelben, alternden Kindermenge, wie ſorglos der Menſch ſein hartes Daſein auf andere vererbt. Der Mörder iſt eine mitleidige Seele in Vergleich mit dem, der Kinder zum Elend zeugt. Und über dieſes erſte Kapitel der Moral wird nie gepredigt! Kein Geſetz hält den thörichten Anwachs der Menſchheit auf. Gegen den, der ſeine Ruhe ſtört, kann jeder klagen. Und gegen den, der aus dem ſeligen Nichts ihn in ein peinlich Leben rief — ſoll er ſagen: ich bedanke mich.

Nur einem Knaben vor ſeiner kleinen Anzahl Schafe habe ich begegnet; mit traurend ſchönem Angeſicht, des beſten Malers werth und ein kleines Hirtenmädchen, das, die Spindel im Gürtel, im Sprung von Stein zu Stein ihre Ziegen mit lebendig frohem Auge zuſammentrieb. „Pfui Friend! laß doch die armen Ziegen ruhig, die Kleine quält ſich ja!"

Friend iſt Paars ſchöner engliſcher Hund, aus freier, inniger Neigung aber mir, dem Hundefeind, weit feſter zugethan, als ſeinem Herrn, der vom Eſſen wegläuft, wenn er mich nicht ſieht, der mir überall nachtritt, im Zimmer ein ernſter, melancholiſcher Gefährte, ein tobender Wildfang im Felde, eine Gemſe im Sprung von Spitze zu Spitze, böſe gegen die ganze Welt; übrigens ein großer Geiſt in ſeiner Art, nie verlegen, und wenn er über eine Mauer ſprang, über die er nicht zurück kann, doch immer am Ende eines Auswegs mächtig. Ich mag Hunde nicht; aber er hat ſich nicht in mir betrogen, ich kann ſo vieler Zuneigung nicht widerſtehen und er führt ein fröhlich, ſelbſt beſtimmtes Leben.

9.

Den 3. Mai.

P.... hat die Feldwacht, ich komme von dem Vorpoſten herein, ein unnützes Spielwerk! weil was Uebung und Beleh-

rung werden sollte, nur obenhin und nach blinder Vorschrift angeordnet wird. Was für Menschen sind es denn, die, welche Macht haben! Mit demselben Worte, mit dem sie bedachtlos dreihundert Menschen verurtheilen, unnütz auf freiem Felde jedem Wetter ausgesetzt zu sein, mit demselben könnten sie die Beschwerlichkeit durch klugen Unterricht für den Einzelnen und Alle fruchtbar machen. Aber es ist, als ob der Fluch des Trotzes und der Menschen Geringhaltung beinahe jeden, der in eine höhere Stelle tritt, befiele, daß sie, selbst was sie Pflicht ihres Amtes nennen, nur mit blindem Unbedachte üben, daß sie nicht berathen, wie viel in jedes Ungemach, das die Sache mit sich bringt, Höheres, Ersprießliches zu legen sei. Oder soll ich sagen, die menschliche Seele sei so schwach, daß sie im Gebieten nur den lustigen oder trüben Rausch des Gebietens selbst zu finden wisse?

Dem Wetter, das mich umzog, bin ich entronnen. Der Regen beginnt, da ich ins Haus trete. Schlecht wird meinen Freunden unterm Strohdach der Feldviehhütten die Nacht vorübergehen. Sogar Friend hat den Augenblick meines Zurückgehens übersehen, und theilt das Erdlager seines Herrn. Ganz bin ich allein. Es regnet heftig. Ferne läutet eine trauernde Abendglocke aus dem Wiederhall der Gebirge. Widrig tönt die Litanei vieler Kinder und Stimmen aus dem nahen Hause. Es tröste diese Menschen der Glaube ihres Geplärres, sagt man. Ich glaube nicht. Es ist ihnen nur, was uns die Interpunktionen im Schreiben. Der Punkt auf den Schluß des Tages, um sich klar bewußt zu werden, jetzt sei's geendet und der Schlaf ein Recht.

10.

Sonntag, den 5. Mai.

Sorgen Sie nicht, der finstre Geist hat mich schnell verlassen. Ein dunkler Morgen unter Wettern, reine Klarheit spä-

ter, ein Gang auf hohe Hügel, in die ſchwarzen Klüfte der Waſſerfälle hat mich neu belebt. Morgen iſt mir ein ander Feſt beſchieden. 20,000 Mann in Feuer, ein großes Manoeuvre und ſo die ganze Woche Tag für Tag. Alte Freunde ſeh' ich wieder. Der Schimmer eines regen Lebens geht an mir vorüber. Sonſt ſetzte ſo etwas mein Blut in Wallung; ich hatte Hoffnungen und Wünſche. Jetzt berührt es mich nur leicht, denn ich weiß, daß von allem, was geſchieht, nichts durch mich geſchehen wird.

11.

Den 6. Mai.

Es liefen eine Menge eleganter Frauen mit Sonnenſchirmen auf ſonnenglühender Haide neben den Flügeln der Linien. Was Frauen zu ſo kühnem Trotz aller Gemächlichkeit, aller Hitze verleiten konnte, möchte ich errathen. Freilich iſt ein geordnetes Regiment ein zierlich Putz- und Puppenwerk. Aber der Krieg ſollte reichen Seelen ſelbſt in ſeinem Bilde ungeheuer ſcheinen. Römerinnen ſind es nicht, die ihrer Brüder, Väter, Kinder Heldenſinn zu einem höhern Antheil erheb. Alſo was treibt ſie her? Langeweile? Sie haben Schlaf und Karten und einen Servente — zu jedem Zeitvertreib. Wißbegierde? Der macht- und kenntnißloſe Cavalier servente an ihrem Arm wird ſie ſchwerlich über die Natur der Bewegungen belehren können. Drang nach einem erhabenen Schauſpiele, um den kühnen Gang des trotzigen Menſchen zu erblikken? Wie wenig Menſchen ſehen im Wirklichen die höhere, ſchönere Bedeutung der Phantaſie! Soll ich hier an Wunder glauben, wo alles ſo gemein iſt? Wahrhaftig, wir Deutſche ſind ein gut und freundlich Volk. Jeden Reiſenden, der uns von dem Himmelsleben andrer Völker, von den Götterbildern ihrer Herrlichkeit zum beſchämten Blick auf uns zurückſtößt, ehren wir wie einen Boten der Unſterblichen. Ich finde beinahe

in allen Reiſenden nichts als die eitle Schwäche, oder den tollen Trieb, ſich ſelbſt erſtaunenswerth zu zeigen, indem ſie das Erſtaunliche erzählen. Ein Lügen-Volk, das aber meiſt zuerſt ſich ſelbſt belügt. Ach! der Menſch iſt unter jedem Himmelsſtriche weit zurück, und nur auf welchem Weg er's ſei — der Unterſchied. Lebe wohl, ſchönes Weſen einer reinern Welt!

12.

Den 18. Juni 1803.

Alles was dem Müſſiggange hilft, den Sinn zerſtreut, dem trägen Leben Krücken unterlegt — wird in dieſem Lande geduldet und gepflegt. Kein Reiſender hat es in ſeiner Geiſtes- und Zeitverlegenheit recht treulich dargeſtellt. Aus allem ſpricht ein Uebereinkommniß — in dieſem ſchlottrichen Schein- und Schlackerleben ein Scheinbild loſer Luſt und Freudigkeit zu ſehen. Allen heißt Italien ein Land des brennenden regen Sinns, des lebendigſten Scherzes. Ich finde es ein Land träger Monotonie in zeitlahmer Tagskürzung, ſchreiender Geſprächigkeit um nichts, der trocknen Nichtigkeit im Sein und Handeln. Kein Tanz, kein muſikaliſches Inſtrument unter dem Volke, Wohnungen ſchlecht und ungeſund, in großen Häuſern, gleich übel für Kälte und Hitze berechnet. Der Ackerbau mehr herkömmlich als verſtändig, wenig Wahl und Mannigfaltigkeit in Nahrungsmitteln; unterm ſchönen Himmel keine Blumen, keine Gärten edler Art, keine Spur des feinern Sinnes für Land und Gärten, leere Oſtentation geiziger Pracht in Kleinlichkeit! Das Land leerer Verſprechung, glänzende Façaden und ſchlechte Meubel, Dienſterbietungen und kein Wille; zum Erſatz Kirchenfeierlichkeiten, veraltete Stadtfeſte, Opera und in allen dreien — blinde Schau- und Hörluſt merkbarer, als ein edler Sinn des Würdigen und Schönen. So ſahe ich einen Schauzug in Vicenza, in ſeiner angeblichen Siegsbedeutung gegen die Paduaner von vielen widerſprochen, die unſinnige Luſt

bärtiger Knaben, in Lumpen Masken, mäuseköpfige Puppenbilder auf Stangen, mit Stecken gegen Stecken fechtend, stundenlang ſich durch die Gaſſen hetzend, Lärm und Luſt in tobendem Gebrüll, bis des Feſtes Triumph, ein hausheber, hölzerner, bunt ſtaffirter Thurm erſchien, von 10 Männern wankend fortgeſchoben; Stock für Stock mit bunten Jungen in Masken angefüllt, reitend, ſchwenkend auf mancherlei barocken Sitzen, mit Stricken feſtgebunden bis zum letzten auf der Höhe, der ſeine Fahne ſchwenkte; ein Opfer der Thorheit ſchwebte, wenn das Ganze umſtürzte, unten ein groſſes Schwungrad mit Kindern behängt im ſteten Drehen. — Die berühmte Rua von Vicenza. Fremde kommen ſie zu ſehen, alles feiert dieſes Kinderſpiel, jetzt ohne Zweck. Einſt wollte man ſo in Zeiten italieniſcher Freiheit durch gemeinſame Freude alle Stände binden und patriziſche Popularität im Gaukelſpiele heucheln. Der Erfinder Geiſt ſpricht in der Form ſich aus. Die Führer des Volks ſo liſtig, platt, als das Volk gehaltlos luſtig. Welch' ein Schautag! Früh Frohnleichnamsumgang, dann die Rua, das Heilige und das Tolle; dann Pferderennen (die laufleeren mit Stacheln und Feuerrädern behangenen Pferde; das erſte erhält den Preis) dann Corſo — Kutſchenringelfahrt auf einer engen Wieſe, — dann Kaffeehausbeſuch, dann Ball — ſtatt deſſen ich im Mondlicht meinem ſtillen ſchlafenden Montecchio zueilte.

13.

Den 10. Juli 1805.

So weit war ich, als unter ſonderbarem Zuſammentreffen Ihr Brief um Mitternacht auf den Felſenſtufen einer Kapelle in meine Hände gelegt wurde. Der Mond war unter, ich trete hinaus, vom Balkon den Himmel zu betrachten, was mich umgiebt, leuchtet in wallender Röthe. Es iſt Feuer, es ſcheint nahe, alles liegt in tiefer Stille. Ich höre Tritte, rufe, fragt, es iſt der Fahnenſchmid von Vicenza zurück, in glücklicher Trun-

kenheit nichts ſehend, nichts wiſſend. Ich wecke P., eile mit dem Schmid auf den Felſenvorſprung der Kapelle, in entfernter Gegend flammt ein Haus. P. ruft, ich antworte ſchreiend, in dieſem Augenblick fällt dem Schmid Ihr Brief ein. Ich eile mit P. im Rückweg zum zweiten-, mit dem Hausherrn Pfaffen zum drittenmal auf die Kapelle, der uns ſagen ſoll, wo es brenne — der den Muth verliert über die Steine zu ſteigen. Eine Patrouille ſoll wegreiten. Der Dienſt-Korporal iſt beſoffen, giebt tolle Antworten, wird ſubordinationsfehlend in Ketten gelegt. Der Hauskaſſe, der es — zu unſerm Gelächter zuerſt für einen Nordſchein in Südweſt erklärt hatte, der uns ſehr gefällig auf die Kapelle hatte klettern ſehen, ohne ſelbſt zu wollen, den ich hätte ängſtigen ſollen, und dem ich ehrlich ſagte, in einem entfernten Orte ſei das Feuer, rief nun ſehr gelaſſen: **Grazia Dio, non é a Montecchio?!** — P. wird toll: „Malandrino, ob M. brennt oder Dein Haus, iſt gleichviel für mich, aber wo es brennt, da hilft der Soldat;" und unſer Mann, der auch das letzte ſehr gut und löblich findet, gehet ruhig zu Bette. So treibe ich mich denn eine Stunde hin und her, immer Ihren Brief feſt in der Hand. Die Röthe verlöſcht, alles zerſtreut ſich und beim kleinen Lichtreſt leſe ich endlich Ihren Brief, aller Lebensgeiſter ſchöne Löſung. Der Schlaf iſt verſcheucht, das Leben erwacht, und wie die vorige Antwort auch dieſe ein Werk der verſpäteten Nacht.

14.

Kanal am Liſenzo, den 4. Auguſt 1805.

Eine lange Zeit iſt ſeitdem vergangen. Nicht aus Mangel an Erinnerung, aber aus Mangel an Stunden, in denen man ſich rein und frei zur Rückkehr in ſein Inneres findet. Vier Wochen lebe ich nun wieder hin- und herſchwärmend, an Orten, wo das Leben ſich mehr verſplittert als gebraucht. Ach wie thut Einſamkeit mir ſo noth, ein anhaltend gleiches Sein

in einer Sache, an der die Seele durch Beharrlichkeit an einem Gedanken ſich wieder ſtärkt zum Gebrauche ihrer Kräfte. In dieſem Zerreißen meiner Stunden, in dieſem Zerſtückeln meiner Tage in ungeſuchte, unwillkommene Geſelligkeit der andern, in das nichtige Leben ohne Bild und Fülle, gehe ich mit nüchterner Betäubung unter. Ich ſehne mich weg aus dieſem Lande. Das Einzige, woran mein Geiſt noch mit einiger Erholung hängt, die einzige Quelle meiner Stärkung, Lektüre des ernſtern Denkens fehlt mir ganz. Ich brauche durchaus, was ſtark, was mühſam, kräftig iſt. Im Leichten, im Vergnügenden gehe ich unter, wie ein Eiſen in feuchter Luft. Der Krieg naht ſich, alles umgibt mich mit ſeinem Anſcheine. Ich erwarte ſeinen Anfang, um von hier wegzugehen; denn wenn ich auch Luſt hätte, ihn mitzumachen, ſo ſehe ich mich hier nicht einmal in Verhältniſſen dazu. Ach und da, wo ich's wollte, wofür ich's wollte, leuchtet immer weniger Erwartung mir entgegen. Ich bin im eigentlichſten Verſtande verlegen über mich ſelbſt. Ich ſchäme mich ruhig zu bleiben in einem Zeitalter der traurigſten Verhältniſſe, und doch bin ich entfernt von aller Fähigkeit am Beſſern mitzuwirken. Ich weiß kaum einen Ort zu wählen, wo ich leben will.

15.

Den 11. Auguſt 1805.

Ich lebe hier an einem der Lage nach ſchönen Ort im Gebirge, an den Ufern des rauſchenden Liſonzo, reich umgeben von hohen, grünen Gebirgen mit ihren Weingeländen von Baum zu Baum, unter den Felſen und an ſcharf abgeriſſenen Hügeln. Unſre Tagseintheilung macht, daß ich wenig entfernte Wanderungen verſuche. Im Winter ertrage ich die ſtrenge Stundenordnung, im Sommer mag ich gerne das regelloſe, das freie Sein, dem nicht die Kuche und der Heerd gebietet. Ein früher Mittag bringt Zerſtücklung in den Tag. Es ſteht der

Geiſt nicht über groſse Räume hin. Er wagt es nicht, das Ernſte zu beginnen. Sonſt blühte mir in tiefer Nacht ein ſchönes Leben, vom Tage angeglüht ging ein reiches Bilden mit mir in ihre Stille über. Jetzt bleibt vom hohlen, ſchlaffen Daſein nur ein frühe bewältigender Schlaf. Es iſt Thorheit von mir, was fehlt mir hier? Mit freundlichen Augen ſehen mich alle an. Aber es genügt dem Menſchen nicht das milde, das fremde immer gleiche Daſein. Er will das Mächtigere, Gewaltſame, das ihn inniger anzieht, er will ergriffen ſein in ſeinen Tiefen. Er kann ſich ſelbſt ſo wenig geben, daſs alle Ruhe ihm nur matter Stillſtand ſcheint. Er will in andere Tiefen blicken. Oder bin nur ich ſo? Vor tauſend Menſchen hält eine heimliche Scheu mich ab, mein Inneres zu enthüllen. Nur ſelten ſprengt ein ſchneller Zauber dieſe bindende Gewalt. So bleibe ich unmittheilſam, unzugänglich, mit wenigen in Berührung, ein ödes Leben. Es iſt meine Schuld, eine Nachwehe oft verletzter Jugend, daſs ich aus Furcht zu viel zu geben, gar nichts gebe. Wie oft habe ich den Vorwurf hören müſſen: „man kann ſich nicht mit ihm befreunden," es iſt wahr; aber ſchwerlich iſt es mehr zu ändern.

Wahrhaftig, wenn ich bedenke, von wie vielerlei Orten meine Briefe datirt ſind, ſo wird es faſt nöthig, daſs Sie jedesmal eine Landkarte zur Hand nehmen. Nehmen Sie diesmal die Grafſchaft Görz, und Sie finden Kanal am Iſonzofluſs, im engen Vorgebirge. Aber noch wächſt hier der Feigenbaum, die Lorbeerkirſche und die Cypreſſe. Kirſchen und Weintrauben ſtehen zu gleicher Zeit vor mir. Die Roſe blüht noch. Aber die Menſchen hier kennen gar nicht, was Blumen werth ſind. Ihre Gärten ſind nur Gemüſekammern. Hoch am Hügel ſteht das einſame Schloſs, weit umher iſt die Ausſicht in das ſchöngebildete Thal, aus dem der ſaphirblaue Fluſs mit lautem Getöſe heraufſtönt. Morgen vielleicht gehe ich höher bis an die Chiuſa von Plez in das hohe, wilde Gebirge.

Aber ſorgen Sie nicht, ich kann nicht mehr ſteigen, ſeit 2 Jahren wird auf ſteilen Abhängen mein Kopf mir wirre.

16.

Baſſano, den 18. September 1806.

Wirklich es thäte mir Noth, einmal wieder mit aller Ruhe des innern Sinnes zu leben — denn dem Herzen giebt es nichts, dieß lärmende Gewühl. Es wird der Geiſt ſich ſelbſt ein Fremdling. Ja wenn es noch Abentheuer wären, Züge der Liebe und Ehre. — Aber ſo „iſt's bloße Neugierde, Unruhe, und dafür ſetze ich oft mein Leben aufs Spiel. Ich habe neulich unter heftigem Donnerwetter einen Weg am Liſonzo gemacht, den man ſelbſt bei ſtillem Wetter nicht ohne Vorſicht fährt. — Ueberhängende Felſentrümmer, hohe, ſteile Bahnen an Felſenabhängen über dem Fluſſe ſchwebend, einſchießende Berawäſſer! Und warum that ich's? Um nur das Wort nicht zu ſagen — „es iſt unklug, jetzt zu fahren." Denn einige Stunden früher oder ſpäter anzukommen, war mir ſehr gleichgültig.

Solcher Abentheuer beſtehe ich nun im Laufe der Dinge viele; aber leider nicht mehr mit dem ſchönen Sinn der Jugend, die im Stolz ihres Muthes aus jeder Gefahr eine neue Erhöhung ſchöpft. Nicht für ein wirkliches Etwas, das groß und nothwendig durch meine Einbildungskraft oder durch ſich über mein Daſein gebietet. Immer und jedesmal nur für die kleinen Zwecke einer momentanen Veranlaſſung!! —

Dieſe Seite der Alpen hat dem größten Theile nach nicht das Schöne und Hohe der deutſchen Seite. Waldloſe zerklüftete, weisgraue Maſſen thürmen ſich auf, alles iſt öde, die Thäler meiſt ſteinig, zerriſſen, von weißen, waſſerleeren oder überſtrömenden Torrentes, die oft in ½ Stunden breiten Wüſten und Geſtrüppen auf der Ebene ihre verheerende Bahn zum Meere bezeichnen. Ueberall am Gebirge, gerade das Gegen-

theil deutſcher Bewohner — arme, ſchmutzige Halbwilde, unter denen man im eigentlichſten Verſtande ſich auf der Reiſe durchhungert. Ich bin eben kein Diener des Bauches; aber wenn man müde und erſchöpft noch etwas verlangt, und nichts oder ſchlechtes, oder jeden Tag nur immer daſſelbe findet, dann nimmt das Leben eine gewiſſe Erbärmlichkeit, eine enge und ſchlechte Lahmheit an. Wir ſchätzen im Ueberfluſſe eines Landes nicht ſowohl unſern Genuß, als das reiche, leichte, vielartige Leben anderer. Armuth ſcheint uns überall — Sklaverei: Reichthum — Freiheit; Entbundenheit vom eiſernen Joche einer engen Nothwendigkeit. Dies iſt die Urſache, warum die erſte uns immer peinlich, der letzte etwas erfreuliches iſt dem Auge.

Ich bin erſtaunlich müde. Da ich über die Gebirge vom Lago di Garda nach Piave ging, nahmen die Wagen ihren Weg über Roverede. Ich ſtieg über den Berg Caſal, an ſeinem Fuße traf ich einen wunderſchönen See Lago di Doblino, eine der reizendſten Stellen der Erde: alles, was Deutſchland und Italien Schönes geben können, iſt in dieſem Thale vereint, hohe kühne Felſenformen, Wald, reiner Himmel, üppiger Wuchs, Oelbäume, Weingelände, hohe, ſchöne Cypreſſen und Pignen um alte Schlöſſer, das klare blaugrüne Waſſer; und die hohe Einſamkeit; kein Dorf iſt zu ſehen. Hinabwärts öffnet ſich das Thal gegen den Gardaſee, der mit allem ſeinen Rufe dem kleinern Doblino an Schönheit weit, weit nachſteht. Nur eins iſt am Gardaſee mir Großes vorgekommen — der Waſſerfall von Potral, man fährt beinahe in die ſchäumenden Wogen hinein, mit Gewalt wird das Schiff an die Felſen angezogen, in eine finſtere Kluft, nur von oben matt beleuchtet, ſtürzt der halbhelle Schaum herab. Eine Frau, die unſre Schiffer mit über über den See genommen hatten, ſah aus Angſt nicht einmal um, ſondern verbarg ſich jammernd am Kopf ihres Kindes. Wir lachten über ſie, aber in Anſehung

der Schiffer hatte ſie nicht unrecht, denn ungeſchicktere, muthloſere Bengels und ein unbeholfeneres Boot habe ich nie geſehen. Eine heftige Tramontana trieb uns mit den Wellen des Sees, was ich nie geglaubt hätte, im Rückweg ſo heftig bei jeder vorſpringenden Felſenſpitze zurück und in die Klippen des Waſſerſpiegels. Dabei waren die Kerls bis auf einen ſo unſchlüſſig, daß ich durchaus nicht ſah, wie wir nach Riva kommen konnten, ſo lange dieſer Wind ſein Weſen trieb. Er fiel plötzlich, und es gelang. Ich finde die Fahrt auf offner See weit angenehmer als die kleinen Luſt- und Spaßfahrten auf Landſeen. Dort iſts eine Wiſſenſchaft, und Schiffe und Menſchen ſind tüchtig und tauglich; hier ſind es meiſt lahme Taugenichtſe, die ſich mit der Fahrt abgeben.

Heute iſt's der dritte Tag, den ich aus Mangel an Pferden meinem acht Tage vorausgegangenen Wagen zu Fuße nachfolge. Ich habe in 2½ Tagen 11½ Poſten gemacht, mit ſchlechtem Quartier vorlieb nehmen müſſen, und bin froh hier einen leidlichen Gaſthof zu haben. Ueberhaupt iſt Baſſano durch ſeine reiche Umgebung am Ausgang und an den ſchönen Vorhügeln des Val ſugana ein lieblicher Ort.

17.

Padua, den 20. September.

So bin ich wieder hier in dieſer alten, ſchmutzigen, irren, ungeheuren Stadt. Vergebens! alle, die ich ſuchte, ſind ſchon weiter gezogen, alle ſchon an der Grenze. Doch hatte ich heute in der Juſtinakirche die angenehme Ueberraſchung, angeredet zu werden vom Leibarzt des Erzherzog Karl, der geſtern als Kommandirender eintraf; ein kluger, verſtändiger Mann. Padua war mir bis auf ein Abentheuer, das einige Stellen mir theuer durch Erinnerung macht, immer ein widriger Aufenthalt. St. Anton mit allen ſeinen Schätzen edler Kunſt und Bildhauern, mit allen ſeinen Reliquien, Haaren, Stücken

Hemd, Kleid und Spinnrocken der Jungfrau Maria kann mich nicht entschädigen, die Justinakirche mit all ihrer ungeheuren Größe mich nicht bezaubern. Nur ein Ort ist mir lieb und ein freundlich schöner Aufenthalt — der botanische Garten.

In der nahen Erwartung eines Krieges trägt dieses Volk recht die Spur seiner politischen Wichtigkeit zur Schau. Als Lastträger, als Karrenführer, als Höker und Trödler nehmen sie Theil. Aber im Gang ihres müßigen Lebens, in ihr Gespräch tritt alles, was um sie her geschieht, für nichts ein. Wir hatten neulich eine Probe an einem kleinen Jungen, (den, was höchst ungewöhnlich ist, sein Vater deutsch und französisch lernen ließ) mit welchen Maximen schon in früher Jugend der Geist ausgelöscht wird. Wir fragten ihn, ob er Soldat werden wolle? Nein. „Gott hat mir das Leben gegeben, ich kann's ja nicht wegaeben, ich muß bei der Mama bleiben." Aber Soldat sein und tapfer bringt ja Ehre. „Nein bei der Mama bleiben und lange leben, das ist Ehre." Von seiner Geliebten aber sprach der kleine sechsjährige Pontin mit allen Gestikulationen des italienischen Theaters.

Samstag Abends.

Ich komme aus dem Theater, wo der Erzherzog mit großem Klatschen, so vielen Flambeaus, als Bogen, einer hochtrabenden Anrede und einer sehr langweiligen Komödie von Goldoni empfangen wurde. Alle Straßen, durch die er fuhr, waren beleuchtet. Das liest sich sehr groß in Zeitungen, und sieht sich sehr langweilig in der Nähe, denn überall erscheinen nur Zeichen und nirgends Sinn der Sache, ein Schauspiel für Gaffer, keine Regung bewegter Gemüther. Ueberall sehe ich bei solchen Scenen die Weiber vorzüglich geschäftig. Noch schweben ihnen von den alten Turnieren her die Ideen vor, daß sie des Preises Vertheilerinnen sind. Ich ehre die Frauen und ihren Beifall; aber ich liebe nicht, wenn sie mit ihren

Rächern und weichen Händen so vorlaut sind. Es macht Auflauf; der Beifall scheint allgemein; der Weihrauch dampft auf; man berauscht sich; und die Zeit nimmt ihre Helden auf Credit, ohne viel zu fragen ob die Nachwelt sie honorirt. Wie wäre, wenn ich ein berühmter Mann wäre, mir bang an einem solchen Abend! Die bedachtlose Menge giebt sich selbst ein Fest, sie will in ihrem Taumel die Geschichte vorstellen; aber die Geschichte verwirft sie vielleicht einst und belegt den Helden und seine Bewunderer mit Nichtigkeit.

Alles steht zum Krieg bereit um mich her. Als ich noch in Piave war, wäre es möglich gewesen, in jeder Nacht überfallen zu werden. Ich möchte gerne gegen diese mir immer verhaßten Gallier stehen. Aber ich habe zu wenig Gemüth und Neigung für diese Oesterreicher; ich kann keinen festen Glauben an sie fassen; keine Lust und Freude, ihr Schicksal zu theilen. O Deutschland, Deutschland mit allem deinen Wissen, mit allen deinen Tugenden und Vorzügen, in welchen Händen muß ich dich verlöschen sehen, zu welcher Erniedrigung wird dich noch dein Schicksal führen!

18.

Den 22. September.

Je mehr ich die Lage der Dinge überdenke, je unwahrscheinlicher wird mir Ihr Winteraufenthalt in München. Der Krieg wird über diese Gegenden seinen Arm hinstrecken, freilich nicht dahin treffen, so lange es glückt. Aber die Furcht des Möglichen könnte doch einen Entschluß verändern. Wie sehne ich mich nach Briefen von Ihnen, wie viel mehr erst statt des ewigen Schattenbildes nach Wirklichkeit, nach dem schönen oft geträumten Augenblick, Sie zu sehen. Wenn erst dieses klare Auge wieder vor mir leuchtet, wie ganz anders wird mir das Leben erscheinen. Mein Herz ist noch so jung, als da ich Sie verließ. Ganz so sehe ich, trage ich Sie im

Innerſten meines Gemüthes. Ach ſolche Weſen, wie Sie, erſcheinen zu ſelten, als daß die Zeit etwas an ihrem Bilde ändern könnte!

19.

Campo St. Piero, Abends 21. September.

Ich bin übler Laune, denn eben ſagt man mir, München ſei ſchon von Oeſterreichern beſetzt. Nun endigen meine Hoffnungen aufs neue. Alſo um ſo eher antworten Sie mir, damit ich Sie zu finden wiſſe.

Ich ging aus Padua heraus, es hatte geregnet, war kühl, die Straße verlaſſen, der Himmel in zerriſſenen Gewölken, die ſich immer mehr in Blau auflöſten, getheilt. Einſam mußt' ich mich fühlen, und fühle ich mich hier. Auch alle, alle, deren Nähe mir nur einigermaßen lieb iſt, ſind — ſelbſt ohne Gewißheit, wenn ich ſie je wiederſehe, — fern! fern abgetrennt alles Land, alle Möglichkeit, meine Liebe, meine Wünſche, meine Entwürfe. Weithin ſchwindet immer mehr in ſeine Dämmerung der ſchöne Jugendtraum, und alle Wirklichkeit iſt ein kaltes, folgeloſes, ungeliebtes Heute und ein Heute, das von einem Tag auf den andern auch mit nicht einer einzigen ſchönen Erinnerung ſich überträgt, oder ſelten.

20.

Den 13. November 1805.

Ich muß eilen, Ihnen noch zu ſchreiben, ehe der Poſtenlauf gehemmt wird. Heute kommt das Hauptquartier hierher. In wenig Tagen vielleicht der Feind. Ich bin eingeſchloſſen, kann nirgend mehr hinaus. Nach Deutſchland zurückzugehen, iſt jetzt unmöglich, um ſo weniger, da ſich nicht weiß ob Preußen neutral oder in Krieg verflochten iſt. Ich ſehe nun rings um mich her, wie ſchwer der zurückgeſtoßene, vernachläſſigte Menſchenverſtand an ſeinen Verächtern zur Strafe wird. Es

giebt nur ein Uebles in der Welt — die selbstwillige Verblendung gegen das Nothwendige und Wahre, oder die Verheimlichung desselben gegen andre. Erinnern Sie sich meiner vorigen Briefe, meine trüben Erwartungen waren gegründet.

Ich komme nun eben von einigen Bekannten im Hauptquartier; ohne Wissen und Aussicht, wo wir uns wieder sehen, gaben wir uns zum letztenmale die Hand. Es ist traurig, über eine so große Strecke Landes hin das Leben so vieler Menschen zerrüttet zu sehen! so viele sinkende Hoffnungen! So vieles, was in langer Mühe erworben war, vernichtet! Vieler guten Bekannten Schicksale und Trauer schwebt in dunklem Bilde vor mir.

Auch von Ihnen nehme ich auf eine unbestimmte Zeit Abschied, bis dieses große Gewirre sich einigermaßen ordnet, thue ich Verzicht auf alle Briefe. Wer weiß, ob dieser Sie erreicht und wo? Weiß ich doch nicht einmal, ob Sie noch in Konstanz sind? Ob das Ungewitter Sie nicht weggetrieben hat? Geben Sie mir nur immer nach Ihrer Nachricht. Lange sehe ich keine Möglichkeit, von hier wegzukommen.

21.

Den 14. November.

Eigentlich kann ich jetzt zu keiner rechten Schreib- und Leseruhe kommen. Die Unruhe treibt mich hinaus. Wo die Zeit mit so schnellem Schritt im Entscheidenden wandelt, will man nicht bloß hören, man will sehen, man will fortgerissen sein. Es ist im männlichen Gemüth eine schlafende, leicht aufgeregte Lust, zum Wilden, Stürmenden fortzuwagen, getrieben zu werden auf den Wellen. Warum hat der schöne Entwurf, dem ich vor 7 Monaten so nahe schien, nicht gelingen können! so wäre ich selbst jetzt in ein kühnes, ereignißvolles Streben verwickelt, kein trauernder Zuschauer eines Kampfes, an dem man auf keiner Seite Antheil nehmen kann, weil das

Schuldige mit dem Schuldigen ringt. Wie haſſe ich die unbedachten Feueranbläſer, die dieſen unglücklichen Zwiſt erhoben haben.

Eine zurückgehende Armee iſt ein Inbegriff vielfachen Elendes. Glaube, Macht und Hoffnung hielt ſie vereint. Wo dieſe Götter ſie verlaſſen, zerſtäubt das Weſen ungeheurer Kräfte in einen hohlen, nichtig-fortgeſchleppten Zug. Wer das Große und Vergängliche im Menſchlichen will kennen lernen, der ſehe den Krieg.

Wahrhaftig, wir ſind wie die Kinder. Das ſchauriaſte Mährchen iſt ihnen doch immer das geachtetſte. Wenn ich mich recht unterſuche, ſo überlaſſe ich mich dem wilden, wechſelnden Getümmel mit einer Art von Luſt: das Leben iſt mir bedeutender, gefühlter: der träge, ſchwarze, lähmende Unmuth beherrſcht mich nicht, ſondern ein ſchöner reger Trieb, der einer beſſern Anwendung werth wäre. Ein Amt iſt wie ein Sprachrohr, es iſt derſelbe Menſch und dieſelbe Stimme, aber wie weit wird ſie fortgetragen. Warum iſt doch der einzelne Menſch ſo gar wenig!

Ich möchte Ihnen viel, ich möchte Ihnen Erfreuliches ſagen, zumal da eine ungewiſſe Zeit uns trennt. Aber alle meine Ideen ſind wie ein Strom nach einem Punkt gerichtet, was mich umgibt, dringt zu ſtörend auf mich ein, bis auf das Getöſe der Huſaren unter meinem Fenſter, das Fahren und Raſſeln der Kanonen und Karren, das vielfache Geſchrei der durcheinander kreuzenden Menge.

22.

Den 15. November.

Alles iſt fort, alles iſt plötzlich ſtille; das Gewühl dieſer Tage iſt verſchwunden. Nur die Arriere-Garde iſt noch zurück. Ich war vor dem Thore mit Sonnenaufgang. All die hundert Rauchſäulen, welche geſtern aufſtiegen, ſind verloſcht,

alle Felder öde, leer, vertreten, hie und da glimmt noch ein Aschenhaufen. Um die Reste der verlassenen Stellen, — zurückgelassene Wagentrümmer, Holzbrände, zankt sich ein schmutzig Völkchen, der häßlichste, bettelhafteste Auswurf eines an sich häßlichen und bettelhaften Volkes. Heute ist der letzte Tag, die letzten Truppen ziehen durch, die Brücke wird verbrannt. Morgen lebe ich unter einem fremden Volke, dessen Genius nicht mein Genius ist. Lebt wohl, theure Menschen meines Volks, lange werd' ich nichts hören von euch. Alles, was ich entworfen hatte, ist zerrissen. Leben Sie wohl, meine Freundin. Mit aller Trauer eines Weitgetrennten, blicke ich zurück auf die immer nahen und immer weggerissenen Möglichkeiten, Sie zu sehen. Jetzt hört sogar die kleine Verbindung der Briefe auf. Doch bleibt Ihnen Görz immer der Ort, wo Sie mich wieder finden können. Immer aber bin ich derselbe.

23.

Den 16. November.

Noch ist alles stille. Es ist Mittag. Kein Schuß ist heut zu hören, und doch sah ich gestern die Staubwolken der Feinde in der Ferne von Gradiska, ich hörte einzelne Schüsse, und glaubte, dem Staube nach, sie dort den Fuß übersetzend. Ich verstehe diese ungewohnte Bedächtigkeit gegen eine völlig zurückgehende Armee, diese Nüchternheit bei unverhofftem Glücke nicht. Sie mißtrauen entweder den Gebirgen an unserer rechten Seite, oder sie wollen uns in diesen Gebirgen umgehen und sich sicher von dort herstellen. Noch finde ich heute dieselben Kroaten- und Husarenfeldwachten wie gestern. Indeß sind alle Posten lange schon gesperrt, und was ich fürchtete, war geschehen, ehe ich diesen Brief anfing.

24.

Den 18. November.

Gestern war ich auf dem Felde. Ich höre Kanonen; aber zwischen diesen Bäumen aller Felder kann man sich nirgend Tag in die Ferne machen. Die Franzosen hatten den Fluß passirt, die Vorposten zurückgetrieben. Ruhig war die Nacht. Mit dem ersten Erwachen höre ich reiten — es sind französische Husaren. Zu Mittage hatten wir einen General und 5 Offiziers bei Tisch. Viele andere kamen zum Besuch. Ihr Betragen war höflich. Aber an der finstern Laune, die mich ergriff, erkannte ich meinen angebornen Widerwillen und den Grimm gegen den Blödsinn Derer, deren Dummheit diesem Glückssohn den Weg zur Größe bahnt. Ich lege mich nieder, ich schlafe, ich will von nichts wissen.

Den letzten November.

Alles bleibt seit 12 Tagen unverändert, nichts geht vorwärts oder rückwärts. Je näher ich diese Menschen sehe, je gräulicher erscheint mir die Besinnungslosigkeit derer, die aus der Schule so vieler Jahre ohne Gewinn an Erkenntniß ausgingen. Die Thorheit ist ein weit gefährlicher Joch für die Menschheit, als die Bosheit; denn in dieser wird doch der Verstand noch einigermaßen geehrt. Aber für die erste gibt es weder Zeit, noch Erfahrung, noch Wahrheit, und alle Kräfte des Menschen werden gegen ihn selbst gerichtet.

25.

Im Dezember 1805.

Wenn ich meinem Plane noch treu folgen kann, und eine Geschichte Deutschlands unternehme: welche traurige, aber auch welche wahre Gesichtspunkte hat die Betrachtung meiner Tage mich gelehrt. Wer jetzt nicht das Innere der Menschheit, das,

was wirkt und tödtet, faſſen, und im traurigen Aufſchluſſe unſerer Tage die Geſchichte durchſchauen lernte, für den ſpräche ein Gott umſonſt. Was geſchehen mußte, geſchah. Die Wirkungen ſtehen überall ſo nahe, ſo klar an ihren Urſachen. Alles entſcheidet ſich immer ſo beſtimmt nach Totalitäten des Irrthums und der Gebrechen. Die Rache der verkannten Wahrheiten ſpricht immer ſo laut, das Gericht der Unwiſſenheit oder des verfehlten Rechten folgt immer der That ſo ſchnell: daß man faſt ſagen könnte, Nemeſis wandle ſichtbar auf Erden und die Schuld von Jahrhunderten werde an unſerer Zeit gebüßt. Kein Land in Europa, an dem nicht das eben Geſagte ſich beſtätigt. Alle haben gefehlt. Alle haben den hohen Sinn der Jugend zum Spott ihres Eigennutzes gemacht. Der Böſe ſiegt und die Erniedrigung iſt allgemein. Man darf nicht ſagen „es iſt die Schlechtheit Einiger, oder die Irrlehre einzelner Menſchen, die das alles hervorbringt" wie jede Parthei ſich ſo gerne entſchuldigen möchte: ſondern man muß ſagen: es iſt der Ausbruch einer gemeinſamen, ſchädlichen Verworrenheit über das Rechte und Gute, — deſſen, was ſeit Jahrhunderten ſich ſammelt, wovon die Schlechtheit unſerer Tage nur nothwendige Folge iſt. So lange wir uns nicht in dieſer demüthigen Erkenntniß vereinigen, ſo lange die Geſchichte nicht aus dieſem Geſichtspunkt aufgeſtellt wird: ſo lange hat die Zeit keine heilende Stimme für uns. Es mag amüſant und auch nützlich ſein, Anekdoten zu ſammeln und aus der Laune dieſer Maitreſſe oder eines Günſtlings die Urkunden eines entſtandenen Krieges zu belegen. Aber es iſt nicht hiſtoriſch zureichend: die Aufgabe der Geſchichte hat ein höheres Feld. Waren doch dieſe Menſchen ſelbſt nur Kinder ihrer Zeit, und daß ſie ſo ſein, daß ſie ſo wirken konnten, eine in den Gebrechen ihrer Zeit gegründete Erſcheinung.

Wie heftig ergreift in meiner Abgeſchiedenheit mich die Begierde, zu Ihnen zu eilen! Wie umgiebt mich alles ſo

ſchwer. Und wenn ich nun bei Ihnen ſein werde — wird meine Nähe Ihnen wohlthätiger ſein als meine Entfernteit? Es iſt eine gute Sache, ein ſchönes Bild im Herzen tragen, aber darum wird auch die ſpätere Wirklichkeit oft zu hart für die frühere ſtille Geſtalt der Phantaſie. Jetzt leihen Sie mir Farben; dann muß ich ſie geben. Trauen Sie mir zu, daß ich ſo viel zu geben habe, als Sie mir leihen? Sie haben mir manches zu erzählen, was Sie ertrugen, werden Sie mir verzeihen, wenn ich kälter — wie einer, der das Ueble zu ſehen gewohnt iſt, zuzuhören ſcheine. Wenn ich nichts auf alle Klagen zu erwiedern weiß, als: es gehört Muth zum Leben und Trotz, es zu ertragen. Kann ein Mann die feinen Fäden einer weiblichen Empfindungsweiſe faſſen? Mir fällt immer bei, was ein Mann, den ich ehren muß, vor einigen Tagen ſagte: Il ne faut pas savoir ce qu'on a vu il y a quinze ans. On ne marche que sur les tombeaux du tems passé. Er hat recht in einem Betrachte und als Gallier; weil die meiſten nur übertünchte Gräber ſind, denen ein bischen Zeit und Regen die gegebene Farbe nimmt. Aber wo Aechtheit und Gehalt in der Hand der Zeit nur feſtere Formen werden, da mag jener Spruch nicht gelten.

26.

Den letzten December.

Ich bin hier, wie ein wildes Thier, ohnmächtig in meinem Grimme; aber reich an allen Urſachen zum Zorn. Wenig kann ich Ihnen ſagen, alles in mir iſt kochender Unmuth, kein Gedanke findet Ruhe, keine Liebe kann neben dieſem gehäſſigen Leben gedeihen. Wie andere Reiſende mit Zeichnungen ſchöner Monumente, ſo komme ich mit Bildern menſchlicher Schlechtheit oder Albernheit, denn zwiſchen beide ſcheint ſich die Welt um mich getheilt zu haben, zurück. Ich ſtehe ſeit einer halben Stunde hier, um weiter zu ſchreiten. Aber in einen wilden

Traum deſſen, was geſchehen konnte und ſollte, war ich verloren. Beſſer iſt's, ich ſchliefe. Was ich bin, denke und bleibe, wiſſen Sie genug. Was mich beſchäftiget, wird beſſer von andern nicht gewußt.

Es naht das Frühjahr ..... die Zeit einer jährlichen Wiedergeburt für mich. Hier zeigt ſchon mancher Tag in warmer ſtiller Luft ſeine täuſchenden Aehnlichkeiten; aber dennoch haben die Berge Schnee, die Nächte Froſt, und treulos folgt ein kalter Tag dem beſſern. So oft ich an ſtillen, dem Schlimmen abgewonnenen Tagen die Dichter in langen Verſen wiederholen höre: „Glückſelig wer mit ſelbſt ererbten Stieren der Väter Felder pflügt," ſo glaube ich's ſelbſt einen Augenblick. Aber bald ſehe ich auch wieder, daß der Menſch wohl einzeln, aber nicht in ſeiner Anzahl bei dieſem Ackerleben beſtehen könne, daß nicht ſein äußeres Bedürfniß die Richtſchnur ſeiner Lebenskenntniſſe werden darf. Meine Unruhe wird mir lieber als jene Ruhe.

27.

Den 10. Mai 1805.

Sie verſtummen ganz. Sie haben recht, auch das Beſte wäre jetzt bei mir nicht angewendet. Im Unmuth um Dinge, die ich doch nicht ändern kann, verſiegen mir alle ſchönern, freundlichern Affecte. Wochen vergehen, die Bilder der Erinnerung treten nur in dunkeln Nebeln flüchtiger Minuten vor mich hin. Ein einziger großer Unmuth verbirgt mir die Welt, die Liebe, die Freundſchaft. Ich will in nichts glücklich und berühmt ſein, da mein Zeitalter ſo klein und ich ſo ohnmächtig bin, größere Entſchlüſſe mit beſſer That zu erwecken!

Vergeſſen Sie mich, denn ich bin verloren für die, die mich kennen, ich gehöre mir ſelbſt nicht mehr an, ich kann nicht Wort halten denen, die an mich glauben. Daß jemand um

mich ſorge, wäre mir nur eine Sorge mehr. Ihrem Gemüthe gebühren andere Dinge, als eine Erinnerung an mich.

28.

Den 5. Juli 1806.

Wir begegnen uns an einer doppelten Uebereinſtimmung, durch welche mein eigener Sinn mir um ſo freudiger wird. Ihr Haß gegen ein verderbliches Volk und Ihre Freude des Beſten, was ſeit lange die Dichtkunſt gegeben hat — der alemanniſchen Gedichte. Wie ein Licht ſind ſie mir erſchienen. Die Welt wird ſie ausſtoßen. Jeder Empfängliche muß ſich ihrer wie dauernder Freunde annehmen. Sie zeigen, was ein Volk in ſich bewahrt, was es werden könnte, aus welchem wenn gleich in wunderſamen Geſtalten ſolch' ein Verſtand des Daſeins hervorbricht. Zu allen Zeiten hat unſer Volk das abentheuerlich Verwebene, das Tiefbewegte und Geiſtraumhüllte geliebt, unter allen Veränderungen, wenn nichts Nationelles, doch etwas menſchlich Eigenthümliches und einen menſchlich ernſten, tragiſchen Sinn in ſich gerettet, und in größeren Bedeutungen das Leben erfreulich düſter zu würdigen verſucht. Es ſpricht aus dieſer Neigung eine verborgene, ungebrauchte Kraft alles Guten, die das Edelſte, das in ihren Umgebungen ihr gebricht, ſich wenigſtens im Glauben nicht will rauben laſſen. So hänge auch ich, der das Wunder nicht annimmt, doch als meines Landes ächter Sohn, allem Wunderbaren der Darſtellung mit übereinſtimmendem, ſelbſtwilligem Sinne meines Innern an. So waren von jeher jene alt-ſchottiſchen Lieder, die düſtern Geſänge der nordiſchen Edda, die Götterſagen der Hindus mir bei weitem lieber und verſtändener, als die geprieſenen Muſter griechiſcher und römiſcher Eleganz, aus denen mir trotz mythologiſchem Sparr- und Gitterwerk, doch weit weniger tiefes Gemüth und eigentliche Dichtung entgegentrat, als luſtiger Lebensſinn, mit dem Vorhande-

nen zu spielen. Die griechischen Trauerspiele nehme ich aus. Von den schillernden Farbentropfen französischer List- und Lustmiene aber habe ich nie zwei Seiten ohne tödtende Ermattung überstanden.

Es mögen Ihnen diese Gedichte durch Töne früherer Jugend noch verständener sein, als mir, der ich sie wie aus einer fremden Sprache oft lese. Was vermag nicht ein Gedicht, aus dem ein Vaterland uns anspricht, der schöne Lebensglaube erster Tage! Traurig? Wohl! Aber liegt nicht in dieser Trauer das edelste Bewußtsein unserer selbst?

Was wäre geworden, wenn all' unsere schönen Geister statt ihrer Eitelkeit, mit andern Nationen um den Vorzug fremder Formen zu buhlen, lieber mit fester Behauptung und Beschauung der in uns ruhenden uns festgekettet hätten auf die Eigenthümlichkeit unseres Landes, an unsere Jugend, und die ewigen Gefühle . . . ein Volk zu sein, dem Größe auf einem andern Wege zu suchen zusteht, als den übrigen!!

Wie wenige aller vorhandenen Gedichte erinnern uns an unser Land, an eine früh empfundene Trauer oder Würde seines Zustandes; wer kann nach hundert Jahren errathen, wem sie angehörten?

Wie unnütz sind, in der Verführung zur frühen Entwöhnung von aller Tiefe und Wahrheit allgemeiner Verhältnisse, die meisten uns geworden! Wie ferne stehen sie, und wie fremd verhallen ihre Töne wirkungslos für uns, noch wirkungsloser für eine trauernde oder bessere Zeit. Die ganze Sammlung unserer Dichter, wie wenig hat sie Eigenthümliches uns gegeben. Meist eng und persönlich fließen sie wohl erfreulich mit dem Leben dahin, aber sie bestimmen nicht das Leben. Sie geben dem Wesen keine bleibende Form und keine Gestalt eines Ganzen, auf das in Tod und Gefahren unser Dasein mit Erhabenheit blickte. Lesen Sie einmal die Sammlung lettischer Gedichte in den Lebensläufen aufsteigender Linie. Wie be-

ſtimmt und erkennbar ſpricht in allen der Ton und die Klage ihrer Heimath ſich aus, und wie mächtig wirken ſie, eben durch ihre Beſtimmtheit, auch auf den Ermudetſten!

Es giebt keinen ächten Lebensſinn ohne nationelles Gefühl, ohne Behauptung und Aneignung des Bodens, auf dem man grünet. Alles, was man an die Stelle ſetzen wollte, . . Empfindſamkeit, Religion, Myſtik, Vergötterung einzelner Leidenſchaften oder Begriffe, verflattert nach der Stimmung des Augenblicks; das, was alle finden und in Eins halten ſollte zu einer Geſammtheit unſerer Gefühle. . . der feſte Gehalt eines Vaterlandes, einer Einheit mit Tauſenden fehlt!

29.

Görz, den 15. Juli 1807.

Unbekannt ſeit langem mit allem, was Sie betrifft, (nicht durch meine Schuld, wie Sie mit wahrer Frauenliſt mir zuwälzen möchten) wie muß ich es machen, um *einmal* wieder in den Kreis Ihres Geiſtes zu treten? Wer ſchrieb mir kaum von München aus? Wer verließ dieſen und nun ſehen den zweiten Ort ohne je mir Nachricht zu geben?! Wer? — aber es iſt genug, um das Recht auf meine Seite zu ſtellen, das Recht zu klagen und zu fordern. . . . Aber wer wird fordern, wo nur, was freie Neigung und Erinnerung giebt, eine wirkliche Gabe iſt! Meine Rechtfertigung liegt in dieſem, in dem an W . . . . vor einigen Wochen eingeſchloſſenen Zettel. Ich habe Ihr Andenken bewahrt bis auf dieſen Tag. Ob in mehr oder minder Zeichen geäußert — iſt nicht die Frage. Die Menge der Zeichen iſt — Laune oder Gewöhnung. Die Dauer der Geſinnungen iſt die Sache. Doch meine Sprache iſt ſtolzer als mein Gemüth; ich bin zufrieden, wenn Sie durch meine Vertrauten mir nur zuweilen ſagen laſſen, wie *Sie leben*; leben, in dieſer Zeit der allgemeinen Erniedrigung, die meinen Geiſt mit ſchwarzem Unmuth verwildert; ſo daß ich faſt

froh sein könnte, recht ferne von Ihnen zu sein, weil doch mein erbittertes Gemüthe für keines Menschen Nähe taugt. Hier, wo ich in fast gänzlicher Erstorbenheit des freundlichen Lebens aus einem jetzt glühenden Himmel und den Cypressen eines Klostergartens gegen mir über nur das Gift meiner eigenen Gedanken ziehe — hier mag jede Stunde leerer Verwünschungen noch hingehen, weil sie mich allein trifft.

Dennoch bleibt noch ein Geschäft besserer Erwartungen übrig, — das, wenn es glückt, mein Vermächtniß an die Zukunft sein soll. Wäre ich ein Wunderverehrer des Gebets, so würde ich Ihnen sagen: „beten Sie, daß es mir glücke!" So — kann ich nur sagen: „wünschen Sie es," nicht weil es meine Sache, sondern weil es eine Sache ist, die vielen und mehreren gut sein könnte.

Durch einen Freund erhalten Sie diesen kleinen Zettel, der, was er Gefälliges vermag, gerne für Sie leisten wird. Er ist glücklich, er wird Sie sehen, mich hält eine Art Widerwillen von Wien zurück. Seit 1½ Jahren sträube ich mich gegen alle Einladungen dahin zu kommen.

Kennen Sie Niemand in der Gegend von Bern? Es lebt dort ein berühmter Landwirth Fellenberg, berühmt durch seine Schule, seine Verbindung mit Pestalozzi. Es sind einige Jahre, da einer seiner Gehülfen einen sehr schmeichelhaften Brief an mich schrieb, den ich im nicht erfüllten Versprechen ausführlicherer Beantwortung kurz beantwortete. Ich habe Ihnen schon einmal geschrieben, daß, wenn von allen Wünschen, die mich noch beschäftigten, dieser letzte, einzige mir auch fehlschlägt, wenn ich in diesem Welttheil enden muß, — ich meine letzten Tage in der Schweiz verleben, ein Bauer werden, den Rest meines Eigenthums dort anlegen möchte. Um aber nicht ohne Kenntniß solches zu unternehmen, möchte ich diesen Berühmten zu meinem Lehrer machen, und also Jemand haben, der mich

ſchriftlich oder perſönlich bei ihm einführete, mir ſein Gutachten ſchaffte. Kennen Sie Jemand in dortigem Lande dafür?

30.

Meſſina, den 14. December 1807.

Ehe ich Trieſt verließ, ſchrieb ich Ihnen. Daß unſere Briefe ſich ſeltner begegnen als unſere Erinnerungen und Gemüther — iſt die traurige Schuld der Entfernung, der Verwicklung der Umgebung, in denen wir lebten. Der Himmel gebe, daß eben dieſes unſer Gemüth über dieſem Allen feſt und gleich und voll Vertrauen ſich emporhalte. Sie mögen ſein, an welchem Orte Sie wollen, Sie behalten an Waller und Eder immer zwei Punkte, mich wieder zu finden, wenn durch Ungunſt der Umſtände der Faden unſerer Briefe abreißt; zwei Freunde, auf deren Treue und Neigung Sie bauen dürfen. So bitte ich Sie auch mir durch beide Gelegenheit zu laſſen, Sie wieder zu finden. Viele freudige Ausſichten umgeben mich. Mein Vermögen iſt auf dem Weg, ſich zu vergrößern. Meine andern edlern Wünſche haben wenigſtens einen Weg und eine Hoffnung gefunden, gehöret zu werden. So kehrt neue Kraft und neue Verjüngung auf mich zurück. Eine Menge großer Bilder des Alterthums umgeben mich hier. Aber neben ihnen und im hohen Reichthume der Natur ſteht das Elend und die Jämmerlichkeit und die Verworrenheit der Menſchen, die Vernichtung aller Güter des Landes und die Lage unterm Unſinne platter und in ihrer Flachheit gewaltſamer, entnervender Verhältniſſe. Meine Briefe ſind heller, als die Ihrigen. Das Leben umgibt mich voller. Warum kann ich noch nicht das Ihrige erheben? Es wird geſchehen, wenn nicht alles täuſcht. Meine Wille iſt unverändert derſelbe, die Umſtände verſprechend; meine Erinnerung hängt an den Stunden vergangener Jahre. Nie iſt die Ferne mir fremde geworden, nie das, was einmal beſtand, im Leichtſinn vergeſſen. Sei frohgemuth! Mit feſtem Andenken

bleibt Ihr Sinn und Weſen nie heilig als das beſte, ernſteſte Weſen voll Kraft der Ueberwindung, voll Unveränderlichkeit des Gemüthe. Wie ehre ich Sie in dem ewigen Kampfe und dennoch in der Gleichheit Ihrer Seele gegen alles Aeußere! Ruhe deinem Gemüthe, dem in ſeinem Gefühle alles Rechten und Schönen das Unrechte und Häßliche immer unerwartet kommt, und durch dieſen Mangel an Erwartung um ſo ſchmerzender auffallt. Frage in allem, was du ſelbſt thuſt, nach dem Rechten und Schönen, lebe in allem Sinnen und Leiſten nach der ſtrengen Reinheit deines Weſens. Aber gewöhne dich an ein anderes Maaß für Andere: in Andern nichts zu ſehen und zu erwarten, als das Maaß ihrer eigenſten Kräfte, die mehr oder mindere Fähigkeit ihres Gemüthes zum abſoluten Wahren der Menſchheit. Leichter und gerechter, ſchmerzloſer und in geringerer Erwartung, gleichſinniger und ſchonender wirſt du dann leben beim Unſinn und Fehlen der Meiſten. Wenn ganze Völker vergeſſen können, was wahr, was anſtändig, was groß iſt, wie ſoll man von Einzelnen das Höhere fordern, darum weil er als Bruder, oder Bekannter, oder täglicher Umgang uns näher ſteht. Gewöhne dich, nur ſein Maaß in jedem zu ſuchen und du wirſt qualloſer leben. Wie überfällt mich dein Andenken in der Ferne mit voller und lebendiger Macht. Wie liebe und ehre ich das weit von mir hinweggeſtellte Leben deines Herzens. An dieſen ſtürmenden Meeren der älteſten Geſchichte, der erſten Helden, welche die Sage der Dichtung in ihren Nebelformen hält, an dieſem Meere, deſſen dunkle Wellen mich erſt vor kurzem fünf Tage lang in allen ihren brauſenden Höhen umgaben, weicht nie das Andenken, vergeht nie das Bild der Einzigen, die mit höherm Sinne mir als eine Ausnahme vieler erſcheint. Liebe! Treffliche! Es wird ein Tag kommen, der uns ein Wiederſehen ſchönerer Dauer gibt. Bleibe, was du biſt. Laß die Kraft deiner Seele dir in ſteter Erkenntniß des Beſten, was die

Menſchheit leiſtete, wachſenden Glauben an dich ſelbſt und das Leben geben. Sei ruhig durch das Bewußtſein deſſen, was du ſelbſt biſt, ſei nachſichtig gegen die Zeit und die Menſchen durch die Wärme und Heiligkeit des Beſſern in deinem eigenen Herzen. Fordere nichts, aber ſei alles in dir ſelbſt. Mehr als der Menſch ſich ſelbſt iſt, kann kein anderer ihm ſein. Getrennt und einſam — unſer Andenken iſt eine Welt, die Ferne heiligt jede Geſtalt und eine ſchöne Erinnerung iſt das Göttliche — vielleicht das einzig Wahrhafte im Leben. —

Gedichte

von

M. Veit.

Das Bild der Fürstin.

Eine Künstlerlegende unserer Tage.

„Mich dünkt noch immer,
Es athmet vor ihr her. Welch zarter Weihrauch
Grub jemals Hauch?"

Wintermährchen.

1.

Gedämpftes Licht erglänzt aus seinen Fenstern
Jahraus, jahrein: vom mitternächt'gen Hämmern
Des hohen Künstlers dröhnen rings die Hallen.
Was schafft er wohl bis früh zum Morgendämmern?
Verkehrt er dort mit bleichen Nachtgespenstern?
Der lichte Geist? Dem frühe schon vor Allen
Das heitre Loos gefallen,
Die Helden seines Volks spätem Geschlechte
Auf offnem Marktplatz mahnend aufzustellen?
Aus reinstem Marmor, den die neidischen Wellen
Ihm je vergönnten, meißelt seine Rechte,
Dem innern Drang zur heiligsten Genüge,
In heißer Andacht ihre edlen Züge.

2.

Der Fürſtin Bild! Es lebt in ſeinem Innern,
Lebt, durch den Schmerz vergöttert, tief im Volke
Und in des Gatten Herz, dem vielerprobten.
Ihr Name ward ein heiliges Erinnern
An jene Zeit, wo ſich die Donnerwolke
Im Zorn entlud, wo wir zu ſtehn gelobten,
Als wilde Stürme tobten.
Und als das Land in Siegesglanz ſich ſonnte,
Da ſtand der Fürſtin Bild, als ernſte Warnung
Vor böſer Zwietracht lockender Umgarnung,
An Preußens morgenrothem Horizonte.
Stark iſt der Jubel ſiegerhobner Herzen,
Doch ſtärker die Genoſſenſchaft der Schmerzen.

3.

Schon einmal hat er ihr ein Bild errichtet,
Zu dem das Volk an ihrem Todestage
Alljährlich wallt. Ein Kreis von Trauerweiden
Umgiebt das Haus der ernſten Todtenklage,
Wo jeder Streit des Lebens ſcheint geſchlichtet.
Ihn aber treibt's, ſein beſtes Werk zu meiden;
Ein tiefgeheimes Leiden
Nagt in der Bruſt, weil er im Stein verfehlte
Den Ausdruck dieſer edlen Fürſtenmienen,
Die lebend ihm in jedem Traum erſchienen,
Den holden Reiz, der ihren Geiſt beſeelte.
Dem lauten Tag gehört der Held in Waffen,
In ſtiller Nacht will er die Schönheit ſchaffen.

4.

Wenn unterm Meißel luſt'ge Funken ſprühen
Und wetterleuchten um den ſchwülen Stein,
Dann ſieht er wieder ſich als kecken Knaben,
Auf ihren Wink gewöhnt, bereit zu ſein.
In edlem Frohſinn ſieht er ſie erglühen,
Denn gütige und gerechte Götter haben
Des Lebens reinſte Gaben
In reichſter Fülle vor ihr ausgeſchüttet.
Doch auch die Fürſtin, fern von ihrem Throne,
Die tiefgekränkte vor dem Schickſalshohne,
Sieht er in bleicher Größe, gramzerrüttet:
Und durch den Vorhang kummervoller Jahre
Die Gattin und die Mutter auf der Bahre.

5.

Die herben Schmerzensbilder zu verſcheuchen
Ruft er der Kunſt. Ihr Tod iſt nur ein Schlummer,
Nur aufgeſtützt auf ſanftgehobnem Arme
Schlafähnlich ruht das Haupt. Der letzte Kummer
Muß vor dem Kuſſe der Verklärung weichen.
Iſt's möglich, daß der Marmor ſich erbarme?
Das hingegoſſne, warme
Gebilde athmet; die Gewänder fließen
In reicher Fülle von der Bruſt hernieder,
Es ſchwillt der weiche Pfühl und um die Lider,
Die kaumgeſchloſſnen, ſpielt ein leiſes Grüßen.
So liegt es vor ihm und mit ſcharfem Spüren
Weiß er noch manchen Meißelſchlag zu führen.

6.

Den letzten nicht. Er kann ſich nicht bezwingen,
Die langgehegte Arbeit als vollendet
Nun zu erkennen. Nur noch einen, einen
Und ach, den letzten nun. Hinweggewendet
Reißt er ſich los. Und wie auf Sturmesſchwingen
Eilt er, vor ſeinem König zu erſcheinen,
Der hier mit ſtillem Weinen
Dies Marmorbild einweihend ſoll beſchauen.
Geſammelt ſpricht er: „Herr, zu Deinem Ruhme,
In dem der Kunſt gewährten Heiligthume
Steht mir ein Werk vollendet. Komm, zu ſchauen!“
Zum Höchſten nur hat er von je geladen,
Drum folgt der König willig ſeinen Pfaden.

7.

Nun ſchreiten ſie, der König und der Meiſter,
Durch die gewölbten Hallen. Von den Wänden
Blickt Hellas Götterzier. Auf den Geſtellen
Bewegen unter kluggeſchäft'gen Händen
Sich unſrer Mitwelt erſte Heldengeiſter.
Hier Friedrich's Bild, vor dem ſich Nächte hellen,
In ſprechenden Modellen.
Ein Schüler dort, ein Zukunftheller, meißelt
An Jenes Standbild, der im deutſchen Weſen,
Ein weiſer Sprecher, ſcharfen Blicks geleſen,
Der frühe ſchon den Unverſtand gegeißelt.
Doch vom Getöſe fern, vom lauten Hammer,
Eröffnet hier ſich eine ſtille Kammer.

8.

Sie treten ein. Der räthſelhafte Vorhang
Rauſcht auseinander. Glanz der Abendſonnen
Beſtrahlt den Marmor, der ſich lieblich röthet.
Bewältigt ſank der König, wie zerronnen
In ihr Gebild, zu dem ſein Blick empordrang,
Vor ihr ins Knie, die einſt der Gram getödtet.
Er weint nicht mehr, er betet —
Und auch des Künſtlers tieferſchüttert Sinnen
Wird zum Gebet. Was er ſo heiß errungen,
Es iſt ihm nun, wie er's geträumt, gelungen,
Wo ſteht ein Preis, der höher, zu gewinnen?
Dies ſtumme Bild, belebt von einer Zähre,
Das iſt ſein Werk. Doch Gottes iſt die Ehre.

Das Paradies.

Romanze.

Drüben nach dem düſtern Kerker
Späht am weinumrankten Erker
Anna's ängſtlich wacher Sinn;
Doch beim erſten Strahl im Oſten
Fliegt geſchäft'ger Taubenpoſten
Liebesbotſchaft her und hin.
Oeffne das geheime Fenſter
Und dein Herz der Liebespein,
Laß die traulichen Geſpenſter,
Schöne Anna, laß ſie ein.

Und ſie lieſ't in bangem Muthe
Was mit rothem Herzensblute
Der Geliebte niederſchrieb:
„Fort, o fort aus dieſen Banden!
Folge mir nach fremden Landen,
Bin ich dir vor Allen lieb.
Schändet ſeine Grafenkrone
Eines Briten freies Blut,
Nun, ſo raub' ich ihm zum Lohne
Seiner Krone ſchönſtes Gut."

„Meine Wächter ſind gewonnen,
Und der erſte Gruß der Sonnen
Grüßt in Gottes Freiheit uns;
Denn ein Schiff liegt an der Küſten,
Das uns treue Freunde rüſten,
Treue Freunde führen uns.
England, Liebſte, iſt die Hölle,
Die uns grauſam von ſich ſtieß,
Aber die verſchwiegne Welle
Trägt uns in ein Paradies."

„Wär' es ewig denn verloren?
Glaub' es nur, und neu geboren
Steigt es geiſterhaft empor;
Treue Liebe wird erringen
Auf den adlerkühnen Schwingen
Was die Selbſtſucht einſt verlor.
Auf! nach Frankreich ſteht mein Hoffen,
— Günſtig weht ein ſcharfer Wind —
Wo die Menſchen froh und offen,
Wo die Herzen weicher ſind."

Und ſieh da! Am nächſten Morgen,
Vor des Vaters Zorn geborgen,
Auf der Fluth das Schifflein flieht.
Und die fröhlichen Geſellen
Singen mit den grünen Wellen
Um die Wett' ein Scheidelied.
„Nun ade, du theurer Boden
Mit dem winterlichen Schnee,
Nun ade, ihr lieben Todten,
Ade ihr Lebenden, ade!"

„Und du bangſt, geliebtes Leben?
Sei gefaßt! So ſpiegeleben
Bahnt die wilde Woge ſich."
„„Trügend, Freund, iſt dieſe Hölle.
Dieſe regungsloſe Stille,
Dieſe Schwüle ängſtet mich.""
„Stolz und ſicher wie ein Löwe
Nach dem Siege ruht das Meer."
„„Robert, hörſt du nicht die Möwe?
Ach, ſie ſchrillt ſo ahnungſchwer.""

„„Robert, ſieh, die Unglücksvögel
Klammern ſich an unſre Segel,
Das bedeutet nahen Sturm.
Hörſt du ſchon die Wogen ziſchen?
Horch, der Vater ruft dazwiſchen
Drüben von dem grauen Thurm!""
Und der Oſt hat ſich erhoben,
Ein entfeſſelter Orkan,
Und die wilden Winde ſchnoben
Im empörten Ozean.

Und in wolkengleichen Schloſſen
Hat der Himmel ſich ergoſſen,
Es erliſcht das Sonnenlicht.
Donner dröhnen, Blitze zittern,
Die geknickten Maſte ſplittern
Und das ſchwanke Steuer bricht.
Und die Kühnſten ſelbſt erblaſſen,
Von der Heimath ſtreng getrennt,
Und verzweifelnd überlaſſen
Sie ſich ſtumm dem Element.

Droben auf des Deckes Mitte
War von Tauwerk eine Hütte
Für die Liebenden erbaut.
Drinnen kniet der todesmatte,
Ach, der einſt ſo ſchöne Gatte
Bei der ſchönen, bleichen Braut.
Pfeilſchnell treiben jetzt nach Süden
Ohne Raſt und ohne Ruh
Die Erſchlafften, Lebensmüden
Einer heißern Sonne zu.

Dreizehn lange Tage trieben,
Dreizehn Nächte unſre Lieben
In der Stürme tückiſchem Reich:
— Mit des jungen Tages Gluthen
Sieh, da hebt ſichs aus den Fluthen
Einer Geiſterinſel gleich.
Vom Geſtad ein Blüthenodem
Hat die Liebenden erweckt
Und ſchon ſtehn ſie auf dem Boden,
Den ihr Blick zuerſt entdeckt.

„Singt, wie für der Wüſten Manna
Für dies Eiland Hoſiannah,
Gott dem Herrn im lauten Chor!
Nein es war uns nicht verloren!
Unſerm Glauben neu geboren
Stieg es aus der Fluth empor.
Was uns damals vorgeklungen,
Was die Ahnung uns verhieß,
Treue Liebe hats errungen,
Das verlorne Paradies!“

Und in Waldes grüne Mitte
Lenken ſie die haſt'gen Schritte,
Um die Inſel zu erſpähn.
Fremde Düfte, fremde Klänge,
Süßverlockende Geſänge,
Ein berauſchend Blüthenwehn.
Schüchterne Gazellen lauſchen
Hinterm üpp'gen Blumenhag,
Und die kühlen Quellen rauſchen
Wie am erſten Schöpfungstag.

Wie am erſten Schöpfungstage,
Ohne Schmerz und ohne Klage,
Jauchzt die jungfräuliche Welt.
Purpurn glühn die fernen Gipfel
Und es neigen ſich die Wipfel,
Weil der Menſch den Einzug hält.
Menſchenglück und Menſchenſchmerzen
Und die Liebe ziehet ein,
Und zum erſtenmale Herzen
Schlagen in dem heilgen Hain.

„Dieſe duftgen Lorbeerſchatten,
Dieſe üppig bunten Matten,
Ja, hier iſt das Paradies!
Unterm breiten Palmendache,
Dort an dem geſchwätzgen Bache
Träumt ſichs, Robert, ſanft und ſüß."
„...Jedem Schmerz ſei nun vergeben
Und kein Unſtern mehr zu ſchaun,
Laß uns hier, geliebtes Leben,
Anna, laß uns Hütten baun!"" —

Spät erſt, auf verſchlungnem Pfade,
Kehren nach dem Meergeſtade
Zu den Freunden ſie zurück.
Doch wer mag den Schauder ſagen?
Weitab iſt das Schiff verſchlagen,
Und in Trümmern liegt ihr Glück
Plötzlich auf ſich ſelbſt gewieſen
Faßt ſie namenloſe Pein,
In den öden Paradieſen
Sind ſie gräßlich nun allein.

„Ach, vielleicht von falſchen Wogen
Werden ſie hinabgezogen,
Von der Brandung ausgeſpien;
Oder müſſen unter Heiden
Ungewohnte Schmach erleiden,
Die uns treuen Beiſtand liehn.
Ach, im Paradieſe ziſchen
Bunte Schlangen, giftgeſchwellt,
Und der Vater ruft dazwiſchen
Aus der abgelegnen Welt!“ —

Aufgelöſ't von herbem Kummer
Schlummert Anna tiefen Schlummer
Schon im dritten Abendroth.
Ewger Urwald, Frühlingsblumen,
Hier in dieſen Heiligthumen
Kennet ihr wohl nicht den Tod?
Denn ihr ſtreutet friſche Blüthen,
Streutet euern ſchönſten Schmelz,
Und dies erſte Grab zu hüten
Thürmt ſich der gewaltge Fels.

Mit des Schwertes ehrner Spitze
Gräbt in dieſe Felſenſitze
Robert ſeine Liebe ein.
Und er fleht: „Ihr frommen Chriſten,
Naht ihr jemals dieſen Küſten,
So erbarmt euch unſrer Pein
Wollt die Seelen nicht vergeſſen,
Die euch dieſer Stein benennt,
Leſ't uns hundert Seelenmeſſen
Und erfüllt das Sacrament."

Und er pflanzt zum Kreuzeszeichen,
Als ein Denkmal ihrer Leichen
In den Felſengrund das Schwert
Als er ſo ſein Werk beendet
Und die fromme Pflicht vollendet,
Ward ſein letzter Wunſch erhört.
Denn er hat ſich aufgeſchwungen,
Wie die Sehnſucht ihm verhieß,
Und die Liebe hat errungen
Das verlorne Paradies.

Glückwunſch

zur

Funfzigjährigen Amtsfeier

des

Königl. Preuß. Geheimen Staatsraths

Herrn Friedrich Auguſt von Stägemann,

dargebracht

vom

Preußiſchen Grenadier.

Nach ſiebzigjähr'ger Grabeswacht
Verließ ich ſie einmal,
Und eile heut aus meiner Nacht,
Zu Dir, mein General.

Zu rapportiren komm ich her
Vom Liedervater Gleim,
Und bat zu Deinem Feſt ihn ſehr
Um einen kräftgen Reim.

„Geh, ſprach er, bring ihm Geiſterdank
Für all ſein Thun und Mühn,
Wie Schwertſtreich flammte ſein Geſang
In heißem Rachegrühn.

„Als Preußens blitzbeſchwingter Aar
Siegſinnend erdwärts flog,
Und Friedrichs-Ehre, leuchtend klar,
Mit Wolken ſich umzog;

„Da wollt' uns Geiſtern ſelbſt das Herz
Vor tiefem Weh vergehn,
Obwohl wir im verworrnen Schmerz
Das Ziel vorausgeſehn.

„Doch ob die Hölle gierig ſchnaubt
Mit immer neuem Krieg,
Du bebteſt nicht, herangeglaubt,
Ein Mann, haſt Du den Sieg

„Das Schlachtfeld der Gedanken lag
Dir Rund'gem offen da,
Dort ſahn wir ihn am heißen Tag
Einwirken fern und nah.

„Den Ränken hat er nachgeſpurt,
Die Argliſt tückiſch ſinnt,
Vom Redezauber unverführt,
Der Starke ſelbſt umſpinnt.

„Sein Geiſt, mit Hardenbergs vereint,
Vom Marke Steins genährt,
Drang furchtlos vorwärts auf den Feind,
Vorwärts, wie Blüchers Schwert.

„Und wenn nach ſchwerem Tag die Nacht
Ihn ſchlummerlos umfing,

Dann hat er ſich ein Lied erdacht,
Das uns zu Herzen ging.

„Ein Lied, von Hoffnung früh geſchwellt
Und edler Zuverſicht,
Das morgendlich ſich aufgehellt
In Sieges Luſt und Licht.

„Ein Lied auch, das mit grimmer Wuth
Im Jambenſturmſchritt dreht,
Das ſich berauſcht in Feindesblut
Und rächt den Heldentod;

„Doch das nach heiß errungnem Sieg
Dem wunden Kaiseraar
Von der gerechten Rache ſchwieg
Und heil'ge Wehmuth war.

„Wer alſo thun und dichten kann,
Der Mann iſt hochbeglückt,
Auf ſolchen Steg geh' jeder Mann,
Auf welchen Preußen blickt!"

— Wohl angemaßt im edlen Kreis
Hab ich die Rede mir,
Doch iſt mir Herz und Bruſt ſo heiß,
Drum hört den Grenadier.

Statt aller Worte nur noch eins
Ertön' in dieſem Saal.
Gebt mir den Becher alten Weins:
Dir gilts, mein General!

Er lebe lange Jahre noch,
Stoßt Alle mit mir an,
Hoch leb' er, hoch, und dreimal hoch!
Tyrtäus-Stägemann!

— Das ſchallte gut. Nun kehr' ich heim,
Gekräftigt und erbaut,
Und melde meinem Vater Gleim,
Was ich allhier geſchaut.

An Varnhagen von Enſe.

Den 17. Auguſt 1833.

1.

O weine nicht! Denk an die namenloſen
Millionen Schmerzen, ſtummverſeufzte Klagen
Um dunkle, ſpurlos heimgegangne Lieben.
Dein Schmerz gehört der Welt. Sie hilft Dir tragen.
Und ſiehe nur, des Lebens friſche Roſen
Hat ſchon Dein dürres Dulderkreuz getrieben.
Dir iſt ein Wort geblieben,
Ein Laut von jenem Worte, das geweſen
Bei Gott dem Herrn im Anfang aller Dinge,
Ein erſtes Glied im großen Weſenringe,
Jung wie die Urwelt, klar und auserleſen.
Und dieſes Wort, die Saat zukünftger Zeiten,
Darfſt Du es nicht apoſtelgleich verbreiten?

2.

Und weine doch! Dir war es ja zu eigen,
Du haſt es als Dein Eigenſtes genoſſen,
Was uns als Geiſtesheldenthum entzückte.
Die Lippen, die von Weisheit überfloſſen,
Sie mochten Dir ſich lieb und mild bezeigen.
Dies Weltenauge, dies der Erd entrückte,

Das rück- und vorwärts blickte,
— Schon fühlen wirs in Geist und Herzen tagen
Vor der prophetisch rücksichtslosen Wahrheit
Und das Verworrne lichtet sich zur Klarheit —
Dir sprach es Liebe, menschliches Behagen
Drum weine Du aus angstgepreßtem Herzen,
Denn gleich vor Gott sind alle edlen Schmerzen.

3.

Jetzt hab ich Deine Stille unterbrochen,
Ein Recht zu wahren, das die Spätgebornen
An Jener haben, die uns so entzündet.
Wir dürsten nach dem Worte der Erkornen,
Denn wir sind Nachwelt, der ihr Mund gesprochen
Die Weisheit, die der Herr in ihr gegründet,
Sie werde laut verkündet;
Denn Menschenwitze ist sie nicht verpflichtet.
Die das Orakel der Prophetin deuteln,
Die kleinen Seelen, die befangnen, eiteln,
Sie wissens nicht, sie haben sich gerichtet.
Sibyllas Blätter mußten früh verderben:
Die Zeit ist reif und wir sind Rahels Erben.

Prolog

zum

Sommernachtstraum.

(Walddecoration. Ouvertüre von Felix Mendelsohn-Bartholdy.)

Das Spiel verklingt, die elfenhaften Töne
Verhallen leis' in unserm Laubengrün.
Der duftge Wald, der Mondschein, die Erwartung,
Was wir Euch bringen — Zehen gegen Eins! —
Macht zum Phantasten jetzt den Nüchternsten.
Nun, denkt ihr, schmilzt die starre Hinterwand
Und neue Perspective stellen sich
Mit üppgen Blumen, niegeseh'nen Bäumen
Dem trunknen Auge dar: Viole haucht
Dufthymnen in die laue Sommernacht
Und lugt vor Liebe gleich nach einem Sterne,
Der einst mit ihr am schwesterlichen Geisblatt
In holder Eintracht stand. Der Gießbach rauscht,
Der Springinsfeld, in übermüthgem Zickzack,
Indeß der graue Wasserſturz, der alte,
Wie ein Präcepter mit dem Barte wackelt:
Das Alles soll, leibhaftig dargestellt,
Vor Euch sich aufthun. Was ein fühlend Herz
Sich bei der Sommernacht nur träumen mag,
Die Attribute dieser Gottheit alle,

Die ſchwüle Luft, das heißerſehnte Naß
Langaufgeſparter, ſchwerer Regentropfen
Mit Gier auffangend, Nachtigallen rufend
Aus jenem Buſch, und kreuz und quer und nirgend
Glühwürmchens Fackel, die das ferne Leuchten,
Das tragiſch ernſte des Gewitterhimmels,
Wie ein Gracioſo äfft. Schon ſeht Ihr Elfen
Aus Buſch und Bäumen trippeln, Oberon
Stößt in ſein Horn, Titania verſammelt
Aus Roſ' und Tulp' und Lilie, wo ſie ſchliefen
In Traum gewiegt, die Elfendienerſchaft,
Und in des Hains geheimnißvollem Schweigen
Beginnt der Elfen bunter Freudenreigen.

Die Herrlichkeiten alle wollt Ihr ſehn,
Mit Händen ſehen und mit Augen greifen,
Und ſchenkt uns auch kein Jota? Ja, Preſit Mahlzeit,
Wenn wir das könnten, wenn die Sommernacht,
Wie Shakeſpears Hirn ſie träumt', auf unſern Ruf
Vor Euch erſtünde, käm' ich nicht hieher,
Um Euch zu ſagen, was wir eben nicht
Darſtellen können. Weislich haben wir
Die ganze Sommernachtstheaterwirthſchaft,
Papierne Flügelchen, mit Blau und Mennig
Bunt angemalt, Goldſchaum, Carmin und Flitter,
Die Zindel, Pappen, Lampen, Lilienſtengel,
In Ruh gelaſſen haben wir den Plunder,
Der ungeboren in der Nibbe ſchläft.
Denn heut iſt Faſtnacht. Nur die Rüpelſcenen,
Das luſtig Trauerſpiel und kläglich Luſtſpiel
Von Pyramus und Thisbe, ſchälten wir,
Um faſtnachtlich zu reden, aus dem Kräpfel
Als ſüßes Eingemachte nur heraus.

Damit Ihr aber den Zuſammenhang
Nicht ganz verliert, nehmt als Vermittler mich,
Der ein'ge Zwiſchenſcenen aus dem Buch
Vertragen ſoll. Zwar weiß ich wohl die Stelle
Zu würdigen, die man mir zugetheilt:
Denn das Vermitteln iſt ein kläglich Ding,
Wie Lichterputzen etwa: — macht mans gut,
„Was weiter!" ruft die Schaar der Spottenden,
Und putzt mans aus, „der arge Tölpel!" heißts.
Ihr wißt, der Nachbar und das Juſtemilieu
Kriegt immer Prügel. Dennoch, Euch zu lieb,
Hab' ich in meiner ſtattlichen Perſon
Die Elfenchöre, Oberon und Puck
Und Theſeus und Hippolyte vereinigt.
Ich weiß es ja von längſt, Ihr richtet billig,
Seid, einem Scherz Eur Ohr zu leihen, willig:
Von Dichters Uebermuthe nichtverletzbar,
Ergetzt Ihr gern Euch, denn Ihr ſeid ergetzbar.

Und nun erlaubt mir, daß ich in die Scene
Mit lautem Hellah rufe. Unſre Spieler,
Sie können's nicht erwarten, ihre Parten,
Die coloſſalen, aus dem Stamm gehauenen
Urſpäße Shakespeare, krauſe Faſtnachtslaunen,
Die durch Jahrhunderte ſich durchgeſchlagen,
Mit trefflichem Humor Euch vorzutragen.
Zwar ſind ſie nicht gar ſorgſam aufgeputzt,
In Eile nur phantaſtiſch zugeſtutzt,
Und einige von unſern erſten Sternen,
Sie haben keinen guten Kopf zum Lernen.
Doch wenn ſie ſtottern, aus der Rede fallen,
Das Stichwort überhören, wenn von Allen
Nur der Souffleur gehört wird, wenn der Vorhang

Zu frühe ſank, zu langſam ſich emporſchwang,
— Wir merkens nicht und merken wir auch was,
Das iſt ja grad der rechte Faſtnachtsſpaß.

(Nach der Bühne gewendet.)

Jetzt, Freunde, was uns ſchier den Muth gebrochen,
Ich hab es frei vom Herzen mir geſprochen.
Das Feld iſt rein, ich hab ſie präparirt.
— Der iſt ein Thor, der ferner ſich genirt.
So kommt hervor, thut Eure Schuldigkeit
In keckſter Faſtnachtsrüpelhaftigkeit!
Wer ſeinen Part recht toll zu ſpielen weiß,
Dem lohnt am liebſten dieſer edle Kreis.

Epilog

zu

„Was Ihr wollt."*)

Der Narr ſpricht.

„Was Ihr wollt!" Mit dieſem Motto
Wünſcht der Narr zu guter letzt,
Daß Ihr in dem großen Lotto
Niemals eine Niete ſetzt.
Was wir wollten, dies zu leiſten,
Es gelang uns freilich ſchwach,
Doch des Höchſten ſich erdreiſten,
Zieht vielleicht ein Hohes nach.

Hörtet Ihr am grünen Hange,
Wie der Vogelſteller pfeift,
Wenn mit ſchmelzendem Geſange
Er ſein Netz am Boden ſchleift?
Vogelſtimmen nachzuahmen
Iſt ſein einziges Geſetz,
Jedes bei dem eignen Namen
Lockt er ins verborgne Netz.

*) Nach einer Aufführung dieſes Stücks, die einen Cyclus von Vorſtellungen beſchloß.

So die Muſen einzufangen
Dachten wir in unſerm Wahn,
Wenn wir ihre Lieder ſangen,
Müßten ſie vertraulich nahn.
Nur von Ferne nachgeſtammelt
Wurde ihre Sprache zwar —
Ob ſie doch ſich hier verſammelt?
Ob es doch ihr Echo war?

Aber nun ſind ſie nicht länger
An die Bretterwelt gebannt,
Weil das Volk der bunten Sänger
Schon die freien Flügel ſpannt.
Ihre bunte Frühlingsbühne
Aufgeſchlagen hat Natur
Und wir ſchweiften durch die Grüne —
Nein, wir ſtehn und lauſchen nur.

Heimchen präludirt im Raſen,
Nachtigall rührt jedes Ohr,
Rabe krächzt Tyrannenphraſen
Und die Eule ſpricht den Chor.
Doch ſein Stichwort hat vergeſſen
Dort ein ungezogner Bach,
Und er poltert recht vermeſſen
Spieler uns und Hörer wach.

Luſtig durcheinander toben
Alle Stimmen der Natur,
Aber eine Hand von oben
Hält ſie auf der rechten Spur.

Wenn wir hier uns vollgetrunken
Aug und Seele und Gemüth,
Wenn von ihrer Gluth ein Funken
Uns im Innern angeglüht:

Wenn wir Farb und Klang, erhellen
Ueber all die Herrlichkeit,
Durchgeprest und durchgequellen,
Von der Erdenangst befreit:
Dann mit neugestärkten Sinnen,
Leisem Ohre, hellen Blick,
Lenz im Winter zu gewinnen,
Kehren wir zur Kunst zurück.

Fenſterliebe. *)

Von

Herrmann Marggraff.

Keine Liebe iſt excentriſcher als die Fenſterliebe in Berlin. Die wolluſtweichen, lauen, duftigen Nächte Italiens, wo Gewürze, Mandolinenklange und Mondſtrahlen in Eins verſchwimmen und in die Seelen der Liebenden ſanft zudringlich ſich einſchmeicheln, ſind nichts gegen eine ſolche trübe, ſchwerdunſtige, zwiſchen Trockenheit und Feuchte unbeſtimmt ringende Herbſtfenſterſtunde in Berlin, welche von einem Studenten, angehenden Auscultator oder einem Renegaten des Schulamts muſſig betriebſam verdämmert und verträumt wird. Es geht nichts darüber, als ſo am Fenſter ſtehen und das Fräulein gegenüber im ſtickenden oder ſtopfenden oder einem ähnlichen Zuſtande lieb haben. Man fühlt ſich, Sie und Alles — Alles in Einem, und die Eine in Allem, was man denkt und fühlt. Eigentlich denkt man gar nichts, aber dies gar nichts iſt auch etwas, es iſt ſogar viel und hinreichend für einen Berliner Studenten,

*) Siehe Wahrheit als Dichtung.

dem man im Auditorium No. VIII. oder XVII. Alles vordenkt, vorfühlt und vorschematisirt, was er als Theologe oder Philosoph brauchen und sich zu Nutze machen kann. Glas soll zwar ein schlechter Leiter sein; aber das Fensterglas in Berlin hat seine absonderlichen Eigenschaften, und die Berliner Liebe ihre eigenthümlichen elektrischen Gesetze. Hier isolirt das Fensterglas nicht; es schlafen vielmehr magnetische Beziehungen in ihm, welche, durch die sehnsüchtigen Blicke der beiden Liebenden geweckt, sie mit einander in Rapport setzen und die Gefühle herüber- und hinübertragen.

Ich habe mich nie in einem getheilteren dreidoppelmenschartigen Zustande befunden, als damals, da zu gleicher Zeit drei meiner zärtlichsten Freunde an dieser Fensterliebe litten und ihr Leben fast ganz, ihren Verstand aber halb darüber einbüßten. Ich war ihr Vertrauter, ich vernahm ihre Klagen und Wünsche, ich sollte trösten, helfen, mich mitfreuen, mitbetrüben — was sollt' ich nicht Alles? — ich — ich Armer! — Sie wußten nicht, daß auch ich auf dem Punkte stand, zu fallen und durchs Fenster zu lieben. Denn einer, der durchs Fenster liebt, ist nichts als ein gefallener Engel — ein böser Geist treibt ihn; Rachsucht, Eifersucht, Bosheit und Liebeswuth verzerren seine schöne Seele und bringen sein Christenthum herunter.

Das erste dieser Objecte, von dem ich sprechen will, war mein Stubenbursch, der denselben Antheil wie ich an Wohnung, Meublement, Feuerung, Licht und Fensterbrett hatte. Der Mensch war keine Antinouesschönheit; es hätte einem Hadrian Schande gemacht, ihn verbildsäulen zu lassen; ich hätte seine ganze Person für die äußerste Handspitze oder jede sonstige Extremität am belvederischen Apollo dahingegeben. Was seine Poesie betrifft, so bestand sie aus Lehm; seine Phantasie aus Eisblumen; sein Kunstgeschmack aus einigen Abschnitzeln, die ihm aus einer ästhetischen Vorlesung übrig geblieben waren. Er wußte etwas von der ionischen und korinthischen Säule, von

den Anten und den Caryatyden, und was er davon wußte, das brachte er immer an unzugehörigem Orte an, die Lehre von der korinthischen Säule bei der dorischen des neuen Wachthauses, die Lehre von der Ante bei den Caryatiden des Finanzministeriums und die von den Caryatiden bei den Anten des neuen Museums. Wir waren in poetischer Hinsicht Gegenfüßler. Er wohnte auf der kalten Nordseite und kam mir oft wie jener Mammuth vor, den man mit getrockneter Haut eingefroren im Eise fand und dessen Knochen zuletzt die Wölfe benagten. Aber er hatte ein gutes Herz und ist seitdem ein verständiger Mensch geworden, der sich äußerlich wohl zu benehmen weiß und sich schöne und brauchbare Kenntnisse für Schule und Haus gesammelt hat.

Das aber war sein Unglück, daß er ein gutes Herz hatte, und daß man ihm sein gutes Herz, ehe er noch um die Straßenecke bog, schon im Voraus ansah. Er trug es auf der Nase, auf der Lippe, in den Augen — er war unter keiner guten Constellation geboren; vielleicht unter dem Zeichen des Krebses; denn ehe es mit seinen Liebesabenteuern vorwärts ging, ging es auch immer schon wieder rückwärts. Wie werden späterhin sehen, welchen Einfluß die Krebse auf ihn oder welchen er auf sie, die gesotten waren, ausgeübt hat.

Die Berlinerinnen bilden ein eignes Amazonenvölkchen. Jeder bloß Gutmüthige ist ihr geborner Feind, den sie verachten, mit dem sie kämpfen auf Tod und Leben, den sie mit ihren Blicken durchbohren und mit Sottisen und Anspielungen schmerzhaft verwunden. Ich kenne deren, welche, im Angesicht meiner leiblichen Gutmüthigkeit, die ihnen unleidlich war, behaupteten: kein junger Mensch, sei er noch so solide, könne auf ihr Herz Eindruck machen, es sei denn, er habe etwas Malicieuses und Moquantes an sich. — Und ihr, meine lesenden und mitfühlenden Jünglinge, werdet euch erinnern, hinter den Fen

stern in der Koch-, Schützen-, Mohren- und Taubenstraße Mädchenconglomerate beim Kaffee und Strickstrumpf gesehen zu haben, welche, wenn ihr vorüberginat, die Köpfe zusammensteckten, wie junge halbfertige Küchlein, und auf eine Weise tuschelten und lachten und sich bemerkbar machten, daß hier an einer sich so eben erzeugenden und euch betreffenden Moquerie gar nicht zu zweifeln war. Ich weiß, daß ihr, kaum dieser Spottlinie entrückt, euch betrachtet habt vom Kopf bis zur Sohle, von der äußersten rechten bis zur äußersten linken Rippe, eure ganze Central- und -Durchschnittsphysiognomie hindurch, und daß ihr in dem ganzen Bereich eurer körperlichen Ausdehnung keinen auffälligen Punkt bemerken konntet, als einen fast außer eurem Gesichtskreise befindlichen verschobenen Vatermörder.

Nach dieser Abschweifung und Herzensentlastung kehr' ich getrost zu meinem studentischen Freunde, der an der Fensterliebe litt, zurück. Die ersten Symptome bestanden in einem unstäten Umherrollen der Augen, die von dem weißen Papier immer wieder abglitten, um auf den Fenstern gegenüber mit ihrem Quantum von sehnsüchtigen Blicken auszuruhen. Ich sah in solchen Fällen nur das Weiße im Auge; das Braune war jenseit. Sodann schienen seine geistigen Functionen gestört, seine Denkprozesse unabgeschlossen, seine Ideen durchbrochen zu sein. Er schämte sich, mir ein Geständniß abzulegen — ein qualvoller Zustand, den er nicht lange mehr ertragen konnte. Jeder Liebende, der in die Blüthe seiner Liebe tritt, will einen Vertrauten haben. Ich wurde es, eh' ich mich lassen versah.

Es dürfte an der Zeit sein, wenn auch nicht zeitgemäß, unsre Ansichten über die querüber wohnende junge Dame festzustellen. Sie gehört zu einer dünnbevölkerten Familie, welche aus ihr und einem bejahrten Elternpaare besteht. Dem Erzvater, der oft im Fenster liegt, sieht man den Bankerottirer

an; man ſieht, er rechnet; die Zahlen ſtehen ihm dick an die Stirn geſchrieben; er hat eine weiße Schlafmütze auf, ein rechtes Neſt, worunter die alten Sorgen immer neue gebären können. Sein weiter Schlafrock ſcheint nichts anders zu ſein, als eine unnatürliche Fortſetzung der capitalen weißen Schlafmütze. Die Stamm- und Erzmutter iſt wenig zu ſehen. Sie concentrirt ihre geſammte Lebensthätigkeit auf ihre Tochter. Nur wenn dieſe ausgeht, faßt ſie einen kühnen Entſchluß; ſie öffnet das Fenſter, ſie ſtreckt ſich mit dem Oberleib ins Leben hinaus, ſie überwindet ihre Scheu vor Luft, Menſchen und Sonnenlicht, um jetzt mit ihren nachſichtigen Blikken die zärtliche Taille ihrer Tochter zu umſpannen, jetzt ihre zierlichen Schritte zu muſtern, zu meſſen, abzuzählen; und, wenn die jungfräuliche Geſtalt um die Ecke biegt, befriedigt und beſeeligt in ihr klöſterlich häusliches Leben zurückzutauchen. Die Tochter ſcheint der nährende Beſtandtheil in dieſer herabgekommenen Familie zu ſein. Sie iſt Geſang- und Clavierlehrerin. Ihre Stimme klingt wie Metall, gediegen, goldflüſſig; ſie beſteht aus Schmerz und Sehnſucht, aus einer progreſſiven bis zum reinſten Aether ſich abdämpfenden Reihe von Thränen, welche durch einen wunderbaren halb organiſchen halb geiſtigen Prozeß in eben ſo viele halbe und ganze Töne ſich umgeſetzt haben. Dieſe ſchöne geiſtige Stimme muß jetzt der leiblichen Erhaltung und dem vegetativen Elemente ſich opfern. Sie wird ſich aufreiben müſſen, wie Metall an Metall — das Metall der Stimme an dem Metall des Geldes und des Stundenhonorars. Unſre Zeit, glühend wie Moloch, fordert Opfer, unzählige — ihre eigenen Kinder. — Ich glaube nicht, daß ſie ſchön war. Unſre melodiſcheſten Singvögel haben ein düſtres Gefieder. Die vierzig Fuß breite Straße ließ keine Erkenntniß, nur eine Vermuthung zu.

Es war an einem ſchwülen Juniusabend. Nie ſang ſie reiner, quellender, ſehnſuchtsvoller, ſie wetteiferte mit den Nach

tigallen, die man nicht hörte, weil ſie außer den Thoren ſangen. Mein verliebter Freund ſtand am Fenſter. Ich ahnte, was in ſeiner Seele vorging. Er bot mir ſeinen ungefährdeten Rückhalt dar; ſeine Front, in Form eines geſchloſſenen eckigen Quarrés, war dem feindlichen Feuer ausgeſetzt, geſchlagen, durchbrochen bis zum Herzen, dem Hauptquartier im Mittelpunkt. Endlich hatte ſie ausgeſungen, wenn man ausgeſungen nennen kann, was in dem Herzen meines angegriffenen Freundes fortſang. Ein Centralſeufzer diente als Entlaſtungszeuge — dann ſprang der Menſch, obgleich er nie Turner geweſen, mit einem kühnen Satze auf mich zu, umhalſte mich, rief: ich liebe Sie — ja, Freund! ich liebe Sie — „Wen? mich?" — fragte ich, das liebende Ungethüm von mir ſchüttelnd. — Ja, Sie, und die Welt und Alles — es iſt Alles identiſch — heut iſt Alles ein und daſſelbe, nur Ein Weſen und dies Weſen iſt ein Urweſen, Sie iſt's, Sie, das Grundprincip der Liebe, wie die Liebe das Grundprincip aller Dinge iſt in uns und außer uns und vor und hinter uns — Sie hat die Welt geſchaffen — die Welt ſchuf ſie — Sie iſt das Fixum. Ich fühlte nach ſeinem Kopfe — noch hatte er einen; aber nicht lange mehr — er taumelte in den Lehnſtuhl; er ließ ſeinen Kopf hängen, ſo tief er vermochte, daß er faſt zu ſeinen Füßen lag.

Jetzt war das Jammerbild vollſtändig. Er ſah aus wie ein zuſammengeklapptes Taſchenmeſſer oder wie ein unſcheinbares Päckchen voll ſchwarzer Wäſche. Humor und Wehmuth überfielen mich wie angeſüßter Weineſſig. Ich ſetzte mich zu ihm, ich tröſtete ihn, ich ſchmeichelte ihm, ich rief ihn bei allen ſeinen Vor- und Zunamen und bei den Ehrentiteln, die er als Tertianer von ſeinen gelehrten Mitſchülern erhalten hatte. Und er ſchlief unter meinen Händen ein. Als er aufwachte, war es in ſeinen Kopfe lichter und draußen finſter geworden. Wir beſprachen uns herzlich und vernünftig — was beides

nicht hierher gehört. Aber das Reſultat, welches aus unſrer Geheimerathſitzung hervorging, muß ich erwähnen.

Ich rieth dem Unglücklichen, einen Schritt vorwärts zu thun und der Sängerin ſeinen Beifall kund zu geben. Aber wie? — Ein Schrei durch das Fenſter über die Straße hinüber konnte uns bei der Polizei verdächtigen, und als der Anfang eines Ständchens betrachtet werden, das, wie man weiß, jetzt zu den verbotenen Früchten gehört und einer von der Polizei contraſ...en Erlaubniß bedarf. Wir gingen alle fünf Sinnenwerkzeuge durch. Gehör, Geſchmack, Geruch, Gefühl, mit ihren Repräſentanten Ohr, Zunge, Naſe und Fingerſpitzen wurden als unzuläſſig und unbrauchbar verworfen. Wir blieben bei dem Geſicht ſtehen. Das Unmögliche, einen Beifallsruf ſichtbar zu machen, wurde gerade durch die eingebrochene Finſterniß möglich. Ein halber Bogen Velinpapier reichte hin. Mit coloſſaler Fracturſchrift wurde das verhängnißvolle Wort: Bravo! leſerlich ausgeſchnitten, der Bogen gegen das Fenſter gelehnt und dahinter eine Erleuchtung von eigenthümlicher Erfindung angebracht. Einige Schatten ſchwebten am überſtraßiſchen Fenſter hin und her. Die Sängerin war unter ihnen; ihre Gegenwart wurde wenigſtens präſumirt. Es war kein Zweifel, daß wenigſtens eins der Familienmitglieder die Transparentſchrift bemerkte, las, mittheilte. Die Wirkung mußte überraſchend, erſchütternd und eben durch die Plötzlichkeit der Erſcheinung günſtig ſein. Heut, wo ſich die Schlafenszeit näherte und bei der Sängerin nach einem ſo eigenthümlichen Eindruck Nerven- und Hautabſpannung folgen mußte, war nichts weiter zu erwarten. Morgen, das fühlten wir, mußte es einen entſcheidenden Tag geben.

Ich weiß nicht, wie lange und wie viel mein ſchwer geprüfter Freund geſchlafen hat. Als ich aufwachte, ſchien bereits die Sonne von Auſterlitz. Ein Schlafrock, des Inhalt das Unglück in Geſtalt meines Freundes war, lag im Fenſter. Er

erwartete sehnsuchtsvoll, ob die Liebliche erscheinen und sich zu ihm neigen wolle. Drei Stunden lang harrte er und kämpfte während dieser Spanne Zeit ein ganzes Jahrhundert von Schmerzen, Qualen und Hoffnungen durch. Das Leiden der Fensterliebe offenbarte sich an ihm in aller seiner Größe und Furchtbarkeit. Er sah ungewöhnlich blaß aus und herbstlich vergilbt.

Aber die Liebliche zeigte sich nicht. Die Sonne stand hoch; der Tag war sehr schwül; die Liebe schlug ihn zum Ritter und brachte ihn zu einer ritterlichen Verzweiflung. Er zog sich vom Fenster zurück; er schien auf eine ehrenvolle Flucht zu denken. Das Flucht- und Verzweiflungswort der Herren von Sempach: die Hengste her! schwebte auf seinen bleichen Lippen. Aber aus der Flucht wurde nichts, vielmehr ein neuer Ausfall auf mich, seinen Rathgeber. „Du hast meine gute Sache verrathen" rief er wild — „du hast meine Liebe zur Erscheinung gebracht, ehe die Zeit da war. Was wird das liebe Mädchen von ihren Aeltern zu leiden haben? Ich leide mit — qualvoll. Gott! Gott! ist es nicht genug, daß Studenten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" — Ich lachte so intensiv, so innerlich, daß mir die Thränen über die Backen rollten. Mein Freund wurde gerührt. „Ich vergebe dir" rief er zärtlich. „Du hast in bester Meinung fehlgegriffen. Nun haben wir die Folgen." „Folgen?" antwortete ich — „ich sehe keine." „Das eben sind die schlimmen Folgen unsrer Handlung", sagte er, „daß sie gar keine gehabt hat. Warum erscheint sie nicht am Fenster? warum erscheint sie nicht, umgeben von ihren Eltern rechts und links? sie in der Mitte? ein schönes Bild häuslichen Glückes, eine Tripel-, eine Vellealliance?" „Du wirst mir zugeben müssen," fiel ich ihm ins Wort, „daß es dem Mädchen vor Allem daran liegen muß, doch möglichst bald zu heirathen." Er riß die Augen weit auf; er starrte mich an.

„Nun weiß sie aber," fuhr ich fort, „daß ihr Erscheinen hinter Fensterglas und Rahmen deine Gedanken abzieht, dein Brotstudium hindert, und daß jede Minute, so verloren, Eurer Ehe abgebrochen wird." Das leuchtete ihm ein. Ich erinnere mich jedoch, daß er früher, wenn sie am Fenster erschien, laut radotirte: sie solle seine Muse sein und ihn zum unausgesetztesten Fleiß — Ochsen, wie er sich studentisch ausdrückte — begeistern. Wie dem auch war, mein getrösteter Freund drückte mir gefühlvoll krampfhaft die Hand.

Ein Wagen rollte drüben vor — er rollte mit meines Freundes Augen um die Wette. Außer sich stürzte er an's Fenster, ich ihm nach; die Pferde gehörten zu den phlegmatischen Geburten der Mark; sie ließen traurig die Köpfe hängen. „Alles," rief er in voller Extase der Liebe, „Alles, was in ihre Sonnennähe tritt, nimmt den Ausdruck der Sanftmuth und zarten Gesinnung an — sogar die Pferde." Darauf wandte er sich kurz entschlossen zum Schreibtisch. „Ich bin zu weit vorgeschritten, ich habe mir den Rückweg versperrt; also vorwärts," sagte er, ergriff hastig einen Bogen Velinbriefpapier und schrieb mit dicker Tinte und möglichst größter Schrift darauf: **Blumengarten Abends sechs Uhr.** — Mit diesem Bogen trat er an's Fenster. „Gieb Acht, wenn sie erscheint, und sag's mir!" flüsterte er mir zu. Ich fing an, seine hochfliegenden Pläne zu begreifen. Sie erschien wirklich am Fenster. Er hielt den Bogen vor seinen Unterleib; er zitterte heftig; das Papier floß in seiner Hand; er konnte nicht aufblicken. Als das Mädchen ihr männliches Gegenüber in solcher sonderbaren, zweifelhaften Stellung sah, drehte sie ihm rasch den Rücken. „Sie winkt mir zu," rief er, „sie hat's gelesen; sie kommt, gewiß, sie kommt." Er schwang das Papier wie eine Fahne über seinem Haupte. Mir schwindelte der Kopf; ich griff nach dem Hute, nach seiner Hand, drückte

sie, wie bemitleidend, und floh das beengende Gemach der wüsten Liebestollheit.

Mir saß selbst etwas Narrheit in den Gliedern, die ich verlaufen und verplaudern wollte. Ich suche den vernünftigsten, den theuersten unter meinen Freunden auf, den, mit dem ich genau sympathisirte, dessen Phantasie nicht aus Eisblumen, dessen Poesie nicht aus Lehm bestand, sondern aus scharfkantigen Marmorblöcken, gediegenem Granitgeschiebe und edlem, durchsichtigen Gestein. Helvetius war bis zu dem Grade liebenswürdig, bis zu welchem er es sein wollte; der höchste Grad der Liebenswürdigkeit blieb ihm also nicht verschlossen; aber er gelangte selten dahin, weil er selten seinen chevalerieskeu Fähigkeiten den Zügel schießen ließ. Er litt am englischen Spleen, der mit gutmüthigen schlesischen Zwischenlagen durchschossen war. Am wohlsten befand er sich in einer launevollen Stimmung. Die Welt war mit ihm zufrieden, keineswegs er mit ihr. Von wesentlich gutmüthiger Grundlage, hatte er sich ein wenig Bösartigkeit eingeimpft. Dieser anziehende Gegensatz zwischen gefälliger Kindlichkeit und raffinirter Malice, deren Folie ein poetisches Etwas blieb, das sich nicht weiter erklären läßt, verschaffte ihm unter den Berliner Damen eine bedeutende Faction. Er zählte eben so viele Anhänger als Anhängerinnen. Er hatte seinen Schweif wie O'Connell und spielte den Agitator in seiner weiblichen Nachbarschaft.

Heute war er unruhig, bewegt, in einer vibrirenden Stimmung, wie ein Zitteraal. Seine Lippen zuckten, das Embryo von Stutzbärtchen mit, die Augen schweiften umher, die Brauen flogen auf und nieder, als wollten sie auf der Stirn promeniren gehn. Durch einen mir bis dahin noch unbekannten Kunstgriff zog er mich zum Fenster. Ich wußte nicht, wohin sein Auge ging; aber es war nicht bei ihm. Um seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas zu fixiren, erzählt' ich ihm von den Leiden der Fensterliebe, von meinem unglücklichen Stuben-

burſchen und wie er nahe daran ſtehe, über ein angelaufenes Fenſter und eine dahinter befindliche ſchlanke Taille nicht Reich und Leben, aber das, was er noch einigermaßen hätte, ſeinen Kopf zu verlieren. „Hat er Beweiſe ihrer Zuneigung, der Unglückliche?" fragte Helvetius. „Beweiſe, freilich," erwiederte ich „aber entweder ſolche, die nicht bewieſen werden können oder ſolche, die überhaupt nichts beweiſen." Helvetius: „der Narr! und dennoch liebt er?" Ich: „Freilich liebt er — über die Straße, über zwei Bürgerſteige hinweg, durch ein Doppelfenſter hindurch." Helvetius: „Ohne Dokumente?" Ich: „ohne Dokumente. Selig ſind die da glauben." Helvetius: „Wie glücklich ich bin! ich habe ſie." „Wen?" „Beweiſe." „Wovon?" „Von ihr!" „Von wem?" „von ihr — dort — am Fenſter — ein Engelskind — ſie liebt mich — ſie! — Wie ſie mir zulächelt! Wie zart! wie gefühlvoll! Wie ſie ihr Butterbrot ißt! Wie idylliſch — wie gemüthlich! Jeder Biß geht mir ins Herz! Ach, Butter! Butter!" „Kann auch Schmalz ſein" ſeufzt' ich auf. „Ach! Schmalz, Schmalz!" ſeufzte er. — Dieſe Wechſelrede ging aber ſo ſchnell auf der Leiter der Verwunderung meinerſeits und der Extaſe ſeinerſeits, daß ſeine Antworten immer früher da waren, als meine Fragen.

Ich muß hier eine topographiſche Beſchreibung folgen laſſen. Das Haus, von dem aus geliebt wurde, ſtieß auf eine kurzdicke Straße, an deren Ende auch das ſchärfſte Auge nichts Weibliches entdecken konnte. Die Direction der Liebe ging alſo die Straße, in welcher mein Freund wohnte, hinunter nach rechts, und blieb in einer dritten Straße, in welche jene auslief, haften. Ungefähr ſo: $\overrightarrow{a}\,|^{b}$ a zeigt das Haus meines Freundes, der Pfeil die Richtung ſeiner Liebe, b das Haus der Geliebten, wo hinter einigen Blumentöpfen etwas Weißes wie ein unſchuldiges Jungfrauenkleid nebſt Füllung zu bemerken war. Helvetius leiſtete alſo das Möglichſte; er liebte über zwei Straßen hinüber, die eine der Länge, die andre der Breite

nach. Ich hatte mich bald orientirt; aber der Kopf wirbelte mir. Ich fragte nach den Beweisen. Schriftliche hatte er nicht, aber er sagte mir, er sei ein Jagdliebhaber und sähe scharf; es könne ihm nichts entgehen; jeden Zug in ihrem Gesichte bemerke er und was ihre Charakterzüge beträfe, so wären sie edel, und was die Dokumente anlange, so wären sie unwiderlegliche und wenn man nach seiner Liebe früge, so wäre sie unverwüstlich und habe einen guten redlichen Zweck; sie dringe auf schnelle Entscheidung und werde an die bereits in das Geheimniß eingeweihten Eltern bald ihren Antrag stellen.

So weit waren wir, als er sich aus dem Fenster zurückzog und ein massenhaftes Paket herbeiholte — Gedichte, ein grundloses Meer von Gedichten, dessen Tiefe mit dem Senkblei der Kritik gar nicht zu ermessen war. Einige hatten nur einen Anfang, andere nur ein Ende; ein großer Theil nur wenige Reimzeilen, welche in die Mitte eines beabsichtigten Gedichts zu gehören schienen. Aechte und unächte Reime mischten sich unter einander, halbe und ganze Füße, lußjauchzende Hoffnung und mürrisch brütende Verzweiflung. Das wogte Alles wie ein empörter Ozean, und die Möwen schrillten und verkündeten Unheil und die Symptome der Seekrankheit waren verhanden — Ekel, Uebelkeit und Aerger am Leben wie am Tode; es war ein Mittelzustand, ein Schwanken, ein Ringen zwischen Leben und Sterben. Einmal nannte er die Augen seiner Geliebten Schlangenaugen; dann wieder war sie eine Rose, oder sonst eine Blume, ein Schwan oder sonst ein Vogel, ein Diamant oder sonst ein Mineral. Die ganze Naturgeschichte, Himmel und Erde und Luft, Höhe und Tiefe hatte er ausgebeutet, um die Gestalt seiner Geliebten unter die Form einer Allegorie zu bringen. Wahrlich! wären die Gedichte nicht so hochpoetisch gewesen — ich hätte sie für sehr thöricht und unverständig halten müssen — des ferngerückten Gegenstandes wegen, welcher hier in die größtmögliche

Nähe gezogen wurde — an den Haaren, würde man sagen können, am Rabenhaar oder dem Goldlocke würde mein Freund sagen. Ob sie blond- oder schwarzhaarig war, konnte überhaupt nicht unterschieden werden, — blieb sich in diesem Falle auch vollkommen gleich.

Mein Herz wollte brechen — und dennoch verzog ich mein Gesicht zum Lachen. „Du lachst" rief er verzweifelnd „wenn sie's wahrnimmt, bin ich ein verlorner Mann." Ich muß aber bemerken, daß ich mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt stand, und daß an meinem Hinterkopfe eher ein Zug der Wehmuth als des Lachens zu bemerken sein mußte. Ich ergriff den Hut. Der Wahnsinn meines Freundes bildete sich vor meinen Augen aus; er kroch in seinem Innern sichtlich empor, leckte nach seinem Gehirn und schielte glitzernd aus seinen verstörten Augen. Mit einem Händedruck nahm ich Abschied. „Unglücklicher" rief ich — „ich bedaure dich und sie, wenn ihr Zustand dem deinen parallel läuft." Er lachte, wie er oft that, zu einem Drittel aus Schaam, zum zweiten Drittel aus Hunger, zum dritten Drittel aus Seelenangst. Ich lachte mit, unwillkührlich — es war das Lachen der Verzweiflung. In verwüsteter Gemüthsstimmung stürzte ich die Treppe hinunter, auf die Straße.

Wohin nun? — Ins Grüne! — Wo ist in Berlin Grünes? unter den Linden voll Staub? in den Gemüsegärten voll Zwiebeln und Knoblauch? Also nach Monbijou! redete ich mir ein. Hier giebt es eine stämmige, schattige, feuchte Vegetation und als Staffage Postschmänner, welche mit den Monbijou-Houri's in gutem Vernehmen stehen. Dorthin schlug ich mich ohne Compaß, ein stürmischer Schnellsegler. Der Tag war heiß. Ich bildete eine förmliche Dampfmaschine, was meinen Gang fördern machte. Mehrere junge Männer, die sich an mir im Schweiße ihres Angesichts vorüberschleppten, sprachen von ihrem vis-à-vis, und wie es so schön sei,

einem hübſchen Mädchen gegenüber zu wohnen. Mich ſchauderte. Ich gelangte in die kleine Präſidentenſtraße. In dem Hauſe, Nr. **, wo ein Federhändler für romantiſche Miethen ein Stübchen bald beſetzt, bald unbeſetzt hat, hing eine Tabackspfeife zum Fenſter hinaus und bewegte ſich wie ein Pendel hin und her. Wo die Pfeife war, war auch mein Freund Ferdinand Albus nicht weit; er war ein Appendix ſeiner Pfeife; man konnte kaum ſagen, daß ſie zwiſchen ſeinen Zähnen hing, er hing vielmehr an ihr, mit den Zähnen, mit den Lippen, mit ſeinem ganzen Gemüth. Er hat ſpäter das Rauchen aufgegeben und iſt bald darauf geſtorben.

Im nächſten Augenblick lagen ſtatt des Einen zwei im Fenſter. Die unter unſern Köpfen und überhängenden Pfeifen, alſo im Schatten, wandelnde Menſchheit ergötzte uns und trieb den Spottgeiſt in uns an, ſich zu entäußern. Wir begannen, von dem äußern Ausſehen der Wandelnden auf ihren Charakter und ihre bürgerliche Stellung Schlüſſe zu ziehen. Mir, in meiner aufgeregten Stimmung, kamen heut alle vor wie altbackene Ofenfabrikanten, trotz der Hofrathsnatur, die ſich hin und wieder in einem rothen Adlerorden Luft machte. Dann kam ich auf meine beiden unglücklichen Freunde zu ſprechen. Albus lachte recht ingrimmig; denn er hatte einen Hang zur Malice, obgleich er ein guter Poet war. Ich lachte mit, herzlich; mein ganzer Menſch war eine einzige Lachfalte; mir war wohl — ich hatte einen vernünftigen Freund gefunden.

Plötzlich wurde er ernſt; er zog die Pfeife aus dem Fenſter, die ſtehen gebliebenen Poſten ſeines ſpöttiſchen Lächelns aus dem Geſicht zurück. Ein Mädchen bewegte ſich das Trottoir entlang, ohne aufzublicken, und verſchwand in der Thür eines prächtigen Hauſes, das ſich ihm ſchräg gegenüber befand. Albus ſchaute ihr nach, unverrückt; ſeine ſtechenden Blicke ſchienen ihre weſpenartige Taille mitten durch-

brechen zu wollen. Dann athmete er tief auf und sah mich an mit einem nichtssagenden, inhaltslosen Blicke, ernst und schweigsam. Die Pfeife, sein zweiter Mensch, lag zu seinen Füßen, verdampfend, ich möchte sagen verblutend; sie und mein Freund gewährten nach vollzogener Separation einen trostlosen Anblick. „Sahst du sie?" fragte er endlich fast tonlos. „Wen?" „Die Jungfrau!" „Wann?" „Als sie herunterkam — die Straße entlang, von der Brücke her, granitnes schwerfälliges Trottoir mit leichten Tritten überwältigend." Mich begann zu fröstеln. „Dein jungfräuliches Gegenüber?" fragte ich. „Ganz recht! sie ist schön zum Rasendwerden!" „Das seh ich. Aber ihr weitschichtiger Hut ließ keine Erkenntniß ihrer Schönheit zu." „So geht sie immer; meine Blicke haben sich häufig genug an den Spitzen des Hutes gestoßen; das sind die bösen Klippen, welche mir stets die Aussicht auf das durchsichtige, spiegelglatte Meer ihrer vollendeten Schönheit benehmen! — Und dennoch ist sie schön! Hier fühl' ichs, hier!" er faßte an seinen Schlafrock, da wo ungefähr das Herz liegt — der Schlafrock schlotterte — ich fürchtete, er möchte ihn zerreißen — ich faßte seine Hand, wehmüthig freundschaftlichst. „Ach, mein Freund!" fuhr er fort „willst du wohl ein Sonnett hören, welches ich gestern gefertigt und ihr durch Stadtpost frankirt zugeschickt habe? Es fängt mit Rückert an: Hochgewölbtangenbraubogige! Sanftlächelredewogige!" Nur ein Wahnsinniger konnte das Jambenmetrum des Sonnetts solchergestalt verletzen. Hatte er sein Sonnett im Munde, so hatt' ich meinen Hut in der Hand. Ein Dämon trieb mich fort; nächtliche Eulen und Käuzchen des Mitleids und der Verzweiflung umschwirrten mich. Eh ich mich dessen versah, befand ich mich auf der Straße, im Sonnenbrande. „Ach! das Sonnett! das Sonnett! — ach, Freund, ach! — oh! oh!" wimmerte und ächzte es über mir. Ich hielt mir die Ohren zu; ich trieb mich zur fluchtähnlichen

Eile an und gab meinen Beinen einen Schwung, der dem Schwunge einer beflügelten Ode gleich kam.

In einem kühlduftigen Weinkeller fand ich meine zersplitterten Kräfte wieder, sammelte sie allmälig bei der ersten Flasche und verlor sie in derselben Abstufung bei der zweiten. Der Keller befand sich in der Burgstraße — ein lieber Ort voll Rembrand'schen Helldunkels. Ich muß lange, vom Weindunst überwältigt, geschlafen haben. Es war Nacht, als ich aufwachte und vom Kellner und der Trunkenheit zugleich freigegeben wurde. Als ich in die Nacht hinaustrat, schnurrte und brummte die mürrische Domuhr ihr mitternächtliches Zwölf.

Das Fatum führte mich bei dem Hause meines unglücklichen Helvetius vorbei. Oben am Fenster regte sich etwas; er stand in Hemdsärmeln am Fenster und declamirte den Anfang seines Lieblingsliedes: Schlangenaugen — böse Augen! — Ich rief ihn an. „Ach, Freund!" hauchte er, — „das ist schön, daß du mich zu trösten kommst mitten in dieser unwirtschen, stürmischen Nacht? — Ich werde mich erkälten, um ihretwillen! — So in Hemdsärmeln stehen müssen, um sie, wenn sie im weißen Kleide heiß und glühend vom Balle zurückkommt, noch einmal zu sehen — ist ein schreckliches Loos! es ist Heinrich des Vierten Büßung in Canossa!" — Das Gutnacht blieb mir in der Kehle stecken; ich konnte nicht sagen gut Nacht, als ich ihn so jämmerlich dastehn sah in Hemdsärmeln. Kein Lüftchen rührte sich, — ich stürmte fort. Er aber, als kümmere ihn auf der Welt sonst nichts mehr, declamirte weiter: Schlangenaugen, böse Augen! — und in umgekehrter Ordnung: böse Augen, Schlangenaugen! — Plötzlich, mit aller Gewalt seiner Stimme, stieß er hervor: Klapperschlange! —

Das war das Letzte aus der Naturgeschichte, was ich heute von ihm vernahm. Als ich in meinem häuslichen Neste angelangt war, brannte die Nachtlampe traurig; aus den Stu-

benwinkeln glotzte es mich an und die personificirte Fensterliebe in der Gestalt meines Mitinsassen lag zusammengekugelt in der Ecke des von Alter und Wurmfraß angegriffenen Sophas. Er schlief nicht. Ich schüttelte ihn. „Rühre mich nicht an!" sagte er weinerlich — „ich zerbreche unter deinen Händen — ach! ich bin ein gebrechener Mensch!" Er brachte seine verschobene Stellung etwas in Ordnung; ich setzte mich zu ihm; er begann seine weiteren Schicksale in schluchzend abgebrochener Erzählung vorzutragen.

„Es ist kein Zweifel," begann er, „daß sie meine Aufforderung hinsichtlich des Blumengartens mir vom Leibe herunter gelesen hat. Aber der mächtige Wille der Eltern mag den ihrigen gekreuzt haben. Sie erschien Nachmittags am Fenster; sie lüftete ihr Halstuch ein wenig, so" — er zerrte sich am eigenen — „daß ihr marmorner im antiken Geist geformter Hals aus der faltenreichen Gewandung emportauchte. Man konnte sagen, daß sie ihr eigener Bergmann war und gediegenes Gold zu Tage förderte. Wollte sie dadurch meine Sinnlichkeit erregen, so hat sie an mir nicht christlich gehandelt; meine Liebe ist anderer Natur, als bloß sinnlicher. Bald darauf sah ich sie das Haus verlassen. „Nach dem Blumengarten!" hallte es aus allen Winkeln meines bewegten Herzens. Ich folgte auf Schritt und Tritt. Da kannst du dir meinen Schreck denken, als am Brandenburger Thor ein ganzes Hilfscorps von Eltern und Verwandten zu ihr stieß und einen Charlottenburger auf dem Wege gütlichen Vergleichs in Beschlag nahm — und ich Thor, ich ewiger, unsterblicher, unverwüstlicher Thor," — er schlug sich wider die Stirn, — „setzte mich nicht dahin, wo die Sippschaft saß und wohin Gelegenheit und Herz mich riefen, ich setzte mich auf einen andern schlecht aussehenden Wagen — ich! — und saß nun da, unter den Philistern, unter den Lügenpropheten des Tags — ein königlicher Saul! — Noch hatte ich eine Hoffnung. Ich

meinte, wir würden an einem öffentlichen Orte zusammentreffen. O Tag voll Unheils! Schreckliches Datum vom 7. Juni! Statt nach dem Blumengarten, ging's nach Charlottenburg, statt nach einem öffentlichen Orte, allgemein wie Luft und Sonnenlicht, nach einem verwünschten Privathause. Da setzt' ich mich hin, im Gasthofe, warf meine Börse auf die Tafel, trank Wein und aß — was aß ich? — ein Gericht Krebse!" — Ich lacht laut auf. „Was ist da zu lachen?" fuhr er auf — „Krebse aß ich, roth gesottene, vermaledeite Krebse, eine ganze Mandel, lauter Symbole meines rückgängigen Lebensglücks — ach! wie ich kaute, im Grimm, wie meine Kiefern an einander schlugen, gleich Sargdeckeln, die über eine Leiche innig sich schließen. Ich kann's nicht sagen, welchergestalt ich gekaut habe! — Und warum aß ich? um die Stunden hinzuzögern und wenigstens bei der Rückkehr einen Sitzplatz neben der Angebeteten einzunehmen. Trauriges Loos! die ganze Familie, auf eine stattliche Privatchaise gepackt, rauschte, flog und lachte bei mir vorüber. Mein Herz knackte mir; meine Füße wankten; mein Geld war verloren — hier die Resultate meiner Unternehmungen!" Er warf die geleerte Börse auf den Tisch und sich selbst in die Ecke des Sophas.

Er war vor Erschöpfung und Abspannung sanft eingeschlafen; ich zog ihn aus und brachte ihn, der unbehelfen wie ein Kind war, zu Bett. Auf dem Tische lag ein weißes Blatt Papier. Er hatte seine ersten poetischen Versuche, die aber weniger aus Versen als aus Strichen bestanden, in seiner Angst auf's Papier geworfen. Es waren jene bekannten Versanfänge: „Du" „O" — beides durchstrichen; „o du die" — durchstrichen; „o die du" — durchstrichen; „o du die du" abermals durchstrichen; endlich in progressiver Verbesserung: „O du, die du dich durch dein Zurückziehn" — weiter war er nicht gekommen. Hier blieb er stehen. Hier war die Grenze seines Witzes, die Klippe, an welcher seine Poesie

Schiffbruch litt. Er hat keinen Reim auf „Zurückziehn" finden können.

Leider begann die Liebestollheit meiner Freunde auch auf mich ihre rückwirkende Kraft auszuüben. Als ich andern Tages bei meiner Arbeit saß, gewahrte ich gegenüber, im obersten Stock, eine kicher- und gesprächsame Mädchengesellschaft, vorwitzige und lustige Gesichter, eine Compesition von Näherinnen und Stickerinnen. Daß man auf den jungen Gelehrten seine Aufmerksamkeit richtete, war offenbar. Die Arbeit kam ins Stocken; meine Blicke glitten in einem schüchternen stumpfen Winkel vom Papier ab und auf den erhabenen Stand- oder vielmehr Sitzpunkt der Mädchen gegenüber. Warum fielen mir die Mädchen, die nicht zum ersten Mal hier saßen und kicherten und strickten, heut zum ersten Male auf? — Das böse Beispiel hatte mich verdorben, das Gift der Fensterliebe saß in mir. Der Himmel weiß, wie ich rang. Ich verhing die Fenster mit einer offiziellen Bettdecke. Aber der Kampf begann jetzt erst recht; ich war immer daran und darauf, die Bettdecke wieder herabzureißen. Es litt mich nirgends: ich konnte nicht sitzen, noch stehen, viel weniger arbeiten. Das ertrug mein Stolz nicht, einem ganzen Corps zweifelhafter Jungfrauen vom Orden der Näherinnen mich gefangen zu geben. Aber die sparsamen Abstufe, welche meine Fensterliebe in der Reflexion fand, ersetzte meines Mitmiethsmanns Raserei durch immer neue Zustufe derselt. Es blieb mir kein anderes Mittel übrig — ich zog aus.

Seitdem fand ich meine verlorene Ruhe wieder. Den Umgang mit meinen drei unglücklichen Freunden vermied ich gänzlich; ich war für sie ausdrücklich nie zu Hause. Ich hörte jedoch, daß mein ci-devant Stubenbursch seiner Fensterge liebten einen Rosenstock mit einem Billet durch einen zerlump

ten Kerl überschickt habe — was ihm übel gedeutet wurde, — daß er vor dem Fenster nicht unterlasse, die Mütze zu ziehn, und in der Destillation im untern Stock jeden Abend für einen Groschen Liqueur zu sich nähme, weil er die Gunst des Ladenmädchens gewinnen und sie als Vermittlerin und Briefträgerin brauchen wollte. Das Mädchen hat auch wirklich allerlei Briefe herüber und hinüberbesorgt; aber die von jenseit waren unächt, untergeschoben und in der Destillation verfaßt und geschrieben. So ging mein bedauernswerther Freund, das Opfer einer Destillationsladenintrigue, allmälig in seiner brennenden Liebe und in gebranntem Wasser auf, dessen er häufig, bald aus Freude bald aus Verzweiflung, mehr genoß, als er von Rechtswegen vor seinem starken Gewissen und schwachen Magen verantworten konnte.

Helvetius war glücklicher. Er fand bei seiner par distance Geliebten wirklich Eintritt, erhielt von ihr, mit verblümter Andeutung und als ein sprechendes Symbol ehelicher Zukunft, einen angeblich von ihr selbst gestickten Pantoffel, quälte sich und sie jedoch mit allerlei Scrupeln und wurde wieder gequält, dergestalt, daß er zuerst eine Meerkatze, sodann einen Dolch und, wie Byron und Scott, einen Todtenschädel sich als Gesellschaft für Geist und Herz und als Stubengenossen zulegte. Seine Zuckerdose bestand ebenfalls aus einem halben mit schwarzer Pappe gefütterten Schädel. In diesem Umgange verdichteten sich die heißen Dämpfe seiner Verzweiflung immer mehr und hingen sich als zehrende Gifttropfen in seinem Gehirn fest.

Albus hatte Vernunft genug, nach Pommern in's Elend, in ein freiwilliges Exil zu gehen und jenseit der Peene eine Hauslehrerstelle anzunehmen, wo er sich unter den Sanddünen der Ostsee, unter Heuschobern und Büchern vergrub.

Noch entbehrt meine historische Entwickelung der Fenster-

liebe, wie ſie an drei Individuen zugleich zur Erſcheinung kam, eines gründlichen Schluſſes. Sie wird ihn ſogleich erhalten.

Drei Monate ſind ſeitdem vergangen. Ich winde mich durch den zudringlichen Sand des Wilhelmplatzes. Mein Stubenburſch ſtürmt mir entgegen; ſein Antlitz ſpricht in Thränen deutlich aus, was er empfindet. Sprechen kann er nicht; aber er zieht aus der Taſche eine Zeitungsbeilage, zerknittert, zerzauſt, beſchmutzt — ſie mochte ſchon einige Zeit in ſeiner Rocktaſche gelegen und der Verweſung entgegen geſehen haben. Kaum noch kenntlich iſt die Anzeige, auf die er mit zitterndem Finger hinweiſt. Ich bringe endlich heraus daß die Geſang- und Muſiklehrerin Clara S. mit dem Salarien-Caſſen-Rendanten Bernhard W. ſich verlobt habe. „Das Blatt" murmelte er endlich, knirſchend, „das Blatt, hier das unſelige Blatt von Löſchpapier hat ihr eigner Vater durch die Stadtpoſt mir zukommen laſſen. Bedauere mich, aber tröſte mich nicht!" Damit ſtürmte er fort, den Hut in der Hand, während der Wind mit ſeinem dürftigen Haar ſpielte. Ich habe ſchon weiter oben geſagt, daß er ſpäter ſeine Ruhe und ſeinen Verſtand wiedergefunden hat.

Vom Helvetius berichtete mir ein gemeinſamer Freund wenige Tage ſpäter, daß er plötzlich, durch Eiferſucht und die Launen ſeiner Geliebten halb ſchon aufgerieben, den Zuflüſſen des Lebens jeden Eingang gänzlich verſperrt habe. „Er hat" hieß es in dieſer Correſpondenz „die Thür verriegelt, die Fenſter verhangen; er iſt in den lebenleſen Abgrund eines ſein ganzes Gemüth aufzehrenden Trübſinns verſunken und volle drei Monat nirgend bemerkt worden. Als er aber endlich ans Tageslicht kam, ſchleppte er ſich mühſam fort wie eine Maſchine, die ſich träg automatiſch bewegt und dabei, wie von den Zähnen des eignen Räderwerks gepeinigt, ſchmerzens- und angſtvoll ſtöhnt und wimmert. Er iſt in die Provinz zu-

rückgekehrt und hat in ſeiner Vaterſtadt gefunden, was er hier verſcherzt und verträumt hat, Frieden und Ruhe. Man begrub ihn unter dem Deckmantel der Nacht, an der Kirchhofsmauer — wie und wo die Unglücklichen beſtattet werden, die kein chriſtliches Ende nahmen. Seinen Dolch mit den Blutſpuren und den Pantoffel, der ſich ſpäter als unächt erwieſen hatte, hat er im Teſtamente mir vermacht. Der Dolch hangt und blitzt über meinem Bett, wie früher über dem ſeinen, ſpukhaft und drohend unheimlich."

Noch blutete mein Herz, als ich acht Tage ſpäter die Zeitung vom 30ſten September las. Unwillkührlich ſuchten meine Blicke die Todesanzeigen. Ich fand folgende: „Unſer innig geliebter Ferdinand ſtarb am 29ſten September zu S. in Pommern. Aerztliche Hülfe war umſonſt. Das Leiden kam aus dem Herzen."

(Folgen die Unterſchriften der Eltern und Geſchwiſter.)

Bruchstücke

aus den Dziady des Adam Mickiewicz.

Von

F. A. Märcker.

Zur Einleitung.

In den „Dziady" des polnischen Dichters A. Mickiewicz begegnen wir einem der Dichterwerke, welche, wie Byron's „Manfred" und Goethe's „Faust" stets unvollendet bleiben werden; denn wie sehr z. B. Goethe den Faust zu vollenden strebte, und diese Vollendung sich noch vor seinem Ende verwirklichen sah, so lebt sein Werk in dem Geiste der Nation dennoch nur als das ursprünglich erschienene Fragment. Auch des Mickiewicz „Dziady" sind bisher nur in Bruchstücken bekannt gemacht; es erschienen zuerst der zweite und vierte Theil, sodann der dritte mit einem Prolog und Anhange, das Ganze so zu sagen in dramatischer Form. Als Weihe schickte der Dichter ein „Wampyr" überschriebenes Gedicht voraus, und erklärte selbst in einem kurzen Vorworte den, dem Deutschen besonders, völlig unverständlichen Namen der „Dziady." Was den ersten Theil betrifft, was die Vollendung des Ganzen anbelangt, so sagt man, der jetzt in Paris lebende Dichter

arbeite eifrigst daran; ob sie ihm jemals gelingen, ob das einst vollendete Werk die schöne Haltung und Rundung dessen, was wir einmal unter einem Werke der Kunst verstehen, erhalten werde, sieht nach den bisher bekannt gemachten Bruchstücken, so wie dem Gegenstande nach, sehr zu bezweifeln. Selbst über den Inhalt des ersten Theils könnte man fur jetzt nicht einmal eine Vermuthung aufstellen. Wäre es uns nun möglich gewesen, die ganze Schöpfung, wie sie jetzt vor uns liegt, in's Deutsche zu übertragen und bekannt zu machen, so hätten wir fur das deutsche Publikum neben „Manfred" und „Faust" ein drittes Werk gestellt, das sich durch Form und Gehalt eines vielfachen Interesses möchte erfreuen können. Jetzt theilen wir nur wenige Blätter eines wunderbaren, ja sibyllinischen Buches mit, theils um die Aufmerksamkeit dafür zu erwecken, theils Seelen, die nach wahrer poetischer Befriedigung trachten, unsrerseits einige zu bieten. Das erste der abgedruckten Stücke ist der „Vampyr," uns hinüberführend in das dunkle, labyrinthisch verschlungene Reich des Todes; der Dichter, dem Leben entfremdet, erscheint uns selbst als dieser Vampyr, nicht ein Blutsaugender, sondern ein nächtlich, zu bestimmten Zeiten wiederkehrender Schatten, büßend für Frevel, die er uns geheimnißvoll andeutet. Er lebte seiner Liebe, um die Geliebte gab er sich den Tod, nun zieht er, die Menschen schreckend, ruhelos umher durch die Nacht der Dziady. Die Erklärung dieses Namens, die Andeutung der alt slavischen Gebräuche beim Aufrufe der Todten durch Zauberer, im Beisein des den Chor bildenden Landvolks, um Mitternacht, in öder Abgeschiedenheit, folgt sodann mit des Dichters eignen Worten; darauf ein Bruchstück des zweiten Theils, dessen Anfang nämlich, nur zur näheren Veranschaulichung der wundersamen Weise dieser Todtenfeier. Der Chor:

„Alles dunkel, Alles stumm,
Was geht um, was geht um?"

kehrt wieder bis zum Schluß des zweiten Theils, und ſchlingt ſich unter die Zauberworte des Magus, mit denen er die einzelnen Seelen aufruft, als das gemeinſame Band dieſes zweiten Theils. Der Reihe der Bekanntmachungen nach würde nun der vierte Theil folgen, die Geſchichte der Liebe des Helden des ganzen Werks (Guſtav), ihrer Qualen, und des nachtlichen Umirrens nach dem Tode. Der Vampyr tritt in die Zelle eines Prieſters und in epiſch d. h. erzählend dramatiſcher Form entwickelt ſich dieſer Abſchnitt. Mit dem zuletzt bekannt gemachten dritten Theil treten wir nun in ein Reich ganz neuer, dem Anſcheine nach ganz verſchiedener Schöpfung. Es iſt nicht mehr der liebende, leidende Dichter, es ſind nicht mehr begeiſterte Gefühle für die Geliebte, welche uns zu feſſeln ſuchen; der Dichter iſt Eins geworden mit ſeinem Vaterlande, ſeinem Volke, er ſteht jetzt auf des Dichters wahrer Höhe. So haben wir vermieden, eine Mittheilung aus dem vierten Theil zu machen; vielleicht iſt er auch dem Deutſchen, bei groſſen Vorbildern, der am wenigſten intereſſante; wir führen den Leſer ſogleich in den erhabenen lyriſchen Schwung des dritten Theils. Im Proleg vernehmen wir den Geſang eines Schutzengels, vom Himmel herniedergeſandt, einen Gefangenen zu tröſten in qualvollen Träumen. Wir ſehen ihn erwachen, ſich wachend in Nacht und Traum verlieren, (hier ſchlieſt unſre Mittheilung) ſich dann förmlich als Guſtav begraben, ſich eine Grabſchrift ſetzen, um als Conrad wieder hervorzutreten: ſo lebt er in dem vielbewegten dritten Theil. Die Schickſale der Menſchen, der Völker führen ihn hinauf zur Gottheit, dort ſucht er Erklärung des Geheimniſſes der Völkergeſchicke, ein neuer Prometheus ſtellt er ſich der Gottheit gegenüber, klagt ſie an grauſamer Tyrannei, daß ſie unenthüllt walte über dem Leben der Geſchlechter, daß ſie eines um das andre in unergründliche Tiefe der Nacht ſtürze, daß ſie das fühlende Herz qualvoll vergehen laſſe, nur dem kalt

berechnenden Verstande die Herrschaft der Welt gebe. In diesen Gedanken schließt das größte der von uns mitgetheilten Bruchstücke, und zugleich führet es uns auch hinüber auf den originalen Standpunkt des polnischen Dichters in Vergleich mit dem Deutschen und dem Britten; wir würden auch an Calderon's „wunderthätigen Magus" hier erinnert haben, wäre er in höherem Maaße in das geistige Eigenthum unsrer ganzen Nation übergegangen. —

Der polnische Geist ist in vieler Beziehung ein noch unbegriffener, um so mehr, als er sich bis jetzt noch wenig selbst begriffen, sich und seine Sprache gedacht hat. Wenn man drei Charactere so unterscheiden könnte, dem einen Gefühle des Geistes, dem andern Geist des Gefühls, dem dritten Gefühl gäbe, in weitestem Maaße, in all' seiner Unbändigkeit und Ausschweifung, wie in all' seiner Größe und Erhabenheit, so würde der polnischen Nation dies letzte zufallen. Das Gefühl ist mächtig im Einzelnen wie im Ganzen dieses Volks, wenig herrschend der Gedanke: auch hat kein Philosoph in Polen jemals einen Namen erworben. Wenden wir dies zunächst an auf die Sprache, so finden wir die polnische wesentlich als eine nicht gedachte; im Gedanken kann Polen weder mit England noch in der Philosophie gar mit Deutschland ringen; selbst dem französischen Scharfsinn steht die Frankreich so vielfach verbundene Nation ein wenig fern. Wir finden in Polen rein und lauter die Sprache des Gefühls, so sehr, daß Gedanken mit Worten, die denselben Sinn geben müßten, in's Polnische übertragen, darin nicht verstanden werden; das Wort steht der ursprünglichen, so zu sagen der Naturbedeutung noch zu nahe, ein der ganzen Nation inwohnender Leichtsinn ließ sie nicht zum Denken gelangen, sie fühlte und ihr Wort ward Ausdruck ihres Gefühls. Ja diese Maaßlosigkeit, diese Ungemessenheit des Fühlens der Nation erscheint uns selbst in den einfachsten Bestimmungen des Versbaues. Unmöglich ist es nach

dem eigenen Urtheile der Polen, in ihrem Verſe irgend eine Spur von Maaß zu finden. Längen und Kürzen ſind der Sprache völlig unbekannt. Den Vers beherrſcht ein Rhythmus des Gefühls und ein ſchöner italieniſch oder, wenn man will, griechiſch wohltönender Reim. In den letzten Jahren haben es freilich einige jüngere Dichter verſucht, den Vers zu meſſen; man könnte ſelbſt an eine Accentlänge polniſcher Wörter denken, in ſo fern jedes mehrſylbige Wort ohne Ausnahme den Ton auf die vorletzte Sylbe ſetzt; doch ſind ihre Bemühungen an dem durchaus widerſtrebenden Geiſte der Sprache und des Volks geſcheitert; kein Pole fühlte das Maaß, nach dem ſie verlangten. Wie ſehr dies dem deutſchen Sinne entgegen ſtehe — — es iſt, als ſähe man den ungemeſſenen Ocean ſich an den ewigen Felſen deutſchen Geiſtes brechen, und das polniſche Sprüchwort ſagt auch: „So lange die Welt Welt iſt, ſind Deutſcher und Pole Feind.“ Könnten auch jemals der ſchweifende, abentheuernde Sohn der Ebene, deſſen Roß nur die Grenzen der Welt als die ſeinigen erkennt, und der ruhig geſetzliche, friedlich an ſeine Schelle geſiedelte, der ſich in die Tiefen des Seins verlierende Deutſche eine Einigung erwarten? Ordnung in ihrer Schattenſeite Pedanterie und Philiſterhaftigkeit, und freie Bewegung mit ihren tiefen Schatten der ewigen Unſtätheit, der Verachtung allen Geſetzes, können nur auf dem höheren Standpunkte weniger berufener Geiſter verbunden ſein. Der Deutſche lebt vorzugsweiſe im Geiſt des Gefühls mit aller ſeiner Schwärmerei und ſeinen Träumen idealer Welt, er greift hinüber über Grab und Tod in die Unendlichkeit Gottes. Die Geiſter der Erde und des Himmels beſchwört er herauf, und darin unternehme es Keiner, mit ihm zu ringen! Auch Mickiewicz erkennt dieſen Kampf als ungleich. Wir wollen jetzt dieſem tieffühlenden Geiſt in die Unendlichkeit der Nacht und ihre Abgründe folgen, uns erfreuen an ſeinen wahrhaft großartigen Bildern und erfriſchen

an der erhabenen Sprache eines Herzens, das ja allein aller Geistesgröße das Gepräge himmlischer Abkunft aufzudrücken vermag. Nehmet dem Menschen das Herz, so seht ihr vor euch nur einen Geist des Bösen; es kann irren, aber göttlicher Art, wird es den Himmel stets wiedergewinnen! —

In diesem Gefühl theilen wir die folgenden Bruchstücke dem deutschen Publikum mit, und wünschen, daß der Eingang, den sie sich gewinnen, ein Erscheinen des ganzen Werkes zur Folge habe.

Der Vampyr.

Aus ſchlug das Herz, die Bruſt iſt eiſskalt,
Geſchloſſen ſtarren Lipp' und Augenlider;
Im Lichte noch und keine Lichtgeſtalt!
Iſt das ein Menſch? Vom Lichte ſchied er.

Ins Leben, ſieh, ruft ihn der Hoffnung Geiſt,
Es leihet der Erinnrung Stern ihm Strahlen;
Dem Todten er der Jugend Au'n verheißt,
Geliebtes Antlitz ihm zu malen.

Bruſt athmet wieder, doch iſt eiſskalt,
Die Lippen ſiehn, es ſiehn die Augen offen,
Zum Lichte kehrt er, keine Lichtgeſtalt;
Wie? — Dich hat Vampyrs Blick getroffen!

Wer dort dem Gottesacker wohnte nah,
Weiß, wie der Vampyr jedes Jahr erwachte,
Am Todtenfeſt die Gruft man öffnen ſah,
Zu Menſchen eilt er aus dem Schachte.

Wenn man den vierten Sonntag läutet ein,
Kehrt ſchwach an Kräften in der Nacht er wieder,
Bruſt blutet, könnte friſche Wunde ſein,
Legt ſich ins Grab zum Schlummer nieder.

Von dem Nachtmenſchen viel die Sage ſpricht,
Die ihn begruben ſiehſt Du noch im Leben;
Im Jünglingsalter ſchwand er aus dem Licht,
Hat ſich wohl ſelbſt den Tod gegeben.

Nun büßt er ewig, traun, was er gethan,
Gar traurig ſeufzt er, brach hervor in Flammen;
Ihn ſah unlängſt ein alter Sakriſtan,
Der ihn belauſcht, und betet Amen.

Sagt: als er aus der Erde ſich erhob,
Wandt' um das Aug' er zu des Morgens Sterne,
Die Hand' er rang, von kalter Lippe ſtieb
Ihm ſolche Klag' in weite Ferne:

„Warum ernährſt, fluchwürd'ger Geiſt, im Grund
Fühlloſer Erde Du des Lebens Feuer?
Fluchwürd'ger Schein, was zeigſt Du neu Dich kund,
Was hebſt Du leuchtend neu den Schleier?

Gerechter Spruch! doch o! wie furchtbar iſt,
Sie ſchaun, ſich zu erkennen, abzuwenden,
Daß jedes Jahr mein Leiden neu ermißt,
Und, wie ich endete, zu enden.

Ach, Dich zu finden muß ich im Gedräng'
Umirren, nun aus langer Nacht ich kehrte;
Doch acht' ich nicht, wie mich begrüßt die Meng':
Im Leben alles an mir zehrte.

Gleich dem Verbrecher, wenn Du aufgeſchaut,
Wandt' ich den Blick; ich hörte Deine Worte,
Sie jeden Tag, und mußt' auf Deinen Laut
Doch ſchweigen, wie des Grabes Pforte.

Einſt haben junge Freunde das belacht,
Die Sehnſucht Laun' und Einbildung man nannte,
Die ältern mitleidsvoll ſich aufgemacht,
Wenn weiſen Rath ich nicht erkannte.

Gleich nahm ich das Gelächter, wie den Rath;
Selbſt wohl nicht beſſer, als die Andern ſprachen;
Scheltend, den Gluth zu tief ergriffen hat,
Geneigt, ſelbſt Mitleid zu verlachen.

Sonſt andrer meint, beleidigt hätt' ich Dich,
Daß eingebornem Stolz zu nah ich träte;
Doch mußt' er höflich weichen gegen mich,
Wie wenn er nichts verſtanden hätte.

Und ſtolz auch ich, daß ich ihn ſo durchſchaut, —
Ob er nicht fragt', trotz dem ich weiß zu ſchweigen,
Sprach nun mit Vorſatz, und ward Antwort laut,
Wußt' ich verwundert mich zu zeigen.

Wer Sünde nimmer konnte mir verzeihn,
Kaum auf den Lippen hält den Schimpf zurücke,
Unwill'ge Wangen zwingt in Lächelns Schein,
Daß Aug' in Mitleid uns berücke:

Nur einem ſolchen hab' ich nie verziehn,
Die Lippen doch mit Klag' ich nie befleckte;
Verächt'gen Worts er ſelbſt nicht würdig ſchien,
Wenn unter Lächeln ich's verdeckte.

Das leid' ich heut auch, wenn dies wilde Bild
Der fremden Welt ich zeig' hervor aus Schatten;
Der geißelt mich mit der Beſchwörung Schild,
Der ſucht erſtaunt durch Flucht zu rathen.

Deß Stolz man lacht, deß Mitleid tödtend weilt,
Der möchte gern der Augen Spott vernehen.
Wie ſoll ſo viel' er, der zu Einer eilt,
Verwundet ſehen, ſie verletzen?

Doch, was es ſei, folg' ich der alten Spur,
Mitleidig Spöttern, lachend dem Erbarmen,
Nur Du, Geliebte, wenn den Vampyr nur
Du, wie vordem begrüßt, den armen!

Blick auf, o ſprich, verzieh ein ſolch' Vergehn,
Daß ich gewagt, zu Dir zurückzukehren;
Laß des Vergang'nen Schatten vor Dir ſtehn,
Noch einmal dieſes Glück zu ſtören.

Zur Welt, zur Sonne zwar Dein Blick gewöhnt
Wird vor des Todten Haupt wohl nicht erſchrecken,
Und ruhig würd'gen, durch das Grab verſöhnt,
Zu hören, was es mag entdecken,

Und folgen zu vergang'nen Bildern mir,
Wenn die Gedanken, gleich dem Epheu ſchweifen,
Im alternden Gemach der Steine Zier,
Die es umſchlingt mit tauſend Reifen."

Dziady.

Erläuterung.

Dziady. — Die Vorältern.

Dies iſt der Namen einer Feierlichkeit, die bis heut unter dem Volke mehrerer Diſtricte von Litthauen, Preußen und Curland zum Andenken der Vorältern, oder überhaupt der abgeſchiedenen Vorfahren, ſtatt findet. Ihr Anfang reicht bis in den Zeiten der Heiden hinauf, und ſie hieß einſt das Ziegenbockfeſt, (Tragödie) deſſen Ordner zugleich Zauberer, Prieſter und Dichter war. In unſerer Zeit bemühte ſich eine aufgeklärte Geiſtlichkeit und die Grundbeſitzer dieſen Gebrauch auszurotten, da er mit abergläubigen Handlungen und oft tadelhaften Ausſchweifungen verbunden war. So begeht das Volk die Dziady heimlich in Kapellen und leeren Häuſern neben einem Kirchhofe; man richtet gewöhnlich ein Mahl an von verſchiedenen Speiſen, Getränken und Früchten und ruft die Seelen der Abgeſchiednen auf. Es iſt bemerkenswerth, daß der Gebrauch, die Todten zu bewirthen, allen heidniſchen Völkern gemein ſcheint, ſo im alten Griechenland zu Homers Zeiten, in Skandinavien, im Orient und bis jetzt auf den Inſeln der neuen Welt. Unſere Dziady haben das Eigenthümliche, daß die heidniſche Weiſe der Feier ſich mit den Ideen des Chriſtenthums vermiſchte und beſonders, daß das Todtenfeſt um die Zeit dieſer Feierlichkeit fällt. Das Volk glaubt, daß es mit den Speiſen, Getränken und Geſängen den Seelen im Fege-

ſuer eine Erleichterung ſchaffe. Dieſes ernſte Ziel des Feſtes, der einſame Ort, die Zeit der Nacht, der phantaſtiſche Dienſt, ſprachen einſt mächtig zu meiner Einbildungskraft; ich hörte die Fabeln, die Sagen und Geſänge von den wiederkehrenden Abgeſchiedenen mit Gebeten und Mahnungen, und man könnte in allen ungeheuren Erfindungen immer einen ſittlichen Zweck erkennen, ſowie gewiſſe Lehren nach Weiſe des Volkes ſinnlich vorgeſtellt. Gegenwärtiges Gedicht wird Bilder in ähnlichem Geiſte vorſtellen; die Geſänge der Feier aber, die Zauberformeln und Anrufungen ſind meiſt treu und manchmal wörtlich der Poeſie des Volks entnommen.

Zweiter Theil.

Der Zauberer. — Erſter Greis des Chors. — Chor der Landleute, Männer und Frauen. — Kapelle. — Abend.

There are more things in heaven and earth,
Than are dreamt of in your philosophy.
Shakspeare.

Chor.

Alles dunkel, alles ſtumm,
Was geht um, was geht um?

Der Zauberer.

Schließt die Thüren der Kapelle,
Stellt euch um den Sarg heran;
Nicht des Lichts, nicht Lampenhelle!
Rings hängt Leichentücher an,
Daß des Mondes bleiches Licht
Nicht durch Fenſter, Spalten bricht.
Nur mit Eifer, nur mit Muth.

Der Greis.

Wie Du heißeſt, jeder thut

Chor.

Alles dunkel, alles ſtumm,
Was geht um, was geht um?

Der Zauberer.

Ihr, des Fegefeuers Seelchen!
Wo ihr auch ſeid angeſchmiedet,
Ob in Pech das eine ſiedet,
Ob es friert in Kluſſes Thälchen,
Oder ob zu ſchwerer Strafe
Eins in friſches Holz gepfropft,
Ob es Gluth im Ofen raffe,
Daß es ächzt und Thräne tropft,
Jedes eil' hieher zu Hauf!
Sammle ſich der Haufe hier!
Es beginnt der Dziady Lauf
Steiget in das heil'ge Rund,
Seht Gebet, Almoſen hier,
Speiſ' und Trank labt euren Mund

Chor.

Alles dunkel, alles ſtumm,
Was geht um, was geht um?

Der Zauberer.

Reich' mir eine Handvoll Heede,
Die entzünd' ich: Ihr dann ſchnell,
Wenn es ſich nach oben blähte,
Treibt mir auf das Flämmchen hell,
Haucht ſo leiſ', ſo, weiter, weiter,
Werd es uns ein luft'ger Scheiter

Chor.

Alles dunkel, alles ſtumm,
Was geht um, was geht um?

Der Zauberer.

Ihr erſt, leichten Geiſtes, nahet,
Die in dieſes Thales Mitten,
Wo euch Sturm und Nacht umfahet
Elend, Schmerz und Kummer litten,
Die ihr glänztet und verbranntet,
Was ihr an dem Werg erkanntet.
Wer auf Windesſpur muß ſtreichen,
Wer nicht drang zur Himmelsthür,
Die mit leichtem, hellem Zeichen,
Rufen wir, beſchwören wir.

Chor.

Sagt, was jedem Gunſt erweiſe,
Ob ihn labe Trank, ob Speiſe.

Der Zauberer.

Seht, ach ſehet da nach eben,
Was dort leuchtet unterm Bogen?
Dort auf goldner Schwing' erhoben
Sind zwei Kinder hergezogen.
Wie ein Blatt mit Blättchen flattert,
Zu der Kirche Gipfel ſchwillt,
Wie zwei Täubchen laubumgattert,
Englein ſo mit Englein ſpielt.

Der Zauberer und der Greis.

Wie ein Blatt mit Blättchen flattert,
Zu der Kirche Gipfel ſchwillt,
Wie zwei Täubchen laubumgattert,
Englein ſo mit Englein ſpielt.

Ein Engelchen (zu einer der Landfrauen.)
Zu Mama, Mama wir eilen.
Ach Mama! — Kennſt's Joſephlein?
Bin's, Du ſahſt mich bei Dir weilen,
Dies iſt's Röschen, Schweſterlein.
Jetzt im Paradies wir ſchweben,
Uns zu beſſrem Sein gegeben.
Welche Köpfchen, ſieh, in Strahlen,
Morgenroth umwebt uns rings,
Auf den beiden Schultern malen
Flügel ſich des Schmetterlings.
Fülle wohnt in Edens Auen,
Jeder Tag führt neue Luſt:
Gräschen ſprießt, wo wir gefußt,
Wo wir ſchweiften, Blümchen thauen.
Doch im Ueberfluß der Auen
Sind wir langer Qual Geneſſen.
Ach, ob wir den Himmel ſchauen,
Mutter, iſt er uns verſchloſſen.

Chor.
Doch im Ueberfluß der Auen
Sind ſie langer Qual Geneſſen.
Weib, ob ſie den Himmel ſchauen,
Iſt den Deinen er verſchloſſen.

Der Zauberer.
Was bedarfſt Du nur, o Seelchen,
Daß zum Himmel Du gelangeſt?
Flehſt Du Lobgeſänge Gottes?
Oder ſüßen Leckerbiſſen?
Kuchen, ſieh, Pfannkuchen, Milchkeſt?
Und auch Obſt iſt hier und Beerchen.

Was bedarfſt Du nur, o Seelchen,
Daß zum Himmel Du gelangeſt?

Das Engelchen.

Keines, keines wir bedürfen.
Zu viel bot man uns des Süßen,
Ach, das müſſen wir nun büßen.
In der ganzen Lebenszeit
Koſtet' ich nie Bitterkeit.
Schmeicheln, Naſchwerk, Spielereien:
Lebten nur in Scherz und Luſt.
Springend in der Flur mich freuen,
Und fürs Röschen Blumen pflücken,
Weiter war mir nichts bewußt;
Röschens Müh' war Puppen ſchmücken.
Zu den Dziady jetzt wir eilen,
Nicht Gebet und Mahl zu theilen,
Nicht mit Meſſen Du uns dienſt,
Und mit Mandeln, Milchkoſt, Kuchen.
Pfeffer nur bringt uns Gewinnſt,
Gieb zwei Korn; ſo nicht'gen Dienſt
Wir ſtatt aller Löſung ſuchen.
Denn, o höret und bedenkt
In euch dies Geheiß von Gott:
Kannteſt Du nie bittre Noth,
Eben Dir nichts Süßes ſchenkt.

Chor.

Denn, o höret und bedenkt
In euch dies Geheiß von Gott:
Kannten wir nie bittre Noth,
Eben uns nichts Süßes ſchenkt.

Der Zauberer.

Engelchen! Du Seelchen, ſieh!

Was Du willſt, ihr habt es beide,
Da iſt Körnchen, Körnchen hie;
Zieht jetzt, und Gott euch geleite.
Und wer hört die Bitte nicht,
Vater, Sohn und Geiſt nun ſpricht.
Sehet ihr das Kreuz des Herrn?
Habet Speiſ' und Trank gemieden,
Und ſo laſſet uns in Frieden!
Kyſch fort, kyſch fern!

Chor.

Und wer hört die Bitte nicht,
Vater, Sohn und Geiſt nun ſpricht.
Sehet ihr das Kreuz des Herrn?
Habet Speiſ' und Trank gemieden,
Und ſo laſſet uns in Frieden!
Kyſch fort, kyſch fern!

(Die Erſcheinung verſchwindet.)

Der Zauberer.

Graus zieht Mitternacht heran,
Laßt die Thür mit Schlöſſern ſchließen,
Harz'ger Kien uns zünden an,
In den Keſſel Branntwein gießen;
Wenn mein Stab von fern es kündet,
Gleich den Branntwein mir entzündet.
Nur mit Eifer, nur mit Muth.

Der Greis.

Sieh bereit mich.

Der Zauberer.

Auf, ſo thut.

Der Greis.

Es flackert, flehet,
Es lischt die Glut.

Chor.

Alles dunkel, alles stumm,
Was geht um, was geht um?
(und so ferner.)

Dziady.

Dritter Theil.

Prolog.

Die Zelle des Gefangenen.

(Der Gefangene an ein Fenſter gelehnt, ſchläft.)

Der Schutzengel.

Du böſer, du fühlloſer Sohn!
Sieh, deiner Mutter Werk' auf Erden,
Ihr Bitten an des Ew'gen Thron,
Beſchützten deiner Jugend Jahr
Vor Lockung lang und vor Gefahr:
Der Gärten Engel gleich, der Roſe;
Tags blühet ſie, Nachts ſchützt ihr Duft
Das Kind, wenn es der Schlummer ruft,
Vor Peſthauch und Gewürm im Mooſe.

Nicht einmal ließ der Mutter Flehen,
Ließ mich des Herrn der Welt Verlaub
Herab zu deiner Hütte gehen,
Still in dem Schatten ſtiller Nacht:
Ein Strahl hat mich zu dir gebracht,
Ich ſtand in deines Lagers Staub.

— Wenn Nacht in Schlummer dich gewiegt,
Stand ich an aufgeregtem Traum,
Wie ſich die weiße Lilie ſchmiegt
Zu der getrübten Quelle Schaum.
Und weckte deine Seel' auch Fluch,
Sucht' ich in böſer Triebe Drängen
Gutes, wie in Ameiſengängen
Man Körnchen ſucht von Wohlgeruch.

Sah ich nur reinen Willen glänzen,
So nahm die Seel' ich bei der Hand.
Ich führte ſie zu ew'gen Lenzen,
Hielt durch die Liedchen ſie gebannt,
So Kinder in den ird'ſchen Gränzen
Kaum hören, die im Schlaf kaum lachen.
Und ſchnell entflohn ſind im Erwachen.
Ich rühmte dir der Himmel Luſt,
Trug dich empor an meiner Bruſt,
Es tönten dir der Himmel Weiſen,
Wie Liedchen Wein und Feſte preiſen.

Und ich, des ew'gen Ruhmes Sohn,
Nahm zu der Stunde die Geſtalt
Verhaßter Larv' am Höllenthron,
Dich geißelnd mit der Furcht Gewalt;
Du nahmſt die Geiſel an von Gott,
Wie Mildes Martern, Feindesſpott.
Unfriedlich ja war deine Seele,
Allein mit Stolz war ſie erwacht,
Als hätt' aus des Vergeſſens Quelle
Getrunken ſie die ganze Nacht.

Erinn'rung, höherer Welten Träume
Zogſt du zur Tief', ein Waſſerfall;
Er ſtürzt, zum Abgrund zieht er all
Der Blumen Blätter und der Bäume

Da weint' ich Thränen bitterlich,
Mein Antlitz bergend in den Händen,
Wollt' es und zagte lange, mich
Zum Himmelreich zurückzuwenden.
Ich meide deiner Mutter Schritte:
Sie fragt mich, aus dem ird'ſchen Raum
Was meldeſt du, aus meiner Hütte,
Und was war meines Sohnes Traum?

Der Gefangene.

(Er erwacht und ſchaut durch das Fenſter — Morgen.)

Du ſtille Nacht, wenn du erwachſt, wer fragt,
Woher? wenn du die Sterne vor dir ſäeſt,
Wer lieſt aus ihnen deines Wegs Geheimniß! —
Die Sonne ſank, ſo ruft vom Thurm der Seher;
Warum iſt ſie geſunken? keiner ſagt es.
Nacht deckt die Erde, Völker ruhn im Schlafe;
Warum ſie ſchlafen, fragt von allen keiner.
Sie wachen fühllos, wie ſie fühllos ſchlafen —
Das Sonnenhaupt alltäglich Wunder ſcheint,
Und Licht und Dunkel löſen ſich, wie Wachen;
Wo ſind die Führer, denen ſie gehorchen?
Und Traum? — die ſtumm geheimnißvolle Welt,
Der Seele Leben, iſts nicht forſchenswürdig!
Wer mag ſein Reich, wer ſeine Zeit ermeſſen!
Im Schlafe bebſt du — lächelnd im Erwachen.
Der Weiſe ſpricht, Erinn'rung ſei der Traum —

Verflucht die Weisheit!
Weiß Traum ich und Gedächtniß nicht zu scheiden?
Soll anders ich nicht glauben, mein Gefängniß
Sei nur Erinn'rung.
Man sagt der Lust, des Leidens Traumgefühl
Sei nur ein Spiel der Phantasie; —
Ihr Thoren, höret kaum von Phantasie,
Wollt uns, Propheten, davon schwatzen!
Dort wohnt' ich, habe weiter sie durchmessen,
Weiß, über ihre Grenzen liegt — der Traum.
Tag wird zur Nacht eh'r, Lust wird eher Schmerz,
Als Traum Erinnrung, Phantasie, Erscheinung.
(Er legt sich nieder und steht von neuem auf — er tritt ans Fenster.)
Ich kann nicht ruhn; die Träum' erschrecken, täuschen;
O, wie sie mich ermatten!
(er entschlummert.)

Nachtgeister.

Laßt schwarzen Flaum weich unter's Haupt ihm breiten,
Uns singen leis — nicht schrecken ihn, nicht schrecken.
(und so ferner.)

Dziady.

Dritter Theil

Erſter Akt. Zweite Scene.

Erguß.

Konrad, nach langem Schweigen.

Einſamkeit! — o was Welt, ſing' ich für Menſchen?
Wer hörte meines Liedes Gedanken ganz,
Weß Aug' umfaßte ſeiner Strahlen Kranz?
Weh, wenn du Stimm' und Zunge mühſt für Menſchen:
Sie lügt der Stimm' und Stimme dem Gedanken,
Entflohn dir, eh' er bricht in Wortes Schranken,
Das den Gedanken ſchlingt, erzitternd ſo,
Wie ob verſchlung'nem dunklem Strom die Erde;
Der Erd' Erzittern keinem noch erklärte,
Wie tiefe Fluth dort ſtröm' und wo? —

Gefühl kreiſt in der Seel', entbrannt und funkelt,
Blutgleich, in tiefen, unſichtbaren Gängen;
So viel des Bluts in meinem Antlitz dunkelt,
So viel Gefühl ſiehſt du, Welt, in Geſängen.

Geſang mein, Stern jenſeit der Weltengränze!
Der ird'ſche Blick, zu dir als Bot' entſandt,
Erliegt, ob in kryſtallner Schwing' er glänze;
An die Milchſtraße wird ſein Flug nur ſchlagen,
Hat ihre Sonnen wohl erkannt,
Wird Zahl und Maaß umſonſt erfragen.

Geſäng', ihr ſucht nicht Aug' und Ohr der Welt; —
Strömt in der Seele tiefſten Tiefen,
Glänzt dort auf Höhen unbegriffen,
Verborg'ne Fluth, Stern über'm Himmelszelt.
Gott! du Natur! leiht den Gedanken Schwingen. —
Geſänge werd' ich, euer würdig, ſingen. —
Ich Meiſter!
Ich Meiſter ſtreck hinaus die Hände
Zum Himmel! leg auf Sterne meine Hände,
Gleich der Harmonika kryſtall'nen Kreiſen.
In trägerm und in ſchnellerm Lauf
Führt ſie mein Geiſt hinab, hinauf:
Million von Tönen ſchwimmt; in der Million
Erzeugt' ich jeden, weiß von jedem Ton,
Sie miſchend, theilend und verſchlingend,
In Regenbogen, Strophʼ, Akkorden ſchwingend,
Ergieß' ich ſie in Blitzesreihn und Weiſen. —

Die Händ' erhob ich ob dem Saum der Welt,
Der Harmonika Kreiſen inne hält.
Ich ſing', hör einſam meine Lieder —
Lang' und ſich breitend auf des Sturms Gefieder;
Sie rauſchen durch des Menſchenlebens Gründe;
Tief klagend, mit dem Wetter ſauſend,
Begleiten ſtumm ſie die Jahrtauſend;
Daß ſpielend, glüh'nd ſich Ton um Ton verbünde,

Hab' ich im Aug' ihn und im Ohr,
Wie Wind ſich auf der Wege wiegt,
Und pfeifend kündet, wie er fliegt,
Sah' ich ihn in der Wolke Flor.

Des All und Gottes würd'ge Klänge!
Gewalt'ger Sang, Schöpfungsgeſänge:
Solch Lied iſt Stärk' und Tüchtigkeit,
Und ſolch ein Lied Unſterblichkeit!
Ich fühl' Unſterblichkeit, ich ſchaffe ſie;
Was ſchnöd't, Gott, du größ'res wohl, denn ſie?
Schau die Gedanken, wie ich ſelbſt ſie zeuge,
Im Wort verkörpert, wie ſie fliegen,
Den Himmel decken ihre Zweige,
Sie rollen leicht in lichten Zügen
Schon fern, doch fühl' ich ſie nicht minder,
An ihrem Reiz' ich mich ergötze,
An ihrer Bildung fühlend letze,
In meinem Geiſt ihr Regen ſchätze:
Ich lieb' euch, ihr Prophetenkinder!
Gedanken mein! ihr meine Sterne!
Gefühle mein! ihr meine Stürme!
Inmitten eurer mag ich Vater ſcheinen,
Ihr all, die Meinen!

In Staub tret' all' ich euch, Poeten,
Euch all', ihr Seher, und die Weiſen,
Mag laut die weite Welt euch preiſen.
Ob eurer Seelen Söhn' euch all' umwehten,
Ob alles Lob und alles Beifallrufen
Ihr hörtet, fühlt, als recht erkennt,
Ob aller Glanz, den Werk' euch täglich ſchufen,
Strahlend in eurem Kranz entbrennt,

Mit aller Feier des Ruhmes, Zier der Kronen,
Geerntet ſo viel Jahr' in allen Zonen,
Nicht fühltet eig'nes Glück ihr, eig'ne Macht,
Wie heut' ich's fühl' in Einſamkeit der Nacht:
Sing' ich in mir allein,
Sing' ich für mich allein.
Ja! — ich empfinde tief, in weiſer Kraft,
Doch nie, wie dieſen Augenblick —
Heut im Zenith enthüllt ſich mein Geſchick,
Heut ſieg' ich, oder ſcheine dünkelhaft,
Heut naht ſich die verhängte Zeit,
Heut dringt mein Arm zur Unermeßlichkeit —
Das iſt des Simſon Streit,
Der blind, gefangen, ſann am Säulenſchaft.
Dem Leib' entflieh' ich, nehme Geiſtes Schwingen —
Mich lechzt zu fliegen,
Will der Planeten, Sternen Bahn beſingen,
An der Natur Markſtein zum Schöpfer dringen.

Sie hab' ich, hab' ich, habe — zwei der Flügel:
Auf! — will von Abend ſie zum Morgen breiten,
Zur Vorwelt links, rechts in der Zukunft Weiten,
Des Fühlens Strahl tragt mich empor — zu Dir!
Ich löſe deines Fühlens Siegel,
Du! der im Himmel fühlt, ſo glauben wir.
Hier bin ich, ſieh', erkenne meine Macht,
Mein Schwung hat hieher mich gebracht, —
Doch Menſch, hält Erde dort den Leib gebannt;
Dort liebt' ich, Herz gehört dem Vaterland. —

Doch meiner Erdenliebe Schwing' —
Auf Einem Menſchen ruht nicht dieſe Liebe,
Wie auf der Aeſ' ein Schmetterling:

Nicht Haus, nicht ein Jahrhundert ſie umſchriebe.
Mein ganzes Volk ich lieb'! — halt' es umſchloſſen,
Vergang'ne ſind, Zukünft'ge mir Genoſſen,
Sie preſſ' ich an den Buſen,
Ein Freund, ein Bräut'gam, wie ein Gatt', ein Vater,
Aufrichten will ich's und beglücken,
Die ganze Welt damit entzücken,
Mir fehlt ein Mittel, hier ſei du mein Rather.
Sieh mich geſtählt in des Gedankens Kraft,
Wie er den Himmeln deine Blitz' entriß,
Planeten folgt, das Meer ſich öffnen hieß —
Und größ're hab ich, als der Menſch errafft,
Gefühl, das ſelbſt ſich in ſich ſelbſt verhüllt,
Vulkan, im Wort nun dampfend überſchwillt.

Und dieſe Kraft gab Edens Baum mir nicht,
Noch Frucht, die all' Erkenntniß uns verſpricht;
Nicht gaben Bücher ſie und Sagen,
Nicht Leſung all der dunklen Fragen,
Nicht Grübeln, Zauberei'n des Magen,
Schöpfer bin ich geboren:
Das iſt die Wurzel meiner Kraft,
Die auch die deine dir erſchafft,
Du haſt ſie nicht heraufbeſchworen:
Haſt ſie, ſie bleibt uns beiden unverloren.
Gabſt du ſie, nahm ich ſie, gleich dir — ein Blick,
Mächtig geweckt; gewalt'ger Augenblick!
Hoch ſchau' ich auf der Welten Ehere,
Der zieh'nden Vögel Ruf ich höre,
Weaend auf Flügeln, die du kaum erkannt;
Will ich, da ſind ſie in mein Netz gebannt —
Die Schaar tönt traurigen Geſang,
Halt' ich ſie, fern bleibt deines Windes Drang.

Schau' ich Kometen in der Kraft der Seele,
Sie ruhn, ſo lang' ich ſchau', in ihrer Höhle.
Nur Menſchen, ſünd'gend erblich,
Nichtswürdig, doch unſterblich,
Entziehn ſich mir — und kennen nicht uns beide.
Gleich mir wie dir;
Für ſie mich Macht umkleide
Im Himmel hier.
Die Macht, mit der, Natur, ich dir gebiete,
Will auf der Menſchen Seel' ich üben,
Mein Wink lenkt Vögel, der Geſtirne' Schritte,
So herrſchen will ich Brüdern drüben.
Mit Waffen nicht — ſie ſchlagen wieder,
Nicht mit Geſang — wird lang gebaut,
Mit Lehre nicht — ſchnell ſinkt ſie nieder,
Mit Wundern nicht — das iſt zu laut.
Will herrſchen durch Gefühl, das in mir wohnt,
Stets allen, dir gleich, der verborgen thront: —
Sie mögen, was ich will, erkunden,
Erfüllen, ſich darin beglücken;
Sind mir entgegen ihre Tücken,
Da ſchwinden ſie in Leid und Wunden
Sein mir die Menſchen, was Gedank' und Worte,
Die mir erbaun des Sanges hohe Pforte; —
So walteſt du in Nacht!

Gedanken hab' ich nie verderbt, noch Sprachen,
Gäbſt über Seelen du mir gleiche Macht,
Mein Volk würd' ich in neuem Sange tragen,
Hätt' Wunder, größer als du ſelbſt verrichtet,
Ein glücklich Lied hätt' ich gedichtet!

Gieb Macht der Seelen! — Und nichts gilt mir Hülle,
Die Welt man nennt, gewohnend ſie zu leben,
Nicht prüft' ich noch, ob meines Wortes Fülle
Im Augenblick ſie nicht zerſtieben.
Doch in mir fühl' ich, hätt' ich all mein Wollen
Gedrängt, verbreitet, leuchtend dann verbündet,
So löſcht' ich Stern' und hätte neu' entzündet —
Unſterblich bin ich! in der Schöpfung Rollen
Sah ich Unſterbliche; — doch höh're nicht. —
Du thronſt auf Himmeln! — zu dem höchſten Licht
Strebt' ich, das höchſte Sein auf Erdenſchollen.
Dich fand ich nirgend — ahne, daß Du biſt;
Enthüll Dich, wie die Ohnmacht Dich umfließt —
Macht ſuch' ich, gieb ſie, führ mich ihren Weg,
Von Seelenherrſchern weiß ich, was man ſpricht,
Und glaub's, doch gleich prophet'ſcher Macht ich pfleg',
Und fordre ſie, die Macht, wie Du ſie halteſt,
Den Seelen herrſchen will ich, wie Du waltеſt.

(Langes Schweigen.)

Gebirgswanderungen

von

Heinrich Stieglitz.

Warmbrunn.

— — So ſteh' ich nun endlich wieder ohne Störer zwiſchen den kräftig grünen Bäumen und Büſchen, neben einander blühenden Roſen und Malven, und betrachte mir aus dieſem Parkrevier die herrliche Lage Warmbrunn's. Welch ein Kurort! Dieſer Wechſel von Thal und Höh, dieſe geſunde Bergluft in der ſchönſten ſorgfältigſt bebauten Ebene; dieſer Nahblick auf ein ſtattliches Gebirg von einem wahren Paradieſesgarten aus! — Wer gern ſpazieren geht, kann ſchlendern; wer Trümmerfahrten liebt, beſteigt den vielbeſuchten Kynaſt; wer lieber ſich im einſamen Gebirg umhertreibt, iſt in einer Stunde ſchon bei der mit kundigen Führern bevölkerten Wanderungswahlſtation angelangt; der Freund von Vergreſſourcen findet auf dem nahgelegnen Scholzenberge Eſſen, Trinken, ſchöne Ausſicht; wer vorzieht ſein Glas Bier im Thale zu ſchlürfen, hat anmuthige Dörfer ringsumher mit gaſtlich bereiten Brauereien; dem geſelligen Städter liegt das mittheilſame Hirſchberg zur Hand, dem ſtillen Bücherfreunde die Gräflich Schafgott-

ſchiſche Bibliothek, dem Mineralogen ein ſorgfältig erleſenes Kabinet, ja ſelbſt dem Liebhaber von Conchylien und Inſecten eine anziehende Auswahl; dazu Blumen und Kräuter aller Art für den Botaniker, und für ein offnes Herz Fleiß in den Feldern, an den Bächen, auf den Bleichen, wo überall freundlich grüßende Landleute — es iſt wahrlich der Mühe werth, hieher ſich einen Sommer über verbannen zu laſſen; ich könnte ordentlich wünſchen, dieß Bad eigne ſich für mich.

So dacht' ich bei mir und ſetzte mich auf eine Bank in der Allee zwiſchen den Buden, aus denen ich weder Bilder noch Tabatieren zu kaufen Luſt verſpurte, und ſah die Kurgäſte ſich nach und nach verſammeln, und beneidete ſie faſt um ihres längern Aufenthalts, während mich Ruheloſen ſchon der morgende Tag weiter führen ſollte. Und immer bunter wurd' es um mich her, und immer mehr belebte ſich die

Brunnenpromenade.

Ich grüße, du grüßeſt, er grüßet, wir grüßen —
Heida, wie das trippelt auf luſtigen Füßen!

Ich danke, du dankeſt, er danket, wir danken —
Welch treffliche Muße und Raum zu Gedanken!

Wie geht es anjetzt mit dem Schlaf, Ihro Gnaden? —
Mich ſtört noch entſetzlich der Krampf in den Waden.

Gut Morgen, Karlinchen, gut Morgen, Mariechen,
Wie machen doch heut unſer Peſtenpartiechen?

Herr Rath bekam geſtern noch ſpät 'ne Staſette —
Ein Orden, ein Schleifchen, ich wette, ich wette!

Ihr Diener, Frau Baſe! Ihr Diener, Herr Vetter!
Was ſagen Sie heut zu dem herrlichen Wetter?

Mich langweilt das müßige Treiben beſtialiſch —
Was ſchreibt denn die Zeitung vom Lager zu Kaliſch?

Ich grüßte, du grüßteſt, er grüßte, ſie grüßten —
Nun darf man doch wohl zu dem Kaffee ſich rüſten?

„Nein, das iſt ſchön, daß ich Sie hier noch treffe. Unſer Goetho-Homeriſcher Freund Schubarth *) ſagte mir, Sie wären wahrſcheinlich ſchon ins Gebirg geflogen. Nun aber bleiben wir doch heut beiſammen? Meine Frau iſt bei mir und eine junge Freundin begleitet uns; in meinem Wagen iſt Platz für uns alle; ich habe für den Mittag vorläufig ſchon für Sie im ſchwarzen Adler mit belegen laſſen, und nach Tiſch beſuchen wir den Kynaſt."

O mein wackerer Materialiſt, **) wenn Sie von all dieſen Herrlichkeiten jede einzeln mir genannt, es wäre hinreichend mich den Tag über zu bannen. Uebrigens hab' ich geſtern Abend ſchon von Ihren lyriſchen Roſinen und Mandeln vorgekoſtet und von Ihren dramatiſchen Specereien friſcheſter Sendung eine handſchriftliche Doſis eingenommen, und auch da erſehen, wie Sie in Ihrem poetiſchen Materialladen ſorglich auf das Zeitgemäße ſich verlegen, und mit dramatiſchen Aufgüſſen von Biſchof-Eſſenz, Kardinal und Königsbier ausgeſuchteſter Sorte, untermiſcht ſaftigem Volksgebräue, Ihre trockne Aktenſpeiſe mit eben ſoviel draſtiſcher Kraft als leichtem Geplänkel der Ironie ſich anzufeuchten wiſſen; und ich ſehe der künftigen Vollendung dieſer in friſchem Schöpferdrang em-

---

*) Dr K. E. Schubarth, vornehmlich bekannt durch ſeine größern Abhandlungen über Homer und über Goethe. Näheres über ihn findet ſich in ſeinen kürzlich „geſammelten Schriften." Hirſchberg, bei Ernſt Reſener. 1835.

**) Gedichte eines Materialiſten. Meißen bei F. W. Goedſche. 1835.

pfangenen Gebilde freudig erwartungsvoll entgegen; möchte nur der Blüthenduft der Lyrik durch die Gewürznägelein und den Cayennepfeffer Ihrer Verſtandesſchiebkaſten nicht allzuſehr übertäubt und am Ende gar erſtickt werden.

„Hab' ich auf dem Titel der Gedichte doch nicht mehr verſprochen als die Waare eines Materialiſten. Sehn Sie nur die Sache recht genau an, ob die Ausführung nicht der Intention entſpricht; mir wird nun einmal nicht anders wohl als auf einer geſunden Baſis; mag ſeyn, daß ich bei meiner Oppoſition gegen Hyperidealiſtik manchmal ein bischen zu weit übergeſchoſſen bin nach der andern Seite, ich weiß, Sie verkennen mich darum nicht. Uebrigens hab' ich das kleine Büchlein Ihnen mitgebracht, auch den Hermanfried;*) doch das für ein andermal; heut wollen wir uns rein und ungeſtört lebendiger Gegenſeitigkeit in perſönlicher Gegenwart erfreuen."

Es war ein ſchöner Mittag, den wir mit einander verlebten, harmlos und heiter wie er mir ſeit lange nicht geworden. Zum erſtenmal ſeit vielen Monaten fühlt' ich in dieſem traulichen Kreiſe wieder ein geſteigertes Menſchenintereſſe, das der ſeelenvolle Antheil edler Frauen für ein innigſt mich durchfluthend Lebenselement, meinen heiligen Anker auf der großen Lebensmeerfahrt, wunderbar erhöhte. Mehrere Brunnengäſte von nah und fern, befreundet der Familie, wurden in unſern Kreis gezogen; Anknüpfungspunkte fanden ſich in Menge; dazwiſchen der bergluftathmende Geſang eines jugendfriſchen Tyrolers, welcher das Bewußtſein ſeiner Menſchenwürde, ſeiner Man-

*) Hermanfried. Ein Trauerſpiel. Hirſchberg, bei Ernſt Neſener. 1832.

neskraft in Blick und Ton und Haltung beinah trotzig kund that, und dabei den gemsbartgeschmückten grünen Hut in übermüthigen Intermezzos schwang; und zuletzt, als der Champagnertoast die fernen Lieben feierte und mit Beethovens Tönen das: „Auch die Todten sollen leben!" — dieß Siegespanier über Gräbern in dem unsterblichen Hymnus voll göttlicher Menschenliebe — aus der übervollen Brust hervordrang, da zerriß mir wieder einmal die alte Sonnenlust des Daseins alle trüben Nebel der Erinnerung, und ein freudiges Gefühl unendlicher Nähe füllte die gähnende Kluft des Diesseits und des Jenseits aus mit erzgehaltigen Stufen rüstigen Vertrauens. —

Der Nachmittag war so recht angethan zu einer Ritterfahrt. Der Annaß zeigte sich auf seiner Höhe im reinsten Lichtglanz, und der alte Burgwart, der in seinen auswendig gelernten Erzählungen die Geister der Vorzeit leierkastenmäßig citirte, konnte nicht genug die Reinheit der Luft und die Freiheit des Fernblicks rühmen. Fräulein Kunigunde, die grausame Schöne, die anfangs alle Ritter Verschmähende, dann von dem Einzigen, den sie begehrt, Verschmähte und zuletzt vom Bergageist Heimgeholte, spukt noch in allen Winkeln der sorglich erhaltnen Ritterburg, vornehmlich um die verhängnißvolle Ringmauer; ja selbst auf den Schnurrpfeifereien von Holz, die draußen vor dem Burgthor gegenüber der Baumressource in einer Bude dem Besucher feilgeboten werden, sieht man bald einen fahrenden Ritter auf einer Tabatiere zu dem kühnen Wagniß reiten, bald die stolze Kunigunde auf einem Serviettenbande ihrem Erkornen sehnsuchtbangend nachblicken, bald die von Rübezahl Entführte unter den leuchtenden Erzen der Tiefe in einem eigens dazu verfertigten Glasspindchen, welches, um einem reisenden Handwerksburschen Gelegenheit zu zarter Galanterie an die Hand zu geben, verbotenus die halbgereimte Aufschrift führt:

„Weil ich ſo oft an Sie gedacht,
So hab' ich Ihnen mitgebracht
Die ſchöne Fräulein Kunigund
Und Herrn Rübezahl." —

Erſt ſpät, als ſchon der Mond am Abendhimmel mit der hinter die Berge gezognen Sonne wechſelte, gedachten wir des Rückwegs zu dem Wagen, der einſtweilen unten in Hermsdorf geblieben, und ſtiegen nun abwärts an der entgegengeſetzten Seite des Berges, doch nicht bevor uns ein Knabe mit abgefeuerten Böllern das gewaltige Echo dieſer Höhen aufgeſtört. Merkwürdig, und von allen mir bisher bekannten mehrfach wiederholenden unterſchieden, zeigt es ſich beſonders dadurch, daß es nach bereits geſchehener Antwort einmal gänzlich abbricht, und dann erſt nach einer Pauſe wieder von Neuem ſich vernehmen läßt. In dieſem lebendigen Nachhall des ſcheinbar abgebrochenen Schalls dünkte es mich wie ein rückgegebner Gruß von Jenſeits, ein ſymboliſches Verſtändniß, das die Aufgabe der Deutung dem Herzen überläßt, als welches allein im Stande iſt, allem Unglauben des Raiſonnements zum Trotz, den Glauben zu ſteigern zu feſteſter Ueberzeugung.

Das Rieſengebirg.

Erſter Tag.

Wer unter euch heißt Liebig? — fragt' ich beim Heranmarſch zu dem Vitriolwerk, als ich eine Schaar drallgekleideter Burſche in uniformen Jacken und beſchildeten Tyrolerhüten am Thore aufgepflanzt fand. „Hier iſt Liebig", entgegnete alsbald ein kräftiger ſonorer Baß; und aus dem Kreiſe der Gebirgsführer trat ein Mann mittlerer Größe, von ſtar-

kem Gliederbau und treuherzigem Aussehn, und lüftete die breite Krempe seines Hutes, unter welchem das ergraute Haar bezeugte, daß er manch Jahrzehent schon die wechselnden Geschlechter der Gebirgsdurchwandrer mocht' über den Kamm begleitet haben. Mir aber wurde eigen bei dem Anblick dieses Mannes zu Muthe, und ein Heimweh frühster Jahre durchschauerte mich; denn ich sah in ihm, in seinem ganzen Habitus und seinen Zügen das leibhafte Conterfei unsers alten treuen Hauswarts Johann, der mich als Kind so oft auf den Armen getragen, und später auf meinen Excursionen ins liebe Waldeckerländchen begleitet, unter dessen Anleitung an schneestöbernden Wintertagen mein theurer Vater und ich manche Nachmittagsstunde in Ermanglung des gewöhnlichen Spaziergangs Holz gesägt, der so manchen meiner tollen Knabenstreiche vertuscht, und der in seinen alten Tagen auf so jämmerliche Weise starb — „aus Furcht zu sterben." —

„Woher kennt mich denn aber der gnädige Herr?" fragte Liebig schmunzelnd, nicht ohne ein stilles Selbstgefühl seines wohlerworbenen Renommée.

Liebig, dich lieb' ich, dich wählt' ich, dich hat ein namhafter Mann aus Hirschberg mir empfohlen, ein solider Materialist, der aller Schwindelei und aller Phantasterei auf den Höhen des Pindus und Parnassus abgesagter Feind ist, und der drum auch wissen muß, weß Leitung auf den Höhen des Schlesischen Gebirgs die zuverlässigste und beste; und darum associir' ich gerne für die nächsten Tage mich mit dir, und gewähre für das Compagniegeschäft deiner Füße und deines Wanderstabes mit den meinen und für die Unterstützung deines ränzeltragenden Neffs dir willig die volle Taxe von einem Thaler Preußisch Courant per Tag, und nehme außerdem noch deine Zeche über mich.

Liebig, nicht faul, eilte alsbald sein Neff zu holen zum Aufpacken meines Ränzels, ließ ein Schinkenbutterbrod und

einen Morgentrunk zum Vorimbiß ſich in geſelligem Verzehr gefallen; und ſo wanderten wir denn, lind aufwärtsſteigend, zunächſt dem Kochelfalle zu.

Was gebt ihr Gebirgswetterkundigen denn für Ausſicht zu dem heutigen Tag?

„Je nun, wenn das Gewitter recht herunterkommt, dann kann es gut werden."

Wo iſt denn ein Gewitter?

„Je nun, in der Luft; es munkelt und munkelt ſchon die ganze Nacht, aber es will nicht recht heraus mit der Sprache; kommt's recht zum Wettern noch vor neun, dann wird's hernach das ſchönſte Wetter."

Nun, ſo laß wettern und ſtürmen, o Himmel!
Laß es in Luft und im Herzen gewittern!
Mögen ſich Zacken zerklüften, zerſplittern,
Bricht es nur licht durch das wilde Gewimmel.

— Und immer aufwärts in dem Kochelthal. Die Atmoſphäre ſchwankend zwiſchen Sonnendurchbruch und Nebelbildung; die Berge feucht beſchlagen; fernher dumpfes Rollen in der Höhe, ohne eigentlich zu prononcirten Donnerſchlägen zu kommen; kein Blitz zu gewahren, als hielt' ihn Furcht und Unentſchloſſenheit zurück. Ein Zuſtand analog dem gegenwärtigen politiſchen Horizont.

„Nun müſſen Sie aber doch auch wiſſen, wo wir ſtehen, lieber Herr. Sehn Sie, der ausgehöhlte Stein hier mitten im Waſſer, das iſt Rubezahl ſein Fußtritt; dort eben links auf der Höh der viereckige Fels, das iſt Rübezahl ſeine Burg, wo er wohnte, eh er ſich das adelige Fräulein vom Kynaſt geholt; die Steinpyramide grade drunter, das iſt Rübezahl ſein Schilderhaus; der Baum da rechts am Wege, der iſt zum Andenken der hochſeligen Königin Louiſe, und der andere, iſt zum Andenken unſeres guten Königs gepflanzt, dazumal wie

die hohen Herrſchaften hier waren. So, nun können wir weiter gehn."

Unter dem Rochelfall fanden wir wieder eine Bude mit hölzernen Rübezahliaden und allerlei Backwerk und mit verſchiedenartig gefärbtem Fuſel für Reſtaurationsfreunde; da waren ſpaniſch Bitter und ſüße franzöſiſche Liqueure und Halbſüßer und Halbbitter auf den bunten Etiketten zu ſchauen; und die Frau, die das Alles feilbot, verfehlte nicht den Geiſt ihrer Waare beſtens anzupreiſen und wand, während der Knabe, der oben mit dem Sammeln der Gebirgswaſſer beſchäftigt iſt, das ſchützende Wehr aufhob, einen friſchen Mooskranz um meine alte Studentenmütze und verdeckte ſo die Ehrenwunde des letzten Göttinger Landesvaters mit jungem Grün, dem Abzeichen des Beradurchwanderers. Wie ich aber glaubte, die Waſſer würden nun ſo recht in voller Macht vom Felſen niederbrauſen, kam der kleine dirigirende Fluſsgott von oben herab und forderte ſein Silbergröſchchen als Trinkgeld und that auf mein Befremden kund, es ſei vorbei, und verſicherte, heut ſei beſonders reicher Waſſervorrath geweſen; ich trank noch ein volles Glas als Zugabe, und wir ſchritten weiter durch die Berge. —

Bald verengt ſich die Ausſicht, bald wird ſie freier; bald nichts als Berg und Thal und Fichten, bald einzeln hervortretende Häuſer der Schreiberau, von Obſtgärten umkränzt; und weiterhin Mühlräder, von dem Waſſer des Zacken getrieben, und Glasſchleifereien, und emſige Werkthätigkeit, und freundliche Menſchengeſichter, anſäſſige und durchwandernde, bergauf, bergab, bis es dem Zackenfalle näher eine lange Strecke nur noch bergauf geht; denn der Pfad, der mitten auf dieſem Wege rechtsab führt, iſt nur ein Seitenpfad und bricht, an Rückkehr mahnend, über einem ſchroffen, mit hölzernen Bruſtlehnen bepflanzten Felſenhange ab. Mit Recht heißt dieſe Partie der hohe Rabenſtein. Wildſchäumend ſtürzen

unten in der weiten tannendunkeln Bergschlucht die freigewordnen Wasser des Zacken von den Höhen nieder über zerbröckeltes Gestein, und vergebens sucht das Auge nach einem mildernden Eindruck. Dazu ein sich erhebender Sturm, das Krachen der Bäume, das Gekrächz dicht über dem Kopf hinflatternder Raben — hier durfte immerhin die Wolfsschlucht scene aus dem Freischütz ohne weitere Decoration spielen; die bleiche Agathe, das Bild der jammernden Mutter, das Klaffen und Heulen des wilden Heers würde die Phantasie sich ohne Müh ergänzen. Ich aber vernahm nicht das wilde Heer, sah nicht die bleiche Agathe und nicht die jammernde Mutter; mir leate sänftigend sich der Sturm an das Herz und wehete ihm Muth und Frieden zu.

Der Waldbach schäumt, es stöhnt der Forst;
Halt, Seele, dich stark, ein Adlerhorst!
Und wenn deine Adler durch Klippen rauschen,
An Zacken schlagen, auf Beute lauschen,
Du bleibe der kräftige Herrscher im Forst,
O Seele, du mächtiger Adlerhorst! —

Weit menschlicher ist der Eindruck weiter aufwärts im Gebirg über einer engern Schlucht, dem eigentlichen Thal des Zackenfalls. Zwar ziemlich müde und erhitzt vom anhaltenden Steigen kommt man an; allein man findet eine Hütte und ein Häuschen in dem dunkeln Waldrevier, zur Aufnahme geeignet, und bereit, an Speiz' und Trank und sonstiger Erquickung darzureichen, was sich in der vielbesuchten Einsiedelei des Waldwirths findet. Kaum hatten wir uns niedergelassen auf den Bänken der geräumigen Moosbütte, Freund Liebig mir gegenuber an der andern Seite des Tisches, als eine von dem Zackenfall rückkehrende Gesellschaft, Herren und Damen, in Mänteln und mit Schirmen, ebenfalls vor Nebel und

Sturm ſchutzſuchend unter daſſelbe Dach der Tannenrinden ſich begab. Wir geſellten uns bald zueinander, wie das auf Wanderungen ſo leicht geſchieht, ohne die ſchwerfällige Hohlheit hergebrachter Präliminarien des in Gewohnheit ergrauten contrat social, durch deſſen ſorgliche Erhaltung und Fortpflanzung ohne Gewinn und ohne Dank ſich gegenſeitig das Leben zu verkümmern die bürgerliche Geſellſchaft ſo befliſſen iſt. Der alte freundliche Obriſtlieutenant a. D. erzählte mir im ſauberſten Civil, daß er früher in Berlin gelebt und jetzt in Hirſchberg lebe, und daß er ſeine Mühmchen und Nichten und Vettern und Neffen, die ihn von Poſen aus beſucht, in kleinen Excurſionen mit dem paradieſiſchen Gebirg bekannt mache und daß er nur bedaure, daß durch das Wetter heut die Freude bald zu Waſſer werden ſei. Der mitgebrachte Kuchen und der vorgefundne Kaffee wandelten jedoch das froſtige Bedauern bald in warmen ſoliden Genuß; zugleich wurden die Damen getröſtet, daß bei heiterm Sonnenſchein der Zackenfall vielleicht nicht ſo reichlich würde geſtrömt haben, und mir wurde gerathen, doch lieber noch einige Zeit hier zu verweilen, damit das Waſſer ſich zum nächſten Sturz erſt wieder reichlich anſammle. Ich ließ mir das gefallen, ſah die immer heitrer werdende Geſellſchaft einer ſiebzehnjährigen Geburtstagsfeier ſich erfreuen, und bat mir die Erlaubniß aus, mittlerweile ein Zettelchen zur baldgefälligen Abgabe in Hirſchberg an einen dortigen Bekannten ſchreiben zu dürfen. „Herr N. N.?! O, der iſt ja einer meiner liebſten Freunde, den ſeh' ich täglich vor meinem Fenſter vorbeigehn, und er führt auch einen Proceß für einen Vetter eines meiner Bekannten; mit dem größten Vergnügen werd' ich noch heut Abend Ihr Billet an ihn beſtellen: ſchreiben Sie nur ja, ſoviel Sie wollen!" — und ich ſchrieb.

An die Hirſchberger Freunde.

Möchte nur der Tag unſrer verabredeten Begegnung in Stonsdorf den ſchönen Stunden in und um Warmbrunn ähnlicher

ſein als der heutige, wo ein ohnmächtiges halbzerbrochenes Gewitter unter garſtigem Träufeln mit begleitenden Windſtößen ſich unabläſſig fühlbar macht. Unten bei Euch mag vielleicht jetzt die ſchönſte Sonne leuchten, während wir hier oben um einen einzigen lichten Blick gern allen Kuchen und allen Kaffee gäben, der von unſerm Waldmahl übrig geblieben. Indeß, wer ſich gewöhnt hat, gegen ſeine urſprüngliche Natur den ungeheuerſten Stürmen des Lebens Ruhe und Gelaſſenheit entgegenzuſtellen, der findet ſich in ſolche kleine Widerwärtigkeiten leicht. Auf Wiederſehen alſo in Stonsdorf, will's Gott bei klarem Himmel!

Der wandernde Einſiedler.

Nun aber war es Zeit zum Zackenfall niederzuſteigen, denn der Führer erinnerte, daß heute noch ein groſſes Penſum abzuſchreiten ſei. Die ſteile Treppe abwärts in das enge Thal und die noch ſteilere Leiter war bald überwunden. Beſchwer und Mühſal macht den Trauernden, von tiefem Weh Durchzuckten heiter, muthig, während gar zu leichte anmuthige Lebenspfade eher ihn entmannen und zur Sehnſucht ſtimmen. Und nun ward das Wehr gehoben und die Waſſer des Zacken ſchoſſen nieder faſt ſenkrecht in die enge Schlucht. Dieſer Sturz macht einen bei Weitem friſchern Waldeindruck als der Kochelfall mit ſeinem engbrüſtig abgebrochnen Schnauben. Nie aber kann ich dergleichen ſehn, ohne des Imatra zu gedenken, dieſes rieſigen Nordlandſohnes, der ein grandioſes Naturelement, wie Meer, Gewitter, Nordſchein, auf der Höhe der Phänomene ſteht. Hier ſehn wir ein artigſpielend Kindlein deſſelben, wohlerzogen, zahm von Natur, voll ſanfter Anlagen, gereizt nur manchmal durch abſichtlichen Widerſtand, zu etlichen wilden Courbetten und kraftſchäumenden Bergſprüngen en miniature für den neubegierigen Wandrer aus der Ebene angelernt.

„Der Nebel ist das heute früh verdorbene Gewitter," sagt Führer Liebig im Aufsteigen; „wenn sich's recht ausgeladen hätte, wär' Alles gut geworden."

Es wird noch Alles gut, entgegne ich; seht nur, dort hinten im Westen weichen schon die Nebel, die Wolken theilen sich, und ein Lichtschein bricht durch; ich kenne auch das Wetter und stehe mich von Alters her gut mit den Berggeistern.

„Ja, ja, das faule Gewitter," fährt kopfschüttelnd der ungläubige Liebig fort; „wenn's fleißiger ausgewittert hätte, wär' ein heller Tag geworden."

Merk dir's, mein Herz! Gewittere dich aus! Dann wird es hell zuletzt und kehrt vielleicht noch Freudigkeit in dich ein, die Freudigkeit des in Kampf und Weh errungnen Friedens, die dauerndste und sicherste von allen. Doch alles Aufgebot von Kraft und aller Anlauf fällt nur zuletzt ins alte enge Geleis zurück, wenn sich das Herz nicht tüchtig ausgährt und herzhaft ausblutet, wenn es im Dunkeln wie ein Maulwurf immer fort und fortwühlt, ohne sich zu tapferem Selbstgefühl ans Licht hervorzugewittern. —

Auf dem Kamm des Weiberberges, wo die beste Trinkquelle (eine von denen, woraus sich der Zacken bildet), sagt der schweißtriefende Führer, sich überlegend und mit vollen Zügen schlürfend, gegen meine Warnung: „Unser einem schadet's nicht, und wenn das Wasser uns vom Kopf noch stärker niederliefe wie die Quelle" — Naturkräftiges Volk! nicht überreizt, nicht überspannt.

Allmählig prononcirt sich doch der Nebel und schlägt in ordentlichen Tropfen nieder! — Es begegnen uns ganze Schwärme von Böhmaken. Eine Dame wird herabgetragen

in einer Sänfte, hinter ihr her ſchleppt zahlreiches Geleit unter ſeidnen Schirmen — ein echt chineſiſcher Aufzug. Paſcher ſtreifen abſeits vom Wege, die Grenzjäger meidend, Taback, Zucker, Kaffee über dieſe Seitenpfade führend, ſchlau den trüben Tag abkartend. Nun eine Schaar botaniſirender Studenten, die blühende Natur in Bleikapſeln verwahrend. Gruß und Gegengruß. Ein kleiner Anhalt unter breiten Aeſten, den eben ausbrechenden Guß abzuwarten.

„Schlecht Wetter heute."

Man muß es mitnehmen, wie's kommt.

„Ja, aber man kommt nur ſobald nicht wieder ins Gebirg, und die feuchten Kleider hängen ſich wie Blei an die Stimmung und erſchweren läſterlich das Steigen."

Deſto einbringlicher die Erinnerung.

„Wir wollen machen, daß wir noch bei Zeiten unterkommen und unſre Pflanzen ordnen; wir haben gar manche intereſſante gefunden; überhaupt iſt das Rieſengebirg weit intereſſanter für den Botaniker als der Harz. Nun, glückliche Reiſe und wo möglich beſſer Wetter!

Guten Weg!

— Und auf und ab nach Oſten und nach Weſten,
Und raſtlos auf und ab nach Nord und Süd,
Durchtrümmert von zerſchellten Ueberreſten
Des Glücks, von Wurdelust die Bruſt durchglüht.

Nun durch den Baudengarten zu der neuen Schleſiſchen Baude unter ſcharfem Regen. — Wie könnt ihr's nur in euren überheizten Stuben aushalten? Mich wundert, daß die Bretter eurer Bude euch nicht längſt über den Kopf weg aufſchlodert ſind. Bleibt meinethalben, euer froſtig Blut mit Spiritus und Qualm erwärmend; ich geh' hinüber und ruh' ein wenig in der Sommerbaude; bringt mir dahin ein

Glas Milch und ein Stück Schwarzbrod, aber nicht zu klein; das Wandern zehrt.

Kaum hatt' ich mich erquickt und meinen Namen in das angeschleppte Fremdenbuch geschrieben, als ein junger Mann in bräunlich bequemem Ueberrock und sehr solider Physiognomie zu mir hereintrat. „Verzeihen Sie, mein Herr; mein Vetter ist auch ein Dichter; Sie haben vielleicht Manches von ihm kennen gelernt im Schlesischen Musenalmanach, den er seit Jahren mit Beiträgen schmückt; das ist aber gar noch nicht sein Bestes; seine Hauptforce besteht im Gelegenheitsgedicht; da ist er ein wahrer Meister; ich versichre Sie, er ist ein prompter Dichter, ein Genie, wie Sie's vielleicht nicht zum Zweitenmale finden. Nein, Sie sollten nur seine Fertigkeit in der Versification einmal mit ansehn, Sie würden sich verwundern! Da mag eine Hochzeit oder eine Kindtaufe bei unseren Bekannten in der Stadt oder Umgegend noch so eilig vor sich gehn, erfährt's mein Vetter nur eine Viertelstunde vorher — das schönste Gedicht ist fertig, kein Mensch weiß, woher's ihm kommt; da kann man plaudern, toben, abrechnen um ihn her; kurz, was Sie wollen kann man währenddessen treiben, ihn rührt das Alles nicht, wenn er im Fluße ist; es ist ordentlich, als wenn in seinem Kopf eine poetische Destillationsmaschine wäre, die von allem Andern abstrahirend nur den reinen Spiritus zu Tage fördert."

Ich hatte während dieses Redeflusses Durst bekommen und bestellte mir in aller Eil noch ein Glas Milch und ein Glas Wasser.

„Ich bitte Sie," fuhr mein poetenverwandter Besucher fort, „suchen Sie, wenn Sie nach Breslau kommen, meinen Vetter auf, er wird Ihnen gefallen; er wird Ihnen seine neuesten Gedichte zeigen, die alle in den letzten Monaten erst fertig geworden sind und allein einen ziemlichen Band füllen

könnten; sie sind jetzt noch in Manuscript; ich freu' mich ordentlich darauf, sie alle einmal gedruckt zu lesen."

Anch' io sono pittore — seufzt' ich mit einer die Verlegenheit überzuckernden Reminiscenz und mischte die beiden Flüssigkeiten der eben hereingebrachten Gläser in einem dritten größern Glase. Ich schämte mich, meinen gepriesenen Bruder in Apolline so gar nicht einmal dem Namen nach zu kennen und war nicht wenig erfreut, daß der zum Aufbruch mahnende Liebig schmunzelnd herankam und somit das Gespräch auf prosaischere Gegenstände brachte, als da sind Zeche, Kleidertrocknen, Ränzelschnüren, und dergleichen gelegentliche Unumgänglichkeiten des Augenblickes mehr. So schieden wir denn ohne nähere Verständigung und ohne daß das vielleicht im Hintergrunde schlummernde Bekenntniß (— zwei Größen, einer dritten gleich, sind einander selbst gleich —) zum Ausbruch und Erwachen gekommen war, daß gegenwärtiger Vetter des Vetters als wirklicher Poetenvetter wohl selber gar gegründete Anwartschaft zu einer nahmhaften Substitutenstelle auf den Höhen des Schlesischen Parnassus habe, analog jenem in einer antediluvianischen Literaturperiode auf Adolph Müllner, als Neffen August Bürgers, verfaßten Distichen:

„Ein Dichter wär' ich nicht? — euch treffe Jovis Wetter!
Ein Dichter bin ich wohl! — ein Dichter war mein Vetter!!" —

Später hab' ich denn auch den so enthusiastisch und verwandtlich angepriesenen Poeten quaestionis kennen gelernt, nicht in persona, sondern ꝛc. und seinen Namen auch in Kahlert's Beitrag zur Literaturgeschichte *) wiedergefunden, wo

*) Schlesiens Antheil an Deutscher Poesie. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte von August Kahlert. Breslau, bei Schulz und Comp. 1835. — ein mit Fleiß und Umsicht und zutreffendem Urtheil geschriebenes Buch, das für seinen Zweck dasselbe leistet, was für eine noch zu hoffende genügende Geschichte des gesammten Deutschen Volks

ich ſelbſt die betreffende Pagina anführen könnte. Doch zieh' ich vor, dem für heimiſche Zuſtände ſo lebhaft entzündeten Sinn der Schleſier das Aufſuchen zu überlaſſen, ohne durch ein vorgreifendes Schleierlüften meinem provinciellen Geheimniß ſeinen ſtärkſten Reiz zu rauben.

Schon vor dem Baudengarten nimmt die Vegetation aufſtrebender Gewächſe ein Ende, und die Region des Knieholzes beginnt. Es iſt daſſelbe, aus welchem die mehrerwähnten kleinen Holzarbeiten des Gebirgs verfertigt werden. Feſt, von beſondrer Zähigkeit, ein körnig Erdenkind, hält es ſich hart am Boden und treibt ſeine kräftigen Zweige nach allen Richtungen, nur nicht nach oben; da hört bei kaum fußhoher Erhebung des Stammes alsbald mit einer leiſen Kniebeugung ſein emporſtrebender Wachsthum auf. Daher der Name Knieholz oder Krummholz. Es findet ſich auf dieſen Höhen in reichlicher Menge. Auch Nießwurz kommt vor in reichlichen Portionen, und es thäte wohl mancher Excurſirende gut, eine Quantität davon in

---

und deutſchen Landes die tüchtige hiſtoriſche Behandlung eines Einzelſtamms einer Provinz. — Daß eben der all zu beſcheidene Verfaſſer, der doch keinem im Umkreiſe ſeines Bereiches irgendwie aufgetauchten Gelegenheitspoeten einen Platz und die gebührende Würdigung verſagt und der einen ehelängſt verſtorbnen, ungeachtet früherer Beliebtheit nach des Verfaſſers eignem Ausſpruch (p. 90.) als Schriftſteller bereits vergeßnen Namensvetter aus ſeiner Pſeudonymität ans Licht zieht, ſich ſelber ganz und gar ignorirt, da er doch ebenfalls ein an Deutſchlands Poeſie practiſch betheiligter Schleſier iſt, dürfte Meuſels gelehrtes Deutſchland ſchwerlich gutheißen und würde einem auf completirendes Nachtragen ausgehenden Landsmann vielleicht die einzige Gelegenheit zur Ergänzung einer fehlenden Notiz geben, die dann einzufügen wäre durch:

„Romanzen von Auguſt Kahlert. Breslau, bei Wilhelm Gottlieb Korn. 1834. 208 S. 8." —

ſeiner Blechkapſel auf Speculation mit in die Heimath zu nehmen; vielleicht daß es im Winter bei der Sonnenunkraft einen lichtenden Einfluß auf das caput insanabile heimlich Verſtockter gewönne. Am reichlichſten zwiſchen dem dunkeln Knieholz und den hellen Farrenkräutern gedeiht aber doch das Rennthiermoos. Ich möcht' es, ungeachtet ſeiner ſtarken efficinellen Kraft, ein homöopathiſches Gewächs nennen. Wie andre Naturerzeugniſſe nach der Lehre der Hahnemannsjünger eine beſonders analoge Stimmung zu der Natur der Krankheit haben gegen welche ihre möglichſt reducirte Doſis vornehmlich operiren ſoll, ſo hat dieß Moos in ſeiner ganzen Conſtruction eine wahrhaft innige Wahlverwandſchaft mit dem Thiere, das im hohen Norden auf ſeinen Genuß hauptſächlich angewieſen und erpicht iſt. Man betrachte nur genau ein Büſchel Rennthiermoos und ein Rennthierhaupt mit ſeinem Geweih, und frage ſich dann nach ſorglicher Vergleichung, ob es nicht zu verwundern iſt, daß das Haupt der Schule bei Abfaſſung ſeines an andern unorganiſchen Capricen ſo überreichen Organon noch nicht auf dieſe capricieuſe Analogie und draus hervorgehende neue Folgerungen geſtoßen iſt. Wer weiß indeß, was wir nicht von ſeinen transcendenten Bemühungen noch erleben, nachdem er, ſeinen alten goldnen Ruhm durch neue glänzende Lorbeern zu vermehren, mit jungen Kräften ſich ſelbſt vertrauensvoll der Continental-Hauptſtadt des Volkslebens, des Luxus und der Moden zugewendet, die Nachleſe cisrhenaner Triumphe aber gläubigen Nachbetern im Bereich des Vaterlandes überlaſſen. Vielleicht macht einer der letztern einmal eine Reiſe zu den Lappen und dispenſirt in einem neuen lappiſch hyperboreiſchen Journal homöopathiſcher Entdeckungen und Erfindungen im hohen Norden neue Aufklärungen über die Natur des erwähnten Verhältniſſes. (— „Ja, ja! wenn's nöthig iſt und nutzt," ſagt Leſſing im Nathan.) —

Alſo jetzt ſind wir auf Oeſterreichiſchem Gebiet und nicht mehr auf Preußiſchem?

„Das hier iſt Böhmiſcher Boden, und Alles was wir rechtshin ſehn iſt Böhmerland, und links iſt Alles Schleſiſch; und ſo gehn wir 'ne lange Strecke hart an der Grenze. Die Berge, wo wir eben jetzt marſchiren, heißen die Reifträger, weil die Paſcher hier zur Winterszeit ſich Reifen an die Füße binden, um nicht in den Schnee zu ſinken." Und ſo trollt der treuherzige Alte, wohlbewandert überall in der Chronik und Localität ſeines Gebirges, der mythiſchgeiſterhaften ſo wie der profanen, ein lebendiger Grenz- und Meilenzeiger, munter und redſelig vor mir her, und ich laſſ' ihn hintrollen und ſchwatzen und laſſ' es in mir wühlen und wogen, wie es eben will und mag. Wühlt und wogt der Nebel doch heut auch im Kampf gegen die Sonne, die ſich durchzuringen glühend müht. —

Böhmiſcher Boden! Und zur Rechten fern, fernab die Böhmiſchen Berge, wo im vergangnen Jahre wir vereinigt wanderten und hinrollten und nach Wiederherſtellung der alten Harmonie von Leib und Seele hoffend bangten. Das ſind nun kaum zwölf Monate. — Ja, ja, zwölf Monate. — Was iſt ein Monat, ein Jahr, ein Jahrhundert gegen die Ewigkeit? — Aber im Menſchenleben, da iſt ein Jahr, ein Monat, eine Stunde oft eine ewigkeitſchwangre Zeit, und Ein Augenblick geſtaltet unſer Erdenſchickſal zum Himmel oder zur Hölle.

Sei ruhig, Herz, ſei muthig! Was auch kommt,
Es trifft Dich nichts, was Dir nicht endlich frommt;
Und wenn der Himmel ſelbſt zuſammenbricht,
Aus ſeinen Trümmern bräche Lieb' und Licht. —

Bei den ſogenannten Quarkſteinen, auf der kaiſerlichen Seite des Bergkammes, findet der Wandrer eine Hütte

mit Moosbänken, wo eine arme Böhmin den Sommer über einen kleinen Kramhandel führt. Mich zog der Duft der Kartoffeln, die ſie eben in der Aſche briet, eine freundliche Reminiſcenz aus den frühen Knabenjahren, zu der Hütte. Das nach zwei Seiten hin abfallende Gebirge bietet hier eine weite Doppelausſicht, doppelt ſchön, da Böhmen, welches kurz vorher nach einem glorreichen Sonnenblick ſich wieder in dichte Nebel gehüllt hatte — ſeine Geſchichte! — mit einem Mal in reinſter Klarheit dalag.

„Jetzt wird's in Böhmen licht, und Preußen liegt im Dunkel," ſagte Liebig ſchmunzelnd, und ließ ſich noch ein Gläschen einſchenken.

Schön wäre ſolch ein Völkerwettkampf um Licht und Klarheit in der Wirklichkeit, im Geiſt und in der Wahrheit, dacht' ich bei mir und bezahlte ungefodert unſre Zeche an die Frau, die, unbekümmert um Dunkel oder Aufklärung, der blanken Böhmen — ſo heißen hier allgemein unſere Silbergroſchen — ſich erfreute, gleichgültig, daß dieſelben eines fremden Königs Bild auf dem Gepräge tragen. —

Vom Hochgebirge aus betrachtet, ſpricht ſich übrigens ein grundverſchiedener Charakter aus in der Formation der Böhmiſchen Berge, die mehr wellenförmig ineinanderſpielen, und der Schleſiſchen, die mehr breite Rücken zeigen, ſcharfkantig, deutlicher gezeichnet, hingeſtreckt und abgegrenzt, faſt durchweg weniger ineinandergeſchoben. Wer dergleichen Analogieen durchzuführen liebt, könnte dort den Katholicismus, hier den Proteſtantismus von der Natur vorgezeichnet finden. Verglichen mit dem Harz, ſtellt das Rieſengebirg im Ganzen ſich gemüthlicher dar; es hat an ſich etwas treuherzig Trocknes, vielleicht weniger allgemein anſprechend, aber in ſich abgeſchloſſen ſchön. Bei näherer Unterſuchung dürfte ſein Charakter ſich wohl als ein provincieller beſtimmen laſſen; wie denn meiſt alles Schleſiſche, eben als entſchieden Eigenthümliches ſo reſpectabel,

noch nicht so belebt ist von der immer allgemeiner werdenden Ineinanderschmelzungsbildung.

Unser nächster Weg ging über die Kranichswiese, wo Begegnung auf Begegnung uns entgegenziehender Wandrer, Gruß um Gruß im Vorüberstreifen, ohne weiter aufzuhalten; nur die Führer beider Parteien halten manchmal kurze Zwiegespräche und wechseln Aufträge, Besorgungen fürs Hauswesen, Weg-, Wetter-, Handels- und sonstige Notizen. — Wie aber Einsamkeit des Wegs gesellig macht! Da spendet auch der Wortkarge so gerne Gruß und Gegengruß. Ja, Bergluft und Landluft machen treuherzig und milde, während die Stadtluft gar leicht Sprödigkeit und Verstockung hervorbringt.

Die Sonne, schon bedeutend sich dem Abendhimmel zuneigend, nimmt nunmehr sichtlich zu an Kraft und dringt mit Macht durch die sich mehr und mehr sondernden und flockenden Nebelströme.

„Sehn Sie, mein lieber Herr, nun stehn wir auf Rübezahls Kirchhof; der große Hügel dort, das ist sein eigen Grab, und die andern kleinern drum herum, das sind seiner vielen Kinder ihre Gräber. Sehn Sie nur, wie die Sonne so freundlich darauf herumtanzt!" —

Sonnenblick, Du Gruß von oben,
Sonnenblick, Du starker Held,
Siegreich schwichtigst Du das Toben
In der Brust, den Kampf der Welt.

Auf den Bergen, auf den Bergen
Fühl' ich näher mich dem Himmel;
Hebt ihr Riesen über Zwergen
Mich aus dumpfem Erdgewimmel?

Bringt ihr näher mich dem Gruße
Meiner heiligen Verklärten?
Ach, an ihrem glühnden Kuße
Zu vergehn, dem lang entbehrten! — —

Darin, o Gott, ſtärke Du die Deinen, den Himmel zu befeſtigen in der eignen Bruſt mit Kraft und Klarheit, ehe das Hinüber von der Erdenarbeit abruft! Wirken in dieſer Feſtigung erſcheint mir immer mehr unſre Aufgabe.

Das kleine Ding da iſt doch nicht die Elbquelle?

„Ja, ja, das iſt die Elbquelle, mein lieber Herr. Sehn Sie, wie's da ſo unter'm Stein herauskommt, können Sie den ganzen Abfluß mit der Hand ſchützen wie 'nen Spritzenſchlauch; aber verſuchen Sie's einmal bei Magdeburg oder bei Hamburg, wo die großen Schiffe gehn!"

Das iſt alſo die Elbe? — Nun ja, die ewige Roma quoll ja auch mit ihrer zweimaligen Weltherrſchaft hervor aus den ärmlichen Hütten des Palatinus, und ſpäter aus dem unſcheinbaren Fels, der mehr und mehr zum Rieſen wuchs, die Erde überſchattend und all ihre Herrlichkeit in ſeinen ſich nie überladenden Bauch aufnehmend. Und die Elbe wird verſchlungen vom Meere, und Roma hat ſich zweimal ſelbſt verſchlungen, und die Trümmer ihrer Macht ſind jetzt noch gültige Symbole alles Höchſten und Gewaltigen auf Erden. —

Nunmehr ſchritten wir ein wenig abwärts über die Elbwieſe und den Jacobsgraben, der nachbarlich der kleinen Jungfrau Elbe Hülfe bietend in den Schooß ſtrömt, und gelangten in gerader Richtung zu dem Elbfall. Unterwegs machte Liebig aufmerkſam auf mehrere Denkſteine, welche das Hierſein Allerhöchſter Herrſchaften aus Wien im Jahre 1804 bezeichnen ſollten, nun aber ſchon ſeit längerer Zeit zerſchlagen umherliegen.

„Das sind Turnerkunststückchen," sagte pfiffig lächelnd der gutmüthige Alte; „und weil die jungen Herren diese Steine zerschlagen, sind ihnen auch die Kletter- und die Springgerüste zerschlagen worden, und sie dürfen schon seit lange nirgends mehr im Lande Sprünge machen, wenigstens keine größere als in einem Hofe oder Garten oder in dem Winkel eines Hinterhauses möglich ist."

Daneben murmelte das kleine Elbchen und hielt sich uns im muntern Tempo immer links zur Seite, bis wir zu der nächsten Baude kamen, bewohnt und gehütet von zwei emsig schäfternden Alten, deren freundlichfriedselige Bilder in stiller Vergnüglichkeit unter niederm Dache unwillkührlich an Philemon und Baucis gemahnen. Hier kehrte Liebig ein, alsbald zu Rad und Imbiß Posto fassend, während es mich hinunter trieb zur Mitte des vorliegenden Bergabhangs, wo ich mich niedersetzte, das versprochene Schauspiel zu erwarten.

Schon überstürzt sich der Elbfall, schon durch mehrere kleine Quellbäche geschwellt, wenn der alte wassersammelnde Hüttenbewohner oben die Schleusen aufzieht, und ein ansehnlicher Schaumstaub überfluthet das moorbegrünte Gestein, das seine Thränen in die Tiefe sendet, wo sie dann durch zerstreute Sandblecke sich in die waldbewachsnen sieben Gründe, das eigentliche Elbthal, drängen; links der Ziegenrücken, wo das Weißwasser von der Wiesenbaude herab dem werdenden Flußgott schon gedeihlichere Nahrung zuführt, daß er seinen Bart kann stattlicher herunterfließen lassen.

Und Du hast mir Nichts zu sagen, Du geliebteste Freundin, an die einzig gedenkend, für die doppelfühlend ich hier einsam auf den Steinen am Abhange sitze! — Hart an legt sich der Berakamm Aronus (— „wir heißen ihn Arekonus," sagte vorhin Liebig —) bis an die vorbeiziehende Elbe. Laß uns mitziehn hin zum weiten großen Meere! Sieh, die lep

ten Nebel haben ſich verzogen; der Wind iſt der Sonne zu Hülfe gekommen und hat ſie aus den Thalen fortgeſcheucht. Laß uns mitziehn durch die heitre freie Bergluft, in die Ebene, dem Meere zu! —

— Es rauſcht, es rauſcht,
Der Wandrer lauſcht;
Es zieht, es zieht,
Der Seufzer flieht;
Der Wunſch, die Hoffnung, der Glaube ſiegt
Ueber Klüfte und Berge, und kämpft, und ſiegt.

— Wer ſteht drüben am Abhang und ſtarrt einſam vor ſich hin? Halb iſt er mir bekannt, und doch auch wieder fremd; nun blickt er um ſich her und ſcheint etwas zu ſuchen; iſts ein Hirt, dem ein Schäflein in den Bergen ſich verirrt? oder hat er vielleicht gar mehr verloren, als einen Theil ſeiner Heerde? Er ſteigt langſam herab und ſingt:

Der Sturzbach brauſt hernieder
Aus dunkler Felſenwand;
Des jungen Hirten Lieder
Im Thale hallen wieder
Vom grünen Bergesrand.

Der junge Hirt ſingt träumend
Von längſt entflohner Luſt;
Der Sturzbach wälzt ſich ſchäumend
An ihm vorbei, und ſäumend
Verſpült er ihm die Bruſt.

Der Sturzbach ſtrömt zu Thale,
Da findet er wohl Ruh;
Wann trinkſt des Friedens Schale
Beim großen Sühnungsmahle
Verwaiſte Seele Du? —

Was iſt das für eine aufgehäufte Steinmaſſe dort oben?

„Das iſt Rübezahls Kanzel, lieber Herr; von da aus abwärts geht's zu den Schneegruben; nur noch ein bißel weiter, dann wollen wir ruhn und Sie können ſich Alles in der Näh betrachten."

Einige Minuten ſpäter ſaß ich neben einer ruſtigen Steinhöhle, in der zwei ſchwarze ſtumpfe Kohlenſchlüter und ein munteres weißes Hündchen bei einander kauerten. Unten Nebelmeer in den Schluchten, drüber hinaus Blick ins offne Land von Schleſien, rückwärts nach Böhmen und Mähren fernab ſchöne Berge und Thale; nach Weſten hin die ſonnengerötheten Nebelwolken aufragend wie zerriſſne Gletſcherzacken. —

In beiden Schneegruben, der großen und der kleinen, haben ſich tiefe Lagen Schnee in die weitbauchigen Felſenwinkel eingeklemmt und hartnäckig gelagert; das Geſtein iſt mit mannigfachem Mooſe bekleidet, durch alle Nüancen, von dem ganz ins Gelbe ſpielenden, das die Führer Landkartenmooß nennen, bis zum dunkeln Grün des Fichten- und Knieholzgeſtrüpps. Liebia pflückte Teufelsbart und ſteckte mir das koboldartig grauliche Gewächs auf die Mütze zu dem am Kochelfall erworbnen Mooskranz. Nun werden Steine hinabgerollt die Felſenſchluchten, dumpfabkrachenden Falls; eine Piſtole und eine Büchſe werden losgeſchoſſen mit widerdonnerndem Echo. Einer von den ſchneegrubenbeſuchenden Knaben ſchreit gegen die Felſen in langſamen Pauſen:

„Rübezahl, der alte Narr,
Ich bin Küſter und auch Pfarr,
Wer in dieſe Schluchten fällt,
Der iſt um ſeinen Kopf geprellt."

Und indem das Felſenecho in den Schluchten „Narr" und „Pfarr" hohnlachend wiederholte und zuletzt recht deutlich plärrend das „geprellt" nachbetete, erzählt der Knabe, daß im Sommer 1845 hier an der Stelle, wo wir eben ſtänden, ein ſtein-

hinabrollender Führer ausgeglitten und nach langem Suchen zerschmettert wiedergefunden sei. Auf meine Conjectur — daß in der ersten Verszeile seines Gesanges es unmöglich heißen könne: „Rübezahl, der alte Narr," indem das Ganze offenbar doch eine Apostrophe an den Berggeist sei, gegen den ein gewisses verjährtes Recht sollte geltend gemacht werden (das Recht nehmlich, eben auf der Kanzel und im Bereich dieser Schluchten zugleich als Pfarrherr und als Küster zu fungiren, ohne weitern Substituten oder irgend amtlich beigegebenen Adjuncten im état ecclésiastique dieser Berapparochie), und demnach nothwendig stehen müsse: „Du alter Narr!" wollte der kleine absolute Berapbiloloq auf keine Weise eingehn, sondern meinte, das sähe doch wohl jedes ein, daß es so heißen müsse, wie er es gesungen, denn so heiße es von seines Vaters und Großvaters Zeiten her. Gegen solch' schlagende Argumentation ließ sich nun freilich in diesem Augenblick der Eil nichts gründlich Widerlegendes aufbringen, und ich zog vorläufig mit meinem ermäßigenden Antrag gegen seine durch Vater und Großvater sanctionirte legitime Herrschaft auf vorerwähnten Versthron mich bescheiden in den inneren Musentempel zurück.

Mit Einem Male wälzt sich der Nebel wieder finsternd in die Schneegruben herein. „Gut, daß es vor einer Viertelstunde nicht so war," meint der Knabe, „sonst wär gar nichts zu sehn gewesen." — „Der Rothwißlich sinat," piepst bandereibend sein kleinerer Kumpan; „Morgen wird's schön Wetter!"

Die Nebel werden dichter in den Schluchten. „Kommen Sie auf die Kanzel, junger Herr!" kreischt ebenher der kohlenschürende schwarze Höllenknecht; „so haben Sie die Sonne wohl Ihr Lebtag noch nicht untergehen sehn." —

Ein rother Gluthball durch umdampfende Nebel bis zum feurigen Verschwinden hinter hastig zueilenden Wolkenschanzen, deren zackige Flammenränder sich zur Brautnachtfeier der Natur verklären, zeigt die Sonne sich im fernen Westen. Heiße

Küsse bringen ihre letzten Strahlen durch den hier und da gelüfteten Vorhang ihres Himmelbettes, und die frischten Nebel wiegen taumelnd von Westen in weichen Flocken nach dem Lager der glorreichen Königin. Endlich hat ihr Auge heilige Götterruh umflossen. Nur nach innen noch dringt ihre urgewaltige Kraft, mit seliger Erinnerung durchströmend. Vielleicht, daß eben jetzt ein junger Priester am Ohio ihrem Morgenpurpur den Hymnus der Auferstehung entgegenbringt; wir können ihr Scheidegrüße senden. Fahre wohl, Du ewge Weltbraut, Du über allen Wechsel der Erscheinungen Erhabne, leuchtende Genossin des wandelnden Geschicks der Erde und der Menschen, fahre wohl! Und wenn Du einstmals aufgehst über unsern Gräbern, der freudlos ringend Dahingegangenen, dann laß sich glücklichere Enkel freuen Deines neuen Lichtes, des trotz allen Nebeln ewig untrübbaren, und die Asche segnen derer, die vergeblich Dem nachstrebten, was gütige Mächte ihnen vielleicht müheloß gegeben. —

Nun tritt die Nacht ihr Regiment entschieden an. Alles grau und lichtlos nach der Preußischen Seite hin. Auch Böhmen umnebelt sich wieder dichter. Wir werden ganz umhüllt. Es wird stockfinster. Der gemüthliche Führer freut sich nicht wenig, daß trotz der Regen- und Nebeltage und trotz dem faulen Gewitter er an den rechten Stellen, wo es darauf ankam, doch mit Allem eigentlich so ziemlich Ehre eingelegt heut. „Nun sieht man keine Grube und keine Kanzel und gar nichts mehr; hat sichs aber nicht noch gut getroffen Alles, bester Herr?" —

Ja, wackrer Liebig; aber nun auch ernstlich vor zum Nachtquartier!

Das Nachtquartier war aber noch weitab, und vergebens hofft' ich mit jedem Schritte vorwärts, nun müsse doch bald ein Licht von einem gastlichen Baudenfenster durch das Dunkel blicken.

Erſt eine Strecke auf dem planen Bergkamm, immer oben am Rande der links abſtürzenden Schluchten. Dann über und durch die verſtreuten Sandblöcke des hohen Rades. Immer finſterender bricht die Nacht herein, immer feuchtender der Nebel. Weither von drüben tönen verhallende Heerdenglocken und einzelne Hütherſtimmen. Nun abwärts das zerbröckelte Geſtein, hier noch ſo bequem gelagert, daß es dem taſtenden Auge des Fußes möglich iſt, auch im Finſtern ohne langes Suchen immer wieder ſeinen Treffer zu finden. Ein alter Führer des Gebirgs (Fiſcher, glaub' ich, hieß er), von ſeinen Kameraden der alte Rübezahl genannt, hat dieſen Weg an ſteilen Abhängen mit größeren und kleinern Steinen natürlich geſchichtet und terraſſenmäßig eingerichtet. Das rühmte ſeinem nun verſtorbenen Altmeiſter der alte Liebig preiſend nach. „Jetzt bin ich der älteſte unter den Kameraden, und ich glaub', ich kenne jedes Steinchen, und ich will gewiß ſo leicht nicht fehltreten noch ſtolpern."

Altmeiſter Liebig, Altgeſell der Berge, alter Rübezahl in legitimer Nachfolge, nimm Dich in Acht, daß Dir der neckiſche Berggeiſt keinen Streich ſpielt und für Deine Renommage Dir ein Beinchen ſtellt!

Kaum hatt' ich's ausgeſprochen — plautz! lag der muntre Liebig mitſammt meinem Ränzchen vor mir auf den Steinen, daß ich ihm aufhelfen mußte; und ich ſchritt nun, weil ich meinen jungen, doch auch frühzeitig beraubten Beinen und meinem Spurblick auf nächtigen Pfaden in dieſem kritiſchen Moment mehr traute als des Führers vieljähriger tagtäglicher Erfahrung, voran, den Weg zu recognosciren, der, ungeachtet des alten Rübezahls Ordnergeiſt und Straßenbauſeraſalt, immer beſchwerlicher im Dunkeln bergauf, bergab, nur ſelten ein klein Streckchen ohne Hüglung, über Wurzeln, Moor und Einzelſteine ſich weiter und weiter zog.

So gings über die große Sturmhaube weg — hier

wieder ein bischen lichter — das kleine Rad aufwärts, dann am Mannstein vorbei, der rechts sich in den eben ihm dichter zuziehenden Nebel hüllt, über den Mädelkamp, vorüber die Mädelsteine, wo ein Schwarm Schneelerchen von unserm Tappen aufgescheucht schwirrend aus dem Knieholzgebüsch emporfliegt, während einzelne hier oben nicht mehr gedeihende und im Aufstreben verdorrte Fichtenstämme einsam hervorragen. Liebig wird stummer und stummer und hält sich lautlos wie ein Schatten hart an meine Schritte; kein Wort mehr weder von Rübezahl noch von sonstigen das Gebirg betreffenden Berichten; weder fern noch nahe irgend eine Spur von Leben außer unsern eignen Tritten; nur der Sturm saust manchmal in abgebrochenen Stößen heulend über unsern Häuptern hin und weckt ein Ahnen lichter Fernen mitten in der finsternißumhüllten Oede.

Alter Ossian, wie oftmals hab' ich Dein gedacht auf diesen Nacht- und Nebelpfaden, und Deinen stillen, feierlichen Naturgottesdienst — nicht in gezimmerten Bethäusern, nein, in dem großen allgemeinen Urtempel — tief in der Seele mitgefeiert.

Auch wenn die Sonne kampft mit diesen Nebeln, denk' ich Dein und sinne Deinem wundersamen Worte nach: „Vielleicht, o Sonne, bist auch Du nur einen Zeitlauf, und es enden Deine Jahre; vielleicht sollt einst Du schlafen in den Wolken, unbekümmert um des Morgens Ruf."

Ein tiefes Räthsel, dieses Wort, von keinem unsrer Philosophen noch gelöst. Du aber, hehrer Barde, schlichtest die verhängnißvolle Frage mit großartiger Resignation der zeitgestählten Brust; denn Dein größter Schmerz ist durchgekämpft und überwunden, weil Du ihn siegend in Dich aufgenommen.

Ein geheimnißvolles Walten ist in Dir, Dein Gesang ein

tiefſinniger Choral der Weltenorgel; mit all ſeinen Schatten zieht er ein verklärend Licht durch Nacht und Nebel.

Manchmal muthet er mich an wie fernes Donnern im Gebirg; ich ſchreite ruhig vorwärts, und das Gewitter rollt majeſtätiſch an mir vorüber.

Wenn Dein Seelenblick, auf dunkelm Grunde leuchtend, hinüberſchweift in graue Vorzeit und der Tage gedenkt, die nicht mehr ſind, und aus ihnen hervor die herrlichen Geſtalten weckt, wie lebendig wachſen ſie herüber in unſer Herz!

Du läſſeſt ſie um Dich her ſich ſchaaren und giebſt jedem ſeine Stelle, ſeine Stimme; Alle aber, Könige und Helden, Kampfverbrüderte und Haßentzweite, Alle erkennen Dich als ihren Herrn und Meiſter.

Und Du blickſt ſie gelaſſen an mit dem königlichen Blick alterreicher Schwermuth, und die Barden ſingen Deine Lieder, den Geſang der Vorzeit und der Gegenwart, und Dein Auge lächelt durch die Thränenwolken, und der Friedensbogen der Verſöhnung wölbt ſich am entwölkten Himmel.

Stolzer Dulder mit der Bruſt voll Schickſalsnarben, wo war je ein Schmerz berechtigter als Deiner? Aber Deine Klage iſt der ſanfte Laut des in ſich ſelbſt verſöhnten Herzens.

Nicht der Hülferuf des Verzagenden, nicht der Schrei der geängſteten Kreatur dringt peinweckend aus Dir hervor: und wenn Dir an dem Grabe Deiner Lieben alte Herzenswunden bluten, jeder Tropfen Deines Herzbluts wird zum Segensthau der Liebe.

Heiliger Oſſian, gotterfüllter Sängerfürſt der Haide, keiner, der verloren, wird ohne Inbrunſt und Andacht Dein geweihtes Andenken umfaſſen.

Sonette aus Neapel.

Von

Karl Meyer.

Vor-Sonett aus Turin.

So will noch hier der Winter mich vernichten,
Der bittre Frost bart an Italia's Schranken?
Durch's Fenster hell seh' ich der Wolken Schwanken,
Darf nicht hinaus, nicht wandern und nicht dichten.

Mit Lindenblüth' und Hesperidenfrüchten
Labt man und heilt die wunde Brust dem Kranken;
O heile Brust! schlaf Herz! ruht aus Gedanken,
Bis götterjung aus dieser Nacht wir flüchten.

Denn wie der März leis' über Alpenflächen,
Streift durch mein Herz ein hoffnungsgoldnes Ahnen:
Noch wandern einst soll ich im Hauch der Linden,

Im gold'nen Hain Orang' und Myrthe brechen,
Und hingestreckt auf Trümmern und Vulkanen,
Die alte Zeit, die ew'ge Welt empfinden.

1. Februar in Neapel.

Schon muß der Himmelsberge Schnee zerrinnen,
Das junge Grün bewegt die lichten Hecken,
Die See fliegt sonnenhell, und linde strecken
Am Weste sich die braunen Eilandszinnen.

Die Ferne dehnt sich aus und schwillt nach innen,
Und Leben blüht und dampft aus allen Ecken;
Mit Wellenschaum und Grün und Reisedecken
Flattert die Welt im Sturm um meine Sinnen.

Die Bohne glüht; in Sommerduft - und Funken,
Dem Meere zu durch Blüthenstufenlande
Sink' ich bergab von Licht und Liebe trunken.

Nimm Du mich auf, erlosch'ner Höllenbrande
Goldnes Citronenbett; in Deine Schatten
Birg mich vor Haß, Glück, Sehnsucht und Ermatten

2. Fest Ausgang.

Aus nun der Ball; — um Deine Purpurwangen
Durft an der Thür' ich noch die Schärpe ſtreifen;
Wie ſchön du warſt! wie ſtolz die Feenreifen
Nächtlicher Pracht das zarte Bild umſchlangen.

Wohl ſieh'ſt du jetzt am Spiegel, all' dies Prangen,
Den Silberaurt, die ſammt'nen Achſelſchleifen,
Schloß, Kette, Ring dir ſinnig abzuſtreifen,
Stirnperlenband und Armjuwelenſpangen.

Fort von dir all was fremde Dich geſchmücket,
Frei Deine Bruſt und fort all die Gedanken,
So fremde Dich umwallt beim Schein der Kerzen;

Die Blicke nur, die ſeelentief entzücket
Aus meinem Aug' in Deinem Aug' verſanken,
O laß ſie lang nachklingen Dir im Herzen!

3. Täuſchung.

O bittre Nacht! ich kenne mich nicht wieder:
In Sommerluft ſüß lag ich eingeſchloſſen;
Wo bin ich heut? durch Reis und welke Cypreſſen
Irr' ich erſtarrt; der Nord ſchlägt meine Glieder.

Die Schmetterling' in Blüthen auf und nieder,
Die nächten hier beglückt ſich vollgenoſſen,
Strecken geknickt von Stürmen heut und Schloſſen
Im Staube naß ihr ſterbendes Gefieder.

O Liebe Du, ſo lind mich eingeflüſtert,
Gieb mir zurück den Taumel, kaum entflogen,
Dein Auge laß mich ſchaun, das Licht der Wangen

Auch Du, o weh! dies Auge ſchaut verdüſtert,
Die Wange bleich, dies Lächeln hat betrogen,
Und wie der Lenz iſt auch Dein Bild zerronnen

4. Märzenwetter.

Kind iſt der Lenz; vergönnt ihm, daß er weine,
Daß auf der Felder Grün, der Haine Sprießen,
Gewölke ſchwer im Sturm ſich niedergießen
Und dunkel Meer und Himmel ſich vereine.

Hoch ſpringt die Fluth an Klipp' und Brandgeſteine,
Die Ferne bricht, um dichter ſich zu ſchließen
Und zeiget uns durch Schauer, die zerfließen,
Wald und Gebirg in nackter Sonnenreine.

Im Sturme flehn geknickte Blüthenblätter,
Die Wolke ſauſt, doch leiſe dringt ein Blitzen,
Ein duft'ger Lebenshauch durchs wilde Wetter.

Vom Mantel rauch ſein blondes Haupt umfangen
Ein Knabe ſchläft, und durch der Hüllung Ritzen
Athmet der Mund, glüh'n Roſenkinn und Wangen.

6. Göttereinſamkeit.

Die Welle rauſcht; das Segel will von hinnen:
Mit will das Herz nach fernen Himmelsräumen,
Da fühl' ich erſt in Glanz und Blüthenbäumen
Die Ketten all, die golden es umſpinnen!

Geliebte mein, jenſeit der Alpenzinnen,
Trägt Euch kein Seegel her? kommt ohne Säumen!
Doch nein, o weilt! gönnt mir dies ſtille Träumen,
Macht mir die Goldgebilde nicht zerrinnen.

Einſam-beglückt im Zauber will ich wandeln,
Du nur Apoll, mein Gott im Sonnenwagen,
Dir ſoll mein Herz ſich öffnen und verklären;

Von dir geſehn, will dichten ich und handeln,
Von dir geführt, laß mich die Welt umjagen
Und dann in dieſen Hain zurückekehren.

6. Narcissus.

Du traute Stimm' aus Wald und Felsenhallen,
Geliebte Lust dem Trost- und Liebelosen,
Nun zeige Dich! laß Aug' in Aug' uns kosen!
Kosen? o Schmerz! Du läßt mein Herz verhallen.

O tröste mich, Du hinter Fluthkrystallen
Im Grunde tief, gewiegt auf Blüthenmoosen,
Blüh'ndes Gesicht! o süßes Aug! o kosen!
Wie glüht der Mund an diese Gluth zu fallen.

Die Stimme flieht, will nimmer mir erscheinen,
Du hast ein Herz, ein Auge gleich den meinen;
Zu Dir! — Zu Dir! nachrufen Höh'n und Klüfte.

Die Welle schall't, rückhall't es aus der Wildniß,
Stimme wohin? Wo schweigt das schöne Bildniß? —
Der See glänzt seelenlos, todt alle Lüfte.

7. Götterferne.

Wo iſt ein Auge blau wie dieſe Lüfte!
Ein Geiſt ſo purpurtief, klar ohne Schranken!
Wo ſo berauſcht und feſt große Gedanken
Gleich jener Kette himmliſcher Felſenklüfte!

Mein Hügel bebt; ein Schau'r ſeliger Düfte,
Endloſer Laut' umleuchtet Erd' und Ranken,
Die Rebe ſchwimmt, die Schmetterlinge ſchwanken,
Und Segel fernhinab flieh'n durch die Lüfte.

O Schiffe tragt mich fort zum Wundergarten,
Wo ungeſtört in tiefem Aetherfrieden
Mich dieſer Welt Gottheiten all' erwarten.

Da ſoll mein Herz ruhn von der Welt geſchieden,
In ihrem Hauch verſenkt, aus ihren Augen
Mächtige Lieb' und Gluth und Ruhe ſaugen.

8. Scirocco.

Welch ſüße Luft! gleichwie von Sommermatten
Nachtblüthenhauch einſchmeichleriſch und linde!
Die Sonne glimmt in bleicher Wolkenbinde,
Als wollte Farb und Finſterniß ſich gatten.

Doch nun im Haupt ein ſeltſames Ermatten!
Ob am Geſtad' ich Kühlungslüfte finde?
Hoch geht die Fluth, doch dunkel ruhn die Winde,
Und athemlos erſtickt mich dieſer Schatten.

Rückt noch die Zeit? will ſich der Tag nicht ſchwärzen?
Wanken der Grund? ſpei'n nicht die Schlünde Flammen?
Geliebte, komm! wir ſterben Herz an Herzen.

Harrend der Nacht, die dumpf ſich will bereiten,
Laß koſen uns und mit der Welt zuſammen
Stumm untergeh'n im Meer der Ewigkeiten.

9. Meine Sprachlehre.

Noch mitten in des ſüßen Hang's Gewährung
Reiß' ich ihn ab. Verlöſcht zaubriſche Stimmen!
Herz, das in Himmelsdüfte will verſchwimmen,
Erfaſſe Dich: Kraft gilt es und Entbehrung.

Wohl prangt die Welt in goldner Lenzverklärung,
Ich ſteig' hinab, wo Zweifel nur mir glimmen,
Eiskalte Sprachirrgänge zu durchklimmen,
Und ſuche tropfenweis' durſt'ge Belehrung.

Wie ward der Laut? das Wort, ſo wäldermächtig
Uns überwuchs, wo ruhn mir ſeine Sproſſen?
Zeitquelle ſprich! Urmorgen wunderträchtig!

Ach, alle Pracht, die göttlich heut uns meiſtert,
Der Grund der Welt liegt doch zuletzt verſchloſſen
Im Buſen hier von Lieb und Lenz begeiſtert.

10. Villa reale *).

Vollendet iſt des Frühlings Vollgepränge,
Das junge Grün, der Erde kaum entrennen,
Hat die Akazienzweige ſchon umſponnen
Und hangt wie Duft um Hain und Schattengänge.

Da wogewall't die bunte Sonntagsmenge
Das Meer entlang, athmend verjüngte Wonnen,
Lauſcht der Muſik, umſteht die Marmorbrunnen,
Schlingt und vertheilt ihr flatterndes Gedränge.

Schaffende Macht! vom Strome Dein durchgoſſen
Lebt dieſe Welt, und liebevoll im Märzen,
Schwillt jede Bruſt wie Baum und Wieſe ſproſſen.

Und ach, von all den unſichtbaren Herzen,
Die hier im Abendſchimmer um mich beben,
Soll nimmer kein's an meinem ich beleben?

*) Der öffentliche Luſtgarten von Neapel.

II. Abſchied.

Fort geht die Fahrt; ich ſeh die Küſte ſchwanken,
Im Dufte ſich mein Farbenreich zerdehnen:
Reizende Welt! Fruchtlenz! Lieb ohne Sehnen!
Glück ohne Wunſch! Klarheit ohne Gedanken!

Goldhaine, Pinienleuchter, Pappelranken,
Du Gürtel ertgeſtirnter Felſenlehnen,
Du ſtolzer Donnerkegel, der mit Gähnen
Die Wache hält an Paradieſesſchranken:

Sirenenland! ach mit gedrücktem Herzen
Schmacht' ich zurück in Deine Zauberkreiſe;
Und du? — Du lachſt und rührſt dein Goldgefieder;

Nur zu! was hilft liebhaben und nicht ſcherzen?
Die Seufzer all' nimm mit auf Deine Reiſe,
Und blühst dir erſt Dein Glück, dann kehre wieder

Ueber die Sprachverwirrung des deutschen Gesellschaftslebens.

Von

Theodor Mundt.

Wessel's bekannte Parodie: „Liebe ohne Strümpfe" wurde von Scalabrini in Musik gesetzt, ohne daß dieser italienische Componist auch nur ein Wort von dem dänischen Texte verstanden hätte. Eine ähnliche Parodie mit Harmoniezwang wird noch heut alle Abende in unserer Gesellschaftsunterhaltung aufgeführt. Die bodenlose deutsche Höflichkeit gleicht jener Liebe ohne Strümpfe, ihr Text ist eine Travestie, und der Maestro, den man bon ton nennt, hat, um Sinn, Wort- und Menschenverstand ganz unbekümmert, eine Musik daraus gemacht, in dem bekannten Grundsatz: quand le bon ton paraît, le bon sens se retire. Diese Composition, die uns als deutsche Gesellschaftssprache an die Ohren schlägt, ist, wie ich beweisen werde, eine verderbte Grammatik, eine verderbte Logik, ein verderbtes Menschengefühl und eine verderbte Natur; aber sie ist nichtsdestoweniger Musik, und für den gewohnten Umgangsverkehr unsere einzige Lebensmelodie, die einzige anerkannte Tanzregel, nach der man sich nicht nur dreht, sondern auch denkt.

Man hat noch nicht die Geſchichte der deutſchen Höflichkeitsſprache geſchrieben. Und doch iſt es bei ihrer Betrachtung der größte Troſt, daß ſie eine Geſchichte hat, mithin ebenſo gut einer Verbeſſerung in aufſteigender Linie fähig iſt, als ſie in abſteigender eine Verderbung erlitten. Ich ſehe ſchon das ſtaunende Lächeln eines unſerer Nachkommen, die ich mir als ſo glückliche Menſchen träume, daß ſie die höchſte Cultur zur höchſten Natur in ſich zurückgebildet haben! Was werden dieſe kräftigen Naturmenſchen künftiger cultivirter Staaten dazu ſagen, wenn ſie Nachgrabungen auf unſerer verſchütteten Zeit anſtellen, wie wir heut Mammuthsgerippe aus urweltlichen Erdſchichten hervorziehn, und ſie dann, vor Schreck den grammatiſchen und logiſchen Spaten, mit dem ſie uns durchgruben, ſinken laſſend, etwa folgenden räthſelhaften Eſelskinnbackenknochen einer vormaligen deutſchen Geſellſchaftsunterhaltung in die Hände bekommen, eine Foſſilie, die heutzutage, mit friſchem ſchönem Fleiſch bekleidet, als Symbol und Phyſiognomie eines wohlerzogenen Geſpräches angeſehen werden muß:

Abgehorcht.

(Berlin, 11. ** 183.)

Junger Herr.

Haben gnädiges Fräulein ſchon das neueſte Werk vom geiſtreichen Rummelsburg geleſen?

Junge Dame.

Ihnen zu dienen.

Junger Herr.

Gnädiges Fräulein erweiſen mir allerdings einen Dienſt damit, denn nun werden Sie mich beehren, Ihr Urtheil hören zu dürfen.

Junge Dame.

Sie verzeihen.

Junger Herr.

Sie haben Recht und ich glaube Sie zu verſtehen. Fräulein meinen, es ſei unverzeihlich, über einen ſolchen Autor zu kritiſiren.

Junge Dame.

Sehr wahr.

Junger Herr.

Ich möchte aber dennoch um Entſchuldigung bitten, und eine Seite an unſerm großen Rummelsburg hervorheben, die merkwürdig iſt, — wenn Sie erlauben, ſeine allzu materielle Behandlung der Liebe.

Junge Dame. (errötend)

Gewiß. — Man dürfte nicht ermangeln, Ihnen hierin beizuſtimmen. (Sie fangt heftig an zu ſtricken.)

Junger Herr. (mit halber Stimme)

Und haben Sie niemals geliebt, Fräulein?

Junge Dame.

Ich bitte recht ſehr. Sie entſchuldigen.

Junger Herr.

Sollte die Liebe hier in Berlin einer Entſchuldigung bedurfen?

Junge Dame.

Verzeihen Sie.

Junger Herr.

Verzeihen Sie ſelbſt vielmehr, wenn ich zu dreiſt geweſen. — —

Junge Dame. (zu ihrer Nachbarin leiſe ins Ohr)

Ich finde, daß er viel Geiſt hat. Man kann ſich recht gegen ihn ausſprechen.

Junger Herr. (zu ſeinem Nachbar leiſe ins Ohr)

Ich finde, daß ſie gar nicht ſo übel iſt. Hinter ihren Redensarten liegt ohne Zweifel viel Geiſt verſteckt. — —

Dieser flüchtige Küchenzettel einer gewiß ganz normalen Unterhaltung zeigt die meisten und geläufigsten Formeln, auch in grammatischer Hinsicht, auf, in denen sich die deutsche Umgangs- und Höflichkeitssprache auf ihrer gegenwärtigen Stufe bewegt. Sie ist zu dieser abenteuerlichen Pedanterie erst allmählig gelangt, und der Sprachforscher, welcher eine gesellschaftliche Grammatik zusammenstellt, müßte nothgedrungen zum Satiriker werden, wenn er nicht zu bedenken hätte, daß der innere Geist der Nation selbst gesünder und kernhafter ist, als sein äußeres Umgangsleben, das hinter diesen verstauchten Formen einer gemüthlosen Gutmüthigkeit und einer gutmüthigen Gemüthlosigkeit ganz andere Menschen und Herzen verhüllt. Zwar dürfte es immer etwas Verdienstliches sein, die hypochondrische Höflichkeit der deutschen Sprache mit einigen Salzdosen frischen Spottes zu reizen, verdienstlicher gewiß, als einen positiven Beitrag zu ihr zu liefern im Sinne des anstandsvoll lächelnden Seigneurs Freiherrn von Rumohr, der sich in seiner Schule der Höflichkeit aus vornehmer Ferne mit der deutschen Höflichkeit vornehm herumcomplimentirt und uns unsern Weichselzopf in eine gewisse Kunstform gestriegelt und versteift hat. Das Lakaienmäßige der deutschen Umgangssprache bezeichnete schon Herder so,*) der überhaupt schon frühe, mehr als bekannt ist, einer gewissen antinationellen Opposition manche Stichwörter hingeworfen hat, die später auf anderem Grunde aufgenommen und zu einer systematischen Controverse versponnen wurden. Man muß aber vielmehr nie vergessen, daß eine wesentliche Verschiedenheit zwischen unserm Nationalcharakter selbst und seinen traditionellen Ausdrucksformen existirt: denn wäre unsere innere Nationalität eben so schielend, gedankenlos kriechend und meinungsscheu, als unsere gesellschaftlichen Phrasen,

*) Unter Andern in einer seiner trefflichen Schulreden, von der Ausbildung der Sprache und Rede in Kindern und Jünglingen.

ſo taugten wir wahrlich nichts bis in die Seele hinein, und jede Mühe wäre unnütz, durch Oppoſition ſolchen unterhöhlten Charakteren aufzuhelfen. Und in der That, wenn man die göttliche Gabe der Rede durch den ſchimmernden Geſellſchaftsſaal und ſeine Gruppen und Reihen hintönen hört, und die Worte, wie eine vermummte Maskenſchaar, durcheinander flüſtern, um immer das auszudrücken, was man nicht iſt und nicht meint, ein Aſſecuranzſyſtem gegenſeitig verabredeter Täuſchung, ſo könnte man glauben, in Deutſchland gebe es keine Aufrichtigkeit, keine Gedankenfreiheit, keine Freundſchaftsbruſt, und keinen Nachtigallenſchlag der Liebe! Denn welche Nachtigall, nachdem ſie herrlich geſchlagen, wird ſich devot den Schnabel wiſchen, und ſich ganz gehorſamſt entſchuldigen, daß ſie Gedanken und Gefühle hat, ſogar um Verzeihung bitten, daß ſie überhaupt eine Nachtigall, und kein Wiedehopf, zu ſein waat! Ja ſelbſt den Himmel ſcheinen ſich dieſe Leute durch ihre Höflichkeit zu verderben, indem ſie durch eine unerhörte Steigerung des Wortes *ſeelig*, die ſich in keiner andern Sprache ähnlich wiedergeben läßt, Ständeunterſchiede ſogar in der Unſterblichkeit annehmen! Es fehlte nur noch die Höflichkeit jener wilden Völkerſchaften, die von Zeit zu Zeit aus Artigkeit gegen einen neuen Herrn alle Wörter und Zeichen ihrer Landesſprache gänzlich umändern, ſo daß unter dem einen Herrſcher Tiſch heißt, was unter dem andern ein Stuhl geweſen, unter dem einen Eſel, was unter dem andern ein Löwe, unter dem einen Bewegung, was unter dem andern Stillſtand u. ſ. w. Die deutſche Bergmannsnatur aber, die lauter ungehobene Schätze und unabgelagerte Stein- und Metallklumpen in ihren Schachten verbirgt und ſomit urſprünglich aus Unbeholfenheit, treuherziger Grobheit und Wehmuth zuſammengefügt iſt, hat ſich nur mit Gewaltanthuung hinter die herkömmlichen Höflichkeitsfalten verſchleiert, ſowie in einem umgekehrten Falle gerade die härteſten Menſchen oft von Natur ſehr weich ſind,

nach dem bekannten Wort: „ich bin zu weich, ich kann das Mitleid nicht vertragen!" So iſt auch der Deutſche eigentlich zu grob, um die Grobheit vertragen zu können, und deshalb giebt er ſich, durch ſein allzu großes Selbſtbewußtſein ängſtlich und peinlich gemacht, jener glacirten Höflichkeitsſprache hin, die aus grammatiſcher Verderbenheit und pſychologiſchem Unſinn ein hinlänglich plattes Glatteis cryſtalliſirt hat, um darauf ohne Anſtoß und ohne alle Ecken der Meinung hin und herrutſchen zu können. Die deutſche Höflichkeit macht in ihren unaufhörlich ſich ſelbſt bewachenden und entſchuldigenden Wendungen die Capriolen einer Katze, welche nach dem Schatten einer für wirklich gehaltenen Maus ſchnappt, die ein Knabe durch ein Papierbild an der Mauer hervorgegaukelt. Sie würde nichts erreichen als ihre eigne Beſchämung, wenn man ſie beim Wort nähme und auf ihren Inhalt zurückführte!

Die Schlechtigkeit unſerer Umgangsſprache, die alles patriarchaliſche Herz für menſchliches Vernehmen verlieren und kein Lachen und kein Weinen der Seele auf ihren überſtimmten Claviaturen hat, iſt alſo, wie wir anzudeuten geſucht, durchaus keiner Entſittlichung des Nationalcharakters zuzuſchreiben. Dieſe Sprache iſt das Sündenkind der deutſchen Geſellſchaftlichkeit, welche bekanntlich etwas von den Intereſſen der Nationalität ganz Abgeſondertes, eine für ſich beſtehende Kalkſteinformation unſerer gebildeten Stände iſt. Die deutſche Geſellſchaftlichkeit in ihrem gegenwärtigen Zuſtande iſt die Selbſtironiſirung des deutſchen Gemüths. Die deutſche Sprache aber war von jeher ein ſo tiefſinniges, Gedankeneinſamkeit liebendes, nachtigallenartiges, deutſches Weſen, daß ſie ſich in Geſellſchaft nie gut befand, und die Salons floh, um in den Wäldern zu träumen oder auf den Dachſtuben der Poeten und Weiſen ſich heimlich zu geſtalten, gleich jenem ſchönen, ſcheuen, talentvollen Mädchen, das, hinter ihren andern weltluſtigen Schweſtern zurückgeſetzt, immer zu Hauſe bleibt, aus Liebe zur ſtillſinnigen

Verborgenheit, in der ihre ersten Gedanken knospen. Deutsche Gesellschaft und deutsche Sprache waren sich lange Zeit zwei fremde und widerstrebende Elemente. Zwar durfte sich die deutsche Sprache einer sehr frühen Periode rühmen, wo sie, am Hofe der fränkischen Könige, sogar Hofsprache gewesen, und (seit 486) im ganzen fränkischen Reiche für das vornehmere Organ galt, *) aber es kam eine Zeit, wo sie nicht nur aus den öffentlichen Verhandlungen, sondern auch aus dem gesellschaftlichen Leben wieder verstoßen wurde. In dem ganzen mittleren Zeitalter Europas eigneten die deutschen Laute nur den niederen Ständen, sowie heutzutage noch in Rußland in der Regel nur mit dem Gesinde und den Leibeigenen russisch gesprochen wird. Die unteren Stände waren es aber auch, welche unsere Nationalsprache wieder zu Ehren brachten und in ihre Lebensrechte einsetzten, denn aus der Mitte der deutschen Aristokratie, die so lange französisch gesprochen und sich gänzlich in die Manieren aus Ludwigs XIV. Zeit eingekleidet hatte, konnte jener neue Umschwung der deutschen Rede nicht hervorgehen, der namentlich unter Friedrich dem Großen und zu einer Epoche sich zeigte, wo die Höfe nicht mehr den alten Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten, und daher die Schriftsteller mehr als je auf diese einzuwirken begannen. **)

Man ist jedoch meistentheils viel zu ungerecht bei der Beurtheilung jenes gesellschaftlichen Gebrauchs, den man in Deutsch-

*) Nach dem Vertrage von Verdun blieb sie im deutschen Reiche herrschend, bis mit Konrad III. das schwäbische Zeitalter begann. Vgl. Gretesend, über Luthers Verdienst um die Ausbildung der hochdeutschen Schriftsprache (in den Schriften der frankfurt. deutsch. Gesellschaft) welcher (S. 30.) anführt, daß noch im Jahre 1531 zu Augsburg bei Steyner eine Uebersetzung des Cicero vom Freiherrn von Schwarzenberg erschienen, worauf stehe: „Alles in hochfränkisch teutsch gebracht."

**) S. Luden's Nemesis, 1818. Bd. 12. über das Verhältniß der deutschen Sprache zur französischen.

land von der franzöſiſchen Rede gemacht hat, und die beſchränkten Deutſcheiferer einer gewiſſen Zeit haben ſich dabei auf dem Steckenpferd ihres kleinlichen Franzoſenhaſſes recht heldenhaft zu tummeln gewußt. Einige Nachzügler galloppiren noch heut darauf herum. Es verſteht ſich, daß eine Nation nicht für eine civiliſirte gelten könnte, welche nicht die ganze Peripherie ihrer geiſtigen Bedürfniſſe mit ihrer Landesſprache vollendet zu umſchreiben vermöchte, aber es ließe ſich die Frage aufwerfen, ob nicht für das moderne geſellſchaftliche Leben, ſo wie es ſich heut bei uns gebärdet, die Vermittelung einer fremden Zunge immer von vielfachem Nutzen wäre? Während der Eichenwald der deutſchen Production in ſeine landſchaftsgemäßen Blätter und Blüthenzweige ausſchlüge und unaufhaltſam weiterwüchſe, könnte man der deutſchen Sprache durch Fernhaltung von den unnatürlichen Denkformen unſerer Geſellſchaftlichkeit eine urkräftige Aechtheit bewahren. Der geſellſchaftliche Verkehr ſelbſt kann aber durch ein fremdes Organ in dem Element, worauf er doch einmal beruht, nur erleichtert und begünſtigt werden. Ich verſtehe unter der Geſellſchaftlichkeit etwas Anderes als die ächte menſchliche Geſelligkeit, und daher werde ich dem Tadel entgehen, dies ſei eine miſanthropiſche Grammatik. Die Geſelligkeit iſt ein Liebesmal unſerer Gedanken, Gefühle und gegenſeitigen Eigenthümlichkeiten; die Geſellſchaftlichkeit iſt eine hermetiſche Verſchließung derſelben. Wie die armen Indianer ſich ſchämen, in Gegenwart von Fremden ihre Mutterſprache zu reden, ſo ſchämen wir uns in unſern deutſchen Geſellſchaften oft Deſſen, was als das Beſte und Schönſte in uns ſteckt, womit wir aber alle Inſtitutionen des Salons über den Haufen ſtürzen würden, wenn wir den in uns redenden Meinungen Worte geben wollten. Als Scheinbilder uns repräſentirend, würden wir oft eine Wohlthat darin finden, uns für die Chiffrirung deſſen, was wir nicht ſind, einer fremden Sprache fortdauernd bedienen zu können. In fremder Mundart fühlt man

eine größere Berechtigung zur Oſtentation, man übt das Sprechen, um zu ſprechen, mit leichtſinnigerer Freiheit, und giebt ſich mit mehr Beſchäftigung den geſellſchaftlichen Formen hin, die man auch in jeder andern Sprache kürzer und muthiger ausdrückt, als in der deutſchen. Man würde unſern Geſellſchaftsumgang dadurch noch entſchiedener von dem wahren Leben abzeichnen, und ihm ſein Phraſenhaftes als eine Symbolik der üblichen Repräſentation zugeſtehen, die darum auch in fremder Zunge laut wird. Wenn ſich die Deutſchen des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts, bis in das achtzehnte hinein, franzöſiſcher Umgangsſprache bedienten, ſo war es für die nationale Geſinnung, die dadurch in den Schatten geſtellt wurde, eine Schmach und Schande: aber man könnte zugleich behaupten, daß ſie damals die geſelligen Beziehungen und Umgangsphraſen nicht ſo naturwidrig und gegen allen Sprachgeiſt ausdrückten, wie ſpäter, als die deutſche Sprache zur Geſellſchaftsſprache abgerichtet und in die Salons gezogen wurde.

Die natürliche und humane Höflichkeitsſprache der Franzoſen, mit deren leichtgeſchürzten Gewändern die deutſche Geſelligkeit ſo lange ihre beſte Toilette beſtritten, hat auf den deutſchen Geiſt ſelbſt keine nachhaltige Wirkſamkeit ausgeübt. Man könnte ſich vielmehr wundern, daß die Höflichkeit unſerer Nation, nachdem ſie in den franzöſiſchen Formen ſich mit der Unbefangenheit und dem freien Selbſtvertrauen der großen Welt auszudrücken gelernt, bald darauf mit ihrem landesthümlichen Organ in die gekünſtelteſte und geſchraubteſte Pedanterie des Ausdrucks zurückzuſinken vermochte, und jenen timiden und bettelhaften „Umgangston wieder anſtimmte, in dem wir noch heut concertiren. Dabei iſt unſere heutige Umgangsſprache, trotz aller puriſtiſchen Stahl- und Schwefelbäder, doch keineswegs frei von dem Hange, ſich wieder mit ausländiſchen Wörtern und Wendungen zu rekrutiren, und namentlich für piquante Bezeichnungen einer gewiſſen geiſtreich vornehmen Anſchauungsweiſe

franzöſiſche Ausdrücke, die allerdings meiſt unüberſetzbar ſind, in Cours zu geben. Dieſe Neigung tritt immer ſichtbarer wieder hervor, und hat ſich auch literariſch abgezeichnet. Die Werke des Fürſten Pückler haben noch in einem tiefern, als dem gewöhnlichen Sinne, eine geſellſchaftliche Bedeutung für unſer Jahrhundert: doch ſpiegeln ſie zugleich in ihrer naiven und liebenswürdigen Selbſthingebung eine gewiſſe Sprachmengerei ab, wodurch ſie die heutige gängundgäbe Ausdrucksweiſe unſerer höheren geiſtreichen Zirkel entſchieden charakteriſiren, und um ſo unmittelbarer, da ſie, nur mit individueller Originalität verſetzt, aus dieſen Elementen friſchweg und ungezwungen in die Literatur übergedelt ſind. Wo eine geniale und ſinnreich leichtfertige Bewegung gemacht, oder ein beſonders treffender Einfall markirt werden ſoll, iſt auch ſogleich nicht nur ein franzöſiſches Bonmot zur Hand, ſondern oft ganze Reihen und Sätze in fremder Zunge, die mit graciöſem Anſtand eingeſtreut werden; am häufigſten in den Briefen des Verſtorbenen, die unter allen Werken dieſes Autors der unabſichtlichſte Abdruck aller ſeiner Eigenheiten ſind. Dieſe Sprache, die in Schriften von rein literariſchem und künſtleriſchem Charakter meiſtentheils ein Gräuel wäre, in jenen Darſtellungen aber durch ihre ganze Tonart und Entſtehung eine gewiſſe Berechtigung annimmt, liefert den Beweis, daß die Liebenswürdigkeit franzöſiſcher Aiſancen und Nüancen noch immer eine gewiſſe Aufforderung zu haben ſcheint, ſich in das geſellſchaftliche Leben der Deutſchen zu miſchen. Dieſelbe Erſcheinung, nur auf einem geiſtigeren Grunde ausgeprägt, bemerkt man in den Briefen der an das großartigſte Weltleben hingegebenen Rahel, die oft für die Bezeichnung ihrer witzigſten Combinationen, hin und wieder ſelbſt für manche ihrer viſionairen Anſchauungen, keine deutſchen Wörter hat, ſondern nur franzöſiſche, welche aber dann äußerſt treffend ſind und mit blitzſchneller Kürze ſchlagen. Aus vielen ihrer Briefe redet auch im ganz unmittelbaren Ab-

druck die Sprache des Familien- und täglichen Umgangslebens, wie es sich besonders in den berliner Kreisen von höherer Art und Bildung gesprächlich zu äußern pflegt, und auch darin tönt uns eine Mischung von fremden und heimischen Lauten entgegen, zum Beweis, daß dem Purismus in Deutschland nur Palliativkuren gelungen waren. Er hat auch seine zu einer gewissen Zeit so gewaltigen Bestrebungen gerade jetzt, wo er die mehrfachsten Herausforderungen hätte, zurückgezogen; wenigstens zieht er es vor, über das unabläugbare Factum, welches ihm in unsern Tagen die gebräuchliche Gesellschafts- und Umgangssprache wieder entgegenhält, zu schweigen. Dagegen kann der Purismus den Triumph erleben, daß sich in den literarischen und poetischen Kunstwerken der Nation, auch selbst in ihren ephemeren öffentlichen Schriften, die Reinheit der Sprache fortwährend so ächt, als es nur möglich, zu behaupten strebt, wenn sie auch gerade nicht jede witzige und energische Bewegung des Gedankens an einen engherzigen Wörterpatriotismus fesselt.

Die eingeständliche Meinungsleerigkeit, aus der unsere gesellschaftlichen Phrasen hervorgegangen, trägt auch davon die Schuld, daß für viele Dinge des Umgangs ein französischer Ausdruck vorgeschoben wird, indem unser deutscher entweder noch nicht die Keckheit solcher Bezeichnung unter seinen Wörtern ausfindig gemacht, oder auch die Sache dadurch gemildert und schonend verhüllt werden soll, daß wir sie dem Andern nicht grade mit einem deutschen Wort ins Gesicht sagen. Beruhte unsere Conversationssprache nicht auf solchen Rücksichten und Voraussetzungen, so würden sich für manche gesellschaftliche Leichtfertigkeiten und Umgangsgewohnheiten, die sich französisch sehr geläufig sagen, schon mehr entsprechende deutsche Bezeichnungen von gleicher Leichtigkeit eingefunden haben. Aber aus dieser deutschen Voraussetzung, daß die größte Höflichkeit darin bestehe, dem Andern so wenig als möglich unmittelbar

gegenüberzutreten, hat ſich unſere Umgangsſprache ſogar grammatiſch gebildet. Dies charakteriſirt ſich namentlich durch den geſellſchaftlichen Gebrauch der Pronomina, der ſeine beſtimmt nachzuweiſende Geſchichte in unſerer Sprache hat, von der Zeit natürlicher Unbefangenheit und Vertraulichkeit an bis zu dem extremen Zuſtande, in dem wir uns gegenwärtig mit dieſen Anredewörtern (gewiſſermaßen den Verpeſten des Geſprächs) befinden.

Man kann annehmen, daß bis ins funfzehnte Jahrhundert hinein das für alle Verhältniſſe des Lebens gebräuchliche Anredewort in dem einfachen Du beſtand, der natürlichſten und argloſeſten Form, um eine Gegenſeitigkeit zweier Perſonen, die mit einander in Beziehung treten, auszudrücken *). Du ſagte man nicht nur im vertrauten Umgange, wie wir heutzutage ausſchließlich; ſondern auch an den Höfen, oder wo nur ein Ceremoniell die Verhältniſſe hätte erſchweren können, hörte man keine andere Anrede. Briefe und andere literariſche Ueberlieferungen aus jener Zeit bewahren die Zeugniſſe davon auf, obwohl ſchon im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts Veränderungen allmählig ſichtbar werden. Bald mußte es für vornehmer gelten, die zweite Perſon des Pluralis Ihr als Anrede zu brauchen, Du war namentlich in den höheren Zirkeln nicht mehr faſhionable, und nur den Subalternen wurde es noch von ihren Vorgeſetzten im Umgange geboten **). Die Ariſtokratie ihrte ſich gegenſeitig, und die Demokratie wurde von ihr geduzt. Bei größeren Anregungen des deutſchen Lebens von Außen und vielfältigeren Miſchun-

*) S. Schriften der kurfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft in Mannheim. (Mannh. 1787.) III. Bd. S. 25[illegible] flgd. „Ueber das Sonderbare der deutſchen Höflichkeitsſprache im Gebrauch der Zuwörter;" von Profeſſor Günther.

**) Vergl. Günther a. a. O. S. 263.

gen des Nationalverkehrs wurde jedoch die Höflichkeit, die einmal vom Pfade der Natur zu weichen angefangen, immer mehr verleitet, sich auf Absonderlichkeiten und ausgesuchte Kniffe zu legen. Die Römer waren selbst in ihrer demoralisirtesten Periode, wo in genialen Köpfen Scharfsinn und Wahnwitz wetteiferten, um neue und unerhörte Typen der Schmeichelei für die Kaiser zu erfinden, nicht darauf gefallen, zum Triumph der Höflichkeit die Pronomina ihrer Sprache zu nothzüchtigen. Sie sagten Du selbst zu ihrem Tiberius, Caligula, Nero. Die Deutschen mißbrauchten aus Gutmüthigkeit, Taktlosigkeit und Unsicherheit des Welttons die erstaunliche Biegungsfähigkeit ihrer Sprache zu niedagewesenen Spiegelfechtereien. Das dritte Stadium der im Irrgarten der Pronomina umhertaumelnden Höflichkeit war die dritte Person des Singular: Er, worin das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert hindurch die gebräuchlichste Anrede im geselligen Leben bestand, zu einer Zeit, wo durch Interessen des Handels, der Politik und der erwachenden Wissenschaften die italienische Sprache an den deutschen Höfen und in den gebildeteren Umgangskreisen sehr in Aufnahme gekommen war *). Denn diese dritte Person des Pronomens im Singular war ohne Zweifel nur als eine Nachahmung der italienischen Sprachgewohnheit entstanden, obwohl man sich im Italienischen, mit noch weichlicherer Färbung, des Femininums dabei bedient und Jedem, den man anredet, die Galanterie erweist, ihn zum Weibe zu machen. So weit war es jedoch in Deutschland zu dieser Zeit, wenn auch schon Paul Flemming seine Geliebte sein „göttliches Mensch" nannte, nicht mit der chevaleresken Verehrung der Weiblichkeit gediehen, daß man es für höflicher hätte halten sollen, auch dem Manne ein zarteres weibliches Genus in der Anrede beizulegen.

Nachdem einmal die dritte Pronominalperson in unsere

*) Vergl. Günther a. a. O. S. 279.

Höflichkeitsterminologie eingewandert war, lag bei fortdauernder Leidenschaft zur immer größeren Steigerung der Höflichkeit der Uebergang nahe, in der dritten Person der Mehrheit statt Er nunmehr Sie zu sagen, auf welcher Stufe wir noch heutzutage stehen geblieben sind. Diese dritte Person des Pluralis zeigt sich als neue Mode des höchsten und elegantesten Welttons schon in deutschen Briefen vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts, wovon Günther (a. a. O. S. 267 flgd.) aus Martin Zeillers epistolischer Schatzkammer Beispiele anführt. Wenn jedoch in der genannten Abhandlung behauptet wird, die Wahl des Pluralis in der Anrede sei aus einer Nachahmung des Französischen hervorgegangen, so ist dies nicht wahrscheinlich, da es, nachdem das Du schon früher in die Mehrheit des Ihr sich ehrerbietiger umgesetzt hatte, es sich jetzt auf dieselbe Weise wiederholte, statt des fashionable gewesenen Er abermals dieselbe dritte Person der Mehrheit: Sie als höchste Entwickelung der correspondirenden Formel in Mode zu bringen. Denn einmal entspricht diese Verhöhnung aller grammatischen und logischen Gesetze, einen uns Gegenüberstehenden mit der dritten isolirten und ihn gewissermaßen wieder von uns entfernenden Person anzureden, der Gesinnungsart unserer Höflichkeitssprache überhaupt, wonach sie die Tendenz hat: sich immer so fern als möglich zu dem Andern zu stellen, statt der nächsten Gegenseitigkeit des Zweiten, die auch grammatisch die zweite Person sein würde, sich die entferntere Bekanntschaft in der dritten Person zu wünschen, und ihn deshalb in dieser auf Schrittweite gestellten Position sich respectvoll gegenüber bestehen zu lassen. Dann aber ist der Hang, diese dritte Person zuletzt sogar in der Mehrheit: Sie auszudrücken, ebenfalls aus dem allgemeinen Grundsystem der Höflichkeit herzuleiten. Eine einzelne Person gewissermaßen als eine Mehrheit von Personen zu behandeln und anzureden, dürfte die allergrößte Höflichkeit sein, die man nur immer in

der Idee des Menschen erschwingen kann, und wenn das Sie eine Narrheit ist, so läßt sich doch, wie bei jeder, auch etwas Weisheit und metaphysische Ironie heraussophistisiren. Obwohl am Ende Niemand mehr sein kann, als „Er selbst allein," so stecken doch in einem Menschen immer mehrere und sehr verschiedene Personen, die allerdings bei der Anrede und im Umgange zu berücksichtigen sind, besonders da im letztern oft eine ganze andere Person heraustritt, als im Hintergrunde verhüllt bleibt, und man, für unvorhergesehene Fälle, gut thut, mit einem einzigen höflichen Schlagwort alle in einem Menschen befindlichen Personen zu gleicher Zeit zu becomplimentiren. Dieser Pluralis dient auch zur Bezeichnung von äußerer Macht und Ansehn nachdrücklich, schon bei den Alten. Römischem Consularstolz und Patrizierpomp gehörte das allumfassende nos für das einzelne ego gewissermaßen zur Purpurverbrämung der toga praetexta, doch wurde es zu Cicero's Zeit auch selbst im engern freundschaftlichen Verkehr gehört. Durch die Anrede in der Mehrheit bezeichnest Du eine Person mit Allem, was an ihr darum und daran hängt, mit Sack und Pack, mit Gut und Geld, mit Orden und Connexionen, mit schöner Frau und einflußreichem Vetter, kurz mit Allem, was Werth und Verdienst an ihm ausmacht, ausmachen könnte oder ausmachen sollte; und so ist kein Wunder, daß der Pluralis als das vieldeutigste Symbol der Höflichkeit, worunter er alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Aufmerksamkeit in Raum und Zeit, im Aeußern und Innern zusammenfaßt, endlich die Oberhand und Höhe der deutschen Höflichkeitssprache behaupten mußte. Dagegen bemächtigt sich die vertrautere Rede der Liebe, der Religion, des altberechtigten Umgangs, des vergeistigten Gesprächs mit entfernten verehrten Personen, immer ausschließlich der einfachen Zahl. Wer uns in der einfachen Zahl mit Du anredet, geht auf unsere Einfachheit, die Monas in uns, los, er appellirt an den einfachen Kern in uns, den die

geſellſchaftliche Höflichkeit in die faltenreiche Mehrheit einwikkelt, und wir ſtehen mit ihm, es mag ſo kurzweilig klingen als es will, auf einem ganz andern Fuß der Hingebung und Mittheilung, weil wir auf dem Fuß des Singularis mit ihm ſtehn.

Die vielfältige Zahl in der Anrede ging Hand in Hand mit dem Gebrauch gewiſſer abſtracter Sammelbegriffe, wie man die ehrerbietigen Perſonenumſchreibungen: Euer Liebden, Euer Gnaden u. ſ. w. nennen könnte, die ſchon ſehr früh aufkamen, und mit denen ſich auch jene argen Schönpflaſterchen auf dem natürlichen Antlitz unſerer Sprache: Dero, Ihro, als Nachahmungen des Italieniſchen loro, vostro verbanden. Zur Erfindung ſolcher Abſtracta hatte ſich zwar die Schmeichelei der Römer unter ihren Kaiſern ſchon verſtiegen, aber ohne dabei die Geſetze der Sprache zu fälſchen; denn zu der Anrede: Tua majestas — geſellte ſich noch immer der Singularis, während, aus eben angegebenen Gründen, das Gefühl deutſcher Höflichkeit die Mehrheit verlangt. Aus derſelben Anſchauungsweiſe entſtanden auch die Abſtracta des Briefſtils: Ew. Hochwohlgeboren, Ew. Wohlgeboren u. ſ. w., deren Abſchaffung ſich ſogar der Liberalismus einmal zum Gegenſtande der Oppoſition machte, womit es aber ebenſo wenig glücken wollte, wie mit jener Revolte, welche in einer kleinen Stadt gegen den Gebrauch des Hutabnehmens ausbrach, die bekanntlich durch den Patriotismus der Hutmacher wieder vereitelt wurde. Jene Formeln ſind uns einmal ans Herz gewachſen und entſprechen unſerm ganzen geſellſchaftlichen Treiben und Denken. Abſtract iſt dieſe Höflichkeit, weil ſie völlig davon abſieht, daß die Perſon, die ſie gewiſſermaßen nur mit abgewandtem Geſicht ſich anzureden getraut, ſich ihr in unmittelbarſter Nähe und zu allem freien Gebrauch der Gegenſeitigkeit gegenüberbefindet. Indeß von Abweſenden entweder in der dritten Perſon der Mehrheit oder mit der Abſtraction zu ſagen: „der Herr Geheimerath ſind ausgegangen;“

„Seine Hochwürden haben gestern den Arzt rufen müssen", sollte als lediglich bedientenhaft aus dem Sprachkatechismus jedes Gebildeten verschwinden *).

Wie die deutsche Höflichkeitssprache mit den wunderlichen Sprüngen eines Tanzbären sich allmählig zu constituiren gesucht, haben wir angedeutet. Wäre sie den bekannten Worten Horicks gefolgt, die man offenbar für die beste Geselligkeitstheorie halten muß: life is too short to be long about the forms of it, so hätten wir einen Ausdruck unseres Umgangslebens, der auf eine ganz andere Grammatik und Logik begründet sein mußte. Was aber die Ausbildung unserer Umgangssprache gehindert und von dem eigentlichen Ideengehalt unseres Wesens abgesondert hat, ist zugleich der vorherrschend geistige Charakter unserer Sprache überhaupt, die nicht, wie die französische, die Fähigkeit besitzt, die eigensten Gedanken sogleich in courante Weltmünze, à la portée de tout le monde, umzusetzen. Man höre zu, wenn ein gebildeter und geistreicher Gelehrter, der wenig aus seinen Ideenkreisen herauszutreten geübt, in den Fall kommt, einem gewöhnlichen Bürger oder Handwerker etwas auseinanderzusetzen, was irgend-

*) Wie man jedoch aus Höflichkeit auch zur gänzlichen Auslassung aller Pronomina kommen konnte, dies der umschreibenden Abstracta sich bedienend, davon führt Günther a. a. O. S. 200 Proben an, indem er bemerkt: „Ganze Briefe (aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) kann man lesen, in welchen kein einziges Fürwort weder Er noch Sie vorkommt, z. B. „des Herrn günstiges Schreiben habe ich erhalten und daraus ersehen, daß der Herr das Büchlein zurückbegehre, welches ich von dem Herrn geliehet habe" u. s. f. Um nur nicht Er zu setzen, welches damals schon zu gemein schien, aber auch, um nicht zu viel zu vergeben, und Sie zu gebrauchen, welches nur noch für die fürnehmsten Personen bestimmt war, bequemte man sich lieber einstweilen zum steifsten Unsinn." — Das abstrakte Ceremoniell unseres heutigen Briefstils droht jedoch ebenfalls allem freien Gebrauch der Pronomina den Garaus.

wie einen ideellen Bezug und keine äußerliche Vorstellbarkeit hat; man wird finden, daß er sich bei weitem zu geistig für seinen Zuhörer ausdrückt, zu seiner eigenen Verlegenheit. Diese Trennung der intellectuellen Anschauung und der populairen Umgangssprache liegt bei keinem andern Volke in einem so ungeheuren und beispiellosen Conflict. Deutsche Volksredner, die den populairen Ton zu treffen ein Talent haben, wie es im Durchschnitt bisher unentwickelt unter uns geblieben, würden am besten die Schwierigkeit zu beschreiben wissen, welche ihnen bei augenblicklichen Ideenerörterungen das metaphysische Temperament der deutschen Sprache, ihr tiefsinniger Anflug, ihr Hang zu abstracten Bezeichnungen, entgegenstellen. Die französische Sprache ist dagegen schon als allgemeines Umgangsmittel und Volksorgan gedacht und gemacht: sie kennt gar nicht einen so ausgebildeten Unterschied zwischen populairem und ideellen Ausdruck. Diese Sprache verbindet die Stände bei weitem gleichartiger, als die unsrige, welche sie vielfach trennt. Die öffentliche Debatte hat dort eine Vermittelung zwischen dem tiefsinnigsten Franzosen und seinem ungebildetsten Zeitgenossen geschaffen, die nicht ohne Einfluß auf die Sprache der Dichter und Denker, der Wissenschaft und der Idee verbleiben konnte. Jede Gedankenäußerung erscheint sogleich mitten hineingestellt in den allgemeinen Verband der Nation, und die Production bringt die Grillen der Einsamkeit und Absonderung, in der sie entstand, wenigstens auf ihrem Antlitz, in ihrer Sprache, nicht mit auf den Markt. Wird dadurch die Wissenschaft oft verflacht, das Gefühl entheiligt, so gewinnt doch auf anderer Seite das Umgangsleben an Geist und Gefühl, oder vielmehr es entsteht eine wohlthätige und für das wirkliche Leben ersprießliche Mischung, ein allgemeineres Verständniß durchzieht und umfaßt das Land, und wenn man einen gemeinen Franzosen über Ansichten und Maximen, über Interessen der Allgemeinheit, mit seinem bewußtvollen Anstand

reden hört, vergißt man meistentheils gern, daß er nach den bekannten statistischen Berechnungen vielleicht gerade zu denen gehöre, die weder lesen noch schreiben können. Dafür kann er hören und sprechen.

Das Verhältniß der deutschen Sprache zum wirklichen Leben ist ein noch unausgebildetes, und daher die künstliche Zwittergestalt unserer Umgangssprache, die, wie wir gesehen, für ihre heimathliche Verlegenheit immer neue fremdländische Wendungen und Verstecke aufsuchte. Unsere Sprache fühlt und gebraucht ihre tiefsten Lebenskräfte in der Ausarbeitung unseres ideellen Menschen, sie ist ein Monolog unserer Gefühle, eine Selbstbetrachtung unserer Gedanken, ein Gebet unsres Herzens; aber in alle die äußerlichen Verbindungen unserer Wirklichkeit ist sie uns bisjetzt so verdrossen und nachlässig gefolgt, wie mancher große Mann, der im Bewußtsein seines innern Werthes wenig bekümmert ist, ob ihm in einer Gesellschaft lauter geistreiche oder lauter triviale Reden entschlüpfen, sich am liebsten aber schweigend darin verhält. So befänden wir uns denn in diesem Augenblick mit unserer Sprache auf der umgekehrten Bildungsstufe, als auf welcher Leibnitz zu seiner Zeit in den „Unvorgreiflichen Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" sie am geeignetsten für das wirkliche und gewerkliche Leben, am ungeeignetsten für den Gedanken- und Gemüths-Ausdruck bezeichnete, indem er sagte: *) „Ich finde, daß die Teutschen ihre Sprache bereits hochbracht, in allen dem, so mit den fünff Sinnen zu begreifen, und auch dem gemeinen Manne fürkommt; absonderlich in leiblichen Dingen, auch Kunst- und Handwerkssachen, weil nemlichen die Gelehrten fast allein mit dem Latein beschäfftigt gewesen, und die Muttersprache dem

*) G. Leibnitii Opera, ed. Lud. Dutens. (Genev. 1768.) Tom. VI. Pars II. p. 9 sq.

gemeinen Lauff überlassen, welche nichtsdesto weniger auch von den sogenanndten Ungelehrten nach Lehre der Natur gar wohl getrieben werden. Und halt' ich dafür, daß keine Sprache in der Welt sei, die (zum Exempel) von Ertz und Bergwerken reichlicher rede als die Teutsche. Dergleichen kann man von allen andern gemeinen Lebensarten und Professionen sagen, als von Jagt- und Waid-Werk, von der Schifffahrt und dergl. Wie dann alle die Europäer, so auffem großen Welt-Meer fahren, die Namen der Winde und viel andere Seeworte von den Teutschen, nehmlich von den Sachsen, Normannen, Ostetlingen und Niederländern entlehnt. — Es ereignet sich aber einiger Abgang bei unserer Sprache in denen Dingen, so man weder sehen noch fühlen, sondern allein durch Betrachtung erreichen kann; als bei Ausdrückung der Gemüthsbewegungen, auch der Tugenden und Laster, und vieler Beschaffenheiten, so zur Sitten-Lehr und Regierungskunst gehören; dann ferner bei denen noch mehr abgezogenen und abgefeimten Erkänntnissen, so die Liebhaber der Weißheit in ihrer Denk-Kunst, und in der allgemeinen Lehre von den Dingen unter dem Nahmen der Logik und Metaphysik auff die Bahn bringen; welches Alles dem gemeinen Teutschen Mann etwas entlegen, und nicht so üblich, da hingegen der Gelehrte und Hoffmann sich des Lateins oder anderer fremden Sprachen in Dergleichen fast allein und insoweit zu viel beflissen; also daß es denen Teutschen nicht am Vermögen, sondern am Wollen gefehlet, ihre Sprache durchgehends zu erheben. Denn weil alles, was der gemeine Mann treibet, wohl in Teutsch gegeben, so ist kein Zweiffel, daß dasjenige, so vornehmen und gelehrten Leuten mehr fürkommt, von diesen, wenn sie gewolt, auch sehr wohl, wo nicht besser, in reinem Teutsch gegeben werden können." —

Carl V. sagte, er wolle Spanisch reden mit dem lieben Gott, Französisch mit den Damen, Deutsch mit seinen Pferden. Diese durch die historische Situation seiner Zeit sehr richtig

begründeten Sprachunterſchiede haben heut keine Geltung mehr. Die deutſche Sprache hat ſogar angefangen, mehr als je in geſchichtliche Berührungen zu treten, und in dem weltliterariſchen Verkehr, den Goethe prophezeit und in Geſtaltung begriffen ſah, tönen uns bereits auf den wichtigſten Plätzen Europas ihre eigenthümlichen Laute zurück. Der höhere Weltverkehr, die allgemeineren Nationalbeziehungen, in die ſofort die geiſtige Production unaufhaltſam hineingeriſſen wird, müſſen auch auf die Sprache ihre Rückwirkung ausüben, und namentlich die deutſche wird davon noch neue und nicht unweſentliche Anflüge zu empfangen haben. Die Pedanterieen unſerer Geſellſchaftsſprache, die durch Entſchuldigungsformeln perſiflirte menſchliche Gegenſeitigkeit, werden in der nächſten Weltbildungsepoche von ſelbſt ausſcheiden, und wenn ſich auf dieſem Stadium größerer Vereinheitlichung des innern und äußern, nationellen und ideellen Menſchen nicht gerade patriarchaliſche Elemente in den Umgang wieder einfinden, ſo doch gewiß friſcherer Naturausdruck, und, bei allgemein geſunden und geraden Situationen, ungeheuchelte Freigebung des Inhalts an das Wort. Denn die Verrenkung der Umgangsſprache entſpringt nur aus der Verrenkung der Situation, aus der innern Unbefriedigung der Gegenſeitigkeit, in der Ich und Du ſich zu einander verhalten. Die deutſche Umgangsſprache hat ſchon ſehr verſchiedene Tonarten angenommen, ſie wird neue nicht von ſich weiſen, die aber aus dem ſocialen Leben von ſelbſt heraustreten müſſen. Ihre Converſationsgewandtheit mit Pferden, die Carl V. rühmte, ihre Unentbehrlichkeit im Munde der Handwerker, Schiffer und Bergleute, die Leibnitz hervorhob, ferner die fromme und erbauliche Anfärbung, mit der zu einer gewiſſen erhöheren Zeit in Deutſchland auch der Ausdruck des täglichen Familien-gangs bezeichnet wor, dann die ganz treu abgeprägte bürgerliche Converſation, wie ſie aus Iffands Stücken noch zu uns redet, alle dieſe Tinten ſind heut in

einer pointirten Geistreichlakeit auffassungen, die, mit ästhetischem Anwurf, am meisten unsere gesellschaftliche Mittheilung überfirnißt. Die Geistreichigkeit unseres Zeitalters, die man sich ebenso wahr als wohlfeil zum Stichblatt satirischer Anwandelungen zu nehmen pflegt, ungeachtet Jeder darin befangen, ist ohne Zweifel eine Uebergangsstufe zur Flüssigmachung des geistigen Fonds in der Nation, eine, wenn auch in ihrem Erscheinen widerwärtige Wendung zu derjenigen Periode, wo das Esoterische sich nicht mehr dem wirklichen und populairen Leben, als einer ihm nicht ebenbürtigen Form, gegenübersetzt. Die geistreiche Schminke des modischen Umgangs ist daher bei weitem nicht so kränkend, als die damit verbundenen grammatischen Formen, welche wir an uns vorübergehen ließen, abgeschmackt und vernunftwidrig uns dünkten, und doch fordern diese letzteren, so lange sie noch nicht durch das Leben selbst widerlegt sind, eine nicht in allen Fällen zu weigernde Beobachtung. Die socialen Einflüsse werden aber auf die Gesellschaftsprache wie eine klimatische Nothwendigkeit einwirken. Die französische Sprache, obwohl sie das deutsche Mißverhältniß des Umgangsausdrucks zum innern Charakter nicht kennt, ist doch ebenfalls jetzt in denselben Bewegungen begriffen, die in einem Streiten für die unumschränkte Herrschaft des Gedankens über Wortform und grammatische Verbindung eine eigenthümliche Sprachumwälzung vollbringen. Die neuromantische Sprache Victor Hugos, Alfred de Vigny's und ihrer Genossen ist als Symptom wichtig; noch merkwürdiger erscheint uns, in unserer Beziehung, die Sprache in den Romanen der Marquise Dudevant (G. Sand), worin die sociale Speculation ganz neue Laute und Wendungen der Rede versucht. —

Die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik.

Von

Eduard Gans.

Unter den vielen Vorzügen, die ein Aufenthalt in Paris darbietet, darf auch der nicht zu gering angeschlagen werden, daß man durch eigenthümliche Wahlverwandtschaften mit Landsleuten in Verbindung kommt, die einem das Vaterland, welches keinen gemeinsamen Mittelpunkt besitzt, auf ewig entzogen haben würde. Gehört man einem bestimmten, zum Beispiel dem gelehrten Stande an, so dürfte es schwierig sein, nicht sehr bald zu wissen, was die Heimath von gleicher Farbe und Gestalt der Welthauptstadt zugeführt hat, und der enge Kreis, in dem sich Personen eines gewissen Faches trotz der weiteren Umgebung bewegen, macht ein Zusammenkommen unvermeidlich.

Als ich eines Tages nach Mitternacht in den kleinen Zimmern des Malers Gerard auf- und abging, bemerkte ich einen älteren Mann, und eine dem Verhältniß nach junge Frau, die zwar hin und wieder an dem herumsummenden Gespräche Theil

nahmen, aber nicht mit derjenigen Lebhaftigkeit, die ihnen sonst wohl zuzuschreiben gewesen wäre. Sie schienen sich etwas unbehaglich bei dem losen und häufig wechselnden Faden des Gespräches zu fühlen, und an eine derbere und zugleich gemüthlichere Grundlage gewöhnt zu sein. Ich wagte es nicht sogleich mich ihnen zu nähern, als aber einmal die Frau von ihrem Manne getrennt war, und durch Alexander v. Humboldt einigen Damen vorgestellt wurde, trat ich an den älteren Herrn heran, und sagte ihm auf Französisch eine jener gleichgültigen Redensarten, womit man überhaupt nur ausdrücken will, daß man ein Gespräch anknüpfen möchte. Hier war es die: Es ist sehr heiß in diesen Zimmern. Das ist auch meine Empfindung, antwortete der Mann auf Französisch, aber, setzte er auf Deutsch hinzu: da mir gesagt wird, daß Sie ein Deutscher sind, so wird es wohl besser sein, in der Muttersprache sich zu verständigen.

Bald waren die Namen mit einander ausgetauscht, und ich vernahm, daß ich den berühmtesten deutschen Buchhändler, den Freiherrn von Cotta, vor mir hatte. Schon seit vielen Jahren hatte ich gewünscht, mit demselben bekannt zu werden, ohne daß je eine Gelegenheit zur Erfüllung dieses Begehrens sich aufgewiesen hätte. Dreimal war ich in Stuttgart gewesen, das Letztemal sogar, nachdem ich schon als Schriftsteller aufgetreten war. Allein kann sich doch ein Deutscher nicht vorstellen, und so war ich denn immer aus der Würtembergischen Hauptstadt abgereist, ohne den Pabst derselben gesehen zu haben. Aber solche Schwierigkeiten löst dann der Zufall auf die unerwartetste und glücklichste Weise, und die Sphäre der Pariser Geselligkeit beweist erst den Deutschen, daß sie sich zu finden haben.

Herr von Cotta war nach Paris gekommen, um gewisse große Unternehmungen, die er gemacht hatte, z. B. das Hausche Werk über Nubien, ihrem Ende näher zu bringen, und in seiner Gesellschaft befand sich nächst der liebenswürdigen und

munteren Frau einer meiner früheren und älteren Bekannten von Heidelberg her, nämlich Sulpiz Boisserée. Wir trafen uns von nun an häufig in manchen Abendgesellschaften. Bei Raoul Rochette und Abel Remusat wurden die deutschen Großmeister der Gelehrsamkeit richtig zu würdigen und zu stellen gesucht, und da es sich grade um die Aufnahme Creuzers in das Institut handelte, so wurde auf Boisserées und Cottas Urtheil gar Mancherlei gegeben. Eine rege Neugier, so möchte man wohl vorzugsweise das erwachte Streben nennen, that sich damals in Paris in Beziehung auf deutsche Literatur kund; jeder Schriftsteller schien ein Repräsentant jener fast noch unbekannten, und deswegen höher geschätzten Größe zu sein. Cousin hatte durch lebhafte und vielsagende Geberden zu verstehen gegeben, daß er die deutsche Hieroglyphensprache kenne. Guignault versuchte es eben Creuzers Symbolik in das Französische zu übertragen, und dadurch klarer und deutlicher zu machen. Böckhs Staatshaushaltung der Athener war bei den Antiquaren ein Gegenstand wahrer Bewunderung geworden, und wenn in der Rechtswissenschaft die sogenannte historische Schule noch in hohen Ehren stand, so fingen die Franzosen doch schon an, Rücksicht auf die sie bekämpfenden Bestrebungen zu nehmen. Ich will gar nicht einmal von dem Antheile sprechen, den unsere großen Dichter, Schiller und Goethe, in Frankreich fanden, aber der Mann, der gleichsam als ein Dritter in diesem Bunde stand, der diese Heroen vom Anfang ihrer dichterischen Laufbahn an befördert und ins Werk gesetzt hatte, konnte wohl einen Abglanz ihres Ruhmes für sich in Anspruch nehmen.

Ich will hier einen Augenblick den Faden meiner Erzählung unterbrechen und mich zu der Schilderung des Herrn von Cotta wenden, den ich nachher in Berlin, wo er wegen des Baierischen und Würtembergischen Anschlusses an den Zollverein einen längeren Aufenthalt nahm, näher zu betrachten Ge-

legenheit hatte und mit dem ich ſpäterhin bis an ſein Ende in freundſchaftlichſter Verbindung ſtand. Wie alle Männer, die ſich von geringen und unſcheinbaren Verhältniſſen zu einer bedeutenden Stellung durch inwohnende Kraft heraufgearbeitet und gewunden haben, trug er noch immer die Spuren und Merkmale dieſes Anfanges in ſich. Er war in ſeinem Weſen höchſt einfach, und hatte ſelbſt bei veränderter Lage und Ausdehnung ſeiner Geſchäfte den äußeren Apparat derſelben nicht vermehrt. Ein Diener, der allein die ausübende Gewalt vorſtellte, war nach wie vor, trotz dem wachſenden Umfange der Unternehmungen, Beſorger der äußeren Angelegenheiten geblieben; die ſich immer mehr häufende Correſpondenz nicht bloß in buchhändleriſchen, ſondern auch in ſo vielen öffentlichen und Privatgegenſtänden, wurde von Cotta ſelbſt und im Nothfalle von ſeiner Frau beſorgt, die eben ſo gewandt zu ſolcher Aushülfe, wie liebenswürdig im geſellſchaftlichen Verkehre war. Genau rechnend, und man könnte ſagen, ſogar etwas geizig in kleinen Dingen, in Portoausgaben und in dergleichen mehr, war er wie verändert, wenn es ſich um eine Unternehmung, um einen möglichen Fortſchritt in wiſſenſchaftlichen und öffentlichen Angelegenheiten handelte. Traf der Vorſchlag mit dem, was ihm recht und nützlich ſchien, zuſammen, ſo war auch von weiter keinem Abdingen die Rede mehr; er bewilligte in der Regel, was gefordert wurde, und freute ſich mehr noch, wie der proponirende Autor, des abgeſchloſſenen Geſchäfts. Daß die Hoffnung auf Gewinn entfernt war, wollen wir nicht behaupten, aber das Intereſſe an den Sachen war ſo ſchön damit verſchmolzen, daß man nicht ſogleich an kaufmänniſche Berechnung erinnert wurde. Wie viele Vorſchüſſe hat Cotta nicht den Schriftſtellern gemacht, um ſie nur auf die Bahn des Arbeitens zu geleiten, wie leicht war er in der Bewilligung ſolcher Anleihen, an die ſchlechteſten Debiteren überhaupt, und wie ſchwierig und eng, wenn es ſich darum handelte, einen

Brief von ihm zu bekommen, der oft den wochenlangen Umweg der Kummerschen Buchhandlung in Leipzig machte. Auch in der äußeren Ausstattung seiner Verlagsartikel hatte er noch die dürftige Weise älterer Buchhändler beibehalten, und selbst unser erster Dichter ist in einem Gewande erschienen, das weder der Nation, noch seiner selbst würdig war.

Eines Tages hatte ich mich lange in dem Louvre aufgehalten, um einige Meisterstücke der italiänischen Schule recht genau in Augenschein zu nehmen. Als ich grade fortgehen wollte, trat Cotta mit seiner Frau und Boisserée ein. Cotta, der weniger Liebhaberei für Bilder, als Lust zu menschlicher Unterhaltung haben mochte, nahm mich, den Weggehenden, beim Arm, und ersuchte mich, so lange mit ihm in den schönen Sälen auf- und abzugehen, bis seine Frau in Gemeinschaft mit dem erklärenden Boisserée einige Gemälde würde besichtigt haben. Wir sprachen von der deutschen Literatur, von den Hoffnungen, die der Buchhandel hegen dürfe, auch nach Frankreich einen Ausweg zu erhalten, und da ich noch niemals Cotta ein Anerbieten gemacht hatte, was ich für aufdringlich, und dem guten Tone zuwider hielt, so war ich sehr überrascht, Folgendes von ihm zu vernehmen.

Werden wir denn gar nicht einmal zusammenkommen? sagte er im freundlichsten Tone.

O Gott, mir kann nichts Angenehmeres begegnen. Mein Erbrecht befindet sich in sehr schwachen und unkräftigen Händen, und gern würde ich Ihnen die weiteren Bände antragen.

Und hätten Sie keine sonstigen Plane oder größere Unternehmungen?

Einen recht umfassenden, nur würde es zu weitläuftig sein, ihn hier in Frankreich vorzutragen. Erlauben Sie mir, auf meinem Rückweg nach Berlin über Stuttgart zu gehen, und mich dort mit Ihnen darüber zu besprechen.

Es sei, und wann denken Sie zu kommen?

Gegen Ende dieſes Jahres (wir waren im Monat Juni). Wenn nicht unerwartete Umſtände dazwiſchen treten, werde ich gewiß nicht ausbleiben.

Wir gingen auseinander und ſahen uns jetzt ſeltener. Einige Wochen nachher reiſte Cotta ab, und im Gewühle meiner Arbeiten und Bekanntſchaften hatte ich meinen Plan, ja ſogar meine beabſichtigte Reiſe nach Stuttgart bald vergeſſen.

Aber als wir Anfangs December unſere Anſtalten zur Rückreiſe in die Heimath treffen wollten, bekam einer meiner lieben Reiſegefährten und Freunde, Hothe, Luſt, gelegentlich Correſpondenzen für's Morgenblatt zu ſchreiben, um durch Ausführung ſeiner Kunſtanſichten eine gewiſſe Uebung im Darſtellen zu gewinnen. Ich ſelbſt mochte ihn dieſem Plane nicht abgeneigt machen, und ſo kam mir gleichſam durch die Zwecke eines Freundes meine frühere Zuſage wieder in den Sinn. Was ich Cotta vorzutragen haben würde, arbeitete ich auf der Malleyeſte nach Straßburg im Stillen aus, ſetzte es in die gehörigen Worte, und kam wohlgewaffnet und verſehen in Stuttgart an.

Als ich den andern Morgen in Cottas Zimmer trat, da war ſeine erſte Frage:

Nun welcher Plan iſt es, den Sie mir von Frankreich mitbringen und der nach ſo vielen Monaten jetzt ein gut ausgetragenes Kind ſein muß?

Es iſt der Gedanke einer in Berlin zu ſtiftenden Literaturzeitung, erwiederte ich. Die deutſche Literatur hat bei allem Reichthum ihrer ſich immer ſteigernden Entwickelung noch nicht dazu kommen können, einen Mittelpunkt zu gewinnen, der ſie nicht beherrſchen aber vereinigen ſoll. Namentlich iſt dieſes von der kritiſchen Seite derſelben zu ſagen. Die bisher entſtandenen Literaturzeitungen haben meiſtens eine große extenſive, aber gar keine intenſive Bedeutung. Wenn ſich auch die Wiener Jahrbücher durch oft gediegne Aufſätze von den übrigen

unterscheiden, so ist bei den wenigen Schriften eines beschränkten Inhalts, über welche sie sich erstrecken, eine allgemeine Wirkung nicht anzunehmen; in den Heidelberger Jahrbüchern, und in der Halleschen Zeitung kommen wichtige kritische Abhandlungen nur als sporadische Ausnahmen vor, und die durchaus verbreitete Sitte, dem Buche eines genannten Autors eine anonyme Recensien entgegen zu setzen, führt zu hämischen Angriffen, zu einer Versteckheit, der vor allen Dingen die Literatur am Meisten fremd sein sollte, und in Folge dieser Zustände zu einer Anarchie, die man doch am Ende durch Anstand, Ton und Würde zu bezwingen suchen müßte. Berlin hat sich in den letzten Jahren als eine neue Universität aufgethan; hier sind die mittelaltrigen Formen abgestreift; eine Reihe berühmter Lehrer hat die heranwachsende hohe Schule bereits zu einer der ersten der Welt erhoben, und es läßt sich nicht begreifen, warum nicht auch hier für eine neue Wendung des Recensirwesens Kräfte und eine sich darauf beziehende Initiative gefunden werden könnten. Ich weiß zwar sehr wohl, daß man schon oft daran gedacht hat, man hat es aber immer falsch angefangen. Zuerst schrieb man Abhandlungen, und machte, wie das in Deutschland immer gleich geschieht, große Pläne: die Ausführung sollte hinterherkommen und unterblieb. Wir müßten es grade umgekehrt beginnen, wir müßten mit der Sache anfangen, und die weiteren Anordnungen daraus hervorgehen lassen.

Als ich diese Rede beendigt hatte, war mir gleichsam ein Stein von der Seele gewälzt; ich hatte mich zwar lange vorher darauf vorbereitet, ich wußte aber nicht, ob ich im Augenblicke das Richtige würde treffen können, und ob der Wunsch, Alles zu sagen, dem Einzelnen nicht hinderlich sein dürfte. Herr von Cotta ging, während ich sprach, im Zimmer auf und ab, endlich sagte er:

Mir scheint Ihr Vorschlag höchst wichtig, höchst bedeutend,

nur zwei Bedenken werden Sie mir verzeihen. Das eine ist gegen mich, das andere gegen Sie gerichtet. Werden die Berliner Gelehrten, die Sie nothwendig dazu ziehen müssen, wird der Staat, der nicht ganz gleichgültig dabei sein kann, werden endlich die dortigen Buchhändler es gern sehen, daß eine Preußische Unternehmung in die Hände eines auswärtigen und ziemlich entfernten Mannes gelangte? Und was Sie betrifft, trauen Sie sich die Kraft und ich möchte auch sagen das Glück zu, einige hundert Männer zu gewinnen, die doch von Hause aus ein so weitschichtiges Beginnen zu unterstützen haben? Ueberlegen Sie sich beiderlei Einwände.

Beides habe ich mir schon lange überdacht, erwiederte ich. Gegen das erste Bedenken, wird es hinreichend zu bemerken sein, daß Berliner Buchhändler sich bisher sehr säumig und furchtsam, ein solches Unternehmen zu beginnen, gezeigt haben. Die Sandersche Buchhandlung hatte es einmal proponirt, ohne Kraft und Mittel zu besitzen, andern ist es nicht eingefallen darauf aufmerksam zu machen. Dann aber ist die Sache eine Deutsche und keine Preußische. Wir würden ohne die Beihülfe deutscher Gelehrten von allen Enden des Vaterlandes keinen Augenblick der Literaturzeitung Eingang zu verschaffen wissen, und für ein deutsches Unternehmen ist wohl vor allen Dingen der deutsche Buchhändler κατ' ἐξοχήν gefordert. Was mich betrifft, so darf ich es freilich am Wenigsten wagen, Ihr Bedenken zu beseitigen, aber wir werden gar nicht anfangen, ehe nicht eine bedeutende Anzahl von Theilnehmern sich einfindet, und so liegt gleich in der Eröffnung die Bürgschaft des wenigstens gelehrten Erfolges.

Nun wenn Sie so guten Muthes sind, so geziemt es sich für mich nicht, an dem Gelingen zu zweifeln. Sie bleiben doch noch einige Tage in Stuttgart, wir wollen die Bedingungen feststellen, das Uebrige muß der Correspondenz überlassen bleiben. Essen Sie Morgen Mittag bei mir, aber Punkt zwölf;

von dem Unternehmen reden Sie nicht, denn ein Erfolg hängt immer von der Verschwiegenheit ab.

Den anderen Tag kam ich und meine Reisegefährten Hotho und Decker, die inzwischen Cotta vorgestellt worden waren, zur bestimmten Zeit. Sulpiz Boisserée, Wolfgang Menzel und Gustav Schwab waren außer uns zugegen, und ein lebhaftes Gespräch, das die Literatur, die Völker und die Politik umfaßte, erhob sich zwischen uns. Grade war die Nachricht von dem plötzlichen und unerwarteten Tode des Kaisers Alexander eingetroffen, und die Wendung, die diese Begebenheit den Europäischen Angelegenheiten geben möchte, was Constantin, der damals noch als Kaiser betrachtet wurde, für Aenderungen einzuführen für gut finden würde, beschäftigte alle den öffentlichen Dingen zugewandten Gemüther. Die Gegenwärtigen huldigten ganz verschiedenen Ansichten, und so gab es Gelegenheit zu Angriffen und Vertheidigungen, die im Ganzen jedoch nicht in Bitterkeit übergingen. Wir trennten uns ohne Säure, und ich folgte Cotta in sein Kabinet, um Weiteres über unsere Unternehmung mit ihm zu besprechen.

Hier kam mir zum Erstenmale eine ganz wunderbare Erscheinung vor. Ich hatte eine bestimmte Forderung an Cotta gestellt, über das, was man den verschiedenen Gelehrten anbieten sollte, er ging nicht darauf ein, aber in einem anderen Sinne, als dies gewöhnlich geschieht: er wollte das Honorar erhöht wissen.

Man muß niemals, meinte er, ein Unternehmen so anfangen, als wenn man gleich von Hause aus verzweifelte. Das größere Honorar, das man sofort giebt, gewährt auch den Gelehrten mehr Spielraum zur Entwickelung ihrer Kräfte; das Publicum findet sich angezogen, einem Beginnen Dauer zuzumuthen, das die Anordner durch das, was sie anbieten, selbst für begründet halten. Ich glaube derjenige zu sein, der zuerst den größeren Ehrensold, den Gelehrten gegenüber, einführte,

und ich habe in Punsch und Negen nie Gelegenheit gehabt, es zu bereuen. Die Literatur kann sich nur heben, wenn man sie wirklich achtet, und die Empfänglichkeit des Publicums steht in der genauesten Wechselwirkung mit dem Felde überhaupt, das man den Gelehrten eröffnet.

Meine Erfahrungen in diesem Punkte waren so gering und Alles, was ich hätte sagen mögen, verschwand so völlig der gewiegten Autorität gegenüber, die ich vor mir hatte, daß ich mich in meine erzwungene Gehaltserhöhung fand. Alles Andere wurde bald abgemacht, unentschieden allein blieb, ob wir die Zeitschrift in Monatsheften oder in Wochenlieferungen herausgeben sollten, und ob sie in Augsburg oder in Berlin gedruckt würde.

Auf meiner Rückreise nach Berlin beschäftigte mich kaum etwas Anderes, wie die Literaturzeitung; dieselbe war fertig, aber ein Schiff ohne Wasser, ein Staat ohne Land und Bewohner, eine Möglichkeit ohne noch entsprechende Realität. Ich kam mir wie Don Quixote vor, der auf den Kampf mit unbekannten Riesen losgeht, und je phantastischer das ganze Luftgebäude meiner Hoffnungen war, desto mehr war es mir erlaubt, es auszumalen, ihm fast unmögliche Schönheiten anzudichten, und eine Wirkung hervorzuzaubern, wie sie leider immer jeder Hauch der Thatsächlichkeit zerstört. Doch erschien mir auch wieder das vollkommen Abenteuerliche des ganzen Unternehmens im vollen Lichte; wie sollten die verschiedenen Parteiungen zusammengebracht, die Anarchie, die der Gelehrtenrepublik einmal eigen ist, beschwichtigt, und ein Ineinanderarbeiten bewirkt werden, das doch unentbehrliche Bedingung schien?

Doch das Leben und das Thun ist die beste Lösung aller Schwierigkeiten, die immer nur das Nichtthun als gespenstische Seifenblasen erhebt, um die Thätigkeit damit abzuschrecken. In meinem Eifer für das Unternehmen hatte ich mich doch nicht

mit bloß Phantaſtiſchem abgegeben, ſondern ſchon ſehr beſtimmt an die Perſonen gedacht, an welche ich mich wenden, und die ich zu Genoſſen des bald in die Welt zu Setzenden haben mochte. Es waren bloß zwei, die eine war Hegel, mein theurer Lehrer, Gönner und Freund, die andere Varnhagen von Enſe, dem ich für manche Begünſtigungen große Dankbarkeit ſchuldig war, und der mir ganz der Mann ſchien, um mit Geiſt und dauerndem Eifer eine ſolche Angelegenheit zu befördern.

Den Tag, nachdem ich in Berlin angekommen war, begab ich mich gleich zu Hegel und fand ihn in einem grünen Schlafpelze mit ſchwarzer, barettartiger Mütze, eben mit der einen Hand eine Priſe aus ſeiner Doſe nehmend, mit der andern in Papieren, die unordentlich vor ihm aufgeſchichtet waren, etwas ſuchend.

Ei, ſind Sie auch endlich wieder da? ſagte er lächelnd zu mir: Wir haben Sie ſchon ſeit einem Monate erwartet; der Geheimerath Schulze glaubte, Sie würden gar nicht wiederkommen, und die Profeſſur, um die Sie ſich beworben haben, gar nicht antreten.

Man läuft ja doch gerade nicht fort, wenn man etwas ſpäter kommt, erwiederte ich, und daß ich ſpät komme, hat einen guten Grund. Ich treffe nämlich nicht allein ein, ſondern mit einer großen Berliner Literaturzeitung.

Das mag mir eine ſchöne Literaturzeitung ſein; wo haben Sie denn den aufgegabelt, der die unternehmen will?

Es iſt eben kein ſchlechter Mann, es iſt Cotta, deſſen Bekanntſchaft ich in Paris machte, und mit dem ich in Stuttgart die Sache beinahe abgeſchloſſen habe.

Ei der Cotta. Hat der die Hexen noch nicht vergeſſen, und die ſchlechten Geſchäfte, die man mit gewiſſen Dingen im zweiten Jahre macht, nachdem ſie ſich im erſten gut anzulaſſen ſchienen. Aber der Cotta verſteht die Sache beſſer wie wir

alle, und wenn der etwas angefangen hat, ſo können wir uns ſeiner Leitung wohl überlaſſen. Hat er Ihnen den Vorſchlag gemacht?

Nein, eigentlich ich ihm. Ich meinte, eine Univerſität, wie die Berliner, könne nicht lange mehr ohne eine literariſche Zeitung bleiben, und die Willkühr und das bloß Negative, das in den bisherigen Unternehmungen der Art herrſcht, erfordere, daß von einem großen Mittelpunkte aus deraleichen auf poſitive Weiſe betrieben würde.

So habe ich auch gemeint, und deshalb an das hohe Miniſterium ſchon vor Jahren einen Aufſatz abgegeben, worauf indeſſen bis jetzt noch keine Reſolution erfolgt iſt. Will man dort nicht anbeißen, ſo können wir es ja unter uns machen. Beſorgen Sie nur vorerſt Ihre Profeſſur. Von dem Anderen ſprechen wir noch weiter.

Der Aufſatz, auf den ſich Hegel hier berief, und der jetzt im ſiebzehnten Theil ſeiner Werke (S. 368—390) abgedruckt iſt, hatte allerdings im Ganzen auf die würdigere Stellung hingewieſen, die einer ſolchen Recenſiranſtalt zu verleihen ſei. Aber er war von dem Gedanken ausgegangen, daß ſie zu dieſem Ziele nur gelangen könne, indem ſie eine Staatsanſtalt würde, und das Journal des Savans, welches ſchon ſeit ſo vielen Jahren beſteht, und unter dem Patronate de Monseigneur le garde des sceaux (Hegel XVII. 382.) ſich befindet, war ihm gleichſam der Prototypus, auf den er hinblickte. Gegen dieſe Anſicht einer Staatsanſtalt war ich von Hauſe aus. Mir ſchien das Anſehn, das ſich Hegel davon verſprach, auch zugleich durch die Steifigkeit und die Rückſichten verkümmert, welche unabwendliche Folgen eines ſolchen Urſprungs ſein müßten; die deutſche Gelehrſamkeit war ſeit drei Jahrhunderten ſchon ſo republicaniſch geworden, daß es nicht gelingen konnte, ihr mit einemmale die ſtaatliche Autorität als Verſtand aufzuſtellen; eine Geſellſchaft, von Gelehrten gebildet, ſchien mir

haber einen weit größeren Erfolg zu verſprechen, weil ihr Ausgangspunkt ſelber die Wiſſenſchaft war, die ſich durch nichts Anderes vertreten läßt. Selbſt das Beiſpiel des Journal des Savans mußte mir gegen Hegel dienen, der ſich darauf ſtützte. Denn es war bekannt, daß unter allen franzöſiſchen kritiſchen Blättern dieſes die wenigſten Abnehmer und Leſer hatte, weil die ſchwerpfündige Erudition, die hier in langſamer Bewegung einherſchritt, nicht gut im Stande war, Eingang und Theilnahme zu finden.

Nachdem ich Hegel geſehen hatte, ſuchte ich Herrn von Varnhagen auf. Mein Vorſchlag wegen der Literaturzeitung fand nicht bloß Anklang, ſondern, was ich gar nicht hätte erwarten dürfen, eine alle meine Hoffnungen ſelbſt überragende Stimmung. Varnhagen, der in Beziehung auf Takt, Feinheit der Darſtellung und ſaubere Ausarbeitung des Stiles ſo wenig Gleichſtehende in Deutſchland findet, und der durch Treue der Geſinnung, durch einen Gleichheitsſinn, wie er der Wiſſenſchaft geziemend iſt, ſo wie durch ausdauernden Eifer, ein jedes Unternehmen heben wird, dem er ſich zugeſellt, nahm, was ich ihm von der Angelegenheit und von Cotta ſagte, mit überſprudelndem Enthuſiasmus auf. Er malte mit ganz anderen Farben, als mir zu Gebote ſtanden, den eventuellen Erfolg aus, den dieſe Literaturzeitung haben könnte: wiederhergeſtellte Würde der Literatur, Freiheit der Anſichten und des Mitwirkens, Unparteilichkeit in der Sache, mit gewahrtem Anſtande der Form nach, Verbannung der Anonymität, die wir damals noch mit unſchonendem Ausdruck das Banditenweſen nannten, das waren ungefähr die Grundſätze, wie ſie im Hin- und Herreden über die Sache hervortraten. Frau von Varnhagen, die geiſtreiche, rhapſodiſche und inciſive Frau belebte bei unſeren Abendgeſprächen die Hoffnungen, die ſich kund gaben, und ſchickte uns, wie eine Spartanerin oder Römerin ihre Kinder

in die Schlacht gesendet haben würde, dem kritischen Feuer entgegen, das wir anzünden wollten.

Einige Wochen verginaen, ohne daß Anderes geschah, wie das Besprechen über die Weise, wie man eine Gesellschaft, zu der nun auch Hegel seine Einwilligung geben mußte, zu bilden haben würde. Inzwischen hatte ich eine Professur erhalten; meine Correspondenz mit Cotta war eifrigst fortgeführt worden. Hegel und Varnhagen communicirten mit mir über allerlei Mittel der Ausführung, ohne daß jedoch alle Bedenklichkeiten über die sich entgegensetzenden Hindernisse gehoben gewesen wären. Ich erinnere mich sehr wohl, daß, als ich mit Hegel und Hothe in den Pfingstfeiertagen von 1826 auf einige Tage nach Potsdam ging, Hegel noch gar nicht befriedigt von dem schien, was bisher sich gemacht hatte; er hatte allerlei Aber zu opponiren, und in seiner Gründlichkeit alle Seiten und Schwierigkeiten in allen ihren Nüancirungen betrachtend, hatten diese oft die Wirkung, die Substantialität der Sache zu verdecken. Mir war dagegen ein jedes Aber verhaßt, und weil ich mich jünger und lebhafter fühlte, so behauptete ich immer, daß wenn man einem eben erst werdenden Menschen die Schranken, die er zu durchbrechen haben würde, vorher erzählte, er niemals sich entschließen möchte, geboren zu werden.

Am 18. Julius 1826 endlich erließ Hegel, dem wir die Führung der einleitenden Schritte allein überlassen hatten, ein Circularschreiben an folgende Männer, mit denen mündliche Besprechungen schon stattgefunden hatten. Zur Universität gehörten davon, Boeckh, Bopp, Dirksen, Hegel, von Henning, Fr. Hufeland, Heinr. Lee, Marheineke, Carl Ritter, von Raumer, Schulz und ich. Pohl, Johannes Schulze, Streckfuß, Varnhagen und Waagen traten diesem Vereine bei, doch hat Raumer eigentlich nie daran Theil genommen, sondern sich von Hause aus wieder davon entfernt. In der nunmehr am 23. Julius in

Hegels Hause abgehaltenen Versammlung der eben genannten Gelehrten wurde die Gesellschaft, der man den Namen der Societät für wissenschaftliche Kritik beilegte, für constituirt erklärt, dieselbige in drei Klassen, die philosophische, die naturwissenschaftliche und die historisch philologische getheilt, und für jede dieser Abtheilungen ein Secretair gewählt. Für die philosophische Klasse wurde ich, für die naturwissenschaftliche Schultz und für die historisch philologische Leo ernannt. Außerdem übergab man mir die Leitung der sämmtlichen Geschäfte in so weit, als man mich zum Generalsecretair der Gesellschaft bestimmte, worin die Verpflichtung lag, für die Ordnung des Manuscripts, für das Geldwesen und für den größten Theil der Correspondenz Sorge zu tragen. Es wurde ferner beschlossen, das Statut der Gesellschaft zu entwerfen, und damit reglementarische Verordnungen in Verbindung zu setzen. Auch diese Arbeit fiel mir zu.

In vier bis fünf Sitzungen discutirten wir mit der größten Umständlichkeit und Weitläuftigkeit die vorgeschlagenen Gesetze. Wer diesen Debatten beigewohnt, und die Schärfe bemerkt hätte, mit der im Einzelnen hin und her gestritten wurde, hätte nicht minder an eine sehr lange Dauer dieser gesetzlichen Bestimmungen glauben müssen. Es ist dies aber der Unterschied der Engländer, Franzosen und Deutschen, daß die ersten instinctmäßig an der Form halten, die zweiten dieselbe dem Inhalte vorziehen, und daß die letzten endlich aus Liebe zu einem vermeintlichen Stoffe sich gar bald aller Form zu entschlagen wissen. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß ich von Hause aus, wenn ich mit einer gewissen Feierlichkeit präsidiren und Ruhe gebieten wollte, das Gelächter der übrigen Mitglieder erregte. Die reglementarischen Anordnungen wurden noch eine Zeitlang streng gehalten, dann schob man sie mehr und mehr bei Seite, und endlich dachte man kaum weiter daran, daß man ein Statut besitze. Der Umstand, daß spä-

ter nur die redigirenden Mitglieder an den Sitzungen Theil nahmen, daß von diesen ungefähr nur die Hälfte erschien, und daß deswegen eine gewisse Vertraulichkeit nicht ausbleiben konnte, trat der Handhabung des Reglements feindlich entgegen.

Ich will nun von den wissenschaftlichen Grundsätzen sprechen, welche in diesen verlaufnen Sitzungen festgestellt wurden. Zuerst wollte man nicht bloß einzelne Bücher anzeigen und beurtheilen, sondern zu bestimmten Perioden, am Ende des Jahres oder sonst, eine allgemeine Uebersicht des Ganges der ganzen Literatur, der neuen Entdeckungen und Fortschritte überhaupt geben. Man schloß von den wissenschaftlichen Werken, die in den Kreis der Gesellschaft zu fallen hätten, zuvörderst diejenigen aus, welche mehr dem Handwerke als der wahren Gelehrsamkeit angehörten. Zu ihnen rechnete man die meisten Compendien, alle Schriften über Pastoraltheologie, Schulbücher und solche Ausgaben von Classikern, die mehr zu einem Handgebrauch angefertigt waren; endlich ökonomische und technische Werke. Es sollten die Bücher nicht zufällig, und weil grade ein Recensent dafür da wäre, beurtheilt werden, sondern man beabsichtigte gleichsam, wie vor Hochgeschwornen, die Voruntersuchung anzustellen, ob die Schrift eine wahrhaft würdige sei, die Wissenschaft bereichere, und deswegen eine Anzeige verdiene. Die Recensionen sollten vorgelesen, geprüft, und nur dann zugelassen werden, wenn sie Anstand mit Würde und Haltung des Tones zu verbinden wüßten. Endlich wurde einstimmig der Beschluß gefaßt, daß Anonymität unter keiner Bedingung zu gewähren sei, daß der Richter keine Rehme üben, sondern mit seinem Namen dem Schriftsteller gegenüber stehen müsse. Diese letzte Anordnung war gleichsam die Ergänzung aller vorangegangenen Bestimmungen.

Merkwürdig ist es, und wir können die Betrachtung hier schon anschließen, daß kein einziger dieser mitgetheilten Grundsätze der Erklärung der Rechte der Schriftsteller und Recen-

ſenten, im Laufe der Zeit unangefochten ſtehen blieb. Nachdem ich zweimal, im Anfange des Jahres 1828 und 1829, eine Ueberſicht über den Gang der Literatur in den Jahrbüchern zu geben verſucht hatte, ging die Sitte, eine ſolche auszuarbeiten, unter dem folgenden Generalſecretariate vollkommen unter; man hielt ſie für unmöglich, und ſie war es, nach der Weiſe, die man eingeſchlagen hatte, auch durchaus geworden. Die ausgeſchloſſenen Predigten, Schulbücher, Handausgaben und Compendien ſchlichen ſich durch eine Hinterthür wieder ein, indem man das Princip geltend machte, daß unnütze Bücher durch gute Recenſionen gehoben werden könnten; die Vorbeurtheilung der Bücher ging mehr in eine bloße Nennung und in ein Anerbieten von Seiten der Recenſenten über; das Vorleſen der Kritiken verſchwand nach einem Jahre ganz, namentlich wegen der vielen Zeit, die darauf verwendet werden mußte, und weil es bequemer ſchien, dem Urtheile zweier Referenten Glauben zu ſchenken; endlich wurde auch zuletzt die Nennung der Namen angetaſtet, indem man für kleinere Anzeigen die Anonymität zu geſtatten und beinahe zu fordern ſchien.

Große Schwierigkeiten machte es, dem Kinde einen paſſenden Namen zu geben. Die Bezeichnung Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik wurde endlich durchgeſetzt, doch nicht ohne große Discuſſionen, ob das Wort Berliner nicht dabei ſtehen müßte. Man kam darin überein, die Zeitſchrift nicht in Monatsheften, ſondern in wöchentlichen Lieferungen auszugeben, und nach einigem Zögern wurde auch darein gewilligt, ſie in Augsburg drucken zu laſſen. Die Cenſurfreiheit, deren wir dort genoſſen, die größere Bequemlichkeit, welche Cotta dadurch haben würde, waren die Gründe, welche uns endlich bewegen.

So war denn alles Vorläufige eingerichtet, als ich im September 1826 von den redigirenden Mitgliedern der Geſellſchaft Auftrag und Vollmacht erhielt, mich nach Stuttgart zu

begeben, um dort mit Cotta definitiv abzuschließen, und die Zeitschrift, als im Januar 1827 erscheinend, ankündigen zu lassen. Eine Schwierigkeit war nur dabei, man wußte gar nicht, wo sich Cotta dermalen befand. Er hatte bald in München, bald in Stuttgart zu thun, war eine Zeitlang in dem Wildbade Kreuth gewesen, mochte sich auf seinen Würtembergischen, Bairischen oder Badischen Besitzungen aufhalten, und es konnte sich leicht ereignen, daß, indem ich ihn in seinem Wohnorte aufsuchte, er zum Troste gerade anderwärts beschäftigt war. Endlich lief ein Brief von Cotta ein, der ebenfalls nichts Bestimmtes über seinen Aufenthalt meldete, mir aber etwas mysteriös anzeigte; ich würde von seinem Correspondenten, Herrn Küffner in Nürnberg, das Weitere erfahren. Am 11. September war ich mit meinem Freunde Sotho im Reisewagen, um über Jena, Coburg und Bamberg nach Nürnberg zu gehen.

Als ich dort angekommen war, kostete es mich zuvörderst eine gewaltige Mühe, den Herrn Küffner herauszufinden. Da mir der Stand desselben in dem Cottaischen Briefe nicht angegeben war, so meinte ich zuerst, es würde wohl ein Buchhändler sein, aber kein Buchhändler kannte einen Collegen, Namens Küffner. Ich glaubte nun, nach einem Privatgelehrten oder Kaufmann sehen zu müssen, aber der Erfolg war eben so vergeblich. Endlich erfuhr ich ganz zufällig durch einen Kellner des Bairischen Hofes, in welchem wir wohnten, daß er zwar einen Herrn Küffner kenne, aber gewiß keinen solchen, mit dem ich zu thun haben dürfte, denn es sei ein Gewürzkrämer. Ganz verzweifelt darüber, meinen Mann nicht finden zu können, wollte ich es endlich mit dem Gewürzkrämer versuchen, und bat den Hausknecht, mich hinzuführen. Es waren nur einige Schritte vom Wirthshause. Ich trat in einen Laden ein, der etwas Kellerartiges an sich trug, und sah einen ziemlich alten Mann sitzen, der Pfeffer emsig zu wiegen schien. Ganz betreten ging ich

auf ihn los, und sagte ihm: Herr von Cotta habe mich an einen Herrn Küffner in Nürnberg gewiesen, von dem ich erfahren sollte, wo jener sich jetzt befinde. Ich wüßte aber nicht, ob ich mit dem rechten Mann spräche.

„I bins wohl" sagte er lächelnd, und indem er mich mit abgenommener Brille ansah, „oder i weiß nit, wo er itzunder steckt."

Der Correspondent des Herrn von Cotta bildete mir jetzt eine so komische Figur, daß ich nicht umhin konnte, mich weiter mit dem guten Manne einzulassen und bald herausbrachte, daß er die Nürnberger Geldgeschäfte Cottas besorgte, die wahrscheinlich in besseren Händen sich befanden, als wenn sie ein großes Banquierhaus, oder eine große Buchhandlung gehabt hätte. So viel Trost schöpfte ich denn auch für mich aus diesen Reden, daß Herr Küffner meinte, Herr von Cotta müßte gewisser Gründe halber, die er mit feierlichem Tone verbarg, am 24sten September in Stuttgart sein.

„I wünsch glückliche Reis, un gutte Geschäft, sagte der Mann, als ich wegging, indem er sitzen blieb, und die Mütze abnehmend Pfeffer zu wiegen fortfuhr.

Wir hatten bis zum 24sten September noch einige Tage vor uns, und gedachten sie in Nördlingen zuzubringen, wo schöne Bilder von Herle und Scheiffelin sich vorfanden, und das gar nicht entfernt von der Gallerie des Fürsten von Wallerstein Oettingen lag, die für deutsche Kunst so bemerkenswerth erschien. Von dort wandten wir uns über Aalen nach Stuttgart, und hatten das Glück auch Cotta daselbst anzutreffen.

Seit dem letzten Briefe, den ich von Cotta erhalten hatte, war inzwischen ein Incidenzpunkt eingetreten, der für die eben entstehen wollenden Jahrbücher gefährlich zu werden drohte. König Ludwig von Baiern hatte seine neue Regierung mit dem Plane begonnen, die Universität Landshut nach München

zu verlegen. Es war überall verbreitet worden, daß die neue Universität in einem Style erbaut werden solle, wie nie eine errichtet gewesen. Männer wurden aus allen Gegenden des deutschen Vaterlandes verschrieben, und es hieß, sie hätten den Ruf bereits angenommen: Kräfte und Geldmittel waren dem Gerüchten nach vollauf vorhanden, und wie für die Kunst in München ein neues Leben begonnen hatte, so sollte auch für die Wissenschaft das Gleiche geschehen. Die baierische Regierung hatte sich um dieselbige Zeit an Cotta gewandt, ihm die Erlaubniß zu einem artistisch buchhändlerischen Etablissement in München gegeben, und ihn aufgefordert eine Literaturzeitung zu übernehmen, die von der Universität und der Akademie der Wissenschaften ausgehen sollte. Cotta fand sich somit im Gedränge zwischen den Bedingungen, welche er den Berliner Gelehrten gewährt hatte, und den Anforderungen, die, da sie in München vom höchsten Orte kamen, nicht gut abgelehnt werden konnten. Er wollte noch nicht mit mir abschliessen, sondern laviren, und kam endlich auf den Gedanken, mir eine Vereinigung des Berliner und des Münchner Unternehmens vorzuschlagen.

Sehr gern, sagte ich, werden wir darein willigen: was kann es uns schaden, in den Münchener Gelehrten tüchtige Mitarbeiter zu finden. Ueber die Weise, wie bald hier, bald dort die Herausgabe bewirkt werden könnte, dürften wir schon einig werden. Aber die Münchener wollen sich erst zu einem solchen Unternehmen sammeln: wir sind fertig: zweimal kann ich nicht nach Stuttgart kommen, und durch Correspondenz kann der Contract nicht füglich geschlossen werden. Haben Sie die Güte mich abzufertigen, und ich will nach beendigter Sache nach München reisen, um die Vereinigung beider Recensiranstalten, zu einem gemeinsam gehenden deutschen Gerichtshofe mit zweien Senaten, zu Stande zu bringen.

Cotta besann sich eine Zeitlang, endlich willigte er in

meinen Vorschlag ein. Hätte ich das Eintreten unsrer Literaturzeitung von dem Münchener Anschluß abhängig gemacht, so würde dieselbe nie zu Tage gefördert worden sein. Der Contract wurde nach den vorher brieflich bestimmten Bedingungen abgeschlossen und unterschrieben, und ich trat noch an demselbigen Tage meine diplomatische Reise nach München an.

Hier werden der Erzählung von dem Erfolge oder dem Misglücken der Unterhandlung einige Schilderungen des damaligen Münchener Zustandes voranzuschen müssen. Zum Zweitenmale sollte sich die alte Ingolstädter *) Universität auf die Reise nach einem anderen Orte, diesmal nach der Hauptstadt, begeben, und alles war in den höchsten Erwartungen, welcher neue Glanz dieselbe hier auszeichnen möchte. Man konnte unter den Münchener Gelehrten zwei ganz verschiedene Racen unterscheiden, welche, wie die Mongolen und Tartaren in China, zwar neben einander wohnten, aber in Geist, in Sprache, in Sinn und Gemüth vollkommen von einander abstanden. Es waren die Altbaiern, und die hinzugekommenen, allen andern deutschen Landen angehörigen Männer, die der Ruf grosser Freigebigkeit nach München gezogen hatte. Die Altbaiern hatten eine so eigenthümliche Bildung und waren auf das Autochthonische und Seltsame derselben so versessen, daß sie, wie die Oesterreichischen Gelehrten, von dem übrigen Deutschland wie geschieden waren, und es kaum gelang, sich in einem wissenschaftlichen Gespräche mit denselben zu verständigen. Sie betrachteten die Fremden, die man herbeizuziehen bemüht war, wie Eindringlinge, deren man füglich entbehren könne, und sie waren stolz darauf, wie ein eigenes Bier, so auch eine eigene ihnen zusagende Wissenschaft zu besitzen. Als ich eines Tages mit einem jetzt verstorbenen Altbaierischen Professor in dem

*) Diese Universität war von Ingolstadt nach Landshut verlegt worden.

Englischen Garten spazieren ging, und die Universität glücklich schätzte, daß sie sich der Anwesenheit Schellings zu erfreuen haben würde, antwortete dieser mir: „Ei, was haben wir denn den Schelling nöthig: wir besitzen ja einen weit klareren Philosophen."

Und wen denn, fragte ich darauf verwundert.

Kennen Sie den Meilinger nicht?

Ich m[illegible]e allerdings gestehen, nie von ihm gehört zu haben. Wie aber d[illegible] Altbaiern einen ihnen allein zuständigen Philosophen besaßen, so hatten sie auch ihre Historiker, Juristen, Aerzte und Naturforscher. Weil sich in Oesterreich das Fremde nicht niederläßt, betrachtet man es wenigstens mit Milde; hier in Baiern, wo das ausländische Element von vielen Seiten herbeigezogen wurde, wo ein Theil des Inlandes selbst, Franken, Schwaben und der Rhein für Ausland gehalten wurde, mußte es aber oft zu Collisionen mit dem eingebornen Elemente kommen. Die Fremden, welche hier bei alle dem das Bedeutendste leisten, Cornelius, Klenze, Schelling, Niethammer, Roth, Thiersch, und Andere, sind daher genöthigt, eine Art von Gegensatz zu bilden, und befinden sich mehr in der Stellung hochstehender und gedrückter Ausländer, wenn sie es nicht vorziehen, zu den anderen Fahnen überzugehen, und sich zu dem Biere und der Wissenschaft der Altbaiern zu bekennen. Von Seiten der Regierung hatte wenigstens während meines Aufenthaltes in München diese altbaierische Tendenz etwas abgenommen. Es gab keinen bedeutenden Mann in Deutschland, auf den man nicht ausging. Tieck, Savigny, Raumer waren gerufen, und hatten auch, wie man behauptete, bereits zugesagt; sie würden unfehlbar, hieß es, zu Ostern 1827 eintreffen. Als man nun nach dem Gehalte fragte, das diesen Männern geboten worden wäre, so wurde bald ein erstaunlich hohes genannt, bald aber bemerkt, daß man dies späterhin reguliren möchte. Aus Allem, was bereits unternommen wer-

den war, aus allem, wovon man ſprach, konnte man indeſſen abſehen, daß der Glanz der Univerſität wohl mehr in dem Wunſche, als in den Kräften, mehr in Reden, als in Thatſachen, mehr in dem, was München ſchon beſaß, als in dem, was es noch erringen könnte, liegen dürfte. Man ſchmeichelte ſich auch mit Fremdartigem, das von der Univerſität ganz ablag. Man glaubte, die Ruhe Italiens würde viele Norddeutſche hinziehen, als wenn der Werth der Münchener Hochſchule in einer Entfernung von ihr liegen könnte, und als ob ſolche, die nach dem heſperiſchen Lande reiſen, es nicht noch vorziehen würden, München dazu zu ſehen.

Die Gegenſätze des altbaieriſchen und fremden Elements machten ſich auch in dem Eindrucke bemerklich, den Unpartheiiſche in Beziehung auf die geltenden Zuſtände erhielten. Wie, wenn im Monat April warmes und kaltes Wetter neben einander geht, ſo wanderten hier Liberalismus und Jeſuitismus Hand in Hand. Man konnte bisweilen ganz entzückt ſein, wenn man an die Worte freier Selbſtſtändigkeit, welche der König ausſprach, erinnert wurde, wenn man an die Munificenz in der Kunſt, an das Streben in der Wiſſenſchaft dachte: aber damit konnte man wieder die den Klöſtern, ja ſelbſt den Redemtoriſten zugewandte Gunſt nicht vereinigen; es widerſprach der dunkle mittelaltrige Ton, der allen dieſen Unternehmungen beigelegt war, das Erhalten der Particularitäten, und das Auffinden neuer Beſonderheiten, welche mehr als jemals im Schwunge waren. Späterhin hat ſich das letztere Moment noch bedeutend vermehrt, und es ſind ſogar die Benediktiner als Stütze der Wiſſenſchaft zu Hülfe gerufen worden.

Dieſe Zuſtände mußten mich gleich davon überzeugen welchen Beiſtand ich hier für unſere Zeitſchrift zu erwarten hätte. Alles war noch anarchiſch, und an einen Verein gleichgeſtimmter Männer, wie es nöthig geweſen wäre, gar nicht zu denken. Obgleich Thierſch in der damaligen Zeit nicht

im Geringſten zur Oppoſition gehörte, und in mehr als einer Beziehung von dem künftigen Glanze der Univerſität ſich das Beſte verſprach, ſo konnte er doch nicht läugnen, daß in den erſten Zeiten eine Literaturzeitung in München nicht ſtatlich zu Stande kommen könne. Die früher bei Fleiſchmann erſchienene war unbemerkt wiederum verſchieden. Die Akademie der Wiſſenſchaften, von der das neue Unternehmen ausgehen durfte, hätte ſich mit der eben entſtehenden Univerſität darüber in Verſtändniß ſetzen müſſen, dies konnte aber erſt einige Zeit nach dem Zuſammentreten derſelben geſchehen. Niethammer war ganz der gleichen Anſicht, und die Aufforderung der Baieriſchen Regierung an Cotta ſchien mehr eine eventuelle Künftigkeit, als ein jetzt zu Bewerkſtelligendes zu bezwecken. Eine einzige Zuſammenkunft, welche ich mit dem damaligen Staatsrath, ſpäteren Miniſter von Schenk hatte, beſtätigte mich immer feſter in der Meinung von der Unfähigkeit der Münchener ein ſolches Unternehmen kräftig zu unterſtützen, oder ſelbſt zu halten. Ich hatte Herrn von Schenk einen Brief von Cotta zu überbringen: ich fand einen noch jugendlichen, ſchönen, rothwangigen Mann, der von der entfernten Abſicht der Regierung ſprach, eine Literaturzeitung mit der Univerſität und der Akademie in Verbindung zu ſetzen, der auch mit diplomatiſcher Wendung hinzuſetzte, daß er gar nichts dagegen haben würde, wenn die Berliner Kräfte ſich anſchlöſſen, der aber weder zu mir, noch zu meiner Miſſion Vertrauen hatte. Dieſer Mangel an Zutrauen lag darin, daß ich mich bisher als Gegner der hiſtoriſchen Schule gezeigt hatte, die nicht bloß bei Herrn von Schenk, ſondern faſt bei allen Münchener Gelehrten in hohem Anſehen ſtand. Als ich Herrn von Schenk bemerklich machte, daß wir bereits fertig und geſchloſſen ſeien, gab er mir den Rath: wir ſollten nur anfangen und vorangehen: der Anſchluß Münchens würde ſich alsdann wohl finden.

Diese Lage der Sachen veranlaßte mich von München aus an Cotta zu schreiben, und ihm anzuzeigen, daß an eine Vereinigung des Südens und Nordens von Deutschland gar nicht zu denken wäre, daß es noch lange dauern könnte, ehe man in München zu einem Entschlusse und dessen Ausführung kommen würde, daß wir indessen gerüstet seien, und am 1sten Januar 1827 ins Zeug treten könnten. Was ich ihm von der Verzögerung des Münchener Unternehmens meldete, bewährte sich späterhin aufs Glänzendste. Erst vor wenigen Monaten, also zehn Jahre später, ist die Münchener Literaturzeitung erschienen, und zwar so farblos, daß man ihr das Horoscop im Voraus stellen könnte.

Während dieses Münchner Aufenthaltes brachten wir die meisten Abende in Thierschs Hause zu, und ich müßte undankbar sein, wenn ich nicht der liebevollen Aufnahme, der freisinnigen und geistreichen Gespräche, des offenen und biderben Wesens Erwähnung thun wollte, das uns hier entgegen kam. Ohne irgend den Zweck meiner Reise im Geringsten erreicht zu haben, kehrte ich nach Berlin zurück, und der Anschluß dreier Münchener Männer, Wening-Ingenheims, Niethammers und Thierschs waren alle Früchte, die ich nach Hause brachte.

Auf diese erste Zeit der Errichtung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, auf den Eifer, den Fleiß, den Enthusiasmus, der hier herrschte, kann ich nur mit der Wehmuth zurücksehen, womit jemand im Mannesalter seine durchlaufene Jugend betrachtet. Alle andren wissenschaftlichen Arbeiten und Geschäfte standen bei mir für den Augenblick zurück, und die Correspondenz, die Freude, Mitarbeiter angeworben zu haben, das Leidwesen, wenn jemand abschrieb, waren die alles ausfüllenden Beschäftigungen und Leidenschaften geworden. Es mußte für die Anzeige der Jahrbücher gesorgt und dieselbe discutirt werden: Manuscript sollte beschafft sein, und die

erſte materielle Noth und Armuth eines ſolchen Unternehmens ſelbſt iſt ein ſo mächtiger Hebel und Anreiz, daß die Freude, für den Augenblick geholfen zu haben, unendlich befriedigender, wie das Gefühl im reichſten Beſitze zu ſein, ausfällt.

Wenn in Frankreich oder in England ein ſolches National-Unternehmen angekündigt würde, ſo dürften das Publicum, ja ſelbſt die Gegner daſſelbe zuvörderſt erwarten, ſeine Acta und ſeinen Geiſt ſich entwickeln laſſen, und dann, wenn ſie es nicht zuſtimmend begrüßen, ihr Urtheil fällen. Anders verhielt es ſich in Deutſchland. Kaum war die Anzeige in der Allgemeinen Zeitung erſchienen, ſo wurde von einem ſonſt geiſtreichen und geſinnungsvollen, hier aber mißtrauiſchen Schriftſteller eine Warnungsbrochüre angekündigt und verbreitet; der Staat wurde angeſchuldigt, hinter der Literaturzeitung ſich zu verbergen, die Freiheit der Wiſſenſchaft und des literariſchen Strebens wurde als gefährdet dargeſtellt; ja die Nennung der Namen ſelbſt als ein Mittel betrachtet, alles Tüchtige zu unterdrücken. Ein in ſpäteren Jahren zu dichteriſchem Rufe gelangter Advocat, der vor ſeinem Ende dieſe poetiſche Errungenſchaft wiederum in ſchlechte Journaliſtik verzettelte, Müllner griff mich und die Jahrbücher, in ſeiner neuen Zeitſchrift, der Mitternachtszeitung, durch endloſe Artikel an; es wurde auch lange vor dem Erſcheinen ſchon ein Name erfunden, um ſie in den Augen unkundiger und gewöhnlicher Leſer herabzudrücken. Man nannte ſie die Hegelzeitung, und die Hauptanklage beſtand gegen ſie in den erſten Jahren darin, daß ſie nicht allen Syſtemen ihre Reihen eröffne, ſondern nur einer beſtimmten Lehre zugethan wäre.

Wir wollen dieſe Beſchuldigung hier einen Augenblick betrachten und aufweiſen, daß ſie gar keinen Grund hatte. In dem erſten Hefte der Jahrbücher erſchienen Abhandlungen von Boeckh, Varnhagen von Enſe und Streckfuß, im zweiten von Purkinje, Bopp und Hirt, das heißt von lauter Männern, die

mit Hegel zwar in freundschaftlichen Beziehungen standen, aber mit dem Systeme gar keine weitere Verbindung hatten. Zu den berühmten Namen, die bis zum ersten Januar 1828 beigetreten waren, gehörten Goethe, Bessel, Wilhelm v. Humboldt, August v. Schlegel, v. Baer in Königsberg, Carus, Boisserée, Creuzer, Gesenius, Ewald, Meckel, v. Pfuel, Fr. Rückert, Thibaut, v. Wangenheim, v. Stägemann, Welker und eine Menge Anderer, die in ihren verschiedenen Wissenschaften und Disciplinen schwerlich den Hegelschen Ansichten gefolgt waren. Wir konnten freilich in Beziehung auf Philosophie und alle dahin einschlägige Seiten nicht gut eine zurückstehende Richtung zulassen. Unter allen Disciplinen ist grade die Philosophie die notwendig eifersüchtigste, nicht aus Neid, oder sonstigen bösen Eigenschaften, sondern weil sie, wenn sie eine wahre ist, die vorangegangenen Seiten ohnehin in sich aufgenommen hat, und diese nicht mehr allein auftreten lassen kann, ohne zu einer rückgängigen Bewegung zu schreiten. Wir durften uns, indem wir Hegel besaßen, nicht weiter darum grämen, wenn uns der Beistand von Salat und Meilinger entging, oder wenn die verschiedenen Philosophien, welche sogar, die Wolfische nicht abgerechnet, noch in irgend einem Schlupfwinkel von Deutschland hausten, ihren mehr grämlichen als einschneidenden Haß gegen uns geltend machten.

Eine Abneigung Hegels, irgend jemanden zuzulassen, der etwa mit seinem Systeme nicht im Einverständnisse gewesen wäre, ist mir während der fünf Jahre, die wir in der Redaction der Jahrbücher zusammen verlebten, nur ein einziges Mal vorgekommen. Es war die Erklärung, daß, wenn man Schleiermacher Anträge machte, er, Hegel, sich von der Gesellschaft zurückziehen würde. Die Sitzung, in der dieses Thema besprochen wurde, gehörte zu einer der stürmischesten, die wir überhaupt gehabt haben, sie fand im December 1826 statt. Boeckh war, was späterhin sehr selten geschah, gegenwärtig, und da wir

bei der bevorstehenden Herausgabe der Zeitschrift an eine Vermehrung der Mitarbeiter denken mußten, so las Böckh den Universitätscatalog vor und kam auch auf den Namen Schleiermacher. Viele Mitglieder, namentlich Varnhagen, waren der Ansicht, daß man auch diesen auffordern müsse, daß überhaupt gar keine Ausschließung stattfinden dürfe. Hegel aber sprang von seinem Sitze auf, ging mit heftigen Schritten auf und ab, und murmelte vor sich hin, daß dies nichts anders heiße, als ihn selber vertreiben. Nachdem hin und her, für und wider gestritten und geschrieen worden war, wurde endlich der immer stärker werdende Lärmen dadurch beseitigt, daß man darauf aufmerksam machte, es sei gerathener, Schleiermachern nicht einzuladen, weil dieser der Aufforderung nicht Folge leisten und somit die Gesellschaft sich etwas vergeben möchte. Auftritte der Art kamen späterhin nie wieder vor, aber Hegels Widerwillen gegen Schleiermacher beruhte gar nicht auf wissenschaftlichen Verschiedenheiten, sondern lediglich auf persönlichen Verhältnissen, deren Initiative Schleiermacher zur Last fiel. Es hatte dieser nämlich mit allen Mitteln, welche ihm zu Gebote standen, Hegel von der philosophischen Klasse der Akademie der Wissenschaften fern gehalten, und die Aufnahme in die Akademie war nicht ohne Bezug auf diesen einen Mann durch Schleiermacher bedeutend erschwert, und selbst, wenn eine Minorität sich widersetzte, unmöglich gemacht werden. Kurze Zeit vor Hegels Tode löste sich dieser Widerwillen in etwas, und einige Monate vor demselben sah ich Hegel und Schleiermacher im freundlichsten Gespräche den Rutschberg von Tivoli herunterfahren.

Nachdem wir ein Jahr lang, mit sparsamen Vorräthen, aber mit gutem Muth und Eifer unseren Haushalt geführt hatten, sah ich mich genöthigt, erst das Generalsekretariat, dann die Classendirection und endlich auch die Cassengeschäfte, die ich anfänglich noch behalten hatte, niederzulegen. Die Menge die-

ser literarisch-ökonomischen Geschäfte, die Masse der Briefe, die noch nicht lithographirt waren, sondern alle geschrieben werden mußten, und zwar ohne Beihülfe eines späterhin erst angestellten Schreibers, zogen mich so sehr von allen eigenen, wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten ab, daß ich gar nicht mehr zu denselben gelangen konnte. Meine Geschäfte gingen an Herrn von Henning über, der sie seitdem mit nicht genug anzuerkennendem Eifer und mit den uneigennützigsten Zeitopfern verwaltet hat. In der Redaction der Jahrbücher blieb ich aber, nach wie vor, und bin noch heute nicht daraus geschieden.

Die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik aber blieben nicht, was sie im Anfange hatten sein sollen, sondern veränderten vollkommen ihren Charakter. Anstatt über der Wissenschaft als besprechendes und zusammenziehendes Organ zu stehen, folgten sie derselben, wie jede andere literarische Zeitung, und überließen es der Gunst des Augenblicks, ob ein wichtiges Buch angezeigt werden dürfte oder nicht. Zum Theil waltete allerdings der Zufall oft auf verrätherische Weise, und zerstörte alle guten Plane und Einsichten. Saumselige Recensenten, auf die man sich verlassen hatte, ließen ihre Kritiken niemals verabfolgen; inzwischen war das anzuzeigende Buch alt geworden, und ein neues an die Stelle getreten; Uebersleißige überschwemmten uns theils mit bestellten, theils mit unbestellten Beurtheilungen, und drangen, wenn man Einiges abgewiesen hatte, doch mit Anderem durch. Ein Hauptfehler aber war, daß man nicht alle Jahre einzelnen wissenschaftlichen Männern den Auftrag gab, die Erscheinungen innerhalb ihres Faches zu einem übersichtlichen Resumé zusammenzuziehen, wie es die Hallesche Literaturzeitung in der neuesten Zeit, freilich in höchst äußerlicher Weise, versucht hat, und wie es am Ende auch wohl noch bei den Jahrbüchern zu Stande kommen muß. Sonderbar aber war es, daß der Credit der Jahrbücher wuchs, je mehr sie ihrer eigentlichen Bestimmung untreu wurden, und daß sie es

nur dann erlangen konnten, als ebenbürtig begrüßt zu werden, wie sie in das gewöhnliche Niveau der übrigen Schwestern zurücktraten. Heut zu Tage ist es ungefähr die öffentliche Meinung, daß die Jahrbücher die gründlichste, am Besten unterrichtete und ernsteste Literaturzeitung seien; der Haß hat sich gelegt, und eine ruhige Collegialität ist an die Stelle getreten. Aber es ist auch der Glanz der ersten Stiftung, der wissenschaftliche Eifer der früheren Zeiten, und die abnorme und unterscheidende Bedeutung daraus verschwunden. Drei Männer, Varnhagen, Marheineke und Schulze, haben sie durch Treue, durch fleißiges Besuchen der Sitzungen, und durch sonstige Emsigkeit gehalten.

Als im Jahre 1829 Herr von Cotta sich wegen der Zollangelegenheiten eine Zeitlang in Berlin aufhielt, wohnte er, da er selbst Mitglied der Gesellschaft war, häufig ihren Sitzungen bei. Der Druck in Augsburg hatte mehrere Unbequemlichkeiten gehabt; die Correcturen waren oft feriales gemacht; bei dem noch nicht gehobenen Mangel an Manuscript war es schwierig, einen Monat vorher das, was man gedruckt haben wollte, nach Augsburg zu senden. Viele Mitglieder verlangten daher die Verlegung des Druckes nach Berlin, der ich mich aus manchen Gründen widersetzte. Aber sie geschah, und das Ministerium, welches die Zeitung nunmehr als eine vollkommen Berlinische betrachten durfte, gewährte einen Geldzuschuß, wie er in ähnlicher Weise in Wien, in Heidelberg oder auch an anderen Orten erfolgt.

Mit dem Tode Cotta's, der am Ende 1832 erfolgte, löste sich das Freundschafts- und Pietätsverhältniß, das uns verbanden hatte. Wir druckten die Jahrbücher jetzt in Berlin, und es trat das natürliche Verlangen ein, auch einen Berliner Buchhändler dafür zu besitzen. Der Contract mit Cotta wurde freundschaftlich aufgehoben, und die Jahrbücher gingen an die ehrenwerthe Handlung Duncker und Humblot über, deren

eifrigem Bemühen eine Vermehrung des Abſatzes, beſſerer Druck und ſchöneres Papier zu verdanken iſt. Wie ſchon geſagt worden, trat für kleinere Anzeigen, die ſich nunmehr häuften, eine gewiſſermaßen geforderte Anonymität ein, die nur hin und wieder durch ſolche, welche den alten Anſichten treu blieben, gebrochen wurde.

Wie die Jahrbücher entſtanden ſind, was daran das Zufällige, was das Nothwendige war, habe ich mit hiſtoriſcher Treue zu erzählen verſucht. Ob ſie den mehr gewöhnlichen Kreis, in den ſie zurücktraten, verlaſſen, und mit den rieſenhaften Kräften, die ſie eigentlich beſitzen, es wiederum unternehmen möchten, einen höheren Standpunkt zu gewinnen, wird ihrer weiteren Geſchichte überlaſſen bleiben. Ich wollte nur das aufzeichnen, worin ſie ſich mit meinen Lebensverhältniſſen begegnen, und wenn dieſe Erzählung außerdem einen literarhiſtoriſchen Werth hätte, ſo wäre dieſes ein Erfolg, den ſie nur im Vorbeigehen erſtrebt.

Berlin, gedruckt bei J. A. Starcke.

Dioskuren.

Für

Wissenschaft und Kunst.

Schriften in bunter Reihe,

herausgegeben

von

Theodor Mundt.

Mit Beiträgen von

G. E. Anbrauer, H. Laube, Herrmann Marggraff, Apollonius v. Maltitz, L. A. Mückler, Theodor Mügge, Theodor Mundt, Karl Rosenkranz, Leopold Schefer, K. A. Varnhagen von Enſe, M. Veit, A. v. W., E. Willkomm.

Zweiter Band.

Berlin:

Verlag von Veit und Comp.

1837.

An den

Fürsten von Pückler-Muskau.

Während Ew. Durchlaucht eine fremde Provinz nach der andern unserer Literatur erobern und in diesem Augenblick das geheimnißreiche Aegypten mit Ihrem Zauber- und Wanderstab berühren, um es mit seinen alten Gräbern, Felsenschriften, Schlangen und Krokodilen der modernen Lesewelt zu unterwerfen: sei es diesem Blatt erlaubt, Ihnen mit verehrungsvoller Nennung Ihres Namens einen heimathlichen Kreis zu bezeichnen, der sich in aller Weise gern im fortwährenden Zusammenhange mit Ew. Durchlaucht denkt. Wenn Zueignungen an sich immer etwas Lyrisches sind und darin einem Gruß gleichse-

hen, für den man sich nach seinem Gefühl die beste Form und den besten Mann ausersehen hat, so möge besonders die gegenwärtige über Länder und Meere hin dem genialen Weltgänger die treuen deutschen Grüße bringen!

Berlin, den 13. März 1837.

Th. Mundt.

Inhalt.

Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter. Von K. A. Varnhagen von Ense . . . . . S. 1

Die Gesammtausgabe der Kantischen Schriften. Von Karl Rosenkranz 18

Krakowiaken von F. A. Märcker 36

Leibniz in Mainz, als Staatsmann und deutscher Schriftsteller. Von G. E. Guhrauer . . 57

Sprüche, in der Weise des Laienbreviers. Von Leopold Schefer 95

Tableau der deutschen Schaubühne. Von Hermann Marggraff 104

Die Spanier in London. Eine Skizze von Theodor Mügge 151

Legenden. Nach dem Talmud. Von M. Veit . . 191

Des Knaben Liebe und Pflegeſchick. Novelle von E. Willkomm 213

Der Flüchtling. Novelle v. d. F. von W. (Eingeſandt von Leopold Scheſer) 297

Gedichte von Apollonius von Maltitz 341

Die Maske. Eine Silhouette von Heinrich Laube . . 361

Deſirée's Lebensſtufen. Eine Skizze von Theodor Mundt 371

Besuch bei Jean Paul Friedrich Richter.

Von

K. A. Varnhagen von Ense.

Baireuth, Sonntag den 23. Oktober 1808. Heute Vormittag ging ich zu Jean Paul. Harscher war verstimmt, und wollte durchaus nicht mitgehen, ich glaube, es verdroß ihn zu sehr, seine äußeren Ansprüche gegen seine inneren so weit zurückstehen zu finden, und einen Mann, mit dem er sich geistig auf gleicher Linie fühlte, nur als unscheinbarer Student zu begrüßen, dessen innrer Werth zufällig noch zu keiner Namhaftigkeit ausgeprägt worden. Denn von Jean Paul eingenommen und bezaubert ist er mehr noch als ich, und seinen Wunsch, den Mann wie er leibt und lebt zu sehen, hatte er bisher oft und lebhaft ausgesprochen. Ich bin auch nur ein unscheinbarer Student, aber das ist mir eben recht, und so ging ich getrost hin! Eine angenehme, freundlich neugierige Frau, die mir die Thür öffnete, erkannt' ich sogleich als Jean Pauls Gattin an der Aehnlichkeit mit ihrer Schwester. Ein Kind wurde geschickt, den Vater zu rufen. Er kam bald; war auf meinen Besuch durch Briefe aus Berlin und Leipzig schon vorbereitet, und empfing mich sehr liebreich. Als er sich neben mir auf das Sopha niedersetzte, hätte ich ihm beinah in's Gesicht gelacht, denn indem er sich etwas bückte, sah er genau so aus, wie ihn unser Neumann in den „Versuchen und Hin-

bernissen" scherzhaft beschrieben hat, und wie und was er sprach, verstärkte den Eindruck in derselben Weise. Jean Paul ist wohlbeleibt, hat ein volles, gutgeordnetes Gesicht, kleine, feuervoll sprühende und dann wieder gutmüthig matte Augen, einen freundlichen, auch im Schweigen leise bewegten Mund. Seine Sprache ist schnell, fast eilig, und daher bisweilen etwas stolpernd, nicht ohne einigen Dialekt, der mir schwer zu bezeichnen wäre, aber ein Gemisch von fränkischem und sächsischem sein mag, natürlich doch ganz in der Gewalt der Schriftsprache festgehalten.

Ich mußte ihm zuvörderst alles erzählen, was ich von seinen Berliner Bekannten irgend wußte oder gar zu bestellen hatte. Gern gedachte er der Zeit, da er in Berlin als Nachbar von Markus Herz in dem Leder'schen Hause gewohnt, wo ich vor sieben Jahren im Garten an der Spree ihn zuerst gesehen, mit Blättern in der Hand, die man mir als zum „Hesperus" gehörig insgeheim bezeichnete. Dies Persönliche, und manches Litterarische, das sich damit verflechten mußte, regte ihn außerordentlich an, und er hatte bald mehr zu sagen, als zu vernehmen. Seine Rede war durchaus liebenswürdig und gutmüthig, immer gehaltvoll, aber in ganz schlichtem Ton und Ausdruck. Wiewohl ich es schon wußte, daß sein Witz und Humor nur seiner Schreibfeder angehören, und er nicht leicht ein Zettelchen schreibt, ohne daß jene mit einfließen, dagegen sein mündlicher Ausdruck selten etwas davon verräth, so fiel es mir doch sehr auf, bei dieser beständigen inneren Bewegung, in der ich ihn sah, und bei dieser Lebhaftigkeit, der er sich überließ, von Witz und Humor keine Spur zu sehen. Sein übriges Betragen glich seinem Sprechen; nichts Vernehmes, nichts Gespanntes, nichts Absichtliches, nichts, was über das Bürgerliche hinausginge; seine Höflichkeit war die größte Güte, seine Haltung und Art hausväterlich, für den Fremden gern rücksichtsvoll, aber für sich selber dabei möglichst ungezwungen.

Auch der Eifer, in welchen der Reiz des Besprochenen ihn öfters brachte, veränderte doch jene Grundstimmung niemals, nirgends trat Schärfe hervor, nirgend ein Vorstellenwollen, nirgends lauerndes Beobachten und Spähen, überall Milde, überall freies Walten seiner nicht scharfumgränzten Natur, überall offne Bahn für ihn, und hundert Uebergänge aus einer in die andre, mit völlig unbekümmertem Darstellen seiner selbst. Erst lobte er alles, was von neuern Erscheinungen zur Sprache kam, und wenn wir dann etwas näher in die Sache kamen, war dann alsbald doch Tadel die Hülle und die Fülle. So über Adam Müllers Vorlesungen, über Friedrich Schlegel, über Tieck, und Andere. Er meinte, die deutschen Schriftsteller müßten sich immer nur an das Volk, nicht an die vornehmen Stände halten, wo schon alles verdorben und verloren sei; und hatte doch eben Adam Müllern gerühmt, daß der es verstehe, ein gründliches Wort an gebildete Weltleute zu bringen. Er ist überzeugt, daß aus dem Aufschlusse der indischen Welt für uns nichts zu gewinnen sei, als zu den vielen Dichtungsgärten, die wir schon haben, noch einer mehr, aber keine Ausbeute von Ideen; und doch lobte er einige Minuten vorher Friedrich Schlegels Bemühungen mit dem Sanskrit, als müsse ein neues Heil daraus hervorgehen. Er hatte es nicht hehl, daß ein rechter Christ ihm jetzt nur als ein protestantischer denkbar sei, daß ihm eine wahre Verkehrtheit dünke, wenn ein Protestant jetzt katholisch werde, und mit dieser Ansicht hatte sich kurz vorher doch die größte Hoffnung vertragen, daß der katholische Geist in Friedrich Schlegel mit dem indischen vereint viel Gutes wirken werde! Von Schleiermacher sprach er achtungsvoll, meinte aber doch, seinen Platon könne er nicht recht genießen, und in Jacobi's und Herder's Seelenschwunge glaubte er viel mehr von jenem göttlichen alten Weisen zu spüren, als in allem gelehrten Scharfsinne Schleiermachers, was ich freilich nicht ohne starken Widerspruch

durchlaſſen wollte. Fichte, von deſſen Reden an die deutſche Nation, gehalten in Berlin unter dem Geräuſch franzöſiſcher Trommeln, ich ihm viel erzählte, war und blieb ihm unheimlich; die Entſchiedenheit dieſer Kraft ängſtigte ihn, und er ſagte, er könne dieſen Autor nur noch gymnaſtiſch leſen, mit dem Inhalte ſeiner Philoſophie habe er nichts mehr zu thun.

Jean Paul wurde hinausgerufen, und ich blieb eine Weile mit ſeiner Frau allein. Auch dieſer wußte ich von ihrer Vaterſtadt Berlin mancherlei zu erzählen, und ihre Theilnahme für dortige Verhältniſſe und Perſonen hatte nach allem, was ſie ſchon mit angehört, noch eine große Nachleſe zu halten. Die Frau gefiel mir ungemein; ſanft, fein, ſittig, verband ſie mit dem ſchönſten Eindruck der Häuslichkeit zugleich höhere Geſellſchaftsgaben und freiere Welteinſicht, als Jean Paul zu haben ſchien. Sie wollte ſich aber dem trefflichen Mann auch in dieſer Beziehung gern unterordnen. Aus allem ging hervor, daß beide Gatten ein recht glückliches Leben zuſammen führten. Ihre drei Kinder ſind ſchöne, liebliche, friſche Geſchöpfe. Ein Knabe, Max, von fünf Jahren, iſt der Liebling des Vaters, der einen künftigen Kriegshelden in ihm ſieht; in der That iſt er ganz Kraft und Muth, und auch von Körper ausgezeichnet, ich fühlte die ſtarken Knochen und Sehnen ſeiner kleinen Arme mit Erſtaunen. Zwei Mädchen, Emma und Ottilie, älter und jünger als der Knabe, ſahen ſehr lieblich aus, und zeigten, bei ſchon merkbarer Verſchiedenheit der Anlagen, das gemeinſame Gute der Eltern unzweifelhaft. Alle drei ſind völlig unbefangen, ganz frei und ganz kindlich, weniger zum Guten erzogen, als darin aufgewachſen. Ich hatte recht herzliche Freude an ihnen, und ſie riefen mir andre liebe Kinder in's Gedächtniß, mit denen ich noch kürzlich zuſammen war! Als der Vater wieder eintrat, war es ziemlich ſpät geworden, ich wollte weggehen, wurde aber nur entlaſſen, um meinen Reiſegefährten zu benachrichtigen, daß ich nicht mit

ihm eſſen würde; Forſcher zu Jean Pauls Mittagstiſche mitzubringen, wie ich aufgefordert war, durfte ich nicht hoffen.

Fortwährend geſprächig und äußerſt gutgelaunt verbreitete ſich Jean Paul über die mannigfachſten Gegenſtände. Ich brachte ihm unter andern auch einen Gruß von Rahel Levin und die beſcheidene Frage, ob er ſich ihrer noch erinnere? Sein Geſicht ſtrahlte von vergnügter Heiterkeit: „Wie könnte man ein ſolches Weſen je vergeſſen?“ rief er lebhaft aus; „Das iſt eine in ihrer Art einzige Perſon, ich bin ihr von Herzen gut geweſen, und werde es noch täglich mehr, denn der Eindruck von ihr wächſt mit allem, was ſonſt in mir an Sinn und Verſtändniß zunimmt; ſie iſt die einzige Frau, bei der ich ächten Humor gefunden, die einzige humoriſtiſche Frau!“ (Jean Paul dachte wohl nicht an Frau von Sévigné, oder war nicht darauf gekommen, ihrer Eigenthümlichkeit den rechten Namen zu geben; denn was die Franzoſen an ihr ſo ſehr als Natürlichkeit preiſen, iſt in den meiſten Fällen grade das, was wir Humor nennen.) Nun ging er in großes Lob einzelner Eigenſchaften ein. Als ich dieſes Lob unterbrach, und ihn verſicherte, aller Verſtand, Klugheit und Witz, die er von Rahel rühme, ſeien in meinen Augen doch viel geringer, als die Innigkeit und Güte ihres Gemüths, wunderte er ſich nicht, ſondern glaubte mir dies gern, und wiederholte nur, jene ſeien aber ungeheuer groß. Er rühmte ſich zweier Briefe von Rahel, und ſagte, der eine aus Paris ſei mehr als zehn Reiſebeſchreibungen werth, ſo habe noch nie jemand die Franzoſen und die franzöſiſche Welt auf den erſten Blick eingeſehen und karakteriſirt; was das für Augen wären, die ſo ſcharf und klar gſtich die ganze Wahrheit, und nur die Wahrheit, ſähen! Als ich ihm ſagte, wie viele Briefe ich von ihr beſäße, nicht an mich geſchriebene, ſondern mir geſchenkte, wurde er ganz neidiſch; wenn ich in derſelben Stadt mit ihm wohnte, ſagte er, ſo müßte ich ihm wenigſtens zwei Worte aus jedem Briefe

mittheilen; das sei ein ungeheurer Schatz, ein einziger; Rahel schreibe vortrefflich, es sei aber nothwendig, daß sie an jemand schreibe, ein persönlicher Anreiz müsse bei ihr alles hervorlocken, mit Vorsatz ein Buch zu schreiben werde sie wohl nie im Stande sein. „Ich bin jetzt fähiger, fuhr er fort, sie zu verstehen, als damals in Berlin; ich möchte sie jetzt wiedersehen! je öfter mir von den Bemerkungen und Aussprüchen, die sie nur so hin zu sagen pflegte, etwas wieder einfällt, je mehr staune ich! Sie ist eine Künstlerin, sie hebt eine ganz neue Sphäre an, sie ist ein Ausnahmswesen, mit dem gewöhnlichen Leben in Krieg, oder weit darüber hinaus; — und so muß sie denn auch unverheirathet bleiben!" Er pries mich glücklich, eine solche Freundin zu haben, und fragte mich, gleichsam prüfend und meinen Werth messend, wodurch ich, noch so jung, mir das verdient habe? Ich gewann sichtbar in seinen Augen durch diese Beziehung. Als ich am Abend dies alles Harschern wiedererzählte, war auch dieser ganz benommen von der Macht solcher Aeußerungen, denen er sich doch nur gezwungen beugte, denn wo er die Anerkennung nicht selbst aufgebracht, wo er ihr nur zustimmen mußte, war sie ihm jedesmal schwer und fast peinlich.

Montag, den 24. Oktober. Der empfangenen Einladung zufolge, stellte ich mich heute Nachmittag früh genug bei Jean Paul ein. Harscher behauptete, nothwendig Briefe schreiben zu müssen, und blieb unwegsam im Wirthshause. Jean Paul war eben von einem Spaziergange heimgekehrt, die Frau mit dem einen Kinde noch nicht zu Hause. Wir kamen auf seine Schriften, diese bei den meisten Autoren so bedenkliche Saite, welche der eine gar nicht berührt wissen will, der andre immerfort will klingen hören. Er war dabei so liebenswürdig, wie ich nie erwartet, frei, unbefangen und gründlich in seinem ganzen Wesen. Der Anlaß dieses Gespräches war der neuste Cotta'sche Damenkalender, worin Goethe's „pilgernde Thörin"

und Jean Pauls „Traum einer Wahnwitzigen" stehen. Es war noch kein Exemplar nach Baireuth gekommen, ich aber brachte von Dresden her eines mit, Jean Paul wünschte es zu behalten, und wies mir in Tübingen bei Cotta den Ersatz an. Solche Phantasieen, sagte er, wie jener Traum eine sei, könne er immerfort schreiben, die Stimmung dazu, wenn er nur gesund sei, habe er ganz willkürlich in seiner Gewalt, er setze sich an's Klavier, phantasiere da auf das wildeste, überlasse sich ganz dem augenblicklichen Gefühl, und schreibe dabei seine Bilder hin, freilich wohl nach einer gewissen vorbedachten Richtung, aber doch so frei, daß diese selbst oft verändert würde. Ganz eben solcher Stimmung folge er, fügte er hinzu, wenn er den Leibgeber oder Schoppe in der höchsten Begeisterung reden lasse, diese Figur sei dann ganz er selber. Noch erfüllt von den Bildern jenes Traumes, von der Riesenhaftigkeit der Gedanken, die hier hin und her geworfen werden, und die zu den größten und gehaltvollsten aller Mährchenpoesie gehören, mußte ich nur um so mehr erstaunen, als ich die unerschöpfliche Fruchtbarkeit vernahm, mit welcher dem Dichter diese Gebilde zuwachsen. Er hatte sich in dieser Art einmal vorgenommen, eine „Hölle" zu schreiben, die kein Mensch sollte aushalten können, und vieles davon ist wirklich fertig, jedoch nicht für den Druck bestimmt. Ich fragte nach den „Flegeljahren," und hörte zu meiner größten Freude, daß er sie ganz gewiß fortsetzen wird; er betrachtet sie wie sein bestes Werk, worin er recht eigentlich wohne, da sei ihm alles heimisch und behaglich, wie eine freundliche Stube, ein bequemes Sopha, und vertraute fröhliche Gesellschaft. Auch ist er überzeugt, seine eigenthümlichste und wahrste Richtung in diesem Buche beselgt, seine wahre Art gewiß darin getroffen zu haben, andre seiner Bücher, meinte er, könnte er mit seinem Talent gemacht haben, in den Flegeljahren aber habe sein Talent ihn selbst ergriffen, auch seien Vult und Walt nur die beiden

entgegengesetzten und doch verwandten Personen, aus deren Vereinigung er bestehe.

Wir sprachen noch vielerlei über Schriften und deren Abfassung, deren Triebwerke und Hülfsmittel. Dabei kamen wir denn auch auf das Darstellen von Gegenden und Landschaften. Jean Paul ist darin ein großer Meister; kein Wunder, da er von je mit der Natur gelebt, in seinen früheren Jahren oft halbe Tage im Freien zugebracht, Wolken und Luft, Land und Wasser, ja jede Blattwindung und Halmstellung, liebevoll beobachtet, das Größte wie das Kleinste, und zu seiner Erinnerung immer alles aufgeschrieben, so viel dies nur möglich war. Er erschrak ordentlich, als ich es wagte, Goethe'n als weniger geschickt in dieser Parthie zu bezeichnen, und erinnerte sogleich an zwei im „Werther" beschriebene Gegenden und Landschaften, denen in der That die Meisterhaftigkeit nicht abzusprechen ist. Wie aber die Sache anzugreifen sei, welche technische Vortheile es dafür gebe, darüber stritten wir eine Weile. Endlich sagte Jean Paul sehr sinnvoll, um eine Gegend dichterisch aufzufassen, dürfe der Dichter nicht bei ihr anfangen, sondern er müsse die Brust eines Menschen zur camera obscura machen, und in dieser die Gegend anschauen, dann werde sie gewiß von lebendiger Wirkung sein; nichts aber sei todter, als wenn der sich neugierig umsehende Reisende nur den sinnlichen Stoff als solchen erzähle und beschreibe. Jean Paul verlangte, der Dichter solle auch wirkliche Gegenden doch immer nur aus der Phantasie beschreiben, die allein könne das Richtige und Wahre liefern. So habe er selber schweizerische und italiänische Gegenden, letztere z. B. im „Titan," sehr richtig — wenigstens die bewährtesten Kenner sagten es — geschildert, ohne sie je gesehen zu haben, und auch in Nürnberg, dessen Oertlichkeit in den „Palingenesien" bis zum kleinsten Einzelnen vorkomme, sei er erst lange nachher, und auch da nur auf einen halben Vormittag, gewesen. Mir schien eine tiefe Wahrheit

ist dieser Paraderie zu liegen, der doch nicht unbedingt beizustimmen war; gilt für das Bild ein anderes Gesetz, als Messen und Aufzählen, so muß doch die Phantasie, um Bilder einer bestimmten Wirklichkeit hervorzurufen, wenigstens ähnliche Bestandtheile stets als Gleichniß bereit haben. —

Das Gespräch wandte sich auf die öffentlichen Angelegenheiten, auf den Zustand von Deutschland, auf die Machtherrschaft der Franzosen. Mir sind die politischen müssigen Verhandlungen sehr zuwider, es kommt wenig dabei heraus, man tappt im Finstern, und alles ist meistentheils ganz anders, als man die Sachen gewöhnlich im ersten Augenblick wissen kann und behaupten will. Aber entzückend war es mir, Jean Paul bei solchem Anlasse die reinsten vaterländischen Gesinnungen aussprechen zu hören, und um dieser Felseninseln willen durchschwamm ich freudig das leere Gefluth unsichrer Nachrichten und schwankender Vermuthungen, das um jene her wogte. Was Jean Paul sagte, war tief, verständig, herzlich, tapfer, deutsch bis in die kleinste Faser hinein; kurz, tausendmal besser als seine „Friedenspredigt", über die wir uns in Berlin geärgert hatten. Ich konnte ihm vielerlei erzählen, von Napoleon, den er nur aus Bildnissen kannte, von Johannes von Müller, über dessen Katastrophe und Karakter er begierig Aufschluß wünschte, von Fichte, dem er jetzt gezwungen seine höchste Bewunderung widmete, von dem Marquez de la Romana und seinen Spaniern, die ich in Hamburg gesehen hatte. Jean Paul zweifelte keinen Augenblick, daß die Deutschen einst gleich den Spaniern sich erheben, daß die Preußen ihre Schmach rächen und das Vaterland befreien würden; er hoffte, sein Sohn werde es erleben, und wollte es nicht läugnen, daß er ihn zum Soldaten erziehe. Meine Mittheilungen und Ansichten konnten sein Vertrauen nur bestärken; ich brachte ihm Zeugnisse in Menge, wie hohl und schwach die Macht Napoleons in sich selber sei, wie tief und stark die Gesinnung, die ihm entgegen-

ſtehe. In dieſe abgelegene Provinz waren viele Thatſachen noch gar nicht hingedrungen, eine Menge von Bezügen waren hier ganz neu. Jean Paul hörte mir begierig zu, und barg ſein Entzücken nicht, als ich ihm mehrere Strophen der Ode von Stägemann gegen Napoleon herſagte, wobei er doch ſorgſam warnte, dergleichen nur vorſichtig mitzutheilen und nicht ſchriftlich bei mir zu führen, und allerdings mußte ich zugeben, daß man um weniger ſchon hier Freiheit und Leben verlieren könne. Aber bald vergaß er ſelbſt ſeiner Warnung, und wollte eine Abſchrift haben. Nun drückten wir uns erſt recht als gleichgeſinnte Freunde die Hände, und tauſchten rückhaltlos unſre Meinungen aus. Die Spanier machten den freudigen Refrain zu allem, auf ſie kamen wir immer zurück.

Die Erwähnung der Reden Fichte's brachte uns auf das Erziehungsweſen, für den Verfaſſer der „Levana" natürlich ein ſehr ergiebiger Gegenſtand. Er billigte faſt alles, was ich ihm als Ergebniß meiner Erfahrungen hierüber vortrug, und ſchloß endlich mit dem Satz, daß man nur ſeine eignen Kinder, aber keine fremden, erziehen könne. Dieſes Erziehen der eignen Kinder nun, ich muß es ſagen, leiſtet er auf die vortrefflichſte Weiſe, ich habe es in dieſen zwei Tagen ſo gut erkannt, als ob es hundert geweſen wären. Die Kinder ſind glücklich, gedeihen in zarter Liebe und geſunder Stärke, entwickeln ſich nach eigner Art, und für dieſe Eigenheit hat Jean Paul das leiſeſte Gefühl, die ſorgſamſte Acht und Leitung.

Nürnberg, Donnerſtag den 27. Oktober. Ich habe noch einiges von meinem letzten Abend in Baireuth bei Jean Paul nachzuholen. — Die Frau war nach Hauſe gekommen, und nahm an dem letztern Geſpräche einigen Theil, entfernte ſich aber bald wieder in häuslichen Geſchäften. Die zwei jüngſten Kinder waren eingeſchlafen. Ich wollte den lieben Kindern gern ein Andenken von mir zurücklaſſen, ſetzte mich daher zum Tiſch, und begann einige Bildchen für ſie auszuſchneiden. Als

Jean Paul dieſe kleine Bilderwelt aus Papier ziemlich ſchnell vor ſeinen Augen entſtehen ſah, wurde er ſelber von Kindergefühlen ergriffen, mit vergnügter Lebhaftigkeit rief er ſeine Frau herbei, weckte die beiden Kinder auf, das dritte hatte ſich ſchon an mich geſchmiegt, und nun ſollte ich umſtändlich von allem Rechenſchaft geben. Meine kleinen Arbeiten wurden von den Kindern mit Jubel aufgenommen, ſie behaupteten, ich ſei das Chriſtkindchen, das ihnen Geſchenke bringe, und auf die Bemerkung, ich ſei aber doch ſchon ſo groß, blieb der Knabe dabei, nun ja, ich ſei ein großes Chriſtkindchen, welches Wort den Vater ungemein freute, ſo daß es mir erſt hiedurch auffiel. In ſolchen Geſprächen und Beſchäftigungen ging ein guter Theil des Abends hin, ich fühlte mich ganz beglückt in der Mitte dieſer ſchönen, reinen Familie, die ſo herzlich gegen mich war, und mich ſchon keine Fremdheit mehr empfinden ließ.

Ich blieb zum Abendeſſen, gegen meinen Vorſatz, denn ich hatte Harſchern verſprochen, nicht ſpät wiederzukommen, da wir am andern Morgen früh abreiſen wollten. Die Frau war überaus gütig, Jean Paul ſo traulich und aufgeweckt, daß ich dem beiderſeitigen Zureden nicht widerſtehen konnte. Bei dem artigen und ſchon ſüddeutſch reichlichen Mahle herrſchte die beſte Laune. Unter andern gab uns der Vorfall ſehr zu lachen, daß mir Jean Paul eine Empfehlung nach Stuttgart an einen ſeiner — wie er ſagte — herzlichſten Freunde geben wollte, es aber unterlaſſen mußte, weil er ſich durchaus nicht auf deſſen Namen beſinnen konnte! Von ernſthafter Art hingegen waren die Geſpräche über Tieck, Friedrich und Wilhelm Schlegel, Bernhardi, Schütz, mit Einem Wort, über die ſogenannte romantiſche Schule. Jean Paul hatte dieſelbe in ſeiner „Vorſchule zur Aeſthetik" gleichſam anerkannt, allein aus bloßer Achtung für Talent und Geiſt; gegen den eigentlichen Kern jenes ganzen Zuſammenhangs hegte er fortwährend

das tiefſte Widerſtreben. Beſonders gegen Tieck war ſeine Stimmung jetzt von manchen Seiten ſehr aufgebracht. Er behauptete, Tieck habe eine ganze Gattung ſeines Komiſchen von Bernhardi entlehnt, wie man deutlich aus den „Bambocciaden" ſehe, einen andern Theil habe er ſeinen, Jean Pauls, Schriften nachgebildet, wie er ihm ſelber einſt eingeſtanden; dann habe er viel von Shakespear angenommen; ſein Ernſthaftes und Rührendes aber ſei theils aus alten Volksbüchern, theils — wie die ſchönſten Anklänge der „Genovefa" — aus dem Mahler Müller geſchöpft; die Kunſtempfindſamkeit in den „Phantaſieen" und im „Sternbald" kam auf Rechnung Wackenroder's, und die äußerſt komiſche Erzählung vom Schneider Tunelli ſollte faſt wörtlich aus einem alten Buche wiederabgedruckt ſein. So kam es über Tieck hier faſt zu einem ähnlichen concursus creditorum, wie die Schlegel im Athenäum muthwillig einen über Wieland eröffnet hatten. Allein ich mußte mich dieſem doch ſehr ungerechten und übereilten Verfahren entgegenſetzen. Die Anklage wegen der Benutzung der Genovefa des Mahler Müller ſei, konnte ich mit Grund behaupten, von Tieck ſchon längſt ſiegreich zurückgewieſen. Die Bambocciaden, ſo wußte ich von Bernhardi ſelbſt, gingen zwar unter deſſen Namen, rührten aber dem beſſeren Theile nach von Tieck her. Die Nachbildung alter Stoffe, wandt' ich ferner ein, ſei von jeher den Dichtern erlaubt geweſen; ſie habe nie zum Vorwurfe gereichen können, ſobald eine neue Schöpfung dabei Statt finde, das letztere ſei aber bei der Genovefa, dem Oktavianus und vielen andern, ganz unläugbar. Schließlich konnte ich Bernhardi's Wort anführen, der in den Zeiten feindlicher Spannung einſt mit edler Aufrichtigkeit mir das Bekenntniß abgelegt, er möge es bedenken wie er wolle, er möge ſich fragen her und hin, immer bleibe er von der tiefen Wahrheit durchdrungen, immer trete ihm neu die Ueberzeugung auf, daß von allen An-

führern der romantiſchen Schule doch nur Tieck der wahrhaft geniale und der ſei, von dem man ſagen könne, er trage die Gottheit im Buſen! Jean Paul wurde nachſinnend, es vergegenwärtigten ſich ihm die Vorzüge, ſein Herz neigte ſich ohnehin lieber zum Anerkennen und Bewundern, und ſo geſchah es bald, wie mir ſchon geſtern mehrmals begegnet war, daß er bei ganz andern Ergebniſſen anlangte, als der Beginn hatte erwarten laſſen; die Mißſtimmung mit allen ihren Gründen und Antrieben verſchwand, und Tieck blieb uns ein Dichter, ein hoher und trefflicher! —

Dieſe Biegſamkeit in Jean Pauls Urtheilen, dieſe Eingeſchloſſenheit in beſtimmte Gedankenzüge, dieſe kleinen Scheuleder an den Seiten, die ihn nur ſeine grade Straße vor ſich hinſehen laſſen, dieſe augenblickliche Beſchränkung und Einſeitigkeit, alles dies hängt unſtreitig mit ſeinen beſten Eigenſchaften zuſammen, und rührte mich als eine liebenswürdige Schwäche, die auch ſeinem Weſen weniger ſchädlich iſt, als ſie es einem andern wäre, das ſich mehr in eingreifendem Handeln und ſcharfem perſönlichen Vertreten gefiele. Jean Paul's Ungerechtigkeit iſt nur eine in ihm, nicht in der Welt, ſie überſchreitet das ſtille Gehege ſeiner Privatgedanken nicht. Und die Rückkehr zur Freundlichkeit und Güte wiegt hundertmal die kurze Abwendung auf.

Ich lernte Jean Paul aus dieſen Geſprächen mehr kennen, als die Perſonen, die er beſprach. Es iſt ein reiner, edler Menſch, kein Falſch und kein Schmutz iſt in ſeinem Leben, er iſt ganz wie er ſchreibt, liebevoll, innig, ſtark und brav. Auch an perſönlicher Tapferkeit fehlt es ihm gewiß nicht, und käme die Gelegenheit, ſo würde er, ich traue es ihm zu, mit dem Degen ſchneller bei der Hand ſein, als mancher Andre.

Als ich mir den trefflichen Mann in ſeinem Werthe ſo betrachtete und erwog, ſchlug mir plötzlich das Gewiſſen. Ich mußte an unſern Doppelroman, die „Verſuche und Hinder-

niſſe", gedenken, und an die komiſche Figur, welche Jean Paul unter dieſem ſeinem Namen und in ſeiner eigenſten Manier darin ſpielt. Zwar hatte ich grade an dieſer Figur den wenigſten Antheil, ſie war, ihren beſten und eindringendſten Zügen nach, das Werk von Neumann, aber an dem Ganzen war ich doch mitſchuldig, und es kam mir wie eine Treuloſigkeit vor, von Jean Paul jetzt zu ſcheiden, ohne ihm den Frevel zu bekennen. Ich erzählte ihm alſo die Entſtehung des Buches, den ungefähren Inhalt, und daß und wie neben Johannes von Müller und Johann Heinrich Voß auch er ſelber darin vorkomme. Er hörte mich ganz gelaſſen an, freute ſich des Scherzes, den er als gut und gelungen anzuerkennen beſſte, und rechnete mir es beſonders an, daß ich den Drang gefühlt, ihm davon zu ſprechen. Er verſtand vollkommen, wie es gemeint war, und begriff die Stimmung, die uns verleiten gekonnt, gerade unſre gefeierten Helden mit dergleichen Muthwillen anzugreifen; er wiſſe recht gut, ſagte er, daß die Soldaten Cäſars, die bei deſſen Triumphzuge die bekannten Spottlieder ſangen, darum doch die tapferſten und treuſten blieben, auf die jener ſich in Gefahr und Kampf am ſicherſten verlaſſen konnte. „Alles, alles aber, rief er aus, kommt darauf an, daß die Sache wirklich gelungen iſt! Das Aeſthetiſche muß euch retten, iſt das nicht gut, dann habt ihr auch das Moraliſche zu verantworten; kann ich jenem aber Beifall geben, ſo nehm' ich dieſes auf mich!" Es gefiel ihm nicht übel, daß auch wir uns ſelber, wie ich ihm erzählte, in dem Buche nicht geſchont, ſondern zu ſtarken Zerrbildern verarbeitet hätten. „So iſt die Jugend, ſagte er lachend, gilt es einen durch den Regen zu jagen, ſo ſcheut ſie ſelber die Traufe nicht! Doch wenn die Wirthe denn miteſſen, werden die Gäſte ja wohl auch das Vorgeſetzte noch hinunterbringen!" Von Müller und Voß meinte er, ſie würden ſich doch ſehr ärgern, die verſtänden nicht ſo Spaß, wie er. Indeß empfand auch er einigen Schreck

und Entrüstung, als er vernahm, daß wir Goethe'n zu necken gewagt, und auch die Figur Wilhelm Meisters frevelhaft mißbraucht hätten. „Kinder, was habt ihr da gethan! sagte er bedenklich, das hättet ihr unterlassen sollen! Goethe ist ein geweihtes Haupt, der steht anders, als alle Uebrigen. Den geb' ich weniger preis, als mich selbst!" Ich hatte in meinem Bericht die Farben eher zu stark als zu schwach aufgetragen, und freute mich schon, daß Jean Paul das Buch wenigstens nicht schlimmer finden würde, als er es sich jetzt vorgestellt. Wegen Goethe's suchte ich ihn wieder etwas zu beruhigen. Von diesem sprachen wir nun noch eine Weile, und Jean Paul mit steigender Bewunderung, ja mit einem Schauder von Ehrerbietung. —

Das herrlichste Obst war zum Nachtisch aufgetragen. Plötzlich erhob sich Jean Paul, gab mir die Hand, und sagte: „Verzeihen Sie, ich gehe zu Bett! Da es aber noch sehr früh ist, so bleiben Sie in Gottesnamen noch hier und plaudern mit meiner Frau, es wird noch mancherlei vorzubringen sein, was ich nicht aufkommen ließ. Ich bin ein Spießbürger, die Stunde ist da, wo ich schlafen muß!" Er nahm ein Licht, und sagte gutnacht. Wir schieden in großer Herzlichkeit, und in dem beiderseitigen Wunsche, daß ich künftig einmal längere Zeit in Baireuth verweilen möchte. —

Noch eine ganze Weile blieb ich mit der trefflichen Gattin in lebhaftem Gespräch, dessen Gegenstand meist Jean Paul selbst war, dann auch mancherlei mir bekannte Verhältnisse, denen sie einen nahen Antheil widmete. Ich kam spät in unser Wirthhaus, und fand Harscher schon eingeschlafen, merkte noch eilig in meine Schreibtafel die wichtigsten Züge dieses Abends an, und als wir am andern Tage wieder unterwegs waren, fehlte mir für meinen Begleiter die unerschöpflichste und willkommenste Unterhaltung nicht, indem ich ausführlich schilderte und besprach, was alles er versäumt hatte! —

Während ich in Tübingen war, kam der sogenannte Doppelroman wirklich an das Tageslicht. Neumann und ich waren doch nicht ohne Besorgniß, wie Jean Paul die Sache aufgenommen habe. Jedoch gelangte zu uns darüber keine Kunde. Das Buch, wiewohl erschienen, und hin und wieder angekündigt, fand noch lange Zeit keinen Weg in Jean Pauls Hände. Noch am 20. März 1809 richtete er nach Tübingen folgendes Blatt an mich: „Ihre Scheeren-Plastik macht nicht bloß meinen Kindern, sondern auch meinen Freunden und mir große Freude; nur dauert mich bei dieser Zeichnungs- oder Bildungs-Kraft zweierlei; — erstlich, daß sie nicht zu ordentlichen künstlerischen Zwecken sich einlenkt, — und zweitens Ihre Augen. Doch letztere noch bei ihrer feinen, kleinen Handschrift. Haben Sie denn so viel Augen als Argus, daß Sie nach ein Paar weniger nicht fragen? — Sie sind der größte Augenverschwender, da Sie sogar fremde mitverschleudern. In unserm illitterarischen Baireuth kann ich Ihren Roman nicht bekommen, wenn Sie mir ihn nicht schicken. Ist er gut, so hat meine Persönlichkeit keinen Einfluß auf meine Unpartheilichkeit. Ich wünschte ihn sehr. Grüßen Sie Demoiselle Levin, mich könnte sie am besten grüßen lassen durch ein Schock voller Bogen. Leben Sie wohl! Ihr Jean Paul Fr. Richter."

Dieses Briefchen aber traf mich nicht mehr in Tübingen, sondern irrte in der Welt umher, nach Hamburg, Berlin, Oesterreich und Ungarn, und kam erst nach Verlauf eines Jahres, im März 1810, zu Prag in meine Hand. Die Welt hatte unterdessen einen neuen Umschwung erlitten, auch mein persönliches Geschick entscheidende Wendungen erfahren. Nicht jedes frühere Wort war zu behaupten, nicht jede Anknüpfung fortzusetzen, Verhältnisse und Richtungen hatten gewechselt. Ich mochte das meinem Sinne schon ferngerückte Buch an Jean Paul nicht mehr schicken, auch wäre mir in Prag dergleichen noch schwerer aufzutreiben gewesen, als ihm in Baireuth.

reuth. Doch unterließ ich nicht, ihm zu antworten, schon um zu bemerken, daß sein Brief grade ein Jahr gebraucht, um von Baireuth nach Prag zu kommen, und dann des sonderbaren Zusammentreffens wegen, daß ich eben Jean Paul's neustes Buch, des Doktor „Katzenbergers Badereise", gelesen, dann mich selber auf einer Badereise mit dem Fürsten Ferdinand Kinsky und dessen Aerzte, einem zu meinem Erstaunen wirklich so heißenden Doktor Katzenberger, nach dem Kinsky'schen Badeorte Mscheno befunden hatte, und beim Absteigen vom Wagen den Brief Jean Paul's von vorigem Jahre eingehändigt erhielt. Dies alles dünkte mich so Jean Paul'sch, daß ich es ihm sagen zu müssen glaubte. Hiemit brach der Verkehr ab; neue Reisen und Veränderungen lenkten mich nicht zu ihm. Ich habe ihn leider nicht wiedergesehen. Auch Neumann sah ihn nie. Wir haben nicht erfahren, was er von seinem keck verzerrten, aber dabei meisterhaft ähnlichen Bilde geurtheilt hat, ob er sich daran mit heitrer Ueberlegenheit ergötzt, oder mit doch reizbarer Empfindlichkeit geärgert. Auch gegen einige unsrer Freunde, welche später mit ihm in engere Verbindung kamen, hat er nie ein Wort über die „Versuche und Hindernisse" geäußert, vielleicht ist ihm das Buch selbst nie vorgekommen! Nicht zum ersten- noch letztenmal wäre das Druckenlassen einem geheimen Niederlegen und Verwahren gleich gewesen, wo der öffentlich verborgne Gegenstand auf diese Weise am besten gegen alles Gefunden- und Erkanntwerden gesichert ist! —

Die Gesammtausgabe der Kantischen Schriften.

Von

Karl Rosenkranz.

In der Literatur überliefern die geringeren Geister nur ihren Namen; sie werden der Ballast der Gelehrsamkeit. Andere überliefern mit ihrem Namen auch den eines Buchs oder vielmehr des Buchs, wodurch es ihnen gelang, sich bemerklich zu machen. Noch andere überliefern nicht blos den Namen einer Schrift, sondern auch diese selbst. So viel Zufall unstreitig bei der Erhaltung von Schriften mitunterläuft, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß die dem Inhalt nach wichtigere Schrift auch äußerlich vor der unbedeutenderen einer größeren Ausdehnung ihrer Wirksamkeit, also auch einer größeren Vervielfältigung sich erfreut und dadurch den späteren Geschlechtern sich leichter erhält. Die Bücher, zu welchen die Antiquare in den Auctionskatalogen die ankörnende Notiz fügen, daß sie libri rarissimi seien, sind darum noch nicht lesenswerth. Die Seltenheiten der Bibliophilen und Bibliomanen machen die Capricen der Literatur, nicht ihren humanistischen Werth aus.

Große Geiſter überliefern nicht blos ihren Namen oder mit ihm eines ihrer Werke, ſondern ihre Werke, wenn auch nicht vollſtändig, ſo doch diejenigen, welche die unſterblichen Wendepunkte der Literatur enthalten. Gott iſt nicht blos ein Gott der Schlachten und Friedensſchlüſſe, der Eroberungen und Handelsverbindungen, ſondern auch der Kunſt und Wiſſenſchaft.

Bei ſolchen Geiſtern iſt die Anſchauung ihrer geſammten Leiſtungen etwas Nothwendiges, weil wir ihrer fortdauernden Erneuung bedürfen, uns unſere Gegenwart zu erklären und der Zukunft nicht rathlos entgegen zu gehen. Eine Geſammtausgabe ihrer Werke zwingt uns gleichſam, uns um Alles zu bekümmern, was ſie hervorgebracht haben. Wir können dann nicht, dem Zufall überlaſſen, bei dieſer oder jener Leiſtung ſtill ſtehen, ſondern werden unwillkürlich genöthigt, das einzelne Werk im Zuſammenhang mit allen übrigen zu betrachten, das eine aus allen, alle aus einem zu entwickeln. Es iſt wohl möglich, aus dem ganzen Vorrath für ſich eine beliebige Auswahl zu treffen, deren Lectüre und Studium man zu einer beſonderen Angelegenheit macht, allein man wird, indem man dies thut, beſtändig die Empfindung eines gewaltſamen Verfahrens haben und die übrigen Werke, die man zurückſetzt, die Bände der Geſammtausgabe, die man auf dem Bücherbrett beſtauben läßt, werden ſich wenigſtens mit ſtillem Vorwurf, von Dämmerung umhüllt, in das Bewußtſein um das bevorzugte Werk drängen. Und endlich ergreift uns in einer glücklichen Stunde der unwiderſtehliche Reiz, auch ſie einmal in die Hand zu nehmen, und dann erſtaunen wir, wie trefflich auch ſie beſchaffen ſind, wie viel Licht ſie auf unſere früheren Lieblinge werfen und geſtehen ein, ſie ungerecht vernachläſſigt zu haben.

Da nun unſer Leben, je reicher es wird, je mehr um den Einzelnen und in ihm die ganze Welt ſich bewegt, auch

um ſo mehr ſich zu zerſtückeln beginnt, ſo iſt der Segen ſolcher Geſammtausgaben der Werke großer Schriftſteller nicht hoch genug anzuſchlagen. Sie rufen uns zu, gleich jenen Männern, an einen Kern unſeres Daſeins zu glauben und in allen unſern Verwandlungen niemals uns ſelbſt zu verlieren; ſie ſind lebendige Zeugniſſe von der unendlichen Fülle, deren der menſchliche Geiſt fähig iſt; ſie ermuthigen uns, in unſerem Streben uns nicht ängſtlich zu beſchränken, ſondern der Mannigfaltigkeit des Lebens in allen Geſtalten uns erfreuen zu lernen.

Daß Dichter einer Geſammtausgabe ihrer Werke ſich ſchneller und gewiſſer erfreuen werden, als Philoſophen, iſt natürlich. Der Dichter iſt durch ſeine Form zugänglicher und kann von Allen geliebt und genoſſen werden. Von philoſophiſchen Werken werden Geſammtausgaben erſt dann möglich ſein, wenn die Philoſophie eine Sache der Nation und der Welt geworden, nicht blos der Schule und ihrem engen Kreiſe angehört.

Als bei den Alten die Philoſophie zur Angelegenheit des Tages wurde, als alle Καλοκἀγαθοί in den Auditorien ſich verſammelten, regte ſich auch das Bedürfniß der Sammlung aller Werke der Meiſter. Wir wiſſen, welche Mühe man ſich gab, die Platoniſchen Dialoge, die Ariſtoteliſchen Schriften, nach beſonderen Eintheilungsgründen zu ordnen.

Allein es lag in der Mangelhaftigkeit der äußeren Mittel der Alten, hierin etwas Sicheres und Vollſtändiges zu erreichen. Welche Schwierigkeiten hatte Platon, wie viel Geld koſtete es ihm, ſich manche für ihn wichtige Bücher zu verſchaffen! Wie viele Dialoge Platon's ſind zweifelhaft, und wie hart dem Zufall preisgegeben erſcheinen die unſterblichen Werke des Stagiriten in der berühmten, wenn auch, wie Ritter und Stahr wahrſcheinlich machen, übertriebenen Geſchichte ſeiner Bibliothek! Wie ſehr konnten nicht die Soſier das Fehlen einer Journalcontrolle für ihren Gewinn mißbrauchen!

Erſt der Buchdruck machte es möglich, in mäßigem Umfang, correct und wohlfeil, die geſammten Werke eines Schriftſtellers authentiſch herzuſtellen. Ariſtoteles, Cicero, Platon, wurden ſehr früh in Geſammtausgaben gedruckt. Der Benedictinerorden ließ es ſich mit lobenswerther Leidenſchaft angelegen ſein, die opera omnia berühmter Kirchenväter und Scholaſtiker zu ediren. Die Werke der Philoſophen des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts fanden die Buchdruckerei ſchon vor, haben aber doch, was ihre Sammlung anbetrifft, ein ſehr verſchiedenes Schickſal gehabt. Baco von Verulam, Carteſius, Jacob Böhme, erſchienen früh in Geſammtausgaben; die beiden erſteren, außer in ihrer Mutterſprache, auch in Lateiniſchen, oft wiederholten Ueberſetzungen. Die Werke eines Giordano Bruno waren durch die Unſtätigkeit ſeines Aufenthalts in Italien, der Schweiz, Deutſchland, Frankreich und England, zu ſehr zerſtreut, als daß man, bei der Lückenhaftigkeit und Langſamkeit des Verkehrs, ſo wie den Mängeln der damaligen Bibliothekeinrichtungen, zu einer Geſammtausgabe hätte kommen können. Erſt in unſrer Zeit hat Wagner die Italieniſchen, Ofröerer die Lateiniſchen Werke Bruno's zuſammengeſtellt. Spinoza aber hatte alle Reſultate ſeiner ſpeculativen Forſchung in die Ethik zuſammengedrängt, ſo daß man zu ſeinem Verſtändniß ſeiner übrigen kleinen Schriften nicht ſo dringend zu bedürfen ſchien. Und der berüchtigte Tractatus theologico-politicus bewegte ſich in einer ſo ganz anderen Sphäre, der hiſtoriſchen und kritiſch-exegetiſchen, daß er ein von der Ethik getrenntes literariſches Leben für ſich führte. Auch dürfen wir nicht vergeſſen, daß der Verdacht des Atheismus, mit welchem Spinoza's Schriften gravirt waren, nicht wenig einer Geſammtausgabe derſelben entgegenwirkte, wozu das ſonſtige große Intereſſe wohl einen hinlänglichen Impuls gegeben hätte. Läugneten doch z. B. die Städte Bremen, Hamburg, Amſterdam, den Druck jenes den kirchlichen

Offenbarungsbegriff mordenden Tractats in ihren Officinen als einen gotteslegnerischen Makel von sich ab! Erst in unserem Jahrhundert ist es bekanntlich dem Theologen Paulus gelungen, alle Reliquien Spinoza's in einem Moment zu sammeln, wo die sogenannte Identitätsphilosophie eine eben so große Sympathie für sie hatte, als der Rationalismus auf und außer den Kathedern. Von Leibnitz giebt es noch immer keine vollständige Sammlung, denn die so unbequeme, wenn auch fleißige von Dutens ist nicht vollständig, da die Raspesche Collection und das systema theologicum ihr fehlen. Doch wir vertiefen uns zu sehr in diese Erinnerungen. Es genüge also, zu bemerken, daß im Allgemeinen Franzosen und Engländer in Veranstaltung von Gesammtausgaben ihrer vorzüglichsten Schriftsteller, auch der philosophischen, den übrigen Völkern vorangegangen sind.

Von den Deutschen Philosophen der neueren Zeit hat nur Einer eine Gesammtausgabe noch selbst erlebt und redigirt, nämlich Jacobi. Und freilich möchte, für den Anfang, auch keiner mehr als er dazu geeignet gewesen sein, da er durch seine geistreiche Manier, durch das Reizende seiner Schreibart, durch die absichtliche Entfernung alles Demonstrativen und Methodischen, durch die Wärme seiner Empfindung, vorzugsweise dazu gemacht war, ein großes und mannigfaltiges Publikum zu fesseln. Jetzt werden von Hegel's und Krause's Werken Gesammtausgaben veranstaltet, bei beiden aus fast entgegengesetztem Grunde. Der erste hatte ein weites Publicum durch sein öffentliches Lehramt gewonnen und eine Menge Fragen in der philosophischen Literatur hervorgerufen. Der Tod unterbrach seine mündliche Mittheilung, und so mußte die Herausgabe des reichen Nachlasses unausweichliches Bedürfniß werden. Krause hat Jahre hindurch mit schwierigen äußeren Verhältnissen kämpfen müssen, bis der edle Mann, so hoch seine Gesinnung über allen Druck der Welt hinausstrebte,

haben aufgerieben wurde. Ein Verein von Freunden und Schülern, eine kleine begeisterte Gemeinde, sucht nun die Propaganda seiner obscuren Wissenschaft und die Retterin seines zerbröckelten und verkümmerten Ruhms zu werden.

Daß nun vor Hegel's Tod von den Werken Kant's, Fichte's und Schelling's bis daher keine Gesammtausgabe veranstaltet worden, hat wohl bei ihnen allen den gleichen Grund. Die Entwicklung der Speculation durch diese Männer war eine so gewaltige, die größten Anstrengungen folgten sich so schnell, die Richtungen waren, bei dem tiefsten inneren Zusammenhang, doch so verschieden, daß weder sie selbst noch das mitarbeitende, in den Strom der oceanartig anschwellenden Erkenntniß hineingerissene Publikum zu einer Pause kamen, die einen erschöpfenden Rückblick gestattete. Kant selbst, der Prototyp unserer ganzen gegenwärtigen Philosophie, eilte unaufhaltsam, mit immer gesteigerter Kraft, mit immer jugendlicher Begeisterung, bis in das höchste Alter von einem Werk zum andern. Er gewöhnte das Publicum an den siegenden Fortschritt, an die Neuheit der Ideen. — Fichte war in den Gegenständen seiner Speculation zwar nicht so mannigfaltig als Kant, aber mit der bewunderungswürdigsten Energie concentrirte er sich theils in der immer anders gewendeten Darstellung seiner Wissenschaftslehre, theils in der Liebe zum Deutschen Volk, ein Element, welches auf diese Weise, mit solcher Gluth und Heiligkeit, noch bei keinem modernen Philosophen erschienen war. — Schelling dagegen hatte wieder an der Natur und späterhin an der Kunst Objecte, die ihm und den Zeitgenossen ganz neue Sphären eröffneten. — Nun verschwand allmälig die gehaltene Schärfe und Tiefe des Fichteschen Idealismus. Die Philosophie ergoß sich vielmehr in die behagliche Breite der Realitäten, die sich sogar dem phantastischen Spiel, arabeskenartigen Compositionen überließ.

Kant gab seine Schriften heraus, wie man dies im

vorigen Jahrhundert überhaupt zu thun pflegte. Er hatte seinen Plan, schrieb sein Buch, schloß mit seinem Verleger den billigen Contract und wartete nun die Wirkung ruhig ab, wenn er auch, wie viele Gegenbemerkungen zeigen, gegen Recensionen keineswegs gleichgültig war.

Bei Fichte geht diese ruhige, harmlose Solidität schon verloren, denn er brannte vor Begierde, das Publicum zu bearbeiten. Er war nicht blos Katheder-professor, nicht blos Schriftsteller, er war Volksredner. Auf einer Tribune, wo ganz Deutschland seinen Worten hätte lauschen können, würde ihm am wohlsten gewesen sein.

Schelling theilte Fichte's Unruhe, aber ohne dessen praktische Absichtlichkeit. Von der Macht des Augenblicks entzündet, schleuderte er seine Schriften, wie Raketen, in's Blaue hinein. Und es waren auch Congreveſche darunter, welche das Fleisch der Getroffenen bis auf den Knochen wegsengten.

Selbst äußerlich ist dieser Unterschied sichtbar. Kant hat alle seine Schriften in deutschen Lettern und fast sämmtlich in groß Octav, bei Kanter, Hartknoch und Nicolovius herausgegeben. Fichte ließ seine streng philosophischen Schriften, Wissenschafts-, Rechts- und Sittenlehre mit Lateinischen Lettern, in groß Octav, die populären Darstellungen Deutsch in gewöhnlichem Octav drucken. Schelling scheint in dieser Beziehung ganz sorglos den Zufall haben walten zu lassen, so daß von seinen Büchern in Lettern und Format fast keines dem andern ähnlich ist, und beinah jedes einen anderen Verleger hat, wie denn auch im Stil eine brennende Eile, ein gewisses sich Gehenlassen, eine nicht selten zu weit getriebene Ungenirtheit, nicht zu leugnen ist, die er allerdings, wie vortreffliche Proben zeigen, wenn er sich nur etwas zusammennahm, mit seinem großen Darstellungsvermögen leicht überwinden konnte, während die Blüthe der Schönheit bei ihm außerdem zur Zufälligkeit wird.

Die Geſchichte der Philoſophie hat, mit Ausnahme der Griechiſchen von Anaxagoras bis Ariſtoteles, kein ähnliches Beiſpiel einer ſo ſchnellen Entfaltung der Speculation in ſolchen ebenbürtigen Heroen, wie Kant und Fichte, Schelling und Hegel. Mit den Freiheitskriegen trat eine andere Strömung in unſer Leben ein. Die äußere Wirklichkeit des Geiſtes, die Auseinanderſetzung der Nationalitäten, die Organiſation der Verfaſſungen, die Umgeſtaltung der induſtriellen und mercantiliſchen Verhältniſſe, die empiriſche Natur- und Kunſtforſchung ſo wie die Leidenſchaft des Reiſens, erhielten das Uebergewicht über das einſame, ſich in ſich und an ſeinem Fortſchritt ſtill genügende Denken. Hegel's Syſtem war ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts herangereift und mußte in einer ſolchen Zeit auch äußerlich Epoche machen, weil es unendlich viel zu lernen gab und, bei der Gründlichkeit ſeiner Methode, bei der Vollſtändigkeit ſeiner Syſtematik, faſt direct zum Ausbau ſeiner beſonderen Theile aufforderte. Indem es ſo eine Menge Schüler heranzog, gewährte es doch durch ſeine innere Freiheit und Weite der Individualität eines jeden hinlänglichen Spielraum. Herbart ſteht außerhalb der angedeuteten Evolution, und bildet zu ihren Phaſen die fortlaufende kritiſche Randgloſſe. Die Eigenthümlichkeit ſeines Syſtems ſcheint demſelben alle Popularität verſagt zu haben. Wie es, um die Erfahrung begreiflich zu machen, den Widerſpruch der empiriſch gegebenen Begriffe durch Berichtigung und Ergänzung zu beſeitigen ſucht, ſo iſt es ſelbſt auch hiſtoriſch der Widerſpruch aller anderen Syſteme. Herbart hat unter den Philoſophen mit ſeiner in ſich idioſynkratiſch abgeſchloſſenen Vornehmheit eine ähnliche Stellung, wie Karl Immermann unter den Dichtern: das Publicum reſpectirt ſein Genie, hat aber keinen Begriff von ihm, und kann ihn ſich nicht in Scene ſetzen. Als eine potenzirte Syntheſe des Leibnitzianismus und Kantianismus iſt er ſelbſt ein der Zeit zürnender Epigone, wie Immermann von Shake-

speare und Goethe, denen seine gewaltige Natur mit eigenthümlichem Schwung sich im Einzelnen entrafft, und denen er doch im Ganzen wieder verfällt.

Man muß behaupten, daß der eigentlich philosophische Drang der Deutschen vom siebenjährigen Kriege an bis zu den Freiheitskriegen hin stärker gewesen ist, als jetzt. Man hat von 1781, wo Kants Kritik der reinen Vernunft zum erstenmal erschien, bis 1812, wo Schelling Jacobi's unwürdige Angriffe auf die Naturphilosophie so zerschmetternd zurückwies, wo aber zugleich Hegel's Logik seiner eigenen Speculation einen noch nicht überschrittenen Markstein setzte, mehr Gedanken producirt, man hat mehr ächte philosophische Thätigkeit geübt, mehr Sinn für wahre Philosophie gehabt, als seit jener Zeit, wo man mehr aus der Erinnerung als aus dem Quell eigenster Begeisterung schöpfte, wo man frühere Systeme allerdings richtiger würdigen lernte, im Entwurf neuer aber große Schwäche verrieth und die Vorgänger nur im leeren Pomp selbstgefälliger und selbstsüchtiger Anpreisungen übertraf. Die Politik, nicht die Philosophie wurde die Tagesordnung. Daher auch in jener Geschichte ein Sieg dem andern folgte. Bei uns folgt zwar ein Buch dem andern; auch an Gefechten fehlt es nicht. Im Ganzen aber ist viel Schein und Lärm des Hochmuths darin. Auf die Länge hin wird der redliche Fleiß und die Ausdauer bescheidener Arbeit aus dieser Zeit vor dem Geräusch der Polemik die ehrenvollsten Früchte ernten. Was wir jetzt Kampf der Systeme nennen, ist bedeutungslos gegen den Streit der Naturphilosophie gegen den Kantianismus. Er muß freilich sein, aber, wie heftig und vielversprechend er auch scheine, im Innersten ist er eigentlich langweilig und glücklich die Kämpfer, welche dies Bewußtsein haben. Die Nation hat auch die richtige Empfindung, daß gerade nicht viel dabei herauskommen werde, daß es mehr eine Nothwehr der Parteien, ein Behaupten seiner Unschuld

gegen Verläumdung und böslichen Angriff als ein Erringen wahrhaft neuer Standpuncte iſt. Sie bleibt daher auch, Novellen und Zeitungen leſend, ziemlich unangefochten von Allem, was auf dem philoſophiſchen Gebiet im tieferen Hintergrunde vor ſich geht. Sie glaubt genug zu thun, wenn ſie an dem Skandal, der unter den ſtreitenden Philoſophen zuweilen ausbricht, ſich amüſirt.

Aus dem Geſagten wird uns nun erklärlich ſein, weshalb bisher der Moment zu einer Geſammtausgabe der Kantiſchen Werke noch nicht da ſein konnte. Eben ſo wenig ſoll behauptet werden, daß er etwa jetzt ſchon da ſei. Allein abgeſehen davon, daß der Wunſch darnach als einer literariſchen Ehrenſache der Nation nie entſchlummern darf, ſcheint unſere Zeit einem ſolchen Augenblick ſich um deswillen mehr zu nähern, weil das Bedürfniß nach einer vollſtändigen Ueberſicht alles Deſſen, was Kant gethan hat, immer dringender wird. Es iſt überflüſſig, zu bemerken, daß, namentlich in Verhältniß zum Hegel'ſchen Syſtem, daſſelbe Bedürfniß in Anſehung Fichte's und Schellings ſtatt findet, da beſonders der letztere nebſt ſeinen jetzigen Schülern — noch immer ſind es nur die Herren Stahl und Beckers — auf das Mein und Dein des Ideenbeſitzes ſo erpicht iſt. Wie ſchön wäre es, wenn der jüngere Fichte alle Werke ſeines Vaters in derſelben Weiſe wie den Nachlaß der Nation zum Geſchenk machen, und Schelling ſelbſt noch eine geordnete Ausgabe ſeiner Schriften veranſtalten und ihr die Ergebniſſe ſeiner letzten von Freunden coloſſal genannten Forſchungen einverleiben könnte! Alſo die hiſtoriſche Gerechtigkeit, das suum cuique tribuere, mahnt jetzt zu genauerer Kenntniß, um den abgegriffenen allgemeinen Redensarten über den Zuſammenhang jener Syſteme ein Ende zu machen.

Ferner mahnt dazu die Verpflanzung der Kantiſchen Philoſophie zu andern Völkern. Die Dänen, Schweden und

Franzoſen ſind diejenigen, welche den Gang unſerer Speculation mit lebhafter Theilnahme zu verfolgen angefangen haben. Exiſtirte nun eine Geſammtausgabe Kants — und was von ihm gilt, läßt ſich auch auf Fichte und Schelling anwenden — ſo würden ſie ſogleich die unermeßliche Ausdehnung ſeines Genies, das Gigantiſche ſeines Fleißes, die innere Verbindung ſeiner Productionen, die allmälige Entwicklung derſelben wahrnehmen können, und einer Menge einſeitiger, falſcher, dürftiger Vorſtellungen würde von vorn herein ein Ende gemacht. Auch würde mancher kleinere Aufſatz ihnen für den Anfang zugänglicher ſein. Sie würden ſich überzeugen, daß der metaphyſiſche Deutſche nicht blos transcendente Ideen nährt, ſondern in der Welt, in der Natur, im Menſchenleben, in der Geſellſchaft, gar wohl Beſcheid weiß. Die Franzoſen z. B. haben gegenwärtig von unſerer Philoſophie nur eine ſehr oberflächliche Kenntniß. Dänen, wie Oelenſchläger und Boggeſen zeigen, Norweger, wie Steffens und Peder Hjort, Schweden, wie Atterbom, Geiſer, Tegnér, Berzelius — lernen das ihrem Idiom ſo nah verwandte Deutſch mit Leichtigkeit. Den Franzoſen wird dies ſchwer und der Mißverſtand unſerer Speculation darf bei ihnen nicht Wunder nehmen. Ueberſetzungen ganzer Werke exiſtiren bei ihnen erſt wenige. Nur erſt im vorigen Jahr haben ſie eine vollſtändige Ueberſetzung der Kritik der reinen Vernunft durch Tiſſot bekommen. Die meiſten Quellen ihrer Kenntnißnahme ſind ſecundäre: eine Ueberſetzung von Buhle's Geſchichte der Philoſophie; eine von Couſin veranſtaltete Ueberſetzung des Tennemann'ſchen Handbuchs der Geſchichte der Philoſophie; kleine Schriften von Villers und Bautain; Degérando's Abriß einer vergleichenden Geſchichte der philoſophiſchen Syſteme. Jetzt hat der Baron Barchou de Penhoën ihnen ein reicheres Bild unſerer Philoſophie gegeben und Amedée Prevoſt unterrichtet ſie in der Revue du progrès social oft treuer und gründlicher von den neuſten

Vorgängen unſerer Philoſophie, als unſere heimiſchen Journale es thun, welche an Kenntniß nicht ſelten unter Heine ſtehen.

Endlich aber dringt ſich uns je länger je mehr die Ueberzeugung auf, daß, ohne Kant's Beſtrebungen in ihrer Totalität zu würdigen, auch eine durchgreifende Erkenntniß der ganzen abgelaufenen Culturperiode, des geheimen Nexus zwiſchen den Meiſtern der Kunſt und Wiſſenſchaft unmöglich wird. Von Schiller's Poeſie und äſthetiſchen Verſuchen iſt dies längſt anerkannt. Man leſe darüber die ſchöne Auseinanderſetzung, welche W. v. Humboldt ſeinem Briefwechſel mit Schiller vorangeſetzt hat. Auch von Goethe hat man einzuſehen angefangen, wie er den äußerſten Gegenſatz zu Kant — bei tiefer gegenſeitiger Ergänzung — ausmachte, ſo daß zwiſchen beide, den Sohn des freiſtädtiſchen Ariſtokraten und den Sohn des armen Riemers, die ganze Folge der zeitgenöſſiſchen Beſtrebungen fällt. Auf einander einzugehen war daher beiden Männern nicht gegeben. Nur auf die Kritik der Urtheilskraft ließ Goethe ſich ein; davon, daß Kant auf Goethe's Poeſie viel gegeben, findet ſich in ſeinen Schriften ſo wenig eine Spur, als man etwa bei Goethe eine Erwähnung Schleiermacher's oder bei dieſem eine Erinnerung an Goethe trifft. Selbſt phyſiologiſch und phyſiognomiſch war die Differenz Goethe's und Kant's eine ungeheure. Der eine groß, ſtark, breitbruſtig, ſchön, eine Zeusgeſtalt; der andere klein, mager, von ausgezeichnetem Bau der Stirn, aber mit dem Unterkiefer in's Sinnliche fallend, als hätte ſich Geiſt und Materie, wie in ſeinem Syſtem, ſo an ſeinem eigenen Kopf in zwei Regionen vertheilt. Der eine immer von der Anſchauung zum Gedanken, der andere vom Gedanken zur Anſchauung übergehend. Daher wir auch den Dichter immer in Liebeshändel verſtrickt, auf Reiſen, im vielſeitigſten Menſchenverkehr, in weitverzweigten, ſehr heterogenen Correſpondenzen, in Sammlung von Naturalien und Kunſtwerken beſchäftigt finden, während der

begeisterte Philosoph ruhig in Königsberg, die Welt wie von einer Warte überschauend, in großer Regelmäßigkeit ein begebenheitsloses Leben führte, von dem kaum wenig Anekdoten übrig geblieben sind. Nur das Andenken an seinen täglichen Spaziergang hat sich durch den Namen der Promenade erhalten, und es macht einen seltsamen Eindruck, das Wort Philosophendamm nicht blos auf den Blechschilden der anstoßenden Straßenecken zu lesen, sondern noch mehr es aus dem Munde des plattdeutschredenden Volks zu vernehmen. Und doch welche Vergleichungspuncte bieten sich wieder zwischen Goethe und Kant! Diese instinctmäßige Sicherheit der Production, diese Leichtigkeit des Schaffens, diese Universalität der Kenntnisse, diese frische Hingebung an jedes neu auftauchende Interesse, diese Humanität, Liebe zur Geselligkeit, diese Sauberkeit und Einfachheit der persönlichen Erscheinung!

Bevor wir nun den Plan zu einer Gesammtausgabe der Kantischen Schriften vorlegen, ist noch das Entmuthigende einer Thatsache für ein solches Unternehmen zu berühren. Nämlich im Sommer 1832 wurden zu Leipzig die Verlagsartikel des Herrn Nicolovius auf dessen Verlangen öffentlich versteigert. Hierbei fanden sich von einigen nach dem bekanntgemachten Verzeichniß noch eine große Anzahl Exemplare vorräthig: von der Pädagogik 1460 Exemplare, vom Streit der Facultäten 1100, von der zweiten Auflage des ewigen Friedens 680, von der Logik 210. Dies Faktum ist unerfreulich, allein nicht unerklärlich. Kants Schriften wurden immer in sehr starken Auflagen, keine unter 1500 aufgelegt, also vom Streit der Facultäten fast an zweitausend Exemplare verbreitet. Die übrigen der genannten Bücher fallen aber bereits in die Periode, wo sich die Aufmerksamkeit schon zwischen Kant und Fichte getheilt hatte und gegen die Logik und Pädagogik, weil Kant nicht selbst sie herausgab, vielleicht ein gewisses Vorurtheil vorhanden war. Gegenwärtig kann weder jene Getheiltheit

des Intereſſe's, noch dies durch den Werth der Bücher widerlegte Vorurtheil ſtatt haben. Wenn aber fernerhin von den Kantiſchen Schriften nur die Kritik der reinen Vernunft und die Anthropologie in immer gleichem Werth verblieben und, abgeſehen vom Nachdruck, immer wieder bis in die neueſte Zeit aufgelegt wurden, ſo wird dies theils durch die innere Wichtigkeit dieſer Schriften, der erſteren für die rein ſpeculative Philoſophie, der zweiten für die dem praktiſchen Geſchäftsmann zunächſt ſtehende Pſychologie, begreiflich, theils dadurch, daß die übrigen Zweige der Philoſophie, in denen Kant Bahn gebrochen, die Religionsphiloſophie, das Naturrecht, die Moral u. ſ. w., von ſeinen Anhängern weiter in das Beſondere hin ausgebildet und in mehr populariſirenden Formen dem Publicum annehmlich gemacht wurden. Je mehr nun aber dieſe ſecundären Quellen einer Erkenntniß der Kantiſchen Philoſophie, die Paraphraſen eines Kieſewetter, Jacob, Mutſchelle, Berak, Beck, Hoffbauer, in die Vergeſſenheit ſinken, nachdem ſie für ihre Zeit als Aſſimilationsorgane des Kantiſchen Syſtems ihren Dienſt geleiſtet haben, um ſo mehr tritt das urſprüngliche Leben, von dem ihre Beſeelung ausging und welches ſie oft mehr trübten als verklärten, in ſeinem reinen Glanz wieder hervor. Weit entfernt alſo, daß eine ſolche Betrachtung niederſchlagen könnte, ſoll ſie vielmehr Hoffnung einflößen, zumal es keinem Zweifel unterliegen kann, daß auch jene oben erwähnten Schriften Kants wohl noch eine größere Berückſichtigung genoſſen hätten, wenn ſie einer Geſammtausgabe incorporirt geweſen wären.

Was nun dieſe ſelbſt betrifft, ſo ließen ſich zwei Wege ihrer Behandlung denken, einmal: daß man alle Schriften nach ihrer ſtoffartigen Einheit; oder zweitens: daß man ſie nach ihrem formellen Unterſchied ſonderte. Dort würden alſo auch die kleineren Schriften den größeren nach ihrer Verwandtſchaft zugezählt werden: z. B. der Aufſatz: was heißt,

sich im Denken orientiren? den Prolegomenen zur Metaphysik; — der Versuch über die Krankheiten des Kopfes, der Anthropologie u. s. w. — Nach dieser Eintheilung dagegen würden die Kritiken, die Streitschriften, die Vorlesungen u. s. w. auseinandergehalten werden.

Jede dieser Methoden würde ihre besonderen Vortheile gewähren, allein jede würde sich nur mit großen Schwierigkeiten durchführen lassen, nicht sowohl wegen der Bedenklichkeiten, wohin manche Schriften der Materie oder Form nach zu rechnen wären, als besonders äußerer, buchhändlerischer Rücksichten halber, die bei einem so großen Unternehmen wesentlicher sind, als der Uneingeweihete glaubt. Es ist nämlich zunächst zu erwägen, daß für das ganze Publikum nicht alle Schriften ein gleiches Interesse haben, wiewohl die Gesammtausgabe mit Recht gerade von dieser Voraussetzung ausgehen muß. Der Unterschied, der hier statt findet, ist der der streng wissenschaftlichen Bildung, welche nur durch Kants größere Werke befriedigt werden kann, und der Durchschnittsintelligenz der sogenannten Gebildeten überhaupt, welche vornehmlich durch seine kleineren Schriften sich angesprochen fühlen muß. Sodann aber ist zu bedenken, daß noch sehr Viele im Besitz einer Menge Kantischer Schriften sind, die sie entweder von dem ersten oder zweiten Standpunkt aus gesammelt haben und denen Gelegenheit gegeben sein müßte, für ihr Bedürfniß nach andern Seiten hin sich zu vervollständigen.

Es müßte daher eine Ordnung vorgeschlagen werden, welche ebenso sehr die innere Zusammengehörigkeit der Schriften als die äußerlich zweckmäßige Vertheilung zu befriedigen suchte. Es könnten vielleicht folgende drei, für sich selbstständige Abtheilungen gemacht werden: speculative Schriften, vermischte Schriften und Vorlesungen.

Die speculativen Schriften könnten in folgende Reihe gestellt werden:

Zuerſt die Werke, welche ſich auf die Theorie des Erkennens beziehen, als worin die tiefſte Eigenthümlichkeit des Kantiſchen Syſtems wurzelt: die Kritik der reinen Vernunft; die Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphyſik, die als Wiſſenſchaft auftreten ſoll; die Kritik der Urtheilskraft und die feingrobe Streitſchrift gegen Eberhard über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunft durch eine ältere entbehrlich geworden ſein ſoll.

Zweitens würden die metaphyſiſchen Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft und die Anthropologie folgen; dort wird der Begriff der Natur, hier der des Menſchen im Allgemeinen betrachtet.

Drittens würden die Schriften zur praktiſchen Philoſophie einen bedeutenden Cyklus einnehmen: die Kritik der praktiſchen Vernunft, die Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten, der metaphyſiſchen Anfangsgründe der Rechts- und der Tugendlehre und die mit dem Begriff der Moral bei Kant ſo eng zuſammenhängende Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.

Als Schlußſtein und Uebergang zu der Folge der vermiſchten Schriften könnte der Streit der Facultäten in Vorſchlag gebracht werden, weil Kant in dieſem denkwürdigen Buche theils die Freiheit des wiſſenſchaftlichen Erkennens gegen pietiſtiſchen Obſcurantismus ſinnreich und kräftig vertheidigte, theils das Leben der Wiſſenſchaften und den Zuſammenhang derſelben mit der Philoſophie erörterte.

Die vermiſchten Schriften wären, um auch in ihnen die Totalität darzuſtellen, nach demſelben Schema zu ordnen, ohne jedoch einen pedantiſchen Parallelismus dabei zu fordern. Kant wußte in ſeiner Schriftſtellerei nichts von pretiöſer Zurückhaltung ſeines Urtheils, nichts von dem Ziele, ein Aeußerſtes von Vollkommenheit, etwas abſolut Erſchöpfendes zu liefern und das Ausfeilen und Ausglätten über das Gebären zu ſtellen.

Er hat daher viel kleine Aufsätze geschrieben, über welche folgende Andeutungen hinreichen werden. Die Dissertation: de mundi sensibilis atque intelligibilis forma ac principiis; die Schrift über den einzig möglichen Beweis des Daseins Gottes; der Versuch über die positiven und negativen Größen, sind unstreitig mit der Kritik der reinen Vernunft in eben so engem Verhältniß, als der Aufsatz über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie mit der Kritik der Urtheilskraft, der er bevorwortend um ein Decennium voranging. — Die Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte, Kants früheste Schrift, bildet einen eben solchen Prolog zu seinen metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft als die Schrift über die Naturgeschichte des Himmels, die kleinen Abhandlungen über die Vulcane im Monde u. s. f. einen anschauungsreichen Epilog dazu darbieten. — Endlich die Schrift zum ewigen Frieden, die Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, erläutern die Rechtslehre; der Aufsatz über das Ende aller Dinge commentirt nach einer Seite hin die Religionsphilosophie u. s. f. Auf solche Weise würde man immer in der Uebersicht des Ganzen erhalten und das peinliche Gefühl der Zersplitterung würde ohne Zwang getilgt. — Noch müßte in dieser Rubrik ein Anhang für Reliquien von Briefen Kants gemacht werden, nämlich für wirkliche Briefe, wie die an Fichte, Tieftrunk u. s. w., wie über die Buchmacherei an Herrn Nicolai, als dieser Kanten durch seine Satire auf die Kantianer, den Roman Sempronius Gundibert, aufgereizt hatte, denn dies Schreiben gehört zur Rechtsphilosophie.

Eine dritte Hauptabtheilung würden die Vorlesungen ausmachen, welche merkwürdiger sind, als diejenigen, die sie nicht kennen, im Voraus urtheilen möchten. Nicht nur, daß sie uns von Kants Lehrgeschicklichkeit ein treffliches Bild aufstellen; nicht nur, daß sie eine Menge origineller Wendungen,

frisch geprägter Ausdrücke enthalten: sie sind auch dadurch des Andenkens werth, daß sie den Uebergang des Jahrhunderts von der Wolfischen Philosophie zur Kantischen an sich selbst darstellen. Kant zeigt hier, wie auch in den Bemerkungen über den Fortschritt der Metaphysik in Deutschland seit Leibnitz und Wolf, welch gründliches Selbstbewußtsein er über den Unterschied seiner Philosophie von der Wolfischen hatte. Er zeigt es hier dadurch, daß er sein historisches Verhältniß zu ihr respectirt und beständig an ihren Schematismus und ihre Definitionen anknüpft. Er wußte recht gut, was er in seinen Zuhörern der allgemeinen Bildung der Zeit noch als bildsamen Stoff vorfinden konnte. Er obtrudirte ihnen nichts, sondern ließ sie selbst den Proceß der Umwandlung ihrer Erkenntniß durchmachen. Von diesem Standpunct aus, den inneren Fortgang des Jahrhunderts vom Wolfischen Dogmatismus zum Kriticismus zu zeigen, behaupten also diese Vorlesungen, ganz abgesehn von ihrer wissenschaftlichen Dignität, einen eigenen historischen Werth. Jäsche gab die Logik, Pölitz die Metaphysik, Rink die physische Geographie, Starke die Menschenkunde, Rink die herrliche Pädagogik und Pölitz die allerdings am wenigsten bedeutende philosophische Religionslehre heraus.

So ungefähr könnte die Gesammtausgabe passend geordnet sein. Das Wo und Wie wird sich, wenn die Zeit dazu gekommen ist, schon von selbst machen. Wir wollen der Zukunft nicht vorgreifen, die Zeit und Ort schon bestimmen wird. Ueberlassen wir uns ungehemmt dem heiteren Gedanken, daß die Vorsehung das Dasein großer Männer je länger je mehr verklärt und daß auch unserem Kant, selbst bis auf das Aeußerliche hin, eine solche Würdigung, eine Vollendung seines literarischen Daseins für die kommenden Geschlechter, nicht entgehen werde!

Krakowiaken.

Damit ihr erkennet
Den wahren Polaken,
Will ich tanzend singen
Den Krakowiaken.

Zur Einleitung.

Wenn auf der Höhe der Civilisation alle Völker einen gleichen Stempel tragen, so daß auf diesem Standpunkte von verschiedenen Volkscharakteren kaum mehr die Rede sein kann, und wenn man dann klagen hört über die Langweiligkeit der höheren Ausbildung, vor der alle Gegensätze verschwinden, die, in den Formen ihrer immer bereiten Höflichkeit, alle Schärfe der Individualität begräbt, da sehnt man sich wohl hinaus in einen freien, frischen Naturzustand: der Routine eines Salons ist sein kräftiger Ausdruck zuwider, aber dem Herzen giebt er Befriedigung; es findet Menschen, es findet Charaktere. In dem heutigen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft, der Unbefangenheit fast zur Fabel geworden, ist es ein schwieriges Unternehmen, kindliche Zustände des einzelnen Gemüths, so wie die der Völker zu malen; der Sinn dafür scheint verloren, und was davon wirklich bewahrt wird im Wissen der Gelehrten, läuft auf ein Experimentiren hinaus, das der Natur eben so fern steht, wie der reflectirende Gedanke. Man sehe nur

den Zuſtand der Gemüther einer Hauptſtadt, — und nach ihrem Bilde muſtern ſich doch mehr oder weniger die Provinzen, — wie unſere Kinder ſchon altklug geboren werden, wie das Reich der Fabel ihnen entſchwindet, und wie die Eltern faſt abſichtlich dahin arbeiten, im Sinne einer vornehmen Aufklärung, den Grund des Gemüths, das Herz, zu untergraben, ſo wird man leicht verſtehen, warum im Ganzen ſo wenig Sinn für das eigentlich Landſchaftliche herrſcht, mit einem Worte, faſt kein Sinn für die Landſchaft. Denn die Natur ſetzt vor allem ein Gemüth voraus, ein tief nachdenkendes, ſinniges, ein melancholiſches, wenn man will; ohne Melancholie giebt es faſt keine Liebe zur Natur. Ein jugendlich friſch erbrauſender Gießbach, der Roſe Gluth, ſie ſprechen zuerſt ſo heiter erregend zu uns, verliert ſich aber der Geiſt in ihr ſtilles Weben und Schaffen, folgt er dem ewigen Wechſel der ſtürzenden Fluth, da naht gleich, ihn überſchattend, die Melancholie; der Naturgeiſt, ſelbſt bis zum heiterſten Lichte der Sonne, löſ't ſich nie ganz aus dem Trüben. Doch im Zuſtande der Cultur, im Drängen der Städte, mag er nicht erſcheinen; einſam wohnt er in den Tiefen der Wälder, im niebetretenen Gebirge, drunten im Thal am ſtillen See, wo der Kranich ungeſcheucht weilt. Die Städte begreifen nur Frivolität; nur den Geiſt des Künſtlers drängt es, ſich den Wundern der unbegriffenen Natur zu nahen; er ſchafft tiefſinnige Bilder und — die Menge weilt unverſtändig vor ihnen; ihr fehlt ja der Schluſſel des groſſen Geheimniſſes.

Indem wir nun verſuchen, die Aufmerkſamkeit von Polens politiſchen Verhältniſſen ab auf ſeine Naturverhältniſſe zu lenken und ein Bild landſchaftlichen Lebens zu entwerfen, ſo finden wir vielleicht wenige geneigt uns zu folgen. Dort wohnt noch Eigenthümlichkeit unbewuſſten Volkslebens in einem ſehr kräftigen Ausdruck, und die hier mitzutheilenden Poeſien ſind wie das Erwachen des ſich eben von der Natur löſenden Men-

ſchengeiſtes. Die Nation, auf dem Standpunkte der folgenden Gedichte, iſt noch im vollſten Gefühl der ſie umgebenden Natur; Wind und Wolken, Wald und Strom, Blumen und Geſang der Vögel, alles lebt noch für ſie und in der naiveſten Weiſe: in dieſem Sinne möchten die folgenden Verſe begriffen ſein. Doch indem der Menſch, als ſchaffender Geiſt, ſich der Natur entgegenſtellt, im erſten Bewußtſein dieſer ſchöpferiſchen Kraft, wird die Begegnung oftmals hart erſcheinen. Es iſt der erſte Stoß des Geiſtes gegen die unbewußte Natur; dieſe gewinnt für ihn unmittelbar eine naive Bedeutung: im ſchlängelnden Bächlein, in grünen Aeſtchen, die ihr Geſicht zur Erde neigen, in einem Zweige, der abgeſtorben dauert an friſchem Stamm, ſieht er ein Mitleiden, eine Ahnung für ſeinen menſchlichen Zuſtand

Grüne Aeſtlein neigen
Nieder ihr Geſicht;
Meine Augen kennen
Noch die Liebe nicht.

Dieſe Wechſelwirkung, in welcher Natur und Menſchen hier beſtändig erſcheinen, wird, entfernt von ihr, nur von dem unſchuldig liebenden Gemüthe mitgefühlt. Ein ſtill, faſt im Verborgenen gepflegter Roſenſtock beginnt zu welken, oder eine Myrthe, ein erſtes Geſchenk, ſprießt kräftig empor, und die Hoffnung ſchwindet oder wächſt mit der Pflanze, mit welcher das Herz in eine ſo innige Beziehung getreten.

Blättchen ſind gefallen,
Aeſtchen blieb zurück!
Du zuerſt im Leben
Biſt mir treu, mein Glück.

Und wie dieſe Verſe ſich leicht Eingang verſchaffen bei der ſinnigen Jugend, ſo möchte auch der Ausdruck der Sehnſucht, der Verehrung, der Leidenſchaft hier und dort wiederklingen,

ſo wie Spott und heitere Laune, und unſchwer werden auch hier die Beziehungen verſtanden werden, in welche ein äußeres Zeichen mit einer inneren Bewegung geſetzt wird, nur wäre für die Eigenthümlichkeit Polens hier noch eine Bemerkung zu machen.

In dem ungeheuren Gegenſatze der Herrſchaft und des Beſitzes gegen die Dienſtbarkeit und grenzenloſe Armuth, ſprühen aus dem Geiſt eines Volkes voll Leben die Funken des Humors, einer Heiterkeit, welche dieſe irdiſchen Gegenſätze geiſtig ausgleicht. Eben ſo geſchieht es dem Einzelnen, wenn er, unter perſönlichem Unglück leidend, fürchten müßte zu erliegen; Humor und eine glückliche Gemüthsſtimmung erſcheinen hier als die einzigen Retter. Wer das nie an ſich ſelbſt erfahren, kann ſich kaum darin finden, daß Komödie die ſtete Begleiterin des Unglücks, daß Humor, Laune und Witz Gefährten ſind, welche ſich nur dem Schmerz geſellen. Frankreich iſt uns darin ein merkwürdiges Beiſpiel für Komödie, Witz und Heiterkeit: England in all ſeiner Größe, für den Humor, und eben ſo Polen, in den Leiden und Schmerzen, die ſeit Jahrhunderten an ihm zehren. Auch jetzt würde man ſich irren, wenn man glaubte, dieſe Luſt des Lebens, dieſer Lärmen und Jubel des ewig, wir möchten ſagen, nach ſinnlichem Genuß ringenden Volks ſei ganz verſchwunden; noch immer iſt der Pole friſcher und in ſeiner Unbeſonnenheit jugendlicher, fühlender, als viele ſeiner Nachbarn und namentlich die Deutſchen.

Meiner Schimmelſtute
Klappt das Eiſen, ach!
Nieckchen that ſo ſpröde,
Jetzt weint ſie mir nach.

und:

Damit ihr erkennet
Den wahren Polaken, u. ſ. w.

werden jetzt noch mit eben der Freude gesungen, mit eben dem Lachen begleitet, als stände alles in der schönsten Blüthe. Wissen, daß man sein Vermögen verloren, und dennoch einen grossen Schloßbau beginnen, seine ganze Habe auf das Spiel setzen und dennoch — tanzen, singen, spielen — das ist nur dem Polen möglich und daran mögt ihr erkennen den wahren Polaken.

Doch wer fühlte sich nicht erheitert bei solchem Spiel und Gesange, wer sagte nicht lieber:

Blauer Ueberrock,
Taschen an der Seit';
Wißt mein Weib zu werden
Noch dies Jahr bereit?

und zeigte seinem Weibe den kräftig auf sich selbst bauenden Mann, als daß er philisterhaft alle Wechselfälle des Lebens überschlüge und danach die Ausstattung berechnete?

Je mehr indeß unsere Zeit das Gemüth verlacht, je mehr sie nur die goldgestickten Lumpen werthschätzt, welche den dürftigen Leib für die Stunden vornehmer Gesellschaft umkleiden, um so mehr freue ich mich des volksthümlichen Ergusses, der wie ein Quell sprudelnd hervordringt, und schließe mich gern den beiden letzten der nun folgenden sechs und achtzig Krakowiaken an:

Und seid ihr nun böse,
Daß so schlecht ich singe,
Singt, ich wünsche, daß es
Besser euch gelinge.

Was die Uebersetzung betrifft, so ist sie möglichst wörtlich gehalten, indeß kam es hier an manchen Stellen mehr auf eine glückliche Wendung des Ganzen an. Auch wird man zugestehen, daß die Schwierigkeit der Uebersetzung sich mehren mußte durch die eng umgränzten Vierzeilen. Vorherrschend

ward der trochäiſche Rhythmus angewendet; in wiefern dieſer nicht in dem Versbau der polniſchen Sprache begründet iſt, haben wir ſchon im erſten Bande der Dioskuren angedeutet. Die Numero 1 iſt ein Beiſpiel für den Rhythmus eines polniſchen Verſes, ſo wie der Anfang von Nr. 4.; ſie wurden nur beiſpielsweiſe verſucht, da dieſe Geſetzloſigkeit unſerer Sprache widerſtrebt. Einzelne Härten möge man nachſichtig beurtheilen, eben ſo die häufige Katalexis, während der polniſche Vers immer weiblich ausgeht; gereimt ſind auch im Original nur die zweite und vierte Zeile. Die mitgetheilten Liedchen wurden in beſtmöglichſter Auswahl aus einer gröſieren Sammlung derſelben gezogen, die 1835 in Prag erſchien unter dem Titel *Krakowiáky*, aneb Písně Národní Polské S Připogenym Původnjm Textem.

1.

Damit ihr erkennet
Den wahren Polaken,
Will ich tanzend ſingen
Den Krakowiaken.

2.

Thau fiel nieder, nieder
Auf die Eichen grün;
Lieb' mich doch mein Häuschen,
Rein mit treuem Sinn.

3.

Auf dem tiefen Waſſer
Schwimmt ein grauer Entrich;
Wer's auch ſei, iſt heiter,
Und ich unglücklich.

4.

O Mädchen, wo wohn'ſt Du?
Wollt' den Frühling hegen,
Unter Deinem Fenſter
Weißer Roſen pflegen.

5.

Schön biſt, Herrin, ſchöne
Und die Augen Dein;
Meine neben Deinen
Würden glücklich ſein.

6.

Treu wär' meine Liebe,
Würd' auch gröſſer ſein,
Brächteſt Du als Mitgift
'ne Million herein.

7.

Tief in dunkeln Wäldern
Sich ein Bäumchen neigt;
Dorthin zieht mich Liebe,
Wo mein' Lieb ſich zeigt.

8.

Ueber'n Thau lauf, Stimme,
Zu der Liebe mein,
Sag' ihr an, ich ſehne
Mich bei ihr zu ſein.

9.

Mond ſcheint hell, er ſcheinet
Um die Mitternacht;
Dich nicht lieben iſt nicht
Mehr in meiner Macht.

10.

Sorg' nicht um Paläſte,
Hüttchen würd' verdungen,
Fordre mir nichts weiter
Als nur meinen Jungen.

11.

Was gilt mir Vermögen,
Kann ein Pallaſt geben?
Mich erſchuf ein Weſen,
In dem hoff' ich Leben.

12.

Und die Nachbarn sprechen,
Sie vermuthen was,
Daß wir beid' uns lieben,
Und beneiden das.

13.

Mögen sie doch sprechen,
Ob uns das verdrießt;
Laß doch jeden lieben,
Was ihm lieblich ist.

14.

Liebe meinen Jungen,
Nennt ihr mich da Närrin?
Ob ich denn nicht wäre
Meines Herzens Herrin!

15.

Ach, von fern erblick' ich
Pferdchen dort, 'nen Schimmel;
Dort zieht mein Geliebter,
Herz schaut seinen Himmel.

16.

's fliegt ein Vöglein, flieget,
Weiß selbst nicht wohin;
Liebt wer seine Liebe,
Sucht er gleichen Sinn.

17.

Schlank' und stolze Damen,
Wollen sich nicht neigen;
Sind doch glatte Bäume
Schwier'ger zu ersteigen.

18.

Gleicht die heut'ge Jugend
Doch dem Windmühl'nrädchen,
Fliegen von dem einen
Zu 'nem andern Mädchen.

19.

Schwimmt der Kahn, er ſchwimmet
Und er theilt die Fluth;
Leicht zum letztenmal mein
Auge auf dir ruht.

20.

's iſt kein guter Baum, flieht
Ihn ſein Laubgegitter;
Kein beſtänd'ges Lieben,
Miſcht ſich drein ein Dritter.

21.

Eich' iſt jung geſchnitten,
Nicht mehr grünt ſie jetzt;
Hab' ihm's Wort gegeben,
Das bleibt unverletzt.

22.

O Gott, o mein Gott, wer
Kann der Welt gefallen!
Heiter oder traurig,
Aergert ſich an allen.

23.

Bin ich heiter, heißt es,
Daß ich Leichtſinn übe;
Bin ich wieder traurig,
Sagen ſie, ich liebe.

24.

Hoch auf einer Eiche
Wiegte ſich ein Täubchen;
Laß uns treu uns bleiben,
Niemand wiſſ' es, Weibchen.

25.

Blättchen ſind gefallen,
Aeſtchen blieb zurück;
Du zuerſt im Leben
Biſt mir treu, mein Glück.

26.

O mein grauſam Schickſal,
Du Tyrann des Lebens!
Wen wirſt einſt du martern,
Suchſt du mich vergebens.

27.

Nachtigall mit anderer
Gäbe ſich den Tod;
Muß mit dir doch dauren,
Ach! allmächtiger Gott.

28.

Läuft ein Pferdchen, läuft,
Hat ſich müd gequälet;
Niemand ſag' ich, was mir
Geſtern ward erzählet.

29.

Läuft ein Pferdchen, läuft,
Mähne ſtarrt empor;
Leihe doch ein Knabe
Mädchen nie das Ohr.

30.

Meiner Schimmelſtute
Klappt das Eiſen, ach!
Riekchen that ſo ſpröde,
Jetzt weint ſie mir nach.

31.

Jeden Tag ſcheint Sonne,
Mond geht auf zu Nacht;
Meines Glückes Stunde
Hat noch keins gebracht.

32.

Fluß, der fließt hinunter,
Aus der Quelle her,
Und von dir, o Herrin,
Trennt mich Niemand mehr.

33.

Gans ſitzt auf dem Waſſer,
Entrich zu ihr ſpricht:
Sage mir, o Herrin,
Liebſt mich oder nicht?

34.

Zwiſchen Blättchen ſprießen
Eines Blümchens Triebe;
Zwiſchen uns entfaltet
Unbemerkt ſich Liebe.

35.

Blümchen ſich entfaltet,
Frucht wird aus ihr dringen;
Dieſe unſre Liebe,
Was wird ſie uns bringen?

36.

Haſelſtrauch er rauſchte,
Als ich ihn durchſtrich;
Julchen weint' und weinte,
Zeigt' ich kälter mich.

37.

Und wär' ich ein Maler,
Hätt' ich dich gemalt,
Jeden Strich des Pinſels
Hätt' ein Kuß bezahlt.

38.

Blättchen friſch erarünet,
Aeſtchen wiegen ſich;
Lächelnd kehrt umſonſt mein
Blick ſich gegen dich.

39.

Beſtes Fuhrwerk iſt aus
Dunkelbraunen Pferden;
Was einmal verfloſſen,
Kann Dir nicht mehr werden.

40.

Hänschen fährt, dort fährt er,
Iſt ſchon auf dem Sande;
Bringeſt du mir Schuchen
Auch mit grünem Bande?

51.

Wie viel Blätter ſpielen
Auf des Waldes Bäumen,
So viel Unbeſtand wohnt
In der Mädchen Träumen.

42.

Täubchen baut und Täubchen,
Pärchen ſich ein Neſt;
Nahet ſich ein Dritter,
Alles man verläßt.

43.

Haſt mich ſonſt erſpähet
Durch die zehnte Wand,
Jetzt mich nicht geſehen,
Nun ich vor dir ſtand.

44.

Quckſt ich unter dicker
Pappel ſprudeln ſeh';
Weißt, erräthſt nicht, was thut
Meinem Herzen weh.

45.

Schwer iſt's für den Stein, der
Sich im Fluß bewegt,
Doch für den iſt's ſchwerer,
Welcher Liebe trägt.

46.

's läuft wohl ein Eichhörnchen
Auf 'ner Tanne hoch;
Mein geliebtes Mädchen,
Wachſ' o wachſe doch.

47.

's läuft wohl ein Eichhörnchen
In dem Gärtchen klein;
So wie die Frau Mutter
Iſt auch's Töchterlein.

48.

's flog, es flog vorüber
Dort ein graues Täubchen,
Und ich meint', ich meinte,
's wär' mein liebes Weibchen.

49.

Vögelchen, o nimm mich
Auf die Flügel dein,
Trage mich, o trage
Zu der Liebe mein.

50.

Treffen ſchwarze Augen
Sich und grau' auf Erden,
Solche Ehen mögen
Einſt hier glücklich werden.

51.

Blauer Ueberrock,
Taſchen an der Seit',
Biſt mein Weib zu werden
Noch dies Jahr bereit?

52.

Blauer Ueberrock,
[illegible]
Sage mir, o Mädchen,
Darf ich Hoffnung ſchöpfen?

53.

Lieber möcht' ich Waſſer
In dem Korbe hüten,
Als ſo Vater, Mutter
Um ein Mädchen bitten.

54.

Hacken an den Stiefeln,
Drei Groſchen zur Hand;
Der iſt zu beneiden
Der ein Mädchen fand.

55.

Mädchen mir im Traume,
Mädchen mir zu Tag,
Mädchen ſchier bei jedem
Luſt und Feſtgelag.

56.

Bächlein, haſt geſchwiegen
Auf der Liebe Wort,
Trage jetzt auch meiner
Klagen Echo fort.

57.

Singe wohl, ich ſing' als
Ob ich fröhlich wär',
Und was fühlt mein Herze,
Sag' ich nimmermehr.

58.

Bächlein, Bächlein, wie ſich's
Schlängelnd weiter ſtrebt;
Seligkeit, wo Eines
Für das andre lebt.

59.

Grüne Aeſtlein neigen
Nieder ihr Geſicht;
Meine Augen kennen
Noch die Liebe nicht.

60.

In dem Feld ein Gärtchen
Mit 'ner Heck umzäunt;
Liebet mich, ihr Damen,
Eh' ich mich vermählt.

61.

's rauscht das Blättchen, rauschet
Bis vom Baum es fällt;
Zwischen uns sich irgend
Ein Verräther stellt.

62.

Und die Enten schwammen,
Schwän' in weitem Bogen;
Wohin sind die lieben
Abende gezogen!

63.

In des Waldes Tiefen
Grade Eichen stehn;
Fern von Menschen magst du
Schönste Mädchen sehn.

64.

Tadelt nur und tadelt,
Doch ihr laßt es schon;
Haben's Wort gegeben,
Ihr wißt nichts davon.

65.

Andern wuchs Getraide,
Wicken mir allein;
Ich kann nicht vergessen
Den Verräther mein.

66.

Wollt 'ne Wittib freien;
Doch wer plagt sich gern;
Müßte für mich lieben
Und den todten Herrn.

67.

Auf 'ner grünen Eiche
Stirbt ein Aestlein ab;
Soll ich den nicht lieben,
Der sich mir ergab?

68.

's singt ein Vöglein, singet,
Wenn es sitzt im Hain;
Mädchens Wang' erröthet,
Spricht's zum Knaben fein.

69.

War deine Geliebte,
Gestern träumt' es mir;
Daß ich's offen wäre,
Stehet ja bei dir.

70.

's fließet Wasser, fließet,
Rauscht durch's Mühlgetriebe;
Konntest du nicht seufzen,
Lehrt es dich die Liebe.

71.

O ihr Buben, Buben,
Ei, was denkt ihr doch,
Euer sind so viel' und
Machet rar euch noch.

72.

Fort ſind alle Fiſche,
Karpfen iſt geblieben;
Bitte Gott, o Mädchen,
Daß er dich möcht' lieben.

73.

Liebe und Arſenik
Machen keine Freude,
Dies vergiftet's Herze,
Das das Eingeweide.

74.

's ſprachen zwei zuſammen,
So ward mir erzählt,
Hätt 'ne Zieg' gefreiet,
Hatte ſie mir Geld.

75.

Drüben an der Weichſel
Kräh'n wir trinken ſahn;
O der Unglücksſtunde,
Frau ſchlägt ihren Mann.

76.

Bergab fließt das Waſſer,
Mädchen lacht zu mir;
Komm herab, o Mädchen,
Lache dann mit dir.

77.

Liebe nicht Adolphchen,
Der ſich meiner freuet,
In die Augen hätt' ich
Gern ihm Salz geſtreuet.

78.

Salz ihm in die Augen,
In die Zähn' ihm Sand,
Daß er keinen Raum für
Leere Worte fand.

79.

Freie nur, o freie,
Wenn die Frau dich reizt;
Iſt ſie erſt die deine,
Haſt du dich bekreuzt.

80.

Will durch's Dörfchen fahren,
Ziehn mein Mützchen klein,
Will die Mutter grüßen
Und die Tochter freun.

81.

Liebt' ein ſchönes Mädchen,
Liebte ſie gar viel,
Wer dort ganze Wochen
Meiner Liebe Ziel.

82.

Werde ſie auch lieben
Noch 'ne Woche hin,
Daß man zugeſtehe,
Daß ich ſtandhaft bin.

83.

O Gott, o mein Gott, was
Iſt mir ſolch ein Leben,
Hat mir heitres Antlitz,
Innen Weh gegeben.

84.

Weil er ſpringt und ſinget,
Mag er glücklich ſcheinen,
Aber oftmals wird er
Auch im Winkel weinen.

85.

Und ſeid ihr nun böſe,
Daß ſo ſchlecht ich ſinge,
Singt, ich wünſche, daß es
Beſſer euch gelinge.

86.

Damit ich nichts thue
Gegen euren Willen,
Werd' ich jetzo ſchweigen,
Tanzen, ſingen, ſpielen.

Bei Verlöbniſſen.

Mir 'ne Wachtel in die Hirſe flog,
Und ihr nach ich ärmſter Nacktfuß zog;
Hießen ſie mich die Frau Mutter fragen,
Ob ich mir die Wachtel dürfe jagen?
Ach, mein Söhnchen, fang ſie dir, wohlan,
Nur rühr' ihre Federlein nicht an. —
Aber wie, Frau Mutter, ſie denn fangen,
Und an ihren Federlein nicht hangen?
Söhnchen, 's muß ein Netz geſtellet ſein,
Und die Wachtel fällt von ſelbſt hinein.

F. A. Märcker.

Leibnitz in Mainz, als Staatsmann und deutscher Schriftsteller.

Von

Dr. G. E. Guhrauer.

Der Churfürst von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, dessen Hof für den junaen Doctor Leibnitz die eigentliche Schule für Staats- und höhere Lebenskunst gewesen ist, vereinigte solche Tugenden des Geistes und Charakters, welche in jedem Zeitalter den Namen eines Regenten mit Ruhm schmücken würden. Als einer der einflußreichsten Mitbegründer des Münsterschen Friedens war er für die ganze Dauer seiner Regierung, in einer politisch wie religiös aufgeregten und kampfesschwangern Zeit, berufen, in das Heer so vieler streitenden Elemente das Maaß und den Frieden einzuführen. An persönlichem Einflusse und politischer Wirksamkeit erhob sich Johann Philipp über die mächtigsten Fürsten Deutschlands, wenn man den großen Churfürsten von Brandenburg ausnimmt; aber die eigenthümliche politische Bedeutung seines geistlichen Churfürstenthums konnte ihm auch, einem gebornen Westerwälder Edelmann, nach der Verfassung des deutschen Reichs, gestatten, eine Stellung einzunehmen, welche ihn, dem Range nach, den vornehmsten Souverainen Europa's gleich setzte.

Um den Lesern in kürzester und zuverlässigster Weise die ehemalige politische Wichtigkeit von Chur-Mainz in die Erinnerung zurückzurufen, finde hier ein Auszug aus dem Briefe des damaligen Mainzischen Ministers, Freiherrn von Boineburg an dessen Lehrer und Freund, Herrmann Conring in Helmstädt, vom 12. Juni 1663 (bei Gruber II, 1091.) seinen Platz: „Was Du über die Rechte und Prärogativen der Residenz Mainz ausarbeiten wirst, wird Dir gute Früchte tragen. Diesen Gegenstand pflege ich in drei Gruppen zusammenzuziehen: das Primat (Primatus) d. h. das erste Archiepiscopat — oder das erste Metropolitanat, und, der That nach, das einzige im ganzen Reiche" (ursprünglich war Mainz die Metropole des obern Deutschlands, Cöln aber die des niedern Deutschlands); „zweitens, das Archicancellariat und drittens das erste Electorat. Und nicht irren möchte derjenige, welcher eine vierte Classe hinzufügte, nämlich das erste Principat in Deutschland (primum in Germania principatum)." Aus einer anderen Stelle geht hervor, daß auch Böcler in Straßburg, nach Conring der erste Germanist jener Zeit, zur Ausarbeitung eines Buches über die Prärogativen des Churfürsten von Mainz, als des Reichs-Directors, von Boineburg aufgefordert wurde.

Leibnitz selbst fand die Bedeutung eines Churfürsten von Mainz wichtig und eigenthümlich genug, um selbst das Verhältniß des Pabstes zur ganzen Christenheit, nach den mittelalterlichen Begriffen einer christlichen Staatenrepublik, dadurch zu erläutern. Ich finde nemlich in seiner im Jahre 1679, ohne seinen Namen, erschienenen publicistischen Schrift: De jure Suprematus, cap. XXXII. die folgenden bezeichnenden Worte: — „Daher ist die allgemeine Kirche (Ecclesia Universalis) für eine einige Republik zu halten, in welcher alle Dinge zum Heil der Seelen und zum allgemeinen Wohl

gelenkt werden müssen — deren Oberster (velut Primus) der Bischof von Rom, der Erz-Marschall aber oder Schwertträger der Kaiser ist; so wie in Polen während des Interregnums die höchste Gewalt in den Händen zweier Männer ist, des Primas des Reichs, Erzbischofs von Gnesen, und denen des Reichsmarschalls; und wie bei uns in den Wahl-Versammlungen, wann über einen neuen Kaiser verhandelt wird, unterdessen die Churfürsten von Mainz und von Sachsen die Angelegenheiten führen, jener die innern Reichsangelegenheiten, und dieser die Kriegsgeschäfte (ille togatus, hic armatus)."

Man vergegenwärtige sich aber die damalige politische Lage Deutschlands; man vergegenwärtige sich ferner die geographische Lage des Churfürstenthums Mainz, um das ganze Gewicht, welches diese Macht in die politische Wagschale, nicht Deutschlands allein, sondern, den Osten ausgenommen, des übrigen Europa werfen mußte, zu begreifen. Nachdem der Elsaß für Frankreich gewonnen war, blieben die deutschen Länder am Rhein der wichtige Gegenstand der Aufmerksamkeit für die französische Politik, und die Höfe und Capitel der geistlichen Fürsten am Rhein wurden vorzugsweise auserlesen, um hier die Fäden, die sich bis in die entlegensten Gegenden des Reichs ziehen sollten, anzuknüpfen. Der Churfürst von Trier hatte sich Frankreich gänzlich hingegeben; — aber auch nicht ohne den besondern, eifrigen Betrieb Mazarin's war es geschehen, daß Johann Philipp von Schönborn (geboren 1605), bis dahin Bischof zu Trier, im Jahre 1647 zum Churfürsten von Mainz gewählt wurde (Rühs Frankreich ꝛc. S. 79). Allein man hatte sich über seine wahren Gesinnungen getäuscht. — Der Churfürst trat die Regierung mit dem vollkommensten, klarsten Bewußtseins seines Berufes, ja recht eigentlich seines Amtes an; ein Fürst, großherzig, fromm, weise, aufgeklärt im herrlichsten Sinne des Worts, und an

politischer Bildung, der wissenschaftlichen nicht zu erwähnen, viele Fürsten seiner Zeit überragend; daher, wer der Zeit nach ihm ferne stand und im Gefühle der Erbitterung die Feder führte, wie Rühs, ihn nur zu leicht verkennen konnte. Aber selbst dieser gab ihm doch das Zeugniß, „daß er Frankreichs Erwartungen nicht vollkommen entsprochen" — und „daß er keineswegs gesonnen war, willenlos dem fremden Interesse das eigene und fremde Vaterland aufzuopfern." Seine erste Handlung als Churfürst war die Concentrirung seines ganzen Einflusses, den Westphälischen Frieden zum endlichen Abschluß zu bringen. Als einer der gemäßigsten geistlichen Stände gab er nemlich seiner Partei das Beispiel, sich mit den Gegnern, den Protestanten, friedlich zu verständigen, und ihm hatte man, nach Schmid, diese schwierige Vereinigung zu verdanken. Die Aufrechthaltung und Vertheidigung dieses großartigen Friedens, auf welchen er, als zum Theil sein Werk, mit Recht stolz sein konnte, bildete nun für die ganze Dauer seiner fünf und zwanzigjährigen Regierung die Grundlage und zu gleicher Zeit das beständige Ziel seines politischen Systems. Bald stand er als Haupt und Mittelpunkt der friedliebenden Partei in Deutschland, ja in Europa, geehrt und anerkannt da, obschon er, welches nicht zu leugnen ist, in seinem folgerechten Streben bisweilen, von Frankreich namentlich, gemißbraucht wurde.

So ward denn Mainz der Mittelpunct aller öffentlichen Geschäfte und aller Friedensunterhandlungen, insofern sie unmittel- oder mittelbar den Westphälischen Frieden berührten. Ein Mazarin fand es selbst vortheilhaft, die Friedensstiftung zwischen Frankreich und Spanien, welche 1659 in den Pyrenäen zum Abschluß kam, die Vermittelung der vorhandenen Collisionen, die Beschaffung der gegenseitigen Vollmachten, und was dazu gehörte, dem Churfürsten von Mainz anzuvertrauen. „Aus wahrem deutschen Patriotismus," sagt bei dieser Gele-

genheit Schmid, wünschte er diesem seinem Werke — dem Westphälischen Frieden — eine ewige Dauer zu geben. Die Ehre, ganz Europa durch eigne Bemühung und Einsicht vermittelst eines soliden Friedens zu beruhigen, war für ihn ein unwiderstehlicher Reiz." In diese Zeit (1658) fällt denn auch, durch den Churfürsten entworfen und in's Leben gerufen, jene merkwürdige politische Schöpfung, welche unter dem Namen des Rheinischen Bundes in der deutschen Geschichte Epoche machte; merkwürdig dadurch, daß hier, zum großen Unzufriedenheit der römischen Partei und des Pabstes, zum ersten Male katholische und protestantische Stände zu gemeinsamem Zwecke, und zwar zu der Aufrechthaltung und Garantirung des Westphälischen Friedens, sich verbanden; und dieser Bund war, bemerkt Rühs, nicht ohne Einfluß auf den ein Jahr darauf geschlossenen (Pyrenäischen) Frieden. Bis gegen das Jahr 1667 wußte der Churfürst diesen Bund unter den Mitgliedern zu erhalten; und, wie wir sehen werden, diente er noch drei Jahre später Leibnitz als Norm und Vorbild bei der Idee einer neuen politischen Schöpfung dieser Art. Die gemeinsamen Huldigungen der Zeitgenossen belohnten aber auch dieses feste Bestreben des Churfürsten. Die Fürsten, besonders die braunschweigischen Herzöge, und namentlich Johann Friedrich von Hannover, welchem auch Leibnitz schon von Mainz aus bekannt wurde, bewarben sich um die persönliche Freundschaft Johann Philipps; der große Churfürst in Berlin schickte in den schwierigsten Lagen des Reichs seine Gesandten häufig zu gemeinsamer Berathung nach Mainz (Puffendorf, Res gestae Frid. Guil. Elect. M. §. 74); und Ludwig XIV. schrieb ihm, in dem Beglaubigungsschreiben für Mr. de Gravel, 16. April 1661, also kurz nach dem Tode Mazarin's, als er erst selbstständig zu regieren angefangen hatte, die anerkennenden Worte (Gruber I, 542): — Et comme en toutes ces choses je ne desire

rien entreprendre qu'avec vos bons avis, sçachant combien le repos de votre patrie et le bien commun de la Chrestienté vous est à coeur; le principal point de l'instruction, que j'ai donné au Sr. de Gravel a été de ne faire aucune desmarche et tout ce qu'il aura à negocier sur ces matières, que suivant vos sentimens. Je vous prie donc de me les luy pas denier, et de prendre pour une marque certaine de l'estat que je fais de vostre intime amitié et de vostre haute prudence, la confidente manière, dont je procède avec vous. etc.

An den Hof dieſes Fürſten brachte Leibnitzen in ſeinem ein und zwanzigſten Jahre ſein Glücksſtern, da er jenem im Jahre 1667 durch Boineburg vorgeſtellt und empfohlen wurde. Leibnitz eignete ihm in dieſem Jahre ſeine Methode, die Rechtswiſſenſchaft zu reformiren, (Methodus docendae discendaeque jurisprudentiae) zu, und drückte ſich hier unter anderm folgendergeſtalt aus: „Zu Dir ziemt ſich, daß jegliches hingehe, was immer in Deutſchland für den gemeinen Nutzen berechnet wird; dies iſt Dein Ziel, dies Deine Entwürfe, dahin haſt Du alle Triebwerke ſo viele Jahre hindurch gerichtet. Und von dieſer Bahn locken Dich weder ab die Reizungen des Neuen, noch ſchreckt Dich ab davon der heilige Schauer vor dem Alten. Dir unter den Erſten verdankt Deutſchland den Frieden, und Dir allein wird die Kirche ihn verdanken, wenn der Himmel Deinen Wünſchen wohl will." —

Mit dieſer Wendung ſpielte Leibnitz auf gewiſſe Vorſchläge an, welche dieſer erſte katholiſche Prälat Deutſchlands unter Beiſtimmung der Churfürſten von Köln, von Trier und von der Pfalz, bereits im Jahre 1660 entworfen und eifrig betrieben hatte, nemlich eine Vereinigung der Katholiken und Proteſtanten im Großen, und mit beſonderer Beziehung auf Deutſchland, zu bewirken. Sollte jemals eine

germanisch-katholische Kirche in Deutschland sich gestalten, so mußte sie von der ersten Metropole des Reichs ausgehen: dies fühlte Johann Philipp. Wie im Staate, war auch in der Kirche sein Hauptziel Eintracht und Frieden; im Grunde hing beides so innigst zusammen; denn was hatte so unheilbare Zwietracht unter Deutschlands Fürsten und Völker geworfen, und über ein Jahrhundert steigend genährt, als erbitterter Religionshaß? Jene Vorschläge (aus den Schätzen der Hannöverschen Bibliothek von Gruber zuerst veröffentlicht, von Moser in das Patriotische Archiv aufgenommen und nach Würde geschätzt und beurtheilt) lassen uns heute erstaunen über den hohen Grad religiöser Freisinnigkeit, über die Reinheit christlichen Sinnes in dem Charakter dieses Fürsten. Er stand allein mit seinen Absichten, daher blieben sie unerfüllt. Er verlangte, daß die Messe in deutscher Sprache gelesen und nach den übereinstimmenden Ansichten einer Synode verändert; daß wer die eine oder die andere Religion schmähete, excommunicirt, den Priestern und Bischöfen die Ehe gestattet, daß die heilige Schrift als Norm und Grundlage aller Glaubensartikel angenommen; vor Allem, daß der Pabst nicht als Richter, sondern als Haupt aller Geistlichkeit geachtet würde, der seine Beiräthe von beiderseitigen Religionen hätte und in schweren Gewissensfällen der heiligen Schrift gemäß spräche: — und diese Vorschläge ließ er durch seinen Gesandten der römischen Curie vorlegen, welche für gut befand, zum Scheine darauf einzugehen. Moser nennt ihn bei dieser Veranlassung (Bd. V. S. 271.) „einen der frömmsten, würdigsten, erleuchtetsten Fürsten seiner Zeit, der ganz Patriot und eher zu aufrichtig war; gleich entfernt von blinder Ergebenheit an die römische Curie und an das von Jesuiten und Spaniern beherrschte österreichische Haus."

Am bekanntesten war sonst das Denkmal, welches Leibnitz seinem ersten Herrn und hohen Gönner in seiner Theodicee

geſetzt hat. Er erzählt (§. 97), er habe „von dem großen Churfürſten von Mainz, Johann Philipp von Schönborn, vernommen, daß, als der Pater Spee bei ſeinem Aufenthalte in Franken, als Beiſtand verurtheilter, angeblicher Hexen ſich von deren Unſchuld überzeugt und, nicht ohne Gefahr, ſein berühmtes Buch, zum Schutze jener Unglücklichen, geſchrieben hatte, daß alſo Schönborn, zur ſelben Zeit noch erſt Kanonikus, von jenem Buche ſich habe „bekehren"; und kaum wäre er zur Regierung gelangt, ſo habe er auf der Stelle die Hexenverbrennungen einſtellen laſſen. Dieſem ſeinem Muſter wären die Herzöge von Braunſchweig, und mit der Zeit die andern deutſchen Fürſten und Staaten nachgefolgt! —

Welche große Verdienſte erwarb ſich derſelbe Fürſt um das Erziehungs- und Schul- — ſelbſt um das ſo verwahrloſte Volksſchulweſen. Er legte Seminarien an, reſtaurirte die verfallene Univerſität von Würzburg, er verbeſſerte die Kirchenzucht. Er war ein Gönner und Freund der Gelehrten und Künſtler; unter andern des berühmten Erfinders der Luftpumpe, Otto von Guerike. Hatte doch Leibnitz ſelbſt die gute Aufnahme, welche er bei dem Fürſten fand, dem lebhaften Antheil, den jener an ſeinen reformatoriſchen Beſtrebungen um Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft nahm, vornemlich zu verdanken. Ihn macht Leibnitz endlich, in ſeiner Erzählung der Geſchichte des Phosphors, unter denjenigen deutſchen Fürſten namhaft, welche, wie auch der große Churfürſt von Brandenburg und der Churfürſt von Sachſen, Entdeckungen in der Kunſt und Natur begünſtigten, und ſich die Verbeſſerung des Gewerbfleißes und des Handels ernſtlich angelegen ſein ließen. Dieſe geringen, flüchtigen Umriſſe, viel zu ſchwach, ein Bild dieſes ausgezeichneten Fürſten hervorzurufen, werden wenigſtens hinreichen, für eine ſtaatskünſtleriſche Schrift unſers Leibnitz Intereſſe zu erregen, welche er unter den angedeute-

ten

ten örtlichen und Zeitverhältniſſen, durchgängig im Geiſte ſeines Fürſten entworfen und — in deutſcher Sprache — ausgearbeitet hat.

Derjenige Staatsmann aber, unter welchem Leibniz, noch ehe er in Chur-Mainziſchen Staatsdienſt trat, ſeine Schule begonnen, und welcher ihm für ſeine künftige Laufbahn im Staatsdienſte den Grund gelegt hatte, welcher zugleich in dieſer, wie auch bei andern ähnlichen Angelegenheiten von höchſter Bedeutung, zwiſchen der Perſon des Churfürſten und dem jüngern Freunde den eigentlichen Vermittler machte, war der Geheime Rath und oberſte Hofmarſchall am Hofe von Mainz, Freiherr Johann Chriſtian von Boineburg. Er hatte Leibniz in Nürnberg kennen gelernt, und bald den Mann von außerordentlichem Geiſte in ihm erkannt; er entzog ihn der zeit- und kraftverzehrenden Verbindung mit den Nürnberger Geldmachern, und wußte ihn zu einer Zeit an ſich zu ziehen, wo der Umgang mit einem jungen Gelehrten, wie Leibniz, ihm den einzigen und größten Erſatz gewähren konnte gegen die, nicht lange vorher, durch geheime Kabalen, verlorene Gnade ſeines Herrn. In dem Zeitpunkte, welcher uns hier aber beſchäftiget, finden wir ihn von neuem in dem Sonnenſchein der vollen Gnade des enttäuſchten Churfürſten, welcher jetzt ſogar ſich mit ihm verſchwägert hatte, obſchon Boineburg nun nicht weiter in eigentlicher Thätigkeit und Anſtellung am Hofe lebte. Eine richtige und umfaſſende Schilderung von dem Leben und Charakter dieſes Staatsmanns zu verſuchen, hiezu fehlt es, bis auf dieſen Augenblick, noch an den nöthigſten Vorarbeiten und den Quellenforſchungen in den Archiven, welche wir indeß von den verdienſtvollen Bemühungen eines, in Deutſchland gegenwärtig lebenden, Nachkommen des großen Mannes zu erwarten haben. So viel indeß bezeugen ſchon die vorhandenen und bekannten Urkunden, daß Boineburg der größte deutſche Staatsmann ſeiner Zeit und zugleich ein

Mann von der umfassendsten Gelehrsamkeit war, der darin seinem Lehrer und Freunde Conring wenig nachgab. Ohne Boineburgs Beistand, ohne seinen Eifer, seine patriotischen Gesinnungen und hohen Fähigkeiten, wäre es dem Churfürsten, seinem Herrn, auch nicht möglich gewesen, jene großartigen Entwürfe (in der Sprache des Zeitalters zu reden) für das Reich und die gesammte Christenheit in das Leben einzuführen. Die größten Männer des Jahrhunderts, Axel Oxenstiern und Mazarin, waren, jener sehr früh, dieser gegen den Abend seines Lebens, seine Freunde und Vertraute gewesen. Er wurde von allen großen Höfen, bei wichtigen Angelegenheiten, mit Rath und Beistand in Anspruch genommen. Bei dem Frieden zwischen Frankreich und Spanien im Jahre 1659 spielte er eine Hauptrolle, und lebte damals ein halbes Jahr in den Pyrenäen (Gruber I, 398.). Ein Zeitgenosse gab ihm den Beinamen „des Orakels von Mainz und von ganz Deutschland." — Leicht begreift man, was solche Köpfe, wie Boineburg und Leibnitz, wie groß auch der Abstand an Jahren und Erfahrung zwischen ihnen war, in Gemeinschaft und Wechselwirkung schaffen mußten.

Ich finde aber, daß Leibnitz während seiner fünfjährigen persönlichen Verbindung mit Boineburg und seines zweijährigen wirklichen Staatsdienstes in Chur-Mainz, im Ganzen drei in sich selbst bedeutende und höchst beziehungsvolle, zugleich umfassende und umfangreiche Schriften politischen Inhalts abgefaßt hat.

Die erste steht, in Ansehung der Zeitumstände, der Tendenz und der Behandlung, für sich allein und abgeschlossen da; es ist die von Leibnitz, unter dem versteckten Namen: Georgius Ulicovius Lithuanus, im Jahre 1669 herausgegebene, zu Gunsten des Candidaten um die Polnische Krone, Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg, in lateinischer Sprache, abgefaßte Schrift: Specimen Demonstrationum Politicarum etc. Leib-

nig beſchäftigte ſich ſechs Monate lang mit dieſer Arbeit, ohne alle Erwartung und Ausſicht auf Belohnung oder auf Anſtellung, nicht einmal auf Ehre und Ruhm; ſondern aus reiner Pietät gegen ſeinen Gönner, den Herrn von Boineburg, welcher auf Leibnitzens gewichtvolle, ganz eigenthümliche „Demonſtrationen" und andere, nicht weiter bekannt gewordene, Aufſätze und Arbeiten fußend, von dem großen Churfürſten in Berlin (nach Pufendorf) in Vorſchlag gebracht, als Geſandter Neuburgs hoffnungsvoll nach Pohlen ging: er würde auch, wie derſelbe Geſchichtſchreiber (Res gestae Elector. M. §. 74.) es darſtellt, durch die Kraft ſeiner Reden und die Kunſt ſeiner Unterhandlungen ſeinen Zweck erreicht haben, wäre nicht Kunſt und Geſchicklichkeit roher Gewalt diesmal unterlegen. Leibnitz warf damals noch ſeine Augen überall umher, eine feſte Anſtellung an einem Hofe zu gewinnen; ganz irrig iſt die von allen bisherigen Berichterſtattern gegebene Nachricht, der Pfalzgraf von Neuburg habe ihm eine Stelle an ſeinem Hofe, in Anerkennung ſeiner Verdienſte, angeboten: er wußte viele Jahre, als Leibnitz längſt die höchſten Würden am Hofe von Hannover erlangt hatte, nicht einmal den wahren Namen deſſen, der ihn mit allen Mitteln der Wiſſenſchaft und der Beredſamkeit ſo ſehr verherrlicht hatte. (Gruber II. 1260.)

Dieſe Schrift war alſo recht eigentlich das Meiſterſtück des jungen Staatsmanns aus der Schule Boineburgs. Wir wiſſen, daß ſie die größte Senſation unter den Partheien erregte; man rieth auf die berühmteſten Publiciſten der Zeit. Johann Böcler nennt es „ein unvergleichliches Werk," und mit Recht. Denn, abgeſehen von dem tiefern, philoſophiſch-wiſſenſchaftlichen Kern, um welchen die, gewiß ganz originelle, Entwickelung des geſchichtlichen und Gedankenſtoffes herumgelegt iſt, und abgeſehen von des Schriftſtellers Geſinnung, welche bald als warme Weltbürgerlichkeit hervorbricht, bald als objek-

tive, zu ſtarken Mißverſtändniſſen verleitende Entäußerung aller Individualität uns überraſcht, treffen wir ſchon hier auf jenen ausgezeichneten divinatoriſchen Blick, welcher zu allen Zeiten den echten Staatsmann, der, aus der Tiefe des ſich ihm erſchließenden Zuſammenhanges der Dinge, die Zukunft wie prophetiſch beſtimmt, erkennen und würdigen läßt. Leibniz war damals zwei und zwanzig Jahr alt.

Sehen die Leſer, auf das Weitere begierig, ſich jetzt in den ſämmtlichen, durch den Druck bekannt gewordenen, und theils geſammelten, theils zerſtreuten Schriften Leibnitzens um, ſo treffen ſie, iſt anders die vorhin gegebene Andeutung von drei kurz auf einander folgenden Staatsſchriften gegründet, auf eine Lücke vom Jahre 1669 bis 1679, nemlich bis zum Erſcheinen der Schrift: De jure suprematus, alſo den bedeutenden Zeitraum von zehn Jahren; — eine Lücke, ſagen wir, auf welche gegen das Ende des verfloſſenen Jahrhunderts zum erſtenmale, und zwar auf eine ganz unerwartete und ſehr überraſchende Art hingewieſen wurde. Es lohnt der Mühe, ein wenig umſtändlicher hierauf einzugehen; es wird dazu beitragen, das Intereſſe für diejenige Schrift, von welcher wir hier die erſte Nachricht und Mittheilung geben, bei den Leſern zu ſteigern.

Eberhard, der bekannte Verfaſſer einer deutſchen Synonymik und vieler philoſophiſchen und andern Schriften, darunter auch derjenigen Lebensbeſchreibung von Leibniz, welche im Pantheon der Deutſchen (im zweiten Theile) vom Jahre 1795, erſchien, und welche ſeitdem als die leſbarſte und ſpäteſte Arbeit dieſer Art, am meiſten benutzt worden zu ſein ſcheint, Eberhard alſo berührt (Seite 53 ff.) folgende merkwürdige Handlungsweiſe Leibnitzens, unmittelbar nach ſeinem Abgange von Mainz und kurz nach ſeiner Ankunft in Paris, im Jahre 1672, welche wir mit des Biographen eigenen Worten wiedergeben:

„Gleich bei seiner Ankunft befand er sich mitten unter den Zurüstungen zu dem Holländischen Kriege, der im Jahre 1672 ausbrach. Er sahe dem Kriege einer christlichen Macht mit der andern mit einem Unwillen entgegen, der seinen besondern Grund in seinen eigenen Begriffen von dem christlichen Europa, als einem durch die Religion zu einer Republik vereinigten System verbündeter Staaten hatte, und er beschloß, seinem nahen Ausbruche zuvorzukommen. Ein junger neuangekommener Fremdling faßt den kühnen Gedanken, einen großen, ehrgeizigen, eroberungssüchtigen, auf sein bisheriges Kriegsglück stolzen und von den ersten Feldherren Europa's umringten Monarchen, von einem Kriege abzubringen, indem er seinen Stolz, seine Rache und seine Eroberungssucht in gleichem Grade zu befriedigen hoffte."

„Man dürfte dieses beinahe abentheuerliche Unternehmen vielleicht mit Recht für unglaublich halten, wenn sich nicht die Urschriften seines Briefwechsels mit dem damaligen französischen Minister der auswärtigen Geschäfte auf der Bibliothek zu Hannover bis auf unsre Zeiten (nemlich damals 1795) erhalten hätten. Um den Stolz des großen Königs nicht zu beleidigen, und seiner Eroberungssucht eine reichere, so wie seiner Ruhmbegierde eine ruhmvollere, und seiner Andächtelei eine verdienstlichere Laufbahn zu zeigen, sucht er seinem Unternehmungsgeiste eine noch romanhaftere Richtung zu geben, indem er ihm die Eroberung von Aegypten, als ein rühmlicheres, leichteres, verdienstlicheres und gewinnvolleres Werk seiner sieggewohnten Waffen vorschlägt. Dieser Vorschlag fand, wie der Erfolg gelehrt hat, kein Gehör; er wurde indessen gütig aufgenommen und verbindlich abgewiesen (!). Eine kurze Erwähnung desselben darf aber in einer Schilderung des Leibnitzischen Geistes, die aus den treffendsten Zügen zusammen-

geſetzt ſein ſoll, nicht übergangen werden, und es iſt zu verwundern, daß man ihn in allen bisherigen Lebensbeſchreibungen vergebens ſucht."

„So wenig Glück indeß dieſer Ruhm und ſonderbare Schritt des deutſchen Gelehrten gemacht hatte, ſo diente er doch gewiß dazu, allgemeine Aufmerkſamkeit einer Nation auf einen jungen Fremdling zu ziehen, die das Außerordentliche liebt, ſich für Geiſt und Muth ſo leicht begeiſtert, und deren Eigenliebe gegen das Intereſſe der Fremden für ihre Größe und für ihren Ruhm ſo dankbar iſt." — — So weit Eberhard.

Seitdem dieſe Worte gedruckt ſind, verfloſſen über vierzig Jahre, ohne daß ein deutſcher Schriftſteller ſich der Ehre und des guten Rufes des großen Leibnitz, welcher der Stolz unſerer Nation heißt, angenommen hätte. Denn, um Eberhard zu übergehen, welcher einmal unberufen unſern Leibnitz in das „Pantheon der Deutſchen" zu ſtellen übernahm: hätte man den angeblichen, unter dem Texte glücklicherweiſe beigebrachten, franzöſiſchen Brief des Miniſters Arnaud de Pomponne an Leibnitz, welcher, aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Hannover, Eberhard mitgetheilt worden war, ein wenig aufmerkſam durchgeleſen, ſo hätte man eine, iſolirte und unbeſtimmte zwar, doch weiterführende Spur zur Auflöſung der ſchrecklichſten Verwirrung und der ſchreiendſten Widerſprüche gehabt, wodurch jemals das ehrwürdige Bild eines der größten Menſchen bis zur Unkenntlichkeit verunſtaltet worden.

Dieſer Brief des Miniſters Pomponne, vom 12. Febr. 1672, auf welchen wir die Leſer (an dem angezeigten Orte S. 56—57.) verweiſen, iſt nemlich gar nicht an Leibnitz gerichtet; denn der Miniſter ſchreibt im Verfolge ſeines Briefes, (den Empfänger vorläufig dahin geſtellt): — — Comme l'Auteur s'est reservé (aussi que vous le marqués) de s'en pouvoir déclarer luy même, Sa Mté verra volontiers les ouvertures, qu'il aurait à faire, soit qu'il

veuille venir ici pour s'en expliquer, soit qu'il le veuille faire par telle autre voye, que vous jugeriés à propos." — — Dieſer „Auteur" ſollte Leibnitz ſein — und dann wiederum den Auteur nach Paris ſchicken! Er ſollte zugleich in Paris und nicht in Paris ſein! . . . . . Welche Verwirrung! —

Wir wollen jetzt das Endergebniß unſerer Forſchungen über dieſen Gegenſtand in Kürze hieher, und der Eberhardſchen Darſtellung gegenüber ſtellen; die Momente dieſer zum Theil verwickelten Unterſuchung und den vollſtändigen Beweis müſſen wir aber bis auf eine paſſendere Gelegenheit ausſetzen. Wir hätten lieber dieſen ganzen Umſtand, der ſich unſerem eigentlichen Gegenſtande in den Weg zu ſtellen ſcheint, umgangen: allein was ſollten und könnten die Leſer von dem politiſchen Entwurfe eines jungen Mannes billig erwarten, welcher noch zwei Jahre ſpäter — ein Staatsmann! — ſich ſo weit verirrt hätte „ein junger neu angekommener Fremdling," ohne Auftrag und Beruf, einen großen König von einem Kriege, welcher vor der Thür war, „abbringen" zu wollen? ein Unternehmen, welches jener Schriftſteller ſchon als „abentheuerlich" und „unglaublich" gezeichnet hat? —

Der Brief des franzöſiſchen Miniſters war an keinen andern, als an den Churmainziſchen Miniſter von Boineburg gerichtet; und Leibnitz war es in der That, welcher auf den Wunſch des Königs Ludwig ſelbſt, in dieſem Briefe, mittelbar, die Einladung erhielt, in Perſon nach Paris zu kommen, und zu dem Vorſchlage einer Expedition nach Aegypten, welcher von ihm von Mainz ausgegangen war, die näheren Wege und Mittel anzugeben. Nicht genug. Der Churfürſt von Mainz, Johann Philipp, ſelbſt, hatte dieſe Angelegenheit zu der ſeinigen gemacht; und die Ehre eines ſolchen Entwurfes war den drei Männern, dem Fürſten, ſeinem Miniſter Boineburg und dem jungen

Leibnitz, in verſchiedenem Verhältniſſe zwar, doch der Sache nach, gemeinſchaftlich.

Weiter dürfen wir für unſern Zweck nicht gehen. Höchſtens verdient dieſer Umſtand angemerkt zu werden, daß die in allen bisherigen Biographien und den Geſchichtsbüchern der Philoſophie, bei dem Jahre 1672, gegebene Nachricht: Leibnitz ſei als Hofmeiſter des Sohnes des Herrn von Boineburg nach Paris gegangen, ganz irrig iſt. Jener junge Mann begab ſich, urkundlich, erſt dann nach Paris, als Leibnitz über ein halbes Jahr bereits dort geweſen. Man bedurfte eines Grundes zu der Reiſe; und Leibnitz ſelbſt wird ſich, aus begreiflichen Urſachen, die wahren Gründe ſeiner franzöſiſchen Reiſe öffentlich werden zu laſſen, gehütet haben.

Dieſes Memoire vom Jahre 1672 oder Ende 1671 würde demnach die letzte und dritte von den politiſchen Schriften bilden, welche Leibnitz zu Mainz ausgearbeitet; denn er ging nicht wieder nach Mainz zurück.

Und die mittlere und zweite dieſer Schriften? Sie iſt ſchon im Allgemeinen von uns berührt, und wird uns jetzt ausſchließlich beſchäftigen. Ich rede nemlich von einem in Hannover befindlichen Manuſcripte Leibnitzens in deutſcher Sprache, aus zwei Theilen beſtehend, welche zuſammen in der Abſchrift gegen 40 Bogen betragen, davon der erſte Theil, nach Leibnitzens eigenhändiger Randbemerkung, von ihm im Bade Schwalbach in drei Tagen, nemlich den 6. 7. und 8. Auguſt 1670, in Anweſenheit Boineburgs, verfaßt; der andere Theil aber von ihm zu Mainz, den 24. November deſſelben Jahres, angefangen iſt. Beide Theile bilden jedoch ein Werk, ſind der Ausführung einer Idee gewidmet, und die von Leibnitz gemachte Ueberſchrift des Ganzen lautet:

„Bedenken, welchergeſtalt Securitas publica interna et externa und status praesens im Reich jetzigen Umſtänden nach auf feſten Fuß zu ſtellen."

Dieſe Schrift hat in Bezug auf Leibnitz eine unendlich hohe Bedeutung für uns, zugleich aber auch vor der, ihr der Zeit nach vorhergehenden, Schrift, welche polniſchen, und vor der ſpätern, welche franzöſiſchen Intereſſen gewidmet iſt, den Vorzug, daß die Wohlfahrt, die Ehre und der Ruhm Deutſchlands zum Gegenſtande der darin niedergelegten Meditationen und Entwürfe dienen, und daß dieſe Meditationen, ganz dem Gegenſtande angemeſſen, in der Mutterſprache des Verfaſſers ausgeſprochen worden. Durch ſie allein würde jetzt mit vollem Rechte Leibnitz in die Reihe der deutſchen Schriftſteller eingeführt werden, und der eifernde Dichter der Meſſiade wurde nun die bannende Formel: „Selbſt Leibnitz, wenn er wieder käme ....“ (m. ſ. die deutſche Gelehrten-Republik von Klopſtock) triumphirend aufheben. Leibnitzens „Bedenken“ wird gleich wichtig für die allgemeine Geſchichte Deutſchland's und Europa's, wie für die Geſchichte der National-Literatur und deutſchen Proſa werden, welche gerade um das Jahr 1670, nicht ohne Rückwirkung auf die Sprachentwickelung ſelbſt, eine eigenthümliche und bekannte Wendung eingeſchlagen hat. Doch hier, wo wir überdies nur einzelne Stellen, als Auszüge daraus, in die Erzählung zu verweben veranlaßt ſein werden, hier laſſen wir dieſen, nemlich den literar-hiſtoriſchen und linguiſtiſchen Geſichtspunkt, um ſo lieber fallen, als wir in Kurzem, in einer bereits eingeleiteten Herausgabe der vorhandenen, aus den Handſchriften vervollſtändigten, deutſchen Schriften von Leibnitz, in welcher, ſchon chronologiſch, gegenwärtiges „Bedenken“ die erſte Stelle einnehmen wird, dieſen Geſichtspunkt wieder aufzunehmen, und das Verhältniß Leibnitzens zur deutſchen Literatur aus der mannigfaltigen Beſchaffenheit und dem Zuſammenhange aller uns zu Gebote ſtehenden Quellen zu erörtern Gelegenheit haben werden.

Es wird also, um den geschichtlichen Faden wieder aufzunehmen, es wird, hoffen wir, keinen, welcher mit Interesse uns gefolgt ist, die Kunde dieser, bisher unbekannt gebliebenen politischen, Schrift von so vielversprechendem Titel, auch nur entfernt in solcher Weise überrascht haben, als die Kunde von jener, an die Französische Regierung gerichteten Staatsschrift, Eberhard überrascht hat; — vielmehr wird ihr besonderer und eigenthümlicher Inhalt, werden Leibniz's Ideen und konkrete Vorschläge, des Deutschen Reiches Integrität und öffentliche Ruhe nach Außen und im Innern sicher zu stellen und dem immer tiefer verfallenden, unförmlichen Staatskörper neue Lebenskraft einzuhauchen, in einem natürlichen, ja nothwendigen Zusammenhange mit der Gesammtheit der Tendenzen und Bewegungen der Zeit, uns erscheinen. Diese Bestrebungen in der innern und äußern Politik des deutschen Reichs trafen, wie wir wissen, an dem Sitze jenes großherzigen Fürsten, Johann Philipp, wie in einem gemeinsamen Mittelpunkte zusammen: alle Kräfte strebten hier ihre Ausgleichung zu erreichen, und die geistige, intellectuelle sowohl als moralische Macht, welche sich, in einem der wichtigsten welthistorischen Momente, damals an dem Hofe von Mainz koncentrirte, wählte den Geist Leibnitzens zu dem ihrer würdigen Organe. — Ein Blick auf die politische Lage Deutschlands im Jahre 1670 wird uns für das unmittelbare Verständniß des Leibnitzischen Entwurfs hinlänglich vorbereiten.

Die Stiftung des Rheinbundes war nicht fähig gewesen, den Einbruch des französischen Heeres in die Niederlande (1667) zu hindern; der Churfürst von Mainz sah mit tiefem Schmerz den Frieden Europa's, von welchem der Friede Deutschlands sich nicht absondern ließ, erschüttert; er sah das Werk, worauf er so stolz war, den Pyrenäischen Frieden, zerstört, und ahnete viel Schlimmeres. Er strebte damals, wiewohl vergebens, den Vorstellungen des spanischen Ministers nachgebend, Frankreich

mit Spanien noch auszuſöhnen (Schmid a. a. O. S. 10.); ebenſo erfolglos, als er einige Jahre vorher (1668) den, um ein Jahrhundert zu früh gekommenen, Plan entworfen hatte und ausführen wollte, den Frieden Europa's durch ewige Freundſchaft zwiſchen Oeſterreich und Frankreich ſicher zu ſtellen (Ebend. 126.). Jetzt hatte ſich zwar, um den Frieden zu Aachen (zur einſtweiligen Demüthigung und Beſchränkung Frankreichs) zu bewirken, die berühmte Tripelallianz (zwiſchen Holland, England und Schweden) gebildet und dieſer dauerte im Jahre 1670 noch fort: allein durch Frankreichs eifrigſte Bemühungen war ſie damals, ſowohl engliſcher als ſchwediſcher Seits, untergraben, und Holland auf ſich ſelbſt angewieſen. Der holländiſche Rathspenſionär ſuchte, ein Unglück vorausſehend, neue Bündniſſe in Deutſchland, beim Kaiſer, beim großen Churfürſten, endlich beim Churfürſten von Mainz, doch ohne Erfolg. (Van Kampen, Geſchichte der Niederlande. 18.I.I. 221.). Deutſchland war durch Partheiungen zerriſſen, daher ohne Einheit des Willens und der Kraft. Das Haupthinderniß lag aber an den tiefwurzelnden Schäden der Verfaſſung der deutſchen Republik.

Da trat mit der franzöſiſchen Beſetzung des Herzogthums Lothringen, im Herbſte 1670, eine kritiſche Wendung ein.

Leibnitz — ich nenne ihn allein, obſchon der Geſchichtſchreiber zugleich den Churfürſten und Peineburg nennen müßte — Leibnitz hat nun dieſer, am Hofe vorausgeſehenen Wendung der Dinge zum Nachtheile der Sicherheit und der Ruhe Deutſchlands, zuvorkommen wollen; und er entwarf zu dem Zwecke die Idee eines neuen deutſchen Bündniſſes, welches im erſten Theile ſeiner Schrift ausgeführt iſt.

Nach dem Eintreten dieſes Ereigniſſes blieb Leibnitz beharrlich bei ſeinem, zwar durch die Umſtände modifizirten, doch nicht umgeſtoßenen Plane; er ſetzte ſich aber die beſondere Aufgabe, durch eine Auseinanderſetzung der ſtatiſtiſchen Verhält-

niſſe Frankreichs, in Bezug auf ſeine naturgemaßen, nach ihrer Entwickelung ſich drängenden, Intereſſen und moraliſchen Kräfte, den vollſtändigen Beweis zu führen: daß der Krieg, den Frankreich jetzt im Schilde führe, keiner andern Macht, als den Staaten von Holland, gelten werde und müſſe. Dies macht den Hauptinhalt des zweiten Theiles aus. *) —

Leibnitz beginnt:

— „Das Römiſche Reich iſt ein Land, ſo vor ſich ſelbſt beſtehet, und deſſen Macht iſt, glückſelig zu ſein, wenn es will. Denn es weder dem Lande an Leuten zu Beſchützung, noch den Leuten an Land zur Unterhaltung mangelt. Die Leute ſind herzhaft und verſtändig, das Land greß und fruchtbar genugſam, alſo daß die Menge der Waaren der Kunſt und Verſtand, die Kunſt zu verarbeiten und Menge zu verführen den Waaren nicht weichet."

„Gleichwohl aber giebt nichts deſto weniger die tägliche Erfahrung, daß Teutſchland oder, welches ich anjetzo für eins nehme, das Römiſche Reich bei weitem nicht in ſolchem Flor und Stande ſei, als zu ſein in ſeinen Kräften iſt. Denn der Schade zu geſchweigen, ſo es in dieſem letzten Kriege gelitten, den nichts als die Zeit verbeſſern kann, ſo ſind doch gleichwohl auch der Mangel viel, die ein greßes Theil unſers Uebelſtandes machen, und wir Niemand anders, als uns ſelbſt zu danken."

„Solche ſind nun unzählig und mit wenig Worten nicht zu begreifen. Die Urſprünge und Quellen aber laſſen ſich vielleicht ehe erforſchen und, da man anders endlich einmal erwachen, der Sache mehr als ebenbin nachdenken, und einen rechten Eifer zu Vollſtreckung guter Concepte bringen will, auch verbeſſentlich mit Gottes Hülfe gründlich ſtopfen."

*) Als Leibnitz dieſe merkwürdige Schrift verfaßte, war er erſt einige Monate im wirklichen Staatsdienſte von Churmainz, als Canzlei Reviſionsrath.

„Gleichwie aber der methodus medendi erfordert, denen symptomatibus vor allen Dingen zu begegnen, ſo die gründliche Cur nicht erwarten dürften, ſondern dem Patienten den Garaus unverſehens machen könnten, ſo iſt auch hier in dieſer politiſchen Cur für allen Dingen auf die preſſirende, nähere und gleichſam übern Kopf ſchwebende Hauptgefahrlichkeiten allererſte zu denken."

„Dieſe ſind nicht etwa die übel eingerichteten Commercien und Manufacturen, das grundverderbte Münzweſen, die Ungewißheit der Rechte und Saumſeligkeit der Proceſſe, die nichtswürdige Erziehung und unzeitige Reiſen unſrer Jugend, der überhand genommene Indifferentismus cum in fidei, tum in moralibus et politicis rebus, und der ſolglich einreißende Atheismus; die gleichſam mit einer fremden Peſt angeſteckte Sitten, der Religion verbitterte Zwiſtigkeiten: welche Stücke zuſammengenommen uns zwar langſam ſchwächen und, wenn wir uns nicht bei Zeiten entgegenſetzen, endlich unfehlbar ruiniren, nicht aber verhoffentlich alſobald übern Haufen werfen können."

„Was unſre Republik aber auf einmal ſtürzen kann, iſt ein innerlicher oder äußerlicher Hauptkrieg, dagegen wir ganz blind, ſchläfrig, bloß, offen, zertheilt, unbewehrt, und nothwendig entweder des Feindes oder, weil wir bei jetziger Anſtalt ſolchem ſelbſt nicht gewachſen, des Beſchützers Raub ſein." —

Mit dieſem Ueberblick der innern Zuſtände im deutſchen Reiche leitet Leibnitz unmittelbar in den eigentlichen Kern aller folgenden Betrachtungen und Verhandlungen ein: es giebt nur eine Cur, auf das eine Hauptübel berechnet, welche aber „gleichwohl ſo beſchaffen, daß ſie den andern Mängeln allen wider fernere Einreißung einen Riegel vorſchieben, ja zur völligen Austilgung der Krankheit, ſo aller dieſer Zufälle Mutter iſt, einen Grund legen kann" — und ſie beſteht: in der Feſtſtellung und Verbürgung der Sicherheit des Staates.

Worauf kommt es hier hauptſächlich an? Der Verfaſſer

thut dar, daß auf dem hergebrachten Wege der Verfaſſung, bei den obwaltenden Zuſtänden und den Verhältniſſen der Stände zum Reiche, dieſe Sicherheit nicht bewerkſtelligt und erhalten werden könne. „Es ziehen aber dieſe Worte ein Groſſes nach ſich, und wird durch bloße Reichsverfaſſung und ſtets währende Miliz, wo nicht anderswo auch geholfen, nicht feſtgeſtellt." Dieſe Mängel werden nun im Beſondern, in finanzieller und militäriſcher Hinſicht, von Leibnitz beleuchtet, und die Bedürfniſſe der Gegenwart aus der organiſchen Beſchaffenheit des Staates ſelbſt abgeleitet. Angenommen nemlich, die Kontingente der Stände ſeien beſtändig unter einem Haupte oder Direktorium zu gemeinſchaftlicher Wirkſamkeit und Thätigkeit vereiniat, ſo fragt es ſich, wie ein ſolches Direktorium des Reichs eingerichtet ſein, woher es die Mittel zu ſeiner eigenen und der Truppen Verpflegung nehmen ſollte? „Denn das Reich ſoll eine Persona civilis ſein. Gleichwie aber in einer Persona naturali oder menſchlichem Leibe ſich die Spiritus, das Blut und die Glieder finden, alſo iſt in der persona civili ein perpetuum consilium, welches den Verſtand, ein perpetuum aerarium, welches Geblut und Adern, ein perpetuus miles, welcher die Glieder repräſentirt, vonnethen. Und gleichwie die Glieder von dem Blut ſich nähren, das Blut ohne der spirituum Bewegung ſich nicht reget, alſo kann der perpetuus miles ohne ſtets währendes aerarium nicht verpfleget, das aerarium ſowohl als miles, sine consilio perpetuo in ordentlicher Bewegung nicht erhalten oder redigirt werden." Ein ſolches Direktorium, wenn es ſich, etwa als ein immerwährender Reichstag oder Deputation verwirklichte, würde weſentlich umgeſtaltend in die beſtehende Verfaſſung des Reichs eingreifen; die Churfürſten und die Fürſten aber würden mit verſtärkter, gegenſeitiger Eiferſucht gegen einander auftreten; und endlich ſeien alle Stände der bloßen Comitien herzlich müde. „Es iſt auch ein gutes Theil

der Legaten des Contradicirens, Litigirens, Schulmeiſtrirens ſo gewohnt, daß ſie auch in den geringſten Sachen nicht wohl eins werden können." Wie ſchädlich erweiſet ſich überdieß der verſteckte Einfluß der mächtigeren Stände, und das Mißtrauen ſo Vieler gegen die Abſichten des Hauſes Oeſterreich; und, mehr als alles, der Mangel an Vaterlandsliebe bei den Ständen. „Denn, welches ſonderlich zu bedauern, nicht wenig Stände im trüben Waſſer fiſchen, des Reichs Zerrüttung gerne ſehen, eine richtige Juſtiz, eine prompte Exekution wie das Feuer ſcheuen, hingegen gegenwärtige Confuſion lieben, darin jeder Factiones machen, ſeinen Gegentheil aufhalten, Urtheil und Recht eludiren, an Fremde ſich hängen, und ohne Verantwortung leben kann, wie er will." Wo nicht öffentliche Noth, wie ein Türkenkrieg, eintrete, ſei an eine Einheit auch nicht zu denken. —

„Soll denn aber gleichwohl" wirft jetzt Leibniz die Frage auf, „ſolcher Hinderniſſen wegen der ſo wichtige punctus securitatis publicae, daran des Reichs Wohlfahrt hänget, unerörtert bleiben? Mit nichten. Und würden wir bei der Poſterität dieſe ſchändliche Nachläßigkeit nicht verantworten können. Iſt derowegen auf andere Mittel zu denken nöthig, durch welche ohne Commovirung der Comitien, ohne Aenderung der äußerlichen Form der Republik, sine strepitu ac pompa, consiliorum optimorum peraitrice, gleichſam mit halbem Winde, obliquatis velis, dahin zu gelangen, wozu man recto cursu, mit vollen Segeln auf öffentlichem Reichstag nicht kommen kann."

Und nun ſtellt Leibniz den Begriff eines neuen deutſchen Bündniſſes auf, welches nicht minder ſelbſtändig und eigenthümlich gegen die, dem Namen nach, noch beſtehende Tripelallianz, als gegen den bereits aufgelöſten Rheiniſchen Bund ſich verhalten ſolle. Der Begründung und Ausführung dieſes Gedankens diente alles Bisherige nur zur Einleitung

und Voraussetzung. „Demnach sind, (heißt es) mit Verstand und Ansehen begabte, in der deutschen Republik versirte Leute in die Gedanken gerathen, daß durch kein einzig Mittel, als eine wohlformirte, beständige Allianz, Teutschland wider innerliche Unruhe und äußerliche, mehr und mehr ein gefährliches Ansehen gewinnende, Macht in Sicherheit beständig zu setzen" — „eine Particularunion, (heißt es weiter) gewisser considerabeln, der Gefahr nächsten, oder des Reichs Angelegenheiten sich für andern annehmenden Stände," mit einem Worte: „eine Allianz."

Nur die äußersten Linien des von Leibnitz weiter ausgeführten Werkes können wir ferner andeuten. Zunächst wird nachgewiesen, daß es zum offenbaren Nachtheile des Reiches und einzelner Stände im Besondern, ausschlagen würde, wollte man sich der Tripelallianz, obschon man in mehreren wesentlichen Zwecken, als der Garantie des Friedens und Niederhaltung der anwachsenden Macht und Ansprüche Frankreichs, mit ihr übereinkomme, anschließen. Nothwendig sei es, daß das Haus Oesterreich dem zu gestaltendem Corpus sich einverleibe, obwohl der Kaiser als solcher über diese neue Liga ebenso unabhängig stehen müßte, als es bei der Liga im dreißigjährigen Kriege der Fall gewesen. Alsdann aber sei um so nothwendiger, daß die hinzutretenden Stände — es sollte und müßte sich aber kein Stand ausschließen — eine gleiche Theilnahme bewiesen. „Wäre sonst wie in den Fabeln Aesopi, da der Löwe mit dem Wolf, Fuchs und Esel eine Societät, zu jagen, anstellete." Jetzt stellt Leibnitz leitende Regeln auf, er steckt die nothwendigen Grenzen ab, innerhalb welcher die neue politische Schöpfung sich bewegen müßte. Erstlich müßte diese Allianz, in ihrem Unterschiede von der Tripelallianz, sich streng auf die Garantie des Friedens und der Sicherheit Deutschlands beschränken; ironisch heißt es: „Offen, sage ich

ich, denn so die Wahrheit zu bekennen, kein Mensch außer dem Reiche von uns defendiret zu werden, hoffet oder begehret;" dagegen weiterhin mit aufmunterndem Ernst: „Allein lasset uns erst vor uns in eine beständige, considerable Postur und außer allen Schein der Partheilichkeit setzen, so werden alle Potentaten, auch so bisher oftmals unsere Mediationes und Interpositiones verlachten, wohl eine andere Reflexion auf uns machen müssen." Zweitens dürfe durch die neue Allianz keine Spaltung, noch Trennung im Reiche erzeugt werden; es würde alsdann „gerade das Widerspiel, nämlich eine innerliche Unruhe, so dem äußerlichen Anfalle Thür und Thor öffnet," erfolgen. „Es hat nie so schlecht gestanden, und hänget gewißlich das Corpus Imperii anjetzo kaum mit einem seidenen Faden zusammen, also daß wir uns ein wenig bewegen dürften, ihn zu zerreißen." — „Andere Mächte, ja wohl selbst Reichsglieder freuen sich, daß kein Flicken an der Form unserer Republik geholfen, und hoffen, vom einfallenden Haus gute Stücken zu erwischen, etwas Neues damit zu bauen, und warten daher auf Gelegenheit noch einen guten Stoß, doch also, daß man ihnen die Schuld nicht geben könne, daran zu thun." Die Folge solcher Spaltung würde dann eine mächtige Gegenallianz im Reiche selbst sein. Mainz aber würde seiner geographischen Lage wegen, dadurch am schwersten gefährdet werden.

Ein Hauptkunstgriff der Diplomatie würde und müßte nächstdem darin bestehen, diejenigen Stände, welche sich offen antitriplisch zeigten, in diese neue Allianz hinein zu locken. Einige von diesen Ständen zeigten sich geradezu französisch gesinnt, während andere eifersüchtig wären auf Frankreichs Fortschritte und Bewegung, namentlich gegen den Burgundischen Kreis hin: — „daß sie aber unterdessen den Nutzen annehmen, und durch die Finger sehen, kommt daher, weil sie meinen, es werden sich doch wohl Leute finden, die Frankreich

gewachsen sein, und seine Pro[illegible]us hindern würden; gleich wie — doch solches ohne Je[illegible]ndes Beschimpfung, nur zur Erklärung der Sache beizu[illegible]gen — Judas nicht zweifelte, Christus würde, seines Verraths ungeachtet, den Juden wohl entwischen; unterdessen, meinte er, bliebe ihm das Geld. Wenn aber alle so dächten, wäre das Vaterland verloren, und indem einer des andern erwartete, käme Niemand." — Es müßten auch, um Bestechungen von Seiten Frankreichs zuvorzukommen, alle Mitglieder und ihre Diener eidlich dagegen in Pflicht genommen werden. „Anfangs aber muß man soviel möglich gelind gehen, und nicht mit Knitteln unter die Vögel werfen."

Die dritte Regel endlich ist, daß durch die neue Allianz Frankreich nicht zum Feinde gemacht, vielmehr so gestimmt werde, daß es sogar seine Anhänger gern als Mitglieder der Allianz sehe. Dieser Gedanke wird mit größter Umsicht und Feinheit als zweckmäßig, aber auch ausführbar, entwickelt; er ist gewissermaßen der Nerv des ganzen Entwurfs; wir finden darin die beste Rechtfertigung der so oft und rücksichtslos angegriffenen Politik des Churfürsten von Mainz. — „Hingegen ist gewiß, und ein bewährter Staatsstreich, daß Frankreich nicht besser zurückzuhalten, als wenn diejenigen mit ihm Freundschaft halten, die ihm am nächsten sein. Denn ihm dadurch alle Gelegenheit, sie anzugreifen, und per consequens weiter zu avanciren, benommen; unterdessen müssen ebendieselben doch unvermerkt Andre ihm auf'n Hals zu hetzen suchen. Dahingegen wenn man's nicht thut, per antiperistasin andere Entlegene sich desto mehr zu ihm schlagen, dadurch er doppelten Nutzen hat: daß er die zu seinen Feinden hat, denen er schaden kann, und daß er die zu Freunden hat, denen er nicht schaden kann; welches alles vermieden würde, wofern die neue Allianz so subtil eingerichtet, daß hiebei Frankreich nicht die geringste Ombrage schöpfen kann."

Die Nachtheile werden alsdann umständlich erwogen, welche dieser Allianz durch einen direkten Anschluß an die Tripelallianz, und namentlich an Holland „als Heber und Leger dieses Werks" erwachsen müßten: — „Es können ja wohl die Bauern greifen, daß Frankreich und Holland so viel als öffentliche Feinde sein, und nichts als ein Schwert das andere in der Scheide hält. Hierin sich mischen, ist so viel, als in aufgezuckte Schwerter greifen, zwischen Thür und Angel sich stecken, und ohne Noth einen mächtigen Herren irritiren, der auf einmal uns überschwemmen, da hingegen der andere sich ohne uns beschützen uns aber nicht helfen kann." —

Die Tripelallianz werde ihnen nichts helfen; am wenigsten, wenn Frankreich ohnehin das Reich in Frieden ließe. Sollte das Reich jedoch angegriffen werden, so seien nur drei Fälle denkbar: Frankreich greife entweder den Burgundischen Kreis, oder Lothringen, oder den Rheinstrom, an. Diese Fälle werden von Leibnitz bedacht und umständlich durchgesprochen. Am längsten bleibt er bei der Betrachtung der Lage Lothringens stehn. Er zeigt im Verfolge, wie die Tripelallianz innerlich so gut als aufgelöst; endlich, wie kritisch die Lage Hollands sei. „Die Tripelallianz an sich selbst stehet gewiß, vel partium ipsarum confessione, auf so starken Füßen nicht. Wie sehr hat sich Holland ob Madamen *) Reise entsetzet; wie hat man gefürchtet, eine Weibsperson möchte ein scilicet so starkes Band zerreißen? Und sie ist auch gewißlich vor die lange Weile gekommen, die schottischen auf'n Bäumen wachsenden Gänse zu fangen?" — Und bald darauf: „Wie leicht wacht in den Gemüthern der Englischen Nation auf der übelbegrabene, frische, unsägliche Schmerzen, den sie im Holländischen Kriege empfunden. Nulla voluptas ultione dulcior. Sollte nun eine neue Ruptur zwischen

*) Die Herzogin von Orleans, Karls II. Schwester, ist gemein

England und Holland entſtehen, würde man wohl der Tripelallianz gute Nacht ſagen müſſen." Wir übergehen, was zunächſt über Schweden ausgeführt wird. Endlich, ſich dem Hauſe Oeſterreich zu ergeben, ſcheint dem Verfaſſer ſehr bedenklich: — — „und wie, wann Spanien oder das geſammte Haus Oeſterreich ſich mit Frankreich einmal vertragen ſollte, würden ſie uns, als inermes, nicht unter ſich theilen?" —

Frankreich ſelbſt müſſe über den wahren Zweck der neuen Allianz unter einem ähnlichen Vorwande getäuſcht werden, als bei der Errichtung des Rheiniſchen Bundes gebraucht worden, welcher, „wenn er in etlichen wenig Stücken verbeſſert geweſen, ſo aber die damaligen Zeiten nicht anders gelitten, endlich zu einem ſolchen foedere, wie das jetzige projektirt wird, gedeihen können." — „Ebenmäßig muß man jetzt einen neuen Prätext vom Zaun zu brechen wiſſen, und finde ich keinen beſſern, als daß man mit Frankreich ſelbſt communicire, maßmaßen man ein wenig Furcht wegen der gar zu glücklichen Progreſſen der Kaiſerlichen in Ungarn geſchöpft; die Sachen ſeien in einen andern Stand gerathen, dies augmentum virium Caesarearum ſei gar zu groß und könne mit Stillſchweigen nicht übergangen werden." — Hier kommt die drohende Gefährlichkeit eines Bündniſſes von Oeſterreich mit dem Könige von Polen, eines Piaſten, zur Sprache. Sich durch die Perſönlichkeit des zur Ruhe geneigten, jungen Kaiſers täuſchen zu laſſen, wäre bedenklich. Mit dieſen und ähnlichen Scheingründen würden Frankreich, ſo wie die franzöſiſch oder anti-öſterreichiſch geſinnten deutſchen Stände beſchwichtigt werden.

„Kaiſerlicher Majeſtät aber muß die Sache, wie ſie an ihr ſelbſt iſt, vorgeſtellt, und repräſentirt werden: daß die franzöſiſche Gefahr je mehr und mehr auf'n Hals dringe und näher komme; dagegen ſei man in keiner Verfaſſung. Die franzöſiſche Faktion in Deutſchland habe

spem securitatis Imperii in Comitiis solide stabiliendae faſt zu nichte gemacht. Man müſste ein Fechterſtücklein brauchen und dem Feinde eedendo Abbruch thun. Weil nun in Comitiis res desperata, müſste securitas durch eine wohlformirte Allianz ſtabilirt werden; und könne Frankreich dieſen modum procedendi nicht improbiren, als dazu es bei Aufrichtung des Rheiniſchen ſelbſt gut Exempel geben. Dieſe Allianz aber müſste ſich ihrer wahren Intention nicht merken laſſen, damit ſie nicht alsbald direkte von der franzöſiſchen Faktion impugnirt werde, und in ihrer Blüthe verdorre. Daher auch anfangs weder des Burgundiſchen Kreiſes, noch der Tripelallianz einige Meldung geſchehen müſſe, bis das Corpus formirt und eingerichtet, welches verhoffentlich im erſten Jahr ziemlich geſchehen könnte. Es müſste aber ferner mit kaiſerlicher Majeſtät ſowohl, als anderen Ständen de modo concipiendi foederis conferirt, eines jeden vernünftige Erinnerungen in Acht genommen, und eine den Meiſten gefallende Harmonie herausgebracht werden."

In dem Folgenden wird der Entwurf der Allianz nach allen möglichen Beziehungen im Einzelnen ausgeführt, und zum Schluſſe nimmt Leibnitz die allgemeinen patriotiſchen Betrachtungen, von welchen er ausgegangen, wieder auf, und erhebt ſich von dieſen Ideen zu wahrhaft prophetiſchen Anſchauungen und Ahndungen. Des einen Umſtands erwähnen wir noch: in Religionsſachen hätte die Allianz ſich nicht zu miſchen, wie denn auch die Religion der eintretenden Mitglieder in gar keinen Betracht zu ziehen wäre: alle Intereſſen ſollten hier dem vaterländiſchen und dem allgemein-chriſtlichen Intereſſe ſich unterordnen.

„Gewiſslich, wer ſein Gemüth etwas höher ſchwinget, und gleichſam mit einem Blick den Zuſtand von Europa durchgehet, wird mir Beifall geben, daſs dieſe Allianz eines von den nützlichſten Vorhaben ſei, ſo jemals zum allgemeinen

Beſten der Chriſtenheit im Werk geweſen. Das Reich iſt das Hauptglied, Deutſchland das Mittel von Europa. Deutſchland iſt vor dieſen allen ſeinen Nachbarn ein Schrecken geweſen; jetzt ſind durch ſeine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachſen. Deutſchland iſt das pomum Eridos, wie anfangs Griechenland, hernach Italien. Deutſchland iſt der Ball, den einander zugeworfen, die um die Monarchie geſpielt; Deutſchland iſt der Kampfplatz, darauf man um die Meiſterſchaft von Europa gefochten. Kürzlich, Deutſchland, wird nicht aufhören, ſeines und fremden Blutvergießens Materie zu ſein, bis es aufgewacht, ſich recolligirt, ſich vereinigt und allen procis die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeſchnitten."

„Alsdann werden unſre Sachen ein ander Ausſehen haben. Man wird allmählig eine Civilperſon und Form im Reich wahrnehmen, an der beiderſeits projektirten Monarchie verzweifeln; ganz Europa wird ſich zur Ruhe begeben, in ſich ſelbſt zu wühlen aufhören, und die Augen dahin werfen, wo ſo viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichthum, mit gutem Gewiſſen, auf eine Gott angenehme Weiſe, zu erjagen. Es wird ſich ein ander Streit erheben, nicht wie einer dem andern das Seinige abdringen, ſondern wer am allermeiſten dem Erbfeind, den Barbaren, den Ungläubigen, abgewinnen, und nicht allein ſein, ſondern auch Chriſti Reich erweitern könne."

„Was placken wir uns hier' um eine Hand voll Erden, die uns ſo viel Chriſtenblut zu ſtehen kömmt?

Heu quantum terrae potuit pelagique parari
Hac quam civiles fudernnt sanguine dextrae! *)

Wenn Schweden und Polen die Macht, die ſie gegen einander geführt, auf die Barbaren gewendet: ſollte nicht jener bis in Severien, dieſer bis in Tauricam, gedrungen ſein?

*) Lucan.

Und gewißlich, wir wollen von beiden jungen Königen etwas dergleichen hoffen, wenn der eine seiner schon in der Kindheit herfürleuchtenden Gemüthsgaben, der andere seiner ihm, durch göttliche Providenz wunderlich in die Hand gegebene, Macht zu brauchen anfangen werden. Und was kann sich besser zu diesen Gedanken schicken, denn der jetzige so glückliche, unverhoffte Succeß des Kaisers in Ungarn, damit ihm Gott gezeiget, wohin er seine Waffen wenden sollte. Sollten nun Kaiser, Pohlen, Schweden auf einer Seite, paralellis lineis, auf die Babaren gehen, und die Pomoeria der Christenheit zu erweitern suchen; der Kaiser und Pohlen auf die Türken, Muscau auf die Tartaren mit Ernst dringen, und keiner in andere Consilia vertieft sein, oder anders Feinde a tergo zu zu fürchten haben: wie bald sollte, bei gerechter Sache, der Seegen Gottes zu spüren sein?"

„Hingegen hätten England und Dänemark Americam Septentrionalem gegen sich, Spanien meridionalem; Holland Indiam Orientalem. Frankreich ist fatal und von der Vorsehung Gottes vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in der Levante zu sein, und Godofredos Balduinos, vor allen Dingen aber Ludovicos Sanctos der Christenheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eines der bestgelegensten Länder in der Welt, anzugreifen, und, weils ihm weder an Volk noch an Geld mangelt, selbige Länder aber ob longam pacem übel bewehrt und keines Krieges sich versehen, wohl gar zu übermeistern; von Führung der Kolonien in West- und Ostindien, darauf man ohnedas genugsame Reflexion anjetzo in Frankreich macht, zu geschweigen. Und was sind für weitläuftige unerforschte Küsten übrig, die alle ohne Unterscheid, was jeder zuerst entdeckt, Preis zu geben? Hierbei würde unsterblicher Ruhm, ruhiges Gewissen,

applausus universalis, gewiſſer Sieg, unausſprechlicher Nutzen ſein. Alsdann wird jenes Philoſophi Wunſch wahr werden, der da dies riethe, daß die Menſchen nur mit Wölfen und wilden Thieren Krieg führen ſollten, denen noch zur Zeit, vor Bezähmung, die Barbaren und Ungläubigen in etwas zu vergleichen."

„Zu dieſem ſo glücklichen Zuſtande der Chriſtenheit kann derjenige den Grund legen helfen, der dieſes bisher aufgeführte, zur Ruhe und Sicherheit Deutſchlands ſo nöthige, als kräftige Werk befördern hilft. Denn wenn Deutſchland dadurch unüberwindlich gemacht, wenn, wie gedacht, alle Hoffnung, es zu dämpfen, verſchwunden, wird ſich die Bellicoſität ſeiner Nachbarn, nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trifft, auf eine andre Seite wenden."

„Man wird weder Spanien, noch Frankreich mit monarchiſchen Gedanken weiter verdächtig halten; es wird alles Mißtrauen zwiſchen Haupt und Glieder, ja der Glieder unter ſich, ſo gegenwärtige, unſichere, mit Furcht überall angefüllte Diſſolution ernähret, verſchwinden."

„Das alsdann feſtgeſtellte Reich wird ſein Intereſſe mit Italien, Schweiz und Holland vereinigen, und Profeſſion machen, wie Holland zu Waſſer, alſo dieſe zu Land, allen Chriſten wider unrechte Gewalt beizuſtehen, und die Ruhe Europa's zu erhalten, damit das weltliche Haupt der Chriſtenheit mit dem geiſtlichen zu [illegible] Zwecke vereinigt ſei, titulum Advocati Ecclesiae un[illegible]lis wirklich exercire, das allgemeine Beſte ſuche, und ohne Schwertſtreich die Schwerter in der Scheide behalte."

„Alſo und nicht anders ſind allezeit verſtändige Päbſte geſinnet geweſen, die keiner Arbeit und Koſten geſcheuet, wo nur Hoffnung geweſen, die Potentaten zu vereinigen, und zu einem beſtandigen Schluß wider den allgemeinen Feind zu bringen. Man faſſet auch anjetzo zu Rom genugſam, daß durch

Religionskriege nichts zu gewinnen, daß die Gemüther nur verbittert, und die Meinungen entfernet werden; daß man sich zu Friedenszeiten kennen lerne, und nicht so wilde, abscheuliche Ideen einer von dem andern mache, wie man damals zu machen pflegte, da man solcher Sachen wegen einander todt schlug; Summa, daß endlich, da Gott seinen Seegen giebt, durch friedliebende Consilia zur christlichen Liebe und Einigkeit in der Christenheit sich Alles anlasse."

„Solches friedsame Interesse des Pabstes sowohl, als des Reiches, ist auch den Italiänischen Fürsten und Republiken gänzlich gemäß, welche, von Ambition entfernt, nichts als gegenwärtige Ruhe suchen, und wohl wissen, daß, wenn sie die Schwerter wider einander zucken, sie jedesmal ihren mächtigen Nachbarn die Schlüssel von Italien entgegen tragen."

„Spanien selbst scheint anjetzo an kein plus ultra zu gedenken. Es hat mit Experimentis eines ganzen Saculi so viel begriffen, wie gebrechlich, wie kostbar, wie gefährlich, wie verhasset alle weit aussehende Consilia sein, dadurch man in spekt wird, eine Herrschaft über Andere zu affektiren; wie schwer, wie unnütz es sei, weitentlegene Länder in Devotion zu erhalten, wie viel Millionen amerikanischen Silbers in den Oceanum Germanicum geschüttet worden, die kein Urinator herausholen wird; wie glücklich diese Nation sein könne, wenn sie ihrer Indianischen Schätze ruhig genossen hätte; wie unglücklich, wie arm an Geld und Leuten sie hingegen durch so viel longinquas expeditiones werden. Ich gestehe zwar, daß ich ihnen die Wiedererlangung des Königreichs Portugal wohl gönnen möchte, doch mit Recht, doch ohne Krieg, wo, wie jetzo leicht möglich, der Bragantinische Stamm abgehen sollte."

„England wird nichts als Kommercien, Schifffahrten, Kolonien suchen. Holland zwar desgleichen, doch mit dem Unterschied, daß die Holländer Andere nur mit Verstand, nicht

aber mit Gewalt abzuhalten, ſich bemühen. England aber, weiß nicht, was für ein dominium maris ſich arrogiren wollen. Es ſind aber ſolche Zeiten eingefallen, daß England verhoffentlich zu Beider Beſten mit Holland ſich verſtehen wird. Wenn ſie nun andere Nationen auch, wie billig, ihre Nahrung ſuchen laſſen, und, wie gedacht, der Natur gemäß, mit Andern nicht mit Gewalt, ſondern mit Kunſt certiren (dazu ſie denn Frankreich, deſſen Intereſſe hierin mit Deutſchland, Spanien, Schweden und Dänemark eins, ſchon bringen); und hierinnen mit dem, durch gegenwärtige Conſilia mit Gottes Hülf befeſtigtem, Reiche ſich conjungiren werden, ſo wird kein Menſch ihre Progreſſen tadeln können."

„Frankreich wird allein einer ſuchenden Monarchie verdacht. Nun iſt nicht ohne, daß der König, als ein ſo verſtändiger, als genereuſer Herr, indem er den zerrütteten Zuſtand von Europa ſiehet, welcher, da er bleiben ſollte, doch einer den andern aufreiben wird, die Chriſten in ein Regiment zu ihrem Beſten zu vereinigen in Vorſchlag haben mag; daß er aber ihre wohlſtabilirte Einigkeit und, mit ihm ſelbſt, zum gemeinen Beſten und Erweiterung der chriſtlichen Macht, conſpirirende Gedanken allein, ohne ſonderbaren Nutzen, mit großer Gefahr, und, wenn das Reich in Verfaſſung, apparenter vergeblich zerſtören werde, iſt dem allerchriſtlichſten König nicht zuzutrauen."

„Aus dieſem allen nun erſcheint der unglaubliche Nutzen einer, dem äußerlichen Anſehen nach, ſo ſchlechten Sache, die zur ganzen Chriſtenheit Beſten den Grund legen, ja allen Fürſten und Republiken, ſo ihres wahren Intereſſes berichtet, gefallen kann, wenn ſie nur einmal ſiehet: daß alſo die Kunſt allein darin beruhet, wie man ſie ohne manniglich suspicia und Oppoſition nur einmal, je ehe, je beſſer, ſtehen machen möge. So verhoffentlich mit Gottes Hülfe, obgedachten Regeln gemäß, ſich prakticiren laſſen wird."

„Damit ich nun endlich zu Deutschland wiederkomme, und aufhöre, womit ich angefangen, ist dieser mein Schluß, daß das bisher projektirte Werk, wie ich mich nicht scheue, zu sagen, das einige, nächste Erhaltungsmittel für allgemeine Sicherheit gewisser Ruhe und gewünschter Wohlfahrt unsers Vaterlandes ist. Dann wird man erst die Früchte des Friedens genießen, wenn man im Frieden zum Krieg geschickt ist. Alsdann wird Deutschland seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen siehet, und Manchem andere Reflexionen machen, der jetzo nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben soll. Was kann weniger suspekt sein, als alle Partialität bei Seite setzen, und zu nichts anders, als Conservirung des Instrumenti pacis secundum judicia majorum, doch nur, so viel rem in foedus collatam betrifft, wie in einer Compagnie (denn obsolute arrogirt sich die Societät keine solche Macht) sich verbinden, und Jedermann, so zum Reich gehöret, darein zu nehmen erbötig sein? Was ist untadeliger, als ausländischer Händel sich entschlagen und nur vor uns vigiliren wollen? Was ist edler, höher und Gott angenehmer als diesen letzten Dienst, diese so gewünschte Herzstärkung, seinem in Agone liegenden Vaterlande widerfahren lassen? Gewißlich, wer dieses Projekt fasset, wer sich die Mühe nimmt, ein so importirendes Werk zu erwägen, wird hoffentlich dadurch ein wenig zu bewegen sein, und erkennen, daß seine eigene Intention, wo sie anders vernunft- und rechtmäßig, nicht besser, nicht sicherer, nicht nachdrücklicher zu exequiren. Ich habe ohne Passion geschrieben, wünsche ohne Passion gelesen zu werden, und Gemüther zu finden, so endlich aufwachen, in sich gehen, und erkennen, daß alsdann Jedem insonderheit wohl sei, wenns insgemein wohl geht, daß gemeine Ruhe ohne Einigkeit, Einigkeit anjetzo ohne Allianz, Allianz, so durch Gegen-Allianz nicht unterbrochen, ohne Impartialität und Jedermann gefälligen Zweck nicht zu

wege zu bringen; da ſie aber zu wege gebracht, mit Gottes Hülf auch vermittelſt aufs äußerſte differirender Gemüther zu einem heilſamen Zweck und Ziel zu bringen ſei. Iſt dieſes nicht zu faſſen, oder, wenn mans faſſet, nicht zu erhalten: „quando adeo fatis urgemur iniquis" ſo bekenne ich, daß ich an Verbeſſerung unſers Elendes, und Aufhaltung unſers über Hals ſchwebenden, herannahenden, keine Säumung leidenden Unglücks verzweifle, und die gerechte Sache des uns ſtrafenden Gottes für Augen ſehe. Es wird aber die ſchwere Verantwortung vor Gott und der verſtändigen Poſterität denen auf Hals liegen, deren Affectus oder Fahrläſſigkeit die Remedia ausgeſchlagen, ja den Untergang accelerirt haben. Ich an meinem Ort

ai meliora monentes fata audire sinunt

hoffe gleichwohl noch von allen redlichen, deutſchen, gewiſſenhaften, ihres Vaterlandes liebenden, und um Ehre und Nachrede bei der Nachwelt ſich bekümmernden Gemüthern, ſie werden dieſes wohlmeinende Concept nicht in die Luft geſchrieben ſein laſſen. Diejenigen aber, ſo ohnedas durch ihren Verſtand, Intereſſe und Liebe des Vaterlandes getrieben werden, darunter ſonderlich außer allen Zweifel Kaiſerliche Majeſtät ſammt deren ihr wahres Intereſſe verſtehenden Miniſters, und denn Chur-Mainz, als Reichs-Direktor, deſſen hoher Verſtand und dieſem Vorhaben durchaus verwandte, bisher geführte Conſilia die göttliche Providenz zu Legung des erſten Steins bei dieſem unſterblichen, Ruhms würdigen, der Chriſtenheit heilſamen, Gott höchſt gefälligen Inſtituto, vorbehalten, begriffen ſind, ermahne ich, weil die Sache wenig Verzug leidet, alles auf der Spitz einer weit andern Allianz bei franzöſiſch Geſinnten ſtehet, und bei geringer Zeitverſäumung ein irreparabler Schaden ſein kann, ſich nicht zu ſäumen, ſondern zum Werk zu greifen, und an glücklichem Ausgang einer ſo gerechten Sache nicht zu zweifeln. Dabei ich ihnen Groß-

müthigkeit zum Anfang und Verstand zum Vollführen — da denn die Art und Weise es zu examiniren, zu vermitteln und werkstellig zu machen, für allen Dingen der in solchen hohen Affairen probirten und bekannten Vorsichtigkeit des hochlöblichen Reichs-Directer anheim zu geben — wünsche, und mit diesem Omine endlich schließe."

* * *

Der zweite Theil, welcher an Schwung und an Allgemeinheit der Gedanken, an Reinheit des Stils und an Kraft und körnigem Ausdruck noch über den ersten Theil sich erhebt, bleibe einer künftigen Betrachtung aufgehoben.

Auf der ersten Seite der Leibnitzischen Urschrift unten am Rande, von seiner eigenen Hand, mit späterer Dinte geschrieben, sind folgende merkwürdige Worte zu lesen:

Praedicta in his: Lotharingia occupatio. Tripli foederis incertitudo. Angliae defectio. Sueciae mutabilitas. Brunsvicensis occupatio. Coloniae liberatio. —

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese und ähnliche Vorschläge dem Wiener Hofe zur damaligen Zeit mitgetheilt worden. Schmid, welcher der Quelle am nächsten gestanden hat, erzählt (a. a. O.) ausdrücklich, Johann Philipp habe um diese Zeit den Kaiser Leopold dringend aufgefordert, für des Reiches Wohlfahrt nach Innen und Außen Sorge zu tragen."

Einen eigenthümlichen Aufschluß über die, Leibnitz von frühester Jugend an charakterisirende, gemüthvolle, patriotische Gesinnung, mit besonderer Beziehung auf seine, so eben mitgetheilten politischen Ideen, giebt uns ein von ihm bereits drei Jahre vorher, in deutscher Sprache niedergeschriebenes ungedrucktes Gedicht, ebenso erquicklich dem Gehalte nach, als in Ton und Bild nicht unpoetisch. Es ist ein Gelegenheitsgedicht auf eine, im Jahre 1667, durch einen gewissen Meisch besorgte

Blumenleſe aus deutſchen Dichtern (Florilegium). Darin kommen die folgenden Verſe vor:

„Horaz in Flemming lebet,
In Opitz Naſo ſchwebet,
In Greiff Senecens Traurigkeit.
Nur Maro wird gemiſſet.
Hier hat man eingebüßet;
Aeneis uns nicht weichen will.
Doch wenn die Teutſche Degen
Die werden niederlegen,
So uns jetzt ſtolz zu Leibe gehn:
Wird ſich noch Einer finden,
Auch ſie zu überwinden,
Und Auſtrias wird höher gehn!" —

Sprüche.

In der Weise des Laienbreviers.

Von

Leopold Schefer.

I.

Verſtändlich werden iſt der Mühe werth;
Durch dein gebildet Herz, durch Licht im Geiſte
Erkaufſt du dir die Welt mit ihren Schätzen!
Erworbene Verſtandeshelle bleibt
Und macht das längſte Leben klar und ſchön;
Die Sonne die im Haupt dir aufgegangen,
Geht erſt im ſpäten ſtillen Alter unter;
Was du gelernt, begleitet dich zeitlebens,
Wohin du gehſt, wie ein begabter Freund
Und giebt dir neue Sinne für die Welt,
Macht dich vertraut mit ihr, wie mit dem Weibe.
Ein Herz, am Lebensmorgen früh geſchmückt,
Ein Geiſt, in jungen Tagen ſchön erhellt,
Iſt gleich dem Fruchtbaum. Einmal nur geſetzt,
Blüht er in jedem Lenz dir neue Blüthen,
Bringt er in jedem Herbſt dir neue Früchte.

Bei Zeiten ſei verſtändig! um viel eher
Ein Menſch zu ſein, auf rechtem gutem Wege
Am Lebens-Eingang, in der Jugend irrt
Der Menſch am ſchädlichſten, am größten, längſten!
Je älter wer, je kleiner wird ſein Fehler;
Mit achtzig Jahren erſt den Fuß zu brechen,
Iſt kaum ein Unglück, macht nicht lange lahm!
Als Kind den kleinen Finger nur verlieren,
Das iſt ein achtzig Jahre lang Gebrechen!
Auf dumm und ſchlecht ſein ſtehet weiter keine
Gefahr, noch Strafe je im großen All,
Nicht Todesſtrafe, ewige Verdammniß —
Nein! — Eine ſchlimmere: die Lebensſtrafe,
Ein dummes ſchlechtes Leben nur zu leben,
Das Leben zu verlieren, unreif ſterben,
Ein Menſch, nicht als ein Menſch gelebt zu haben,
Nicht dageweſen ſein, ja ſchlimmer: elend!
Der Maulwurf iſt denn mehr geweſen: — Er!
Der Stein beglückter, als nicht dumm und ſchlecht!
Du ſollſt ein Menſch ſein, weiſe, rein und gut,
Du ſelbſt, zuerſt vor allen andern Dingen!
Es hilft Dir nichts, daß Andre: Menſchen ſind
Und gut und weiſe, daß die Erde blüht,
Das ganze menſchliche Geſchlecht gedeiht
In Freude und Gerechtigkeit, daß Schätze
Der Maler und Bildhauer und der Dichter
Das Land erfüllen, ſchmücken und erheitern;
Der Erde Schönheit und der Menſchen Liebe
Hilft Dir nicht, aller Welt Vollkommenheit
Läßt Dich noch unvollkommen, thöricht, arg!
Drum ſtelle ſtark, voll Kraft, voll Muth und Glauben
Getroſt Dich hin als Zweck des großen Alls!
Erfülle ſeinen Willen treu durch deinen

An Dir! Begründe Dich! Erbaue Dich!
Du taugſt der Welt nicht, wenn Du Dir nicht taugſt!
Du taugſt nicht Dir, wenn Du der Welt nicht taugſt!
Drum willſt Du in der Außenwelt gedeihen
Und in dir, durch dich wahrhaft-glücklich ſein,
So ſetze alle deine Kraft an Dich,
An dich allein, als gäb' es außer Dir
Da draußen weiter nichts. Du wirſt die Welt
Zu jeder Stunde fertig finden, fertig
So wie das Mühlrad, wenn der Strom herauranſcht.
Natur wird dich indeſſen mütterlich
Beſorgen, alle Tage bei dir ſein
Auf ihrem Weg, der jetzt dein Weg geworden,
Dich leiten, wandelnd reifen; nicht dich täuſchend
In waſſerloſe, dattelloſe Wüſte
Dich führen; dir mit Hohngelächter ſagen:
„Hier ſtirb nun, der du dich auf Mich verlaſſen
„Und Dich! Für Alle ſorg' ich; Nicht für Jeden!
„Ja, den verſtoß' ich, der ein Menſch will ſein." —
Dein eiſern Wort ſei ſtets: Thu' keinen Schritt
Heraus aus deiner Menſchheit, noch daneben!
Thu' keinen Athemzug, erheb' die Hand nicht
Als um ein Menſch zu ſein, nur Der zu bleiben.
Du biſt das Erdbild Gottes, laß dich nie
Und nichts von deinem Fußgeſtelle reißen,
Laß dich den Schatz der ganzen Welt nicht locken
Durch Menſchen-Lohn und Menſchen-Ehre nicht,
Von deiner höchſten Ehre abzuweichen,
Von deinem höchſten Lohn: ein Menſch zu ſein!

II.

Wer irgend Unrecht thut an dir und andern
Und an ſich ſelbſt, es ſei auch was es ſei,
Der weiß es gründlich wahrlich noch nicht beſſer;
Das Beſte brennt ein Jeder ſich zu thun.
Kein Böſer, nur ein Irrer kränkte dich,
Ein Uebereilter, wahrlich nur ein Kranker
An Leib nun oder Seel', an Leib und Seele,
Der plötzlich krank ward, den es plötzlich reut.
Wen du nicht beſſern kannſt, den tadle nicht!
Auch Dieſen nicht — du kannſt ihn ja nicht beſſern!
Und Dich auch nicht — du kannſt ihn ja nicht beſſern!
Erſt wen du beſſern kannſt — den tadle nicht;
Den Schlimmen lehre, wenn du kannſt und darfſt;
Das iſt der Tadel, den ein Menſch verdient.
Der meiſten Menſchen Tadel iſt nur Faulheit,
Und Ueberhebung, daß ſie's beſſer wiſſen!
Noch Andern hemmt die Arbeit ihre Hand;
Kaum ſieht der Schmied von ſeinem Ambos wen
Den Bettler an, der in die Schmiede tritt,
Wie Den, der ſeine Art ſich holen kommt,
Denn neue Arbeit ſprüht ihm ſchon im Feuer.
Auch Dieſe tadle nicht — du biſt nur Einer,
Den Tauſenden zu helfen, die das Leben
Aus ihrer Noth in ihre Noth dahinreißt.
Wenn du nicht helfen kannſt — bedaure Dich!
Wohl ſchön iſt wohlthun, und den Armen helfen;
Es iſt ja Saat; es thut auch wohl der Seele
Des Armen, ſo wie deiner Seele wohl;
Doch Hulfe, Wohlthat, Güte nicht bedürfen
Iſt mehr, iſt beſſer, würdiger der Menſchheit!
Drum kränke Keinen je mit deiner Wohlthat!
Und kannſt du, thu' ſie, daß er kaum es weiß,

Aus hoher Schaam vor Menſchen und vor Gott.
Und alle Tage bet' auf deinen Knieen:
„O ſei kein Menſch doch arm! o fühle ſich
„Doch Keiner arm und leidend! Keiner ſei
„Bedrückt! ein Sclav'! ein Feiger! Irrender!
„Daß Hülfe, Wohlthun, Güte endlich aufhört,
„Die nur die Menſchheit hat als ſchwere Geißeln:
„Als edle Bürgen für das rechte Leben!
Dann ſteh' beſchämt von deinen Knieen auf
Und — — ſieh' erröthet, wo noch Einer leidet?
Da eile, fliege wie zum Feuer hin,
Erwürge ſchnell das Leid! des Menſchen Noth!
Und trockne jede Thräne die er weint!
Sprich leis: Gott ſieht das Leiden — ſollt' ichs dulden!
In Schande müßt' ich ja vergehn und du.
Dann ſetz' dich ſtill in Winkel, wie der Schäfer
Der, zornig-froh, ein räudig Schaaf vergraben.
Wer wollte nicht mit Luſt die Peſt erſchlagen!
Den Hunger! Unrecht! Qual und Sclaverey!
Du endigſt nicht den Menſchen, dem du hilfſt —
Du fängſt ihn an! du endigſt nur die Noth;
Zum Wohlſein iſt der Menſch! und nicht zur Wohlthat!
Zum Wohlthun nur, auf daß da Freude ſei!
Drum ſchämt euch, alle die ihr Arme habt
An Geiſt und Gut, an Leben, Glück und Freiheit
Gieb nicht aus Mitleid! Schaff' aus Vorgefühl
Der Freud' am rechten Leben, dieſes Leben!
Mitwiſſer und Gehülfe der Natur
Sei Du, dann lebſt du göttlich ſo wie ſie.
Zum Wiſſen mußt du kennen und erkennen,
Zum Helfen, wiſſen daß du göttlich biſt.
Du könnteſt nichts von dem, wenn Du's nicht wäreſt.
Glaub' Allen, — nur nie, nie dem Gotteslängner,

Der überall, und irgendwo ihn läugnet,
Nur im Johanniswürmchen, das da fliegt!
Nur in dem Armen, der vor Hunger ſtarb,
In Dem ſelbſt, der da hungrig lebt als Sclave!
Selbſtläugnung, Blindheit nur iſt Gottesläugnung. —
Wann werden ſich die Menſchen offenbaren?

III.

Zürwahr, die Recht thun und geduldig warten,
Sie kümmern ſich bei ihrer Kraft der Milde
Nicht ob ſie darben, oder ſatt ſich eſſen,
Ob ihnen und den Kindern Speiſe fehlt
Und Kleidung, ob es ihnen wohl ergeht,
Nicht, ob man ſie gefangen ſetzt, ſogar
Zum Tode führt, ſo froh das Aergſte thut:
Um ſie ſich gar nicht kümmert — als um Gute!
Ob ſie von ihres Vaters Schätzen allen
Doch einen Pfennig haben, nur zum Zehrgeld
Auf ihrem Erdbeſuch, dem einzigen!
Ob ſie die Böſen ruhig arm ſeyn laſſen!
So ſind ſie, thun ſie, und ſo thun ſie Recht.
Doch thuſt auch Du Recht, der du läſſeſt
Die Guten leiden? ihnen Alles nicht
Gewährſt, was ihre Seele ſtärkt und freut:
Daß Wahrheit, Recht und Fried' und Freiheit ſei
Rings um ſie her, ſo wie in ihnen ſelbſt?
Wer Gute leiden läßet, wahrlich, thut
Viel ärger, als der ſogenannte Böſe,
Der doch nur Böſe foltert in der Hölle —
Welch' ein Gerechter iſt er gegen Dich,
Der Du die Guten folterſt auf der Erde!

Sieh klar, was Jedes Jeglichem bedeutet!
Du nimmſt dem Knaben nicht ein wenig Wolle,
Wenn du den Ball ihm nimmſt; du nimmſt ihm
Sein Feſt an manchem Tag. Sein Kreiſel iſt
Nicht Holz mehr, ſondern eitel große Freude.
Was nimmſt Du Menſchen erſt mit heiligen Dingen!
Und giebſt du einem Jüngling deine Tochter,
Das gute Kind, zum Weibe in ſein Haus,
Gabſt du ihm hundert Pfund nur Menſchenfleiſch?
Du giebſt ihm eine Mutter vieler Kinder!
Lebendig machen und lebendig ſind
Des Menſchen wahre Güter, tödte nicht!
Gabſt Du dem alten kranken Mann ein Geldſtück,
Haſt Du nicht etwa Silber ihm gegeben,
Du gabſt ihm wohl Geſundheit, wohl das Leben.
Und was erſt giebſt Du dem geſunden Menſchen,
Dem Guten, mit des Lebens höchſten Gütern!
Giebſt du ſie nicht, dann haſt du ſelbſt ſie nicht,
Denn kenntest du ſie, gönntest du ſie Allen.

IV.

O Menſch, dein Leib als Kind, als Jüngling, Mann
Und Greis iſt ein verſchiedenes Gefäß,
Um ſtets mit neuen anderen Gefühlen,
Gedanken, Wünſchen und Beſtrebungen,
Mit andrer Stimmung in den andern Tagen,
Mit andrer Seele in den andern Stunden,
Das Leben auf der Erde dir zu ſchöpfen.
Drum meinſt du irrig, daß du dann blos Recht haſt,
Wenn du das Eine oder Alles dir
Nur hoffeſt; dann blos Recht haſt, wenn du Eines

Jetzt friſch genieſſeſt; oder dann biſt Nacht,
Wenn du dich ſein erinnerſt; wenn du grade
Es haſſeſt, oder liebſt, es ſchmähſt, es preiſeſt!
Gedenke ſtets, o Menſch, du biſt ein Vieler,
Ein Tauſendfacher biſt du durch Entfaltung.
Ein ganzer Menſch erſt biſt und wirſt du endlich
Nur durch das ganze Leben. Und nun wiſſe:
Der Menſch iſt unſichtbar; ſein ganzes Weſen
Erſcheinet nie! Nie Kind, und Jüngling, Mann,
Und Greis vereint. Nie ſieht der Menſch ſich ſelbſt.
Und Niemand ihn. Vom Schwimmenden im Meer
Erſcheint nur jetzt die Schulter, jetzt der Arm,
Ein Fuß, die Hand — bis er an's Ufer ſteigt
Und herrlich daſteht als der ganze Menſch!
Drum ſei in keiner Stimmung unzufrieden,
Gieb nie dich ſelber auf — ſie dauert nicht;
Im größten Glücke ſei nicht übermüthig,
Vergnügt — es dauert nicht. Allein Du dauerſt,
Auch unſichtbar den Menſchen und dir ſelbſt.
Nur deine eigne Seele ſchauſt du ganz
Im Augenblick des Todes, nicht zuvor.

Und füllet ſich ein Menſch, wie eine Traube
So köſtlich-reich in Einem kurzen Sommer —
Wie köſtlich-reich iſt erſt das große All,
Das vor dem menſchlichen Geſchlechte ſauft
Mit tauſend Sonnen, mit dem Ocean
Der Kräfte, jener unverhüllten Werkſtatt
Voll nackter offenbarer Kunſt und Arbeit
Des in dem Schleier ſichtbar-regen Meiſters,
Mit dem das menſchliche Geſchlecht ſo nahe
Verwandt iſt, wie die Augen mit dem Licht,
So innig wie Gedanken mit dem Geiſt,

Wie Haupt und Glieder, ſo wie Meer und Muſchel,
Wie Muſchel und wie Perle, ja ſo innig,
So tief vereint wie Weinſtock und wie Traube
In ſtetem Wachsthum, Füll' und reifer Klarheit.
Und darum ſei es nimmer unzufrieden
In keinem Unglück, — keinem Glück begnügt.

V.

Der Wallfiſchfänger ſeufzt, wenn er den Säuger
Der Mutter nur harpunt, damit Sie komme,
Und als der Mutterliebe Opfer ſterbe!
Sie kommt. Sie ſucht; ſie ſchwimmt im Blut des Kindes —
Nun kämpft er ſchrecklich, nicht mit einem Fiſch,
Er kämpft mit einer Göttin um ſein Leben,
Die, nur in Fiſchgeſtalt verwandelt, ſchäumt
Und rudert, Waſſerſäulen ſprüht,
Nur weil ſie ſich und ihn im Meer getroffen!
Und fließt es roth mit ihrem Blut bezogen,
Empfindet er im wachen Augenblick
Was wohl das Blut ſei! — bis er ſich vergißt,
Nur an „des Ungeheuers" Thran gedenkt,
Mit Spitzen in den Sohlen auf ihr landet,
Wie auf vom Himmel hergefallenem Eiland!
So iſt der Menſch in ferner Meereswüſte
Dem Göttlichen, der Liebe ſelbſt begegnet!
Im einſam ſonnenhellen Eichenwald
Begegnet ihm der Jäger als der Sau,
Der wilden, mit der ſchwarzen Friſchlingbrut;
Der Bienenvater trifft es in dem Korbe
Der Bienen, die die junge Brut beſchützen,
Den Räuber ſtechen und darüber ſterben.
Und ſoll die Liebe überall als Wallfiſch,

Als Biene dir, als Mann, als Weib begegnen?
Auch wo ſie ſchweigend waltet, wo ſie kaum
Sich regen, kaum bewegen kann, da, dächt' ich,
Gewahreſt du ſie auch! ... im Blüthenbaume
Mit ſeinem „Haus voll Kinder" über dir! ...
In dieſen Blumen allen in dem Thale,
Die keine Stimme haben, ihren Kindern
Zu ſingen! keine Arme, ſie zu wiegen,
Die ſie auf eignem zarten Hälschen tragen,
Mit ihnen aus demſelben Kelche trinken —
Die „ihre Kinder" ſind! ja denen es
Das eigne Leben ausmacht: ihre Kinder
Zu werden; denn dieß Selbſtverwandeln iſt
Das Wunder und das heilige Geheimniß
Des Lebens dieſes All's. Und haſt du lange
Dieß Wunder tief empfunden — O dann, dächt' ich,
Du ſäheſt klar erſt recht die Mutterliebe
In dieſem feinen Hauch, der unſichtbar
Die zarten Blumen all', die zarten Blüthen,
Die Blätter und die Früchte all' umſchwebt,
Die Sie mit unbegreiflich zartem Werkzeug,
Mit kleineren, unſäglich feineren,
Begabtern Händen, als die kleinſten Händchen
Und Finger ſelbſt der winzigkleinſten Spinne,
So heimlich leis, und leis ſo ſchön gebildet ...
Mit aus der Luft gegriffnen Farben prachtvoll
In dunkler augenloſer Nacht gemahlt
Schon, wie kein ſehender Mahler je vermöchte ...
Mit aus der Luft gegriffnem Wohlgeruch
Durchheizt! — Du ſähſt ſie ſelbſt in Silbernebeln
Geheimnißvoll um Berg' und Thäler ziehen
Und innignah die Blumenlippen ſäugen,
Sie füttern früh am Morgen, ſpät am Abend —

Du fühlteſt Sie im friſchen Kühl der Nacht,
Das, wie mit Mutterhänden, die Geſunknen
Leisſchonend aufhebt ... ach, mit Thaunestropfen,
Die aus dem Aether fallen! ... ja du ſäheſt
Sie ſelbſt im Himmelblau, und ſäheſt hoch
Und weit und rings Sie in der Himmelbläue
Hellgoldnen Blumen — die als Sterne funkeln!
Und ſeufzt der Wallfiſchfänger, weint ſein Knabe,
Wenn er die Liebe ſieht als Wallfiſch bluten
Und ſtillen Mondesglanz das Blut vergelden,
Wie ſollte Dir Dein Auge trocken bleiben,
Wenn Du die Himmelsveſte ſiehſt, die Erde,
Den blauen Aether, Morgenthau und Sonne,
Die ſolche liebevolle Prachtgefäße
Allüberall ... und unaufhörlich bilden!
Und daß ſie Dich, den Menſchen, auch gebildet,
Die — (wie die Blumen ihre Kinder ſind) —
Du ſelber ſind, ach, die Du ſelber biſt!

Tableau der deutſchen Schaubühne.

Von

Herrmann Marggraff.

Wir haben einmal eine glück- und ſaumſelige und müh- und arbeitsloſe Zeit durchlebt oder, wie man im gewöhnlichen Stil lieber ſagen möchte, durch- und mitgemacht, wo die Eigentemperatur der Schaubühne gleich Null war, die Temperatur des Theaterpublikums aber auf dem Glüh- und Hitzpunkt ſtand, jene Zeit der Feſtmahle zu Ehren Goetheſcher Geburtstage, wo es galt, für eine goldne Preisfeder das beſte Gedicht zu liefern oder vielmehr eins, welches den Miniſter, den Dichterherzog, den König der modernen Poeſie am eindringlichſten und gründlichſten zu loben und zu verehren wußte! Jene Zeit der Gratisbeilagen, die als Turnplätze den Rittern der Berliner Lyrik eröffnet waren, damit ſie vor den Augen des Leſepublikums in Sonetten, Terzinen, Stanzen, Madrigalen und Trioletten ein Rennen und Ringelſtechen rühmlichſt und feierlichſt begingen! Jene Zeit der Kränze und Guirlanden, womit die Geſangs-, Triller- und Neuladenkönigin Sontag überſchüttet wurde und die man durch erläuternde Gedichte und poetiſche Flosſeln noch blumenreicher zu machen verſtand! Schöne Zeit, wo man wußte was man wollte und nichts wollte, als Sympoſien hal-

ten, die Sontag hören, eine Terzine zurechtſetzen und aus der Schnellpoſt ſich die Kenntniß der Berliner Zuſtände erholen!

Geſteht es ſelbſt: ſind wir jetzt glücklicher? fühlen wir uns behaglicher im abgezirkten und doch ſo unendlich in die Tiefe gehenden Binnenraum der Familie oder auf den Sammelplätzen des öffentlichen Vergnügens? heftet ſich nicht überall etwas an unſre Ferſen wie ein Dämon mit einem wehmüthigen Schalksgeſicht und mephiſtopheliſchen Krallen? können wir lachen, ohne ein weinerliches Geſicht zu ſchneiden, oder weinen, ohne eine lächelnde Miene kritiſcher Ueberlegenheit anzunehmen? — Jetzt, wo uns der Himmel voll Wolken hängt, nicht voll Geigen, wo die ganze Welt ein Orcheſter, aber ein verſtimmtes, und das Wetter unbeſtändig iſt, wie unſere politiſchen, literariſchen und Gemüthszuſtände, jetzt möchten wir, die wir ganz anderer, größerer und frappanterer Dinge gewärtig waren, jene Zeit, die eigentlich gar keine Zeit und inſofern beſſer war als eine halbe, uns faſt zurückwünſchen oder wenigſtens die, welche in ihr lebten und ſich vergnügten, beneiden.

Aber jene Zeit konnte keinen Beſtand haben. Sie war freilich anbeteriſcher Geſinnung voll; aber es mangelte ihr an der Tiefe der Pietät, wodurch das vorige Jahrhundert, das ſeine literariſchen Größen auch verehrte, ſich ausgezeichnet hat. Man war nicht überzeugt, man überredete, man betrog und belog ſich ſelbſt. Viele waren der Zähler, und da ſie einen Nenner haben wollten, nannten ſie die Zeit nach Goethe. An eine kritiſche Grundſtimmung war gar nicht zu denken. Die Kritik beſtand aus gegenſeitigen Komplimenten oder in Verunglimpfungen. Man wollte nichts als glänzen und liebte das Glänzende, wie die Wilden und die kleinen Kinder; und doch war man zahm und ziemlich ausgewachſenen Leibes. Mittelmäßige Talente, die ſich ſelbſt nicht forthelfen konnten, zog man an den Haaren herauf. Mit dem Hut in der Hand kommt man durchs ganze Land — war der Wahlſpruch dieſer

Mittelmäßigen, die an der Tafel der Literatur und der Liedervereine schmarotzirten und sich belobten ließen und aus Erkenntlichkeit wieder lobten. Die Clique war in Schwung gekommen und brachte in Schwung, was sich ihr anschloß. Unempfänglich für großartige, das Gesammtwohl fördernde Ideen, hielt man sich nicht an das, was draußen im Säculum vorging oder vielmehr nicht verging, sondern einzig und allein an das, was Geltung hatte, an das Theater, das aber aus seinem Schooße wenig mehr als Kindereien und Fadheiten in nackter und feuchter Unschuld hervorsteigen sah. Wohl war es eine rührige und großartige Zeit, als Schiller im J. 1782 sagen konnte: „Der Geist des gegenwärtigen Jahrzehends in Deutschland zeichnet sich auch vorzüglich dadurch aus, daß er dem Drama beinahe in allen Provinzen des Vaterlands einen lebhaftern Schwung gab; und es ist merkwürdig, daß man noch nie so oft Seelengröße zu beklatschen, und Schwachheiten auszupfeifen gefunden hat, als eben in dieser Epoche." Wo aber hatte man in der Zeit, von der ich spreche, Geistesdruck, Seelengröße zu beklatschen und Schwachheiten auszupfeifen. Gerade umgekehrt! Die Seelengröße, welche sich überhaupt nur selten sehen ließ, wurde ausgepfiffen; das Schwächliche und gemein Possenhafte wurde beklatscht.

Damals wollte alles für die Bühne arbeiten und thätig sein. Berlin allein zählte dreizehn Bühnendichter, die sich als solche abzirkten und gegen Saphir, welcher durch untergeordnete Mittel zu einer journalistischen Herrschaft gekommen war, conspirirten. Es waren Leute darunter, die nach andern Seiten hin, in der Novelle, im Roman u. s. w. das Rühmlichste und Vortrefflichste geleistet hatten; aber in dramatischer Hinsicht hätte man aus allen Dreizehn zusammen schwerlich ein Dreizehn-Theil des untheilbaren Shakspeare zu Stande gebracht. Saphir schlug sie; aber der Sieg war zugleich seine Niederlage. Er hatte sich verausgabt; er war erschöpft bis

auf die Reserve seiner humeristischen Schlachtordnung; das Centrum seines Witzes war durchbrochen, und hatte er, seiner Politik gemäß, einige Lacher auf seine Seite gebracht, so fühlte man doch im Allgemeinen, es werde und müsse eine ernstere, gediegenere Zeit kommen, und spürte die Anwandlungen davon bereits in den matten und abgespannten Gliedern, die sich schläfrig dehnten, um den Schlaf abzuschütteln.

Wir wissen, wie im J. 1840 die Völker selbst auf die Bühne traten und das greßartigste, wenn auch häufig gräulichste und tragischste Schauspiel gewährten. Man legte die Toga des Friedens ab und wappnete sich mit dem Stahlpanzer ausschließlich politischer Gesinnung. Die Meinungen fingen an zu gelten, und was mit der Meinung zusammenhängt, das Mein und das Ich, insofern das Ich eine Meinung hatte. Keine Partei behagte sich, denn keiner that man genug; man wollte sogar das Uebrige, das, was über die Mäßigung hinausgeht. Wer ein unschuldiges Lied dichtete, war ein Thor, wer eine Novelle ohne politische Grundlage fertigte, ein Verräther an den Weltideen, und wer nicht mit Feuer und Schwert wüthete, ein Indifferenter! Die Kritik hielt sich nun an die politische Gesinnung, wozu Menzel den Ton angab. Die Gegenpartei, welche schrieb und kritisirte, verfuhr nicht ein Haar breit minder fanatisch. Das erzeugte nach allen Seiten hin Verdacht und Argwohn, und was die Folge davon ist, Mißstimmung. Produzirt wurde wenig; politisirt und raisonnirt desto mehr. Die Bänke vor den Brettern, welche die Welt bedeuten, leerten sich; die öffentlichen Orte, wo es französische und deutsche politische Zeitungen gab, füllten sich. Man las nichts als die Referate über die Weltschaubühne. Die dem Apollo und den Musen und dem Vergnügen der Einwohner bestimmte Schaubühne kam dabei herunter und in Vergessenheit. Allerdings war Schwung und Enthusiasmus in den Gemüthern, aber es war nicht recht, daß man über seine kri-

gerische Stimmung seine Mäßigung und die Künste des Friedens vergaß, daß die gefräßige Politik Vieles verschlang, was zur Sättigung eines friedlich gesinnten und der Sättigung bedürftigen Herzens wohl geeignet war und hingereicht hätte.

Ich kann nicht sagen, ob der Kampf der Meinungen sich ausgetobten hat, aber es ist ein Stillstand in der Gährung eingetreten; man ist hinlänglich gesetzt und ruhig geworden, um die alten Satzungen gelten zu lassen. Vornehmlich die Schaubühne. Der Theaterenthusiasmus hat neuerdings die bedeutendsten Fortschritte gemacht und ist noch fortdauernd im Wachsen. Man will ein Stück Welt- und Menschengeschichte sehen und findet einige Fragmente davon auf der Bühne. Draußen ist es schweigsam und flau; nichts erschüttert, nichts erhebt, man hat nichts zu beweinen noch zu belachen; die Weltgeschichte zieht sich in die Häuslichkeit zurück, auf bürgerliche Interessen, in die Kramläden, die Boutiquen, welche im besten Zunehmen sind, in die Börsenhallen, wo man die Geschichte durch gewährte oder verweigerte Anleihen herauf- oder herunterdrückt, so daß die Welt auf einem großen Fuß, auf dem Zinsfuß lebt und sich fast nur als ein allgemeines Pfand- und Leihhaus darstellt. Dieser Zustand ist zwar nüchtern, unpoetisch und uninteressant, aber heilsam. Die materiellen und industriellen Kräfte sind in voller Thätigkeit und die Literatur selbst ist gezwungen oder hat die Gelegenheit dazu, industriell zu werden und mit ihren Produkten Handel zu treiben. Je mehr Kaufmannsgeist, desto weniger Poesie; wer aber an einer weltgeschichtlichen Fortentwickelung deshalb zweifeln wollte, weil die Weltgeschichte zur Zeit nicht in Stürmen, kriegerischen Evolutionen und revolutionairen Erschütterungen zur Erscheinung kommt, der verkennt ihr stilles und geheimes Wirken, womit sie in jedem Einzelnen haftet und sich fortbildet, um auf friedlichem Wege neue Combinationen zu ersinnen und neue Verbindungen und Mischungen einzugehn. Aber auch der

ausgesuchteste Philister will einmal erschüttert und elektrisirt sein, er will zu Zeiten in Ehrbarkeit lachen oder weinen, er will Illusionen haben und begehrt nach tragischen und komischen Effekten und dem schönen Schein, er will sich aus seinem Schlendrian herausretten und in Mitleidenschaft versetzt sehen. Wo findet er das Alles? — Zu Hause? — Da tickt die Wanduhr der Häuslichkeit in einförmigem Schlag; die baare und nackte Wirklichkeit tappt und schlurrt in Holzpantoffeln; es ist das ewige Einerlei und Allerlei, was sich hier wiederkäuet und ermüdet. — In der Politik? — Sie bietet freilich ein Schauspiel, aber, wie ein französischer Publizist bemerkt, ein Schauspiel, welches überall auf eine Heirath hinausläuft. Der Philister aber raunt sich zu: Da darf ich nicht erst in das Siculum hinaussehen; mein Nachbar rechts hat heut Hochzeit, mein Nachbar links Kindtaufe — und weil ihm einmal der Drang nach etwas Drastischem und Außerordentlichem angekommen ist, ersetzt er die geschichtslosen Pantoffeln mit den geschichtlichen Stiefeln, welche allein das Vorrecht haben, Pflaster zu treten und begiebt sich nach den Tempeln moderner Kunst, wo die Lampacivagabunden, die Ueberflüssigkeiten und Nothwendigkeiten, ihr effektvolles Wesen treiben.

Wenn sich die Wage der Weltgeschichte legt, so kommt der überbrauste Strand der Schaubühnen wieder zu Tage. Das Interesse am Drama, der Poesie der That, wächst, wenn in der Wirklichkeit Mangel an geschichtlichen Thatsachen eintritt — ein Erfahrungssatz, der sich neuerdings durch die gesteigerte Theilnahme an den Ereignissen und Spektakeln der Bühne bestätigt hat. Es frägt sich hierbei nur, ob unsre Bühne diese Theilnahme verdient und durch welche Leistungen sie berechtigt ist, unsre Achtung und Bewunderung in Anspruch zu nehmen? — Wem aber ist es in jüngster Zeit eingefallen, die deutsche Schaubühne in ihrem zweideutigen und

loſen Zuſtande zu bewundern? — Sie iſt, was eigentlich, als Reſultat, nicht Vorder- ſondern Nachſatz meiner Betrachtung ſein ſollte, noch immer übel daran; und die Gründe, weshalb ſie verdorben iſt oder aus ihrer Verderbniß ſich nicht retten kann, liegen nicht auf der Oberfläche, ſie liegen nicht bloß in den Bühnendichtern, ſondern auch in den Darſtellenden, nicht bloß in den Darſtellenden, ſondern auch in der Verwaltung, nicht bloß in der Verwaltung, ſondern auch im Publikum.

Ein Erlöſungsbedürfniß iſt indeß wirklich vorhanden; man fühlt die Mängel, alten Schäden und eingewurzelten Uebel, woran die Bühne leidet, und indem man von ihrem ungeſunden Zuſtande ſich überzeugt hat, wird man auch zugeben müſſen, daß jene unkritiſche und bei aller Unſchuld ſo ſchuldige und bei aller Rührigkeit und Gerührtheit ſo unruhige Theaterperiode der zwanziger Jahre glücklich überſtanden iſt. Wir ſind zur Erkenntniß gekommen. Der Ernſt der Weltgeſchichte, die in ſo bedeutſamen und erſchütternden Zügen an uns vorübergina, hat ſich unſerm erwachſenen und leichtflüſſigen Herzen, wenn auch nur gelind, eingeprägt. Die Wundenmaale der Menſchheit ſind noch ſichtbar und weiſen noch blutige Spuren auf. Und wenn man auch Schwachheiten beklatſcht, ſo beklatſcht man auch die Seelengröſſe, ſo oft oder ſo ſelten ſie uns vorgeführt wird; Schiller's Dramen finden ein gefülltes Haus, Goethe's Taſſo und Iphigenia ein kleines aber empfängliches Publikum, und das Urgewaltige, Ungeheure und Welttragödiſche in Shakſpeare erregt, wie man noch jüngſt bei einer Darſtellung des Macbeth in Berlin wahrnehmen konnte, einen Sturm des Enthuſiasmus, welcher thatſächlich in ein wüſtes Geheul und ein Zuſammengebrauſe unartikulirter Töne ausbrach. Sollte man an einer Regie verzweifeln, welche von Zeit zu Zeit die erheblichſten Anſtrengungen macht, um die Schöpfungen des Shakſpeare'ſchen Genius würdig in

Scene

Scene zu ſehen? oder an einem Publikum, welches dieſen Genius ſo rein und mild auf ſich wirken läßt? Und hinwiederum: ſollte man an einem Publikum nicht verzweifeln, welches einen Tag darauf dem ſchwächlichſten Produkt moderner Komik die unzweideutigſten Beweiſe von Wohlgefallen zu Theil werden läßt? Vielleicht iſt das Publikum nur höflich, wo es kritiſch, und nicht einmal höflich, ſondern nur gutmüthig, wo es ſogar nicht gutmüthig ſein ſollte. Der Deutſche iſt ſo geartet, daß er aus reiner Trägheit und Fügſamkeit ſeinen Geſchmack mit Füßen treten läßt und aus purer Geduld eine Laſt Langeweile auf ſich nimmt, die er mit brechenden Knieen und doch mit Anſtand zu tragen weiß. — Ich halte es für eine Art von Gotteszeichen, dieſe gefüllten Häuſer, dieſe fromme Aufmerkſamkeit, dieſer lobbrechende Enthuſiasmus vor, während und nach der Darſtellung klaſſiſcher Stücke. Die Direktionen freilich halten das Publikum für geſchmackleſer als es wirklich iſt, und man kann, der Wahrheit die Ehre laſſend, wohl einräumen, daß ihnen das Publikum dazu Veranlaſſung häufig genug gab und, aus Höflichkeit und Gutmüthigkeit, mehr aber aus Gewohnheit, wohl noch giebt. Es iſt in einen ſchlummerhaften Zuſtand eingekaſelt, gelullt, getrillert, getanzt und geſungen werden, woraus es nur die gewaltſamſten und bereitſchſten Mittel, Schröpfköpfe und Sturzbäder, Heft- und Zugpflaſter momentan aufſtören können. Die Betrachtung, wie dieſe Verderbniß kam, hängt genau mit der Betrachtung des geſchichtlichen Verlaufs zuſammen, den unſre Bühne ſeit Anbeginn genommen hat. Hier verlange und erwarte man nur eine Skizze.

Die engliſche Schaubühne ruht auf dem einen Shakſpeare wie auf einer granitnen Säule; die deutſche hat nur Stützen von mehr oder minder köſtlichem Holze. Das Beſte von dem, was unſre dramatiſchen Dichter geleiſtet haben, liegt jenſeits des Drama's oder wenigſtens jenſeits der Theater-

bretter; die tiefſten Partieen in Schillers Dramen ſpringen über das Proſcenium muthwillig hinweg; ganze Gedichte von dramatiſchem Gepräg, wie Leſſings Nathan, obgleich man ihn zuweilen zum Vergnügen weniger Denker auf die Bühne brachte, und Goethe's Fauſt, die ungeheuerſte, nationell deutſche Tragödie, welche auf dem Flugwerk der ſublimſten Gedanken ſich erhebt und mit Himmel und Hölle und allen guten und böſen Geiſtern und mit der eigenen Sehnſucht in der Bruſt und mit dem Widerpart metaphyſiſcher Speculationen einerſeits, wie andrerſeits mit den gefährlichen Anforderungen compakter Weltluſt ringt, haben mit der beſtehenden Bühne nichts zu ſchaffen. Wir ſind nicht Männer des Handelns, höchſtens des Handeltreibens aus Bedürfniß und Zwang, aber vor allem Männer des Denkens und Träumens. In unſerem Herzen, in unſerm Kopfe agiren wir oder laſſen wir agiren, was ſich als Jungmannſchaft aus unſerem Ideenkreiſe rekrutirt und in die Uniform philoſophiſcher Syſteme ſchlüpft; und wenn ſich da Alles über und unter einander wälzt, wird uns wohl, und wir richten unſer Feldherrnauge nach Innen, um die Gedankenteufelchen und kriegeriſchen Ausgeburten taktiſch und ſtrategiſch zu ordnen, die wilden Geſchöpfe in Reih und Glied zu ſtellen, die Revüe paſſiren, den Generalmarſch ſchlagen oder ein Manöver anſtellen zu laſſen, welches ſich immer unblutig aber doch häufig mit der Niederlage unſers Verſtandes endigt. Und mit ſolch einer Reihe gut und anſtändig montirter Gedanken, Anſichten und Meinungen, welche ihre Flegeljahre, ehe ſie Wort oder Schrift wurden, überſtanden haben, begeben wir uns auf das Catheder, oder in eine Novelle oder in ein Drama und laſſen ſie nun vor dem großen Publikum mit Würde und Anſtand vorbeidefiliren. Die Studenten ſchreiben emſig nach ohn' alle Gemüthsaufregung, die Leihbibliothekenmänner leſen, daß es eine Luſt iſt, wenn auch nicht für ſie, doch für die Leihbibliothekare und Verleger, das Theaterpublikum ſitzt

und horcht mit anerkennenswerther Geduld, wenn nicht etwa ſo ein koloſſaler Burſch von Gedanken, welchem die Uniform des Worts, das Theater, ja die Welt ſelbſt zu enge ſind, es auf einen Augenblick außer Faſſung bringt. — Wer aber zu viel und immer brütet, brütet zuweilen auch faule Eier aus. Wo uns der Gedanke ausgeht, bleibt uns das Wort, die Phraſe, der Seifenſchaum des Verſes. Die Blaſen ſteigen in die Luft und ſchillern und gewähren ein ſchönes prächtiges Schauſpiel, und wenn ſie platzen, ſo kann es nicht fehlen, die Herzen der Zuhörer platzen mit und der Applaus bricht los und erſchüttert die Couliſſenwände.

Es war nicht gleichgültig, welche Vorgänger Shakſpeare hatte. Dieſem Genie ſind Genies vorausgegangen. Das engliſche Drama iſt ein organiſches Gewächs, wie das ſpaniſche, deſſen Blüthenkrone Calderon war, und das in nationellen Elementen Wurzel faßte. Bei uns hatte es nicht den geringſten Einfluß auf Schiller's und Goethe's dramatiſche Werke, daß ſie Hans Sachs zum Vorgänger hatten; denn die kleinen Satiren, welche Goethe in deſſen Geſchmack componirte, können da, wo es ſich um die jetzige Bühnengeſtaltung handelt, nicht in Betracht kommen. Es iſt das Eigenthümliche unſrer Literatur, daß ſie neben den anmuthigſten auch die ödeſten Partieen aufweiſt. Der Strom unſrer Poeſie mag noch ſo voll und friſch dahinrauſchen — er verſandet zeitweiſe und kommt, nach langer Unterbrechung, auf einer anderen Seite, in eine andere Richtung und in andere Farben ſpielend, wieder zum Vorſchein. Wir brauchen nach einer Kraftanſtrengung immer eine Zeit zum Ausruhn. Unſre Literatur hat keinen einheitlichen Erguß; höchſtens daß ſie unter dem kahlen Boden mühſam hindurch ſickert; viel eher ſcheint ſie aus Sturm- und Springfluthen zu beſtehen.

Hans Sachs ſchnitzelte ſeine Faſtnachtsſpiele in Holz. Der Holzſchnitt iſt bei den Deutſchen immer eine ſehr beliebte

und gut ausgeübte Kunst gewesen. Hans Sachs war ein Poet, so weit es ein bloß ehrlicher und treuherziger Schalk sein kann. Bei der Zunft ist Vernunft; Zünftigkeit und Vernünftigkeit bestimmten den Charakter der damaligen Periode. Der derbe Spaß wurde genossen, litt aber unter der Sucht der zunftigen Poeten, zu allegorisiren und ihren Schwänken, die immer einen volksthümlichen Boden hatten, einen gelehrten Anstrich zu geben.

Eine eigentliche Schaubühne und wirkliche Schauspieler hatte man nicht; schon A. W. Schlegel sagt, daß Hans Sachsens Fastnachtsspiele von ehrsamen Bürgern, ohne alle theatralische Vorrichtung, zu einer erlaubten Gemüthsergötzung aufgeführt wurden. Das Hausväterliche war bei den Deutschen immer vorwaltend, das Gesetzte galt allein; man war nur darauf bedacht, das Gesellen- und Junggesellenleben von sich zu thun, zu heirathen, sich zu setzen und bürgerlich niederzulassen. In diesem Sichsetzen und Niederlassen liegt etwas, was für das deutsche Phlegma ungemein charakteristisch ist. Für die Oeffentlichkeit ist das deutsche Volk bis dato wenig gewesen. Noch im vorigen Jahrhundert galt ein vagabundirender Schauspieler eben so gut für unehrlich, wie ein Schinder- und Schäferknecht, und es bedurfte der gewaltigsten Anstrengungen genialer Schauspieler, Dichter und Kritiker, um die Bühnenkunst einigermaßen ehrlich zu machen. Jetzt freilich hat sich das Alles bis zum Extrem geändert; wir betrachten einen Schauspieler, eine Sängerin und Balletänzerin mit einer Pietät, worin sich ebenfalls nicht wenig Gesetzliches, Treuherziges und Spießbürgerliches ausspricht.

Nach Hans Sachs wurde die dramatische Poesie nur auf den Gelehrtenstuben betrieben. Man nahm wie ein Schulbube Unterricht bei fremden Nationen, bei Franzosen, Engländern, Italienern und Niederländern. Selbst Shakspeare influirte, aber wie? — Das ursprünglich Deutsche und Volksthümliche

friſtete ſeine Exiſtenz allein auf Puppentheatern. So erhielt ſich die Sage vom Fauſt in lebendiger Geſtaltung und kräftigen Grundzügen und blieb ein Lieblingsſtück des deutſchen Publikums, das vor dem Teufel, der Hölle und den himmliſchen Heerſchaaren immer eine bedeutende Ehrfurcht hatte. In dieſem Fauſt erhielt ſich ein Fond von Poeſie und dramatiſchem Leben, wie wir ihn in den Erzeugniſſen gelehrter Dichter, welche damals Comödien und Tragödieen zurechtſetzten, vergebens ſuchen. Leſſing hat das zuerſt eingeſehen, und begann einen Fauſt zu ſchreiben, und Goethe ſetzte ihn fort, um an ſeinen bewunderungswerthen Torſo im ſpäten Alter einen Kopf zu ſetzen, welcher zum Rumpfe keineswegs paſſen will.

Daß es auch wirklich Schauſpielergeſellſchaften gab, beweiſt die Neuber'ſche in Leipzig, mit welcher Gottſched das Abkommen traf, daß der ehrliche deutſche Hanswurſt, die perſonifizirte Perſifflage alles Vornehmen und erhaben Schwülſtigen, abgeſchafft wurde. Das Publikum ließ ſich ſeine Lieblingsfigur nehmen und murrte nicht; denn das Murren iſt eine Oppoſition und dieſe eine unbequeme choleriſche Ruheſtörerin. Der Harlequin war begraben und man reimte und alexandrinirte ruhig fort.

Aus der Kritik ſollte die jüngſte Literaturperiode erwachſen; ja, aus ihrem Holze, was eigentlich ein Pfahl im Fleiſche der Poeſie iſt, ſollte ſogar die deutſche Schaubühne gezimmert werden. Leſſing, ein weſentlich kritiſcher Geiſt, begann aufzuräumen; aber er räumte nicht bloß auf, er produzirte auch, was eine Grundlage für die Zukunft abgeben mochte — eine Tugend, welche ihn von unſeren modernen Kritikern weſentlich unterſcheidet. Selbſt ſeine Kritik war für einen produktiven Kopf etwas Poſitives, eine Handhabe, ein Schema. Was vor ihm in dramatiſcher Hinſicht erzeugt worden iſt, kam auf uns meiſt als Verſteinerung, und graut uns nicht ſelten an, wie die täppiſchen Erzeugniſſe einer geſtaltloſen

Urwelt. Wir haben eine vor- und nachlessing'sche Zeit. Unsre Literaturperiode beginnt mit Lessing.

Alles, was auf die Bühne Bezug hat, erhielt seitdem höhern Schwung. Lessing's dramatische Compositionen erregten allgemeinen Enthusiasmus. Die Schauspieler sahen ein würdiges Feld vor sich. Vagabundirende Gesellschaften thaten sich aller Orten auf. Jedes neue dramatische Produkt wurde mit nachhallendem Donner des Beifalls begrüßt; man drang in seiner Schwärmerei sogar bis zur Darstellung des Hungerstücks „Ugolino" vor — eines Trauerspiels, vor welchem die jetzigen Theaterdirektionen sich bekreuzigen würden. Sogenannte verdorbene Genies, lustige Vögel, relegirte Studenten, flüchteten auf die Bühne, wagten sich an die höchsten Leistungen und leisteten das Höchste; denn ihr Enthusiasmus war rein und ursprünglich, und wenn man damals nicht den gewaltigen Shakspeare auf die Bühne gebracht hätte und zwar mit einem so ungeheuren Erfolge, daß der Hamlet selbst in kleinen Städten ein bekanntes Lieblingsstück, ja ein Volksdrama wurde, es wäre späterhin vielleicht nimmer geschehen. Wenigstens erwarte man nicht, daß unsre Direktoren mit Shakspeare's Dramen den Anfang gemacht hätten. Zu dem Allen kam noch der glückliche Umstand, daß die Schauspielergesellschaften der damaligen Zeit Privatgesellschaften waren und daß es galt, mit einander zu wetteifern und zu rivalisiren. Die Döbbelin'sche Gesellschaft war berühmt. Die Dekoration des Lokals näherte sich der Einfachheit, wie sie zur Zeit Shakspeare's gäng und gäbe war und wie sie jetzt, aus Uebersättigung, bereits von Vielen zurückgewünscht wird. Um so mehr wirkte das Stück selbst auf die Zuhörer mit seinem ganzen Gewicht. Brockmann spielte 1777, als Gast in Berlin anwesend, den Hamlet zwölfmal; man schlug eine Medaille auf ihn, man rief ihn, was zuvor Keinem geschehen war, heraus, und sah mit Begeisterung im Verlaufe von 21 Tagen

nicht blos den Hamlet zwölfmal, sondern auch noch die Minna von Barnhelm zweimal und außerdem den Clavigo. Wer wollte nun noch zweifeln, daß wir, die wir eben so gern und oft den reisenden Studenten gesehen haben und uns zufriedenstellen, wenn uns nur alle 21 Tage ein klassisches Stück geboten wird, unsern Vätern an Kunstgeschmack und edler Begeisterung voraus sind? — Die liebenswürdige, geniale Liederlichkeit, welche die Schauspieler der damaligen glänzenden Bühnenperiode charakterisirte, und das Vagabundenleben, das sie unter fortwährenden Abwechselungen, unter temporärem Ueberfluß und temporärem Mangel führten, haben auf den Bühnenzustand jener Zeit eher vortheilhaft gewirkt als nachtheilig.

Jeder revolutionäre Zustand ist für Emporkömmlinge, für geistesstarke und geniale Menschen ein fruchtbarer Boden. Schiller's Räuber schlugen wie ein Blitz in den aufgehäuften Zunder; eine elektrische Zuckung ging von diesem mit dichterischer Gewaltthat und Kraft ausgerüsteten Trauerspiele aus und erschütterte zumeist die jugendlichen Gemüther. Goethe's Göz von Berlichingen hatte eine ähnliche aufrührerische Wirkung. Ritter- und Räuberfreiheit wurde Feldgeschrei, Derbheit begann für Kraft zu gelten, Grobheit für Deutschheit, Heulen für Weinen, Geschichtetsein für Gerührtsein, das Blut- und Mordelement für das eigentlich tragische! — Ja, man konnte an dem Dasein eines wirklichen Faustrechts nicht zweifeln, wenn man die Schauspieler, ihrer Aufgabe gemäß, so ungebührlich auf der Bühne umherwüthen, mit den Fäusten dreinschlagen und des Faustrechts in der That sich bedienen sah.

Den höchsten Glanz freilich errang unsre Bühne durch Schiller und Goethe! Beide haben uns dramatische Compositionen hinterlassen, welche, und zwar mit vollkommnem Recht, der Stolz der deutschen Nation, ja ein Theil unsrer Nationalität geworden und in unser eigen Fleisch und Blut übergegan-

gen sind. Was aber die Bühne selbst betrifft, so lag in jenem Momente ihres höchst gesteigerten Lebens zugleich der Keim ihres Todes, in dieser unnatürlichen Anspannung aller Muskeln und Nerven der Grund der darauf folgenden Abspannung und die jetzt bis zur Ohnmacht depotenzirte Nervenschwäche: so daß, was unter Lessings kritischem Scepter mit Enthusiasmus, Keuschheit und Reinheit begonnen wurde, jetzt sich versetzt fand mit Bleizucker, trüben Beimischungen, „Feuer von Bärlappenmehl" und Uebertreibungen und Auswüchsen aller Art und Gattung. Und es ist hier wohl auf den Umstand hinzuweisen, daß sich an Shakspeare unsre vortrefflichsten Dichter heranbildeten, daß aber an der milchreichen Brust des Goethe'schen oder Schiller'schen Dramas auch nicht *ein* Poet groß geworden ist, welcher in dem Bildungs- oder vielmehr Verbildungsgange unsrer Schaubühne eine ergötzliche Rolle spielte. Mag nun das Resultat auch hauptsächlich in der schwächlichen Organisation ihrer Nachfolger beruhen — es ist einmal in dem Grade vorhanden, daß es schlimm, und schlimm, daß es vorhanden ist.

Einem Deutschen ist es fast unmöglich, der Verdienste Schiller's zu gedenken, ohne zugleich, wie sehr auch die Natur dieser Doppelsterne verschieden war, der Verdienste Goethe's Erwähnung zu thun. Goethe hat mehr im Ganzen und Großen auf unsre poetische und ästhetische Bildung eingewirkt, als daß er für irgend eine besondere Gattung der Poesie eine durchgreifende Richtung eingeschlagen hätte. In seinem Götz und Faust liegt eine so große Fülle echt tragischer Momente und ein so gedrungener dramatischer Kern, daß man die Vielädrigkeit seines Genies nur bedauern kann, womit er uns in allen Richtungen viel, statt in einer einzigen Alles wurde. Ihm allein, wenn irgend Einem, war die Machtvollkommenheit gegeben, das der deutschen Bühne zu werden, was Shakspeare der englischen war. Eine sonderbare Caprice

machte ihn zu einem genialen Vagabunden auf den verschiedenſten Territorien der Dichtkunſt, der Kritik, der Biographie, der Geſchichte, der Reiſebeſchreibung, der Kunſt u. ſ. f. Was half es uns, daß er die Weimarſche Bühne vortrefflich leitete? Von der Verwilderung rettete er uns, aber er arbeitete zugleich der Zahmheit in die Hände, und er hat, bei aller ſeiner Bemühung, zuletzt nichts weiter zu Stande gebracht, als ein gezähmtes im Vortrage Schillerſcher und Goetheſcher Jamben vortrefflich geübtes Wolfspaar. — Was aber hat er für die deutſche Schaubühne producirt? Schlimm genug, daß ſeine darſtellbaren Stücke, z. B. der Clavigo, mittelmäßig, und ſeine vortrefflichſten für die Darſtellung nicht geeignet ſind. Ausgezeichneteres, Adligeres, Zarteres hat die deutſche Poeſie nimmer hervorgebracht, als Iphigenie und Taſſo; aber was ihr Leſepublikum war, bleibt auch ihr Bühnenpublikum, es kann hier nur ein reproduzirter Genuß ſtatt finden. Götz von Berlichingen aber, den Göthe ſpäterhin ſelbſt für die Bühne verfälſchte und zuſtutzte, brachte jene wilde Jagd von Ritterſtükken zu Wege, welche mit Peitſchenknall und Donnerwetter, mit Halloh und Mordio, mit Geiſterſpuk und Pfaffentrug und mit dem Geſammtapparat der heiligen Vehme über die Welt der Bretter daherſauſte und brauſte. Uns kümmern hier nur die Erfolge des Stücks, nicht die Frage, ob und in wiefern der Dichter *an ſich* daran Schuld hatte.

Tiefer als Goethe und ſpezieller griff *Schiller* in die Neugeſtaltung der deutſchen Schaubühne ein. Die Geſchichte des Schiller'ſchen Trauerſpiels und die des deutſchen modernen Trauerſpiels überhaupt ſind weſentlich eins; man muß Schiller verſtehen, wenn man die Art, wie ſeine Nachahmer zu ihren Phraſen gekommen ſind, nicht mißverſtehen will. Schiller iſt in ſeinen Fehlern wie in ſeinen Tugenden ein echt deutſcher Mann, im edelſten Sinne des Worts. Das Ideale war ſein Ziel, dem er unabläſſig nachjagte, Freiheit in jeder Be-

ziehung sein Losungswort, und nichts bezeichnender für seine überragende geistige Größe, als jener herrliche die gesammte jämmerliche Realität in die Luft schlagende Wahlspruch: „Glühend für die Idee der Menschheit, gütig und menschlich gegen die einzelnen Menschen, und gleichgültig gegen das ganze Geschlecht, wie es wirklich vorhanden — das ist mein Wahlspruch.“ Jener edle und große Sinn, jener Ernst, jener Enthusiasmus, jene Wärme, jene Energie, jene eine ganze Welt umfassende Liebe war charakteristisch für die Schiller'sche Periode, an deren Repräsentanten, gestorbenen oder, wie A. v. Humboldt, noch lebenden, wir billig und mit Ehrfurcht hinaufstaunen. Wir werden eine so erhabene Genossenschaft vielleicht nie mehr auf einem so kleinen Raume von Zeit und Ort wieder vereinigt sehen.

Schiller's Sprache wird in ihrer Art immer einzig bleiben; sie war wenigstens einzig an ihm, seine Jambensprache ist seine Erfindung, und wenn man sie in jüngerer und jüngster Zeit arg befeindet hat — ein Schwindel, von dem man allmälig zurückkommt — so geschah es entweder, um im Gegensatz zu Schiller den Liebling Goethe desto höher zu stellen oder weil seine Nachahmer die Schiller'sche Sprache durch ihre süßliche, abgedämpfte und schwächliche Weichmacherei uns verleidet haben. Wahrlich, nachdem Columbus Amerika erfunden — man kann kaum sagen entdeckt hatte, was mehr eine Combination des Zufalls im gewöhnlichen Sinne ist — war es leicht, den Weg nach Amerika zu finden. Man hat durch Columbus gelernt, wie man ein Ei zu stellen, durch Schiller, wie man den Schauspielern ihre Jamben mundrecht zu machen hat. Erst in hundertjähriger Ferne wird vielleicht ein fremdländischer Dichter in dem Maße erweckt werden, als Schiller sich von Shakspeare erwecken ließ. Seine jetzige Nachkommen- und Nachahmerschaft stellt sich nicht dar, wie Granit, der sich an Granit angelagert hätte, sondern wie ein sekundäres

taubes Geſtein, wie Gerölle und Gebröckel, wie geringer Staub, welcher dem Triumphwagen des ſiegenden Genius im gerührten und aufgerührten Zuſtande nachzieht.

Daß ſich aber Schiller's Sprache ſo leicht nachahmen und in der Nachahmung ſo leicht bis zum geringſten Grade von Kraftentwickelung abſchwächen läßt, iſt ein Beweis für gewiſſe Mängel in ihrer Organiſation, welche man nicht erſt unter die Lupe nehmen darf, um ſie zu entdecken. Man muß Schiller mehr in ſeiner Totalität, als im Detail genießen, und ſich von ihm, wie von jeder Ehrfurcht gebietenden Geſtalt, etwas fern halten. Von einem gewiſſen Höhenpunkte aus kann die reizloſeſte Gegend als ſchön und anmuthig ſich darſtellen, weil die unerquicklichen, einzelnen Partieen in ein freundliches Geſammtbild zuſammenlaufen. Nichts iſt leichter, als in Jambenpathos zu ſchillern und ſchilleriſiren. Goethe's Jambenſprache in ihrer ganz und gar künſtleriſchen Ausarbeitung läßt ſich nicht nachahmen, ſie iſt unnachahmlich ſchön. Schiller aber hat etwas ſchulmeiſterlich Phraſenhaftes, etwas Didaktiſches, was den Deutſchen beſonders behagt und in ihrer ſchulrecht und von Kind auf gemeiſterten Natur begründet liegt. Der Deutſche will ſich dafür, daß man ihn bereits im lallenden und kriechenden, noch halb vierfüßigen Zuſtande in ein geſetztes und anſtändiges Weſen zwängt und drängt, einen Erſatz, eine Rache haben; er ſchult und meiſtert, zwängt und drängt wieder, wo, wie und wann er kann, um Andre fühlen zu laſſen, was er ſelbſt ſchmerzlich gefühlt hat. Was aber Schillern ſelbſt in der Ausartung noch wohl ſteht, mißfällt an ſeinen Nachahmern. Ein Menſch von außergewöhnlicher Größe mag ſeinen Mund ein wenig voll nehmen; hier erſcheint als Pathos und Erhabenheit, was ſich bei einer zwerghaften Natur als lächerlicher Schwulſt und Bombaſt darſtellt. Wäſſrige Lehren und Reflexionen, rhetoriſch wohl vorbereitet und

zur Declamation geschickt gemacht, Tiraden, Phrasen und Sentenzen, sind seit und durch Schiller, der sich ihrer auch nicht immer mit Maaß und Billigkeit bediente, Erbgut der deutschen Tragödie geworden und spreizen sich mit ihren kleinen Beinchen und werfen sich in ihre schwindsüchtige Brust, daß es eben so gut eine Schande ist für die, welche sie fabrizirten als für die, welche daran Genuß haben und hinter dieser Oberflächlichkeit Tiefe, hinter dieser Leerheit Fülle, hinter diesem tuberculösen Krankheitszustande einen normalen, gesunden zu finden meinen. Das Schwer- und Starkathmige beweist noch keine gesunde und starke Brust. — In seinen Jugendwerken beging Schiller vielfache Unarten, aber sie zeugten wenigstens von Genialität, welche nur nicht im Stande war, Maaß zu halten. Schiller überbot sich hier eben so wohl, wie später in seinen philosophischen Raisonnements und hat der Schaubühne dadurch wesentlich geschadet.

Wie sehr wir Deutschen das Krankhafte, Schwülstige, Raisonnirende und Reflectirende dem Gesunden, Einfachen, Stofflichen und Thatsächlichen vorzuziehen gewohnt waren, davon giebt die größere oder geringere Theilnahme Zeugniß, welche die einzelnen Dramen Schillers bei den Deutschen gefunden haben, die pompöse Jungfrau von Orleans fand mehr Verehrer als der tief durchdachte und großartig angelegte Wallenstein, und dieser mehr als der mit nationalem Hintergrunde und einer Basis geschichtlicher Thatbestände ausgestattete Wilhelm Tell. Es ist freilich nur eine extravagante Phrase, wenn A. W. Schlegel den Wunsch ausspricht, man hätte zur halbtausendjährigen Feier der Gründung schweizerischer Freiheit den Wilhelm Tell unter freiem Himmel, am Ufer des Vierwaldstetter-Sees aufführen müssen; aber darin, daß er den Wilhelm Tell Schillers vorzüglichste Composition nennt, mag er Recht haben; nirgends hat Schiller, zu Gunsten der historischen Wahrheit, seine raisonnirende und reflectirende Subjectivität mehr

verleugnet als hier. Schiller, unablässig strebend und ringend, war eben im Begriff, ganze Nationen und ihre Charaktertypen in das Gebiet seines Dramas zu ziehen und sich dergestalt zu vollenden und abzuschließen — ein Experiment, an dessen vollständigem Gelingen wir im Demetrius, nach dem überbliebenen Torso zu urtheilen, nicht zweifeln dürfen — als er der an ihm doppelttragischen Todesnothwendigkeit erlag. Wir haben vielleicht durch seinen frühen Tod mehr eingebüßt, als wir durch ihn, da er lebte, je gewonnen haben.

Abgesehen von den verderblichen Folgen des Schillerschen Jambenpathos hat seine pomphafte Scenerie, welche in der Jungfrau von Orleans den Inhalt des Stückes förmlich erdrückt, wirklich sündhafte Nachwirkungen herbeigeführt. Pracht und Glanz in Sprache und bühnlicher Ausstattung machten das Drama zum Rivalen der Oper. Raupach hat diese äußeren Mittel häufig angewendet als Beifallshebel und Effektmittel. Selbst die Gefühle erhielten ihren Prunk, ihre Verzierungen und Decorationen, so daß Alles, Herz und Seele der vorgeführten Personen, wie mit Goldpapier verklebt wurde. Das flimmert, flunkert und blitzt freilich, kann aber keinen Bestand haben. — Auch in der Composition war es leicht, Schillern das Nothdürftigste abzulernen. Besonders die Episoden und Einflechtungen von Liebesverhältnissen, die selbst bei Schiller monoton werden und in Mortimer's, Rudenz und Romanow's Liebe, die ihrem Verhältniß zur Gesammtorganisation nach nur Wiederholungen der Max-Thekla Liebe darbieten, haben ihre nicht dankenswerthen Folgen gehabt. Nach diesen Musterbildern flickte man ähnliche Liebesgeschichten in Masse zurecht und ließ uns in hohlen, flisternden und wispernden, mit blitzenden und doch inhaltslosen Bildern und im Ueberfluß flüssigen Versen decorirten Liebeserklärungen das Weitere vernehmen, wie die wahre und tiefe Liebe weder liebt, noch fühlt und am wenigsten spricht. Diese Worte sind nur Zu-

gen nicht Herzenssache, nicht Sache der agirenden Liebhaber und Liebhaberinnen, sondern Sache des Bühnendichters, welcher vor Worten nicht zu Worte zu kommen weiß.

Das deutsche Trauerspiel, welches bei uns unter allen dramatischen Gattungen allein eine Art Geschichte hat, die freilich eben so jung als in die Breite gehend und doch an großartigen Momenten nur arm ist, mußte durch die Behandlung seiner jüngsten Vertreter zu einem magern Körper und einer noch dürftigern Seele abzehren. Ritter-, Reiter- und Räuberstücke verwüsteten eine Zeitlang mit Bällern, Pferdegetrappel, Mord und Brand die deutsche Schaubühne. Zacharias Werner, welcher die Elemente der Schillerschen Tragödie nicht ohne trübe und betrübende Zusätze in sich aufnahm, leistete etwas Originelles in seinem achtundzwanzigsten Februar, veranlaßte aber dadurch jenen Leichenzug von fatalistischen Trauerspielen, worin ein dummes und malitiöses Schicksal, welches vom griechischen Fatum so viel hat, wie der nordische Hexenglaube von der griechischen Götterlehre, Alles zu oberst und unterst kehrte, und mit Sophistereien zu Werke ging, welche einer Blasphemie alles Heiligen, Natürlichen und Göttlichen gleich sind. Aber so öde sah es in der Brust der Menschen aus, daß man in die Tempel der Kunst massenweise strömte, um sich von diesen beizenden Spanischen-Fliegenpflastern Blasen ziehen zu lassen. Die Directionen, um die Fortbildung des allgemeinen Geschmacks unbekümmert, benutzten diese Anweisungen an den verdorbenen Geschmack des Publikums, um damit eine volle Kasse und ein gefülltes Parterre zu machen.

Einige, wie Th. Körner, hielten sich reiner und beobachteten mit einer gewissen Pietät die Typen der Schillerschen Tragödie. Nichtsdestoweniger ließ Körner seine edle kriegerische Begeisterung in Puff und Knall einer verderblichen Pulverexplosion und sein Talent in kleine zu dürftigen Lustspielen und

Füllſtücken verarbeitete Anekdoten und Verkleidungsſcenen aufgehen. So iſt es geſchehen, daß das deutſche Trauerſpiel weſentlich ohne Vertreter blieb, die auf der Bühne zur Geltung gekommen wären, bis endlich im vorigen Decennium Raupach auf die Schwingen des Königsadlers Schiller ſich erhob und alle ſeine Mitbewerber überflügelte. Uechtritz machte in demſelben Decennium einen glänzenden Verſuch in ſeinem „Alexander und Darius", einer Tragödie, welche bei den Leſern der „Schnellpoſt" lange Zeit für klaſſiſch galt. Auffenberg ſpukte in Süddeutſchland; ja die geſammten Tragödien, welche als Produktionen einer modernen Dichterphantaſie auf der Bühne zur Erſcheinung gekommen ſind, ſchatten ſich auf dem Hintergrunde der Poeſie ab als ſchmerzlich zerriſſene, oder neblig nüchterne und weſenloſe Spukgeſtalten. Die liegenden Gründe, welche Raupach in Schleſien hat, ſind viel gründlicher und von weit reellerem und dauerhafterem Beſitz, als die, welche er auf dem Boden des deutſchen Trauerſpiels hat. Daß aber ein deutſcher Dichter im Stande iſt, aus einem Dichter ein verdienſtlicher Gutsbeſitzer zu werden, bleibt bei alle dem eine freundliche Erfahrung.

Das deutſche Luſtſpiel hat durchaus keine Geſchichte; keinen Ausgangs-, Stütz- und Endpunkt. Wollen wir ein deutſches Luſtſpiel nennen, ſo nennen wir „Minna von Barnhelm" Die urſprüngliche deutſche Komik möchte ſich noch am reinſten in unſern Puppenſpielen vorfinden, in den eigentlichen unſerer Eulenſpiegelnatur zuſagenden und, worauf wir ſpäter zurückkommen werden, in den Wiener Zauberpoſſen. Mit dem feinen Luſtſpiele haben wir bisher wenig mehr als Experimente gemacht. Das Luſtſpiel kann nur bei einem Volke gedeihen, welches ein öffentliches Leben führt, wie die alten Griechen, oder ein naturelles und comfortables Kernleben, wie die Engländer, oder feinſinniges und geſchmackvolles Converſationsleben, wie die Franzoſen. Auch die Lazzi's der Italiener und die Intriguen der Spa-

nien lägen nicht in dem ernſten und reflectirenden Grundweſen der Deutſchen. Das Luſtſpiel muß ermächtigt ſein, Perſönlichkeiten oder die lächerlichen Seiten der Gegenwart perſifliren zu dürfen; die Zuſtände der Mitzeit müſſen ihm zur Grundlage dienen. Wo haben wir dieſe Ermächtigung, wo geht man vorſichtiger und ehrbarer einher, als in Deutſchland, wo giebt es mehr Rückſichtsloſigkeit zwiſchen den vier Wänden der Häuslichkeit und doch weniger auf den Stätten der Oeffentlichkeit, als in Deutſchland, wo wird mehr geklatſcht, durchgehechelt und gezankt im Kleinen und doch weniger im Großen als in Deutſchland, wo giebt es des Lächerlichen mehr und der Möglichkeit, das Lächerliche in ſeiner Lächerlichkeit darzuſtellen, weniger als in Deutſchland? — Iſt es im Luſtſpiel damit gethan, daß einmal ein Commiſſionsrath eine lächerliche Rolle ſpielt, oder daß ein alter tölpelhafter Bauer ſo einfältig iſt, ſich von jungen verliebten Leuten foppen zu laſſen, oder daß man, was ſchon etwas Großes iſt, literariſche Sonderbarkeiten und Erbärmlichkeiten perſifflirt, wie Raupach die Walter Scottomanie oder Bauernfeld den Schmutz der niederen Journaliſtik? — Doch muß man zugeben, daß in keinem Lande eine Perſönlichkeit in dem Maße Veranlaſſung hat, gegen die Oeffentlichkeit ſich abzuſperren und zu verwahren, als in Deutſchland. Unſere Tugenden und Sünden wurzeln in der Häuslichkeit; zieht man uns ins Tageslicht ſo zieht man auch eine Menge von Spießbürgerlichkeiten und Lächerlichkeiten hervor, welche, dem Standpunkte unſeres modernen moraliſchen Bewußtſeins gemäß, in der Veröffentlichung mehr incommodiren, als unſere Schlechtigkeiten. Eine Perſiflage der Art iſt mithin ein Einbruch in die Heiligkeit und Unverletzbarkeit unſerer Laren. Hierzu kommt, daß wir nicht ſpotten können, ohne tödtlich zu verletzen; wir führen einen groben Haudegen, wo ein Galanteriedegen vollkommen hinreichen würde.

Un-

Unſere Schwerfälligkeit will ein feinlaunigas Luſtſpiel nicht aufkommen laſſen. Wir ſind nirgends gewohnt eine Sache leicht zu nehmen und wenn uns eine Fliege auf der Naſe ſitzt, ſo ſcheuchen wir ſie nicht fort, wie ſchnellen ſie fort, um zugleich unſerer Naſe weh zu thun; hierüber gerathen wir in Aerger und Mißſtimmung und verfallen des unverſtändigen und unverſchämten Inſects und unſerer eigenen Ungeſchicklichkeit wegen in eine Reflexion, welche dieſen einzelnen Fall mit dem Allgemeinſten in Verbindung bringt und uns an der Vollkommenheit der Welt, die mit ſo läſtigen Geſchöpfen ausgeſtattet iſt, überhaupt zweifeln läßt. Dieſe reflectirte Aergerlichkeit läßt uns nie und nirgends los; wir fühlen uns überall incommodirt und incommodiren Andere, wir ſind überall darauf aus, ob man uns nicht gemeint hat, uns nicht beobachtet, uns nicht zu viel thut, und man iſt zu dieſer argwöhniſchen Stimmung berechtigt. Wenn ich einen elegant gekleideten jungen Menſchen ſehe, ſo freue ich mich aufrichtig, nicht aber, um deutſch-ehrlich zu ſprechen, über den Kerl, ſondern über das Kleid, mit dem er behangen iſt. In unſeren Salons iſt Kerl und Kleid identiſch. Die Spitzen der Vatermörder ſind den jungen Damen Vorgebirge der guten oder böſen Hoffnung; der Geldwerth deſſen, was an uns hängt, gilt als Normalmaß für die Beſtimmung unſeres Seelenwerthes; man beſichtigt und beaufſichtigt uns zoll- und gliederweiſe von oben bis unten, von rechts nach links, und diagonaliter von der linken Schulter nach der rechten Schuhſpitze, man controllirt an uns jede Bewegung, jedes Compliment und die Haltung unſerer Ellenbogen; man wacht über jede Miene, jeden Blick, jede Aeußerung, ſo daß wir, unter dieſer Umgebung von Hofmeiſtern und Hofmeiſterinnen, immer eckiger und böckriger werden und Redensarten machen, ſtatt Herz und Gemüth ſprechen zu laſſen. Mangel an Freiheit iſt der Tod der Converſation und eine todte Converſation für das Luſtſpiel doppelter Tod.

Das erſte Erforderniß iſt, daß in unſern Comödien Alles recht fein bürgerlich verlaufe, nicht gerade wie es zu Hauſe zugeht, aber doch ohne Extravaganz und Außerordentlichkeit. Nur in der Spaßmacherei, worin wir etwas zu leiſten im Stande ſind, iſt es erlaubt, ein Uebriges zu thun und die Farben möglichſt dick aufzutragen. In den feineren Luſtſpielen mag man ſentimal ſein; das Sentimentale hat noch immer ſein Publikum. Wir wollen den Kuchenfaden des Luſtſpiels nicht gern zu uns nehmen, ohne daß ein Paar windelweiche Thränen darauf gefallen wären. „Wer nie ſein Brot mit Thränen aß", iſt unſer Lieblingslied, welches nur von einem Deutſchen und in einem Lande, wo die Arbeitſamkeit mit der Nothdurft ringt, gedichtet werden konnte. Kotzebue, ein Haus- und Dienſtmädchen für Alles, ein wackres Talent für das rein Spaß- und Poſſenhafte, hat ſich das Wort „Schnupftücher 'raus!" mit Glück und Verſtand zu Herzen genommen. Iffland ſetzte weinerliche Sittengemälde zurecht, welche gewiß nicht ohne Verdienſt ſind, aber an Realität und Lebenswahrheit den Sittengemälden der Briten eben ſo weit nachſtehen, als ſie in der Compoſition und hauptſächlich in der Thränendrüſennatur ihnen voraus ſind.

Es iſt traurig zu ſagen, daß wir bei alle dem im Luſtſpiele, worin wir kein deutſches Muſter haben, zur Zeit beinahe mehr leiſten, als hinſichtlich des Bühnlichen im Trauerſpiele, worin wir das Recht, mit anderen Nationen zu wetteifern, durch Goethe, Schiller, Heinrich von Kleiſt und Andere, welche nicht für die Bühne dichteten, dokumentiren können. Dieſe Erfahrung iſt um ſo trauriger und wirft ein um ſo betrübenderes Licht auf den dermaligen Bühnenzuſtand, je mehr talentvolle, ja geniale Köpfe mit der Tragödie ſich beſchäftigt haben. Oehlenſchläger's allerdings mangelhafter „Correggio", das mit Veilchenduft und dichteriſcher Naivetät ausgeſtattete, freilich für den Bühnengebrauch verholdeinte Käthchen

von Heilbronn und der ſomnambuliſtiſche Prinz von Heſſen Homburg waren ſo ziemlich die letzten wirklich poetiſchen Erſcheinungen, welche vom Brillantlicht des Theaters angeſtrahlt worden ſind. Auch Michael Beer, der mit ſeinen allgemein menſchlichen Tendenzen Goethe für ſich einnahm, war nicht ohne dichteriſches Verdienſt. Seitdem friſtet das Trauerſpiel ſeine Exiſtenz im Buchhandel. Grabbe, Immermann, Uechtritz, Hauch, Georg Büchner, Meſen, Platen, Willkomm, Wieſe — eine Reihe prächtiger und, zu unſrer Schande ſei es geſagt, zum Theil wenig bekannter Namen — haben mit der Bühne nichts zu ſchaffen. Sie lebten und leben in einem freiwilligen oder erzwungenen Exil der Bücherläden und Literaturblätter. Das dramatiſche Genie und unſre jetzige Bühne verfolgen verſchiedene Intereſſen. Keins will dem Andern nachgeben oder ſich ihm accommodiren — eine Differenz, wobei die Ehre auf Seiten des Genies liegt. Das Urtheil bleibe der Nachwelt! Vergleichen wir den Zuſtand unſrer Tragödie mit dem, worin ſie ſich bei den Ausländern befindet, ſo übertreffen wir ſie in Druckſachen und ſtehen ihnen gleich in Bühnenſachen; denn es mag uns einigermaßen zum Troſte gereichen, daß auf den Bühnen der Briten und Franzoſen der Verfall der Tragödie noch entſchiedener ſich darſtellt, als bei uns. Freilich ein Troſt, welcher bei unſrer kosmopolitiſchen Geſinnung der Troſtloſigkeit gleich iſt!

Der Schiller'ſche Jambenſpuk, jenes traurige Reſultat ſeiner jahrelangen Mühen, worauf der edle und große Mann nicht gerechnet hat, brüſtet ſich ohne Unterlaß und ohne Scheue und ohne alle Beſcheidenheit auf den gedehmüthigten Bühnenbrettern. Die Bühnen- und Mundgerechtigkeit ſind die einzigen Kriterien, nach denen geurtheilt und entſchieden wird. Der hat's weg! — rühmt der Schauſpieler von Raupach, der unter den Tragikern der Rhetor iſt, wie Schiller der Tragiker unter den Rhetoren. Allerdings! die Verſe fließen ſo

sanft, die Liebessprache klingt so zierlich, die Gardinenpredigt des Zorns so manierlich, die Redeflosteln ziehen sich so blumenreich und so guirlandenmäßig durch den Bau und die Prachthallen des Ganzen, die Abgänge, worauf die Schauspieler ihre ganze Kraft verwenden, sind in Schiller'scher Weise so effektvoll gereimt, und im Dialoge, der aus lauter Monologen besteht, kann sich jeder so breit und weitläufig ausraisoniren und deklamiren, daß es ein rechtes Vergnügen ist, zuzuhören, und wenn man ausgehört, wieder davon zu gehen. Schade um das schöne Talent Raupachs, welches in seinen Erstlingswerken, in den Fürsten Chawansky, der Erdennacht, den Königinnen, den Gefesselten, einen so hoffnungerweckenden Aufflug nahm! — Aber wen man erst brauchen kann, den braucht man aus, bis er erschöpft ist. Man sollte keinen Bühnendichter auf Diäten setzen; man sollte ihm ein jährliches Gehalt anweisen und ihm sagen: hiefür sollst du mir jährlich Ein Junges werfen, aber einen Löwen! —

Aber das ist es eben, man will auf der Bühne keinen Herkules, wie er im Löwenfell trotzig daherschreitet, sondern höchstens einen Herkules, behangen mit Zobelpelzchen und geschmeidigen Katzenfellchen, oder einen Herkules in der Situation, wie er bei der Omphale am Spinnrocken saß und spann und Liebesgedanken nachhing und Verse in den entwürdigten Mannsbart murmelte, die mit der Spindel um die Wette surrten und sie leisflüsternd accompagnirten. Denkt euch den Fall, es käme ein zweiter Shakspeare und dichtete ein Stück, wie Hamlet oder König Lear, und es käme ein zweiter Schiller und dichtete ein Stück, wie die Räuber oder Fiesko, und beide beehrten damit irgend eine deutsche Theaterregie, was würde der Erfolg sein? — höchstens ein Freibillet für ein Sommerhalbjahr zur praktischen Ausbildung, und die Vermahnung, ein wenig mehr die Gesetze des Anstandes zu beobach-

ten und nicht ſoviel Decorationen und Roſ'en zu veranlaſſen. „Das Gerede von Nichtaufführenkönnen" ſagt Gutzkow treffend, „womit man z. B. Grabbe zurückgeſchreckt hat, iſt wahrhaft perfid; denn umſonſt haben doch die Maſchiniſten ſeit zehn Jahren nicht ſo ungeheure Dinge in den Melodramen und Opern geleiſtet; ſie haben uns feuerſpeiende Berge, die Cyclopenſchmiede, die Wolfsſchlucht, aufſteigende Pulverſchiffe, lebende Bilder, tauſend perſpectiviſche Täuſchungen gegeben. Aufführen läßt ſich Alles" u. ſ. w. Man muß jedoch ſagen, daß man dem Genie des begünſtigten Raupachs mit den glänzendſten Decorationen entgegen kam und ſeine Hohenſtaufen mit einer Würde und einem Pomp ausgeſtattet hat, welche ihresgleichen mehr ſuchen, als Raupachs Verſe. Es iſt doch immer ſchon etwas, wenn man um einiger Declamationen willen italieniſche und vaterländiſche Gegenden perſpectiviſch gemalt zu ſehen bekommt!

Dieſe Hohenſtaufen haben etwas für ſich, ihren geſchichtlichen Hintergrund, und als Reſultat die Erfahrung, daß unſer Publikum ſich leichter für das Faktiſche und Hiſtoriſche begeiſtert, als für das bloß Fingirte, welches nichts weiter iſt als ein Hirngeſpinnſt, als ein weſenloſes Schein- und Zerrbild, deſſen phantaſtiſche Schaale keinen genießbaren und geſunden Kern enthält. Es iſt ein anerkennenswerthes Verdienſt Raupach's, daß er durch dies Experiment die Geſchichte unſrer großen Hohenſtaufen populär machte. Ohne behaupten zu wollen, daß ſeine Dramen als Dramen eben ſo gelungen waren, wie Raumer's Hohenſtaufengeſchichte als Geſchichtswerk, ſo wurde es doch augenfällig, daß der Dichter, wenn auch Raupach nicht daran gedacht hat und in den Hohenſtaufen nur Stoff für Deklamation und Verſe ſah, an Wirkſamkeit und Gemeinnützlichkeit dem Gelehrten wirklich überall und immer voraus iſt. Es iſt ein edles, wenn auch oft verkanntes Amt, das der

Dichter verwaltet, und um ſo mehr zu bedauern, daß Raupach ſein Amt, mag man nun den Maßſtab der höhern Kritik oder den ſeines eigenen Talents an ihn legen, keineswegs vollkommen erfüllt hat. Man hat hier freilich etwas von Schiller, aber dies Etwas, wie verdunſtet und fächert es ſich aus in Phraſen und Gemeinplätzen! und wo iſt hier das ungemein Edle, Erhabene, Ernſte und Würdige, welches bei Schiller mehr zu fühlen, als kritiſch zu erklären iſt! und wo iſt hier das Markige und Gedrungene, das charakteriſtiſch Gewaltige, das Urlebendige des unverfälſchten geſchichtlichen Thatbeſtandes, womit Shakſpeare's geſchichtliche Dramen ſo ſtattlich ausgerüſtet und wie ein einziger geharniſchter Mann gepanzert ſind! — Friedrich I. allein lieferte dem Dichter Material für 4 Tragödien. Das nennt man ausweiten wie ein Romanſchreiber, der mit ſeiner Fingerfertigkeit wuchern will. So liegt Torquato Taſſo in dem Raupach'ſchen Trauerſpiele, welches keines ſeiner ſchlechteſten iſt, faſt 5 Akte hindurch im Sterben — ein Vorwurf, der indeß auch Zedlitz's „Kerker und Krone" trifft, wo Taſſo ſchon im erſten Akte den rechten Fuß im Grabe hat und den linken durch die übrigen vier langſam nachzieht. Um die Flachheit der Raupach'ſchen Hohenſtaufen kennen zu lernen, muß man ſie nicht auf der Berliner Bühne ſehen — denn ſie werden gut dargeſtellt — ſondern man muß ſie leſen. Was einem Dichter nicht gegeben iſt, ſoll man nicht an ihm tadeln, aber Raupach hat hier nicht einmal ſo viel geleiſtet, als wirklich im Umfange ſeines Talentes liegt; er ſchrieb die Hohenſtaufen wie auf der Flucht, als zöge er ſich vor ihren heranbringenden Heldenleibern, die er ſelbſt muthwillig heraufbeſchworen, zaghaft zurück. Das Vorzüglichſte im ernſten und tragikomiſchen Drama leiſtete Raupach in ſeinen gut durchgearbeiteten Charaktergemälden „Kardinal und Jeſuit" und „die kluge Königin;" das Elendeſte ehemals in ſeinen Frauen von Elbing, in der Corona von Saluzzo, einem Drama, welches Gunſt und

Ansehen nur dem Spiele einer beliebten Schauspielerin verdankt, und zuletzt in seinem Trauerspiele: „Prinz und Bäuerin," worin die Tragik bis zur Verworfenheit degradirt erscheint. Den Zuschnitt der Rollen nach der individuellen Taille der Schauspieler zu nehmen, so daß das zierliche Röckchen nicht erst angepaßt werden darf, sondern bereits paßt, wie es von der Scheere kommt, ist durch Raupach leider Mode und verderblicher Brauch geworden.

So steht es mit dem Capitano unsrer Bühnentragik. Urtheilt nun selbst, welch ein Nutzen uns aus den leicht nach ahmbaren Jamben Schiller's erwachsen ist! — Und wie bequem ist es dem Schauspieler gemacht worden! Alles ist bis auf das Charakterlieferste verwischt worden — keine Farbe, keine Schattirung, keine Steigerung, kein Anschwellen in der Deklamation — es geht Alles so gleichmäßig und süßlich zähe fort, wie Honig, den man auf Berliner Milchbrot streicht. Der Eine hat eine Flüsterrolle, der Andre eine Brüllrolle, je nachdem der Eine seine Liebe ausflötet, der Andre seinen Heroismus austrompetet. Wer da anfangs flüstert, flüstert auch am Ende, und wer da anfangs brüllt, brüllt auch am Ende. Man möchte sich die Prosa zurückwünschen, als Uebergangsform, um uns in ihr zu erkräftigen und für echtes Mannswerk zu stählen und für einen edlen Vers, ohne dessen Anwendung ein vollendetes dramatisches Kunstwerk nicht wohl gedacht werden kann. Aber auch die Prosa, und diese noch mehr, will von einem Genie gehandhabt sein! Nicht die Form ist es, die uns fehlt, sondern der rechte wackere Geist, die fertige Idee, die sich die Form anbildet! Es mangelt uns an Ernst und Würde, an der Gesinnung, welche für das Allgemeine thätig ist, an dem Fleiß, welcher sich für das Werk unsrer Liebe aufzuopfern versteht, ja an der Liebe zu unserm Werke selbst! Wir wollen verdienen, nicht uns verdient machen. Wodurch wurden die Alten groß? wodurch Schiller

und Goethe? Es war die urſprüngliche Begeiſterung, welche ſie wie ein guter Dämon antrieb und anſpornte. Was hilft's, daß wir ſo ferkig recenſiren und kritiſiren? — Der geſammte Apparat unſrer Kritik hilft uns kein Kunſtwerk emporbeben. Tragödie heißt eigentlich Bockſpiel — ſehr bezeichnend für uns; wir ſchießen einen Bock mit jedem modernen Trauerſpiel, welches zur Aufführung gebracht wird.

Der Zuſtand unſrer Bühne iſt ein durchaus loſer und unhaltbarer, weil er keinen Halt hat in ſich, weil er, ſo viel auch geborgt und entlehnt wird, nirgends ſich anzulehnen vermag. Das Publikum weiß nicht, was es will, aber es fühlt, daß es ein Recht hat zu wollen, es müſſe anders werden und könne ſo nicht bleiben. Seine Genügſamkeit war entweder eine Rückwirkung der ſelbſtzufriedenen Theaterperiode vor 1830, wie unſre Bühne nur eine Verlängerung der Bühne aus denſelben Jahren iſt, oder eine Folge der Gleichgültigkeit und Theilnahmloſigkeit, indem die Intereſſen des Theaters längere Zeit durch politiſche verdeckt wurden. Wie kann die Bühne ſich allein für berechtigt halten, daß ſie unfehlbar ſei und außer der Angriffslinie ſtehe, da der Reihe nach faſt gegen alle Inſtitute, gegen die Akademie, die Univerſität, den Zuſtand der Gymnaſien operirt und Breſche zu ſchießen verſucht werden iſt? — Medea wußte das Blut des greiſen Pelias durch Kräuterſäfte zu verjüngen. Wahrlich! eine ſolche Medea thut dem alten verdickten Blute unſrer Bühne noth.

Man hat Experimente aller Art angeſtellt; die wenigſten hatten einen dauernden Erfolg, höchſtens einen momentanen. Fehlgeburten waren es und trugen den Tod in ſich. Das Ballet überbot ſich in der Steigerung der Decorationen-Pracht, blieb aber bei ſeinen Verzerrungen, Verrenkungen, Winkelhaken und ſchwindligen Drehungen ſtehen, die keineswegs mit der Schönheitslinie parallel laufen. Auch die Oper ging in äußeren Zuthaten auf, und machte die koſtſpieligſten An-

leihen bei den Vorſtehern des Ballets, den Dekorationsmalern und Maſchiniſten. Es iſt traurig zu ſagen, daß ſeit Weber's Dahinſcheiden die deutſche Oper ſterbenskrank iſt und nur noch am alten Holze zehrt. Wien und Berlin zeichneten ſich hauptſächlich durch einige der geſchmackloſeſten Verſuche aus, auf den Unarſchmack des Publikums zu wirken. Die Leopoldſtädter Bühne, zugleich diejenige, welche das alte gute Recht der echt deutſchen Luſtigkeit und Phantaſtik und die bei uns leider ſo ſeltene Parodie am tapferſten und ungebundenſten vertritt, brachte unter andern ein Stück unter dem Titel „die beiden Bettler oder der Thurm zu Ringholm", romantiſch-komiſches Gemälde mit Geſang, Tableaux und Gruppirungen, worin auf dem Seile geſprungen, geſungen, getanzt, gekunſtſtückt wird und ein Mulatte und ein Hund die Hauptrollen haben. Es geſchah zu derſelben Zeit, als Schreier's Affentheater in Schwung kam, die Triller der Dem. Carl Thatzn, der Pianiſt Thalberg ein Ereigniß genannt und von dem Gliedermann Liſchnig behauptet wurde, er habe einen Affen mit gewohnter Virtuoſität dargeſtellt. Aehnlich nannte man Goethe's berathenden Briefwechſel mit jüngeren Komödienſchreibern „Unterhandlungen". In dieſen enthuſiaſtiſchen Prunkreden zeichnen ſich beſonders die Wiener Journaliſten aus. Eine edlere und gediegenere Zeit wird nach ſolchen Symptomen über uns urtheilen und ein Recht haben, an unſerm Verſtande zu zweifeln.

Gewaltmittel anderer Art wurden im deutſchen Norden, ſo weit er Berlin heißt, in Anwendung gebracht. Eine vollſtändige Reitergeſellſchaft, die von Guerra, wurde requirirt und mußte dem erſtaunten Publikum die Thaten der Freiheit, Wilhelm Tell's und Marco Bozzari's Heldenmuth, auf den gemißbrauchten Brettern der Bühne verreiten. Da gab es Pantomimen mit Tänzen, Evoluzionen, Gefechten zu Fuß und zu Pferde! Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Noch mehr!

Selbst die liebe Unschuld mußte sich in Kinderschauspielen brauchen lassen, um Kotzebue'sche Zweideutigkeiten herzuplärren, statt mit der Puppe und dem Ball zu spielen!

In lebenden Bildern, worin sogenannte Künstler und Künstlerinnen sich hergeben, um eine stumme und hölzerne Figur zu machen und ein mattes im Brillantlicht des Theaters prunkendes Nachbild beliebter Gemälde darzustellen, rivalisirte man, um abermals ein Zeugniß von der stiefmütterlichen Pflege abzulegen, deren jetzt die Bühne sich zu rühmen hat. Wo bleibt da deutscher Ernst, deutscher Kunstsinn, deutsches Gemüth, womit wir groß zu thun pflegen, um das Ausland, welches sich indeß nicht täuschen läßt, unsere Ueberlegenheit fühlen zu lassen! Und wer trägt die Schuld der Geschmacksabnahme, etwa das Publikum, welches nur mit zuleiden, nicht mitzuhandeln hat und an das Schlechteste sich gewöhnt, wenn ihm Besseres nicht geboten wird? — Man bürde dem Publikum nicht allzuviel auf! —

Die Verwaltungen, welche diese Mißstände und dadurch die jetzige Verworrenheit der Bühnenzustände herbeiführeten und sich in die empfindlichste Verlegenheit versetzt sahen, wußten gar nicht mehr, womit sie das Publikum amüsiren sollten. Das Pikante wollten sie vor Allem, grausame Situationen im Trauerspiel, zweideutige im Lustspiel. Die Schicksalstragödien und die französischen Melodramen wirkten übel auf die Kritik und den Geschmack unserer Landleute. Es war ein edler und rühmlicher Gedanke von Schiller, als er die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet wissen wollte, ähnlich wie Aristoteles sie für eine Desinfections- und Reinigungsanstalt der Leidenschaften ansah; und wenn wir auch nicht zugeben können, daß die Schaubühne in die Bedeutung der Kanzel treten solle — wie es auch Schiller keineswegs gemeint hat — so soll sie andererseits der Kanzel nicht entgegenarbeiten und zu keiner Lichtstätte und Zeiterkenntniß eingerich-

ist werden. Sie soll uns kein bloßes Amüsement, aber auch keine bloße Qual gewähren; das aber ist eine schlimme Zeit, welche in der Qual Lust und Genuß und an dem Schrei eines Gefolterten wollüstiges Behagen findet. Auf diese Wollust der Grausamkeit basiren die Franzosen ihre sogenannten Tragödien und wir Deutschen haben nicht unterlassen, diesen Auswüchsen der Tragik mit Pietät beizuwohnen; wir haben Victor Hugo, Dumas und Delavigne auf unsere Bühne gebracht; wir sahen die Söhne Eduards, diese jungen Schlachtopfer, denen schon im ersten Akte das Todesurtheil auf der Stirn gezeichnet stand und sahen sie in der Gestalt zweier mädchenhaften Künstlerinnen auf dem Ruhebett liegen und, einen langen martervollen Akt hindurch, entgegenharren dem Todesstoß und dem meuchelmörderischen Einbruch in ihre unschuldige und kecke Jugend. Dasselbe Gift brachte uns Raupach in seinem Trauerspiel „Isidor und Olga" tropfenweise bei, um es uns in seinem Drama „Die Schule des Lebens" stromweise einzuflößen. In einiger Verwandschaft mit diesem Drama steht Halm's „Griseldis", worin Alles auf einen Fastnachtsscherz und auf die spitzfündigste Grausamkeit hinausläuft. In beiden Dramen potenzirt sich jede Situation zu einer Daumenschraube, zu einer hingehaltenen Qual, die es dennoch weder zum Bluten noch zum Sterben kommen läßt. Man wird gedehnt und gezerrt, das ist Alles! Was hilft es uns, wenn Halm wenigstens eine größere Poesie der Sprache vor Raupach voraus hat? Eine schöne Sünderin bleibt nichtsdestoweniger eine Sünderin, welche freilich, aber nur für den Augenblick, reizen mag.

Diese Geschmacksverwirrung machte sich die Verfasserin von „Hinko", „Pfeffer-Rösel", „der Glöckner von Notredame", „Johannes Guttenberg", „Peter von Szapar" u. s. w. redlich zu Nutze. Charlotte Birch-Pfeiffer schreibt wie ein Mann, der schon mehr als eine Blutthat auf dem Gewis

ſyn hat, und doch wiederum wie ein Weib, welches in unbewußter Naivetät ſtoffhaltige Farbenſkizzen liefert, die von wirklicher dramatiſcher Anlage zeugen und nur einer kunſtverſtändigern und geſchmackvollern Hand bedürften, um in weiterer Ausführung trefflich zu ſein. Die Birch-Pfeiffer bewegt ſich in dem ancien regime der Ritterſtücke und Ritterromane, wo die Effekte mit doppelter Kreide gezeichnet werden und die Contraſte ſich gegen einander abſetzen wie Schwarz gegen Weiß, Stroh gegen Daunen, Eſſig gegen Honig. Es iſt ſo viel unanſtändige Natur in ihr, daß ſie zur Unnatur wird, und dieſe ganze Erſcheinung als eine weibliche Abnormität ſich darſtellt, die nur zu einer Zeit, wo die bürgerliche Ordnung im Staate und die wildeſte Unordnung in der Kunſt vorwaltet, an den Körper der dramatiſchen Literatur ſich anſetzen konnte. Auch die erſte Bühne Berlins bemühte ſich um die „Wittwe" ihr letztes Stück. Man kann aber ſagen, daß in Madame Birch-Pfeiffer hinlänglicher Stoff zu einer Verbindung mit einem Königlichen Theater nicht vorhanden iſt und daß, wenn Madame Birch-Pfeiffer in der Bühnengerechtigkeit, welche in Bezug auf die Poeſie als eine Ungerechtigkeit ſich darſtellt, ihres Geſchlechts, worunter wir das männliche mitbegreifen, leicht die erſte iſt, dieſe derben Züge und Grundriſſe auf der Hinterwand des erſten vaterländiſchen Theaters ſich doppelt derb und grell ausnehmen. Dennoch macht ſich in dieſem Poſthumus des Birch-Pfeifferſchen Talents eine gewiſſe Zaghaftigkeit und Decenz geltend, welche der Dame bei weitem nicht ſo natürlich und gut ſtehen, als die ihr ſonſt eigenthümliche keckmänniſche Ungenirtheit und Sicherheit. Mad. Birch-Pfeiffer gehört in das Inventarium der zweiten und kleinen Bühnen.

Weil man nun gar nichts Rechtes mehr hatte noch wußte, womit das Publikum zu erbauen wäre, ſo wurde man rückläu-

ſig und zog die rührenden Späße und ſpaßhaften Rührungen Kotzebue's und die ländlich und bürgerlich ſittlichen Compoſitionen Iffland's, die man eine lange Zeit hindurch für Maculatur anzuſehen gewohnt war, wieder an das Brillantlicht der zerrütteten Bühne. Aus dieſen zum Theil glücklich ausgefallenen Verſuchen ergab ſich nun, daß wir für rein ſittliche Productionen empfänglicher waren, als nach den Symptomen einer vollſtändigen Demoraliſation, wie ſie in den zwanziger Jahren, in der frivol-laxen und überſetzungsſeligen Periode Angely's, ſich auf und vor der Bühne kund gaben, zu erwarten ſtand. Noch vor Kurzem hätte die bloße Moral und die nackte Rührung geänaſtigt, jetzt gefielen ſie der Neuheit wegen und weil man wirklich in ſich gegangen und der nur ſpaßhaften Situationen und Characteren, welche gar keinen Inhalt an Leben und Blutwärme hatten, überdrüſſig geworden war. An Iffland gefiel die Realität, an Kotzebue die Faßlichkeit, die Gemeinverſtändlichkeit und ein leichtes ungenirtes Weſen, womit er ſich im ſchlichten Hauerock behaglich fühlt und ſich gar nicht ſchämt, im leichtmöglichen Falle der Rührung ſeinen Thränen freien Lauf zu laſſen. Ich habe in der That ſelten mehr in die geduldigen Schnupftücher ſchluchzen hören, als vor Jahresfriſt bei einer Aufführung der „Verſöhnung", und ich muß ſagen, daß dieſes Drama als eine Thränenpreſſe von einem höchſt kunſtreich gefugten Mechanismus ſich darſtellt.

Der ernſten ſittlichen Richtung Iffland's folgte die erlauchte Verfaſſerin mehrerer Luſtſpiele und Dramen, welche ſeit längerer Zeit den Hauptbeſtandtheil des Repertoirs unſerer norddeutſchen Bühnen ausmachen; aber ſie vermied mit einem feinen weiblichen Takt, welcher in den Kreiſen der höheren Geſellſchaft ſich gewöhnt hat, die Conflikte des Lebens auf eine zarte und verſöhnliche Weiſe auszugleichen und überall auf eine

ſchöne und künſtleriſche Ordnung und Ordentlichkeit bedacht zu ſein, die allzuderb und plump einfallenden Ausbrüche jenes ſittlichen Princips, welches bei Iffland häufig mehr ſchneidet und verletzt, als heilt und verſöhnt, und immer mit einer bedeutenden Quantität von Menſchenfeindlichkeit, Abgeſchloſſenheit oder amtmänniſcher und bäuerlicher Grobheit und Unbehilflichkeit verſetzt iſt. Die Verfaſſerin der beliebten Dramen und Luſtſpiele „Lüge und Wahrheit", „die Braut aus der Reſidenz", „der Oheim", „die Fürſtenbraut", „der Landwirth", „der Zögling" ſchreibt auf Velin, wie Iffland auf Concept ſchrieb. Ihr iſt wie allen edlen Frauen darum zu thun, daß Alles, was geſchieht, wohl ſich zieme, und ſo iſt eben das Schickliche und ſich Geziemende, was freilich häufig etwas von dem bloß Ziemlichen hat, der Grundcharakter ihrer feinen weiblichen Arbeiten. Keine Maſche läßt ſie fallen, es ſei denn, ſie nimmt ſie wieder auf; kein geniales Fleckchen und Tippelchen wird geduldet, es ſei denn, ſie tilgt es mit wohlriechendem Fleckwaſſer in weiblicher Behändigkeit. Nichts darf am ungehörigen Orte liegen, nichts von dem gehörigen Orte verrückt werden. Alles iſt reinlich und ſauber, glatt, blank und gediegen in dieſem freundlichen Vorzimmer der Komik. Wir befinden uns immer in guter, ja gewählter, meiſt adliger Geſellſchaft. Jeder Ausdruck wird beaufſichtigt und gewägt auf der Goldwage des Geſchmacks und des höheren Converſationstons. Die Komik beſteht hier nicht eben in Witz und Humor, ſondern in gewiſſen Situationen, welche komiſche Verlegenheiten herbeiführen, in ähnlicher Weiſe wenigſtens vorkommen können und ſomit einen größtmöglichſten Schein von Wahrheit als charakteriſtiſches Merkmal an ſich tragen. Die geſchmackvolle Ausarbeitung, der leichte, gewandte Dialog, die ſcharfe Begrenzung der Charaktere, die natürliche, gewiſſermaßen logiſche Folge der Scenen ſind die nicht gewöhnlichen Vorzüge, wo-

durch die Bühnenstücke der erlauchten Dame sich auszeichnen. Läßt sich der äußern Structur dieser Dramen, wie sie nun einmal angelegt und beschaffen sind, durchaus nichts Schlimmes nachsagen, so sind doch ihre Mängel, welche auf der Tiefe liegen, eben so augenfällig, als ihre Vorzüge, welche auf der Oberfläche liegen. Die Verfasserin bewegt sich wenig in wirklich gegebenen Verhältnissen; sie tüncht ihre Dramen nur mit dem Schein von Lebenswahrheit an; ihrer Gesammtrichtung nach ist sie zu monoton, und in der Erfindung neuer auf die Spitze gestellter Situationen origineller, als in ihrer Ausführung, endlich zu weitausholend in ihren Expositionen und zu gedehnt in der Art, wie sie die Conflikte zur endlichen Lösung führt. Es ist mir geschehen, daß ich erst bei dem dritten Akte eines ihrer neuesten Stücke das Schauspielhaus betrat und nach wenigen Scenen mich so weit orientirt hatte, daß ich nicht allein wußte, was in den voraufgehenden Akten geschehen war, sondern auch was in den folgenden noch geschehen werde. Wie viel überflüssiger Ballast muß sich also hier zusammengedrängt haben! — Außerdem läßt sich erwarten und findet hier wirklich statt, daß die Sprache der Leidenschaft, die dichterische Flamme, der Glühpunkt im Drama, den Gesetzen der conventionellen Höflichkeit sich accommodiren und beugen müsse, und so läßt sich von diesen Dramen wohl behaupten, daß sie uns zu einem fast vergessenen Punkte eines sittlichen und civilen Ernstes glücklich zurückführten, daß sie aber nicht im Stande sind, eine gediegene Grundlage für eine Umgestaltung unserer anbrüchigen Bühne zu gewähren. Bei alle dem — wie erfreulich, daß es in Europa, und zwar in unserm Deutschland, noch Höfe giebt, deren Ruhm, Stolz und Erholung die Dichtkunst ist! — Das von der durchlauchtigen Dame repräsentirte Genre könnte bis ins Unendliche fortgesetzt werden, weil ähnliche Charaktere und Situationen eben ihrer zu geringen Tiefe

wegen nach diesem vorliegenden Muster in infinitum produzirt werden könnten. Auch hat es bereits in Weichaupt's Conversationsstück „die Isolirten" seine Verlängerung und Verdünnung erfahren. Die Arbeit ist auch hier geistreich. Aber der Stoffinhalt geht in die Conversation, die allgemein menschliche Moral in eine ständische, d. h. in eine der höhern Stände, vollkommen über.

Was der Ausbildung eines wirklichen und besonders wirklich deutschen Lustspiels im Wege steht, glaube ich bereits angedeutet zu haben. Es ist unmöglich, daß ein aristophanischer Spaß, oder etwas dem nur Aehnliches bei uns zu Stande komme. Wer wollte es unternehmen, Hegel so zu einer Lustspielversion zu verarbeiten, wie Aristophanes mit dem weisen Socrates es gethan hat? — Das gewöhnliche Tagespublikum würde den Spaß nicht verstehen und sich langweilen, die Antihegelianer sich freuen, aber aus Besorgniß, daß Einem von ihnen etwas Aehnliches geschehen könne, Einsprache thun, und die Hegelianer den Verfasser der Verläumdung anklagen und Himmel und Erde in Bewegung setzen; denn die Persönlichkeit ist zur Zeit eine autorisirte, abgeschlossene, aber eben deshalb dem größeren Publikum unverständliche und unzugängliche. Die meisten mitlebenden Lustspieldichter halten sich an ausländische Muster und Vorarbeiten; die Mehrzahl hält sich an die Franzosen; Töpfer an englische, Carl Blum meist an italienische Sujets. Töpfer sucht zwar die Wahrheit zu umgehen, indem er sagt, er habe nach einer englischen Idee gearbeitet oder ein englisches Stück blos benutzt, und C. Blum umgeht sein eigenes Talent, wenn er Italienisches übersetzt, wo er Eigenes und Selbstständiges produziren könnte.

Unter den Original-Lustspielen — eine nur in Deutschland mögliche typisch gewordene Bezeichnung für alle nicht aus der Fremde herübergeholten Stücke — zeichnen sich die von

Rau-

Raupach durch wirklichen Humor, Luſt und Spaß vorzüglich aus, und es iſt bei ihm nicht zu verkennen, daß er wenigſtens bemüht war, einige kleine und verzeihliche Schwächen, Einſeitigkeiten und Lächerlichkeiten ſeiner Mitzeit zu perſifliren. Raupach's Figuren „Till" und „Schelle" wurden berühmt, kamen aber um ihre Wirkung, ſeitdem ſie, ſtereotyp geworden, um den Reiz der Neuheit gekommen waren. So iſt man jetzt überall darauf bedacht, ſich möglichſt in dem zu erſchöpfen, womit man einmal das Theaterpublikum gereizt hat, ohne zu bedenken, daß wiederholter Reiz abſpannt, ein echter Tabacksſchnupfer nicht mehr nieſt, ein echter Trinker immer nüchtern bleibt, und daß der Menſch nach einem phyſiſchen Geſetze alle fünf Jahr ein anderer ſein ſoll, es alſo gewiß in ſeiner Geſchmacksrichtung ſein wird. Nur das, was ſich nicht ſelbſt wiederkäut und dem bloßen Geſchmacke nicht unterworfen iſt, das Ewige und Unendliche des Genie's, reizt immerdar auf gleiche Weiſe. Und wo ſind die Urbilder dieſes Till's und Schelle? — Gab es deren und giebt es deren noch? — Sie waren Raupach'ſche abſtracte Theaterfiguren und arteten dann mehr aus, je länger ſie gebraucht oder vielmehr gemißbraucht wurden.

Zu dieſen Original-Luſtſpieldichtern gehört auch Bauernfeld, deſſen Luſtſpiel „die Bekenntniſſe" ſehr beliebt geworden iſt. Und dennoch giebt es, um ein Bekenntniß zur rechten Zeit abzulegen, nichts, was nüchterner, inhaltsleſer und verbrauchter wäre, als die Erfindung dieſes ganz gewöhnlichen Luſtſpiels, deſſen ſpaßhafteſte Verwicklungen auf einer bloßen Verkleidung beruhen, welche zugleich die Conflikte veranlaßt und löſen hilft. Auf einer gediegenen Baſis ruht das Charaktergemälde „Franz Walter", deſſen zu Grunde liegende Idee mit wirklichem Geſchick durchgeführt und deſſen Anordnung vortrefflich iſt. Etwas Gleiches läßt ſich von ſeinem „literariſchen Salon" nicht rühmen. Ein ſolches Luſtſpiel iſt ein

Hautaufschlag an dem Körper der dramatischen Poesie, und ich kann hier nur wiederholen, was ich bei Gelegenheit seiner ersten Aufführung in Berlin gesagt habe, daß es der poetischen Gerechtigkeit oder der Billigkeit, wozu jene im Lustspiel sich abdämpft, durchaus gemäß gewesen wäre, dem schlechten journalistischen Princip im Stücke ein edles gegenüber zu stellen. Das verkehrte journalistische und literarische Treiben stürzt durch seine eigene Schwäche, seinen eigenen Schmutz. Wozu also, darf man fragen, eine Gesammtheit verdächtigen, welche bereits genug verdächtigt worden ist und gelitten hat, seit sie besteht, und so lange sie besteht, noch leiden wird? Dennoch ließe sich der Angriff wohl ertragen, wenn er, statt mit sichtlicher Erbitterung, mit Witz, Humor und Laune ausgeführt worden und der Malerpinsel, mit dem der Verfasser touchirte und retouchirte, weniger grobhaarig gewesen wäre. Die niedere Journalistik ist für das Lustspiel ein zu localischer und bereits verbrauchter Stoff, und es läßt sich wohl behaupten, daß Bauernfeld von der Journalistik im Allgemeinen mindestens eben so viele Vortheile als Nachtheile gezogen hat. Etwas kaum minder Bedenkliches als dieser literarische Salon, der übrigens glücklicherweise von mehr lokaler als allgemeiner Bedeutung ist, hat auch Bauernfelds beliebtes Lustspiel „Bürgerlich und romantisch", wo das Romantische auf Seiten der Vornehmen bleibt. Eine ähnliche vornehme Tendenz, zieht sich leider in vielen gleichzeitigen Lustspielen fund. Scribe und sein deutscher Bearbeiter machten den aufopferungssüchtigen und edlen Grundsatz der reinen Liebe: „eine Hütte und ein Herz!" wahrhaft lächerlich, mit grausamer Verhöhnung der zarten und uneigennützigen Gefühle, denen die echte Liebe seither gehorcht hat, und sogar der gutmüthige Castelli machte sich an die Darstellung der Folgen, welche eine Mißheirath — leider nur in der Bedeutung der französischen mésalliance — nach sich zieht.

Ich wünschte, wir Deutſchen brauchten das fatale Wort nur von einer Verbindung, welche geſchehen iſt in der Geiſtes- und Herzensfalſchheit, in der Heuchelei und gegenſeitigen Lüge! Selbſt der Halm'ſchen „Griſeldis" liegt, ſo verborgen und verdeckt es auch ſein mag, etwas Aehnliches zum Grunde. Schande uns, wenn wir, die wir über andere faſt geringere Dinge nur einer ehrlichern Sprache wegen den Stab brechen, auf dieſem Wege fortſchreiten vor allem Volk und auf eine heimliche und verſteckte, ich will nicht ſagen, abgefeimte Weiſe, die heiligſten Gefühle untergraben und lächerlich machen, was eine faſt noch ſchädlichere Wirkung hervorbringen möchte, als Contracte untergraben; denn die Contracte löſen ſich von ſelbſt, wo das ehrliche Gefühl geſtürzt und unehrlich gemacht worden iſt! Geſchehe es bewußt oder unbewußt und in der gutherzigſten Einfalt, genug! es geſchieht und erſcheint als trauriges Symptom einer verwilderten und überreizten Civiliſation. — Was haben wir nun an Bauernfeld? — Freilich vermeidet er die offenbar zweideutigen Situationen der franzöſiſchen Comödie, aber der feinen verſteckten Bedenklichkeiten ſind bei ihm, wenn wir den durchaus in natürlichen und edlen Verhältniſſen ſich bewegenden „Franz Walter" ausnehmen, genug aufzuſpüren. Humor und Witz fehlen ganz; aber in der Leichtigkeit der Scenenanordnung und in jener Schnellkürze des Dialogs, welche Fragen und Antworten ſich faſt überholen läßt und von den Schauſpielern ungemein geſucht wird, dürfte es ihm keiner ſeiner deutſchen Rivalen zuvorthun. — Etwas Bühnengerechtes leiſtete noch Eduard Devrient in ſeinem ziemlich ſittlich gehaltenen Verſuch von guter Scenenfolge „die Gunſt des Augenblicks" und G. A. Maltitz etwas Spaßhaftes in ſeiner „Leibrente", worin ſich Devrient als Darſteller trefflicher bewährte, wie in ſeinem Drama als Dichter.

In derſelben Zeit, als Raupach mit dem Witz ſeines norddeutſchen Verſtandes thätig war, entwickelte Raymund den Witz der ſüddeutſchen Phantaſie. Wir treffen hier auf keine Abart, ſondern auf eine Art, eine Spezies, welche nur geſchickter Hände bedarf, um im weitern Anbau die erfreulichſten Sprößlinge und Ableger in das Feld der deutſchen Comödie auszuſenden. Ich kann hier nur andeuten und ſkizziren, weil es in meinem Plane lag, vorzüglich auf die Ausartungen der Schauſpielkunſt und deren letzte und erſte Veranlaſſungen hinzuweiſen — ein Verfahren, wodurch ich mir den geſtatteten Raum eigenmächtig ausgedehnt und zugleich beſchränkt habe.

Man werfe dem Deutſchen nicht vor, daß er keinen Humor beſitze und etwas Humoriſtiſches nicht produziren könne. Der Humor aber, der in ihm liegt, iſt der Humor der Phantaſtik, und wenn er unter den europäiſchen Nationen als der eigentliche Hausvater erſcheint, ſo erſcheint er unter ihnen auch zugleich als der eigentliche Phantaſt, deſſen häuslicher Schlafrock immer noch etwas von Fauſt's Zaubermantel hat. In der Einbildung und in Träumen lebt er und verkehrt mit den Ahnungen von einer höhern Geiſterwelt; er muß ſich in ſich ſelbſt zurückziehen, weil ihm wenig Raum gegeben iſt, ſich auszudehnen; und nun ſchafft und webt er an dem Webeſtuhle ſeiner Gedanken und ſpinnt allerlei wüſtluſtiges und luſtiges Geſindel von phantaſtiſcher Liebenswürdigkeit aus, mit dem er einerſeits gegen die jämmerliche Realität zu Felde zieht, indem er andererſeits die Realität benutzt, um damit ſeine ſelbſtgeſchaffene Welt von Phantasmagorien und geiſterhaften Erſcheinungen zu perſifliren. Die Novelliſten und Romandichter, welche auf dieſem Wege ihr verdientes Glück machten, darf ich nicht erſt nennen, ihre Namen leben in dem Munde Aller.

Die humoriſtiſche Phantaſtik, welche zum ergötzlichſten Witz gedeihen kann, lebt vorzüglich in unſeren Puppenſpielen.

Man hatte dafür ſogar einen eigenen Kerl als Repräſentanten, den Kasperle oder Hanswurſt, welcher etwas mehr bedeuten will, als der italieniſche Harlequin, der wenig mehr als Automat und zum bloßen Schabernack berufen iſt. Der deutſche Hanswurſt, deſſen ſich der Verfaſſer der herrlichen patriotiſchen Phantaſieen, Juſtus Möſer, aus wirklichem Patriotismus annahm, iſt beſonders durch die parodirende Kraft bedeutend, die in ihm liegt; er iſt beſtimmt, den phantaſtiſchen Hirngeſpinſten, dem bloß Schwülſtigen und Aufgeblaſenen ein Bein unterzuſetzen, als verkörperter Stellvertreter jener witzigen, perſifflirenden und vernichtenden Stimmung, welche ſich mit den Geburten unſeres phantaſtiſchen Aberwitzes zugleich erzeugt und mit ihnen an einer und derſelben Nabelſchnur hängt. Seine Wirkſamkeit iſt höchſt ausgedehnt und bedeutſam. Ich erinnere mich, in meiner Jugend einmal die Alceſte im griechiſchen und hochtragiſchen Coſtüm auf einem Puppentheater geſehen zu haben. Die Abgeſandten des Königspaares kommen in die Tempel des delphiſchen Gottes. Leider iſt Kasperle ſchneller geweſen als ſie, hat die Bildſäule des Gottes niedergeworfen und ſelbſt auf dem erledigten Sitze Platz genommen. Es läßt ſich denken, welche ſchnöde und derbwitzige und die devoteſten Fragen arg verhöhnende Antworten die ganz verblüfften Geſandten hören mußten. Liegt hierin nicht eine überaus ergötzliche Perſifflage des Orakel- und myſtiſchen Geheimweſens? — Der Moment war echt komiſch und wirkſam und wird mir und Allen, die es geſehen haben, unvergeßlich bleiben. — Aber abgeſehen vom Hanswurſt, offenbart ſich bereits in dem Teufelszeuge, womit die Dichtung vom Fauſt behangen iſt, ein unendlicher Humor. Fauſt's Höllenfahrt, wie ſie wenigſtens auf dem Puppentheater dargeſtellt wird, parodirt und perſifflirt ſich ſelbſt.

Tieck, der zwar nationelle und populäre Elemente in ſich aufnahm, aber ſie auf eine Weiſe verarbeitetete, daß er

ſelbſt nicht nationell und populär wurde noch werden konnte, dichtete vortreffliche phantaſtiſche Stücke im höhern Styl, die aber ihrer Organiſation nach nur in die Gelehrten- nicht in die Spinnſtuben gelangen mochten. L. Robert, der auch ein phantaſtiſches Luſtſpiel dichtete, iſt hier wenigſtens ſeines rühmlichen Verſuches wegen zu erwähnen. Dagegen gab es eine Zeit, wo die tolle, den geſunden Menſchenverſtand für nichts achtende Burleske ein empfängliches Bühnenpublikum fand und es wäre wohl der Mühe werth, das brachliegende Feld derſelben wiederum zu bebauen. C. Blum hat hierin Vorzüglicheres geleiſtet, als im eigentlichen Luſtſpiel. Sein „Spiegel des Tauſendſchön", voll Moral, Gemüth und Tollheit, Scherz und Ernſt, Sinn und Unſinn zeigt ungefähr, was in dieſem unſchuldigen und kindlichen Genre geleiſtet [illegible]de und was darin noch geleiſtet werden könnte.

Dies echt deutſche Genre des phantaſtiſchen Humors, oder was daſſelbe iſt, der humoriſtiſchen Phantaſtik iſt auch dasjenige, worin Raymund ſich mit ſo ausgezeichnetem Glücke bewegt hat, daß er der eigentliche Volksdichter der Bühne geworden iſt. Den Hanswurſt, der in eine ganz geſunde Zeit gehört, konnte er nicht retten; aber er erſetzte ihn bis zu einem gewiſſen Grade durch jene gutmüthigen Käuze von Bedienten, die, wie etwa Florian Waſchblau und andere, ganz dazu gemacht ſind, in ihrer Einfalt die klügſten und ergötzlichſten Querſtriche durch den Pomp der Raymundſchen Geiſterwelt zu thun. Zugleich haben dieſe Rollen eine Ausdehnungskraft in ſich, welche einem geſchickten Schauſpieler Gelegenheit giebt, ſeine eigene humoriſtiſche Kraft auf allerlei Impromptu's, Anſpielungen und Scherzreden zu verwenden. In gegenſeitiger Perſifflage ſpielen hier die humoriſtiſchen Geiſter und Geiſterkönige, die dummen oder klugen Feen, die aufgeblaſenen oder demüthigen, die guten oder böſen Dämonen, die gefährlichen oder ungefährlichen Zauberer einerſeits und die Realität, die Men-

ſchenwelt, die Bedienten und Köchinnen, die Herren und Herrinnen, die Verliebten und Nichtverliebten andererſeits, in, durch und übereinander. Man ſollte es kaum glauben, daß ein geſunder Menſchenverſtand dieſe bunte Verwirrung, dieſes tolle Gemiſch von Spaß und Ernſt, dieſe wunderbaren Verwandlungen, Luftfahrten und Verſenkungen aushalten könnte, wenn man nicht gleich anfangs in dieſe Welt der Phantaſtik wie mit einem Schlage verſetzt und von ihr faſt wider Willen und ohne daß man zur Kritik und Beſinnung kommt, weiter getragen würde. Man merkt aber zugleich, daß in dieſem buntſcheckigen Spiele ernſter Sinn und eine wirkliche allgemeinfaßliche Idee als Grundlage vorhanden ſind. Und ſo geſchieht es denn, daß gerade der geſunde und kindliche Menſchenverſtand ſich am früheſten hierin zurecht und aus dieſen allegoriſirten Wahrheiten den Kern der Wahrheit ſelbſt herauszufinden weiß.

Ein ähnlicher gutmüthiger Wiener Schalk iſt Neſtroy, der in ſeinem Lumpacivagabundus Raymund's Mährchenpeltokel ohne Raymund's tief humoriſtiſche Phantaſtik anwandte, ſich überhaupt mehr in einer niederen und bürgerlichen Sphäre hielt, und ſich nach und nach daran gewöhnte, ſeinen Mechanismus, durch welchen die Glücksperſonen des Dramas emporgeſchnellt werden ſollten, nicht durch Geiſter ſondern durch Menſchenkräfte in Bewegung zu ſetzen. Wunderbar bleiben die Fügungen auch hier, aber das Wunder ſelbſt fällt weg. Es iſt Alles roher, derber, natürlicher und poeſieloſer als bei Raymund, aber nicht minder gutmüthig, naiv, wirkſam und für die Maſſe des Publikums lehrreich. Die Juſtiz im Drama wird von beiden ungefähr nach einem und demſelben Paragraphen der poetiſchen Gerechtigkeit gehandhabt. Sonſt iſt ihre Parallelität in vielen und zwar den weſentlichſten Dingen nicht ſo entſchieden, als man meinen ſollte.

Man weiß, auf welch unglückliche Art Raymund, der

seinen eigenen Geist und Körper nicht mit demselben Humor, wie seine fingirte dramatische Geister- und Körperwelt zu behandeln verstand, geendigt hat; Nestroy endete noch unglücklicher, seitdem er für den Gliederverrenkungs-Virtuosen Klischnig, den man immerhin so gut den Affen unter den Menschen wie den Menschen unter den Affen nennen mag, Pavians- und Meerkatzenstücke zurechtzusetzen anfing. Raymund dichtete um der Bühne, Nestroy um der Kasse willen; Raymund wird noch leben nach seinem Tode, Nestroy noch vor seinem Lebensende todt sein.

In Raymund's Zauberpossen liegt ein ungemein reicher und poesiehaltiger Fond, den ein Genie ausbeuten und weiter benutzen müßte, um ein wirkliches und echt deutsches Volksdrama, welches hier in noch ziemlich ungestalten und in seinen ersten Grundzügen angedeutet ist, auszubilden.

Was unsere Mitwelt begehrt, ist das Wirkliche, das Thatsächliche, das historische Factum. Dies gebe man uns im ernsteren und höheren Drama, ohne es zu ersticken und auszuweiten im Schleimwasser der ganz und gar nutzlosen Phraseologie. Geht es uns mit den Zuständen der Zeit, in der wir leben, wie dem Fuchs mit den Trauben, die er zu sauer fand, so klimme man an der Leiter der Geschichte weiter hinauf; der Sprossen sind unendlich viele, jede Sprosse eine Thatsache, für dramatische Benutzung eine große Zahl brauchbar und haltbar. Den Spinnstuhl in seinem eigenen Gehirn, welches eben nur Hirngespinste schafft, lasse man für den Augenblick unbenutzt; man ziehe sein Gewebe aus dem Mark des Geschehenen; denn unsere Phantasie, wenn sie über den Spaß und den sich selbst parodirenden Humor hinausgeht, ist dermalen krank, gesund ist nur die Thatsache. Für poetische Genie's findet sich zur Zeit kein fruchtbarer Boden; aber es giebt noch ein Genie, das Genie der Gesinnung, der edelsten und unbescheltensten, welche wie die reine Flamme

nach der Höhe ſtrebt. Dies Genie darf nicht mit uns geboren, es kann erſtrebt und errungen werden. Ein ſolches, aber wohl ein geborenes Genie der Geſinnung und des mächtigen Auf- und Weiterverwärtsſtrebens, war auch Schiller, dem man zum Verderben der Bühne die Verſe, aber nicht die Geſinnung abgelernt hat. Die Directionen ſind verantwortlich für den verwahrloſten Zuſtand der Bühne. Sie haben ein hohes und würdiges Amt, das ſie zu verkennen ſcheinen, indem ſie ſtatt Volksbildner häufig Volksverführer werden und in bloße Actiengeſellſchaften und Speculationsinſtitute ausarten. Man ſoll nicht bloß Geſchäfte machen wollen und nur auf den augenblicklichen Erfolg bedacht ſein, man ſoll ſich aufzuopfern wiſſen für die Zukunft im Intereſſe der Kunſt, nicht der Kaſſe; und man ſoll nicht glauben, daß jenſeit des beſtimmten und excluſiven Kreiſes von Theaterdichtern, worunter jetzt Regiſſeure und Schauſpieler eine vornehme Rolle ſpielen, kein Talent für die Bühne zu finden ſei. Jene verführt man zur Vielſchreiberei, dieſes, deſſen Productionen, wenn ſie mittelmäßig ſind, nicht ſowohl um deswillen zurückgewieſen werden, ſondern mehr weil ſie von keinem privilegirten Theaterſchreiber gearbeitet ſind, ſchreckt man von jedem ferneren Verſuche gefliſſentlich ab. Wo ſich ein Genie oder nur ein Genieähnliches zeigt, ſoll man ihm freundlich entgegenkommen. Denn das Genie iſt anfangs ſchwach wie ein Kind, man muß ihm die Hand reichen, damit es emporkomme und mit ſeinem gepanzerten und in Sporen und Waffen klirrenden gigantiſchen Leibe aufrecht ſtehe. Die Zeit iſt zwar noch nicht da, wo das Genie emancipirt werden ſoll; aber die Genie's werden ſich finden, wenn dieſe Zeit ſich gefunden hat. Man muß nur warten und Geduld haben. Die Geduld erfordert auch Genie, und eben dieſelbe patience allemande, welche bei den Franzoſen ſprichwörtlich wurde und allgemeine Anerkennung gefunden hat.

Die Spanier in London.

Eine Skizze

von

Theodor Mügge.

Im Winter 1825 befand ich mich zum ersten Male in London, dem Paradiese des Handels, dem ersten Weltmarkte, der Capitale des großartigsten Landes, eigenthümlich in allen seinen Verhältnissen, von der Allongenperücke des Lordkanzlers auf dem Wollsacke bis zu der rothen Zipfelmütze irgend eines Bettlers am Eustonhouse.

Man sage nicht, das Meer verbinde Länder und Nationen; man sage nicht, die grünen Wellen sind die Träger kosmopolitischer Ausgleichung auf der Erde, die mächtigen Beförderer gemeinsamer Sitten und Gebräuche, gemeinsamer Ansichten im Verbrauche des Lebens, Schaffer und Ordner neuer Weltgesetze, welche einst um die große Familie der Menschheit ihre gordischen Knoten schürzen werden. Alt-Englands Beispiel schlägt diese schönen Träume. Es giebt kein Volk, das seine starre Nationalität seit vielen Jahrhunderten so treu bewahrt hätte, welches in jedem Wort, in jeder Bewegung das eigenthümliche Gepräge so wohl erhalten trüge, welches so wenig geneigt wäre, auch nur ein Knopfloch, ein damn! ein schie-

ſes Aufſetzen des Huts, einen Druck der Däume in die Achſellöcher ihrer Großvaterweſten aufzugeben, der allgemeinen Sitte, der modernen Kultur halber, und um wie viel weniger alſo Alt-Englands Recht und Geſetz, Alt-Englands Stolz und Größe, ſein Nationalgefühl, ſeinen Ruhm und ſeine Macht nur um einen Faden breit kränken!

Der ganzen Welt zum Trotz, ſieht man ſie die Erde durchziehen, Alt-England in jedem Zipfel ihres Kleides, in jeder eckigen Bewegung der langen Arme und Beine, denn jeder Engländer hat deraleichen. Es iſt, als hätte die Natur damit andeuten wollen, dies Inſelvolk ſolle unſtät von Pol zu Pol umherwandern, und wo es irgend könne, ſich feſtſetzen. So ſind dieſe Phönizier der neuen Welt zugleich die modernen Juden. In Auſtraliens Urwäldern, in Italiens ewigen Tempeln, auf Tombuktu's Markt, von der Davisſtraße bis zum Feuerlande, ſo weit es Land und Waſſer giebt, ſind ſie zu finden und unter allen Stämmen und Racen der Erde, repräſentiren ſie in Wort und Gedanken, in Tritt und Schritt die Race von Altengland, dieſe beſondere, eigenthümliche Species der Menſchheit.

In dem Sentimental Journey findet ſich eine Stelle, wo Yorik dem franzöſiſchen Grafen den Unterſchied beider Nationen an einem glattabgeſchliffenen engliſchen Shilling klar macht*): See, monsieur le comte, said, I rising up and

*) Sehen Sie, mein Herr Graf, ſagte ich, indem ich den Shilling herausnahm und vor ihn auf die Tafel legte; durch das Klappern und Reiben des Einen gegen den Andern während ſiebenzig Jahre in mancherlei Taſchen ſind alle ſich ſo ähnlich geworden, daß Sie kaum Einen vor dem Andern unterſcheiden können. — Die Engländer aber, wie alte Schauſtücke davor bewahrt, und nur durch weniger Menſchen Hände gehend, haben die erſte Schärfe behalten, mit welcher die gütige Hand der Natur ſie ausſtattete. Sie ſind nicht ſo hübſch anzufühlen, aber dafür iſt ihr Gepräge ſo genau zu ſehen, daß Sie beim erſten Blicke Bild und Inſchrift erkennen, welche ſie tragen.

laying the shilling before him upon the table; by jingling and rubbing one against another for seventy years together in one body's pokot another's, they are become so much alike, you can scarce distinguish one shilling from another. — The English, like ancient medals, kept more apart and, passing but few people's hands, preserve the first sharpness with the fine hand of nature has given them, they are not so pleasant to feel, but in return the legend is so visible, that at the first look, you see whose image and superscription they bear.

Niemals ist eine bessere Characteristik des Unterschieds zwischen Engländern und anderen Nationen Europa's gegeben worden. Wir sind durch die unausgesetzte Berührung abgeschliffen und glatt und kaum zu unterscheiden die eine von der anderen; sie aber haben die ganze Schärfe und Rauheit ihres Gepräges behalten, keine ihrer Nationaleigenthümlichkeiten aufgegeben, Alles an ihnen trägt noch die harte, erste Form.

Ich war sehr jung und ich hatte nichts zu thun, zwei triftige Gründe, welche mich bestimmten, ganze Tage lang in den Straßen umherzulaufen, und die mannigfachen Bemerkungen so subjektiv in mich aufzunehmen, wie es einem jungen Müßiggänger zukömmt. Unter mancherlei kleinen Abentheuern erinnere ich mich eines, welches den lebhaftesten Eindruck auf mich machte, und dessen Erzählung die nachfolgenden Blätter enthalten sollen.

Ich wohnte, entgegen den meisten meiner Landsleute, welche Westend gewöhnlich zu ihrer Residenz machen, in Lyddenhallstreet, mitten in der City, und hatte den Vortheil mich täglich durch die belebtesten Straßen, durch Cornhill und den Strand hinab drängen zu müssen, um, über Charing-Croß nach Picadilly und den Parks, in die Sitze fashionablen Anstands zu gelangen.

Auf einem dieſer Wege war es, als ich nicht weit von Tomſons Kaffehauſe einen Menſchenknäul ſich zuſammenballen ſah, der in dieſer volkreichen Gegend mit der Schnelle einer Lawine ſich über die ſchmale Straße ausdehnte, und die Wagenreihe zum Stillhalten zwang.

Damals war noch nicht die neue Polizei in Thätigkeit, welche jetzt jeden Zuſammenlauf zahlreich bewacht, und durch ihr lautes: take-care Gentlemens! Jeden erinnert, was ſeine Taſchen von den pick-pockets zu fürchten haben. Dieſe Herrn der ſechſten freien Kunſt hielten bei ſolchen Gelegenheiten eine reiche Erndte, und nicht ſelten wurden Aufläufe durch Vorereien und dergleichen von den Zöglingen der edlen Brüderſchaft ſelbſt angeſtiftet, um Neugierige mit einigen kleinen Lehren praktiſcher Welterfahrungen für ihre irdiſche Laufbahn zu beſchenken. Diesmal war der Tumult vor einem Bücher- und Bilderladen, und nachdem ich, eingedenk der belehrenden Ermahnungen meiner Londoner Freunde, meine Taſchen geſichert hatte ſo gut es ging, drängte ich mich herzhaft vorwärts, mitten in das dichteſte Gewühl. Gewiß, ſagte ich, hat ein Konſtabel hier einen der zahlloſen Ausrufer von Henriette Wilſons Liebesabenteuern erwiſcht, deren Ankündigungen trotz des Verbots noch immer an himmelhohen Stangen dem Lord Mayor zum Trotz ſelbſt bei Manſionhouſe vorübergetragen wurden, oder ein naſeweiſer Beamter will vielleicht gar eine der vielen Caricaturen auf King George the fourth oder den edlen Caſtlereagh hier wegnehmen, und Caricaturen ſind eine Lieblingsfreiheit des engliſchen Volkes, die es nicht ungeſtraft antaſten läßt. — Jetzt drängte ſich ein rieſenhafter coalman durch den Haufen. Es iſt nichts, ſagte er, damn! nichts als ein Kind in Krämpfen, es iſt todt vor Hunger das arme Ding! Er ſchob ſeinen Kautabak auf die andere Seite ſeiner langen Kinnladen, die Nachbarn zuckten die Achſeln;

dann! todt vor Hunger, das iſt ein verteufeltes Ende, aber, wir haben Armentaxen, man kan nicht mehr thun.

Das arme bleiche Kind, den Kopf auf die Bruſt geſenkt, lag an der braunpolirten Eichenthür, unter dem blitzenden Meſſingſchilde des reichen Mannes. Der hartherzige Buchhändler hatte ſeinen Schoppen zugeſchloſſen, er fürchtete den Andrang der Menſchen. Viele Stimmen ſchrien, viele drängten ſich um das Kind, keiner rührte die ſchauderhaften Lumpen an, mit denen es kümmerlich umhüllt war. Schmerz und Zorn erfüllten mich. In Deutſchland hätten hundert Arme zugegriffen, keiner hätte an die Laſt gedacht, welche er ſich bereiten könnte. Einen Menſchen vom Tode retten, welches deutſche Herz, und wäre es noch ſo hart, hätte in ſolchem Augenblicke an Geſetz, Zukunft, Verantwortung, Armentaxe und Sorge gedacht. Aber es iſt etwas Großes um den kalten ernſten Verſtand, der den Menſchen immer den klügſten Rath ins Ohr flüſtert und mit dem man, wenn man's recht beginnt, Millionär und Miniſter werden kann, wenn nicht gar noch etwas mehr. Doch wir Deutſche werden wohl nie dahin kommen, denn das Herz, das Herz! keinem Volke der Erde hat es ſolche Streiche geſpielt, und bei uns verhungert Niemand, wie in dem unermeßlich reichen London mit ſeinen übermäßigen Armentaxen, aber wir haben, trotz Kant, Fichte, Schelling und Hegel noch nicht über die heißblutige Minute hinaus denken gelernt.

Ich drängte mich näher, wie ich vermochte, und war im Begriff die Letzten der Umſtehenden zu zertheilen, feſt entſchloſſen, das Kind aufzuheben, als ein Mann, der raſch die Hausthür von Innen öffnete, mir zuvorkam. Es war ein großer, ernſter Mann, die Feder hinter dem Ohr, ein reicher Banquier, wie ich ſpäter hörte. Er warf die kalten Augen rund über den Kreis, und auf das ſterbende Kind. Nimm es auf, Junge, ſagte er zu einem kleinen Schwarzen, der ihm ge-

folgt war, trag' es in die Küche, ſage der Mary, ſie ſoll ihm Milch einflößen oder Fleiſchbrühe, dann lauf zum Doktor Sparker. Wieder warf er die Augen ruhig umher, der Ton ſeiner Stimme war ſo gleichgültig, er ſah auf das verzogene, herabhängende Geſicht des armen Kleinen, mit jenem Ausdruck, wie man einen unwillkommenen Beſuch betrachtet, dann trat er zurück und ſchnappte die Thür ins Schloß.

Engliſcher Samariter, murmelte ich, God bless thee! Thu's weshalb du willſt; thu's deines Hauſes, deines Schildes, deines Ohres, deiner Wechſelrechnung wegen, Gott ſegne dich! der Himmel weiß in jedem Lande andere Mittel, um dem Elenden zu helfen. Jetzt klopfte Jemand leiſe auf meine Schulter, raſch blickte ich über die Achſel, und ſah einen bleichen, ſchlanken Mann, in einem blauen Ueberrock mit Stehkragen, wie ihn engliſche Offiziere tragen; eine blaue Mütze mit Treddel auf dem Kopfe, auf ſeinen Stock geſtützt vor mir ſtehen. Mein Blick ſtreifte über die Geſtalt vom Wirbel bis zur Zehe. Ein langes Oval des Geſichts, ſchwarze feurige Augen, ein gewinnendes Lächeln um die ſchmalen bärtigen Lippen, kriegeriſcher Anſtand und der eigenthümliche Freimuth in Blick und Bewegung, welcher gewöhnlich den Soldaten kenntlich macht, zogen mich an; tauſendmal mehr aber noch, als er in gutem Deutſch mich anredete. Mein Herr, ſagte er, kommen Sie aus dieſem Gedränge. Ich habe mir die Freiheit genommen, Sie zu warnen, denn hier bei Ihnen ſehe ich Menſchen, welche jeden Fremden, noch mehr als den Eingebornen, für ein Wild ihrer Jagd anſehen. — Ich warf die Blicke zuerſt auf ein Paar Kerle in gelben langen Röcken, deren lauernde und doch anſcheinend gleichgültige Mienen manches ahnen ließen, dann auf meine grüne ſchnurbeſetzte Pikeſche, eine allerdings hier ungewöhnliche Tracht, welche den Ausländer augenblicklich verrathen konnte; dann aber fragte ich lebhaft meinen neuen Bekannten, ob er ein Deutſcher ſei.

Halb und halb, sagte er mit einem schwermüthigen Lächeln. Ich bin ein Pole aus dem Großherzogthum Posen.

Kein Herz unter Gottes weiter Sonne zittert freudiger in der Fremde als das deutsche, wenn es von der Muttersprache getroffen wird. Es ist nicht nöthig, dies selige Gefühl in den Wüsten Afrikas oder Asiens kennen zu lernen, man kann es näher haben, es liegt in unserem Blut, glaub' ich, wie so manches Andere, und nicht umsonst haben unsere Vorväter in der Sprache selbst dargethan, daß sie das Vaterland als das höchste Glück betrachteten. Elend ist fremd, der Fremde ein elender Mann, aus dem Vaterlande verweisen, hieß bis in die neue Zeit hinein, ins Elend schicken. Zwar hat sich manches geändert seit jenen Tagen, ich weiß es wohl, aber wo auch der Deutsche sein mag, der sehnsüchtige Schmerz um das Vaterland zittert in seiner Brust bei dem leisesten Erwecken und je ärmer um so inniger und rührender ist dies Hervortreten der theuersten Gefühle. In den unteren Klassen der Gesellschaft kennt man diese Art der Sehnsucht am besten.

In den schottischen Alpen am Fuße des Ben Nevis traf ich einen alten Deutschen, einen Kohlenarbeiter. Vierzig Jahre war er in dem fremden Lande, es ging ihm wohl darin, aber mit einer Hast, die seine alten Augen glänzend machte, erzählte er mir, daß sein einziges Dichten und Trachten der Gedanke sei, nach Haus zurückzukehren, und er spare seit vielen Jahren dazu. Er war aus dem Eichsfelde bei Heiligenstadt, ein ödes, wildes Heideland, eine der ärmsten Gegenden Deutschlands, in welcher Hafergrütze und Kartoffeln die ganze genießbare Vegetation bilden. Und von hier, aus dem prachtvollen, ewigen Panorama der Natur, aus dem Lande wo er reichen Verdienst und ein Leben der Wohlhabenheit führte, sehnte er sich mit weinenden Augen nach dem bunten Heidekraut und den elenden Hütten seiner Heimath.

Und wie gern schließt sich der Deutsche in der Fremde dem

dem Landsmann an, mit welcher haſtigen Freude empfängt er den, der mit ihm in den Tönen der Mutterſprache reden kann. — Einſt fuhr ich in einem offenen Boote die Maas hinab. In einer Bucht lag ein kleiner netter Lugger mit glänzend weißen Spieren und Stengen, ſchwarzen Gallerien und einer ſchwarz und weiß getheilten Flagge am Top. Das iſt ein Preuße, ſagte mein Rotterdammer Bootsmann; ich wußte es wohl und ein heißes Gefühl der Freude ſtieg in mir auf. Gott zum Gruß, Landsmann! ſchrie ich dem Schiffer zu, der ſich über das Tafarell lehnte. Da half es nichts, ich mußte an ſeinen Bord und nach deutſcher Sitte ſein Frühſtück theilen. Er ging nach Stettin und wollte mich durchaus überreden, die Reiſe mitzumachen, die mir nichts koſten ſolle. — Wie anders iſt es bei den Engländern! Mit welchem offenen Mißvergnügen weichen ſie gegenſeitig ſich auf dem Feſtlande aus. Ein Deutſcher würde dem Landsmann beide Hände zum Gruß entgegen ſtrecken, der Engländer kehrt ihm den Rücken zu. An Englishman does not travel to see Englishmen, das iſt das alte Sprüchwort, mit der weiſen Lehre praktiſchen Verſtandes, denn allerdings thut jeder Reiſende beſſer, wenn er Sprachen, Sitten und Gebräuche fremder Länder kennen lernen will, allen Umgang mit Landsleuten ganz zu vermeiden. Aber kann das deutſche Herz ſolche verſtändige Lehren befolgen, ſolche Entbehrungen ertragen?

Es kann es nicht, und ich fühle dies jetzt eben ſo wohl als damals wo ich meinem neuen Bekannten freudig die Hand reichte, und indem ich ihm für ſeine Warnung dankte, ſogleich ein ſo herzliches Geſpräch begann, als wären wir ſeit Monaten gute Vertraute; denn in der Fremde thut die Bekanntſchaft einer Stunde mehr als in der Heimath Jahr und Tag.

Langſam ging ich mit ihm den Strand hinab. Hier, ſagte er, und ſtieß mit dem Stock auf die Steine, hier in dem reichen London, unter dem reichſten Volke der Erde, ſin-

nen nicht allein Kinder verhungern, jeder Bedürftige iſt dieſem Schickſale preisgegeben, und wer ein Brot ſtiehlt, wird gehangen oder ziert wenigſtens die Trittmühlen von New-Gate.

Seine Stimme zitterte als er dies ſagte, in ſeinen bleichen Zugen zuckte eine unausſprechliche Bitterkeit, und ich begann ihn genauer zu betrachten. Sein blauer Rock war ziemlich neu und rein, und das ganze Weitere ſeines Anzuges zeigte eine ſorgfältige Sauberkeit von den weißen Handſchuhen und dem reinen Kragen bis zu den geglänzten Stiefeln an ſeinen ſchmalen, ungewöhnlich kleinen Füßen. Nur ſeine ſchwarzſeidene Halsbinde war im ſchlechten Zuſtande, aber die zerriſſenen Stellen daran waren ſauber zuſammengezogen und fein überſtopft. Ich wußte nicht recht, was ich aus ihm machen ſollte; einen Sonderling, dem jedes neue Stück verhaßt ſcheint, und der ſich ſchwer entſchließt, etwas abzulegen, was noch tragbar iſt, oder einen Armen, der, tauſendmal unglücklicher als der Bettler, ſeine Leiden tief in ſich verſchließen muß.

Und doch, fuhr mein neuer Freund fort, ſind dieſe Engländer ſo verzweifelt großmüthig oft, daß ſie dem Verhungernden ſelbſt dieſen ſchrecklichen Zufluchtsort nicht gönnen. Es iſt noch nicht lange her, als ich auf dem Polizeigericht in Marylebone einen ſolchen Auftritt ſah. Ein armer Kerl hatte ein Brot geſtolen. Vier Tage, ſagte er mit ſtarrer Reſignation, hatte ich gehungert; krank, elend wie ich war, hatte ich vergebens Arbeit geſucht; ich nahm das Brot und ließ mich greifen, weil ich wollte. Jetzt macht mit mir was Euer Geſetz ſagt, hängt mich, ſperrt mich ein, aber laßt mich nicht verhungern. Der grauſame Richter zuckte die Achſeln. Ihr geſteht, Euer Vergehen aus der Abſicht gethan zu haben, ins Arbeitshaus zu kommen, ſagte er. Ihr ſeid frei, hier iſt ein Schilling, geht und beſſert Euch. Der arme Teufel ſtarrte ihn wild an. Verflucht mögt Ihr ſein! ſchrie er und warf den Reſt eines

Hutes, den er in der Hand zusammen krampfte, dem Richter an den Kopf. Jetzt habe ich Euch in Eurem Amte thätlich angegriffen, Ihr müßt mich verurtheilen. Ich verzeihe Euch Freund, versetzte der Gerichtsmann. Sergeant, führt den Menschen hinaus und laßt ihn frei.

Er erzählte dies mit solcher Hast, und war so bewegt, daß selbst sein hinkender linker Fuß einen schnellern Schritt annahm. Sehen Sie, rief er, so schwer ist es hier, selbst auf die Trittmühle zu kommen; und ich, mit meinem steifen Knie, fuhr er lächelnd fort, hätte gewiß noch geringere Aussichten.

Ich warf einen Blick auf sein Bein. Sie waren verwundet, fragte ich.

Eine Kugel hat ihn steif gemacht, sagte er.

Wir standen vor dem Laden eines Fleischwarenhändlers, der eine Frühstückstube hielt. In allen Straßen Londons sind dergleichen, und die einladende Zierlichkeit, mit welcher an den Schaufenstern die mancherlei Gerichte aufgepflanzt stehen, trägt nicht wenig dazu bei, die Eßlust zu erregen. Es kam mir vor, als würfe mein Geführte einen langen und verlangenden Blick darauf. — Lassen Sie uns unsere neue Bekanntschaft auf deutsche Weise feiern, sagte ich, geben Sie mir die Ehre mit mir hier zu frühstücken.

Er verbeugte sich und schien einen Augenblick unschlüssig, dann aber folgte er mir und wir traten in das Gewölbe. Hinter diesem ist gewöhnlich ein kleines sauberes Stübchen, mit Tischchen für zwei Personen, denn der Engländer liebt es nicht in Gesellschaft zu essen, und in größeren Häusern dieser Art findet sich immer eine Anzahl Kabinetchen, oder Verschläge von Mannshöhe, Bänke an den Seiten, einen Tisch in der Mitte, und in diese finsteren Höhlen kriecht der wahre Engländer mit seinem blutigen Beefsteake und ließt beim Schein

der Gasflamme die Times oder ſpricht leiſe, ganz leiſe, mit einem gleichgeſinnten Freunde, von dem Stande der Stocks, und den neuſten Bills im Unterhauſe.

Bald hatten auch wir, was wir verlangten; der Porter ſchäumte in den blanken Zinnkrügen vor uns, und der flinke Waiter brachte die Times und die Morning-Cronicle, denn nie wird ein Engländer eſſen, ohne ein Journal in der Hand, deſſen Nachrichten unentbehrlich zu ſeiner Verdauung ſind. Wir aber legten die Zeitungen ruhig bei Seite, und die wohlthätigen und freundlichen Empfindungen, durch welche der geſättigte Menſch von dem hungrigen ſich unterſcheidet, machten meinen Geſellſchafter geſprächiger und mittheilender als er geweſen war. Ich freute mich ſeiner Eßluſt, und des ſichtlichen Wohlbehagens, mit welchem er den dunkelbraunen Porter hinunterfließen ließ. Beim zweiten Beefſtake und beim zweiten Pot begann er auf meine Anregung von ſeinem Leben zu ſprechen. — Wie Sie mich ſehen, ſagte er, ſo bin ich einer von den dreihundert ſpaniſchen Offizieren, welche nach der Uebergabe von Cadix und Barcelona nach England ſtehen. Ich war noch ſehr jung, als ich im Jahre 1812 Napoleon nach Rußland folgte, unter Poniatowsky den deutſchen Krieg mitmachte, und bis zur Schlacht auf dem Mont-Martre den Fahnen Frankreichs treu blieb. In mein Vaterland zurückzukehren mochte ich nicht, und mit manchen anderen meiner Kriegs- und Leidensgefährten wanderte ich nach Amerika aus, und focht ſechs Jahre lang unter Bolivar in Columbien. Ich zog mit dem Libertador über die Cordilleren nach Neugranada, war beim Sturme von Tunja, ſiegte mit ihm bei Pechica und Calabeſa, fiel in die Hände der Spanier unter La Torre, der Morillos Oberbefehl und Grauſamkeit geerbt hatte, und wäre erſchoſſen worden, wie hundert und tauſend Andere, wenn ein Zufall mich nicht gerettet hätte. So kehrte

ich halb unfreiwillig nach Europa zurück, landete in Cadix und kam zeitig genug nach Madrid, um in dem Kampfe der Miliz gegen die empörten Garden für die Constitution zu fechten. Der Minister Evariste San Miguel, dem ich an diesem Tage an der Puerta del Sol vielleicht das Leben rettete, empfahl mich dem Kriegsminister Lopez Baños; ich wurde als Lanziercapitain angestellt, und habe unter Valesteros den Feldzug im Süden mitgefochten, gegen die Schaaren des Marschall Molitor. Damals, als Valesteros kapitulirte und Riego sich auf uns warf, um uns zu zwingen mit ihm von Neuem gegen die Franzosen zu ziehen, Valesteros aber und die meisten der Offiziere die Capitulation halten wollten, folgte ich mit vielen den Fahnen des tapfersten und edelsten der spanischen Generale. Wir kämpften in dem höchsten Felsen der Alpujarras, endlich versuchten wir durch die Sierra Morena zu dringen und Catalonien zu erreichen; allein von allen Seiten umringt reihte sich Gefecht an Gefecht, bis bei Jodar sich Alles auflöste, und ich gefangen wurde, wie Riego selbst. — Nun, fuhr er nach einer Pause lächelnd fort, ich bin wenigstens klüger gewesen als er; ich rettete mich, während er es zehnmal konnte und nicht that. Er baute darauf, daß König Ferdinand ihm zugelächelt, der Pater Saez ihn lieber Sohn genannt, und er als Präsident der Communeros niemals seine Macht gemißbraucht hatte.

So war mein Gefährte denn einer jener romantischen Abentheurer, welche aus des Kaiserheeres Trümmern sich über die Welt verbreitet hatten, und in Amerika, in den Wüsten Asiens, selbst bis in das fernste Indien dringend, die taktischen Künste der großen Armee den Steppen und Gebirgsvölkern der Wildniß einpflanzten. Ich betrachtete ihn mit großer Theilnahme. Höchstens konnte er dreißig Jahre zählen und welche Schicksale hatte er erlebt, wie hatte der rauhe Kriegsgeist

ihn über den Erdboden gefegt, ihn ruhelos von Land zu Land gejagt, wie waren ihm lange Jahre im ununterbrochenen Ringen mit dem Leben, in Sorgen und Gefahren vergangen! Und Alles dies warum? Um die Friſtung des Daſeins? Um das tägliche Brod? Nimmermehr! Der Menſch folgt einem unbekannten Zuge ſeines Schickſals, deſſen Gewalt ihn raſtlos drängt und den Einen feſſelt es an die niedere Hütte, den Anderen wirft es unter die Palmen der Tropen, den Dritten hinter den ſtäubigen Aktentiſch und Jeder jagt nach ſeinem Glücke und kann und will nicht anders. Das nennt man die Beſtimmung, den Beruf und wir folgen ihm meiſt, ohne es zu wiſſen.

Wie lange leben Sie in London? fragte ich den Capitain. Jetzt ſeit fünf Monaten, verſetzte er, denn als ich zuerſt aus Spanien flüchtig herüber kam, ging ich bald darauf nach Mexiko und ſuchte abermals das Glück jenſeits der Atlanten. Allein wenigen Europäern wird es dort gefallen und glücken; ich kehrte arm wie ich war und obendrein krank vom Küſtenfieber zurück, und habe ſeit dieſer Zeit von den Unterſtützungen des Committée's mein Leben gefriſtet. Beim Himmel! fuhr er lachend fort, ſehen Sie mich nicht ſo mitleidig an, es iſt das aller Erbärmlichſte unter Gottes Sonne, bemitleidet zu werden; und doch kann es dem Elenden noch tröſtend vorkommen.

Ich hörte, ſagte ich langſam, daß die ſpaniſchen Offiziere oft in großer Bedrängniß ſind.

Oft! rief er, oft? Sagen Sie immer, ſagen Sie, daß wir ſeit vielen Monaten die Qualen eines Verdammten leiden, der unter den Schmerzen eines verzehrenden Hungers genau nur ſo viel Nahrung erhält, als hinreicht, um ſein elendes Leben zu erhalten. — Als wir zuerſt nach London kamen, war unſer Zuſtand neu für England. Caſtlereagh

wurde wahnſinnig aus Furcht, daß der Fluch ſeiner unglücklichen Landsleute endlich wohl gar einen Dolch für ihn ſchleifen könnte, und Canning war ſelbſt viel zu viel Tory, um nicht das militairiſche Haupt dieſer edlen Lords, den Helden von Waterloo, den großen Irländer, den Freund Londonderry's nach Verona zu ſenden. Der Sohn der Schauſpielerin wußte ſeine Rolle geſchickt zu ſpielen, er beklagte laut, uns nicht helfen zu können, er lenkte den Unwillen der Nation auf die Lords und die Mächte des Continents, und überließ uns unſerem Schickſale und der Sympathie des Volkes. In dieſem gährte die Zeit, der alte Unmuth gegen ſeine Oligarchen, der Zorn gegen das Ausland und der Haß gegen die Franzoſen. Als wir nach England kamen, empfing man uns wie theuere unglückliche Freunde, denen man eine ſchwere Schuld zu vergüten hat. Man überhäufte uns mit Feſten und Unterſtützungen, um ſo uns den Grund unſerer Leiden vergeſſen zu machen. Jetzt aber iſt mehr als ein Jahr hingegangen, wir ſind alt geworden, man hat uns vergeſſen, und möchte gern uns auf immer begraben. Doch, das iſt das Schickſal aller Unglücklichen. Anfangs rührt ihr Weh die Herzen der Menſchen, bald aber wird es ihnen läſtig. Der Glückliche und Frohe will nicht geſtört ſein durch die Klagen eines Leidenden, und ſchon ſein Anblick iſt ihm eine Störung.

Und empfangen Sie noch jetzt eine Unterſtützung von dem Committee, fragte ich.

Vier Shillinge wöchentlich, ſagte er. Man hat es herabgeſetzt von drei Shillingen täglich, nach und nach bis ſo weit, und bald wird auch dies aufhören. In den Augen des Captains ſchien ein wildes Feuer aufzuſprühen, er ſtrich mit der Hand durch ſein ſchwarzes, halb lockiges Haar, dann ſagte er haſtig, während eine düſtre Glut ſeine Stirn färbte: Sie werden denken, man habe genug an uns gethan, und man

konnte mit Recht von uns fordern, daß wir selbst irgend einen Nahrungszweig ergriffen, um uns zu ernähren; allein, mein Herr, wer so spricht, hat eben so wenig dies Land, wie das menschliche Herz studirt. Was können Menschen ergreifen, die von Jugend auf nur die Waffen führten, oder zur höheren Gesellschaft gehörend weder ein Handwerk erlernt, noch irgend ein Geschick dazu vom Himmel empfangen haben. Handel und Gewerbe zu treiben fehlen uns die Mittel, wir sind der Feder selbst nicht gewachsen; und befinden uns in einem fremden Lande, dessen Sprache wir nur halb und halb verstehen, und in welchem man den Ausländer mit Mißtrauen betrachtet. Da schreien die Unwissenden über die Unverschämten, welche Jahr und Tag von der Hospitalität Englands oder Frankreichs ohne Scham leben und sich ernähren lassen. Großer Gott! wer fühlt das Schmachvolle mehr als wir, allein kein helfender Arm streckt sich uns entgegen.

Und sollten Sie, sagte ich zögernd, nicht als Lehrer fremder Sprachen ein Unterkommen finden?

Was versuchen wir nicht, versetzte er finster. Es ist noch keine Woche vergangen, als wir den verzweiflungsvollen Entschluß faßten, von Haus zu Haus ziehend, unsere Dienste in Demuth anzutragen. Wir waren siebenundachtzig Offiziere, Spanier und Italiener. Alte verdiente Soldaten, die unter den Adlern Frankreichs vom Nil zur Moskwa gezogen waren, und hier standen sie, den Hut in der Hand, und baten um die Ehre, den Sprößling irgend eines Baronets oder Bankiers in den Anfangsgründen des Wissens zu unterrichten und — baten vergebens. Ich habe Thränen aus Augen fallen sehen, mein Herr, die niemals geweint haben, weder in den Wüsten Syriens noch unter dem Eise des Russischen Winters. Das aber war zu viel, selbst für diese gestählte Herzen. — Und glücklich, wer nur für sich zu sorgen hat, fuhr er mit heftiger Bewegung fort, wer nicht ein Wesen, die sein zweites Selbst

iſt, mit in ſein Elend gezogen, wer ſein Kind nicht ſchreiend vor Hunger findet, wenn er matt und ſorgenſchwer ſein Lager ſucht, wen kein duldender Blick anklagt, daß er Leiden und Unglück für Liebe und Treue gegeben habe.

Dieſe Aeußerung öffnete tief vor meinem innern Auge den Kummer des armen Capitains, der ſchweigend an dem Tiſche ſaß, und das Meſſer, wie zum Stoß gefaßt, auf den Tiſch geſtützt hielt.

Plötzlich ſagte er: Ich bin ungerecht, gewiß, ich bin es, denn es giebt noch Aermere und Unglücklichere, die weder Obdach noch Brod noch Rock haben, und die Offiziere haben viel für uns gethan. Wir Alle haben, was wir an Kleidern beſitzen, von ihnen erhalten, und deßhalb werden Sie uns ſämmtlich in dieſer Tracht erblicken, an welcher das engliſche Militair kenntlich iſt. O! die Noth machte den Stolzeſten geſchmeidig, und ich habe geſehen, mit welcher zitternden Freude Mancher einen Rock, einen Shilling, oder ein Hemd empfing, der früher für Ordensſterne und Domainen kaum einen Dank gefunden hätte. Aber der Hunger, mein Herr, der Hunger, das iſt die höchſte Gottheit dieſer Erde, das Feuer, welches die härteſten Herzen ſchmilzt, und die ganze Welt zur Vervollkommnung treibt.

Ich hatte mich zum Fenſter gekehrt und ſah auf den Hof hinaus, wo ſo eben die Hauskatze eine Maus fing, Hühner ihr Futter pickten und ſich neidiſch um ein Korn biſſen. Das Grundprinzip der Welt, ſagte ich, geht durch und durch vom Kaiſer bis zur Maus, überall Liſt und Neid und der Streit um das tägliche Brod.

Und der Stärkſte hat Recht, ſagte der Capitain lachend und ſtand auf. Ich wandte mich zum Tiſche zurück und unterdrückte mit Mühe mein Erſtaunen. Die Kartoffeln waren aus der Porzellanſchale verſchwunden und mit ihnen der Reſt des weißen Brotes. Er bemerkte meinen Blick und eine hohe

Röthe überzog seine Stirn. Ich habe, sagte er und ergriff meine Hand, ich weiß nicht durch was bewogen, Ihnen mein Schicksal offenbart, wie es ist, und hoffe, Sie werden dies unwillkührliche Vertrauen in keinerlei Weise verletzen.

Wollte der Himmel, versetzte ich und drückte gerührt seine Finger in die meinen, ich könnte ein helfender Engel sein, aber —

O! ich weiß, ich weiß, fiel er hastig ein, das ist das allgemeine Schicksal der Welt, wer gern helfen will, der kann nicht, und wer es kann, der will nicht. Aber, mein Herr, das menschliche Herz ist ein gar wundersames Ding. Der Arme ist gewöhnlich weit eher bereit seinen Heller zu theilen als der Reiche, allein mit dem Ueberfluß verwandeln sich die Gefühle, das Mitleid verknöchert, die eigenen Bedürfnisse wachsen, und Mancher, der mit überströmenden Augen gerufen hat: Was würde ich für meine leidenden Brüder thun, wenn der Himmel mich reich gemacht hätte, that nichts als dies geschah. So ist der Mensch. Lassen Sie uns gehn, mein Herr.

Ein Strahl der jungen Frühlingssonne hatte die Nebel Londons durchbrochen, als wir aus dem Schoppen traten. Bald gingen wir durch das alte Portal, die Gränze der City, und wanderten über Charing Croß, Carlton House vorüber, auf die breiten Trotoirs Piccadillys. Auf der einen Seite St. James Park, auf der andern eine Reihe prachtvoller Gebäude, war diese schöne Straße der Spatziergang der fashionablen Welt, in der Art wie es die rechte Seite der Linden für Berlin ist, wenn das erste Wehen des Frühlings sich fühlen läßt. Allein natürlich großartiger durch das Verhältniß beider Städte; und Piccadilly war für die Mittagsstunden, bei jedem Wetter, gleichsam das rendez-vous für alle Fremden und was auf noblen Ton Anspruch machte. Karossen, Fantome und Gigs, mit der eleganten Welt gefüllt, drängten sich in dichten Reihen

den Mittelweg hinab, um die Tour durch die Parks zu machen. Die grotesken und abgeschmackten Livreen der zahlreichen Diener Englischer Großen, die papageigrünen, himmelblauen, weißen, ponceau und scharlachrothen Röcke und Hosen mit dem Schnitt des siebzehnten Jahrhunderts, die Flachsperücken mit ellenlangen Zöpfen, die goldbordirten Dreimaster, die langen Spanischen Röhre mit dicken Goldknöpfen, die Zwickelstrümpfe und Schnabelschuhe prangten auf den hohen Böcken und breiten Bedientenplätzen der glänzenden Wagen, deren Silberschilde und Wappen sich eben so gut den Rang streitig machten, als die geschmückten Damen und Herren in ihrem Innern, und die edlen Rosse, welche sie bewegten. Damals war auch der Spleen in die Englischen Gentlemens gefahren, ihren Kutschern die prachtvollsten Peitschen zu verleihen. Man buhlte um den Ruhm, die theuerste Peitsche und den dicksten Kutscher mit northumberländischem Bullenbeißergesicht zu haben, gerade wie bei uns es einmal Mode war, seinen Kutscher mit einem langen Russenbart zu zieren, und mancher arme Teufel sich gefallen lassen mußte, um sein bartloses Kinn einen falschen Bart zu heften. Man sah daher in London lauter breite stattliche Gestalten auf den Böcken und das Züchtigungsinstrument in ihrer Hand ward mit Gold umsponnen, das Heft mit Emaille und gravirtem edlen Metall, wo nicht gar mit Rubinen besetzt, und ein geprügeltes Pferd konnte eben so gut seinen Trost oder Ehrgeiz darin finden, mit einer so kostbaren, ausgezeichneten Peitsche gegerbt zu werden, wie vor alten Zeiten ein Corporal, der mit der Klinge des Offiziers durchgebläut wurde, während für den Rücken des Musketiers der gemeine Stock bestimmt war. — Der Capitain machte mich auf diese luxuriöse Thorheit aufmerksam. Sehen Sie, sagte er, dort fährt der Lord Windham. Es sind kaum drei Tage, daß er hier sich rühmte, die neue Staatspeitsche seines Kutschers koste ihm hun-

dertzwanzig Pfund. Mit einem ſolchen verdammten Dinge könnte ein Menſch für immer aus dem Elend geriſſen, der Wohlſtand einer ganzen Familie gegründet werden; allein eher würde der edle Lord zwanzig ſeiner armen Pächter am Shannon zollweis ſterben ſehen, ehe er ihnen einen Zoll Peitſche abſchnitte. Was wäre der edle Lord Windham ohne Staatspeitſche.

In den Herzen der Unglücklichen lebt immer eine Bitterkeit gegen die Bevorzugten, und der heftige Unmuth, welcher den Kapitain erfüllte, ſprach ſich in mancher anderen herben Bemerkung aus. Er griff den ganzen ſozialen Zuſtand der modernen Welt an, und ging ſoweit zu behaupten, daß die Reihe der politiſchen Revolutionen, welche die Vernunft zum Aushängeſchilde haben und auf der reinen Idee ſich gründen, bald genug geſchloſſen wären, dann aber ſoziale Umwälzungen unfehlbar deren Stelle einnehmen würden.

Schon jetzt, ſagte er, ſind wir im Uebergange dazu und dies England, welches ſo voller Extreme des größten Reichthums und der tiefſten Armuth, der höchſten Freiheit und der ſchmachvollſten Knechtſchaft ſteckt, welches einſt den Impuls einer neuen Staatsform für Europa gab, wird auch diesmal den traurigen Vortritt haben. Zwanzig Millionen Elende werden nicht mehr Gleichheit der Menſchen und Staatsbürgerrechte, ſondern Gleichheit der Lebensgüter fordern. Die Zeit drängt über jene erſten Fragen hinaus, ſie lenkt die Blicke von den äußeren Schäden auf die inneren Geſchwüre, und wer kann das Bild ſich ausmalen, wer kann die ſchrecklichen Folgen einer ſolchen Umwälzung ermeſſen, die, zerſtörender als ein Erdbeben über die tollgewordene Welt rollen wird. Attila's Züge, die Völkerwanderung, die Kreuzfahrten, die Araber in der alten und die Spanier in der neuen Welt haben nicht ſo viel Trümmer und Leichen gemacht, als dann fal-

len würden, und doch kann es nicht ausbleiben, es gehört mit zum Stufengange unſerer Entwickelungen, die, Gott weiß wie, einmal enden werden.

Da, rief er, da ſehen, hier kommen ſogleich zwei Männer welche bei ſolchen ſozialen Revolutionen Haupt und Haar laſſen werden.

Ich folgte ſeinem Winke und ſah zwei ältliche Herrn, der eine dick, der andere mager, in dunklen einfachen Oberröcken eifrig ſprechend bei uns vorübergehen. Nichts ſchien mir auffallend an ihnen, als etwa der ſprechende kluge Blick des dünneren, deſſen lebendige Augen einen ſo ſcharfen, denkenden Ausdruck hatten, daß ich ihn für einen deutſchen Philoſophen gehalten haben würde.

Das iſt er auch, ſagte der Kapitain lachend, und zwar der allerſpekulativſte, der jemals auf der Erde erſchien. Nur hat dieſer Philoſoph, der noch nie ſeine Ruhe und kaltes Blut verlor, und alle ſeine Spekulation durch die Empirie glücklich bewies, keiner Horde Studenten in irgend einer obſcuren Univerſität, ſondern Völkern und Fürſten, ſeine Lehrſätze vorgetragen, und dieſe haben ſo ſüß geſchmeckt, daß manche ſich jährlich eine neue Auflage verſchrieben. Mit einem Worte es iſt Herr Nathan Rothſchild und ſein ſpekulativer Freund und Verwandter Herr Davidſon. Da geht er hin, der König der Stockbörſe, der neuſte Herr der Welt, deſſen klingendes Zepter magnetiſch aus ſeinem eiſernen Geldkaſten bis in das Serail des Sultans, und in den Schaukelſtuhl Quincy Adams nach Washington wirkt. In ſeiner kleinen dürren Hand liegt Krieg und Friede, Wohl und Weh von Nationen und mächtigen Reichen. So ſteht es jetzt, mein theurer Herr; wir haben zu den ſonſtigen Gewalten, die uns regierten, eine neue übermächtige erhalten, einen ſtolzen Meiſter der Erde, eine Macht, die ſicherer vernichtet und ſchafft als Kanonen und Augeln.

Das Geld regiert die Welt nun, und gegen seine Hegemonie richten sich die Stürme des nächsten Jahrhunderts.

Der Kapitain unterbrach sich hier, denn er zog vor zwei Männern, welche an uns vorüberzogen, auf ehrerbietige Weise den Hut, und trat mit halb militairischem Anstande zur Seite. Der Eine von diesen war ein Mann von geringer Größe, mit breiten Schultern, rascher Beweglichkeit, blitzenden, schwarzen Augen, und halb ergrautem dichtem Haarwuchs. Es war nicht möglich, in dieser gedrängten Gestalt eine Fülle von Körperkraft, und den entschlossenen Soldaten zu verkennen. Sein Gesicht war roth und voll, die Züge von einer Härte als seien sie aus Stein gemacht, und der Blick, welchen er über uns hingleiten ließ, als er grüßend seinen Hut zog, so streng und durchbohrend, daß ich überzeugt war, dieser Mann müsse eben so oft und eben so ruhig den größten Gefahren Trotz bieten, als mit demselben ernsten, kalten Gesicht den Tod über Tausende aussprechen können.

Sein Begleiter war ein großer, schwarzgekleideter Mann, mit ernstem blassem Gesicht, den Ausdruck langer Leiden und schmerzlicher Erfahrungen in den eckigen Zügen scharf ausgeprägt. Seine Arme und Hände waren ungewöhnlich groß; er hatte sie auf dem Rücken übereinandergelegt, und seine weiten Schritte hielten mit dem rascheren Gefährten gleichen Schritt. Am merkwürdigsten und auffallendsten aber waren seine Augen; schwarze, flammende Räder, deren düsteres Feuer dem bleichen Gesicht einen begeisternden Ausdruck verliehen.

Wer sind diese, Kapitain? sagte ich hastig.

Kein Spanier würde diese Frage thun, versetzte er. Diese beiden sind allzugut bekannt von den Pyrenäen bis zu den Alpujarras. Sehen Sie ihn an, diesen kleinen breiten Mann aus dem Baskenlande, dem schmutzigen Winkel, dessen Bewohner allgemein den Ehrennamen: Gabachos und

picaros*) tragen. Er hat nicht gezittert vor dem mächtigen Kaiser der Franzosen, nicht gezittert vor dem argliſtigen Ferdinand, dem ſchlauen Saez, dem fanatiſchen Eroles. Hundert tauſend Gefahren entrann er mit einem Glücke, wie es ſelten dem Sterblichen zur Seite ſteht, und ſeine ſtarre, blutige Seele kennt kein Erbarmen für den Gegner. Dann blicken Sie auch auf den großen Mann an ſeiner Seite, deſſen glänzende Talente, deſſen feurige Beredſamkeit alle ſeine Landsleute bezaubert hat. In dieſem langen ſchmalen Kopfe, hinter den großen, ſprühenden Augen iſt die Conſtitution von 1812 entſtanden, durch welche ſein Vaterland frei und doch mit unermeſſlichem Elend bedeckt wurde. Betrachten Sie ſeine langgedehnten Finger, den ſchwankenden Schritt ſeiner Füße, es ſind die Folgen der Tortur, welche das heilige Gericht ihm angedeihen ließ. Die ſchreckliche Behandlung in Ceuta, die Grauſamkeiten, mit welchen der Unmenſch Coupigny ihn und ſeine Schickſalsgenoſſen in den unterirdiſchen Kerkern Majorka's überhäufte und welche die ſchwächeren Geiſter derſelben wahnſinnig machte und ſie zum Selbſtmord trieb, haben ſeine edlen Züge mit dieſer geſpenſtiſchen Bläſſe bedeckt, und ſeinen Körper zerrüttet, aber ſein Geiſt blieb derſelbe, und die Bewunderung ſeiner Tugenden und ſeiner Hingebung wird ſich erhalten, ſo lange man das Edle und Große auf Erden liebt.

Mina und Arguelles! rief ich.

Der große Baske und der göttliche Bürger von Ribadeſella, ſagte der Kapitain. Sie können hier ſo manchen finden, fuhr er fort, der in der Geſchichte der weſtlichen Halbinſel eine bedeutende Stelle einnimmt. Calatrava, Lopez, Gurrea und Andere haben hier eine Zuflucht gefunden, und, ſehen Sie, dort kömmt der tapfere Quiroga, an Seele und Körper eine der ausgezeichnetſten Geſtaltungen unſerer Zeit.

*) Schmerlarve, Lumpenhunde.

Ein groſser Mann kam uns entgegen. Es war eine männliche, kriegerisch schöne Gestalt. Sein schwarzer einfacher Rock war sehr sauber und fein, und Alles an ihm zeugte von der Eleganz eines Senners von Geburt und Erziehung. Der Ausdruck seines Gesichts war echt südlich; schwarzes volles Haar und ein dichter Bart beschattete zu beiden Seiten sein regelmäßiges Gesicht, auf welchem Milde und Sanftmuth ausgedrückt lagen; aber in den dunklen, groſsen Augen glänzte ein Strahl militairischer Kühnheit und Kraft.

Glauben Sie mir, sagte der Kapitain, diese vortheilhafte Gestalt hat im Lager von Cadix mehr als Einen bewogen, sich der Verschwörung anzuschlieſsen. Antonio Quiroga ist ein groſser Menschenkenner; er wuſste Jeden zu nehmen, wie er war, und handelte, hier imponirend, dort schmeichelnd, da goldne Berge versprechend, wie er die Herzen erkannte. Rafael Riego kannte nur einen Weg: glühende Schwärmerei für die Freiheit und den ehrgeizigen Durst, Retter des Vaterlandes zu heiſsen; für Quiroga gab es tausend Strasen und Fuſswege. Daſs er jedoch die Freiheit nicht weniger liebte als Riego, hat er in Corunna und gegen den falschen Morillo bewiesen. Hier theilt er den letzten Schilling mit seinen hungernden Landsleuten und schämt sich nicht für sie zu bitten.

Der General war näher gekommen und grüſste freundlich meinen Begleiter. Wie geht es Capitain? fragte er und gab ihm die Hand.

Gut, mein General! versetzte dieser, und seine Lippen zitterten bei dieser Selbstverläugnung.

Der General schien es zu bemerken. Tiene paciencia, sagte er tröstend, los tiempos se mutaran y la fortuna se volvera. Der Kapitain verbeugte sich, creelo quelo espero flüsterte er.

Und wie steht es mit unserem Kaffehause? fuhr der General fort.

Ich

Ich beſuche es ſelten, ſagte der Kapitain.

Das iſt nicht Recht, rief Quirega. Sie müſſen öfter in der Geſellſchaft ſein, man plaudert ſich aus und vergißt ſeine Sorgen. Ich werde mich nächſtens auch einfinden.

Er verbeugte ſich und ging; einige Schritte von uns hatte ſein Begleiter ihn erwartet, er reichte dieſem den Arm und beide ſetzten den Spaziergang fort.

Wiſſen Sie, ſagte der Kapitain lebhaft, wer dieſer Andere iſt? Der Oberſt S., der Chef ſeines Generalſtabes während des Krieges, aber kein Spanier, ſondern Ihr Landsmann, ein früherer preußiſcher Major.

Es iſt ein tapferer, kenntnißreicher Offizier, fuhr er fort, dem Quirega's Ruhm manches zu verdanken hat, allein er beſitzt nicht die weiche Biegſamkeit ſeines Generals, ſondern einen ſtarren, heftigen Charakter, der ihn bis zur grauſamſten Rachſucht fortreißen kann. Er hatte, wie man uns erzählte, früher ein Duell mit einem Obriſten Q., in deſſen Folge er ſeine augenblickliche Entlaſſung erhielt; ſo kam er nach Spanien, leiſtete wichtige Dienſte und theilt unſer Schickſal in London.

Und ein Kaffehaus, ſagte ich, iſt der gewöhnliche Aufenthalt aller ſpaniſchen Offiziere?

Es iſt nicht weit von hier, verſetzte er, in New-Regent-Street, und an jedem Abende iſt dort eine gute Anzahl zu finden. Ich habe meine Gründe, ſelten hinzugehen; wenn Sie jedoch Luſt haben, einmal die Verbannten und Verdammten zu ſchauen, will ich Sie heut Abend begleiten.

Dieſer Vorſchlag war mir willkommen. Wir redeten ab, uns mit dem Schlage Acht am Eingange der City zu treffen, wo mich jetzt mein Begleiter verließ und Weſtminſterſtreet hinabging, während ich zur Mittagsmahlzeit nach Lyddenhall eilte.

In meinem Lodginghouſe an der Tafel der Madame

Price befanden sich Repräsentanten der sämmtlichen Europäischen Nationen, und dies Zusammentreffen aus allen Gegenden der Erde macht das Wohnen in solcher Pension ungemein interessant. Uebrigens ist es zugleich die billigste Art und Weise in London zu leben, denn für dreißig bis vierzig Schillinge wöchentlich erhält man ein nettes Schlafzimmer, Bedienung, Kleiderreinigung und eine höchst anständige Verköstigung, kurz, man hat nicht nöthig, wenn man regelmäßig die Mahlzeiten benutzt, einen Pfennig dafür auszugeben, und ebenein das Recht, einen Gast wöchentlich ein oder zwei Male mitzubringen. So saß denn hier zwischen einem Kaufmann aus Archangel und einem irländischen Gentleman ein Weinhändler aus Alicante, ein junger lebhafter Mann, dem ich mein Zusammentreffen mit dem Kapitain erzählte.

Schon bei meinen ersten Worten zogen sich die breiten Augenbrauen des Spaniers finster zusammen, enden ließ er mich nicht. Usted, ich bitte Sie, verzeihen Sie mir nicht mein Mittagbrod und den Tag, sagte er heftig. Comunneros, Freimaurer, Negros, es ist der Abschaum der Menschheit, aus allen Ländern zusammengerottet mit Hülfe des Teufels, um Spanien diesem zu überliefern. Und wäre mein Bruder ein Verräther, mein eigner Vater, Santa Virgen! sie sollten dem Richter nicht entgehen.

Ich schwieg und betrachtete erstaunt den erhitzten Mann, in dessen Augen glühender Fanatismus loderte. Ich wußte aus Erfahrung schon, wie unnütz ein Streit über Meinungsverschiedenheiten sei, aber ich hatte hier ein Beispiel, wie zerstörend die politischen Stürme unter dem spanischen Himmel gewirkt haben, dessen halb afrikanische Sonne alle Leidenschaften in ihrem Feuer kocht.

Daß mein Verlangen, das Kaffehaus der Spanier zu besuchen, durch die Verwünschungen meines Mittagsgefährten

nicht beeinträchtigt wurde, versteht sich. Ich spielte Schach mit dem Irländer, bis es bald acht schlug, und an der Ecke von Charing Cross fand ich den Kapitain mich erwartend. Bald gingen wir New-Regent-Street hinauf, und standen nicht weit von der Biegung nach Oxfort-Street vor einem Hause still, dessen erstes Stockwerk durch den hellen Glanz mehrerer Gasflammen erleuchtet schien.

Nur hier hinein, sagte der Kapitain, Sie stehen vor unserer Höhle. Vor einiger Zeit hatte sich ein lustiger Kopf den Scherz gemacht, einen großen weißen Zettel an diese Thür zu kleben, auf welchem mit rothen Lettern zu lesen war: Lasciate voi qu'entrate tutte speranze. Es ist Schade daß man ihn wieder abriß. So stiegen wir die Treppe hinauf und traten in einen hohen, ziemlich geräumigen Saal, allein es war nicht möglich, sogleich einen freien Ueberblick desselben zu gewinnen. Dunkle Wolken eines erstickenden Tabacksdampfes füllten ihn bis zur Decke und wirbelten von zwanzig verschiedenen Orten empor. In der Mitte stand ein großes Billard, an welchem zwei Spieler beschäftigt waren, andere Gestalten lehnten daran umher, im Hintergrunde glimmte im Kamin die Steinkohlenglut und finstere Massen schienen im Halbkreise dabei zu stehen. Die Gasflammen über dem Billard und das Feuer waren jedoch von Dampfmassen eingeschlossen, welche, die Lichtstrahlen röthlich brechend, einen dämmernden Glanz und ein Halbdunkel verbreiteten, aus welchem die schwarzen Köpfe der Spanier, mit ihren gelben charakteristischen Gesichtern und blitzenden Augen, gespensterhaft hervortraten.

Nach einigen Minuten erst hatten meine Sehnerven die Fähigkeit erhalten, sich in ein Erkennen der Gegenstände einzulassen. Das große Zimmer, an allen seinen Wänden mit Bäumen und Sträuchen überzogen, welche in der gröbsten Manier auf den Kalk gepinselt waren, hatte im Laufe der Zeit

auch einen rauchigen, ſchwarzbraunen Ueberzug empfangen, und konnte nur in die traurigen Empfindungen Derer einſtimmen, welche ſich hier zuſammenfanden. Stühle ſtanden einzeln an den Wänden umher, am Kamin waren ſie zuſammengerückt, und in einem kleinen Nebengemach bemerkte ich ein Polſter, welches ſich an der Wand hinzog und mehrere Tiſchchen. Die Gäſte aber ſtanden und ſaßen größtentheils um das Billard, und ſchienen das Spiel aufmerkſam zu verfolgen. Es mochten ungefähr dreißig ſein, Alle mit dunkelblauen oder ſchwarzen, ſchnurbeſetzten Röcken, um deren Stehkragen der Randbeſatz in mannigfachen, zierlichen Arabesken lief. Ich erkannte ſogleich, daß mein Freund, der Kapitain, Wahrheit geſagt habe, wenn er behauptete, daß ſämmtliche Spanier nur darum nicht in Lumpen erſchienen, weil die großmüthigen engliſchen Offiziere ſich ihrer erbarmt hätten, denn in der That war auch nicht Einer, der ein abweichendes Kleidungsſtück, von der Halsbinde bis zum Halbſtiefel, trug. Ich weiß nicht, welcher große Gelehrte, von Strabo ab, zuerſt die Bemerkung gemacht hat, daß unter den Tropen alle Individualität, folglich auch die der Phyſiognomie, verwiſcht ſei, und eine flache Allgemeinheit an deren Stelle trete, ſo daß ganze Völker, ſowohl in Sitte, Gewohnheit, geiſtige Kraft und Fähigkeiten, wie in Körper- und Geſichtsbildung ſich ſo ähnlich ſähen, wie ein Ei dem andern. Ich weiß nicht, wer es war, aber das Factum iſt richtig, ſowohl was die Tropen betrifft, als die Pole, und man kann die Abſtufungen dieſer Einheit und Allgemeinheit zur vielgegliederten Individualität ſehr deutlich verfolgen. Das Herz derſelben iſt offenbar Deutſchland, denn wir mit unſeren braunen, blonden, rothen und ſchwarzen Haaren, unſerer weißen und bräunlichen Hautfarbe, unſeren langen und kurzen, graden und krummen Naſen, unſeren grauen, blauen, braunen und ſchwarzen Augen bilden einen ſo buntſcheckigen Haufen von Individualität in körperlicher Beziehung, wie wir es immer nur

geistig wünschen können. Schon bei dem Nordfranzosen tritt die Gleichheit stärker hervor, mindestens im Haar, beim Südfranzosen auch in dem länglich schmalen Gesicht und der gelberen Färbung, der Spanier aber ist unverkennbar ein Sohn des Südens. Sein Haar ist reich und glänzend schwarz, oft lockig kraus, wie beim Neger, die Nase stark und grade, die Stirn hoch und breit, die Färbung gelbbräunlich, die Augenbraunen maurisch dicht, und die dunklen Augen voll Feuer und Leidenschaft. Als ich diese Reihe von ähnlichen schweigsamen Gestalten, mit mächtigen Bärten und kühnen ernsten Gesichtern vor mir sitzen sah, unbeweglich, die weißen Thonpfeifchen im Munde und nur dann und wann eine wirbelnde Rauchsäule von sich blasend, welche sie in magischen Nimbus hüllte, kamen sie mir vor wie die hundert Senatoren des alten Roms auf ihren curulischen Stühlen, die elfenbeinernen Scepter in der Hand, welche Bildsäulen-gleich auf dem Forum saßen, als Brennus und sein Gefolge hereintrat. Ich erinnerte mich jedoch zur rechten Zeit, daß, als einer der Gallier, ich glaube dem Marcus Papirius am Bart zupfte, dieser ihm mit seinem Scepter den Kopf einschlug, und hütete mich vor dieser Lebensprobe; denn höchst wahrscheinlich würde der moderne Marcus seine Pfeife als Scepter gebraucht haben, und ich hatte keine gallische Rache ihm entgegenzusetzen.

Ich folgte daher meinem Gefährten, der links und rechts mit Kopfnicken empfangen wurde, und seine Grüße mit der Hand und einem dumpfen: Bueuas tardes erwiederte, bis zu dem Kamin. Hier nahmen wir Platz, Hut und Stock wurden untergebracht, und einen Augenblick darauf erschien ein Kellner mit einem Zinnteller, auf welchem zwei kleine Deckelkrüge von gleichem Metall, gefüllt mit schäumendem Porter, standen.

Wir sind bescheiden, sagte der Kapitain lächelnd, als er den Blick bemerkte, mit welchem ich die Menge der kleinen Krüge zählte. Niemand nimmt hier mehr als ein Pint; es

würde ein innerliches, unendliches Staunen erregen, und als ein Verbrechen gegen die Staatswohlfahrt erklärt werden, beſäße Jemand die Kühnheit, einen ganzen Pot zu fordern. Aber der Wirth kennt ſeine Leute, und ich glaube er hielte ſich geſoppt, käme das Unerhörte vor.

Er nahm von dem Geſimſe des Kamins eine der kleinen Pfeifen, die einzige Art, welche ich in England geſehen habe. Sie ſind ſechs bis ſieben Zoll lang, von ſchlechtem Thon, eben, ſtatt der Federpoſe, auf eine unausſtehliche Weiſe mit Siegellack beſchmiert, und für einen kunſtverſtändigen Deutſchen oder Holländer Gegenſtand der tiefſten Verachtung. Der Kapitain erariff dann von einem nahen Stuhle einen Zinnteller, auf welchem ein wenig, dunkelbraun, grob und traurig ausſehender Tabak lag, und begann ſo eben den kleinen Thonkopf damit zu füllen, als ich meine Zigarrentaſche hervorzog und ſie ihm geöffnet entgegen hielt.

Zigarren bringen bei Spaniern ungefähr dieſelbe Wirkung hervor, wie Bouillon bei Franzoſen, Roſtbeef bei Engländern, Käſe bei Holländern und Klöße bei Deutſchen. Die Geſichter verklären ſich, die Lippen drücken ſich zuſammen, die Augen erhalten den Ausdruck der Lüſternheit und Begier. Zigarren ſind aber überhaupt in London eine ſeltene und theuere Sache, des hohen Zolles halber, und ein erträgliches Havannafabrikat erhält man nicht unter zwei Groſchen das Stück, nach unſerer Währung, oder drei Pence. Ich hatte aus Holland, wo man mich auf dieſen Uebelſtand aufmerkſam machte, eine hübſche Quantität mitgebracht, und mit Hülfe meiner Mitpaſſagiere in Hüten und Taſchen, glücklich in das vereinigte Königreich geſchmuggelt. Jetzt, als ich meinen kleinen Schatz hervorzog und das beſchwörende Wort: Zigarr! über des Kapitains Lippen war, wendeten ſich alle unſere Nachbarn elektriſch zu mir hin; und nun erſt ſchien ich in ihren Augen eine Wichtigkeit zu erhalten, denn bisher hatten ſie mich kaum eines kurzen fra-

grauen Blickes gewürdigt, den ich mir als ein: Freundlinz, was willst du hier, packe dich fort, deine Gegenwart iſt höchſt überflüſſig und lästig, auslegte. Mit freundlichem Worte bot ich den Nächſten von meiner Ware an, und fand reißenden Abſatz. Ich werde nie das vergnügte Lächeln vergeſſen, welches ſich in den Zügen eines ältlichen Mannes ausdrückte, der mit zuſammengefalteten Händen am Kamin ſaß und, den Kopf geſenkt, in die glimmenden Kohlen ſtarrte. Tauſend gracias ſtrömten von ſeinen Lippen, er war plötzlich belebt und munter geworden, drückte meine Hand und erzählte mir ſo viel und raſch von dem Entzücken, endlich einmal ein gutes Zigarre zu rauchen, daß ich, ein Laie der ſpaniſchen Sprache, in welcher ihm mit mir zu reden beliebte, kaum zehn Worte davon verſtand. Glücklicher Weiſe hatte ich wohl ein Dutzend Zigarren zu vertheilen, und da dieſe bei Spaniern, wie bei Indianern, das Mittel zur Annäherung ſind, ſo ſaßen wir bald in einem dichten Halbkreiſe und rauchten die Friedens- und Freundſchaftspfeife.

Der Kapitain erzählte ſeinen Unglücksgefährten die Art unſerer Bekanntſchaft am Morgen, und erwähnte mein Verlangen das Kaffehaus zu beſuchen.

Usted werden wenig finden was bemerkungswerth wäre, ſagte der alte Mann, der Major im Regimente Infantado geweſen war. Wir ſind eine ſtumme, ernſte Geſellſchaft, Jeder hat mit ſich ſelbſt zu viel zu thun, und Niemand trägt zu dem allgemeinen Vergnügen bei.

Und doch Herr Major, rief ein junger Offizier, möchten nicht leicht irgendwo ſo viele Männer beiſammen ſein, welche eine Geſellſchaft beſſer unterhalten könnten, wäre es auch nur, indem ſie ihre Abentheuer, ihr Leben, erzählten.

Und was würden wir hören? ſagte der alte Mann. Liebesgeſchichten, Kriegsthaten und Leiden.

Bei dieſem letzten Worte ſchien der Kummer mit

ſeiner ernſten, tiefen Mahnung ſie Alle zu ergreifen. Sie ſchwiegen, eine tiefe lange Pauſe folgte, alle Geſichter waren gegen die Kaminglut gerichtet und die Augen ſtarrten auf die zuckenden Flammen.

Wäre Mendez hier, ſagte der Kapitain, ſo könnte er uns irgend eine ſchauerliche Geſchichte von dem Inquiſitionskerker Valencia's erzählen, und zum Beweis, daß er ſelbſt dort ſchmerzliche Erfahrungen machte, ſeine ausgerenkten Finger und breitgequetſchten Däume zeigen. — Der arme Mendez! verſetzte ein Anderer ſeufzend.

Was iſt mit ihm? fragten Mehrere.

Er iſt ſchon lange nicht mehr hierhergekommen, meinte der alte Major.

Er wird nie mehr kommen, ſagte der junge Mann düſter. Er iſt todt.

Ein verwirrter Ausruf des Erſtaunens folgte. Iſt es möglich, woran iſt er geſtorben?

Die Themſe iſt tief, ſagte der junge Mann langſam, man kann viele Leiden darin begraben und ſie fließt ruhig, wie vorher.

Alle ſchwiegen und ſtarrten wieder in das Feuer.

Und wo iſt ſein Freund und Vertrauter, der Lieutenant Ramiro? fragte der Kapitain.

Den ſah ich heut in der City, ſagte einer der Billardſpieler. Er hatte einen großen, zuſammengewickelten Packen unter ſeinem Arme. Als ich auf ihn zu kam, wich er mir aus, allein ich war ſchneller als er, er konnte mir nicht entrinnen. Nun was meinen Sie, was er ſo zärtlich umfaßte?

Ich meine es war ein Brod, oder ein tüchtig Stück Cheſterkäſe, den er ſo gern ißt, ſagte der Kapitain lächelnd.

Keineswegs, rief der Billardſpieler, es waren Federpoſen, Siegellack und Oblaten. Ramiro iſt ein Handelsmann geworden, er zieht damit in den Comptoiren umher und bittet, ihm abzukaufen.

Ein Paar der Offiziere ſchlugen ein lautes Gelächter auf, die meiſten aber wandten die Augen zur Erde und eine dunkle Röthe färbte ihre Stirnen.

Was iſt es mehr, ſagte endlich der alte Major lächelnd, er erwirbt ſein Brod im Handel mit Federpoſen oder mit dem Degen. Immer iſt es beſſer als zu hungern und — zu betteln, ſetzte er leiſe hinzu.

Er zeigte mir drei oder vier Schillinge, erwiederte der junge Spanier, die er heut verdient hatte und er wollte auf meine Vorſtellungen gegen ſein neues Gewerbe nicht hören.

Ramiro iſt von guter Familie, ſagte ein Zweiter, er hat echt ſpaniſches Blut in ſeinen Adern; es iſt eine Schande für uns Alle.

Das ſpaniſche Blut macht die Schande weder größer noch geringer, rief eine tiefe Baßſtimme, und ein langer, wildblickender Mann richtete ſein funkelndes Auge auf den Sprecher. Was meinen Sie mit dieſer Bemerkung, Senner?

Nichts, durchaus nichts Beleidigendes, verſetzte Jener, ein wenig verwirrt.

Ich habe kein echt ſpaniſches Blut in meinen Adern, fuhr der große Offizier mit einer ſpöttiſchen Mundbewegung fort, allein ich glaube faſt, es iſt eben ſo gut. Ich bin Franzoſe, dort ſtehen drei unſerer Freunde aus Italien, der Kapitain hier iſt ein Pole, Senner Freire da iſt aus Oporto, Legino aus Malta, aber was Blut, Ehre und Tapferkeit anbelangt, ſo hoffe ich, weichen wir keinem Spanier, wer es auch ſein mag.

Spanien, ſagte der Major begütigend, hat die tapferſten Männer aus allen Ländern zu ſich eingeladen.

Und würden Sie dem Beiſpiele Ramiro's folgen? fragte der junge Mann.

Warum nicht, ſagte der Franzoſe. Was wird uns Allen übrig bleiben, als auf irgend eine Weiſe Brod zu ſuchen, wo

wie es ſtehen. In Verſailles verkaufte einſt ein Ludwigsritter Puderen, und es iſt noch nicht lange her, daß ein Offizier der alten Kaiſergarde, das Kreuz der Ehrenlegion im zerriſſenen Knopfloche, hier in London, den Beſen in der Hand, an einer Straſſenecke das Mitleid der Vorübergehenden in Anſpruch nahm. Wahrhaftig, Ramiro hat Recht, und beſäße ich das geringſte Talent zum Handel und eine Fünf Pfundnote in der Taſche, ich ahmte ihm auf der Stelle nach.

Eine Menge Geſchichten von Mitgliedern der Geſellſchaft wurden jetzt erzählt, welche auf die mannigfachſte Weiſe ein Unterkommen geſucht und gefunden hatten. Ich konnte daraus entnehmen, daß der größere und geſchicktere Theil nach und nach in das bürgerliche Leben getreten war und ſich den Verhältniſſen angeſchmiegt hatte, wie es ging. Beſonders die Jüngeren, deren Geiſt noch elaſtiſcher ſich zu fügen verſtand und die, welche nicht gerade von Jugend auf Soldat geweſen, ſondern erſt beim Ausbruch des Krieges in den Wirren die Waffen getragen hatten, bewarben ſich bald um Stellen, und ſuchten als Lehrer, Secretaire, Commis oder ſelbſt in Fabriken und Handwerksſtätten Plätze. Zurückgeblieben war ein Reſt von alten Soldaten aus allen Ländern Europa's oder geborenen Spaniern, oder auch jungen Herrn von hoher Familie, welche ohne Geſchick für bürgerlichen Betrieb mit ihrem böſen Sterne rangen, und ſich, nach und nach, von dieſem überwältigen ließen. Und hier ſaßen ſie nun finſter und verzweiflungsvoll, grollend mit der Welt, arm, verlaſſen, ohne Mittel und Ausſicht einer beſſeren Zukunft. Alle unter ihnen hatten beſſere Tage geſehen, Alle waren tapfere und in ihrem Fache auserleſene Männer, Jeder konnte Schickſale und wohl auch Thaten von ſich erzählen, welche der Aufzeichnung werth waren; manche trugen Orden und Ehrenzeichen, oder waren durch ihre Geburt beſtimmt, an Fürſtentafeln zu ſitzen, und doch waren ſie Alle dem äußerſten Elende Preis gegeben und

in ihren düſtern Blicken lohete ein menſchenfeindlicher Grimm gegen jeden Glücklicheren.

Dieſe Gedanken und Beobachtungen verſtimmten mich; ich fühlte mich beklommen und unheimlich, und ſah es mehr als gern, als der Kapitain aufſtand, ſeinen Rock zuknöpfte und den Hut ergriff. Ich folgte ſeinem Beiſpiele, ich hatte genug von dem Kaffehauſe der Spanier geſehen. Unſer Abſchied war ſo kalt als unſer Empfang. An dieſem traurigen Orte hatte Jeder mit ſeinem eigenen Schickſale zu viel zu thun, um an den Andern viel denken zu können. Alle verſenkten ſich in ihre trüben Empfindungen, und ſie beſaßen nicht Herz und Geiſt genug, die Welt, welche ſich von ihnen wandte, zu verſpotten. — Ich war einmal mit einem Menſchen, leider muß ich ſagen, einem Deutſchen, der Mitglied oder Haupt einer Gaunerbande war, welche falſche Wechſel in die Welt ſchickte, in einem berüchtigten Bettlerkeller nach St. Giles hinunter. Mein Bekannter, der ſein Geſchäft im Großen trieb, ein Comptoir beſaß, Bedienten hatte, Reitpferd und Gig hielt, war einer der witzigſten und intereſſanteſten Menſchen, welche ich jemals kennen gelernt habe und er kannte London, wie ſeine Taſchen. In dieſem Keller, in welchen man nur mittelſt einer Leiter hinabſteigen konnte, wo man pränumerando ſeinen Schilling bezahlen mußte oder ſofort von zwei ſtämmigen Mägden und einer alten ſcheußlichen Hexe von Wirthin wieder hinausgeworfen wurde, ein Experiment welches wir des Scherzes halber zuerſt an uns vollziehen ließen, fand man ein vortreffliches Beefſtake, herrlichen Porter und eine ausgezeichnet fröhliche Geſellſchaft. Dieſe war zwar größtentheils ohne Hemden, denn Jedem wurde beim Eintritt daſſelbe abgefordert und er erhielt für den gezahlten Shilling neben dem Abendbrod die unentgeldliche Wäſche; allein der Glücklichſte hat oft kein Hemd, und dieſe luſtigen Gauner und Bettler, welche die Krücken wegwarfen, die Stelzfüße losſchnallten, die Lumpen

von den künſtlichen Geſchwulſten wickelten und ſich mit ihren Herzliebſten, zuweilen ganz artigen, ſchlanken Kindern, nach dem Takte einer alten Fiedel drehten, beſaßen ſo viel Laune, ſo viel Spottluſt und Weltverachtung, und wußten ſo viele drollige Streiche nnd Geſchichten, daß ich niemals bedauert habe, mich als ihr guter Kamerad betrachten und behandeln zu laſſen.

Das Elend dieſer zerlumpten Geſellen und das der Spanier, welch ein Unterſchied! Ein Menſch, der ſeiner Geburt nach den unterſten Ständen der Geſellſchaft angehört, empfindet ſelten einen Drang nach dem Beſſeren. Die Erziehung und deren ehrgeizige Hoffnungen ſind noch nicht zu ihm gedrungen; er hat nichts verloren, um das er trauern könnte; ſeine Hand iſt gegen Jedermann, wie Jedermanns Hand gegen ihn, und er hält Alles an ſich für ganz natürlich, ſowohl ſein Elend als ſeine mannigfache Liſt und Betrug gegen die geſetzliche Menſchheit, die ſeine geborenen Feinde und Widerſacher ſind. Bettler und Gauner impfen ihren Sprößlingen die Liebe und Luſt zu ihrer Unabhängigkeit ſchon mit der Geburt ein, und im Keller von St. Giles iſt es mir recht klar geworden, mit welcher moraliſchen Ueberzeugung Laſter und Verbrechen von ihnen geübt werden. Der größte und liſtigſte Betrüger iſt der größte Held, er empfängt die höchſte Achtung und Verehrung ſeiner Genoſſen, wie wir ſie dem Edelſten und Beſten zollen. Die Welt des Geſetzes und der Moral ſteht ſchroff und feindlich der Republik der Willkühr und der freien Talente gegenüber, aber in beiden kann man Berühmtheit und Unſterblichkeit gewinnen, und England hat, von Robin Hood herab, große Männer aufzuweiſen. — Die Gauner- und Bettlerbanden Londons in ihrer merkwürdigen Organiſation und Vollkommenheit ſind eines der wenigen poetiſchen Elemente des Landes.

Langsam ging ich mit dem Capitain. Ein stummes, ernstes Grüßen der Spanier, ein leises: buenas noches, señores! begleitete uns. Wir traten auf die Straße hinaus, als beim hellen Schein der Gasflamme ein kleiner alter Mann dicht an uns vorüber ging. Sein rothes Gesicht war mit Runzeln und Falten bedeckt, eine große Nase und scharf geschnittene kleine Augen gaben ihm ein widerliches, strenges Ansehn, schneeweißes Haar, welches dicht auf die schmale Stirn herabfiel, vermehrte die sonderbare Wildheit dieser grotesken Erscheinung. Er kam mir vor, wie der Greis aus Tausend und Eine Nacht, der sich mit seinen langen Armen und Beinen um den Nacken unbesorgter Wanderer klammert und sie als Reitpferd benutzt, bis sie zu Tode gehetzt sind. Als er dicht vor uns war, stolperte er, ich weiß nicht worüber, und fiel in die Arme des Capitains, aber ein Mensch, der auf eine Klapperschlange fällt, kann nicht mit größerem Ausdruck von Abscheu und Entsetzen zurückprallen, wie der Alte. Aus seinen kleinen Augen leuchtete ein unaussprechlicher Grimm, und seine zitternden Lippen murmelten ein hohles: maldecido! dann riß er den Hut aus meiner Hand, den ich aufgehoben hatte, und wandte sich rasch von uns ab.

Der Capitain war geisterbleich, er schien einen Augenblick dem Alten nachgehen und etwas sagen zu wollen, plötzlich aber eilte er eben so schnell zurück. Ich folgte ihm und faßte seine Hand. Er zitterte, kalter Schweiß bedeckte ihn, er war in unaussprechlicher Bewegung, einer Ohnmacht nahe. Langsam führte ich ihn die Straße hinunter, fragen mochte ich nicht, ich suchte ihn zu trösten, er lehnte sich schwer athmend an meine Schulter. Gute Nacht, leben Sie wohl! sagte er leise und tonlos, als wir Sharing-Cros erreichten.

Sie sind krank, Capitain, sagte ich theilnehmend, ich werde nicht von Ihnen gehen bis ich Sie sicher zu Hause weiß. Er

lehnte es nicht ab, ohne jedoch etwas zu erwiedern. Wir gingen Weſtminſterſtreet hinab. Der Abend war trüb und regnicht, der feuchte Nebel umhüllte die Gasflammen, und die dunklen gewaltigen Maſſen von Horſeguard und Sommerſethouſe.

Ja, kommen Sie, kommen Sie, ſagte er plötzlich mit leidenſchaftlicher Heftigkeit, ich habe den Muth nicht, allein vor ſie hin zu treten.

Wir bogen in Kingſtreet ein, dann durch eine Menge von Straßen und Gaſſen, und ſtanden endlich vor einem armen traurigen Häuschen, in einer finſteren, engen, mit Schmutz bedeckten Gaſſe, einer der vielen Sitze des Elends und der Armuth in dieſer unermeßlichen Stadt.

Als wir den Klopfer rührten, öffnete ein altes in ſchmutzige Lumpen gehülltes Weib und leuchtete dienſtfertig die gebrechliche Treppe hinauf. Wir traten in eine enge Vorflur, und mein Begleiter ergriff meine Hand. Hier wohne ich, ſagte er leiſe und drückte zitternd meine Hand, und wenn ich dieſe Thür öffne, ſo werden Sie mein ganzes gränzenloſes Unglück erkennen.

In dem Augenblick that ſich das Zimmer auf und eine junge bleiche Frau trat mit ängſtlicher Haſt heraus. Als ſie den Capitain erblickte, lief ein Lächeln der Freude durch die blaſſen Züge, ihre ſchlanke Geſtalt ſchien ſich zu vergrößern, ſie reichte ihm ſchnell beide Hände und zog ihn freundlich, ohne mich zu beachten, in das von einer kleinen Lampe erhellte, niedere, ärmliche Gemach.

Da biſt Du endlich, rief ſie, o! wie lange und ängſtlich habe ich Dich erwartet. Heilige Jungfrau! Ignaz, wie ſiehſt Du bleich und verſtört aus.

Hier iſt ein Fremder, ein Freund der mich begleitete, ſagte der Capitain. Sie wandte ſich gegen mich und machte mir eine tiefe Verbeugung, indem ſie die Arme über die Bruſt kreuzte. Der Lampenſchein traf ihr Geſicht, und gewiß war

es einst schön gewesen, ehe Gram und Krankheit ihre zerstörenden Spuren darauf drückten. Eine edle, hohe Stirn, an welcher dunkel glänzendes Haar herab sank, eine fein gebildete römische Nase, große schmachtende Augen und ein kleiner Mund voll weißer Zähne gaben noch Zeugniß davon, aber ihre jugendlichen Züge waren krankhaft bleich und welk; ein zehrendes Fieber schien in ihr zu wüthen und sie zu einem lebenden Scelett abgemagert zu haben, der Tod lauert unverkennbar mit gieriger Lust in den röthlichen Flecken auf ihren Wangen und sein Opfer konnte nicht lange mehr widerstreben.

Was macht Antonio, sagte der Capitain mit zitternder Stimme. Er schläft, versetzte sie, und wendete die Lampe nach einem Lager in der Ecke des Zimmers, auf welchem ein Kind in ruhigem Schlummer lag. Es war fast ganz in einer wollenen Decke gehüllt, nur das Köpfchen sah heraus, doch diesem waren die tiefsten Zeichen des Elends und Jammers aufgedrückt. Abgezehrt, mit blauen Lippen lag das arme kleine Geschöpf, das knochige Händchen geballt und in den Mund gepreßt, einer Leiche ähnlich da. Der Capitain beugte sich seufzend über den Kleinen, der kaum sechs oder sieben Monate alt war; und ich warf einen schnellen Blick über das armselige Gemach. Es war wenig zu bemerken darin. Ein alter Tisch, ein paar halb zerbrochene schwerfällige Stühle mit rohrgeflochtenen Lehnen, ein geborstener Spiegel, der ehemals Goldleisten hatte, und ein Bettgestell mit einer Matratze und Decke machten den ganzen Hausrath. An der Wand, die mit tiefen Rissen und Spalten durchfurcht war, hingen einige Kleidungsstücke und ein kleines Crucifix, aber Alles war rein und sorgsam geordnet, man sah, daß eine weibliche Hand hier waltete, die dem ärmsten Dinge den Anstrich der Sauberkeit zu geben verstand. Als mein Auge über den Tisch glitt, sah ich in einem irdenen Napfe einige Kartoffeln und ein Stück Brod liegen. Ein kummervolles Ahnen durchbebte mich, es waren die Reste unse-

res Frühſtücks von heut morgen, das Einzige was der Vater ſeiner hungernden Familie geben konnte. Bei dem Niederbeugen zu dem Lager des Kindes, huſtete die junge Frau hohl auf und drückte die Hand feſt auf die ſchmerzende Bruſt. Der Capitain richtete ſich empor und umfaßte ſie zärtlich. Arme Iſabella! ſagte er wehmüthig; ſie iſt krank, ſie kann das engliſche Klima nicht ertragen, ſie ſehnt ſich nach der Heimath und Gott wird ſie bald dahin führen. Die junge Frau hatte ihren Gatten lange und aufmerkſam betrachtet. Plötzlich faßte ſie mit krampfhafter Gewalt ſeine Hände. Du haſt ihn geſehen? ſagte ſie raſch.

Ich ſah ihn, verſetzte er leiſe.

Und was ſagte er? rief ſie haſtig.

Er ſtieß mich zurück, er nannte mich maldecido! rief der Capitain erſchüttert.

Sie legte beide Arme feſt um ſeine Bruſt. So haben wir Alles gethan, ſagte ſie zärtlich, o! mein armer Juan, Gott erbarme ſich unſer! — Sie wandte ſich gegen das Bett und ſetzte ſich erſchöpft an das Lager ihres Kindes.

Sie kennen jetzt meine Leiden, ſagte der Capitain zu mir, hören Sie in wenigen Worten, was Ihnen vielleicht noch dunkel ſein mag. Als ich von Bolivar, nach dem Siege von Calabeſa, mit einer Botſchaft nach Carraccas geſandt wurde, ward ich gefangen. Der wilde Gouverneur des Schloſſes ſprach meinen Tod aus, aber ſeine Tochter rettete mich. Ich entkam nach Spanien, zwei Jahre vergingen, der Krieg mit den Franzoſen ſetzte die Halbinſel in Flammen. In der Nähe von Granada überfiel eine zuchtloſe Bande der Feotas ein einſames Landhaus. Feuer und Mordgeſchrei zeigten mir und meinen Reitern den Weg, wir warfen uns unter den Mörderhaufen und ich befreite eine junge Dame: es war Iſabella, die Tochter des Gouverneurs von Caraccas. War es ein Wunder, daß unſere Leidenſchaft neu entbrannte, daß ſie mir folgte, daß ſie mein Weib ward? Ihr Vater war in Cadix

beim

beim Könige, als er es hörte, verfluchte er unſere Ehe und kein Bitten, kein Flehen, kein kindliches Wort erweichte den harten Mann. Ich ging nach Mexiko und mein Unſtern führte mich mit dem Bruder meiner Gattin zuſammen, der unverſöhnlich und grauſam, wie ſein Vater, dachte. Endlich trafen wir zuſammen, er zwang mir die Waffen auf, ſeine Kugel hat meinen Fuß für immer gelähmt, die meine durchbohrte eins der rachſüchtigſten Herzen.

Hier hielt der Capitain inne, und drückte in heftiger Bewegung meine Hand. Das Weitere brauche ich nicht zu erwähnen. Don Auguſtin iſt in London als Agent ſeines abſoluten Königs, er beſitzt Schätze und läßt ſein einziges Kind, ſeinen Enkel, den Hungertod ſterben. Jetzt wiſſen Sie Alles.

Eine Stunde der Prüfung ging vorüber, ich wandte jede Ueberredung der Freundſchaft an; allein die Hoffnungsſterne waren gänzlich für ſie erloſchen. Endlich ging ich, und legte leiſe meine kleine Baarſchaft in die Schale zu den Kartoffeln. Ich konnte nicht ſchlafen, tauſend Gedanken beſtürmten mich, eine angſtvolle Pein beklemmte meine Bruſt, die Geſtalten der Unglücklichen traten hell vor meine Seele. Mit dem frühen Morgen war ich auf, entſchloſſen zum Helfen, wie es ging, obgleich ich wenig zu bieten hatte. Ich theilte, was ich beſaß, und machte mich auf den Weg, bald ſprang ich die Treppen hinauf, die Thür war unverſchloſſen, aber das Zimmer leer. Ich fragte, Niemand wußte wohin die Bewohner waren, die alte Wirthin kam ſchimpfend und heulend um den den rückſtändigen Miethszins, und ich zahlte die wenigen Shillinge. Mehr als einmal noch bin ich nach dem kleinen Häuschen gewandert, doch die unglückliche Familie habe ich nie wiedergeſehen.

Legenden.

Nach dem Talmud.

Von

M. Veit.

„Kenntniß iſt Macht", ſo lautet ein berühmtes engliſches Kernwort. Kenntniß iſt Liebe, möchte ich hinzufügen. Was mir fernſteht, ohne mich zu berühren, iſt mir gleichgültig, was jedoch, obgleich es mir fernſteht, meine Bahnen kreuzt, iſt mir unbequem und gefahrdrohend; ich muß es haſſen, wenn ich mich nicht entſchließen kann, es in der Fülle ſeiner Eigenthümlichkeit zu erkennen und dieſe Erkenntniß iſt der Beginn der Liebe. Aber was dem Einzelnen ein raſcher Entſchluß, die Frucht eines redlichen und muthigen Willens iſt, das bedarf in dem Bildungsgang des Geſchlechts einer unendlichen Reihe von Anſtrengungen und Opfern: der fieberende Pulsſchlag des Menſchen, was vermag er gegen den jahrhundertweiſen Herzſchlag der Weltgeſchichte? Die Völker haben ſich daher nicht ſo ſchnell und muthig entſchloſſen, zu erkennen und zu lieben, als dies einzelnen, hochbegabten Menſchen zu allen Zeiten gelungen iſt. Am ſchwerſten aber hat jene Trägheit gegenſeitigen Erkennens auf den Juden, als einem fremdartigen Elemente der Europäiſchen Geſellſchaft, gelaſtet, das, durch kein natür-

sches Band der Verwandschaft, der Sprache, der Sitte, an die Nationen geknüpft, nur durch die Vermittlung geistiger Erkenntniß sich mit der umgebenden Welt assimiliren konnte. Und man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man behauptet, daß keine Leidenschaft, die jemals gegen Juden in die Schranken trat, weder Fanatismus, noch Habsucht und Neid, selbstständig genug war, um nicht aus dieser stets offnen Rüstkammer alles Hasses, aus der gänzlichen Unwissenheit über die Zustände und Meinungen der Juden, die kränkendsten Beweisgründe, ja, eine Art von Berechtigung zu schöpfen, die der Uebermacht niemals entstehen wird. „So dürfte gerade hier", wie ein eben so gelehrter als scharfblickender Schriftsteller neuerlich ausgesprochen hat, „das Heilungsgeschäft in Verscheuchung der Finsterniß bestehen, die Humanität unmittelbar in der Wissenschaft."

Es ist mit einem Worte nicht bloß die Gegenwart und die Zukunft der Juden, die der Staatsmann, es ist ihre Vergangenheit, die der Gelehrte zu emancipiren berufen ist. Man hat sich lang genug damit begnügt, einzelne Einwürfe und Anklagen zu widerlegen, die beschränkte Köpfe aus dem Aktenwust der rabbinischen Literatur zu unterstützen und als Brandmark der Gesammtheit des religiösen und bürgerlichen Lebens der Juden aufzudrücken beflissen waren: endlich ist man gewahr worden, daß solches Streiten nicht eine Handbreit feindlichen Terrains ersiegt, ja, daß es recht eigentlich dazu gemacht ist, auch den Vertheidiger von jedem allgemeinen Standpunkte abzulocken, und seinen Geist, eben so wie des Gegners, in der Enge unfruchtbarer Betrachtungen verkümmern zu lassen. Da war es hohe Zeit, daß die Gelehrsamkeit diesen nutzlosen Guerillaskrieg aufgab und mit gedrängten, mauerfesten Colonnen historischer Darstellung einen Massenkrieg begann, vor dem die feige Schaar kleinlicher Vorurtheile zerstieben mußte. Ueber ganze Seiten des jüdischen Alterthums verbreitete sich nun jenes helle und wohlthätige Licht der Geschichte,

in welchem ein Factum, eine Erſcheinung, nicht bloß als ſtarres, fremdes Geſpenſt, ſondern als eine flüſſige, lebensvolle Geſtalt ſich darſtellt, die ihre Wurzeln und ihre Verzweigungen in dem gemeinſamen Leben des Volkes, die ihren eigenen Bildungsgang, und eben darum eine Zukunft hat; nun erſt wagte man es, zur Ergründung des innern geſchichtlichen Zuſammenhanges vorzuſchreiten und ſomit an die edelſte Tugend des Zeitalters, den Glauben an die fortſchreitende Entwickelung der Menſchheit, zu appelliren. Dieſe glückliche Wendung iſt wohl nicht wenig durch den Umſtand gefördert worden, daß auch die Anklage der Gegner in dem Maaße dreiſter und allgemeiner wurde, als auch ſie von dem Einzelnen zu abſtrahiren anfing. Denn man ſchämte ſich endlich nicht mehr, offen mit der Sprache herauszugehen und den Juden ſeit Moſes alles Werden, mit einem Worte, alle Geſchichte abzuſprechen. Gegen ſolches Ignoriren einer mehrtauſendjährigen Bewegung der Geiſter giebt es denn freilich keine andre Abwehr, als die Schöpfung einer ganz neuen Literatur, welche die bisher verſchloſſnen Schätze jüdiſchen Rechtes, jüdiſcher Theologie, Philoſophie und Poeſie dem allgemeinen Bildungs- und Gedankencapitale zuführt, das unſrer Zeit überkommen, und das ſie, wohl angelegt und reichlich gefördert, der Nachwelt zu übergeben hat. Einzelne bedeutungsvolle Erſcheinungen haben auf dieſem Gebiete der Literatur bereits den Reigen eröffnet: und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die Ergebniſſe jener Forſchungen und ſo vieler andrer, die wir noch zu erwarten haben, innerhalb eines Jahrzehends bereits ſo gemeingültig geworden ſind, daß ſie in keinem Handbuche der Cultur und Literargeſchichte werden fehlen dürfen.

Durch die nachſtehend mitgetheilten Proben wollte ich die Aufmerkſamkeit einem Gegenſtand zuwenden, der für die poetiſche Seite des jüdiſchen Lebens nicht ohne Bedeutung iſt. Während nämlich der Reichthum ſinnvoller Mythen und Legen-

den von der intensiven Kraft des ſchauenden Geiſtes Zeugniß ablegt, die einem Volke inwohnt, ſo wird dies Zeugniß gerade hier um ſo wichtiger als gewiß nur Wenige eine ſolche Fülle naiven und poetiſch-ſinnlichen Lebens derjenigen Entwickelungsſtufe des Judenthums zugetraut haben, die uns im Talmud aufbewahrt worden iſt. Denn wenn es jüdiſche wie nichtjüdiſche Schriftſteller in Menge gegeben hat, die alle ſpätere Entfaltung des Lebens als Abfall von einem urſprünglichen Moſesthum, als Formelwuſt und Menſchenſatzung ſchlechthin verdammten, ſo konnte es nicht fehlen, daß auch der Midraſch, die talmudiſche Legende, als Aberglaube und Ammenmährchen gebrandmarkt wurde. Die höhere Gerechtigkeit, die man dem träumenden Volksgeiſt, der im Mythus ſeine innerſten Offenbarungen ergießt, heutzutage zu zollen gewohnt iſt, möge auch jenen halbverklungnen Sagen zu gute kommen, die noch überdieß ihrem Gehalte nach nicht an irgend eine fernliegende geſchichtliche Particularität, ſondern an jene Helden des alten Bundes anknüpfen, die in der geſammten heutigen Volksbildung als die Urformen menſchlicher Zuſtände ſich vorfinden. Ich möchte nämlich zunächſt diejenigen Legenden und mythiſch nationalen Vorſtellungen abſondern, die ſich auf das alte Teſtament beziehen, und man würde gewiß, wenn ſie vollſtändig vor uns lägen, einen Entſtehungsproceß zu beobachten die Freude haben, der in manchen Punkten an die Mythenbildung alter und neuer Völker erinnert, während er in andern ſeinen eigenen Geſetzen folgt. Die koloſſalen Geſtalten der Vorwelt, mit denen, wie mit ſeinen nächſten Verwandten und Freunden zu leben, jedem Einzelnen zum unabweislichen Bedürfniß geworden iſt, ſucht ſich der fromme, hingebungsvolle Sinn immer mehr zu nähern: die Lücken, die der Lapidarſtyl der heiligen Schriften übrig gelaſſen hat, fordern die Phantaſie auf, ſie mit lieblichen Bildern zu bevölkern, und die Gewohnheit, alle Handlungen des täglichen Lebens durch religiöſe Erinnerung zu weihen, knüpft jede

freudige Vorſtellung, jedes ſchmerzliche Gefühl, die durch das Herz des Volkes gezogen ſind, an Ausſprüche der Bibel an, und hält ſie in ſolchen Erinnerungszeichen für die kommenden Geſchlechter feſt. So rankt ſich der Epheu der Sage mild und weich um die Marmorbilder der heiligen Geſchichte, die in Geiſt und Gemüth eines neuen Geſchlechts neues Leben und neue Gegenwart gewinnen.

Ueber die Art, wie jene Legenden ſich uns erhalten haben, etwas irgend Erſchöpfendes beizubringen, iſt weder hier der Ort, noch iſt es überhaupt meines Amtes, da ich mich gern als Laie bekennen will. Nur Weniges ſei noch bemerkt. Der Talmud iſt, was nicht oft genug wiederholt werden kann, ein weiter Sprachſaal, in welchem ſich Gelehrſamkeit, Glaube, Weisheit, Witz und Scharfſinn des Zeitalters eben ſo treu ausprägen, wie ſeine Vorurtheile und ſeine Mängel: es wird daher eines poetiſchen Inſtinktes bedürfen, um aus der Maſſe von willkührlichen, oft abenteuerlichen Legenden, Wendungen und Deutungen, die faſt zu jedem Verſe der Bibel beigebracht werden, dasjenige herauszuerkennen, was aus einer Anſchauung und Geſinnung hervorgegangen iſt, die als die würdige Fortſetzerinn jenes in den heiligen Schriften webenden Geiſtes betrachtet werden darf, was daher nicht bloß ein glücklicher Einfall, ſondern wirklich von objektiver Bedeutung iſt. Die Verfahrungsweiſe, nach der das Gold aus dem Erze gefördert werden, möchte allerdings einer Rechtfertigung bedürfen: doch glaube ich mir dieſelbe um ſo eher erlaſſen zu können, als es hier nur darauf ankam, dieſe zerſtreuten Fragmente eines merkwürdigen, bis jetzt ſo wenig gekannten Sagenkreiſes einem größeren Publikum an's Herz zu legen. Und wenn auch die geringe Ausbeute, die ich jetzt ſchon vorlegen kann, in wiſſenſchaftlicher Beziehung nur von untergeordnetem Werthe iſt, ſo darf ich mich wohl auf das Recht der Poeſie berufen, die, ohne Rückſicht auf weitere Zuſammen-

hänge, auch den gefügigeren Moment, ſobald er in ſich ſelbſt geſchloſſen iſt, als ein Ganzes betrachten und darſtellen darf. Nur in Beziehung auf das Verhältniß, in dem die poetiſche Behandlung zu dem gegebnen Stoffe ſteht, muß ich die Verſicherung einer, wenn auch freilich durch poetiſche Licenz bedingten Treue hinzufügen. Wer jemals Aehnliches verſucht hat, wird mit richtigem Takte herausfühlen, daß hier die Aufgabe eben darin beſteht, dem poetiſchen Gedanken, der in dem Gegebnen treibt und keimt, einen Körper zu geben, ohne an Zufälliges und Aeußerliches ſich gebunden zu wähnen. In den epiſchen Gedichten habe ich zuweilen Wort für Wort dem Texte folgen können, während ich freilich in den lyriſchen Partieen mich freier bewegen, zerſtreute Vorſtellungen in einen Brennpunkt ſammeln, angedeutete weiter fortſpinnen zu dürfen glaubte.

Um endlich einen naheliegenden Beweis zu geben, daß der talmudiſche Midraſch nicht bloß, wie Einzelne meinen mögen, die Ausgeburt müßiger Köpfe ſei, will ich darauf hinweiſen, wie er zum Theil in die weiteren Kreiſe morgenländiſcher Fabelwelt übergegangen iſt. Die „Sagen und Kunden des Morgenlandes, aus arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Quellen geſammelt," die Joſeph v. Hammer unter den Namen „Roſenöl" herausgegeben hat, bieten in dieſer Hinſicht die intereſſanteſten Vergleichungspunkte und Unterſcheidungszeichen dar. In der Art, wie die talmudiſche Sage das Leben der Propheten und Patriarchen ausſpinnt, iſt die Pietät gegen dieſelben, die nahe Verwandſchaft und Familienähnlichkeit mit dem tiefen Ernſt, der Erhabenheit und Gottergebung der heiligen Schriften nicht zu verkennen, während in der orientaliſchen Sage mehr die Luſt am Erzählen, an der bunten Welt der Mährchen und Wunder hervortritt, die mit allen Tönen und Farben ſpielt und in allen Zungen des vielgeſtaltigen Lebens redet. Die Zerfloſſenheit und Bilderpracht der orientaliſchen Mährchenwelt, die in demſelben Athem Großartiges und Ge-

meines, Witz und Frivolität, ironische Weisheit und alberne Thorheit ineinandermischt, findet doch nicht so leicht den Weg zu unserm Herzen, als die größere Innerlichkeit, Haltung und Tiefe in jenen, die an eine Hinneigung zu occidentalischem Geiste mahnen. Die Legende: „Moses als Kind" stimmt im Wesentlichen mit der persischen Sage überein, und „Adler und Rabe" ist, um den Gegensatz zu veranschaulichen, ganz nach dem „Rosenoel' gearbeitet. —

An M. S . . . .

Die Folianten liegen aufgeſchlagen,
Und unter ihrer Bürde ſeufzt mein Pult,
Das nur Oktav mit ruhrender Geduld
Und einen Quartband ſelten wohl getragen.

Das ſind ſie nun, der Vorwelt heilge Sagen,
Darin verzeichnet ſteht der Väter Schuld,
Die Kraft des Worts, der Patriarchen Huld,
Um unſer Volk die nie verloſchnen Klagen.

Mir ſind ſie ſtumm. Du aber, kundger Freund,
Nimm deinen Moſesſtab zur Hand, und ſchlage
Aus dieſem Fels den Quell der alten Sage.

Ich harre durſtend, bis er mir erſcheint.
Mit hohlen Händen ſchöpf' ich dann die Strahlen,
— Die goldne Lebensfluth in irdne Schalen!

Hand und Wort.

Moſes 1. 27. 22.

Dies iſt das Erbtheil, das der ewge Hort
Auf Iſaaks Söhne erbte, fort und fort.
Dem Erſtgebornen theilt' er zu die Hand,
Doch ſeinem Liebling Iſrael das Wort.
Und wenn die Hand zu trotzender Gewaltthat
Sich kühn erheben und zu grauſem Mord,
Und wenn ſie längſt, die ſich ſo ſtolz vermeſſen,
Zertrümmert ſelbſt im Trummerſchutt verdorrt,
Dann tönt das Wort, dein Erbtheil, Iſrael,
Wohllautend noch durch alle Fernen fort.
— Ich ſteh' am Ufer und betrachte ſtill
Die Kreiſe mir im Wogenſtrudel dort;
So woat das Wort in leiſen Wellenkreiſen
Durch Zeit und Raum, bis her an dieſen Ort.
Bis an mein Herz iſt jenes Wort gedrungen,
Und leiſe angeklungen klingt es fort,
Und wird noch einmal wohl in meiner Bruſt
Und in des Volkes Bruſt zum Donnerwort,
Drin all' ſein Leben, das noch zuckt und pulſ't,
Zur Lohe aufſchlägt, meinem Volk ein Hort!

Moſes als Kind.

Ein ſchönes Kind war Moſes, ſtark und ſchön,
Wie man im Heidenlande nie geſehn.
Bathija ſelbſt, die edle Retterin,
Pflegte das Kind mit mütterlichem Sinn,
Denn ſeinen Geiſt hat Gott in ſie geſenkt
Und ihr Gemüth auf Iſrael gelenkt,
Daß ſie, gerührt von ſeiner herben Bürde,
Das ſtarke Werkzeug der Erlöſung würde.

Einſt wiegt' ihn Pharao auf ſeinen Knieen,
Wie ſeinen Enkel herzt und küßt er ihn;
Da ſpringt der Knabe plötzlich auf, er raubt
Die güldne Krone von des Königs Haupt,
Und rollt ſie, wie im Spiel, die Erd' entlang,
Daß all der Tand in tauſend Scherben ſprang.
Entſetzt erbleicht der König und berufen
Wird ſchnell der Staatsrath vor des Thrones Stufen.
Es nah'n die weiſen Dreie. Hiob kam
Und Jitro, Hand in Hand mit Bileam.
Der Lügenprieſter trat zuerſt hervor
Und ſprach in Böſem vor des Königs Ohr:
Der Mann, der greift nach meines Königs Krone,
Ihm werde Tod, zwiefacher Tod zum Lohne!
Und über Jitro kam der Geiſt des Herrn;
Er ſah des eignen Hauſes künft'gen Stern,
Den Stern des Volk's in dieſem Knaben hier
Und ſprach: Was hilf' es, großer König, dir,

Ein Kind zu tödten in der Flammengluth,
Das noch nicht sondert zwischen böſ' und gut?
Zum Zeugniß deß rief er der Dienerſchaar:
Zwei Räucherpfannen bringet eilends dar,
Mit Gold die eine bis zum Rand gefüllt,
Mit Kohlengluth die andre, Goldes Bild.
Und greift das Kind, mein König, nach dem Gold,
Sei ihm des Richters ſtrengſter Spruch gezollt,
Doch greift es nach den Kohlen, ſo iſt klar,
Es iſt des Urtheils, iſt der Strafe baar.
Bathſja jauchzt', als ſie dies Wort vernahm,
Doch gift'ge Blicke ſprühte Bileam.
Da brachten Zweie aus der Dienerſchaar
Die zween Räucherpfannen eilends dar,
Mit Gold die eine bis zum Rand gefüllt,
Mit Kohlengluth die andre, Goldes Bild;
Und beide ſtellten ſie vor Moſes hin.
Der güldne Schein verlockt des Kindes Sinn,
Doch ungeſehen ſtellt ſich ihm zur Seiten
Ein Engel Gottes, ſeine Wahl zu leiten.
Und wie er nun die Gluth der Kohlen ſchurt
Mit bloßer Hand, da bleibt ſie unberührt;
Er holt die glühendſte ſich aus dem Grund
Und ſteckt ſie lächelnd in den Mund.
So ward des Kindes Unſchuld ſonnenklar,
Daß er des Urtheils und der Strafe baar.
Doch von der Zeit, ſo ſpricht die heil'ge Kunde,
Ward ihm die Zunge ſchwer in ſeinem Munde.

Die Sendung Moſes.

Moſes 2. 3. 1.

Die Brüder ſeufzten unter hartem Joch,
Als in der Wüſte Moſes noch,
Ein Hirt, landflüchtig und gering,
Hinter der Erde Jitro's ging.
Einſt, als er ſeine Heerde überzählt,
Da hat ein Böcklein ihm gefehlt,
Und ſieh, recht aus dem dichteſten Haufen
Iſt es ihm keck davon gelaufen.
Er ruft ihm nach, es heim zu bringen,
Nicht Ruf, nicht Liſt will ihm gelingen;
Nun eilet er in jähem Zorn
Dem Flüchtling nach durch Buſch und Dorn.
So lief er, bis er nach Chiſſnach kam,
Wo er das Rauſchen eines Quell's vernahm.
Hier ſtand das Böcklein, müd' und matt,
Und trank ſich an der Quelle ſatt,
Und Moſes ſprach: Das hatt' ich nicht bedacht,
Daß dich der Durſt mir untreu hat gemacht!
Biſt wohl recht müde? Und bei dieſem Wort
Lud er es auf und trug es fort.
Da ſprach der Herr: Du ſchonſt der Heerde,
Die dir vertraut der Sohn der Erde;
So wahr du lebſt, auch meine Heerd' iſt dein,
Du ſollſt der Hüter meines Volkes ſein!

Moſes vor dem Dornbuſch.

Als Moſes vor den Dornbuſch trat,
War er ein Neuling im Prophetenthume.
Und ſchüchtern und mit ſchwankem Tritte naht
Zum erſtenmal er Gottes Heiligthume.

Da ſprach der Herr in ſeinem Herzen ſo:
Wie nehm' ich meinem Diener ſeine Scheue,
Daß er mir dient in Freundſchaft's Luſt und Treue,
Und werde ſeines Gottes froh?

Laß' ich in Donners Stimme mich vernehmen,
Iſt er verſchüchtert, wie ein blödes Kind,
Und tönt mein Wort ihm wie der Abendwind,
Wird er ſich nicht, der Neuling, mir bequemen.

Ich will mit ſeines Vaters Stimm' und Laute
Zu meinem Diener reden. Alſo that er.
Und Moſes rief: Was willſt du mir mein Vater?
Denn Vaters Stimm' erſcholl ihm, die vertraute.

Dein Vater nicht, doch deines Vaters Hort,
Der mit den Vätern ſeines Bundes ſprach.
Drum ſei nicht furchtſam, Moſes, und nicht zag,
Geh' und verkünde deines Gottes Wort.

Und freherſchrecken und vor Kraft durchglüht,
Trat Moſes vor den Mund des Heiligthumes,
Und trug fortan in fröhlichem Gemüth
Die heilge Bürde des Prophetenthumes.

Der Dornbuſch.

Du hochbegnadigter von allen Bäumen,
O niedrer Dorn, wie biſt Du zu beneiden,
Weil Gott der Herr vor allen dich erkoren,
In dein Gewand die Majeſtät zu kleiden,
Für alle Zeit und Ferne zu bezeugen,
Der Herr kann niegend von ſich ſelber ſcheiden.
Ein unantaſtbar Zeichen ſtehſt du da,
Den frommen Sinn an deinem Bild zu weiden.
So wie die Menſchen ſich für Haus und Garten
Aus deinem Stamm und Aſtwerk Zäune ſchneiden,
So iſt dein Volk ein Zaun der Welt geworden,
Den Glauben einzuzäunen vor den Heiden.
Und wie dein Holz ſich nicht in Gluth verzehrt,
Wird Iſrael in Knechtſchaft nicht verſcheiden.
O tritt dein Bild mir nur im Kampfe nah,
So ſpott' ich triumphirend meiner Leiden!

Die Lade Joſephs.

Auf ſchnöden Raub, auf Plündern und Gewinn
Stand allem Volk in Iſrael der Sinn,
Nur Moſes hat, mit frommem Thun beſchäftigt,
Im Stillen ſich zum nahen Zug gekräftigt.
Des Schwur's gedacht' er und mit tiefem Gram,
Den Joſeph einſt von ſeinen Brüdern nahm:
Wenn Gott der Herr euch aus dem Bann wird thun,
Laßt mein Gebein nicht hier im Lande ruhn!

Wo aber war die Stätte, wo der Sarg,
Der Joſephs Leiche ſeinem Volke barg?
Wie Sand der Wüſte friſche Spur verweht,
So hatte dumpfe Knechtſchaft abgemäht
Jedwedes Hälmchen der Erinnerung;
Nur für die Stunde lebte Alt und Jung.
So ſuchte Moſes lang auf irrem Pfad,
Bis er vor Serach, Aſchers Tochter, trat:
Wo iſt die Stätte, Serach, wo der Sarg,
Der Joſephs Leiche ſeinem Volke barg?
Da ſprach die Seherin, die troſtesreiche,
Die jugendſprühende, die altergleiche,
Die einſt vor Jacob ihre Harfe ſchlug,
Als er um Joſeph herbe Trauer trug,
Und viele Menſchenalter überdauert*),
Die ſie in Schmerz um Iſrael vertrauert,

*) Bezieht ſich auf eine frühere, noch ungedruckte Legende.

Sie gab ihm Kunde: . . . In metallnem Schrein
Verſchloſſen die Egypter ſein Gebein',
Und ſenkten ihn in Nilus Fluth hinein,
Daß ſeine Waſſer ſegenbringend ſei'n.
Und Moſes ging und kam zum Nil und ſprach,
Erſcheine, Joſeph, Joſeph, werde wach!
Die Zeit iſt kommen, die der Herr verſprochen,
Er hat die Feſſeln ſeinem Volk zerbrochen.
Willſt du hervorgehn aus der Fluthen Schooß?
Wo nicht, ſo ſind wir unſers Schwures los.
Und ſieh, ſogleich ſchwamm die metallne Lade,
Wie Kork behend, zu Moſes an's Geſtade.

* * *

Und Joſephs Lade zog vor allem Herr
Mit Gottes Lade vor dem Volk einher.
Wohl Mancher ſprach: Was ſoll uns dies bedeuten,
Daß dieſe beiden miteinander ſchreiten?
Soll dies die Lade des Lebend'gen ſein,
Was hat er mit dem Todten denn gemein?
Doch Moſes ſprach mit Zürnen: Dieſer that,
Was Gott in jener euch geboten hat.

Die Gesetzgebung auf Sinai.

Sonst war dem Ewigen der Himmelreigen,
Die Erde war dem Sterblichen zu eigen.
Doch als der Herr die Thora künden wollte,
Da sprach er: Hohes soll herniedersteigen
Zum Niedrigen, und Niedres sich erheben.
Und auf den Erdkreis sank ein tiefes Schweigen,
Weil Gott der Herr das Wort des Lebens sprach.
Das Meer vergaß, in Zinthen anzufeigen,
Es zwitscherte kein Vogel, nichts Beschwingtes
Regt sich im Aether, seiner Größe Zeugen,
Den Engeln starb das „Heilig!" auf der Zunge,
Sie hörten auf, sich vor dem Herrn zu neigen. —
Und wie das Manna Jedem mundrecht war
Und wohlthat, seine Wunderkraft zu zeigen,
Wie Brod dem Mann, dem Greis wie Honigwaben,
Wie Muttermilch dem Säugling ward zu eigen;
So mochte Gottes Wort vom Sinai
Sich Jedlichem nach seiner Kraft erzeigen,
Und jedes Volk vernahm in seiner Sprache
Den Gottesbund in feierlichem Schweigen,
Das Wort, das Er von Bergeshöhen sprach:
Ich bin dein Gott und du bist mir zu eigen!

Adler und Rabe.

Als David nun bei ſeinen Vätern war,
Rief Salomon der edeln Vogelſchaar,
Den Adlern, Condors und den Lämmergeiern,
Ein nie geſeh'nes Todtenfeſt zu feiern.
Der Tag war heiß. Sie trugen ihn zur Gruft.
Da rauſcht ein Adlerfittig durch die Luft,
Der Condor kam aus kühlem Felſenhaus
Und ſpannte ſchirmend ſeinen Fittig aus.
So unter'm Schatten der gewalt'gen Schwingen
Konnt' ihn das Volk zur ew'gen Ruhſtatt bringen.

Das ſchaute droben aus dem Nachtgewölk
Mit gift'gem Neid gemeines Raubgevölk.
Die niedern Geier und die Raben ſahn
Den Leichenzug des heil'gen Harfners nahn.
Sie hörten, wie der Menſchen lauter Dank
Sich aufwärts zu den edeln Vögeln ſchwang,
Da krächzten ſie: — O köſtlicher Triumph,
Auch wir begraben einen todten Rumpf!

So fliegt von dannen der ganze Hauf
Und rafft vom Anger einen Leichnam auf,
In den ſie die Krallen und Schnäbel ſchlagen,
Ihn, wie die Adler, davonzutragen.
Kaum ſind ſie oben in den Lüften,
So muß der Teufel Unheil ſtiften,
Weil ſie mit eins die Schnäbel wetzen,
Den edlen Leichnam zu zerfetzen.

Und wie er zur Erde gefallen war,
Da ſchießt hernieder die tolle Schaar,
Und fällt den armen, todten Mann
Mit ſolchem blinden Wüthen an,
Daß ſie bei einem Haar indeſſen
Sich untereinander aufgefreſſen.

Des Knaben Liebe und Misgeſchick.

Novelle

von

E. Willkomm.

I.

Ein warmer Juliabend ging zu Ende und tauchte die Gegend in die bunte Farbenpracht ſeiner lebhaften Tinten. Der Himmel war nur leicht von flaumigen Wolken umſäumt, die ſich in der obern Luft wie coloſſale Schmetterlinge mit purpurnen Schwingen leis bewegten. Auf den Feldern waren die Landleute beſchäftigt, Heerden weideten an den Abhängen der Hügel und zwiſchen dem grünen Laubholz, der Geſang der Hirten wetteiferte mit den ſchmetternden Tönen einer Lerche, die unſichtbar dem Auge in den blauen Kelch des Himmels, der über die Erde herabhing, immer tiefer emporſtieg.

Aus einem Fenſter des Schulhauſes zu Harrow ſah mismüthig dieſem ſanften Ableben des Tages, das dem ſüßen Schwärmen glich, welches dem Einſchlummern vorherzugehen pflegt, ein Knabe zu, deſſen Gedanken auf ganz andere Dinge gerichtet ſein ſollten. Er ſaß am Schreibpulte, vor ihm lagen griechiſche Wörterbücher und Grammatiken aufgeſchlagen, deren

weiße Ränder mit Figuren, Bäumen und anderen unnöthigen Fratzen bekritzelt waren. Die zusammengezogenen Augenbrauen, das häufige Stirnrunzeln und oft wiederholte Stampfen des Fußes verriethen deutlich die wachsende Ungeduld, die ihn beherrschte. Seine kleine weiße Hand grub sich tief ein in die weiche Fülle der schwarzbraunen Locken, die sich anmuthig an Stirn und Schläfe schmiegten. Er kaute die Feder, schrieb einige Worte, strich sie wieder aus und begann von neuem die Lexika zu wälzen und zu schreiben. Ein dumpfer Ausruf der Ungeduld, verbunden mit einem heftigeren Aufstampfen, machte einen zweiten, dem Ansehen nach älteren, Knaben auf seinen jüngeren Gefährten aufmerksam.

Plagt dich eine Bremse, Gordon? redete dieser den Ungeduldigen an.

Die würde ich todtschlagen, versetzte der Gefragte, hier aber habe ich es mit einem Ungeziefer zu thun, das unsterblich ist.

Ich sehe und höre doch nichts.

Desto mehr fühle und empfinde ich es in allen fünf Sinnen, fuhr der ungeduldige Knabe fort. Diese griechischen Accente, Längen und Kürzen, und wie das Zeug alles heißt, machen mich noch toll. Es ist ein jämmerlich Leben auf dieser Schule. Da hast du den ganzen Plunder, mache damit, was dir beliebt. Es ist ein schön Stück Arbeit, ich versichere dich, und mit einer Hand geschrieben, die ihres Gleichen sucht.

Der Knabe war aufgestanden und hatte die Schreibereien im Zorn zu Boden geworfen. Nach einem anderen aufgeschlagenen Buche langend trat er an's offene Fenster und begann zu lesen.

Du wirst im Leben keinen guten Vers machen, Gordon, sprach sein Stubengenosse, wenn du immer so ungestüm bleibst. Er hob die Arbeit auf und las das Geschriebene.

Georg, Georg! rief Gordon, sage mir nur, von wem du

ſtammſt! Deine ewige Gelaſſenheit könnte mich raſend machen. Ich fühle mich einen Engländer von Geburt und einen Schotten von Erziehung, und ich meine, es gehört zu Beider Religion, daß ſie ſich nicht lange quälen laſſen. Du aber biſt ſtill und gelaſſen wie ein Holländer.

Wenn du's zufrieden biſt, will ich die Verſe machen, ſprach der mit dem Namen Georg angeredete Knabe. Es wird nicht gar lange dauern, und mir iſt es ein Vergnügen.

Ich verſpreche dir, Georg, daß ich alle Prügeleien für dich auf mich nehmen und deine Streitigkeiten, deren es leider nicht viele giebt, ausfechten will! rief haſtig Gordon und ſchlug das Buch zu. Es wäre mir ohnehin unmöglich, mich jetzt mit dieſem griechiſchen Kauderwälſch herumzuplagen. Hörſt du die Abendglocke? Wir haben heut das letzte Ballſpiel, übermorgen beginnen die Ferien, und ich muß zuvor nothwendigerweiſe noch einige alte Streitigkeiten mit meinen Fäuſten ſchlichten.

Wirklich klang der Schall der Feierglocke vom Thurme herüber, auf den Gängen entſtand zu gleicher Zeit ein heftiges Hin- und Herlaufen, Stimmen wurden laut, Gelächter erſcholl von allen Seiten. Ein ganzer Troß blühend ausſehender Knaben in kurzen, eng anſchließenden Jacken und weiten Pantalons, meiſt ohne Mützen, ſtürzte ſich in den Schulhof hinab und warf in wenig Sekunden ein Dutzend Federbälle kreuz und quer einander zu. Da ſiehſt du! ſprach Gordon zu ſeinem ruhigeren Gefährten. Wem bei einem ſolchen Anblicke nicht das Herz im Leibe lacht, iſt kein Menſch, wenigſtens kein Engliſcher. Und nun noch dieſer köſtliche Abend, der ſo lind und warm ſich um Thal und Hügel legt — hole der Henker alle Gelehrſamkeit, mir jucken die Fäuſte!

Es hatte nicht der Aufforderung bedurft, die in dieſem Augenblick an den vor Begierde nach körperlicher Bewegung

Zitternden von einer anderen Seite erging, um ihn hinauszulocken unter die jubelnden Genossen. Die Thür ward nämlich ungestüm aufgerissen, fünf bis sechs heitre Knabengesichter sahen herein und riefen abwechselnd: Heraus, Gordon! Rainsford will Dich kloyfen und Morgan Dein Gesicht frottiren. — Ein wenig Pfeffer kann Dir nichts schaden, meint Rice. Jocelyn will Dir die schottische Zunge lösen. —

Ich komme! unterbrach Gordon die Herausforderer, indem auf seinem blassen Gesicht die Freude unverkennbarer Kampflust aufleuchtete. Sinclair, wandte er sich zu seinem Stubengenossen, du hast Vollmacht, mit meinen griechischen Versen nach Willkür zu verfahren; und hier meine Hand darauf, du kriegst so viele Prügel, als Worte in dem Specimen sind, wenn du mich im Stiche läßt! Den Rainsford und Long aber will ich schon durchwalken für dich. Credo Byron!

Ohne eine Antwort abzuwarten, folgte er seinen vorangeeilten Genossen, indem er den weißen Hemdkragen, der den schön geformten Nacken lose und leicht umschloß, nachlässig zurecht zupfte. Auf dem Hofe erwarteten ihn bereits seine Gegner. Sie beeilten sich, ihn alle zugleich anzugreifen; Halt! rief er ihnen zu, gleiches Spiel! Mann gegen Mann! Das ist Regel gewesen, so lange Kampfgesetze bestehen. Komm her, fuhr er fort, und warf sich in Boxerstellung, komm, Rainsford. Ich bemerke mit Theilnahme, daß es dir an Wachsthum fehlt, deine Säfte stocken, sie müssen in Umlauf gebracht werden. Komm, ich will dich einreiben und dir ein buntfarbiges Kleid anmessen! — Schnell waren die Knaben an einander, Rainsford zog sich nach einigen Gängen mit geschwollenem Auge zurück.

Das wird dir gut thun, rief ihm Gordon nach. Du fängst an zu blühen, und wenn du erst in die fruchttragende Zeit übergehst, da wirst du dich wundern, daß so treffliches

Werkſtake auf deinem eigenen Leibe wächſt. 'S iſt ein ſelten Gewächs an einem Körper, der ſich auf ſeine menſchliche Geſtalt ſo viel einbildet.

Morgan's Fauſtſchlag unterbrach den übermüthig Höhnenden. Hier iſt ſchottiſcher Schnupftabak, rief der neue Gegner ihm zu. Ich glaube, es ſind an die acht Jahre vergangen, daß deine baroniſirte Naſe das edle Gewächs nicht mehr gerochen hat. Es iſt der vortrefflichſte Diſtelſame, den es giebt, ergötze dich dran!

Auch dieſer Streit ward ausgefochten und Gorden, deſſen gedrungener Körper ihm bei den Vorerübungen ſehr zu ſtatten kam, von allen Seiten als Sieger begrüßt. Eben wollte er einen Dritten züchtigen, als eine kläaliche Stimme aus einem abgelegenen Winkel des Hofes ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte. Wart', Nice, ſagte er, ich bin gleich bereit, dich vor der Waſſerſucht bewahren zu helfen. Das iſt Harneſt, der ſo klagend wimmert. Es muß ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen ſein und ich habe einen Contract mit ihm geſchloſſen, jeden, der ihm zu nahe thut, abzuprügeln. Ich glaube faſt, jetzt eben wird's ſo ein Geſchäft für mich geben.

In ſchnellem Sprunge eilte er der Gegend zu, aus dem die Stimme wehklagte. Mehrere andere Knaben folgten ihm, waren aber nicht wenig erſtaunt, den immer Kampfbereiten plötzlich am ganzen Körper zittern zu ſehen, als er einen der älteren Schüler, der ihm an Kraft weit überlegen war, den ſchwächlichen Harneſt auf eine grauſame Weiſe mißhandeln ſah. Der boshafte Henker ertheilte nämlich dem innern fleiſchigen Arme des ſchutzloſen Knaben heftige Schläge, indem er durch gewaltſame Verdrehung des mißhandelten Theiles den Schmerz noch empfindlich zu ſteigern ſuchte. Sobald ſich Gorden von der erſten Ueberraſchung, in die ihn eine ſo tief verabſcheute Handlung verſetzen mußte, wieder erholt hatte, näherte er ſich dem lächelnden Prügelknecht und fragte mit einer Stimme,

die von innerem Unwillen und tiefster Verachtung zitterte: Willst du wohl so gefällig sein, Edward, und mir sagen, wie viele Schläge du dem kränklichen Harnisch zu geben gesonnen bist?

Was geht das dich an, lahmer Schlingel? antwortete der muthwillige Henker, ohne sich stören zu lassen.

Weil — weil ich, stotterte Byron und streckte seinen entblößten Arm aus, mir die Hälfte davon ganz ergebenst ausbitten wollte.

Die klangvolle Stimme, in deren zitterndem Tone die reinste, tief entrüstete Unschuld weinte, und die heldenmüthige Festigkeit, die aus dem zornigen, aber doch vergebenden Auge leuchtete, entwaffneten den Verhaften. Mit brennender Schamröthe übergossen, wandte er sich ab und schlich wie ein Sünder, zusammenbrechend unter der Last des eignen strafenden Bewußtseins, schweigend durch den Kreis der herangetretenen Genossen. Gordon, der, heftig in all seinen Empfindungen, den Grimm der beleidigten Seele mannhaftsam über den ausgoß, der ihm an sein Heiligthum mit frevelnder Hand gerührt hatte, aber auch eben so geneigt war, nach wenig Augenblicken dem Beleidiger wieder zu vergeben, ließ ihn ungehindert gehen, schloß seinen jungen Freund in die Arme und küßte die rothe, geschlagene Stelle. Alle Uebrigen standen sprachlos; die Kampflust hatte sich plötzlich verloren, das Spiel ward für beendigt angesehen. Es war, als ob Alle in verschwiegener Seele fühlten, daß nach einer Handlung von so unverkennbarem Edelmuth und so seltener Hochherzigkeit der Gesinnung jede scherzhafte Balgerei entwürdigend erscheinen müsse. Nur Einer aus dem stummen Kreise, der in früheren Jahren mit Gordon die Schulanstalt zu Dulwich-Grove besucht hatte, vermochte nicht, seine tiefe Theilnahme ganz lautlos zu unterdrücken. Er wandte sich zu den Umstehenden und sprach:

Ein närrischer Kauz bleibt der Gordon doch sein Lebe-

lang! Aber so war er schon in seinem neunten Jahre. Was meint ihr wohl, daß er that, als er Lord geworden war, und sein Name zum ersten Male in der Schule mit dem Titel: dominus aufgerufen ward?

Nun was wird er da viel gethan haben, als geantwortet: Hier ist der Lord. Denn das sieht ihm ganz ähnlich!

Nein, erwiederte Byron, der die Bemerkung gehört hatte, ich meinte.

Du meintest? wiederholte der Vorige, das muß wahr sein, da glaube ich in der That, du bist der Erste gewesen, der über eine geerbte Lordschaft gelernt hat.

O, das war noch nicht Alles, fuhr der Erste fort. Er drehte sich auch noch um und fragte mich: Willy, hab' ich mich denn verändert?

Gordon's Wimper zitterte, sein Auge schwamm, als unterdrücke es gewaltsam eine Thräne. Einige von den Schulgenossen konnten sich eines Lächelns nicht enthalten, der Blick Anderer ruhte mit unverhandener Ehrfurcht auf dem ruhigen Gesicht Byrons, das nur in dem kaum merklichen Vibriren einiger Muskeln von der heftigen innern Bewegung Zeugniß gab. Allein auch diese Erregung ward schnell durch die vorherrschende Lebensheiterkeit in des Knaben noch unverderbtem Gemüthe erdrückt, und ohne ferner des Geschehenen zu gedenken, sprang er mit einer an das Wunderbare gränzenden Beweglichkeit des Geistes auf scheinbar völlig Fernliegendes über.

Wildman, redete er einen der Umstehenden an, daß du nicht heut den Lord Delaware auf die Strafliste setzest?

Gewiß. Heut Abend werd' ich sie dem Doctor Drury einreichen.

Ich bitte dich, laß ihm nichts zu Leide thun.

Und warum nicht, Gordon?

Wahrhaftig, ich weiß es nicht, aber er ist der Bruder eines Pairs. Bitte, thu' ihm nichts!

Der seltsame Knabe ließ seinen Mitschülern nicht Zeit, über diese abermalige Wunderlichkeit ihre spitzigen Bemerkungen zu machen. Eine so eigenthümliche Mischung von natürlichem Edelmuth, unbegrenzter Freiheitsliebe und aristokratischem Stolze, die es selbst nicht dulden wollte, daß für strafwürdige Vergehen einen von Geburt höher als Andere Gestellten die verdiente Strafe ereile, war zu neu und ihren eigenen Gefühlen zu fremd, um sie begreiflich zu finden. Lautes Gelächter verfolgte den Forteilenden, dem es Vergnügen machte, mit katzenartiger Geschicklichkeit die Mauer zu erklettern und auf der Außenseite an einem Baume auf den Fußsteig hinabzugleiten, ungeachtet der offene Weg durch das Thor ihn früher an Ort und Stelle gebracht haben würde.

Ein schmaler Pfad führte nach einem der Hügel, an dessen bewaldeten Abhängen sich Harrow hinzieht, nach dem nahe gelegenen Kirchhofe. Hohe, dunkle Eichen und schlanke Ulmen beschatteten den Frieden der Todten, deren Ruhestätten mit weißgetünchten Leichensteinen bezeichnet waren. Zierliche Stakkete umgaben die Grabstätten als stumme Mahner für frivole Hände, die so gern bereit sind, den einfachen Schmuck der Gräber zu zerstören, womit fromme Sitte und ein schöner Zug des Herzens die Verstorbenen selbst noch im Tode zu ehren und zu pflegen suchen. — Auf dem höchsten Punkte des Kirchhofes zu Harrow zeichnen sich zwei Grabmonumente vor den übrigen mehr durch Einfachheit als durch pomphafte Ueberladung aus, noch mehr aber durch ihre erhabene Lage, die dem naturbefreundeten Auge einen weiten Blick in die nahe und ferne Gegend gestattet. Ueber eins dieser Gräber wankten die Schatten einer alten Ulme, die unfern desselben ihre weite Blätterkrone wie einen grünen Baldachin ausbreitete, der aus dem tiefen Azurblau des Himmels lind säuselnd herabfiel.

Es war schon ziemlich spät am Abend, die Sonne sank langsam am Horizonte nieder und malte in verworrenen gi-

gantiſchen Schatten die Umriſſe hervorſpringender Gegenſtände auf den duftigen Raſen. Leichte weiße Wölkchen umflatterten wie ſchwärmende Motten den feurigen Ball, im Oſten ſtand ein Gewitter und regnete gegen das Meer hin aus, während der farbenſprühende Flammenterſo eines Regenbogens langſam in ſich ſelbſt zuſammenſtürzte.

Ein tiefer Frieden zitterte über der Gegend. Die Hügel ſchwammen mit den lebenden Blätterkronen im Golddunſt der Abendröthe, der Wieſengrund dampfte und hing durchſichtige Dünſte an die Wipfel der Bäume. Von den Triften kehrten läutende Heerden zurück, die Schalmei tönte dazwiſchen, einfache Balladengeſänge der Hirten begleitend. In weiterer Ferne glänzte der bewegliche Silberſpiegel der Themſe, die ihre Fluthen der Hauptſtadt entgegenrollt, durch das Laub der Buchen. Ein buntes Gewühl bewimpelter Barken und ſchwer befrachteter Schiffe bedeckte den Strom, heitere Schifferlieder klangen herüber, abgeriſſene Töne einer ſchwermüthigen Barcarole verhallten ſeufzend im Abendwinde. Noch weiter ins Land hinein ſchimmerten düſter auf einer Seite die alterthümlichen Zinnen von Windſor, während die ſchwere undurchdringlich dichte Rauch- und Nebelwolke auf der andern die Nähe der ungeheuren Hauptſtadt verrieth. Wie der unheildrohende Rieſenſchatten einer Civiliſation, die ſich ſelbſt untergraben hat, ſtand die wüſte Dunſtmaſſe über dem brauſenden Lebensgewühl des weltgeizigen London.

Die Sonne ſank tiefer, die Schatten verſchwammen, im Thale lag bereits dämmernde Nacht. Da ſchritt mit leiſem Fuß der Knabe den Fußſteig herauf und überhupfte die grünen blühenden Grabhügel. Bei ſeinem langſamen Gange konnte man ein unbedeutendes Hinken bemerken, das ihm von Jugend auf viele Bewegung zu Fuße ſchwer gemacht hatte und ihn bei einem unverkennbaren Hange zur Eitelkeit manche bittere Stunde bereitete. Die ſchwarzbraunen Locken flogen in

üppiger Fülle um die freie Stirn. Der offene Hemdkragen, durch die Rauferei in nachläſſige Unordnung gebracht, kleidete die nicht ſehr anſehnliche, aber gedrungene Geſtalt ungemein vortheilhaft. Er unterhielt ſich damit, ſein zuſammengeballtes Taſchentuch in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen.

Es lag eine ſo träumeriſche, tiefſinnige Unſchuld in dem heitern Auge Gordons, daß es ſchwer war, den Blick von dieſem hellen Glanz unentweihter Seelenreinheit abzuwenden, und das griechiſch-ſchöne Oval ſeines jugendlichen Hauptes ſtand in einem ſo glücklichen Einklange mit dieſer kryſtallenen Helle des Auges, daß er als das Muſter eines ſchönen Knaben hätte gelten können, wäre nicht zugleich auch eine verſteckte, noch ungebrochene Wildheit zuweilen in den ſchönen Zügen ſichtbar geworden. Dieſe ſtrich, wie plötzlich entſtehende Windſtöße, über die ruhige Marmorfläche des Geſichts und glich den Schatten aufzuckender Leidenſchaften, die, von Träumen geweckt, tief im Herzen zuſammenſchrecken und mit ihrem grellen Flammenblicke in die friedliche Welt ſeines Gemüthes hineinfahen.

Der Knabe ſetzte ſich auf das Grabmal unter der Ulme, tauchte wie ein lauſchendes Fernrohr ſein Auge in die brennende Welle des Abendrothes und ſchrieb dabei in unbewußtem Spiele mit einer Bleifeder auf dem weißen Grabſteine Charaktere, Worte und ganze Sätze. Ein Freudenglanz keuſcher Begeiſterung glomm auf in dem Auge wie ein heller Stern und erloſch erſt, als die Stimme Sinclairs ſeinen Namen rief. Sogleich waren die Bilder zerronnen, die in ſeiner Seele aufgeſtiegen ſein mochten, er ſprang auf, eilte dem Freunde entgegen und ſprach: Biſt Du fertig, Georg? Ich hätte wahrhaftig keine Zeit mehr, die widerwärtige Arbeit zuſammenzuſchmieren.

Ich habe Dich der Mühe überhoben, verſetzte mit wohlgefälligem Lächeln der ſtets ruhige Sinclair. Es bedarf nur noch Deiner Abſchrift.

Nun, die soll unserem vortrefflichen Doctor nicht entzogen werden. Meine ganze Virtuosität in der Schlechtschreibekunst steht ihm zu Gebote. Er soll froh sein, wenn ihm das Gekritzel aus den Augen kömmt. — Für Deine Mühe, du gelehrtes Ungeheuer, will ich deinen Feinden ellenlange Esel bohren, nur muß ich dich bitten, den Contract nicht zu brechen, sonst könnte es sich ereignen, daß du unter meinen Händen in eine zweite Haut führest, die, wie Manche behaupten, dem Körper nicht immer ganz bequem ist. —

Sinclair mußte lachen. Unterdeß war die Dämmerung völlig hereingebrochen, die Freunde gingen Arm in Arm nach der Schule zurück und verlebten in Gesellschaft noch einiger Kameraden, unter denen sich der gerettete Harneff und der kleine Wingfield besonders eng an Gordon anschlossen, den Abend auf dem Zimmer des Letzteren, der sie mit Vorlesen aus einer Reise nach Griechenland unterhielt, dessen Volk und Geschichte er mehr liebte, als seine Sprache, namentlich, wenn er sie in die metrische Zwangsjacke einengen sollte.

2.

Zwei Tage später reiste Byron nach Nottingham ab. Der Bequemlichkeit wegen hatte er die Mail bestiegen und ließ sich sein Pferd von dem Diener nachreiten. Auf der Außenseite des Wagens sitzend, zog die Gegend in erfreuenden Bildern an ihm vorüber. Ein heiterer Himmel, wie er in England selten ist, begünstigte die Reise, nahe und ferne Gegenstände zeigten sich in der wechselnden Tintenpracht des Sommers und erhoben die Stimmung des Knaben.

Es war schon Abend geworden, als sich in weiter Ferne die Gebirgszüge des nördlichen Derbyshire zeigten, über welche die schmale Sichel des Mondes glänzend heraufstieg. An der mit dichten, grünenden Laubhecken eingefaßten Landstraße hin

zog sich ein dunkler Waldsaum, oft von wogenden Saatfeldern und grünen Wiesen gelichtet. Weiße, zierliche Meiereien leuchteten hell aus den dunklen Baumschatten hervor und gaben der Landschaft ein fröhliches Ansehen. Byron wandte sich an den Wagenführer. Was ist das für ein Wald? fragte er, auf die düstern Massen deutend, die immer näher herantraten und ihre Schatten schon in den hellen Glanz des Mondes herüberwiegten, der still und feierlich auf den Matten lag.

Der Sherwood-Wald, Sir, erwiederte mit englischem Lakonismus der Gefragte, den kleinen Finger nach der angedeuteten Gegend ausstreckend, an der die Pferde in Sturmeseile vorüberbrausten. Die Brust des jungen Reisenden hob sich unter süßen Erinnerungen, sein Herz klopfte lauter. Es war die Gegend, wo seine Ahnen im Schatten des Friedens die glänzenderen Tage des Ruhms genossen hatten. Schärfer suchte jetzt sein Blick in dem Düster des immer näher heranrückenden Waldes. Leichte Höhenzüge lehnten sich an die schwarze Baumwand, mit hellem Laubholz bewachsen, zwischen dem hin und wieder noch lichteres Wiesengrün hervorblickte. Das spärliche Licht des ersten Mondviertels erleuchtete einen schönen Thalgrund, in dem die Betriebsamkeit ein friedliches Dörfchen erbaut hatte. Tief im Hintergrunde schlossen die Berge in kahlen Höhen, ein düsteres Gebäude mit hohen Zinnen blickte in schattigen Umrissen durch die ungewisse Dämmerungshelle.

Was für ein Gebäude? fragte Byron abermals den Wegführer.

Newstead-Abbey, Sir, antwortete dieser auf dieselbe lakonische Weise, die nämliche Fingerbewegung wiederholend.

Byron hatte kaum noch Zeit, einen tief fragenden Blick nach dem Zufluchtsort zu werfen, der jetzt sein Eigenthum geworden war. Seit fünf Jahren hatte er die Abtei nicht mehr gesehen, die wie der Schlagschatten einer lautlosen Vergangenheit

heit in den Rahmen ſeines Geſichtskreiſes trat und ihn ſtumm mahnend anſah. Schneller flogen die Roſſe dahin, die Schatten des Waldes mit all ſeinen trüben und heitern Sagen verſanken am Horizont, während im Dämmerſchein der weichen Mondnacht die Thürme von Nettingham auftauchten. Bald hatte die Mail dieſe geräuſchvolle Stadt erreicht und Byron beeilte ſich, die Wohnung ſeiner Mutter aufzuſuchen, auf deren Wunſch er Harrow verlaſſen hatte, um die Ferienzeit bei ihr zu verleben.

Eine längere Abweſenheit hatte manche zartere Bande, womit Kinder und Aeltern verknüpft ſind, feſter geſchlungen, und die Sehnſucht, ſeine Mutter wieder zu ſehen, klopfte mit heftigerem Ungeſtüm an ſein Herz. Zwar hatte ein früheres Zuſammenleben und die ſtete Aufſicht, die ſeine Mutter über ihn geführt, eine tiefere Liebe zu ihr nicht begründen können, da es Miſtreß Byron zu ſehr an jener liebevollen Beſonnenheit fehlte, die dem Kinde gegenüber erforderlich iſt, ſollen Liebe und Achtung wechſelſeitig dem Herzen entkeimen. Der frühe, unſelige Streit der Mutter mit dem zügelloſen Vater hatten Bilder in die Seele des Knaben eingegraben, die auch das ereignißreichſte Leben nur ſelten zu verdunkeln im Stande iſt. Die Mutter verſäumte nie, mit der ganzen Heftigkeit ihres ſchottiſchen Naturells den flüchtig gewordenen Vater im Beiſein des Knaben zu ſchmähen, um kurz darauf wieder ihre Neigung in ſo lauten Gefühlsergießungen an den Tag zu legen, daß ſelbſt ein blödes Auge das Charakterloſe in ſolchem Benehmen ſchnell erkennen mußte. Die Schwächen der Mutter benutzend, folgte der Knabe dem Inſtinct ſeiner überlegenen Natur, und mißbrauchte aus launigem Uebermuth eben ſo ſehr ihre Liebe, wie ihre Leidenſchaftlichkeit. Dadurch ſowohl, als durch die frühzeitige Entfernung aus dem mütterlichen Hauſe, lockerten ſich die Bande, womit das Herz des Kindes von Natur an das der Mutter geknüpft iſt, und es be-

durfte nur noch der engherzigen Schulerziehung, die englische Sitte und Thorheit für unerläßlich im Leben hält, um vollends die leisen Fäden zu zerreißen, die zwischen Mutter und Sohn noch die weite Kluft überspannen, welche schon längst verschiedenartige Neigungen und Gelüste auszuweiten bemüht gewesen waren.

Mistreß Byron mochte ihren Sohn nicht sobald erwartet haben. An demselben Abend, wo er in Nottingham ankam, saß sie auf ihrem Zimmer, die Zukunft mit Fragen bestürmend, die nur aus dem Hange zum Aberglauben erklärbar waren, wodurch fast alle Schotten sich mehr oder weniger von dem nüchternen Engländer auszeichnen. In einem geschmackvollen Negligee ruhte sie in halb liegender Stellung auf der schwellenden Ottomane, die ganz geeignet war, ihr etwas zu volles Embonpoint noch mehr hervortreten zu lassen. In ihren zwar feinen Gesichtszügen vermißte man den tieferen Seelenadel, und das aristokratisch Edle, so reizend und verführerisch an Frauen, ging zum Theil durch eine zu wenig verhüllte Leidenschaftlichkeit verloren, die unverkennbar tiefe Spuren im Gesicht der Dame zurückgelassen hatte. Die Locken halb aufgelöst, vergrub sich eine ihrer zarten, kleinen Hände in die weichen Flechten, während sie das Haupt nachlässig, halbsinnend in die andere herabsinken ließ.

Vor ihr stand mit spähendem Auge eine zweite Mistreß am Tische, deren Haltung und Ansehen ein schon vorgeschrittenes Alter vermuthen ließ. Der Tisch war matt von einer mit bläulicher Flamme brennenden Lampe erhellt und beleuchtete eine Reihe von seltsamen Charakteren, womit die Hand der ältlichen Mistreß ihn zu schmücken bemüht war. Die faltenreiche Stirn, das funkelnde, fast abschreckend ruhelos umhersuchende Auge gaben dieser Unbekannten etwas Geheimnißvolles, vor dem auch der Unbefangene eine unwillkührliche Scheu fühlen mußte. Die etwas seltsame Tracht, das Abgemessene,

Feierliche in dem Wesen und allen Bewegungen der Alten war sehr wohl geeignet, daß man sie mit scheuer Achtung betrachtete, mußten aber jede Regung eines offenen Gemüthes zurückschrecken.

Mit argloser, ungeduldig forschendem Auge verfolgte Mistreß Byron alle Bewegungen ihrer seltsamen Gesellschafterin. Der Tisch war abermals ganz mit Charakteren von verschiedener Farbe durch die zeichnende Hand der Alten bedeckt worden. Der bleiche Wiederschein von der magischen Flamme hüllte das Zimmer mit allem, was darin war, in ein gespensterhaftes, abschreckendes Düster.

Ist das alles? unterbrach Mistreß Byron die stille Geschäftigkeit ihrer Gesellschafterin, halb neugierig, halb verdrossen den Kopf zurückwerfend. Das könnt' ich mir selbst sagen. Aber so seid ihr; auch Engländerinnen ist es nicht gegeben, in die Zukunft zu sehen. Habt ihr das second sight?

Wir bedürfen dessen nicht, Mistreß, versetzte die Wahrsagerin, zugleich mit einem bedeutungsvollen Blicke der Ungeduldigen Schweigen gebietend. Sie zog noch einige Linien zwischen die Charaktere und brachte in die seltsamen Figuren dadurch eine Art von Einheit, die ungeachtet der wunderlichen Auswüchse doch etwas Ganzes, Geordnetes vorstellen konnte.

Jetzt steht das Bild vor mir, sprach sie leise. Still, Mistreß! Stören Sie mich nicht im Auffassen der irrenden Lichter, die flammend durch die Schatten schwärmen! — Abermals zeichnete sie Linien, Kreise und Blätter und legte dann den Stift hinter die magische Lampe. Starr eine Zeitlang das Auge auf die wunderliche Figur geheftet, wandte sie es plötzlich zu Mistreß Byron und sprach:

Sie besitzen ein Kind, Mistreß, einen Sohn und zwar einen Einzigen, ob Sie gleich mich durch ihre Antworten zu täuschen suchten. — Sie selbst, Mistreß, sind ein einziges Kind und noch viele einzige Kinder wird es geben in Ihrer Familie. Mistreß, fuhr die Wahrsagerin fort, Ihr Sohn ist

lehen und dies wird ihn groß machen. Er iſt jung und glücklich. Bald wird er noch glücklicher werden, ſpäter aber ſehr unglücklich —

Wer hat Ihnen geheißen, mir ſolche Tollheiten zu ſagen! rief Miſtreß Boren, indem eine krampfhafte Unruhe ihren ganzen Körper ſchütterte. Das will und mag ich nicht wiſſen! Glauben Sie, ich ließ Sie rufen, um mir Unglück prophezeihen zu laſſen?

Das Schickſal, Miſtreß, erwiderte die Wahrſagerin, kehrt ſich wenig an die Neigungen und Wünſche derer, die es befragen. Es ſpricht, durch die Kunſt und den Tiefblick der Natur erforſcht, ſtreng und unerbittlich aus, was tief im Schooße des geheimnißvollſten Lebens ſich bereitet. Sie müſſen ſchweigen, wenn Sie die Wahrheit erfahren wollen.

Nun, ſo treiben Sie die Gaukeleien weiter, verſetzte mit wegwerfender Miene die Beleidigte und nahm ihre vorige Stellung wieder ein. Beide, entweder in ihre geheimnißvolle Beſchäftigung, hatten auf ein leiſes Geräuſch, das ſich nahe vor dem Zimmer erhob, nicht geachtet, oder es wohl ganz überhört, und bemerkten eben ſo wenig, daß kurz darauf die Thür des Zimmers mit Ungeſtüm geöffnet wurde und eine dritte Perſon die Zauberfragen zu belauſchen kam.

Ihr Sohn, Miſtreß, begann die Wahrſagerin auf's neue, mit einem farbigen Glasſtäbchen auf die gezeichneten Charaktere deutend, bekleidet einen hohen Rang, der ihm eben ſo nachtheilig als vortheilhaft ſein kann. Sein Leben wird in einem ruheloſen Begehren, einem fliehenden Suchen, einem Wünſchen, das ſich ſelbſt haßt, langſam vergehen, wenn er zwei düſtern Momenten nicht zu begegnen weiß. Im ſiebenundzwanzigſten und ſiebenunddreißigſten Jahre kreuzen ſich mit bedeutungsvollen Flammen die Lichter ſeines Lebens. Er wird verfolgt werden, Miſtreß, und ſelbſt dazu Veranlaſſung geben. Die Liebe, am meiſten die ſein ganzes Gemüth beſeligende,

droht ihm Unheil. Zweimal wird er ſich verehelichen, einmal mit einer Tochter ſeines Landes, das andremal mit einer ſchwarzäugigen Ausländerin. Dennoch wird er das zweite Mal mehr Neigung zum Kloſterleben haben, als ſich mit Liebesglück zu vertragen pflegt. — Still! — Was iſt das? — Bewaffnete Schiffe? Fremde Völkertrachten? Fernes Schlachtgetümmel? — Die Zukunft wankt — das helle leuchtende Auge trübt ſich — das Geſicht iſt geſtört. — Miſtreß, Ihr Sohn iſt nahe, ſein Schatten ragt herein in den ſtillen Tag des verborgenen Lebens! Verlöſche, räthſellöſende Flamme, du blaſſer Schimmer des gemeinen Tages, erfülle mit deinem charakterloſen Glanze die Gegenwart! —

Eine raſche Bewegung ihrer Hand ließ die magiſche Lampe verlöſchen und entledigte die hellſtrahlenden Luſtren ihrer Decken. In demſelben Augenblick eilte Byron, von Erſtaunen und freudiger Ueberraſchung tief ergriffen, auf ſeine Mutter zu und bedeckte mit heißen Liebesküſſen ihre herabhängende Hand.

Dank, theure Mutter, Dank! rief der heftig Bewegte. Ich habe gehört, was die ſtille Prophetin mir enthüllt hat. Eingekehrt bin ich mit ſchüchternem Erbeben in dem geheimnißreichen Tempel, den Kunſt und begünſtigte Natur über mein verhülltes Leben gebaut. Ich bin zufrieden Mutter! —

In ſtürmiſchem Herzensdrange ſtand der Begeiſterungglühende auf und wiederholte ähnliche Betheuerungen der finſtern Wahrſagerin, in der er die durch ganz England berühmte Seherin, Miſtreß Williams, erkannte. Das unbefangene heitere Weſen, die Zuverſicht, womit er das kaum zur Hälfte Enthüllte, auffaßte, und mit raſchem Jugendmuth zu verwirklichen ſich bemüht zeigte, gewannen ihm ſchnell das ſchwer zugängliche Herz der Prophetin. Ein leichtes Lächeln erhellte vorübergehend die düſter ſinnenden Züge der Alten, ſie drückte

ihm die Hand, und ſuchte durch einige aufmunternde Worte den günſtigen Eindruck ihrer Wahrſagung noch zu erhöhen und zu befeſtigen.

Ganz anders war das Benehmen der Mutter. Mit phlegmatiſcher Bequemlichkeit entzog ſie zuvörderſt ihrem feurigen Sohne die Hand, und einen vornehm mißbilligenden Blick auf ihn werfend, ſagte ſie kalt und trocken:

Byron, du hätteſt mich ein andermal beſuchen ſollen.

Sie ſchrieben mir, ich ſolle zu Ihnen kommen, verſetzte der Sohn. Habe ich geſündigt, ſo lag's an Ihrem Befehle.

Es iſt ſchade, daß du dir den Vater ſo ſehr zum Muſter genommen haſt. Ich glaubte, er hätte mich zeitig genug verlaſſen, um dir nicht ſeinen Ungeſtüm, ſeine Wildheit zu vererben.

Aber doch nicht zeitig genug, um mein Vater zu ſein, entgegnete Byron, und lehnte ſich, herausgeriſſen aus der ſüßen Täuſchung eines glücklichen Augenblicks, der Mutter gegenüber an die Tapetenwand.

Der wallende Buſen der Mutter, das dunkle Auge des Sohnes und die tiefe Bläſſe, die das Frührоth der Freude ſo ſchnell von ſeinen Wangen ſcheuchte, ließ Miſtreß Williams einen unangenehmen Auftritt erwarten, dem ſie zuvorzukommen für Pflicht hielt. Mit wenig Worten wußte ſie geſchickt dem Ausbruche gereizter Laune zu begegnen, der ſich in Miſtreß Byron vorbereitete. Sie rechtfertigte die Heftigkeit des Sohnes und entſchuldigte die Neugier, mit welcher er dem Verbot einer Dienſtbotin zuwider gehandelt hatte. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe beide Theile beſänftigt zu haben glaubte, entfernte ſie ſich, wohl ahnend, daß die fernere Anweſenheit eines Dritten weder der Stimmung der Mutter noch des Sohnes eine glückliche Richtung zu geben vermögend ſein möchte.

Miſtreß Byron ſuchte ihren Verdruß durch ein lebhaftes Fingerſpiel auf dem ihr zur Seite ſtehenden Te-

bauret zu verbergen. Byron ſelbſt verſagte die Stimme. Sein Auge auf die zürnende Mutter geheftet, hielt er mit ſeinem Herzen Zwieſprach, das unter der Mißhandlung der Fragen blutete, die nur wirkliche Herzenskälte oder herkömmliche, ariſtokratiſche Gefühlsermäßigung gethan haben konnte. Beide, Mutter und Sohn, verharrten in hartnäckigem Schweigen, jene aus Stolz, dieſer aus Schmerz über die Zerſtörung eines Glückes, das er ſo lange entbehrt und nun in herzlichem Umgange mit ſeiner Mutter genießen zu können mit Zuverſicht gehofft hatte. Dieſer unerwartete Empfang aber hatte den Thermometer der Liebe, vor wenig Minuten noch auf der pulſenden Lebenshöhe kindlichfroher Hingebung ſtehend, ſchnell herabſinken laſſen zu jener Lauheit, die überall, nur nicht in der gebildeten Geſellſchaft des europäiſchen Geburtsadels, als ein Verrath an der Natur verabſcheut worden wäre. Byron fühlte ſich im innerſten Gemüth vernichtet; das Leben floh ſchweigend, mit ſchüchternem Tritt, dem Herzen zu, je mehr der Tod an die äußere Hülle ſeinen erkältenden Finger legte. Jener blutende Spalt, der ſchon längſt die ganze Welt zerklüftet, drückte ſich auch dem Herzen des Knaben ein und ließ ihn vielleicht zum erſten Male recht tief fühlen, wie das umhüllende Ceremoniell mit glänzendem Faltenwurf wohl die Natürlichkeit künſtlich erſetzen, nie aber das Menſchliche einem Leben wieder geben kann, das es ſich in den höheren Zirkeln faſt zur alleinigen Aufgabe gemacht zu haben ſcheint, dieſen reinſten Gottheitsfunken langſam auszulöſchen. Dies mehr als ſchmerzliche Gefühl legte dem auf der Scheidelinie des Knaben- und Jünglingsalters Stehenden ein Schweigen auf, dem er ſich in gewöhnlicher Lebensbegegnung nicht hinzugeben pflegte. Denn die geſunde, unverdorbene Jugend muß die tiefſten Wehen des innern Menſchen mit jenem Stillſchweigen übergehen oder verdecken, das nur der herzenskundige Pſycholog zu würdigen verſteht. Die Oberflächlichkeit im Leben

und Urtheilen erklärt ein ſolches Verſtummen gern für eigenſinnige Verſchloſſenheit und legt durch liebloſes Verdammen den Grund zu jenem nie ganz zu ſchlichtenden Zwieſpalt, der ſo oft das weichſte Kinderherz aus dem Altar des älterlichen Hauſes forttreibt. Solche, plötzlich entſtehende Kluft muß das mattere, phlegmatiſcher gewordene Alter zu überbrücken ſuchen. Es gleicht in dieſem Geſchäft einer Spinne, die mit feinfühlendem Tact jeden Abgrund, den Weltſitte und Geſellſchaftston muthwillig ins Leben gegraben, ſo zart, ſo bewundernswürdig und mit ſo herzloſer Grazie zu überweben verſteht! — Miſtreß Byron mochte dies fühlen, als ſie den Sohn im ſchweigenden Schmerz, der ſeine bitterſten Thränen nur in ſein tiefſtes Innere hineinweint und den Silberſchleier gramvoller Wehmuth darüber wirft, ſo bleich und ſeelenzerſtört vor ſich ſtehen ſah.

Byron, biſt du böſe? redete ſie ihn mit der gewöhnlichen Gelaſſenheit an, die entweder die Folge einer völligen Apathie oder der heftigſten, nur unterdrückten Leidenſchaftlichkeit iſt.

Sie ſind ja meine Mutter.

Miſtreß Williams iſt eine geſcheidte Frau, Byron, fuhr ſie fort. Sie hat Kenntniſſe, Bildung, Lebensart und noch dazu ächt engliſche. Aus Liebe zu dir rief ich ſie zu mir, um ihren Ruf zu erproben. Nun, da du uns hörteſt, ſo weißt du ja, wie viel ihre Kenntniſſe taugen.

Sie haben ſchon gehört, liebe Mutter, daß ich mich über die Ausſprüche der Miſtreß Williams nicht beklagen kann.

Ich auch nicht, Byron.

Und was weiter?

Dieſe Frage ſetzte die Miſtreß einigermaßen in Verlegenheit, die ſie mit Mühe zu bemeiſtern ſuchte; ſie ſchwieg eine Weile. — Du könnteſt dich danach richten, fügte ſie hinzu.

Wonach, Mutter?

Biſt du krank, Gordon? — Es erfolgte keine Antwort. Byron hatte ſich dem Sopha gegenüber auf einen Stuhl geworfen und ſchien, den Arm auf den Tiſch geſtützt, nur mit ſeinen Gedanken beſchäftigt.

Wie lange dauern die Ferien? unterbrach die Mutter abermals das ängſtliche Schweigen.

Sechs Wochen.

Ah ſchön! Da kann ich dich doch wieder einmal Kind heißen, denn die üble Laune wird wohl nicht immer an dir haften. Du böſer, wilder Teufel, fuhr ſie auf und umarmte den widerſtrebenden Sohn mit einer Innigkeit, die nur bei einem ſo heftigen Temperamente nicht affectirt genannt werden konnte, biſt du immer noch ſo ſtörrig und trotzig, wie in Aberdeen, und verhöhnſt mich, wenn ich deinen Tollheiten nicht nachlaufen kann? Ja, wahrhaftig, du biſt ganz der häßliche, wilde Vater, nur hübſcher, liebenswürdiger, niedlicher! — In Aufregung und überquellender Mutterſeeligkeit küßte ſie ihm Mund und Augen, und warf ſich, mit eben ſo excentriſcher Schnelligkeit in den vorigen kühlen Umgangston zurückſpringend, in die Kiſſen der Ottomane, indem ſie hinzuſetzte: Du wirſt eine reiche Erbin heirathen, mein Einziger.

Darf ich mir zuvor Zeit zur Wahl nehmen, ſehr geehrte Mutter? entgegnete der Knabe, und ſeine blühenden, vollen Lippen drängten ein beißendes Satyrlächeln zurück in die tiefen Mundwinkel. Ich glaube, mein funfzehntes Jahr iſt noch nicht zu Ende, wenn die Irrlichter des Sherwooder Waldes mein Gedächtniß nicht etwa im Sumpfe begraben haben.

Aber du biſt Lord, Byron.

Und ich glaube, auch Menſch, ergänzte lakoniſch der ſatyriſche Knabe.

Schon wieder eine Antwort, die dir dein böſer Vater

mit dem erſten Kuſſe ins Herz geliſpelt haben muß. Ich ſehe ſchon, du wirſt des Teufels voll ſein und bleiben, wie er.

Das denke ich auch.

Denkſt du? wiederholte ſie und vertauſchte ihre nachläſſig bequeme Lage mit einer aufrechteren Stellung. Sieh, Gordon, es freut mich, daß du im Scherzen ſo vortreffliche Fortſchritte gemacht haſt. In Dulwich-Grove wollte man das nicht von dir rühmen. Damals hieſeſt du der kleine, dicke, lahme, ungezogene Junge, das ungezähmte Gebirgsfüllen. Nun, werde nicht roth, Gordon, ungezähmt biſt du noch immer, wie es ſcheint. — Sechs Wochen alſo bleibſt du bei mir? fuhr ſie fort. Das iſt recht hübſch von den Schulleuten. Du magſt mich die Zeit über unterhalten, Gordon. Nottingham iſt langweilig. Es giebt wenig Geſellſchaften, in denen ich erſcheinen kann, die Nobleſſe fehlt und der Ton iſt kaufmänniſch. Da war es in Bath angenehmer und unterhaltender. Nicht wahr, Byron?

Wahrhaftig, Mutter, ich weiß es nicht ſo ganz genau, wiewohl ich in der halben Stunde, die ich in Nottingham bin, dein Urtheil beſtätigt finde.

So! gähnte die Miſtreß. Byron, du biſt ſehr gerade.

Der Knabe ſah die Mutter mit einem Blicke an, der die verborgenſten Falten der Seele durchforſchen zu wollen ſchien. Das freut mich, erwiederte er dann, indem ein blaſſer Roſenſchleier wenig Sekunden lang ſein bleiches Geſicht zu verhüllen ſchien, ich hörte Sie früher einmal das Nichtgerade an mir tadeln.

Redeſt du noch? ſagte die Mutter und ſuchte die unangenehmen Empfindungen durch ein wiederholtes Trommeln auf dem Tabouret zu bemeiſtern. — Eine abermalige Pauſe unterbrach das künſtlich unterhaltene Geſpräch, und der Unmuth getäuſchter Erwartung trat in immer ſtärkern Zügen auf die Stirn des Knaben. Sein tieferer, nach Höherem verlangen-

der Geiſt ſah ſich verwaiſt, das Herz klopfte einer leeren Hülle entgegen, die ihm wohl kalte Antworten gab auf die Fragen des alltäglichen Lebens, aber in des Gemüthes Tiefen nicht das Senkblei ergründender Liebe tauchen mochte. Wie kalte Morgenluft die zarteren Blumenkelche ſchließt, ſo preßte der Schmerz verwaiſ'ter Kindesliebe die zum Reden ſchon geöffneten Lippen wieder zu.

Den Knaben ängſtigte das Schweigen, das wie ein verſteinertes nicht ſichtbares, aber um ſo drückender auf dem Herzen laſtendes Bild des innern Entſetzens über Befreundeten liegt, von denen Keiner den Ton anzuſchlagen weiß, der die verſtummenden Herzen herauflocken ſoll an die lichte Freudigkeit des geſprächigen Tages; und wie man wohl öfters den Mund Worte reden läßt, ohne im Herzen dafür ein ſympathiſirendes Echo zu haben, ſo durchbrach der Knabe die Nacht des Schweigens mit den Worten:

Morgen kommt John, liebe Mutter, und bringt mein Pferd, den Hektor. Dann werde ich hinüberreiten nach Newſtead-Abbey.

Thu das, Byron.

Es ſind mehr als fünf Jahre verfloſſen, ſeitdem ich meinen Stammſitz nicht mehr geſehen habe, fuhr er fort, froh, einen Gegenſtand aufgefunden zu haben, an dem er ſich, vermöge der Erinnerungen, die ſich daran knüpften, geiſtig erwärmen konnte. Heut Abend, als ich die alte Abtei im Mondſchein von fern liegen ſah, brach die Vergangenheit aus ihr heraus, leuchtend wie ein zurückgeſchleudertes Meteor, und beglänzte die ſtumme, thatenloſe Gegenwart, daß ich vor Angſt und Ungeduld das fieberhafte Zittern meiner Nerven hörte. Ich meine, es iſt bald Zeit, wieder einmal etwas geſchehen zu laſſen.

Die Mutter ſchien weniger auf den Sinn der Worte, als auf ihren Schall geachtet zu haben. Ziemlich gleichgültig antwortete ſie daher:

Ja, ja, Byron, reite nur hinüber, und da Annesley-Hall in der Nähe liegt, ſo kannſt du dort eine Verwandte beſuchen, die du früher ſchon kennen gelernt haſt.

Annesley-Hall? wiederholte [illegible].

Erinnerſt du dich noch des Abends in Bath, fuhr die Mutter fort, wo du als Türke gekleidet in der Geſellſchaft der Lady Riddel erſchienſt und die liebliche Miß Mary als Perſerin?

Mary Chaworth? Ach ja! Ich hörte, ihr Vater, der finſtere Mann, ſei geſtorben.

Und ſeit ſeinem Tode hat die Miſtreß mit ihrer Tochter Annesley-Hall wieder bezogen, ergänzte die Mutter. Sie ſind künftig deine nächſten Nachbarn, ein Beſuch kann dazu beitragen, von unſerm Geſchlecht ihnen früher zugefügtes Unrecht vielleicht wieder auszugleichen.

Gewiß und wahrhaftig, das ſoll geſchehen! rief der Knabe lebhaft aus, wozu nutzen ſonſt Wahlſprüche und Deviſen? Er näherte ſich ſeiner Mutter und ergriff ihre Hand. Mutter, ſprach er, Morgen reite ich nach Newſtead und Annesley, denn dies Nottingham hier würde mich erdrücken. Das iſt ein unfreundliches, menſchenarmes Neſt, trotz ſeiner vielen Bewohner. Ich muß natürlichere, offnere Geſichter ſuchen. — Jetzt, theure Mutter, Ihre Verzeihung! — Er drückte einen langen Kuß auf ihre Hand. Schlafen Sie wohl, Mutter; ich habe Sie nicht mit Willen beleidigt. — Er verließ ſchnell die überraſchte Frau und verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, wo er noch lange Stunden gedankenvoll auf und nieder ging. —

3.

Vor der Terraſſe der Abtei Newſtead ſaßen zwei alte Dienſtleute und unterhielten ſich von den vergangenen beſſern Zeiten. Es war Abend, der Himmel von wenig leichten

Wolken bedeckt. Der Mond lauschte, wie ein neugieriges Kind, hinter den weichen, flatternden Schleiern hervor und bestrahlte mit hellem Glanze Abtei und Umgegend. Der kleine See, der auf dieser Seite das alterthümliche Gebäude bespülte, kräuselte die silbernen Wellen in dem zaubervollen Zwielicht, das die hereinbrechende Nacht und die letzten Streiflichter des Tages über die Landschaft breiteten. Durch die hin und wieder zerbrochenen Fenster der Abtei, den Kreuzgang entlang, und um die Ecken der Thürme seufzte der Wind, ein Heer von Saatkrähen flieg mit krächzendem Geschrei bald auf, bald nieder und umschwärmte mit schwerem Fittig das Gebäude, als wolle es ihm selbst oder seinem Geschlechte ein baldiges Ende verkündigen.

Kaliban! rief eine der beiden Personen vor der Terasse einem großen zottigen Hunde zu, der mehr durch seine Aussehn als durch seine Wachsamkeit Furcht einflößen mochte. Kaliban, du Bestie, lege dich nieder und schnarche, und lasse mir's Tanzen bleiben.

Warum heißt ihr nur die Bestie immer Kaliban, Joe? warf seine Gesellschafterin, eine Frau von einigen funfzig Jahren ein. Kaliban ist ein währhafter Heidenname, ein unchristliches Heidenkauderwälsch. Das will ich vor dem Friedensrichter vertreten.

Seht, ehrsame Nannu, versetzte Joe, der Hund muß nun einmal so heißen, weil er doch ein wahrhaftiges Unthier ist. Und Unthiere, Nannu, die heißen nun 'mal alle Unthiere oder Kalibane, was ganz einerlei ist, der Unterschied steckt blos in den Dialekten.

Ei, Joe, das ist ein gewaltiger Unterschied! Ungefähr so groß wie der zwischen einem geistlichen Liede und euern liederlichen Gesängen.

Soll ich Euch die Ballade vom verstorbenen Kesselflicker singen? fragte Joe, indem er die Tabackspfeife weglegte und sich in eine bequeme Lage zu bringen suchte. 'S ist ein

munteres Lied, Nanny, versichere Euch, und hat den Zuhörern mehr Thränen entlockt, als die allerlängste Predigt. Gebt 'mal acht, und wenn Ihr [illegible], daß Euch der Bock stößt, so will ich nicht Kajütte[illegible] brittischen Majestät gewesen sein.

Still! rief Nanny und stand auf. Reden und erzählen und lügen mögt Ihr, Joe, aber das Singen sollt Ihr bleiben lassen. Ich mag nun einmal Eure Lieder nicht hören; sie sind unsauber, unehrbar! Seht, Joe, Eure elenden Gesänge sind wahrhaftige Kalibane!

Das kann nun und in alle Ewigkeit nicht eintreffen, Nanny. Denn seht, Kalibane müssen ein für allemal einen menschlich-lieblichen Beigeschmack haben. Denn Kalibane sind eigentlich Tragöden-Stücke.

Ja, Gott mag's wissen, öde Stücke sind's! rief Nanny und faltete die Hände. Da habt Ihr einmal wahr gesprochen. Aber Ihr könnt ohne zu lügen doch nichts über die Zunge bringen; denn sagt mir doch, wie sich Eure menschlich-lieblichen Beigeschmäcke in diesen Kalibanen mit der Hundsnatur dort vertragen?

Das macht nun wieder die Sympathie, Nanny. Ein Kaliban ist, wie gesagt, eine unthierhaftige Natur und ein Hund ist ein Beest, das steht so fest, wie die alte Abtei hinter uns. Und Ihr, meine ehrsame Nanny, seid, was man sagt ein Weibsbild, während ich mich der Mannhaftigkeit meiner Natur rühme. Aber warum vertragen wir uns? Das ist die Frage! sagt ein andres Tragödenstück. Und die Sympathie giebt uns Antwort. Ohne Sympathie, Nanny, hätten wir uns schon lange die Hälse gebrochen, aber aus Sympathie haben wir Respect vor einander und verschmelzen unsere dialectischen Naturen und Aussprachen. Und so, meine ehrsame Nanny, ist es mit dem Beest da und dem Unthier oder Kaliban.

Und Ihr ſeid ein Narr, Joe Murray! rief Nanny aus, und ein Grobian dazu. Mich ein Weibsbild zu nennen! Seht nur. Bin ich denn ſo bildhaftig anzuſehen, ſo mit Farben und Malereien beſtrichen, wie eine Wilde? He? Wenn ich Euch ein Kajüttenbild hieß, da wäre doch Sinn drin und Geſchmack, aber mich ein Weibsbild zu nennen, dazu, Joe, gehört eine große Dummheit!

Ein lautes Plätſchern im See unterbrach dieſe Unterhaltung. Nanny erſchrack, bekreuzte ſich und rief: Gott ſtärk' uns! da geht's gewiß wieder einmal um auf dem heilloſen Waſſer.

Ja, das trifft, Nanny, erwiederte Joe. Die leichten Wolken hatten ſich verzogen, der Mond zog hell und ſtill am blauen Nachthimmel hin. In ſeinem milden Lichte konnte man alle Gegenſtände deutlich erkennen. Ungefähr gegen die Mitte des See's hin bewegte ſich eine der Barken, die in den Buchten lagen, von dem Ufer weg, das weiße Segel ſchwoll im Winde, der Mondſchein ſpiegelte ſich glänzend auf dem Ruder, das in abgemeſſenen Zwiſchenräumen über der Oberfläche des Waſſers erſchien. Da iſt irgend ein wilder Teufel über die Mauer geklettert, oder durch den Park gekrochen, fuhr Joe fort, und macht ſich ein mondſcheiniges Vergnügen. Wäre ich nun nicht friedliebender Natur, Nanny, ſo holte ich die Büchſe und blies ihm die Mondſchein-Liebhabereien aus.

Nein, nein! zeterte Nanny. Nur nicht ſchießen, Joe! Das Schießen iſt mir in Leib und Seele verhaßt. Ich kann's Laden ſchon nicht mit anſehen; gleich flirrt mir's vor den Augen, als ſollt' ich blind werden. Halt, halt, Joe! Still, Ihr bleibt, ſollt 'mal bleiben, und wär's der Sympathie zu Liebe. Das Ding, was auf dem Kahne dort herumſchwimmt, kann von kanibaliſcher oder kalibaniſcher Sorte ſein, und wenn Ihr ihm nachſeptet, könnte man Euch als ein ödes Stück nach Hauſe tragen. Nein, Todtſchlag ſoll nicht verübt werden, ſo

lange ich's verhindern kann. Außer Hühnern, Enten und anderm Gethier soll nichts erschlagen werden!

Das ist recht von Euch, [illegible]. Ihr seid eine haushälterische Frau und habt süße [illegible] Gedanken. Menschenfreundliche Einfälle stehen den Frauenzimmern gut an. —

Seht 'mal hin, Joe. Wie das rudert! Geht's nicht, wie mit unrechten Dingen zu? Und das Gespenst ist klein und graulich, wie'n Unthier. Ich will nicht viel wetten, es ist einer von des alten Lords Teufeln eingestiegen.

Das wäre möglich, wenn die Gespenster nicht von Stein wären. Steinerne Teufel aber können weder gehen noch rudern. Ich habe den Gedanken, Nanny, daß es 'n dummer Junge ist oder so was von dem Gespinnst, und wenn ich ihn 'mal kriege, so wird er gezwirnt. —

Mit diesem Entschluß verließen die beiden Dienstboten, wie es schien, die einzigen Bewohner der Abtei, die Terrasse und wandten sich dem Hofraume zu.

Unterdeß hatte sich die Barke im Hintergrunde fast verloren. Das Düstre der Nacht, das trügliche Licht des Mondes und die Baumgruppen zu beiden Seiten der Ufer, die ihre langen, schweigenden Schatten über die Wellen ausbreiteten, verbargen das schwankende Fahrzeug dem Auge. Wind und Ruder trieben es einer der vielen kleinen Buchten zu, die, theils von Natur, theils durch Kunst hervorgebracht, den Ufern des See's ein pittoreskes Ansehen gaben. Ein Knabe sprang an's Land und schlang behend die Kette um einen Baumstamm. Dann eilte er leichten Fußes durch die Akazien- und Hollunderhecken, die ihr dunkles Laub in den Wellen badeten, und erstieg einen Hügel, der in einiger Entfernung gelegen, sich vor den übrigen, die das Thal von Newstead bilden, durch das Diadem von Bäumen auszeichnete, womit sein Scheitel bekränzt ist. Von da herab bietet sich dem Blick eine der schönsten Ansichten vor der Abtei, dem Sher-

wooder

woober Walde und den sorgfältig angebauten Ländereien, welche die an einzelnen Stellen noch dichte Waldung in romantischer Mannigfaltigkeit durchschneiden.

Gesicht und Tracht, die dunklen, üppigen Locken, die sich stolz um die hohe Stirn schmiegten, ließen in dem nächtlichen Wanderer Byron erkennen. Ein Gefühl, dessen eigentlicher Grund sich nicht bestimmt angeben lässt, hatte ihn veranlasst, seinen Besuch in Newstead bis gegen Abend aufzuschieben. Die Seele, die oft instinctartig dem Menschen das Richtige für seine Handlungen unterschiebt, übertäubt mit träumerischen Einflüsterungen die klarsten Demonstrationen des Verstandes, und neckt sie so lange, bis sie sich zurückziehen. Seine Mutter hatte ihm zugeredet, schon im Laufe des Tages nach dem Stammsitz seiner Ahnen hinüberzureiten, allein Byron ließ sich nicht gern bestimmen. Er blieb und vertrieb sich die Zeit mit Pistolenschießen. Erst als die Sonne sank, ließ er sich den Hektor vorführen und sprengte auf dem kürzesten Wege dem Sherwooder Walde zu, der, ein dunkler Streif, sich weit am Horizonte hinzog. Dahin richtete er den Lauf seines feurigen Rosses und durcheilte eine gute Strecke des gewaltigen Forstes, der ehemals alle die Schlupfwinkel des berühmten Geächteten und seiner zahlreichen Genossen in seine dichtesten Schatten hüllte. Jetzt war nur wenig noch zu bemerken von den Schauerlichkeiten jenes Aufenthaltes. Die Kultur hatte den Forst gelichtet und mit dem schattigen Düster zum großen Theil auch die Welt der Sagen zertrümmert, die seit Jahrhunderten in unentweihter Stille ihren geheimnißvollen Tempel in diesem Haine auferbauten. Das scheue Kind der Sage, die leichte Sylphide des Mährchens, verträgt nicht den kalten, verstandeshellen Blick der Civilisation. Sie liebt das Dunkel einer noch nicht ganz erschlossenen Gemüthswelt; mit der Lichtung des Forstes, dem Anbau des Landes, zieht sich die verscheuchte Sagenwelt in Wenige aus dem Volke zurück, die mit

ferischem Gemäch das verachtete Erbtheil der Jahrhunderte in abgeschlossener Einsamkeit pflegen.

Schon stieg der Mond herauf, als Byron von fern die Zinnen der alten Abtei schimmern sah. In tiefer Einsamkeit lag das graue Gebäude im Thalgrunde, wie die Wohnung eines weltmüden Pilgers, den die Sehnsucht nach einem beschaulichen Leben aus dem Geräusch des Tages in das Flüstern des bewegten Waldes zurückgetrieben hat. Die Wahl des Ortes bekundete den tiefen Sinn für die Natur, den Jedermann dem Mittelalter zugestehen muß, wenn es aus innerer Herzensfrömmigkeit oder aus Pflichtgefühl sich bewogen fühlte, der Welt zu entsagen. Byron ging das Herz in stillem Frieden auf bei dem Anblicke der Abtei, in seiner Seele stieg ein heller Himmel empor, der einen Tag beglänzen sollte, wie er ihn bisher noch vermißt hatte in seinem Leben. Gedankenvoll hielt er sein Pferd an, um das Bild tief sich einzuprägen. Er gedachte der Prophezeihung des vergangenen Abends. Alle Bilder der frühesten Jugendzeit flatterten, wie vom Wind umhergestreute Rosenblätter, an ihm vorüber. Der Hang zu dem Geheimnißvollen, dieser Fluch tiefer Gemüther, der mit dem heimlichen Entzücken auch die Macht eines dämonischen Grauens in die Seelen der Menschen ausströmt, drängte sich so sehnsuchtsvoll, mit so liebeflüsternder Lippe in die unmittelbarste Nähe seines Herzens, daß er den dunklen Freund mit zitternder Hand erfaßte und ihn näher an sich heranzog. Aberglaube und Gemüth scheinen so eng verwandt zu sein, daß mit dem Verlust des einen der Tod des andern gegeben ist. Er ist die Amme, aus deren Brust das Leben des Gemüthes seine süßeste Nahrung saugt, der Urquell poetischer Empfänglichkeit.

Byron's ganze Natur, seine Erziehung und früheste Umgebung, das schnelle Emporsteigen zu einem so hohen Range und Stande, waren geeignet, Eindrücke in der Seele des Kin-

des zu hinterlaſſen, die kein noch ſo nüchternes Leben der Zukunft zu verwiſchen im Stande iſt. Seine Mutter war, wie alle Kinder Schottlands, dem Aberglauben ergeben, und der Sohn würde, auch ohne dieſe Abſtammung, aus der Fülle ſeiner Anlagen zu erſetzen gewußt haben, was ihm die Natur in dieſer Beziehung etwa verſagt hätte. Sein früheſtes Leben brachte er in der unmittelbaren Nähe des Hochlandes zu. Gebirge bleiben nie ohne tiefe Einwirkung auf diejenigen, die in ihrer Nähe geboren oder erzogen werden. Die Romantik der Gebirgsnatur geht unbewußt über in die Gemüther ihrer Bewohner. Sie ſind meiſt religiöſer, gemüthlicher, poetiſch reiner und tönender geſtimmt, als die Kinder des Flachlandes. Bei dieſen pflegt die Natur das, was ihnen an Fülle des Gemüthes abgeht, durch die ätzende Lauge des Verſtandes zu erſetzen. Sie haben den Vorzug, ſagen zu können, warum das Gemüth Gemüth, Verſtand Verſtand ſein müſſe. Die Dialektik iſt ihr Gott, mit der Skepſis des Gedankens wiſſen ſie dem Danaidengefäß des Herzens, in dem nichts heimlich Glückliches lange haften will, geſchickt einen künſtlichen Boden einzufügen.

Byron war von der Natur doppelt begünſtigt. In ſonderbarer, ſeltener Miſchung einigten ſich in ſeinem Weſen die bunte, farbenglühende Welt eines tiefen, faſt religiöſen Gemüthes mit der vernichtenden, allem Heiligen hohnſprechenden Skepſis eines Geiſtes, deſſen eigentlichſter Beruf es zu ſein ſcheint, ſich an dem Zuſammenſtürzen erbauter Tempelräume zu weiden. So klammerte er ſich, umweht von den Schwingen des aufwachenden Genius, wie ein ſchwärmender Tagfalter, an den duftenden Blumenkelch der Sagen und ſog aus dem geheimnißvoll tönenden Farbenhimmel die Seligkeit eines überſtrömenden Gemüthes, um vielleicht im nächſten Augenblicke mit mosquant-ariſtokratiſcher Verachtung ſich ſelbſt mit der Betrachtung zu quälen, daß die Sage und ihr Himmel

nur eine wächserne Maſe ſei, die man den Völkern zu brechen pflege, um ſie in der ihnen zuſagendſten Geſtalt, als Scheuche für den Verſtand, in der Welt herumlaufen zu laſſen. —

Endlich an der äußern Mauer von Newſtead angekommen, führte er ſein Pferd in eine halbverfallene Hütte, die am Saume des Waldes lag und zu Aufbewahrung von Ackergeräthen und duftendem Heu benutzt ward. Er ſelbſt drang durch die Waldung in den Park und ruderte ſich dann über den See, glücklich in der Einſamkeit ſeiner Gedanken und Empfindungen.

Auf dem erwähnten Hügel ſetzte er ſich auf einen abgehauenen Baumſtumpf und hing mit unausſprechlicher Sehnſucht den Blick an die nächſten Umgebungen. Ueber der Abtei hing der Mond, ſtill, glänzend, wie ein abgelöſter Heiligenſchein. Sein Licht ſtrömte in ſilberner Fluth über die gothiſchen Zinnen, flocht ſich in ſchimmernder Guirlandenpracht um die zahlloſen Kapitäler, Architrave, Fenſterbögen und gothiſchen Schnörkel, womit der derbe Humor des Mittelalters die frömmelnde Heuchelei des Mönchthums, das verkappte Laſter und den Stolz, der im Kleide der Demuth ſich blähte, ſo gern zu verſpotten pflegte. In die Mauerſpalten wühlten ſich die tauſend Arme des Epheu's, dieſes unſterblichen Paraſiten, der jedem Zeitalter ſchmeichelt, auch dem verworfenſten. Tiefe Stille herrſchte rings umher, [illegible] flüſterte mit warmem Wolluſthauch ein leiſer Luftzug durch die Blätter und legte die goldenen Glocken der Akazien an die Blumenlippen, um ſie von den hineinfallenden Tropfen ertönen zu laſſen. Im Thal von Newſtead ſchimmerte die Kirche von Hucknall-Torkard, die Wieſen zitterten wie vor Froſt unter dem brennenden Thränenſchleier, im Walde hämmerte der Specht, die Droſſel ſchlug, Tauben girrten. Weit in der Ferne zog eine Nachtigall die tiefſten Schmerzenslaute aus der tönenden Bruſt. Nur um und über der Abtei hing ſchwer, wie das Verhängniß, ein

ſchwärmendes Krähenheer, das oft mit lautem Geſchrei herab flog auf die Plattform des Thurmes. Dann ſchrie das Käuzchen, und des Uhu's ſchaurige Töne ſcheuchten die Waſſerhühner aus dem Schilfe und trieben ſie über den platten Spiegel des See's.

Lange Zeit lauſchte der glückliche Knabe dieſem ſtillen, geheimnißvollen Naturleben. Er tauchte ſein trunkenes Auge in die blaue Himmelswoge, die über ihm in feierlichem Schweigen dahinfluthete, und tief hinab in den erſchloſſenen Abgrund ſeiner Seele ſtieg der verhüllte Genius. Ihm war's, als tönten die Gräſer, als erklängen die Blätter. Ein lebendiges Allerlei tanzte und wirbelte um die trunkenen Sinne. In glückſeliger Unruhe raffte er ſich wieder empor, eilte dem See zu, beſtieg den Kahn und ließ ihn treiben auf dem Zauberſpiegel des ſtillen Waſſers, aus deſſen Tiefen Abtei, Himmel und Waldung in zitterndem Silberglanz wie eine Fata Morgana herauswuchſen. Ein Paar Schwäne ſchwammen in ſtolzer Majeſtät zu beiden Seiten der Barke, wie zwei verwandelte Genien. An der Terraſſe legte er an. Licht ſchimmerte aus einem der Mittelzimmer des Gebäudes, behutſam ſchlich er um das dem theilweiſen Verfalle ſehr nahe Beſitzthum ſeiner Ahnen. Da brach mit unverhaltener Wehmuth ein tiefer Schmerz in ſeine Seele. Er fühlte ſich den Letzten ſeines Geſchlechtes. Das Zerbröckeln des alten Gemäuers, die nie raſtenden Raben, der Mondſchein, der durch die zertrümmerten Fenſter der Kapelle wie ein hohnneckendes Geſpenſt lachte — dies Alles erweckte abermals den ſchlafenden Aberglauben. Er meinte nur ſeiner Grabſtätte einen Beſuch abgeſtattet zu haben. —

Das Gebell eines Hundes und Joe's Stimme, die dem unruhigen Thiere zurief: Unthier, kraß' dir die Ohren, der Mönch geht heut nicht um! vertrieben ihn aus der unmittelbaren Nähe des Gebäudes. Mit vorſichtigem Schritt ging er

über den Hofraum, an dem Brunnen vorüber, nach der Kapelle, wo das Bild der heiligen Jungfrau, von der Zeit benagt und von kletterndem Epheu überwachsen, die bessern Zeiten und den Ursprung der Abtei verbirthen. Jetzt wucherte Unkraut vor der Thür des Heiligthumes, aus den Fenstern wuchsen junge Eichen.

Byron verließ leise, wie er gekommen, Hof und Umfriedung der Abtei. Es gehörte nun einmal zu seinen seltsamen Liebhabereien, in der verschwiegensten Stelle der Nacht den ersten tiefsten Eindruck, den sein Stammsitz auf ihn machen würde, ganz ungestört genießen zu wollen. Mit andern Empfindungen, als die ihn hergeleitet, schied er von dem Territorium der Abtei, die Thurmuhr schlug Mitternacht, vom Thal herüber klang wie ein verhallendes Echo die Glocke von Hucknall-Torkard. Er kam an die Hütte. Sein Pferd hatte sich in's Heu gebettet, und da weder Zeit noch Stimmung ihn mahnten, heut noch seinen Besuch in Annesley-Hall abzustatten; so wählte er ebenfalls die verlassene Waldhütte zu seinem einstweiligen Nachtquartier. Bald umfing der Schlaf seine Sinne und eine Fülle bunter Traumbilder leuchteten, wie märchenhafte Welten, durch die geschlossenen Lider hinein in sein aufgeregtes Gemüth. —

4.

Ungefähr drei englische Meilen von Newstead lag das Besitzthum der Familie Chaworth, die, mit dem Geschlechte der Byron nahe verwandt, erst mit dem Vorfahr Gordon's verschmolzen worden war. Dem Knaben war das unglückliche Ereigniß, das diese Trennung herbeigeführt, nicht fremd geblieben, nur konnte er sich nicht entschließen, allen Sagen Glauben zu schenken, die Bosheit und Blödsinn darüber in Umlauf gesetzt hatten. Beide Besitzthümer grenzten mit ihren Linde-

reihen an einander und aus der äußersten Ringmauer der Abtei führte eine Pforte, ziemlich abgelegen von den andern Gebäuden, auf das Territorium von Annesley-Hall.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Byron zu Pferde aus dem Walde hervorsprengte und einen schmalen Steg nach Annesley-Hall hinabritt. Auf den grünen Wiesen hing der Thau in tausend gebrochenen Blumenaugen, leichte Nebel schwebten über den feuchten Stellen und zerflatterten in wollige Flecken, sobald sie in die wärmere Atmosphäre hinaufstiegen. Gesang und Geläut der Heerdenglocken scholl von allen Seiten, heitere Landleute zogen in's Feld, die blinkenden Sensen, wie das Panier des Friedens, hoch emporhaltend. Von den Dächern der zerstreut umherliegenden Meiereien wirbelte der Rauch empor.

Hinter dem hellen Laub der Buchen und der hochgewachsenen Ulmen schimmerten die hohen, schlanken Schornsteine von Annesley-Hall. Byron spornte sein Pferd an und hielt bald an der Ringmauer, die das alte Gebäude burgartig umgab, und durch ihre Schießscharten verrieth, daß es in früheren Zeiten, wahrscheinlich während der verwüstenden Bürgerkriege, in eine Art Feste verwandelt worden war. Mit einem seltsam beklemmenden Gefühl ritt er in den Hofraum, den er leer und öde, wiewol geordnet fand. Eine Umhegung in einem Winkel gab zu erkennen, daß frühere Besitzer dem Vergnügen der Jagd ergeben gewesen sein mußten, denn dieser Hag war offenbar für die zurückkehrenden Pferde bestimmt. Er führte das seinige in den abgeschlossenen Raum und schlang es mit den Zügeln fest.

Die völlige Stille, die hier wie in Newstead herrschte, ließ ihm hinlängliche Zeit, das Gebäude näher in's Auge zu fassen. Auch einem in der Baukunst völlig Unbewanderten mußte die etwas barocke Mischung altenglischer Bauart mit

franzöſiſchem Style auffallen, in dem die ſchadhaften Stellen ausgebeſſert worden waren.

Noch immer unbemerkt betrat er das Haus, eine Thür fiel ihm in's Auge — er klopfte. Da Niemand das übliche Zeichen zum Eintreten gab, öffnete er und befand ſich in einem ſehr geräumigen Zimmer, deſſen einfache, ländliche Staffage nichts von dem orientaliſchen Prunk der engliſchen Ariſtokratie verrieth. Die Wände waren bunt durch einander mit Abbildungen von Renn- und Jagdpferden, Lieblingshunden und Familienportraits behangen; ein großes, altes Billard nahm die Mitte der geräumigen Halle ein und durch die viereckigen, mit ſteinernen Rahmen eingefaßten Fenſter brach nur ein ſpärliches Licht zur Erhellung des großen Raumes, das noch durch die zahlreichen Schlinggewächſe, namentlich das dunkle Laub des Epheu's, ſehr verdüſtert ward. Es war die ächte Wohnung eines altengliſchen Jagdliebhabers.

Byron würde kaum lange in dieſer Halle geblieben ſein, hätte nicht eine Erſcheinung ſein Auge gefeſſelt, die unmittelbar aus den ewig heitern Räumen des Himmels herabgeſtiegen zu ſein ſchien. In einem Winkel des Zimmers ſtand ein Fortepiano, und davor ſaß in allem Reiz jungfräulicher Anmuth ein Mädchen von etwa ſiebzehn Jahren, deren kaum entwickelte Körperformen aus der himmelblauen Faltenwoge eines ſeidenen Gewandes, glänzend, wie eine Nymphe aus der ſchimmernden Fluth, heraufſtiegen. Eine natürliche blonde Lockenfülle ſchmiegte ſich, wie gebundene Sonnenſtrahlen, um den ſtolzen Nacken und die Marmorweiße des Buſens. Der kleine Fuß ruhet auf einem rothſammetnen Schemel, von dem loſe geſchlungenen Gürtel, der die Hüften nur deshalb zu umwinden ſchien, um ihre üppigen Formen und die Harmonie aller Glieder deutlicher hervorzuheben, hing ein Schlüſſelbund herab.

Eben als Byron eintrat, berührte ſie mit ſanftem Finger

die Tasten des Instruments und entlockte dem verschlossenen Wohllaut der Saiten eine jener Melodien, die jedes Gemüth so tief und bleibend ergreifen. Es war ein wälisches Lied, das in einfachen Tönen aus den zitternden Saiten heraufquoll und den lauschenden Byron mit Einem Zauberschlage nach den dunklen Schluchten und nebligen Bergeshäuptern des schottischen Hochlandes versetzte. Mit einer Stimme, die Gefühl mit Bildung vereinigte, stimmte die Jungfrau den Gesang des so zarten und rührenden Liedes: „Mary Anne" an und führte ihn mit so natürlichem Wohllaut und so tiefer Empfindung durch, daß Byron, wie von unsichtbaren Fesseln umschlungen, zur Statue ward, und Staunen, unnennbares Glück und tiefstes, seligstes Entzücken in einem Moment empfand.

Erst als das Lied beendigt war, begegneten sich die Blicke Beider. Miß Chaworth bewältigte zuerst ihre Ueberraschung und ging dem Knaben mit einer natürlichen Anmuth entgegen, die durch die Leichtigkeit ihrer Bewegungen und die Absichtslosigkeit, womit sie die holde Schamröthe von der feinen Wange zu verscheuchen suchte, noch mehr an Zauber gewann.

Gewiß mein Vetter Byron? redete sie den Ueberraschten mit gewinnender Vertraulichkeit an, bemüht, die Ueberfülle der über den Nacken und den leicht verhüllten Busen herabstürzenden Locken in einige Ordnung zu bringen. Es ist recht hübsch von Ihnen, fuhr sie fort, daß Sie sehen, was wir in Annesley-Hall machen. Es wird Ihnen nur nicht sehr gefallen, denn es liegt Alles in der entsetzlichsten Unordnung umher. — Aber das wird sich alles von selbst fügen und passen. Zuerst, Vetter, kommen sie von Nottingham? Ja? — Warum haben Sie denn Ihre Mutter nicht mitgebracht?

Sie ergriff Byrons Arm und zog ihn mit sich zum Sopha, das an der andern Seite der Halle, dem Fortepiano

gegenüber ſtand. Entſchuldigen Sie, Miß, ſtammelte der Knabe, deſſen von Natur etwas ſchüchternes Weſen noch durch den Zwang der Schule und das auf derſelben herrſchende abgeſchloſſene Leben im Umgange ängſtlich und eckig geworden war, ich hätte mich wol eigentlich anmelden ſollen.

Was, anmelden? lachte Mary. Nun das fehlte noch! Nein, liebſter Vetter, wenn Sie gleich ein großer Lord ſind, zwiſchen uns, ſollte ich meinen, ſei das Anmelden ganz überflüſſig. — Nicht wahr, Gorden, ſetzte ſie hinzu und legte ihren vollen Arm, deſſen blendende Weiße durch die dünne Umhüllung hindurchſchimmerte, in ſchweſterlicher Vertraulichkeit um Byrons Nacken, in Bath waren wir recht vergnügt zuſammen? Himmel, wie glühten Sie bei Lady Riddel im türkiſchen Coſtume, als Sie mich durchaus entführen wollten, und es die Mutter nicht zugab. Und ich hätte mir's, glaub' ich, wahrhaftig gefallen laſſen, und den Scherz herzlich gern in Ernſt verwandelt. Wirklich, ich konnte Sie damals ganz gern leiden.

Und jetzt ſcheint es, muß ich das Gegentheil fürchten? warf Byron in ſchüchterner, kaum halblauter Frage dazwiſchen, indem die Gluth der eigenen, aufſtürmenden Gefühle und der warme Hauch, der wie ein magnetiſcher Strom von dem umſchlingenden Arme Mary's ſich über ſeinen ganzen Körper ergoß, dieſen in unbekanntem Zittern vibriren ließ.

Warum? erwiederte ganz ernſthaft die unbefangene Mary und ließ den Strahl ihres tiefblauen Auges ſo wärmend hell mit dem Gluthſtrom zuſammenrinnen, der aus des Knaben Auge flammte, daß es ihn wie ein Fieberſchauer durchſchüttelte und ſeinem ganzen Weſen ein Gefühl mittheilte, von dem er ſich keine Rechenſchaft geben konnte. Da er die Antwort ſchuldig blieb, fuhr ſie fort: Lieber Bruder, laß das Zierlichthun. Wir kennen einander, und ſind nahe genug verwandt, um uns wie Bruder und Schweſter zu duzen.

Theure, liebſte Mary! ſtotterte Byron und drückte die warme Hand des Mädchens an Lippen und Augen, als wolle er aus dem Gefühl ſich von der Wirklichkeit des Glückes überzeugen, das ſo plötzlich aus hellem Himmel herabgeſunken war in ſeine Arme.

Nenne mich kurz und ohne Umſtände: Schweſter, erwiederte die Miß. Es iſt am bequemſten ſo, und ich muß dir ſagen Bruder, ich liebe die Bequemlichkeit, obgleich ich ein Mädchen bin. Putz, hübſche Kleider, was Apartes, recht Glänzendes? — nun ja, das laſſe ich mir wol auch gefallen, aber frei muß es ſein und luſtig! Darum lob' ich mir die Waldluft, das Wieſengrün, eine friſche, muntere Jagd und ein liebliches Lied. Ich habe gehört, Bruder, daß in andern Ländern nicht beſonders viel auf das Jagen und Reiten gegeben wird. Iſt das wahr, du Gelehrter?

Ich glaube, man ſpricht davon, Schweſter.

Und ich ſage dir, daß es dumm iſt und langweilig! Und wenn in Alt-England das Jagen und Reiten abkommen wird, dann geh ich fort in alle Welt. Da ſieh dich einmal um, Bruder, wie gefallen dir dieſe Wandverzierungen? Mutter wollte ſie abnehmen und in irgend eine alte Kammer werfen laſſen, indem ſie meinte, es ſei nicht mehr Sitte, man müſſe franzöſiſche Tapeten und purpurne Gobelins an deren Stelle anbringen, aber das ließ ich nicht geſchehen. Nein, Mutter, ſagt' ich, das iſt ächt altengliſch und muß ſchon deshalb bleiben, weil es der Vater gern hatte und ein tüchtiger Jäger war. Da lachte die Mutter und ließ es. Ja, ja, Bruder, die Jagd-Alterthümer haben in mir eine gar wackere Beſchützerin. — Gehſt du gern auf die Jagd?

Eben ſo gern, als ich das Schießen liebe. Nicht — ich wollte ſagen, es iſt häßlich, daß man auf der Schule gar nicht jagen, und das Schießen nur heimlich betreiben darf.

Aber du kannſt doch ſchießen?

Gewiß. Sieh nur her! Dort den Billardball auf dem Fenſterſims treffe ich gerade in der Mitte. — Er hatte bereits eine glänzende Piſtole aus der Taſche gezogen, den Hahn geſpannt und wollte eben auf das Ziel anlegen. Da erſt ließ ihn der ängſtlich laute Schrei Mary's bemerken, daß er im Begriffe ſei, eine ſeiner Thorheiten zu begehen, durch die er ſich in Harrow mancherlei Verdrießlichkeiten zugezogen hatte. Das erſchrockene Mädchen war ihm zugleich in den Arm gefallen und hielt in der Angſt des Augenblicks ihre kleine Hand vor die Mündung der Piſtole.

Böſer, böſer Vetter! rief ſie, ein Lächeln halb unterdrückend, während an den ſeidenen langen Wimpern ſich eine Thräne bildete. Du biſt ein entſetzlicher Menſch, willſt im Zimmer mit Augeln nach Billardbällen ſchießen!

Ein vergnügliches, recht herzliches Gelächter folgte dieſem erſten Ausruf der Verwunderung. Byron zitterte, tiefe Bläſſe bedeckte ſein Geſicht. Angſtvoll, der liebreich-naiven Sorgfalt gedenkend, mit der Mary die Kugel aufzuhalten gedachte, ſetzte er den Hahn in Ruhe, als Miſtreß Chaworth eintrat und mit einigem Staunen, in das ſich ein leiſer Zug von Unmuth miſchen mochte, den fremden Gaſt betrachtete.

Denken Sie ſich Mutter, rief das Mädchen der Eintretenden zu und eilte ihr entgegen, da hat uns Vetter Gordon beſucht, und wie ich ihn frage, ob er auch jagen und ſchießen könne, zieht er ein Piſtol aus der Taſche und will den Billardball dort vom Fenſterbret herunterpuffen. Iſt das nicht allerliebſt?

Ueber das Geſicht der Miſtreß Chaworth zog ein Lächeln, dem eine geringe Doſis Ironie beigemiſcht war. Sie empfing den ſo unerwartet eingetroffenen Vetter mit jener höflichen Zurückhaltung, unter der hergebrachte Sitte die offene Herzensſprache zu verbergen pflegt. Denn der Convenienz zu Liebe wird manches Opfer gebracht, deſſen Folgen ſich nicht immer

berechnen laſſen. Bei Miſtreß Chaworth war dies nicht der Fall, da die Art und Weiſe, wie ihr der ungeſtüme Vetter vorgeſtellt wurde, nicht eben geeignet ſein konnte, der Herzlichkeit zu viel Raum zu geſtatten. Dennoch begrüßte ſie ihn freundlich, und um den Verſchüchterten nicht noch mehr in die Enge zu treiben, ſetzte ſie lächelnd hinzu: Da werden Sie meiner Mary ein unausſprechliches Vergnügen gewähren, wenn Sie von Jagen und anderen ritterlichen Künſten ein eben ſo großer Freund ſind, als dies loſe Kind. Den halben Tag ſpricht ſie nur von Pferden, Falken und Zubehör, und hat mir ſchon vorgeklagt, daß es gar keine Jäger in der Nähe gäbe, die ihrer Neigung ein genußreiches Schauſpiel gewähren konnten.

Das ſoll nun ſchon anders werden, ſagte Mary. Der Vetter muß dableiben, wir ſtreifen durch den Wald, jagen und vergnügen uns, und wollen ein Leben führen, wie die Könige!

Da Miſtreß Chaworth auf die Erwiederung ihrer Tochter ſchwieg, nahm Byron das Wort. Es lockte mich unwiderſtehlich, ſagte er, Annesley-Hall zu beſuchen, da ich drüben in Newſtead war und meine lebhafte Couſine in dieſen alterthümlichen Mauern wußte. Ich werde die Ferien in Nottingham zubringen, und da ich wahrſcheinlich des Städtelebens bald überdrüſſig werden möchte, ſo gedenke ich mit Ihrer Erlaubniß von Zeit zu Zeit in Annesley-Hall einzukehren, um meiner muntern Schweſter Geſellſchaft zu leiſten.

Nicht nur dies, lieber Gordon, wird uns ſehr angenehm ſein, erwünſchter noch wäre es, wenn Sie die Zeit der Ferien über ihren Wohnſitz ganz zu uns verlegten. Das Landleben, die offene Gegend, die Nähe ihres Stammſitzes, würde Sie erheitern und erfreuen, und wenn Sie es zufrieden ſind, ſo will ich noch heut an Ihre Mutter ſchreiben und ihre Einwilligung dazu erbitten. Noch vortrefflicher wär' es, wenn Miſtreß Byron ſelbſt mit von der Partie ſein und auf einige Wochen

Annesley-Hall mit Nottingham vertauschen wollte. Es lebt sich recht heiter hier, wenn man sich mancher Bedürfnisse entschlagen kann, die nur zur äußerlichen Verzierung des Lebens gehören.

Nichts konnte Byron erwünschter sein, als dieser Vorschlag. Er ging mit um so größerer Freude darauf ein, als Mary unerschöpflich war in Aufzählen alles dessen, womit sie in dieser Zeit mit ihm gemeinschaftlich die Zeit möglichst angenehm hinbringen wollte. Die liebenswürdige Flatterhaftigkeit ihres Naturells sprach den Knaben wunderbar an. Bisher dem eigentlichen Leben entzogen durch die strenge Schulzucht, die der Welt eher entfremdet, als in sie einführt, ward plötzlich der Schleier von diesem Allerheiligsten seiner still genährten Wünsche durch so zarte Hände zurückgehoben, daß er in einen Himmel zu blicken wähnte, in dessen endlos weiten Räumen für all sein innerstes Sehnen und Hoffen Befriedigung zu finden sein mußte.

Der Fieberpuls des Lebens hatte sein Herz noch nicht erbeben gemacht. Rein, eine unentweihte Chrysalide, lag seine Seele auf der Proteusmuschel eines Daseins gebettet, dessen Lippen sich kaum erschlossen hatten, um an dem thauigen Aether sich zu nähren, in dem Tausende sich selbst verzehren. Sein erster Blick in die Welt war ein glücklicher, ganz geeignet, das Dämonische seiner tieferen Natur mit dem Engelsfittig für immer zu bedecken, oder es in leidenschaftlichem Leben zu entfesseln und hinzugeben dem Vernichtungskampfe mit den trüben Mächten des gemeinen Lagers. Es war keine Faser in Byron, die nicht der Leidenschaft fähig gewesen wäre. Er starb, er verkümmerte, gleich dem Salamander im kühlen Abendwinde, wenn nicht die Leidenschaft die Welt seines Innern durchzog. Mit ihr allein konnte er die Pyramide seines Daseins aufbauen und mit ihr emporsteigen zur Sonne, von der die Leidenschaft ja auch ein Strahl ist, wenn auch nur ein gebrochener.

In dem Augenblicke, wo Miß Chamorth in der verführerischen Jungfrauenschöne vor ihn trat, brach das künstliche Gebäude seiner Freundschaften zusammen, wie ein Kartenhaus. Die bloße Ahnung eines Kusses reichte hin, es zu zerstören. Er kannte keinen Freund mehr, all seine Gefühle vereinigten sich in dem der erwachenden Liebe, die um so glühender und verzehrender ward, als sein noch so jugendliches Alter jeder sinnlichen Regung völlig fremd blieb. Byron liebte in Miß Mary's Körper die schöne Hülle eines Geistes, dessen Wehen wie kühlende Lüfte in seine gährende, stürmisch aufgeregte Brust schlugen. Er spielte mit ihrem Haar, konnte stundenlang in die ungetrübte Unschuldsquelle ihres himmelblauen Auges sehen, und stieg, stark und kräftig an Geist und Herz, aus diesem Augenbade wieder empor an den irdisch-seichten Tag. Nie vielleicht gab es zwischen zwei so lebhaften Charakteren eine heiligere, keuschere Liebe, und nimmer war die Wuth, in der wenigstens der Eine sich läuterte, reiner und lauterer. —

Mary zog den lieben Bruder, wie sie ihn nannte, nach der Unterredung mit ihrer Mutter in den Garten. Sie zeigte ihm ihr eigenes kleines Gärtchen, das ein zierliches Staket von dem übrigen Revier trennte. Hier herrschte eine liebliche Ordnung, an der sich leicht das Walten eines weiblichen Wesens erkennen ließ.

Siehst du, Bruder, sagte sie, mit ihm in eine Jelängerjelieber-Laube tretend, an deren Seiten eine weiche Moosbank sich kunstlos erhob, hier werden wir zusammen frühstücken. Dann liest du mir vor oder ich dir, wer nun gerade Lust hat, und dann kannst du nach Tannenzapfen oder Billardbällen schießen, wie dir's beliebt. Ich werde dir Gesellschaft leisten. Sie legte ihren Arm wieder in den des Knaben und ging dem größeren Garten zu. Kannst du das Fenster da oben erkennen, Bruder? fragte sie, schelmisch nach einem Stübchen deutend, dessen Aussicht zunächst nach dem Gärtchen hinausging.

Hältſt du mich für blind, Schweſter?

O, das kommt vor, ſcherzte Mary fort. Ihr jungen Leute ſeid oft mit ſehenden Augen blind, und vollends ihr von den gelehrten Schulen! Das viele Studiren blendet die Augen, ihr ſeht das Fernſte und fallt über die nächſten vor euch liegenden Gegenſtände. Alſo du ſiehſt das Fenſter?

Faſt ſo gut, wie dich; doch wär' es kein Wunder, wenn ich bei dem Lächeln der Roſen alle Fenſter der Erde vergäße. Noch nie bis heut wußt' ich, daß Roſen zu lächeln vermögen.

Bin ganz dumm von deinem Geſchwätz.

Soll ich dich klug machen?

Thu's, Bruder, ich werde dir's lohnen.

Gewiß? Nun ſo laß mich das Lächeln zweier Roſen auffangen mit meinen Lippen. Wenn es hinablächelt in mein Herz, vielleicht befindet es ſich dann minder glücklich und will erlöſt ſein durch eine ähnliche Lippenfrage. Er drückte die volle Geſtalt zitternd an ſeine Bruſt und raubte der Widerſtrebenden einen Kuß.

Dafür giebt's keine Belohnung, verſetzte Mary, ſich losringend aus den umſchlingenden Armen des Knaben. Das muß beſtraft werden und deine Strafe ſoll darin beſtehen, daß du dort in jenem engen Stübchen ſchlafen ſollſt in einem Bett, über dem ein bärtiges Geſicht lauter böſe tückiſche Träume breitet.

Dank, Dank dir, theuerſte Schweſter! rief Byron und wollte ihren Mund nochmals an ſeine Lippen drücken. Mary aber entwiſchte ihm und eilte, leicht wie eine fliehende Gazelle, durch die dunklen, beſchnittenen Taxuswände des Gartens dem weitläuftigeren Park zu, der ſich allmälig im Walde verlor.

Einige Sekunden ſah er, in glücklichem Anſchaun verloren, der Fliehenden nach und weidete ſich an der ſchlanken Biegſamkeit ihrer ſchönen Geſtalt. Die aufknoſpende Jungfrau

frau hatte die letzte Hülle gesprengt, und trat jetzt ein in die Sonnenhelle des Lebens, das lachend vor ihr ausgebreitet lag und der Herrlichen alle Gaben entgegenhielt, die es in reicher Fülle in seinem Schooße verbirgt. Leicht, wie des Himmels Aetherduft, schmiegte sich das weiche Seidengewand an den schönen Leib, und als sie, wie beschwingt, hinter den Blättern des Ahorn und der Platanen verschwand, da fürchtete er, ein Traum möge ihn mit dem verführerischsten Gebilde seines Zauberreiches geneckt haben, und stürzte sich ihr nach in die zusammenrauschende Woge des duftigen Waldes.

Lachend und scherzend lockte die Heitere den Nacheilenden in das dichteste Baumlabyrinth, und wenn er sie zu haschen vermeinte, entglitt sie ihm aufs neue, um ihn wieder zu locken und nochmals zu täuschen. Erst als Beide ermüdet waren, ergab sie sich dem Glühenden und ließ es gern geschehen, daß Gerdon sie am Arm faßte und nach einer nahen Bank geleitete. Das volle, glänzendblonde Haar fiel ihr aufgelöst über das Gesicht; mit wollüstigem Behagen ließ es Byron durch seine Hand gleiten und ordnete es mit Mary's stillschweigender Einwilligung in zahlreiche Flechten.

Das wäre nun also unsere erste Jagd gewesen, sagte sie nach einer Pause. Der Anfang war allerliebst, obgleich wir Beide wenig Vortheil davon haben. — O weh, Gerdon, du raufst mich ja mit deinem Getändel!

Schlag mich, Schwester, wenn ich dir weh gethan. Bitte, thu's! Ich kann es nicht ertragen, dich leidend zu wissen.

Wenn es mir nun aber Vergnügen machte? Willst du mich tyrannisiren? Geh, geh! Ich will frei sein und ungebunden, und thun und lassen, was ich will.

Sie sprang auf und eilte abermals die Gänge entlang. Kaum konnte Byron diese übersprudelnde Laune und heitere Gemüthlichkeit fassen. Er war nahe daran, sich beleidigt zu fühlen, aber ein Blick auf die Forteilende, die mit den Lüften

im ſchwebenden Laufe vertrauter zu ſein ſchien, als mit der Erde, drückte das Siegel des tiefſten Schweigens auf ſeine tobenden Leidenſchaften, und frei und glücklich folgte er abermals der ſchalkhaft Neckenden. —

Als auch dieſe zweite Uebung im Jagdunterricht, wie Mary ihn nannte, vorüber war, machten Beide einen kurzen Ausflug in die nächſte Umgegend und fanden bei ihrer Zurückkunft nach Annesley-Hall bereits eine Antwort von Miſtreß Byron vor, die mit der getroffenen Einrichtung ſich einverſtanden erklärte, nur dann und wann einen Beſuch ihres Sohnes in Nottingham verlangte, und in einiger Zeit ſelbſt auf mehrere Tage nach Annesley-Hall zu kommen verſprach. Byron's Glücksſtern ſtand im Zenith und goß die ganze Fülle ſeines Lichtes auf ihn herab. Er ward ausgelaſſen, wie ſelten und erſt, als er ſpät Abends das kleine Zimmer betrat, unter deſſen Fenſter Mary's ſorgſame Hand ihre Blumen pflegte, ſtieg die düſterernſte Geſtalt der Wahrſagerin wieder vor ihm auf und ſchreckte die laute Freudigkeit ſeiner Seele in verſchwiegenere Stille zurück. —

Nach Verlauf einiger Tage war der Knabe in Annesley-Hall ſo heimiſch geworden, als ſei es ſein Geburtsort, in ſeinem Weſen aber konnte man eine auffallende Veränderung wahrnehmen. Das Kindhafte, was ihm noch anklebte, war völlig abgeſtreift und eine ſinnende Männlichkeit an deſſen Stelle getreten. Die Liebe macht ſchnell heimiſch und führt den Geiſt zu frühzeitiger Reife. In helleren Tinten drängt ſich die Welt dem Auge entgegen, in den Glanz des jungen Lenzes kleidet ſich alles Leben. Und auch die innere, dem Auge unſichtbare Welt tritt an einen neuen, ſchöneren Tag. Der Fittig des Genius hat ſie berührt, den wahrhaftigen Menſchen herausgelockt aus ſeinen verſchloſſenſten Hüllen. Sie iſt die Sonne, die ohne vorbereitendes Morgenroth, plötzlich am reinen Himmel kindesfrommer Geiſtesunſchuld den großen Tag des Erkennens

in der Bruſt des Menſchen heraufführt, an deſſen Sinken ein völliger Untergang des ganzen Daſeins gebunden iſt. —

Der junge Gerdon, faſt Knabe noch, aber angekommen auf jener fein gezogenen Grenzlinie, die ſo ſcharf die harmloſe Kindheit von dem weltbedrängten Jünglingsalter ſcheidet, hatte die erſten ungetrübten Lebensſtunden in dieſem Sonnentage der Liebe zurückgelegt. Noch kam er ſich ſelbſt wie ein Träumender vor, um den die bunten Geſtalten der luftigen Gebilde mit ſummendem Munde ſchwirren. In die Zauberwelt des Mährchens ſah er ſich verſetzt, und er genoß mit verſchwiegenem Frohlocken von dem klaren Nektar, der ihm geboten ward. Dennoch lag etwas in dieſer unſchuldreinen Glückſeligkeit, was ihn beängſtigte. Ein Gefühl, ihm ſelbſt unerklärlich, ſträubte ſich gegen jede neue Freude, die ungeſucht, unaufgefordert an ihn heranhüpfte und ſein blaſſes Geſicht mit dem Roſenflor der Ueberraſchung verhüllte. Nur dunkel glaubte er den Grund davon zu ahnen, und abermals drängte ſich ein düſterer Glaube in die glänzend ausgeſchmückte Zelle ſeiner inneren, jungfräulichen Welt.

5.

Aus dem Walde ſprengten zwei Reiter. Die fruchtbare Fläche, die ſich bis zu einem fern gelegenen Hügel erſtreckte, bot einen zum Wettrennen geeigneten Grund. Die Reiter ſchienen dies benutzen zu wollen, indem beide ihre muthigen Roſſe zu dem angeſtrengteſten Laufe ſpornten. Tracht und ſchlanke Taille ließen in dem Einen eine muthige Jungfrau erkennen, deren volle Körperformen von dem grünſeidnen Reitkleide eng umſchloſſen wurden. Der feine Kaſtorhut mit dem grünen, wehenden Schleier, ſaß leicht und keck auf der blendend hellen Lockenfülle, und ein paar lebensluſtige Augen blickten ſo ſorglos heiter in die Welt, wie es nur der Jugend ver-

gönnt iſt, noch behütet von dem unſichtbaren Genius kindlicher Unſchuld. Der zweite Reiter war ein kräftiger Knabe, in deſſen keckem Blick eben ſo viel Hingebung als ſtarrer Trotz funkelte.

Das feurige Roß des Knaben gewann bald den Vorſprung und langte um einige Sekunden früher am Hügel an, als das der Jungfrau. Der jugendliche Reiter war ſchon abgeſtiegen, als ſeine Gefährtin herangaloppirte. Lachend begrüßte er ſie, indem er ihr zurief: Verloren, verloren! Und die Wette muß bezahlt werden, ehe dein Fuß die Erde berührt.

Ich bin's zufrieden, erwiederte die Jungfrau und winkte dem Knaben zu ſich. Komm nur her, lieber Gordon. Das wird ſich ganz allerliebſt ausgleichen laſſen. — Der Knabe reichte ihr die Hand, um ihr vom Pferde zu helfen, behend aber ſetzte ſie ihren Fuß auf ſeine Achſel, während ſie mit ausgelaſſenſter Heiterkeit ihre Reitgerte auf die Schultern des Knaben ziemlich unſanft herabfallen ließ. Dieſer krümmte ſich, die muthwillige Schöne verlor das Gleichgewicht und ſank unwillkührlich dem Freunde in die ausgebreiteten Arme. Den Augenblick der Verwirrung benutzend, umſchloß er ſie feurig und raubte der Widerſtrebenden viele Küſſe.

Strafe für Strafe! rief er herzlich lachend aus, das ſchöne Mädchen noch enger an ſein bebendes Herz drückend. Die Zahl der Wette hab ich mir genommen, jetzt mußt du die Buße für deinen Uebermuth abtragen! Und wieder bedeckte er mit ſanften Küſſen ihre blühenden Lippen. Erſt als ſie, der ſüßen Gewalt weichend, ſich freiwillig ſeinen ſtürmiſchen Liebkoſungen überließ, war er befriedigt, reichte ihr den Arm und geleitete ſie nach dem Hügel, deſſen Gipfel mit einem Diadem ſchlanker Ulmen und dunkel belaubter Eichen geſchmückt war. Eine weite Ausſicht in die Gegend bot ſich von da herab dem Auge dar. Auf der einen Seite lag die Abtei im Schatten des Thales, auf der andern zwiſchen den friſchen Baum-

gruppen ſchimmerten die hohen Schornſteine von Annesley Hall. Weiter hin zwiſchen ſorgfältig gepflegten Hecken und wogenden Saaten lagen Meiereien und Pachthöfe in bunter Unordnung überall hin zerſtreut.

Hier lagerten ſich die beiden Reiter am Abhange des Hügels in das duftende Gras, mehr ſich ſelbſt als die Gegend betrachtend. Geraume Zeit ſaßen Beide ſchweigend neben einander, dann begann die Jungfrau in aller Unbefangenheit eines reinen Herzens dem Knaben Sagen von Robin Hood und ſeinen Geächteten zu erzählen. Der Knabe ſchwieg, aber ſein Auge hing an dem Munde des ſchönen Mädchens. Seine ganze Seele klammerte ſich feſt an jedes Wort, das von der blühenden Lippe, wie ein lebender Thautropfen, in ſein Herz fiel. Er athmete nicht, er war nicht mehr. Sein ganzes Weſen war aufgelöſt und pulſirte nur noch in ihr. Sie war ſein Ton, in dem er fortklang, wie eine berührte Saite.

Wie du heut ſtill biſt, Gordon, unterbrach ſie ihr eigenes, harmloſes Geſchwätz. Was ſiehſt du mich denn ſo unverwandt an? In deinem Auge glüht und ſchimmert es, wie das milde Licht eines Johanniswürmchens. Haſt du den armen Thierchen nachgeſtellt und ihnen die Flammen ausgeſogen mit deinen bezaubernden Blicken?

Ach Mary, ich bin ja blind und finſter, wenn ich nicht Licht trinken kann aus dem Quell deines Auges! Du machſt mich zum Sterngucker, Holdſelige, aber wahrhaftig, ich werde wol ſchwerlich viel Welten entdecken! Seit ich meinen glänzenden Morgenſtern gefunden habe, ſind alle Sonnen erloſchen, nur in ſeinem mildwarmen Licht will ich mich baden.

Und wenn nun eine Wolke den Stern verdunkelte? Du Schwärmer!

Dann wird eine tiefe Seelenfinſterniß über mich herein

brechen und zertrümmert Welt und Himmel zu meinen Füßen niederſtürzen.

Gordon, das müßte ein groſses Geräuſch geben!

Nur Mary würde es hören, erwiederte der Knabe und verſank abermals in ſein ſchwärmeriſches Betrachten der Geliebten, die es ungehindert geſchehen ließ, daß er in ſüßem Liebesſpiel ihre Flechten auflöſte und mit den ſchimmernden Haaren ſein Geſicht bedeckte.

Siehſt du, Mary, ſagte er, nun kann ich leben. Gehüllt in die Atmoſphäre meines glänzenden Morgenſterns erwärmt ſich mein Gemüth, ſonnige Gedanken gehen befruchtend in meiner Seele auf und ſteigen wie Leuchtkugeln empor in den dämmernden Lebenshimmel, der ſich über mir ſo ſtill und heiter aufwölbt. —

Lieber, träumeriſcher Bruder, entgegnete Mary, was haſt du denn nun an dieſen garſtigen Haaren? Laß mich! Um Gottes Willen, wenn uns Jemand ſähe, ich müßte mich blutroth ſchämen — ſo unordentlich — ſo aufgelöſt!

Byron neckte die Geliebte und ließ ſich nur mit Widerſtreben den weichen Haarſchleier ablöſen, womit er ſein Geſicht verhüllt hatte. Endlich hatte ſich Mary ihrer Flechten wieder bemächtigt, ſie geordnet und den quellenden Reichthum unter den Reithut gezwungen.

Gordon, ſagte ſie, wenn du nicht mehr in Annesley-Hall über Nacht bleiben willſt, ſo werd' ich böſe. Abends, weißt du, iſt es immer am ſchönſten. Dann regt ſich ein wunderbares Leben in den Taxuswänden des Gartens, die Blätter bekommen Stimme, die Blumen tönen und zuweilen, fügte ſie lächelnd hinzu, fängt wol auch der Morgenſtern an, eine leiſe Melodie zu ſpielen. Was hält dich ab, Gordon, die Nächte wie ſonſt bei uns zu verleben?

Du weißt es ſchon, Mary. Dein Großvater will

mich nicht dulden. Ich bin ein abergläubiſcher Menſch und fürchte mich vor Geſpenſtern.

Wenn das deine tapferen Ahnen wüßten, ſo würden ſie dich ebenfalls als Geiſter beſuchen und ihren furchtſamen Enkel fortſchrecken aus dem Beſitzthume, das ſie nur ihrem Muthe zu danken haben. Was würde der kühne John Byron, dein Urahn, dazu ſagen, der treue Kampfgenoſſe Richmonds bei Bosworth?

Loben würde er mich, leuchtender Morgenſtern, rief Byron aus. Denn du mußt wiſſen, liebe Schweſter, daß ich nur deswegen in Newſtead ſchlafe, um meine Ahnen mit den deinigen zu ſühnen, da ſtehe ich denn ſchon auf ziemlich gutem Fuße mit ihnen, nur eine einzige Bedingung machen ſie mir zur unerläßlichen Pflicht.

Und was iſt dies für eine Bedingung? fragte Mary.

Kannſt du rathen, Schweſter?

Ich gebe lieber Räthſel auf, als daß ich ſie löſe.

Dann gieb acht, Mary, ich will dir's ſagen. — Das holde Mädchen bog ſich zurück in das blühende Gras. — Leiſer Hörnerklang erwachte in abgeriſſenen Tönen aus dem nahen Walde.

Die Geiſter meiner Ahnen verlangen, daß der Morgenſtern von Annesley-Hall ſein Licht herüberneigen ſoll nach der alten Abtei. In Newſtead ſoll er des Abends, in Annesley des Morgens ſtehen, und nur Ein Himmel ſoll über beide ſich ausſpannen. Ob dem Morgenſtern dieſe Reiſe zu weit ſein wird?

Byron heftete ſeine ganze Seele an die Lippen des Mädchens. Er ſah und hörte nichts, das leiſe Beben von Mary's Herzen war der einzige Puls, den es für ihn gab in dem unendlichen Weltall. Die Geliebte ſchlug ſchüchtern das Auge nieder.

Es iſt gut, ſagte ſie endlich ausweichend, daß du die Pforte

an der Mauer geöffnet hast. Vielleicht kann der Morgenstern im Stillen hineinschlüpfen in die finstern Hallen der Abtei.

Er kann, er wird es können, theuerste Schwester! rief Byron, die Seele dem entfesselten Strome seiner tiefsten Empfindungen hingebend. Er legte seinen Arm um ihren Leib, sein Gesicht beugte sich, in den Verklärungsschein der ersten, heiligsten Liebe gehüllt, über das sanfte Antlitz der Geliebten. — Da klang der helle Schall einer fröhlichen Fanfare aus der nahen Waldung, lautes Hundegebell scholl dazwischen, und ein glänzender Jagdzug brach mit jubelndem Halloh aus dem Gebüsch. Eine hohe, schöne Jünglingsgestalt, im eng anliegenden Jagdkleide, den geschmackvollen Jagdhut malerisch auf die Locken gedrückt, sprengte auf einem unbändigen Rosse, das er leicht und sicher regierte, der Parforcejagd voraus; ihm folgten die übrigen Jäger mit den Hörnern, umflogt von der keuchenden Meute.

Lautlos sahen die beiden Ruhenden von dem Hügel herab dem stürmisch vorüber eilenden Jagdzuge nach. Der Anführer mußte sie bemerkt haben. Er hielt auf einige Augenblicke seinen schäumenden mit weißem Schweiß bedeckten Rappen an, und wohlgefällig dem anmuthigen Mädchen zulächelnd, zog er mit leichtem Anstande den Federhut, schwenkte ihn mit graziöser Verbeugung gegen den Hügel und sprengte dann seinen Gefährten nach, mit einer Sicherheit und gewandten Haltung, die einen in allen ritterlichen Künsten Wohlbewanderten deutlich bekundete.

Mit sichtbarem Wohlgefallen nahm Mary diese artige Huldigung auf und verfolgte freudigen Blickes die im schönsten Ebenmaß gebildete Gestalt des Reiters, bis sie hinter Sträuchern und Bäumen verschwand. Das Jagdhorn hörte man noch lange rufen, bis es endlich in weiter Ferne verhallte.

Auf Byrons Stirn war eine Wolke getreten. Seine Gedanken wälzten geschäftig düstere Bilder in den Vor-

dergrund ſeiner Seele. Iſt Mary ein Mond, fragte er mit ſchlecht verhehltem Unmuth ſeine Gefährtin, daß ſie der Spur einer Erſcheinung folgt, die geſchickt einige Flitter aus dem Kleide der Sonne geſtohlen hat?

Es war ein ſchöner Jüngling, Gordon, verſetzte arglos die Angeredete, während ein hohes Inkarnat Geſicht und Nacken überzog.

Die geborgten Sonnenſtrahlen ſcheinen ſehr warm geweſen zu ſein. Der Mond glüht, wie die Purpurroſe. — Wie, Mary, liebſt du mehr den ſtillen Glanz des Sternes im Oſten oder den Gluthhauch der Mittagsſonne?

Mir iſt beides recht, Bruder, verſetzte ſie aufſtehend, aber wirklich, noch nie habe ich einen ſo ſchönen Jäger, ſo vollendet in allen ſeinen Bewegungen, geſehen! Ich möchte ſchon wiſſen, wer es iſt!

Ich weiß es, Mary.

O, bitte, bitte, ſag' mir's! — Nicht? Ei ſieh! — Nun, ich bitte nochmals, was ſoll ich dir geben? — Doch nein, das geht nicht. — Ja, Bruder, lieber, hartnäckiger, allerliebſter böſer Bruder, du ſollſt dir wieder ein Netz machen dürfen aus meinem Haar, wenn wir nach Annesley-Hall kommen, nur bitte, ſage mir, wer der Jäger war?

Haſt du einmal den wilden Jäger geſehen?

Nein, Gordon! Er muß entſetzlich ausſehen.

Gerade wie dein Ideal, verſetzte Byron. Es war der wilde Jäger, der dich gegrüßt hat.

Du biſt grauſam, Bruder, und ich will dich ſtrafen dafür, ſagte Mary. Sie eilte den Hügel hinab und beſtieg ihr Roß. Ehe Byron folgen konnte, war ſie ſchon fortgeſprengt. In wildem Jagen eilte er ihr nach, eine Hölle von Gefühlen in ſeinem Herzen. Jede Leidenſchaft ſchwoll zu einem Ungeheuer, nur die phyſiſche Kraft gebrach noch dem jugendlichen Knaben, um ſie in ihrer ganzen Zerſtörungsluſt hinauszujagen in die Welt. Sie

wühlten ſich in ſeine Seele ein und vergifteten das reine Heiligthum mit dem Peſthauch ihres Athems, der ſich wie ein trüber Rauch anlegte an den Kryſtall ſeines lichthellen Geiſtes und mit farbigen Bildern jede klare Ausſicht zu täuſchen begann! Verſtimmt und allein kam er nach Annesley-Hall zurück. Mary hatte die Wohnung ſchon früher erreicht. Ohne zu ſprechen ſaßen beide einander gegenüber in der großen Halle, gewöhnlich nur „der Betſaal" genannt. Mary ſummte ſich ein Lied, Byron zerraufte ein Bündel Feldblumen, das ihm die Geliebte gepflückt hatte. —

Unter dieſem Schmollen, das wie eine bös weiſſagende Windſtille aller Gefühle das geſchwellte Segel gegenſeitiger Zuneigung plötzlich ſchlaff an den Maſt der luftigen Gondel herabhängen ließ, kam der Abend heran. Miſtreß Chaworth vermochte nicht, die Urſache dieſer peinlichen Verſtimmung der beiden jungen Leute zu erfahren und überließ ſie ihren Launen. Byron ging in den Garten, der Knall der Piſtolen ſagte der Zurückgebliebenen, daß er ſich wieder einer ſeiner Lieblingsvergnügungen hingegeben habe.

Es iſt doch ein lieber Burſche, der Gordon, brach die Mutter das Schweigen, ihre Tochter anredend. Das Schwerfällige in ſeinem Weſen wird ſich verlieren, wenn er in die größere Welt tritt. Man ſieht es ihm recht an, wie ihn die Schule anekelt. Ueber's Jahr bezieht er die Univerſität; noch eine kurze Friſt, und er ſpielt eine Rolle in der gebildeten Welt und den feinſten und höchſten Zirkeln der Geſellſchaft.

Ja, ſagte Mary, Gordon iſt intereſſant. Wären ſeine Züge ſo wohl gebildet, wie ſein Geſicht, ſo würde ich ihn ſchön nennen. Er gefällt mir.

Nur das? fragte verwundert die Mutter. Ich dachte, du ſeiſt lebhaft für ihn intereſſirt.

Das bin ich auch, liebe Mutter. — Sie hatte ſich an das Fortepiano geſetzt und ſpielte ihr Lieblingslied „Mary

Anne". Die Piſtolenſchüſſe brachen in die ſanften, melancholiſchen Töne wie Sterbeſeufzer eines gebrochenen Herzens.

Das Lied ſcheint Gordon ſehr zu lieben, hob Miſtreß Chaworth abermals das Geſpräch an. Du ſpielſt es jetzt recht oft.

Es iſt Gewohnheit, liebe Mutter. — Von außen fielen auf's neue Piſtolenſchüſſe, fernher klangen Jagdhörner.

Ach, das iſt Er! rief laut und heftig Mary, ſprang ſchnell auf und eilte nach dem Thor des Hauſes. Von hier aus konnte ſie einen großen Theil des nahen Waldes überſehen, wie auch die Terraſſe, wo ſich Byron im Schießen übte. — Die Hörner klangen immer näher und näher, jetzt ward der Jagdzug ſichtbar und kam in ſchöner Ordnung, der kühne, jugendlich-heitere Anführer an ſeiner Spitze, unter einer fröhlichen Fanfare auf das Haus. Mary's Buſen hob ſich höher, ihr Herz klopfte hörbar, eine brennende Röthe überzog ihr Geſicht.

An dem Thor hielt der Jüngling. Mit leichtem Sprunge ſchwang er ſich vom Pferde und grüßte mit weltfeiner Umgangsſitte die holde Jungfrau, die nicht fern in verſchämter Ueberraſchung die Blicke zu Boden ſenkte.

Mein Auge konnte ſich nicht irren, redete der ſchöne Fremdling das Mädchen an, auch wenn es nur der Sage gefolgt wäre. Ich habe das Glück, zum zweitenmale die Roſe des Sherwood-Waldes vor mir zu ſehen. Erlauben Sie, theure Miß, daß ich mit meinen Gefährten nach den Anſtrengungen der Jagd Ihre Gaſtfreundſchaft in Anſpruch nehme?

Mary vermochte nur durch eine ſtumme Verbeugung zu antworten. Ein Gefühl, das bisher ihrem Herzen noch unbekannt war, unterſagte dem Lebensſtrome, durch die immer offenen Pforten zu wogen. Wie vor kurzem Byron bei ihrem Anblick nur im ſtummen Blick Antwort geben konnte auf

ihre Fragen, ſo zerrann in dem einzigen Gedanken, der ihre ganze Seele ſo plötzlich mit überſtrömender Seligkeit zu füllen begann, jeder Ausdruck, jeder Laut, den das freudig bewegte Herz im Gefühl des Glückes ſo gern hätte ſtammeln mögen. —

Der fremde Jäger mit ſeinem Gefolge trat ein. Byron hatte dem ſeltſamen Schauſpiele von fern zugeſehen. Wie ſich vor einem Erdbeben die Atmoſphäre verdickt und dumpf und ſchwer, wie der Deckel eines bleiernen Sarges, über dem blühenden Glück des Gefildes liegt; ſo lag über Byrons Geiſt das Grauen dieſes und der jüngſt vergangenen Augenblicke. Sein lichter, ſternenklarer Freudenhimmel, noch vor wenig Stunden erleuchtet von dem kindlich-frommen Augenpaar, das er ſeinen Morgen- und Abendſtern nannte, war umhüllt von drückend ſchweren Gewitterwolken. Den Frieden ſeines Herzens hatte die zarteſte Hand, die holdeſte Lippe erſtickt. Der hingebendſte Kuß hatte ihn verrathen. —

Aber nur einen Moment ſtürmte, wie das Heulen und Zähneklappen der wilden Jagd, die grauſamſte Höllenqual durch ſein jugendliches Herz. Mit gewaltiger Willenskraft bewältigte er die brütenden Dämonen und zwang ſie zum feſten, unheilvollen Schlafe. Faſt gleichgültig ſah er Mary an der Seite des fremden Jünglings dem Hauſe zu ſchreiten. Er folgte ihnen mit ſtillem Lächeln um die tiefen Mundwinkeln. Dann griff er wieder zu ſeinen Piſtolen, und während im alten Betſaale die Becher klangen und Mary das wehklagende wäliſche Lied mit dem ſcherzenden Rondo vertauſchte, ſchoß der unglückliche Knabe Kugel um Kugel nach ſeinem Ziele, kaum wiſſend, daß jeder neue Schuß einen tieferen Spalt in ſein Herz riß, bis es weit auseinander klaffte und in der unergründlichen Wunde der blutende Kranz ſeines kurzen, aber doch ein ganzes Leben weihenden Glückes entblättert verſank. —

Erſt als der Hörnerklang den Abzug der Jäger verkun-

digte, beſtieg er ſein Pferd und ritt unter ſtreifenden Nebeln nach Newſtead, zum erſten Male, ohne Abſchied zu nehmen von Mary. Er wußte nicht, daß die Geliebte die bitterſten Thränen vergeß, die theils ihm galten, theils dem ſtattlichen Jünglinge, deſſen Anblick ſie berauſcht hatte. Ihre unverdorbene Natürlichkeit mußte es ſchmerzlich empfinden, daß ſie den, der für ſie und ihr Glück Leben und Seligkeit gelaſſen haben würde, ſo tief, ſo tödtlich verletzen mußte, weil das Herz es verlangte, das ſeiner unergründlichen Liebe und Empfänglichkeit wegen eben auch der höchſten Grauſamkeit fähig iſt. —

6.

Die Geſellſchaft war verſammelt und im Begriff, die kleine Reiſe anzutreten. Der Sattelſchmuck zweier Pferde ließ vermuthen, daß auch Damen mit daran Theil nehmen ſollten. Einige Diener hielten die unruhigen Thiere, ein Wagen ſtand in der Ferne. — Mit fröhlichen Geſichtern trat die Geſellſchaft aus der Halle von Annesley und die männlichen Mitglieder waren bemüht, ihren Begleiterinnen in den Sattel zu helfen.

Ich hoffe, du wirſt mich begleiten, Gordon, ſagte die Reizendſte der beiden Mädchen zu dem jüngeren Gefährten, Muſters mag der Ritter und Knappe meiner Couſine ſein. — Sie reichte dem angehenden Jünglinge die Hand, dieſer drückte einen flüchtigen Kuß darauf, ſchwang ſich auf ſein Roß und verließ zuerſt mit ſeiner Gefährtin den Hof. Bald folgten die Uebrigen, der Wagen und die Diener beſchloſſen den Zug der kleinen Karavane.

Es möchte eine ſchwer zu löſende Aufgabe ſein, den tiefen Eindruck zu ſchildern, welchen die Erſcheinung des Jägers auf Byrons Gemüth bleibend gemacht hatte. Obwohl von Mary's Benehmen tödlich verwundet, war ſeine Neigung doch eine zu tief in ſeinem Weſen liegende, als das er ihr lange hätte zürnen kön-

nen. Die Hoffnung, der Eindruck des ſtattlichen Jünglings werde mit deſſen Verſchwinden von ſelbſt erlöſchen, hielt ihn aufrecht und ließ ihn des Glückes Fülle von der nahen Zukunft erwarten. Er hatte ſeinen tiefſten Schmerz auf den Kreuzgängen der Abtei ausgeweint und ſich zu ermuthigen geſucht durch körperliche Anſtrengungen. Erſt nach einigen Tagen, während denen er ſeine Mutter in Nottingham beſucht hatte, ging er wieder nach Annesley-Hall. Wie ein verſöhnender Gruß aus dem Himmel klang ihm die liebliche Stimme Mary's ſchon auf dem Flur entgegen. Sie ſang das rührende wäliſche Lied, das Inhalt und Benennung zu ſeinem Lieblingsgeſange erhoben hatten. Munter und unbefangen wie ſonſt, hüpfte ſie ihm bei ſeinem Eintritte entgegen, ſchalt ihn einen Ausreißer und neckte mit tauſend zarten Vorwürfen, denen nur die verborgen gehaltene Liebe Ausdruck zu geben vermag, den in dieſem Moment hoch beglückten Knaben.

Freilich, ſagte ſie unter andern, du haſt Urſache auf mich böſe zu ſein. Ich war ein eingebildetes Närrchen, vergafft in einen Papagei. Aber, lieber Gordon, iſt das nicht ganz verzeihlich? Sieh, wenn die Vögel draußen im Walde ſingen und ſpielen, und es kommt ein unbekannter, buntgefiederter Gaſt, ſo drängt ſich der ganze zwitſchernde Chor um ihn herum, Jung und Alt ſtaunt ihn an und vergißt ſelbſt die kläglich ſchreienden Jungen im Neſt. Bin ich nicht ganz ſo ein neugieria gaffendes Vögelein, Gordon? Gewiß, lieber Bruder, ſo ſehr ich dich auch vernachläſſigte, dein Ausſehen zeigt, daß Hunger nicht unter die Entbehrungen gehört hat, denen du durch mein Umhergaffen ausgeſetzt worden biſt. —

Auf eine ſo ſanfte Abbitte durfte und konnte der glücklich Ueberraſchte nichts erwiedern. Sie verſöhnte ſchon durch den Ausdruck, womit ſie vorgetragen wurde, und ſah er nun vollends die ſchöne Geſtalt, die ſeit den wenigen Tagen ſeiner Abweſenheit noch an natürlicher Anmuth gewonnen zu haben

schien, so sanken die Dämonen zurück in die düstersten Schluchten seiner Seele. Er erfaßte wieder den Tag mit seinem blendenden Glückesschein und entzündete von neuem damit die erloschenen Sterne des Himmels, der froh und leicht sich auferbaute über seinem Dasein.

Es begann abermals das alte, trauliche Leben. Die Störungen blieben jedoch nur kurze Zeit aus. Schon nach Verlauf einer Woche meldete sich ein reicher Squire aus der Nähe von Nottingham an, Mister Musters, in dem Byron mit innerem Entsetzen den verhaßten Jäger erkannte, dessen Hifthörner und zierliche Manieren seine zerbrechliche Lebensbarke so nahe an die feindseligen Klippen geworfen hatten. Weltsitte und Gastfreundschaft gebeten, den Squire höflich aufzunehmen, und bei dem kurzen Aufenthalte in Annesley-Hall mußte sich selbst Byron gestehen, das sowohl sein schlanker Wuchs, als die Art seines Umgangs etwas sehr Bestechendes habe. Auch bemerkte er, wie Mary unwiderstehlich von dieser Grazie des Umgangstones hingerissen ward, der vielleicht nur eine zu große Absichtlichkeit einen leichten komischen Anflug gab. — Der Besuch war von kurzer Dauer, ward aber von nun an öfters wiederholt und trübte sichtbar Byrons Himmel. Man erkundigte sich nach den Lebensverhältnissen des jungen, einnehmenden Mannes und erfuhr, daß er von guter Familie und ansehnlichem Vermögen sei. Seine fast übertriebene Zierlichkeit, die bei genauerer Beobachtung in einer flachen Alltagsgesinnung ihren Grund hatte, und die sublimste Ausgeburt eines echtenglischen Dandylebens war, machte ihn zwar zum Liebling aller unerfahrenen jungen Damen, hatte ihm aber bei der vernünftigen männlichen Jugend, den Namen des „zierlichen Jack" zugezogen.

So wenig nun auch Byrons vertrauterer Umgang durch diese Besuche des jungen Squire eingeschränkt ward, die Bemerkung, daß Mary's Augen mit innerem Wohlgefallen auf

der schönen Gestalt und der glatten Modekleidung des Fremdlings ruhten, ihr Ohr seine nach allen Regeln eitlen Dandylebens gesetzten Worte gierig einsog, verstimmte ihn. Der Ungestüm seines Temperamentes trieb ihn dann gerade zu einem Tone, der dieser in Eitelkeit und Flachheit eingehüllten Lebensitte geradezu entgegen war. Er ward fast rauh und unbeholfen, wo jener Heniafeimfäden mit der Zunge spann und in einem süß duftenden Wortnetze das fieberisch klopfende Herz der unerfahrenen Mary zu fangen suchte. Es war nicht schwer vorauszusagen, wem bei einem solchen Wettkampf der endliche Siegespreis zugesprochen werden würde. Das, was früher von Mary nicht bemerkt worden war, der Makel an Byrons äußerer Erscheinung, fiel ihr jetzt immer mehr auf. Sie fand ihn ungestalt, sein Benehmen bäurisch, beleidigend. Nur wenn Mr. Musters einige Tage lang Annesley-Hall nicht besuchte, erschloß sich in alter Hingebung ihr Herz dem gründlicheren Verwandten, und das alte süßbezaubernde Liebesspiel mit seinen tausend zarten Nüancen begann von neuem, nur in erhöhtem Grade, mit mehr Aufwand von Scherz, Laune und tieferer Herzenstheilnahme.

Um den Mismuth zu bewältigen, der immer mehr in Byron überhand nahm und durch Mary's Flatterhaftigkeit noch bedeutend gesteigert wurde, trieb er sich viel in der Gegend umher. Anfangs schweifte er durch den Sherwooder Wald und besuchte alle Orte, die durch die Thaten Robin Hoods eine mährchenhafte Berühmtheit erlangt hatten, bald allein, bald in Begleitung Mary's. Später nöthigte er die treulose Angebetete zu weiteren Ausflügen und hatte eben eine Reise auf mehrere Tage in Vorschlag gebracht, um dadurch den fortgesetzten Besuchen und Nachstellungen Mr. Musters zu entgehen.

Ein Familienfest in Matlock, das Verwandte der Chaworths dort zu begehen gedachten, gab ihm Veranlassung, eine

Reise

Reiſe dahin vorzuſchlagen, die bereitwillig angenommen ward. Unglück und Zufall wollten, daß wenige Stunden vor der Abreiſe der verhaßte Jack wieder in Annesley-Hall eintreffen mußte, und da er die Vorbereitungen zur nahen Abreiſe ſah, zeigte er ſich zum großen Verdruſſe Byrons ſogleich geneigt, die kleine Geſellſchaft zu begleiten. Dieſes Anerbieten abzulehnen war unmöglich, und Byrons Aerger ward nur durch die freundlich hingebende Aufmerkſamkeit etwas beſchwichtigt, die ihm Mary, dem Squire gegenüber, ſo unverhohlen zeigte. —

Der heitere, warme Sommertag, die romantiſchen Gegenden, durch die ſie der Weg führte, das herzliche Geſpräch Mary's, die ſich ausſchließlich an Byrons Seite hielt und den Squire, ſei es aus bloßem Muthwillen oder aus Neckerei verhehlter Liebe, auffallend vernachläſſigte, gaben dem Liebenden alles Glück wieder, das ihm ſchon ſo oft verlockend gezeigt und mit ſo grauſam mordendem Lächeln wieder entriſſen worden war. Der Abwechſelung wegen und um die Damen nicht zu ſehr zu ermüden, ward der Weg theils zu Pferde, theils zu Wagen zurückgelegt, wobei jedoch Byron ſtets die malitiöſe Vorſicht beobachtete, nie zugleich mit dem Squire und deſſen Begleiterin den Wagen zu theilen. Auf der letzten Station vor Matlock trieb er ſeine Bosheit ſogar ſo weit, daß er dem Kutſcher befahl, mit der ſtürmiſchſten Eile fortzufahren, um ſich ganz von ſeiner Geſellſchaft zu trennen. Dies ſah ſo ziemlich einer Entführung ähnlich und Byron verſäumte nicht den glücklichen Moment, Mary ſein zitterndes Herz zu Füßen zu legen.

In großer Aufregung kam das wunderliche Paar in Matlock an, eine Stunde ſpäter erſt folgte der Squire mit der ganz ermatteten Couſine, die durch dieſen boshaften Streich nicht eben geneigt ward, dem unhöflichen Verwandten viel Liebes zu erweiſen.

Unfern von Matlock bildet das Gebirge des nördlichen

Derbyshire bei Castleton die berühmten Höhlen, von denen die Peakshöhle, als die größte und merkwürdigste, vielfach von Reisenden besucht wird. Die Gesellschaft, die sich in Matlock zusammengefunden hatte, war eben im Begriff, einen Ausflug nach jener Höhle zu machen und lud die Neuangekommenen zu der Partie ein. Byron konnte nichts erwünschter sein, da er wohl voraussah, daß er in Gesellschaft nur eine stumme Rolle spielen würde.

Am Tage nach ihrer Ankunft in Matlock brechen die Reisenden auf. Das Thal, in dem sich die Höhle eröffnet, war bald erreicht, von fern gähnte der finstere Schlund wie der Eingang zum Tartarus aus der Seite der felsigen Berge. Als sie den Eingang erreicht hatten, konnte Byron einen Schauder nicht unterdrücken, der wie ein dunkles Prophetenwort seine Nerven erbeben machte. Er war mit Mary der Erste, welcher den gähnenden Schlund betrat, der ihn hinabführen sollte in die Eingeweide der Erde. Ein angstvolles Schweigen trat ein, er fühlte das Herz der Geliebten an seiner Seite schlagen, ihre Hand zitterte, das schwimmende Auge suchte liebend das seinige. — Als sich der Blick an die Dunkelheit gewöhnt hatte, bemerkten die Reisenden zu beiden Seiten der ungeheuren Höhle kleine Häuser, vor denen Kinder spielten, Frauen spannen und mehrere Männer beschäftigt waren, Seile zu drehen. Das dumpfe Schnurren der Räder, das harmlos heitere Treiben einer schuldlosen Kinderwelt, abgeschieden von dem Sonnenglanze des Tages, hatte etwas so Rührendes, tief Ergreifendes, daß Mary unwillkürlich stehen blieb und durch einen Ausruf der Verwunderung ihr Herz zu erleichtern suchte. Es befand sich wirklich ein kleines Dörfchen in diesem unterirdischen Aufenthaltsorte, aber der heilige Frieden, die liebliche Ordnung, die in dieser Republik der Gemüthlichkeit herrschte, bewies, daß bis hieher noch nicht die Verderbenheit raffinirter Ueberfeinerung gedrungen sei. In Allem, was den Reisenden

begegnete, sprach sich die reinste Natürlichkeit aus, der Stand der Unschuld schien hier noch zu herrschen, die Leidenschaft noch nicht die stille Heiterkeit der Seele getrübt und mit Unwettern umwölkt zu haben.

Von den Hütten stieg langsam der Rauch auf und hing sich an dem schwarzen Felsenhimmel in phantastischen Nebelgestalten fest. Der Boden senkte sich mehr und mehr, das Tageslicht verlosch allmählig, bis es nur noch wie ein silbern glänzendes Augenlied in weiter Ferne das Dasein einer sonnenhellen Welt verrieth, und still ruhend hineinblickte in die ewige Nacht der geheimnißvollen Erde. Der Fels der Höhle sank jäh herab und vereinigte sich mit dem Boden. Nur eine schmale Pforte ward sichtbar. Ein Knabe, dunkellockig, Ehrlichkeit im braunen Auge, sprang herbei und klopfte dienstfertig an die Pforte.

Vater Adams wird gleich kommen, schöne Lady, sprach er, vor Miß Chaworth die Mütze ziehend. Sind heut eben zu einer guten Zeit gekommen, die Orgel spielt gar liebliche Melodien. Glück und Segen auf die Reise, schöne Lady!

Er sprang zurück zu seinen Gespielen und nahm ein Geldstück, das ihm Byron in die Mütze geworfen hatte, nicht an, indem er meinte: Brauchen kein Geld hier unten, wir leben vom Segen.

Mittlerweile hatte sich die Gesellschaft zusammengefunden, das Pförtchen ward geöffnet, und ein gebückter, aber kräftiger Alter mit eisgrauem Haar forderte die Fremden höflich auf, einzutreten. Er nahm aus einem Wandschranke so viele Windlichter als Personen waren und reichte jeder eins derselben mit der Bemerkung, ja wohl acht zu geben auf die Flamme und sie vor dem Verlöschen zu sichern. Dann öffnete er eine zweite Thür und in kurzem war die ganze Gesellschaft in dem geheimnißvollen Innern der Peakshöhle verschwunden.

Ein schmaler, schlüpfriger Pfad führte sie abwärts. Byron

und Mary folgten unmittelbar dem Führer. Hinter ihnen kam in bunter Miſchung die übrige Geſellſchaft, aus mehreren jungen Damen und ältlichen Herren beſtehend, die oft genug ein „damnd!" ausſtießen, um ihre Unzufriedenheit mit dieſem Pfade an den Tag zu legen.

Iſt ganz und gar nicht comfortable hier, Miſter Peace, ſeufzte der Eine, habe mir ſchon den Ellenbogen zweimal an den ſchmutzigen Felſen geſtoßen. Damnd! ſchon wieder — macht drei! Schlechter Weg das! Lobe mir die Bondſtreet in London, da kann man doch die Grobians mit den Armen zur Seite ſtoßen.

Ja, Sir, verſetzte Mr. Peace, 's iſt kein Spaziergang für die Nobility.

Ah, Sir! ſeufzte Miß Crawford, ſetzen Sie doch Ihren Fuß in dieſe Pfütze, ſonſt verderbe ich mir die Schuhe. Wer kann einen ſo ungeheuren Sprung machen!

Ich, Miß Eliza, rief ſcherzend Miß Mary, die bereits die ſchwierige Stelle überwunden hatte.

Ach ja, verſetzte die Andere, Sie ſind gewöhnt an's Springen; ich habe gehört, Sie ſollen es einem Voltigeur zu Pferde gleich thun. Ich beneide Sie um Ihre Paſſionen.

Verehrte Ladies und Gentlemen, unterbrach der Führer das Geſpräch, wenn Sie ſo viel plaudern wollen, werden Sie im Finſtern ſitzen oder ſtehen, wie's nun eben kommt, ehe Sie eine Hand umdrehen! Das iſt nun 'mal kein Tanzſaal, meine Ladies und Gentlemen, ſondern nur 'n dumpfiges Felſenloch, in dem ſchnackiſches Ungeziefer, lebendiges und ſteinernes, zu finden iſt. Und wenn Sie ſo fortplaudern, meine Ladies und Gentlemen, ſo iſt's 'ne gemeine Unterhaltung. Das Loch will mit Verſtande durchkrochen ſein, ſonſt iſt's 'n unſauber Vergnügen, das muß ich geſtehen! Es iſt mir ſchon vorgekommen, daß plauderluſtige Mäuler mit ſehr unangenehmen

Pflaſtern verſiegelt worden ſind. 'S iſt nun einmal kein Tanzſaal, ſondern nur'n langweiliges Felſenloch! —

Der Mann ſpricht deutlich, ſagte Mr. Muſters zu ſeiner Begleiterin.

Er ſcheint mit meinem hinkenden Vetter vor uns verwandt zu ſein, kicherte das Mädchen. Gut, daß wir gleichſam nur das Echo ſeiner bäuriſchen Grobheiten hören.

Sehr ſchön, ſehr bezeichnend! flüſterte Muſters. Wie könnten auch ſo zarte Ohren, wie die der Miß Anna, etwas anderes als nur den Schimmer von Harmonie, gleichſam einen Schatten der Melodie, vernehmen! Es iſt mir ſehr erklärlich, theure Miß, dieſes Umgeſtalten grober, rauher Töne in Ihrem Ohr. Nie noch ſah ich ein ſo zartes Haargewebe ſich ſanft an den Sammet von Lilienhaut ſchmiegen, als bei Ihnen. Schon eine kaum fühlbare Fingerberührung bringt dieſe weichen Haarſaiten zum Tönen. Es iſt Melodie in Ihrem Haar, Miß.

Sie haben melodiſche Einfälle, Sir, erwiederte die Miß. Aber ſehen Sie, um's Himmels Willen, was ſind das für gräßliche Figuren!

Ja, meine Ladies und Gentlemen, verſetzte der greiſe Führer, das ſind freilich keine Schooßhunde. Dürfen aber keine Furcht haben, ſind alles blos ſteinerne Beſtien, nichtsnutziges Zeug, verſichere Sie. Hab' mich nun ſchon ſeit funfzig Jahren über die Narren gewundert, die herkommen, ſie anzuſehen. 'S iſt eine curioſe Liebhaberei, eine gentlemanſche und ladienhaftige Verrücktheit! Thut aber nichts zur Sache, die Beſtien bleiben Beſtien und die Ladies Ladies. Gott der Herr hat Beide geſchaffen zu ihrem gegenſeitigen Vergnügen, obwohl ich nicht zu erſinnen vermag, wozu ſich unſer Herrgott ſo grauſame Mühe mit den lieben Geſchöpfen gegeben hat.

Dieſe Erklärung galt einem ungeheuren Dome, deſſen Säulen, Wände und rieſenhafte Wölbung die Schöpfung der

wunderbarſten Naturkraft war. Wie ſchlanke Palmen ſtiegen die funkelnden Schäfte der Säulen empor in eine Höhe, die das Auge nicht erreichen konnte, und aus der tiefen Nacht dieſes Rieſengewölbes flammte bei dem düſtern Schein der Fackeln und Windlichter, das zitternde Feuer eines Sternenhimmels, der wie eine Saat geſchliffener Brillanten mit kaltem Geiſterauge herabblickte auf die neugierigen Fremdlinge, und ringsum bildete der Tropfſtein die wunderſamſten Stalaktiten, hier phantaſtiſche Gewächſe emportreibend, dort die coloſſalſten Thiergeſtalten in drohenden Stellungen, gleich Wächtern vor das Heiligthum der unterirdiſchen Welt hinſtellend.

Langſam, nur mit Mühe die Lichter ſichernd vor den herabfallenden Tropfen, durchſchritt die Geſellſchaft den finſtern, ſchweigenden Raum. Von fern ward das Rauſchen eines Stromes hörbar, zitternde Töne ſchwirrten an dem unſichtbaren Gewölbe hin. Stumm, in die tiefe Welt ſeines Gemüthes verſunken, ſchritt Byron an Mary's Seite dem Führer nach. Auch die Geliebte ſchwieg und duldete es, daß Byron ſie in ſeine Arme ſchloß. Immer tiefer zu beiden Seiten ſenkte ſich der Fels, von den flackernden Lichtern wurden tauſend funkelnde Augen belebt. Wie ſchwärmende Meteore flogen die verſteinerten, glühenden Bälle dem Auge vorüber. Eine Welt trat in die Seele des ſtaunenden Knaben, wie ſie wohl in der Phantaſtik ſeiner Träume dämoniſch ſein Herz beſchlich, nie aber in wirklicher Geſtaltung ihm entgegen getreten war. Die Macht des Außerordentlichen, das gänzliche Verſtummen aller irdiſch-befreundeten Naturlaute — denn ſelbſt das Rauſchen des Waſſers klang dämoniſch fremd, die Seele erkältend — die Grabesſtille einer nur im ewigen Tode das Leben nachäffenden Welt, drückte mit ſolcher Rieſengewalt auf ſeinen Geiſt, daß ihm dieſe ganze Umgebung wie eine lähmende Wahrſagung vorkam, die allein in lautloſer

Stille die Räthsel des verhüllten Menschenherzens auszudeuten weiß.

Am unterirdischen Flusse angekommen, zog der Führer einen schmalen Nachen unter dem Felsen hervor, indem er selbst bis an die Hüften in's Wasser stieg.

Ladies und Gentlemen, redete er in seiner trockenen Manier die Gesellschaft an, steigen gefälligst zwei von Ihnen ein. Byron sprang schnell in den Kahn und zog Mary nach sich. So, fuhr Adams fort, es ist genug. Die übrigen Ladies und Gentlemen mögen sich unterdeß die Zeit vertreiben, womit sie Lust haben. Ist freilich nirgends viel Rares zu finden, können einander in die Augen sehen; das giebt, will mich bedünken, bei jungen Ladies und Gentlemen immer eine aparte, sehr vergnügliche Unterhaltung. — Darauf zu Byron und Mary gewendet, fügte er noch hinzu: Schöne Lady, sehr ehrenwerther Gentleman, ich muß Sie bitten, sich ganz platt neben einander auf den Boden des Kahns zu legen; wird Sie nicht geniren, sind ja Beide allerliebst schlank gewachsen. Kam letzthin ein dicker Fuchsjäger aus Nottinghamshire mit einer leiblich wohlgenährten Mistreß. Hätten sehen sollen, wie sich das sträubte! Wollten nicht Raum haben in dem Kahn, und mochten doch auch nicht einzeln die Passage zurücklegen; das war mir ein drolliges Vergnügen. Es giebt sehr wundersame Menschen eben auf Eurer Erde!

Byron und Mary hatten bereits mit schüchternem Beben die geforderte Stellung im Nachen eingenommen. Jetzt stieß der Doppelgänger Charon's den Kahn auf der dunklen Fluth vor sich her, einer schmalen Oeffnung im herabsinkenden Felsen zu, durch die mit wildem Getöse der unterirdische Strom brauste. Byron's Nerven fieberten, die schönen Glieder Mary's schmiegten sich an die seinigen; sie drückte, hingerissen und gedrängt von der Seltsamkeit der Lage, in der sie sich befand, stärker und hingebender ihre Hand in die seinige, und während der

Kahn unter dem faſt das Waſſer berührenden Fels von dem ſtarken Arm des unterirdiſchen Schiffers hinweggetrieben ward, löſte ſich von Byrons Herzen jeder Mitten ab und verſank in die dunkel brauſende Strömung. Sein Mund lag an Mary's Ohr, ihr Athem küßte ſeine Wimper; er fühlte, wie ſein Herz die Laſt von ſich wälzen müſſe in dieſem Augenblicke ſüßer Einſamkeit. Er hauchte glühende Worte in leiſem Geflüſter in das Ohr der Geliebten, ſein Mund ſog heiße Küſſe aus der geöffneten Lippe und glaubte die Seele zu ſchlürfen in duftendem Athem, der in ſein ganzes Weſen die Schauer heiliger Seligkeit goß.

Du giebſt keine Antwort, Mary? flüſterte er, nicht bedenkend, daß die Angſt und die Gefahr des Ortes dem holden Mädchen Seele und Körper band. O, Mary, theure, liebe Schweſter, nur ein Händedruck, ein leiſer Seufzer, ein Pfand deiner Liebe! Reiche mir ein Geſchenk, laß mich die nur eine Locke entwenden!

Er lauſchte auf Antwort, wie die Mutter auf den ausbleibenden Athem des kranken Kindes, wie der Verurtheilte auf den Gnadenruf des Richters. Aber nur das Brauſen des Stromes, die Warnungsworte des greiſen Schiffers und von fern das Herübertönen eines markdurchſchütternden melodiſchen Glockengeläutes trafen ſein Ohr. Da taſtete er mit liebeſuchender Hand nach irgend einem Angedenken an dieſe Stunde, ein Medaillon blieb in ſeinen Händen. Nimm es! flüſterte die zitternde Stimme Mary's, es iſt mein Bild, ſei glücklich! —

Glücklich! glücklich! rief der Selige im Taumel eines Traumgeſichtes, womit der Satyr des Lebens ihn neckte, und ſank, das Bild an ſeiner Bruſt bergend, nieder auf ihre Lippen, ohne zu ahnen, daß er auf dem Sterbepfühle ſeines Herzens ſo ſanft, ſo überſelig ruhe! —

Der Kahn trieb an's Land, Mams nöthigte das von ſo

verſchiedenen Gefühlen und leidenſchaftlichen Gedanken aufgeregte Paar, auszuſteigen. Dann trieb er den Kahn zurück und ſchiffte die übrige Geſellſchaft auf dieſelbe Art durch die ſchreckenerregende Felſenenge. Sie betraten hierauf ſämmtlich einen zweiten Dom, aus deſſen Innerm die zaubervollſten Töne erklangen und auf hinreißenden Akkorden das reinſten Wohllautes Herz und Gemüth Byron's hinübertrugen in das Elyſium der Liebe, deſſen Boden betreten zu haben ihn die ſeltſame Schiffahrt und der greiſe Fährmann zu glauben berechtigten. — Er vermeinte die Muſik der Sphären zu hören, den Orgelton der ſchaffenden Natur, und fühlte ſich auf ewig verbunden mit Mary, die hingebend an ſeinem Arm hing und von den fliehenden und heranwogenden Tönen im Innerſten erbebte. Ein ganzer Ocean von Harmonieen ſchien ſich um und über ſie zu ergießen. Alle Steine klangen, der Boden flötete, der ganze Erdball ſchien ſich aufzulöſen in einen einzigen ſchwellenden Akkord, in dem alle übrigen zuſammenſchmolzen und das reichſte, ſchönſte Leben auswehten. — Auf einmal verhallte Geſang, Ton, Muſik. Kalter Regen tröpfelte aus dem ſchwarzen Felſenhimmel, die Kerzen erloſchen, nur des Fährmanns Fackel warf die rothe Gluth auf die in Staunen hinſtarrende Gruppe.

Hier ſind Sie, Ladies und Gentlemen, in dem Regen-Bezirtempel, der draußen muſicirt und ſchalmeit und hier drinnen die Kleider der Ladies verdirbt, erklärte der trockene Führer. 'S iſt kein großes Plaiſir, lange in der Waſſerorgel ſich herumzutreiben. Wer juſt nicht von der waſſerplaiſirlichen Sorte iſt, reißt bei guter Zeit aus. Hat ſich auch manche feine Lady ſchon 's Fieber geholt, iſt ihr aber recht geſchehen; denn es kommt Alles von der Neugier her. Ich bin nicht ſchadenfroh, wünſche nur jedem, was ihm gebühret. So eine Erbe, die ſich immer im Maule und Leibe herumhandtieren und trampeln laſſen muß, hat ſo gut ihre Mucken als der

Wunsch. Kann's ihr nicht verdenken, wenn sie den Spartakus satt hat und anfängt, sich ihres Leibes zu wehren. Ich liebe mir's nicht so lange gefallen, wie sie; das Gesindel aber hat Demuth im Leibe, ist eine ganze Christin! —

Der phlegmatische Redner befand sich nun noch allein in der Höhle, die Gesellschaft hatte sich zurückgezogen und wartete fröstelnd, schimpfend und seufzend seiner Rückkehr. — Nur Byron dachte weder an Regen noch Frost. Er lauschte den verhallenden Tönen, fühlte mit liebevollem Entzücken abermals Mary's Busen im Nachen an sein Herz klopfen, ihren Hauch mit seinen Haaren spielen und betrat, glücklicher als je, die schmale Pforte, die ihm die Oberwelt wieder öffnen sollte.

Draußen lag schon die Abenddämmerung in den Thälern und an den Bergen. Wie des Mondes Sichel hing der glühende Abendhimmel herein in die ewige Nacht der Höhle. Die Hütten rauchten, die Kinder spielten wieder. Geschäftig rüsteten sich Frauen und Männer in dem nächtlichen Dunkel herum, während ein leises, summendes Lied an dem mächtigen Gewölbe verhallte. Der Rauch schwamm wie ein schimmerndes Gewebe des ewigen Friedens in dieser von dem verführerischen Geräusch der Welt fast gänzlich abgetrennten Lebensoase. —

Schnell eilte die Gesellschaft dem Ausgange zu und begrüßte mit lautem Jubel den Ruf der Nachtigall, die schmetternde Lerche. Im Abend lag eine blutrothe Wolke, durch die obere Luft flogten purpurne Gebilde, über das grüne Antlitz der Erde warf die freundliche Nacht ihren schwarzen Schleier. — Erst, als die Schatten tief herabgesunken waren und dichte Dunstmassen an den Bergen hinzogen, kam die von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegte Reisegesellschaft nach Matlock zurück. Sie fanden unter den Zurückgebliebenen die beiden Mädchen Byron und Chaworth, die ihren An-

dem nachgekommen waren, um mit ihnen dem Familienfest beizuwohnen. Mehr als gewöhnlich verschwand die herkömmliche Steifheit aus der Gesellschaft, Jeder überließ sich ungebunden seinen Neigungen und der Abend verging in herzlichem Gespräch, bei dem keiner glücklicher war, als Byron. Er trennte sich erst spät von seiner geliebten Mary. —

7.

Die Zimmer waren glänzend erleuchtet, die Gesellschaft versammelt. Musik ergoß sich in allen Strömen durch die erhellten Räume und die Jugend zog auf den Schwingen des Tanzes den Himmel zur Erde herab. Es liegt etwas bezauberndes in diesen schwebenden Körpern, dieser Entzückung aller Nerven und Muskeln, und eine Seligkeit, nur dem begreiflich, der sich ihr ungebunden hingibt, blüht ihm freiwillig entgegen aus diesem Schweben und Sinken, diesem Suchen und Fliehen. Den Reiz zu erhöhen, war die Gesellschaft übereingekommen, maskirt zu erscheinen, und bald schimmerte das Parquett von malerischen Gestalten. Die Tracht südlicher Völker sollte den trüben Nebelhimmel des Nordens, der draußen schwer und feucht an der Erde hinstrich, vergessen machen. Schlanke Perser, in die glühenden Farben ihres Himmels gekleidet, gaukelten im Tanze vorüber, phlegmatische Türken folgten, Odalisken flogen durch den Saal. Ueberall athmete Lust, Freude, Genuß. — Da sprangen die Flügelthüren auf und hereinschwebten zwei Tänzer, der Eine in albanesischer Tracht, der Andere in der leichten Umhüllung einer schönen Inselgriechin. Beide trugen halbe Masken, die ihre Gesichtszüge unkenntlich machten. Die Musik schlug ausländische Töne an. Eine melancholisch einfache Melodie rang sich klagend los aus den weinenden Saiten und tönte wie die verhallende Elegie eines Volkes, das unter dem Joche der Knechtschaft verröchelt,

wehmüthig durch den Saal. Der Albaneſer begann mit ſeiner Geführtin den Tanz. Es war ein einfacher Reigen, mehr Ausdruck tiefer, ſchmerzlicher Erinnerungen, als ein glückliches Hingeben an den Moment. Die Geſellſchaft, zuvor noch laut und geſchwätzig, verſtummte, alle übrigen Tänzer zogen ſich zurück, das Parquett blieb allein den eben erſchienenen Fremdlingen. Bald erhob ſich ein Geflüſter unter den Anweſenden, Maskirte und Unmaskirte ſteckten die Köpfe zuſammen, Einige deuteten mit Fingern auf die Tanzenden, Andere konnten ein ſchadenfrohes oder wegwerfend mitleidiges Lächeln kaum unterdrücken. Noch verging eine kurze Zeit in erzwungener Ruhe, dann aber brach, wie auf ein gegebenes Zeichen, ein Kichern auf allen Seiten aus, das ſchnell in ein lauteres Gelächter überging. Die Tänzer prallten zurück, dem Albaneſer fiel die Maske ab, Byrons bleiches Antlitz, noch leiſe geröthet von den Flammen einer unbegriffenen Begeiſterung, ſtarrte vernichtet in die Verſammlung mitleidig oder höhniſch grinſender Geſichter.

Dacht' ich mir's doch, daß es der lahme Junge ſei, flüſterte ziemlich hörbar Lady Sharper ihrem Gemahl in's Ohr. Es iſt lächerlich, wenn ein Krüppel in einer faſhionablen Geſellſchaft den Dandy ſpielen will.

Er tanzte wie ein Bock! betheuerte der Baronet Sir Robert Lindſay. Ich habe mein Lebtage noch kein ſolch Gehumpel geſehen.

Mit einem Klumpfuße tanzen! ſagte Miß Sommerfield, verächtlich ihr Köpfchen zurückwerfend. Ich würde mich ſchämen, in eine ehrenwerthe Geſellſchaft zu gehen.

Haben Sie ſchon gehört, Miſter Muſters, wandte ſich ein alter Fuchsjäger zu dem jungen Mann, daß der junge Lord ein Atheiſt ſein ſoll? Das iſt mir jetzt ſehr erklärlich, ſehr erklärlich! — Er lorgnettirte den noch immer regungslos ſeiner Mary gegenüberſtehenden Byron. In der That, fuhr er fort,

er hat einen Klumpfuß, eine Art Teufelsklaue. Schade um die Miß.

Wen meinen Sie, Sir? fragte Musters.

Ach ja! gähnte der Baronet, ich habe gehört, der Lord werbe um die Hand der lieblichen Miß; er soll Aussichten haben. Miß Chaworth ist eine reiche Erbin.

Sie entschuldigen, Sir, erwiederte Mr. Musters, so viel mir bekannt ist, theilt die reizende Miß Chaworth diese Meinung nicht.

Er wandte dem Baronet den Rücken, der eine Prise aus seiner silbernen Dose nahm, und trat aus dem Kreise der Zuschauer. — Bis dahin hatte Miß Mary ihre Stelle behauptet, die Musik tönte noch immer in den weichen, hinschmelzenden Melodien durch den Saal, Byron stand wie eine Statue, die ein Erdbeben erzittern läßt. Wenige Augenblicke genügten, es ihm unwiderlegbar klar zu machen, daß der erste Traum seiner Liebe unter der frivolen Berührung der nüchternen Wirklichkeit zusammenstürze. Kaum war Musters aus der Reihe der Zuschauer getreten, als Mary die Maske abriß, auf ihn zueilte und, umschlungen von seinem Arm, fortwogte auf den rollenden Fluthen der Musik, die mit lachendem Uebermuth die erkünstelte Trauer durchbrachen. Freundlich nickten die Zuschauer, leises Bravorufen ward vernommen, lauteres Beifallklatschen hallte wieder in den geschmückten Räumen. —

Byron's Gedanken begannen zu schwärmen, die Sinne schwanden ihm, nur mit größter Anstrengung hielt er sich aufrecht. — Er trat aus dem Kreise, mit den Augen fragend, ob nicht ein einziges Herz den Schmerz begreifen wolle, der seine Geierklauen in sein zuckendes Herz immer tiefer, immer vernichtender eingrub. Aber nur eine Mauer kalt-gleichgiltiger Gesichter starrte ihm entgegen, die Schutzwehr socialer Entsittlichung. — Jetzt schwebten Mary und Musters heran;

die Musik schwieg, der Tanz endete. Mit dem Lächeln eines brechenden Auges trat Byron zu Mary. Ich hoffe, sprach er, Sie finden großen Gefallen an Ihrem neuen Freunde, Miß.

Er hat einen leichtern Fuß, als mein Vetter, versetzte die vom Tanz Erhitzte und fuhr nachlässig fort, mit Musters zu plaudern.

Byron brach sich Bahn durch die Menge der Diener. Er hatte die Reihen der Zimmer zurückgelegt. Das letzte öffnete sich, zwei Damen saßen auf der Ottomane.

Mein Gordon! rief die Eine mit freudig bewegter Stimme, nicht wahr, du hast Aufsehen erregt?

Ja, Mutter, versetzte der Sohn. Ich habe sehr glückliche Momente im Leben, und ich glaube fast, das Aufsehen erregen ist mein Fluch, der mich aus der Welt hinaustreiben wird! — Er durchbohrte mit fragendem Auge die Gesellschafterin seiner Mutter. Das Gesicht kam ihm bekannt vor. Mistreß Byron, wandte sie sich jetzt zu der Mutter des Gemißhandelten, sie zürnten mir vor einem Monat in Nottingham, fragen Sie jetzt das Herz Ihres Sohnes, vielleicht gibt es Ihnen eine Antwort, vor der Sie erblassen.

Mistreß Williams! rief Byron und stürzte hinaus in die Nacht. — Es war finster, ein feuchter Westwind strich über die Gegend, die schweren Nebel hingen sich wie Trauerschleier an sein Haar. Ihm war es, als sei das Herz der Welt zerrissen und flatterte in blutigen Fetzen um seine fieberheiße Stirn. Eine Thräne entfiel seinem Auge. Krampfhaft griff er in den Busen und zog das Medaillon heraus, das ihm Mary in der Peakshöhle geschenkt hatte. Er badete das Bild der noch immer Geliebten in seinen Thränen, obgleich sie jeden Stern herabgerissen hatte von seinem Himmel. Mit ironischem Lächeln gedachte er des Namens, den er ihr in poetischer Liebesbegeisterung gegeben. Aus dem „glänzenden Mor-

genstern von Knowsley" war ein dunkler Abendstern geworden! —

Die innere Unruhe jagte ihn hinaus in den Park. Der Lustzug trieb die Töne der jubelnden Tanzmusik herüber, das Hymnenjauchzen der Freude verwandelte sich in seinem Ohr in den Klaggesang irischer Todtenfrauen, die den Sarg eines Edlen bewachen und ihn auf dem letzten Gange zur irdisch-ewigen Ruhe begleiten. Er sank hin auf eine Moosbank und vergrub sein glühendes Gesicht in die feuchten Gräser. Rufende Stimmen wurden laut, er hörte seinen Namen nennen. Da flog ein Schatten grimmer Freude über die entstellten Züge. Er fühlte, daß es jetzt in seiner Macht stand, befreundete Seelen tief in Schmerz und Kummer zu tauchen. Sein Herz jauchzte auf in wilder, verzweiflungsvoller Freude. Es wollte sich satt saugen an fremdem Schmerz, seine blutenden Wunden kühlen in dem bittern Thränenbade derer, die ihn nicht beleidigt hatten. Eine andere Genugthuung blieb ihm nicht. Sorgfältig floh er die Suchenden und zog sich immer tiefer in die Gänge des Park's hinein, bis die Stimmen verhallten, die Musik sein Ohr nicht mehr erreichte. Gesättigt von der bittern Kost, die ihm des Lebens lockendste Gestalt, eine Göttin an Schönheit und Anmuth, gereicht hatte, brütete er im Sturm seines Gemüthes über wüsten Gedanken, während das Bild der Wahrsagerin und die dunkel drohenden Worte in sein tiefstes Leben sich eingruben. —

Erst als der Morgen zu dämmern begann betrat er wieder das geflohene Haus. Diese Nacht hatte den Staub der Jugend von dem Fittig der Psyche abgeschüttelt, er war nicht mehr Knabe; der tiefe, kalte Ernst des Mannes lag auf seiner Stirn, wie das vernarbte Brandmal treuloser, verrätherischer Liebe. — An demselben Tage fuhr er mit seiner Mutter nach Nottingham zurück. Mary vergönnte er weder Blick noch Gruß. Er kam sich vor wie ein ausgebrannter Vulkan,

der ſich erſchöpft hat und wieder Kräfte ſammeln muß zu neuem, aber furchtbarerem Leben. Stumm, blaß, eine lebendige Leiche, ſaß er neben ſeiner Mutter im Wagen; auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort, nur dem Schatten folgte er mit wimperndem Auge, den die Gegenwart hinüberwarf auf das dunkle Feld der Zukunft. —

8.

Einige Tage darauf war Byron wieder nach Annesley-Hall hinübergeritten, um Mary noch einmal vor ſeiner Rückkehr auf die Schule zu ſprechen. Auch zog ihn ſein Herz dahin, wo er die glücklichſten Stunden genoſſen. Noch immer liebte er mit derſelben Gluth Miß Chaworth, obwol er jetzt mit Sicherheit zu wiſſen glaubte, daß ihre Gefühle einem Andern galten. Er beſuchte alle die Orte, wo er ſo unausſprechlich glücklich geweſen war. Als er die Terraſſe betrat, erinnerte er ſich des verhaßten Auftrittes, und als müſſe er durch irgend eine ſeltſame Aeußerung die innere Aufregung bemeiſtern, zog er ſeine Taſchenpiſtolen, die er immer bei ſich trug, und ſchoß ſie ſchnell hintereinander nach der Thür ab, die auch früher ſein Ziel geweſen. — Von der Terraſſe beſuchte er das kleine Gärtchen, wo er ſo oft in glücklichem Geſpräch mit der Geliebten verweilt. Die Blumen waren abgeblüht oder ſenkten traurig die buntgeſchmückten Köpfchen zur Erde. In der Laube glaubte er einen Seufzer zu hören, er eilte hin, Mary ſaß, die ſchönen Glieder wie vor mehreren Wochen in das himmelblaue Gewand gehüllt, auf der kunſtloſen Moosbank.

Vielleicht ſtöre ich, Miß Mary, redete er die Ueberraſchte an. Die Zeit meines Aufenthaltes geht zu Ende, in wenig Tagen ſind die Ferien abgelaufen, eine ſtrenge Pflicht ruft mich nach dem Gefängniſſe in Harrow zurück. Es iſt gut, wenn der Menſch frühzeitig an harte Ketten gewöhnt wird.

Mary

Mary bemühte ſich heiter zu ſein. Du biſt in einer trüben Stimmung, lieber Bruder, erwiederte ſie. Es iſt nicht gar lange her, daß dieſe Stirn ein heiterer Glanz umwob und dies Auge nur Sonnenſtrahlen, ganze warme Sommertage ausſtrahlte. Soll dieſe Zeit nun vorüber ſein?

Ich weiß nicht, ob meine Schweſter Mary im Herzen fühlt, was ihr Mund ſpricht.

Bruder, ſagte heftig bewegt das Mädchen, und ergriff Byron's Arm, ich habe dir wehe gethan. War es aber meine Schuld?

Es war ein ſchöner Tag, als wir dort drüben auf dem Hügel lagerten, verſetzte Byron mit wehmüthigem Lächeln, aber ich beſinne mich, daß mir der Abend nicht gefallen wollte. —

Mary ſchwieg und zog den Verſtimmten mit ſich fort in den Betſaal. Das Fortepiano weckte abermals alte, glückliche Erinnerungen. Wenn ich keine Fehlbitte zu thun befürchten darf, liebe Schweſter, ſo möchte ich doch gern noch einmal das Lied „Mary Anna" ſingen hören. Mary ſetzte ſich an das Inſtrument und ſang das einfache Volkslied mit einer Innigkeit, die Byrons Weſen tief ergriff. Als ſie geendigt hatte, eilte er heftig auf ſie zu und umarmte ſie in leidenſchaftlicher Aufregung. Seine Lippen ruhten auf den ihrigen, aber keine ſüße Erwiederung ſeiner brennenden Küſſe ward ihm zu Theil. Mary, Mary! ſtammelte er, wenn Du wollteſt — wenn Du mich hören wollteſt —!

Ein Geräuſch ſchreckte ihn auf, Mary's Geſicht übergoß ein hohes Roth. Miſtreß Chaworth trat in das Gemach, an ihrer Seite war Muſters, mit einer Sorgfalt und Zierlichkeit gekleidet, die nur zu deutlich verrieth, daß der junge Mann den Dandysmus zu ſeinem eigentlichſten Studium gemacht habe.

Sein Sie uns gegrüßt, lieber Vetter Byron, ſprach die

Miſtreß. Es iſt recht ſchön, daß Sie gerade heut gekommen ſind, da es Ihnen angenehm ſein wird, zu erfahren, wie in Zeit eines halben Jahres Miß Mary ihren Stand vertauſchen wird. Der ſehr achtbare Mr. Muſters hat ſo eben um Mary's Hand geworben.

In Borens Adern ſtockte das Blut, aber ſeine Wange blieb bleich, unbeweglich. Wie ein Gypsabguß ſeiner ſelbſt ſtand er ſprachlos und heftete ſein Auge feſt auf den glücklicheren Nebenbuhler. Nach einer Pauſe wandte er ſich zu Mary, die in den Taſten des Fortepiano's wühlte und ſprach: Ich hoffe, Sie werden glücklich ſein.

Das denke ich, erwiederte ſie mit geſenktem Blicke. —

Es trat abermals eine peinliche Pauſe ein. Muſters ſetzte ſich neben Mary und flüſterte ihr Worte zu, von denen jedes ein tödtlicher Dolchſtoß in das Herz des Getäuſchten war. Er verbeugte ſich gegen Miſtreß Chaworth und verließ die Halle.

Ein Gang durch den Park gab ihm die nöthige Ruhe wieder. Er betrat abermals das Haus, um das Zimmer zu beſuchen, wo er glückliche Nächte verträumt hatte. Schon ſtand er vor der Thür und wollte eintreten, als er Geflüſter und das unterdrückte Schluchzen einer Weinenden vernahm. Mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit lauſchte er auf die Sprechende. Dieſe Stimme gehörte Mary's Couſine, einem Mädchen, das er beleidigt hatte und die ihn nicht leiden mochte.

Aber Mary, ich bitte dich, ſagte Eliza, wie kannſt du dich nun erſt grämen! Haſt du den Vetter nicht geliebt, ſo erſpare dir die Thränen für wichtigere Ereigniſſe.

Pfui! erwiederte Mary, mit unterdrücktem Schluchzen, glaubſt du, ich habe je auch nur das Mindeſte für den lahmen Jungen empfunden? Ueberdies iſt er ein Schulknabe! Ich war ihm gut, weil mich ſein ſeltſames Weſen unterhielt, aber Gott ſoll mich bewahren, ihn zu lieben! Nur das

ſchmerzt mich, daß ich weiß, er fühlt ſich unglücklich durch mich! — Und abermals unterbrach ein heißer Strom von Thränen die zitternde Stimme.

Byron hatte ſchon zu viel vernommen. Vernichtet ſtürzte er die Treppe hinab dem alten Betſaale zu. Er war leer, der Nebelhimmel hing trüb herein zu den dunkeln, epheuumrankten Fenſtern. — Weil ſein Weſen ſie unterhalten, nur deshalb hatte ſie ihm Gefühle geheuchelt, die er ſeinem tiefſten Herzen entnommen! — Er fand keinen Halt in ſeiner eigenen, zerſtörten Bruſt. Eine grauenhafte Leere dehnte ſich aus in ihm, der Tummelplatz zahlloſer Geſpenſter, deren jedes eine raſende Leidenſchaft verhüllte. — Unruhig ſchritt er die Halle auf und nieder, warf ſich auf's Sopha, trat an das Forteplano, an's Billard, ſtieß einige Bälle wild durcheinander und ſah hinaus in die immer dichter hereinbrechende Dämmerung. Dann zog er die Schreibtafel aus ſeiner Bruſt, und wühlte den verſchloſſenen Schmerz ſeines Gemüthes auf die ſtummen, gelben Blätter des Pergamentes. Und wieder durchſchritt er das öde Gemach, riß die beſchriebenen Blätter aus, zerrupfte und warf ſie der Windsbraut in den nebelfeuchten Kranz, die über die Gegend zu ziehen begann.

Leiſe Schritte hörten ihn — Mary trat ein. Gordon, redete ſie ihn an, gehſt du im Zorne von mir?

Nur eines kurzen Augenblickes bedurfte es, um die Aufregung ſeines Gemüthes mit dem kunſtgerechten Lächeln polirender Verſtellung zu verdecken. Theure Miß, verſetzte er, wenn ich Sie wiederſehe, werden Sie Miſtreß Chaworth heißen, denn ich habe von Ihrer Mutter gehört, daß Sie auf einige Zeit Ihren Familiennamen beibehalten ſollen.

Das hoff ich, erwiederte Mary. — Byron ließ ihr nicht Zeit, mit abermaligen Betheuerungen ſein blutendes Herz wie mit duftenden Veilchen zu beſtreuen. Zitternd ergriff er ihre Hand, hauchte einen Kuß auf ihre Stirn und drückte ſein

brennendes Auge noch einmal in ihre weichen Haare. Dann verließ er schnell den alten Betsaal, bestieg sein Roß und sprengte im wildesten Laufe in die feuchte Nebelluft. — Am Thore warf er noch einen Blick rückwärts. Er glaubte das blaue Gewand seiner Geliebten auf der Terasse flattern zu sehen, der pfeifende Wind legte den zerrissenen Schmerzenslaut seines eigenen Namens, von weinenden Lippen gestammelt, an sein Ohr.

Fort! rief er, als wolle er sich selbst Muth einsprechen, seinem Rosse zu und spornte es zu noch schnellerem Laufe. —

Der Abend war kalt, öde, trostarm, wie sein armes, zerrissenes Herz. Von fern durch den Dunst des Nebels schimmerte der Hügel mit seinem säuselnden Ulmenkranz. Byron wendete das Auge mit Gewalt ab und jagte Newstead zu, dessen grauer Thurm, von dem schreienden Krahenheer umkreist, in kurzem vor ihm lag. Als er am Abteithor hielt, vernahm er die Stimme Joe Murray's, wie sie eben ein altes schottisches Lied sang. Es waren die letzten Strophen, mit denen sich die gottesfürchtige Nanny nicht einverstanden zeigte.

Sagt, was Ihr wollt, Joe, sprach die Haushälterin, das Lied ist nicht christlich, und was nicht christlich ist, das ist gottlos. Da habt Ihr meinen ganzen Katechismus. Er ist kurz genug, um ihn einem zweijährigen Kinde begreiflich zu machen. Aber Ihr seid von der unbegreiflichen Menscheinsorte. Es haftet nichts an Euch, als das Unehrbare. Solltet Euch schämen, alter Joe! Seid ein Mann tief in den Sechzigen, tragt fremdes Haar, um die Blößen Eures Verstandes zu decken und könntet recht warm sitzen mit Eurem Gehirn. Ich denke aber, das Gewissen wird Euch schon einmal einheizen, daß Ihr nicht wißt, ob Ihr Joe Murray oder Kalibán, das Ungeheuer seid, wie Ihr das arme Thier da nennt. Ihr seid ein ungeheuerliches Nichts, Joe! Glaubt einer gottesfürchti-

gen Frau, die wie Nanny Smith in der Furcht des Herrn alt geworden iſt in Ehren!

Schön, ſehr ſchön, Nanny! Habe lange keine ſo bündige Predigt gehört, ſeit des alten Lords Tode, tröſt' ihn Gott! Schade, Nanny, jammerſchade, daß unſer Herr Gott kein Mannsbild aus Euch gemacht hat, wär't ſicherlich ein rechter Streiter des Herrn geworden, ſo was man ſagt, ein wahrhaftiger Kampfhahn! — Ich ſag's, Nanny, 's iſt ſchade, läßt ſich aber nicht mehr ändern!

Der alte Diener erhob abermals ſeine Stimme und ſang laut und vernehmlich den Spruch der alten Prophezeihung, die im Munde des Volkes von der Brücke des Don bei Aberdeen lebt:

„Brücke Balgounie's, ſchwarz iſt dein Stein,
Mit des Weib's einz'gem Sohn' und der Mähr'
einz'gem Füllen ſtürzeſt du ein!"

Die Prophezeihung lügt! rief Byron, der wie eine Geiſtererſcheinung plötzlich in den düſteren Flur trat. Andere Prophezeihungen mögen zutreffen, wie's manches unglückſelige Menſchenkind wohl erfahren hat, aber dieſe iſt falſch. Ich bab' als kleiner Knabe oftmals über das Geländer der Balgounie-Brücke hinabgeſehn in den ſchwarzen, durchſichtigen Don, aber das Gewölbe iſt nicht zuſammengeſtürzt, wiewol ich der einzige Sohn meiner Mutter bin.

Joe war ehrerbietig aufgeſtanden und erwiederte jetzt: Es iſt zuverläſſig ein altes, ſogenanntes gottesfürchtiges Weib geweſen, Ew. Herrlichkeit, die den albernen Reim aufgebracht hat, ſonſt wär's eingetroffen, ſo wahr ich Joe Murray heiße und ein wahrhaftiger Alt-Engländer aus dem Sherwood-Walde bin. Ich bin überhaupt der Meinung, Ew. Herrlichkeit, daß alle Wahrſagungen von geſchwätzigen Weibern herrühren, weshalb ein ehrbarer Mann, etwa wie ich, all' dem

Zeug keinen Glauben ſchenken ſollte. Thut nicht gut, Ew. Herrlichkeit, werden's erfahren! —

Byron befand ſich nicht in der Stimmung, dem Geſchwätz des gemüthlichen Alten ruhig zuzuhören. Er verlangte in ſein altes Zimmer geführt zu werden.

Sr. Herrlichkeit, Lord Ruthge ſind in der Abtei, ſagte Joe. Der Lord hat mir auf das ſtrengſte befohlen, Ew. Herrlichkeit zu ihm zu führen.

Ich aber befehle dir, mich in das Zimmer mit dem alterthümlichen Kamin zu bringen.

Auch haben Sr. Herrlichkeit befohlen —

Maa Sr. Herrlichkeit verd — Byron unterbrach ſich und trieb den verwunderten Diener vor ſich her nach der Gegend des Zimmers zu.

Wollen Ew. Herrlichkeit nicht einen Plumpudding haben? erhob jetzt Nanny ihre Stimme. Sie werden gut thun. Dieſe Nebelluft ſchwächt den Magen.

Nein! Nichts als das Zimmer will ich.

Oder eine Flaſche Claret und kaltes Geflügel?

Trink und iß, was dir beliebt, Nanny. Ich will mich an den Schatten meiner Gedanken feiſt mäſten! —

Nanny murmelte ein Gebet und ſang einen frommen Liedervers, völlig irre geworden an ihrem jungen Herrn. Byron trieb den Alten ſogleich fort, als er Beſitz von dem Zimmer genommen hatte. Sein bleiches, verſtörtes Geſicht am Morgen verrieth, daß er die Nacht ſchlaflos zugebracht habe. Nanny wollte ihn ſogar gegen Mitternacht haben die Abtei verlaſſen und über den See ſchiffen ſehen. Doch, meinte ſie, kann's auch ein Geiſt geweſen ſein, mit dem ja unſere Abtei ſehr reichlich geſegnet iſt. —

Drei Tage ſpäter ſaß Byron wieder auf dem Grabſteine des Kirchhofes zu Harrow, dem von jetzt an die Schüler den Namen „Byrons Grab" gaben. Vom Schulhofe her ſchallte Jubeln der ballſpielenden Knaben, aber ſein Herz nahm keinen Theil mehr an der Harmloſigkeit ſeiner ſpielenden Kameraden. Die Liebe hatte ſeines Gemüthes Tiefen erſchloſſen und der Sturm, der heraufgeſtiegen war aus dieſen unergründlichen Schluchten, trieb in unerkennbare Fernen den Freudenglanz einer Welt, an den er ſich noch vor einem Monat mit Luſt und Liebe feſtgeklammert. — Blutig hing die Abendröthe an den Hügeln, der Strom glänzte, die Schiffer ſangen wieder. Es war Alles noch wie vor wenig Wochen. Nur in ihm hatte ſich eine grauenhafte Veränderung zugetragen. Die Zukunft lag ſchwer, trüb und verhüllend über ihm, wie der finſtere Nebeldunſt über dem unermeßlichen London.

Er hatte Mary's Bildniß vor ſich liegen auf dem Grabſteine. Einzelne Thränen fielen darauf, es war zerſprungen. Im unausſprechlichen Schmerz ſchrieb er darunter:

„Du ſüßes Bild, weit theurer mir,
— Ob auch kein Leben dich bewegt —
Als all' Lebend'ges, außer ihr,
Die nah dich an mein Herz gelegt!"

Ein bleicher, ſtarrer Ernſt lag auf ſeinen Zügen. Wie eine Laube, unter der die Schwermuth wohnt, überdachte die Fülle ſchwarzer Locken ſeine weiſſe Stirn. — Er verbarg das Bild wieder an ſeinem Herzen. Zufällig ruhte das Auge auf dem Stein. Er las, was er vor etwa ſechs Wochen in einem Anfall wehmüthiger, ſüßer Träumerei hingeſchrieben hatte:

„Mein Grabſtein ſoll allein mein Name ſein!
Iſt's Ehre nicht, die meinen Staub bedeckt,
O, daß kein andrer Ruhm mich dann befleckt!
Er ſoll des Ortes Merkmal, er allein
Mit ihm gedacht, wo nicht, vergeſſen ſein."

Das Lächeln der Satyre spielte um seinen Mund. Mary's Weigerung, ihm Herz und Hand zu schenken, die scherzhafte Flatterhaftigkeit, womit sie ihn von sich gestoßen, raubte ihm nicht die Liebe zu ihr, wohl aber zur Menschheit. Er vermochte jetzt nur noch im Hasse zu lieben. Der Gottesfriede war von ihm gewichen, Zweifel, Zerrissenheit, höhnende Skepsis waren die Götter geworden, denen er seine Hand entgegenstreckte. Seine Schulkameraden fürchteten ihn. Der verwundende Gedankenausdruck, wozu von jetzt an für ihn die Sprache nur noch dazusein schien, versteckte sich hinter eine Zweideutigkeit, die nur der begreifen konnte, dessen Auge sich unterzutauchen vermochte in die Gluthwelle des seinigen. Er ward, was die Welt abschreckend geistreich nennt. —

Ein halbes Jahr nach diesen Ereignissen reichte Miß Mary dem zierlichen Jack Musters ihre Hand am Altare. Byron vergoß keine Thräne, als er es erfuhr. Ist das Alles? sagte er auf die empfangene Nachricht, ging fort und übte sich im Pistolenschießen. —

Der Flüchtling.

Novelle

v. d. F. von W.

(Eingesandt von Leopold Schefer.)

Graf S. an den Secretair Westen.

Sie haben lange nicht von mir gehört, lieber Westen, und ich werfe es mir lebhaft vor, so viele Ihrer lieben mir sehr interessanten Briefe, unbeantwortet gelassen zu haben. Man ist aber auf Reisen stets wie auf der Flucht, obwohl es die angenehmste Weise sein mag, den Flüchtling darzustellen. — Nur der verlängerte Aufenthalt in den Städten verleiht einige Muße, die mir indessen größtentheils mit Briefen an meine Braut vergangen ist. Ueber dieses Verhältniß habe ich mich bisher nur flüchtig gegen Sie ausgesprochen, ungeachtet vielleicht auf der Erde Niemand so wahren, so herzlichen Theil an mir nimmt, wie eben Sie. Die Empfindung ist schwerlich zu schildern, mit welcher ich das gewünschte Jawort empfing; aber Sie gehören zu den wenigen Menschen, deren tiefes, reges Gefühl es faßt, daß man zu derselben Zeit glücklich und unglücklich, zweifelnd und gläubig sein kann. In dem Worte

„mein" liegt das Höchste, das Beglückendste, dessen wir theilhaftig werden können, aber man spricht es nicht aus, ohne sich auch selber dafür hinzugeben. Lieber Freund, werden Sie mich recht begreifen, wenn ich sage: in dem Augenblicke als mir dieses Jawort zu Theil wurde, war ich unbesorgter für Luciens Glück, als für das meinige? — Ich habe das Leben kennen gelernt; frei von den Leidenschaften, welche das Glück der Ehe gewöhnlich trüben, suche ich eine heftige Aufwallung, welche mir, wie Sie wissen, nicht fremd ist, immer mehr zu bekämpfen. Meine äußere Lage ist sehr glänzend, man hat mir oft gezeigt, daß ich gefallen könnte und dieses Alles ruhig und ohne Eitelkeit überdenkend, darf ich annehmen, daß eine Frau glücklich mit mir sein kann. Aber ich? — Meine Braut hat Verstand und ein gefühlvolles Herz, Eigenschaften, welche die ganze Gewähr meines Glückes ausmachen und ein Vertrauen befestigen, dessen Grund mir eben deshalb, weil die innere Gesinnung ihn bildet, unerschütterlich zu sein scheint. Sie weiß bis jetzt wenig mehr von mir als was der Ruf ihr mitgetheilt haben mag, meine Neigungen, Ansichten und Gewohnheiten sind ihr fast ganz fremd, und sie ist seit beinahe einem halben Jahre meine Braut, ohne daß wir uns während dieser Zeit gesehen hätten. Die verwickelten Erbschaftsangelegenheiten, die mich im Auslande fest hielten, gestatteten mir nur, mich ihr schriftlich nähern zu dürfen und ich habe dies unausgesetzt, mit dem lebhaften Bestreben gethan, sie mehr und mehr empfänglich für eine Bildung zu machen, welche mir Lebensbedürfniß ist. Denn wie traurig ist der Gedanke, mit einem Wesen vereint zu sein, von welchem man nie errathen, selten verstanden und gewürdigt wird. An einen Austausch der Gedanken, den doch das stete Beisammensein beinahe zur drückenden Nothwendigkeit erhebt, läßt sich in Fällen solcher Art wahrlich kaum denken, denn wer wird nicht mit einem gewissen Schauer Gefühle aussprechen, rücksichtlich derer man im

Voraus überzeugt iſt, daß ſie mißverſtanden werden. — Die Antworten meiner Braut gewähren mir indeſſen wahre Befriedigung, und ſo wird hoffentlich Franzens Prophezeihung unerfüllt bleiben, der, ſelbſt ein unglücklicher Ehemann, höchſt betroffen darüber iſt, daß ſein Herr, wie er ſich ausdrückt, in dieſes dunkle Leben eingehen will. Ich bringe ihn eben ſo originell zurück, wie er geweſen iſt; zuweilen reizt er meine Geduld, aber wenn mir eben nichts Ernſtes im Sinne liegt, lache ich recht herzlich über ſeine ganz eigenthümliche Verkehrheit. Nun zu einer Bitte an Sie, lieber Weſten. Franz wird nach acht Tagen in S. eintreffen und zwar von einem jungen Manne begleitet, in welchem Sie den nämlichen Italiener kennen lernen werden, deſſen Bildniß, von ihm ſelber gemalt, Sie früher einmal bei mir geſehen und bewundert haben. Er iſt in hohem Grade einnehmend und das Gemälde ein treues aber nicht geſchmeicheltes Abbild ſeiner Züge. In dieſem Augenblicke heimath-, und ich darf faſt ſagen obdachlos, ſey er Ihrer Fürſorge dringend empfohlen. Ich traf ihn in Frankfurt, was mir, und das geſtehe ich nur Ihnen, zuerſt nicht ganz angenehm war; ich will ihm wohl, er iſt ein guter, liebenswürdiger Menſch, aber ich bin ſo manche Verpflichtung ähnlicher Art eingegangen, und ſah gleich, wie dies enden würde. Indeſſen, der Zufall hat ihn mir entgegen geführt und da er mich gefunden, ſo darf er ſicher ſein, daß ich ihn nicht verlaſſen werde. Zuerſt bekannt wurden wir in Florenz, wo er in den glücklichſten Verhältniſſen lebte und bei dem ihm innewohnenden Schatze von Güte und Gefühl, ſich mir bald mit der Anhänglichkeit eines guten Kindes zuneigte. Damals war es mein Plan nicht, Italien als Land kennen zu lernen, denn ich kannte es bereits, nicht die Kunſtſchätze wollte ich bewundern, denn wer Sinn und Geſchmack dafür hat, thut dies dort überall, auch ohne Vorſatz; ſondern ich wollte dem Volke als ſolchem meinen Aufenthalt zuwenden. Glauben Sie es mir, lieber Weſten, in

diesen südlichen Naturen liegt mehr Zutraulichkeit, mehr Reinheit der Gesinnung, als man denkt. Bei uns ist alles berechneter, bei ihnen vieles wahrer; sie trotzen der Meinung, wir scheuen sie, ohne deshalb eben besser zu sein. M. begleitete mich an allen Orten und entwickelte schon damals Grundsätze, die mir für seine bürgerliche Existenz Besorgnisse einflößen mußten. Meine Warnungen wurden freundlich aufgenommen, aber wem gelang es, wer durfte je ernstlich glauben, das Feuer eines Vulkans löschen zu können? Ein Südländer und Vernunft sind nicht selten zwei einander entgegengesetzte Begriffe. Es fehlt in dem Innern dieser Menschen an Uebergängen; bei ihnen ist Alles Gefühl, Leidenschaft, Raserei. — Wie tiefe Blicke that ich damals in sein unbekanntes Herz, wie hätte ich ihn schützen und bewahren mögen! Nach einem Jahre trennten wir uns, ich verließ ihn mit wahrem Leidwesen, sein Schmerz sprach sich tief und ergreifend aus. —

Vier Jahre später befand ich mich in Pamplona, als eben vor der Stadt ein lebhaftes Gefecht mit den Franzosen vorfiel. Bald verkündete Jubel, wie dessen nur die begeisterte Exaltation des Südländers fähig ist, Sieg über den Feind. Die Schüsse wurden seltener und es hieß, man verdanke den Sieg und die Eroberung einiger Feldstücke der tollkühnen Tapferkeit eines jungen Freiwilligen, dessen heldenmüthige Begeisterung seine Gefährten mit fortgerissen habe. Alles strömte zur Stadt hinaus, ihn zu sehen, zu empfangen, und ich folgte der Menge. Bald erschien der Held des Tages, von einem jungen Soldaten geführt, auf den er, bleich, schwach vom Blutverluste und durch Anstrengung ermattet, sich lehnte. Jubelnder Zuruf empfing den verwundeten Sieger; die Frauen und Mädchen umgaben, bekränzten, begrüßten ihn. Da richtete er seine schlanke Gestalt empor, seine bleiche Wange röthete sich, sein erloschenes Auge bekam Leben und Feuer; ich erkannte ihn, es war M. Ein voller Blumenkranz ruhte auf

ſeinem dunklen Haar, ein anderer hing über ſeine Schulter, die Muskete lehnte noch in dem linken Arm, in der That, das anmuthigſte Bild, das ſich denken läßt. Ich war ſtets ein abgeſagter Feind alles Bekränzens, aber hier bei dieſem Anlaß fand ich es entzückend für denjenigen, welchem dies Schickſal zu Theil ward. Laute viva's erfüllten die Luft, die reizendſten Frauen umgaben lachend, weinend, jubelnd den jungen Helden, und auch ich fühlte, daß Thränen mir in's Auge drangen. Man hätte mein Gefühl für Neid halten mögen, und doch mußte ich mir ſagen, glückliche Verhältniſſe kennten ihn nicht hierher gebracht haben. Hin und wieder fielen noch Schüſſe, einige matte Kugeln erreichten ſelbſt den Platz, wo wir uns befanden; ich machte eine ſchöne Spanierin auf die Gefahr aufmerkſam: n'importa, n'importa! war Alles, was ſie erwiederte, und ihre herrlichen, brennenden Augen ſuchten M. von neuem, um mit Entzücken bei ihm zu weilen. Gewiß, ein ſolches Ereigniß iſt hinreichend, um Jemanden für ſeine ganze Lebenszeit verrückt zu machen. — Ich glaube, der Ton meiner Stimme traf ſein Ohr, vielleicht ſein Herz, denn er wandte plötzlich den Blick nach mir hinüber. Unſere Augen begegneten einander, M. zuckte zuſammen; in ſeinem Blicke lag Ueberraſchung, Stolz, Freude und ein leiſer Anflug furchtſamer Beſchämung. Sein gutes, kindliches Gemüth hatte ſich während unſers Beiſammenſeyns meinen Anſichten, meinem Willen ſtets gefügt, er liebte mich hinlänglich um auch einige Furcht vor mir zu hegen. Die zehn Jahre, welche ich älter bin, thaten dazu das ihrige. Ich winkte ihm freundlich und zog mich zurück, um ſeiner Umgebung den Jubel nicht zu ſtören. Am Abend ſuchte ich ihn auf, die Wohnung des Siegers war leicht zu erfragen. Bei meinem Anblicke wollte er, der bleich auf einem Ruhebette lag, ſich emporrichten, ohne indeſſen hierzu im Stande zu ſein; matt ſtreckte er mir die Hand entgegen und richtete ſeine Augen mit einem Ausdrucke auf mich,

der mehr ſagte als unzählige Worte. Er, der geliebte, angebetete Sohn reicher Eltern, ſo verlaſſen, ſo hülfsbedürftig in der Fremde! — Der Gedanke bewegte mich tief; liebevoll nahm ich mich ſeiner an, ihn pflegend, für ihn ſorgend, als ſei er mein Bruder. — Heftige Phantaſien, eine Folge des Wundfiebers und einer gereizten Einbildungskraft, erſchöpften ſeine Kräfte; nur mir, nur dem Ton meiner Stimme gelang es, ihn zu beruhigen; unter meinem Zureden ſchlief er ein, wie ein Kind, welches man durch ein Wiegenlied in ſüße Träume ſingt. — Ich erfuhr nach und nach, denn er geſtand offen aber zögernd, daß er in ſehr gefährliche Umtriebe verwickelt geweſen, daß der Verrath eines Eingeweihten ihn und ſeine Gefährten bewogen habe, ſich den Folgen deſſelben durch die Flucht zu entziehen. Die Regierung habe indeſſen diesmal die Milde walten laſſen und allen Schuldigen ungefährdete Rückkehr geſtattet und zugeſagt. — Sie erachten leicht, wie ich mit Bitten, mit Vorſtellungen in ihn drang; er gelobte mir endlich, daß er zu ſeinen Eltern zurückkehren wolle; mehr verſprach er nicht und ich hörte auf, in ihn zu dringen; es giebt eine Gränze, über welche hinaus man auch mit der beſten Abſicht nicht gehen darf.

Sein Geſtändniß, denn ſo darf ich es nennen, gewährte mir einen tiefen Blick in ſein Inneres, mir iſt nicht leicht ein intereſſanterer Menſch vorgekommen. Mit eiſerner Feſtigkeit ſeinen politiſchen Meinungen anhängend, ernſt, muthig, entſchloſſen, durch ein bittendes Wort bewegt, durch ein freundliches zum Entzücken, durch einen unfreundlichen Blick zur Verzweiflung gebracht. Ganz dazu geſchaffen, den Frauen die Köpfe zu verrücken, ſind ihm, ohne ſein Verſchulden, viele Thränen aus ſchönen Augen nachgeweint. Auch in Pampelona war er unausgeſetzt der Gegenſtand zarter Sorgfalt von Seiten der Damen; vieles geſchah auch dort, ſein jugendliches Herz zu entflammen. Dieſes Thema iſt indeſſen niemals von uns

erörtert worden; es lag etwas in ſeinem Weſen, was nicht dazu aufforderte, im Gegentheil, jede Mittheilung ablehnte. Manchmal konnte ich, wenn eine Sendung ſchöner Früchte, oder dem Aehnliches ihm zu Theil ward, eines flüchtigen, neckenden Lächelns mich nicht erwehren. Selten ſchien er es zu bemerken und ſagte nur mitunter mit ſeinem melancholiſchen Accent: Fremd und doch nicht verlaſſen! oder irgend ein entſprechendes Wort, welches auf ſeine Lage Bezug hatte und jeden Scherz unmöglich machte. — Endlich mußte ich mich von ihm trennen, es ward uns Beiden ſchwer. In der tiefen Wehmuth des Abſchiedes bat ich ihn noch einmal: Theurer M., ſpielen Sie nicht mit Ihrer Jugend, Ihrem Glücke. Beides geht vorüber; die Jugend kehrt niemals wieder, das Glück ſelten, wo es einmal Abſchied nahm. Setzen Sie Ihr Leben nicht an nutzloſe Pläne, Sie werden es bereuen, wenn es zu ſpät iſt. Gebe Gott, daß wir uns wiederſehen und Sie dann Ihr Auge frei zu mir erheben können! — Thränen und ein Händedruck waren ſeine Antwort. —

Jetzt nach fünf Jahren habe ich ihn wieder gefunden, in ſeinem Vaterlande, revolutionairer Umtriebe willen, zum Tode verurtheilt, iſt er dieſem durch eine ſehr gewagte Flucht glücklich entgangen. Ich kann jetzt nichts weiter thun, als mich dieſes unſinnigen Kindes annehmen. Er iſt neunundzwanzig Jahre alt und hat die volle Kindlichkeit des Gemüths, welche man bei den Südländern auch in geſetzteren Jahren mitunter anzutreffen pflegt; ſeinem Ausſehn nach durchaus jugendlich, ſcheint er mir ernſter als früher, doch ſteht ſein nachdenkendes Weſen ihm gut, er wird niemals glücklich, aber immer liebenswürdig ſein.

Ich wünſche, daß Herr M. die ſogenannten chineſiſchen Zimmer erhalten möge, deren freundliche Lage ihn hoffentlich anſprechen wird. Franz, der noch immer im Plural redet, hängt ſehr an unſerm jungen Freund, wie er ihn nennt, und ich wünſche, daß er ihn in S. bedienen möge. Ich bin ſehr

verwundert, daß er noch niemals „unsere Braut" gesagt hat; dies rührt aber muthmaßlich von seiner Abneigung gegen Alles her, was auf den Ehestand Bezug hat. Uebrigens, schreibt mir meine Braut, daß Sie ihr stets gesandt haben, was in S. zur Blüthe und Reife gekommen ist, und ich danke Ihnen herzlich diese Erfüllung meines Wunsches.

Meinen Vetter Friedrich sprach ich in Dresden, er hat mir viel von S., dem Park und meinen Pferden erzählt. Herzlich verlangt mich danach, alle meine Schätze wiederzusehn. Vorläufig halten Geschäfte mich hier noch einige Wochen fest. — Was alle kleinen Anliegen der Leute anbelangt, so werde ich darauf mündlich Bescheid ertheilen. Sagen Sie gütigst vorläufig, ich sei in der Fremde nicht hartherziger geworden, sie werden dann schon wissen, woran sie sind. Die Erfüllung billiger Wünsche gereicht mir zur Freude. Leben Sie wohl, lieber Weßen, bis auf Wiedersehn! —

Einige Wochen später traf Graf S. auf seinen Besitzungen ein. Seine Untergebenen, die ihn abgöttisch liebten, empfingen ihn mit einem Jubel, an den er gewöhnt war, und der doch immer sein Herz tief bewegte. Der junge Italiener begrüßte ihn stumm aber mit Gebehrden, mit einem Ausdruck, die mehr sagten als der lauteste Jubelruf. Der Graf nahm nach jahrelanger Abwesenheit wieder Besitz von seinem schönen Hause, um es bald, so hoffte er, mit einer holden Frau und für beständig zu bewohnen. Einige Stunden nach seiner Ankunft ließ er anspannen, um in die nahe gelegene Stadt zu seiner Braut zu fahren, welche er als solche bis dahin nur schriftlich begrüßt hatte. Schon vor seiner Reise war es sein Entschluß, um Fräulein von Wessenberg zu werben, aber erst wollte er, der seinen Nacken den Fesseln der Ehe nur zögernd beugte, sich in der Ferne überzeugen, ob ihr anmuthiges Bild ihm auch

dort

dort gegenwärtig bliebe. Besonnen zu heirathen, entschied er sich ohne Leidenschaft, aber mit der vollsten Anerkennung, für Lucie von Wessenberg, deren Jugendschönheit, deren kindlich liebenswürdiger Charakter ihn angezogen. Bei seiner Abreise mochte es ihm nicht entgehen, daß ein Anderer leicht ihm zuvorkommen könne, sein Entschluß stand indessen fest, es darauf zu wagen, und erst anderthalb Jahre später hielt er bei der Baronin von Wessenberg um die Hand ihrer Tochter an. Die Antwort erfolgte umgehend und entsprach seinen Wünschen; die kluge, besonnene Frau konnte sich in derselben kaum so weit mäßigen, ihrem stolzen Jubel den Anstrich mütterlichen Wohlwollens und mütterlicher Freude zu geben. Der Graf war sehr angesehn, reich, höchst liebenswürdig, der Gegenstand mancher stillen, mancher offenkundigen Neigung und Lucie, ihre Lucie hatte ihn gefesselt! — Frau von Wessenberg, die niemals sehr humane Gesinnungen an den Tag legte, trug den Kopf jetzt höher als je, indessen ihre Tochter eine unverstellte, unschuldige Freude kundgab. — Jetzt, ein halbes Jahr nach der für ihn beglückenden Entscheidung, ging der Graf zum erstenmale einer Zusammenkunft mit seiner Braut entgegen.

Nachdenkend lehnte er in eine Ecke des Wagens; verworrene Gedanken flogen durch seine Seele, Bilder der Vergangenheit tauchten auf, Bilder der Zukunft stiegen in zweifelhaftem Lichte empor. Er hatte selber sein Geschick bestimmt, gewählt; und obwohl das Glück oder Unglück des Lebens meist von eignem Wollen oder Nichtwollen abhängt, so wird dies doch gewöhnlich nur da anerkannt werden, wo das ausgesprochene Wort jedes Ableugnen unmöglich gemacht hat. Das rasche Heranfahren eines Reisewagens störte ihn aus seinem Sinnen auf, eine laute, wohlbekannte Stimme rief ein gebietendes Halt; es war Baron Berg, ein älterer Bekannter des Grafen. Rasch sprang dieser aus dem Wagen und näherte sich dem Schlage. Willkommen im Vaterlande! rief jener ihm

entgegen, bitte, steigen Sie zu mir ein, damit wir einen Augenblick wenigstens mit einander reden können. Was stehst du da, dummer Fiel, den Schlag auf, sage ich! Graf S. Riva ein; ich sehe, sagte er lächelnd, daß Ihre Erziehungsgrundsätze noch dieselben sind. Der Baron lachte: hoffentlich werden Sie überhaupt finden, daß ich noch der Alte bin. Uebrigens mache ich mir ein Gewissen daraus, Sie zu stören, einem Bräutigam sollte man keinen Augenblick rauben; genießen Sie die Zeit der Täuschung, welche jetzt für Sie beginnt; glauben Sie es mir, Sie werden die Erinnerung für kommende Tage nöthig haben! Ihre Braut ist entzückend, wäre ich frei gewesen — ich reise der guten Baronin die Dresden entgegen; sie zeigte so viel schmeichelhafte Sehnsucht mich zu sehen, daß ich daraus annehmen darf, mir sei die Freude zugedacht, eine Menge Schulden für sie zu bezahlen. Ich denke ihr gleich mit großmüthigen Anerbieten entgegen zu kommen, um allen Nervenzufällen aus dem Wege zu gehen. Das sind Ehemannsfreuden — und Leiden — nun Sie werden schon sehen! — A propos, ich war in S. um mir Ihre Pferde zeigen zu lassen, die Fenella ist das schönste Thier im Lande. — Bei dieser Gelegenheit sah ich auch Ihren Demagogen oder Carbonari; nehmen Sie sich in Acht, lieber Freund, der Zeitpunkt ist für solche Gesellschaft übel gewählt. Man wird Ihnen höheren Orts einen solchen Schritt nicht sehr gnädig auslegen. Gern gestehe ich Ihnen, daß es mir unbegreiflich vorkommt, wie Sie darauf verfallen können, heute solchen Schlages zu beschäftigen, die es doch besonders auf uns und unsere Vorrechte abgesehen haben. Hier im Lande, entgegnete der Graf ruhig, stehe ich für Herrn M. ein, zudem sind meine politischen Ansichten ziemlich bekannt. Sie sahen also meine Braut? — Ah! kommen Sie darauf zurück? — Nun, für einen Verliebten sind Sie ziemlich lange ausgeblieben, ich dachte schon, irgend eine Blume des Südens halte sie mit anmuthigem Zau-

ber gefangen. Jedenfalls mag es Zeit ſein, daß Sie kommen — da iſt ein odibler, langweiliger Blondin, auch ſo einer aus der neueren Schule, den ſeine Weltverbeſſerungen durchaus nicht verhindern, Ihrer ſchönen Braut zu huldigen. Ich ärgere mich, wenn ich den Kerl nur ſehe die dummen, einfältigen Anſichten unſerer Tage verdrehen den Frauen auch die Köpfe. Die Phantaſie iſt nun einmal ihr Gebiet, was wie Enthuſiasmus ausſieht, reißt ſie hin, an Vernunft iſt bei ihnen nicht zu denken. — Trägt man die Weſten jetzt ſo in Paris? Sehr hübſch, in der That, überhaupt, man ſieht Ihnen den Bräutigam an, und da Sie es einmal ſind, will ich Sie nicht länger verhindern, Ihrem Glücke entgegen zu eilen. Adieu und empfehlen Sie mich der ſchönen Lucie; wenn ich wiederkomme, werde ich ihr ſelbſt den Hof machen. Gardo à vous! ſagte er lächelnd und mit der Hand grüßend. Der Bediente riß den Schlag auf, der kleine Jocko, welcher hülfreiche Hand leiſten wollte, fiel aus übergroßer Eile vom Bock, und bekam einige nachdrückliche Verheißungen und Drohungen; dann trennten ſich beide Herren und eilten ihrem Ziele entgegen.

Der Wagen hielt vor dem Hauſe der Baronin von Weſſenberg. Alles deutete darauf hin, daß der Graf erwartet ſei. Faſt zögernd ſtieg er aus, ließ aufathmend, es war ihm feierlich, faſt wehmüthig zu Sinne. Als er das Haus betrat, ſah er überall halb geöffnete Thüren, aus denen die Köpfe der weiblichen Dienerſchaft, neugierig und wie verſtohlen, hervorblickten. Der Graf war oft in dieſem Hauſe aus und eingegangen, ohne weiter beachtet zu werden, er dachte lächelnd, daß er als Bräutigam doch noch ganz anders ausſehn müſſe, und ging freundlich grüßend vorüber. Ein Diener öffnete mit Geräuſch die Thüre des Vorzimmers, die Thüre zum Salon ſtand offen; ein Seufzer entſtieg der Bruſt des Grafen, als er dieſem verhängnißvollen Zimmer zueilte. Mit dem ſchnellen Blick, der geiſtig Begabten eigen zu ſein pflegt, ſah er, daß Lucie ſich

zitternd mit der Hand auf den vor ihr stehenden Tisch stützte; dadurch bekam er alle Fassung wieder. Er ging auf Frau von Wessenberg zu und sagte, ihre Hand küssend, auf die einnehmendste Weise: Ich komme jetzt, meine gnädige Frau, um aus dieser gütigen Hand das Glück meines Lebens zu empfangen. Die Baronin umarmte ihn. Theurer Graf, wie glücklich machen Sie uns! — Rasch sich zu Lucien wendend fasste er die kleine Hand in seine und fragte zärtlich: Darf ich hoffen, daß diese liebe Hand sich mir gerne giebt? — Lucie schwieg, die Mutter antwortete für sie und verließ bald darauf, zu Beider großer Erleichterung, das Zimmer. Der Graf sprach jetzt so sanft, so einnehmend mit seiner Braut, daß sie sich beruhigte und ihm, wenn gleich ängstlich, antwortete. Ihre große Schüchternheit gab ihm ein Uebergewicht, welches er gütig dazu benutzte, ihr Fassung wieder zu geben. Eine Stunde verfloß gleich einem flüchtigen Traum; Frau von Wessenberg kehrte zurück und nach einiger Zeit empfahl sich der Graf. Lucie trat ans Fenster; von der Dämmerung halb verborgen und begünstigt, blickte sie ihm nach, sinnend der Zeit gedenkend, wo sie ihn begleiten, ihm folgen werde. Er war liebenswerth, sie gestand es sich, und doch — eine kleine Leere blieb in ihrer Seele zurück, es kam ihr vor, als ob sie eine untergeordnete Rolle gespielt, als ob ihr Bräutigam mehr wohlwollend als zärtlich gewesen sei. Dieser kehrte heiter zurück, er sagte sich, daß es nur von ihm abhänge, glücklich zu sein und versprach sich, es werden zu wollen. In ihm war das ruhige, leidenschaftlose Gefühl, welches einem Manne seines Alters so wohl ansteht und die beste Gewähr des Glückes ist. — Die ersten Wochen vergingen unter Geschäften, welche ihn indessen nicht hinderten, seine Braut täglich zu sehn; er hatte bei der ersten Zusammenkunft, vielleicht durch ihre Schüchternheit bewogen, vermieden, sie Du zu nennen, er that es nicht, sei es aus Grundsatz, sei es, weil es ihm nicht geläufig war. Diese

anscheinend so unwichtige Kleinigkeit gab ihrem Verhältnisse einen weniger innigen Anstrich; dazu kam, daß Lucie die ganz überwiegende Bildung des Grafen anerkannte, mitunter ein wenig fürchtete. Sie hätte ihn, im guten Sinne des Worts, lenken und beherrschen mögen, und er leitete und beherrschte sie; es war nicht abzuleugnen. Als seine Frau hatte sie sich ihm unterordnen wollen, darauf war sie sehr gefaßt, aber jetzt schon? — War sein unbeugsamer Sinn allein der Macht der Schönheit unzugänglich? oder verstand sie es nicht, den lieblichen Zauber geltend zu machen, der fast jedes Herz besiegt? — Diese Fragen beschäftigten sie oft und mehr, als zur Förderung ihres Glückes nützlich sein konnte.

Der Graf hatte M. dort im Hause eingeführt und um freundliche Aufnahme für ihn gebeten, welche ihm auch zu Theil ward. Es fügte sich bald so, daß er stets mit zur Stadt kam und immer willkommen war, indem seine Talente, sein sanftes, gehaltenes Wesen einen angenehmen Hausgenossen in ihm erblicken ließen. Der Graf kannte die kleinliche Eifersucht nicht, welche Manchen bewogen haben würde, den jüngeren, wenn gleich vielleicht nicht einnehmenderen Mann, von seiner Braut ferne zu halten. Anfangs freilich hatte er, so oft in dem Hause der Baronin von einer neuen Bekanntschaft die Rede war, nach dem bewußten Blondin sich umgesehn, als er aber diesen, einen Herrn von D., kennen lernte, besaß er Selbstgefühl genug, ihn nicht zu fürchten. Dieser junge Mann vereinigte ausgezeichnete Geistesgaben mit einer auffallenden, oft lächerlichen Selbstgefälligkeit, welche seine scharf und eckig geformte Gesichtsbildung auf bezeichnende Weise aussprach. Er gehörte, nach Baron Berg's Ansicht, der neueren Schule an, welcher auch nachgehends, durch Rede und That, manchen kleinen Dienst zu leisten, wie manchen Sieg zu erringen, ihm vergönnt werden sollte. —

Ein Monat war auf diese Weise vergangen, als Lucie,

in einem Augenblick, wo ſie ſich mit ihrem Verlobten allein befand, dieſen haſtig und als fürchte ſie, es eine Minute ſpäter nicht ſagen zu können, fragte: Wiſſen Sie ſchon, lieber S. daß M. mir Unterricht im Italieniſchen ertheilen wird? — Der Graf blickte ſie ſehr verwundert an; das war abgemacht ohne ſeine Zuſtimmung? — Haben Sie Herrn M. darum erſucht? fragte er nach einer Pauſe. Ja, und er willigte ſogleich ein, vorausgeſetzt, daß Sie es billigen würden. Finden Sie meinen Wunſch nicht ganz begreiflich? Um ſo mehr, fügte ſie lächelnd hinzu, da ich Sie ſo oft mit Herrn M. reden höre, ohne ein Wort zu verſtehen. Ich bin zu eiferſüchtig, Sie dürfen keine Sprache reden, die ich nicht verſtehe. Der Graf lächelte gleichfalls. Aber warum wollten Sie mir, Ihrem beſten Freunde, das Vergnügen nicht geſtatten, Ihr Lehrer ſein zu dürfen? — Ihnen? Aber lieber S., Sie ſind ja kein Italiener, darin liegt der Vorzug begründet, welchen ich M. gebe. Freilich behauptet er, daß Sie dieſer ſchönen Sprache durchaus mächtig ſind. — Es iſt außerordentlich glücklich, fiel der Graf nicht ohne Aufwallung ein, daß Herr M. mir ein ſo günſtiges Zeugniß giebt! — Er war aufgeſtanden und blickte aus dem Fenſter; es entſtand eine Pauſe, welche zu unterbrechen Lucie keinen Beruf fühlte, dann kehrte er ſich freundlich zu ihr, und ſagte ſo ruhig wie immer. Da Sie mir dieſe Sache als eine abgemachte mittheilen, liebſte Lucie, ſo vermuthe ich nicht, daß Sie meine Zuſtimmung begehren, iſt dieß aber dennoch der Fall, ſo gebe ich ſie Ihnen von ganzem Herzen.

M. ſprach, als der Graf nach Hauſe kam, mit großer Unbefangenheit von dem beabſichtigten Unterricht, und fragte, ob dieſer etwas dawider habe? — Der Graf verneinte es, innerlich halb ärgerlich darüber lachend, daß er, um ſich nicht das Anſehn eines Eiferſüchtigen zu geben, gezwungen ſei, in etwas zu willigen, was ihm eigentlich mißfiel. Ich dachte, fuhr M.

nicht ohne Bewegung fort, es könne Ihnen unangenehm ſein, da man mich hier im Lande doch vielfach für einen ganz gewöhnlichen Abenteurer hält. Der Graf blickte auf, er ſah Thränen in den Augen des jungen Mannes. Liebſter M., entgegnete er, wenn ich die Thränen in Ihren Augen für Wirkung der Reue nehmen dürfte, wie innig würden ſie mich bewegen! Aber ich fühle zu gut, daß ſie das nicht ſind, und ſo kann ich mich nicht davon rühren laſſen. Sie haben den Bitten Ihrer Eltern, dem Rathe Ihrer Freunde, der Eingebung Ihrer Vernunft widerſtanden, um das Ungewöhnliche, nach meiner Anſicht darf ich ſagen, das Unerlaubte zu thun; iſt es nun nicht ungerecht, demungeachtet die Billigung, den Beifall der Welt zu fordern? — Man darf, wenn man handelt, wie Sie, wenig der Art begehren und erwarten. Einer unſerer beliebten Dichter ſagt: Der Dienſt der Freiheit iſt ein ſtrenger Dienſt, und nie ward ein wahreres Wort geſprochen. Wer ſich demſelben, oder vielmehr dem Trugbilde weiht, welches die Jugend mit dem Namen Freiheit bezeichnet, der muß auf alle milderen Gefühle verzichten, er muß ein ehernes Herz haben. Vergeſſen Sie indeſſen nicht, fügte er ſanft hinzu, daß, wie Sie auch handeln mögen, Ein Herz wenigſtens nie aufhören wird, Sie zu lieben und zu beklagen. —

Die Lehrſtunden begannen und Lucie lernte mit einem Eifer, der mitunter ſtörend in ihr bräutliches Verhältniß eingriff; kam ihr Bräutigam, ſo fand er ſie ſchreibend und lernend, oder im Begriff, eine Arie zum Clavier zu verſuchen; Beſchäftigungen, deren Unterbrechung ihr nicht ſelten ein ſichtliches Leidweſen verurſachte. Der Graf achtete auf dieſe Erſcheinungen nicht ſonderlich und fühlte ſich durch Ms. Unbefangenheit völlig beruhigt, da ihm derſelbe allzu bekannt war, um nicht jeden Gedanken der Seele in ſeinen offenen Augen leſen zu können.

M. war, wie ſchon früher angedeutet, wenn nicht beſon-

dere Ereigniſſe dieſe Stimmung veränderten, von ſanfter, nachgiebiger Gemüthsart; wenn jedoch die Glut ſeiner Leidenſchaften aufloderte, entfaltete ſich die ganze Natur des Südländers. Selten lächelnd, faſt nie lachend, hätte man annehmen mögen, daß er für Luciens Frohſinn kein ganz paſſender Gefährte ſei, demunerachtet machte es ſich bemerkbar, daß er jünger als der Graf, denn er billigte, aus natürlichem Mitgefühl, jeden ihrer jugendlichen, oder thörichten Einfälle, die Ausführung auf's eifrigſte unterſtützend, während Jener dabei oft Bedenken, ſelten fröhliche Billigung zeigte. — Lucie nahm mit kindlicher Freude tauſend kleine Dienſte von M. an, wozu ſeine Güte, Gewandtheit und vortreffliche Erziehung ihn geeignet erwieſen. Sie wollte ihn nicht plagen, aber es beglückte ſie, ihn mit ſich beſchäftigt zu wiſſen und überzeugt zu ſein, er müſſe auch abweſend ihrer gedenken, er könne es gar nicht vermeiden. Mit unerſchöpflicher Geduld holte er ihr Blüthen und Büſche zuſammen, nach denen ſie vielleicht ein Blatt, eine Blume malte, bereitete ihr die Farben, half ihm Tauben füttern und ruderte ſie auf einem kleinen Teiche im Garten umher. Der Graf ſah dem Allen nachdenklich zu, oft das kleine Bild im Nachen mit der Anerkennung eines Kunſtkenners betrachtend. M. legte bei dieſen Fahrten gewöhnlich ſeinen Hut ab, auch Lucie that dies nicht ſelten; ſein dunkles Haar und Auge, ſeine ganz gebräunte Geſichtsfarbe und hohe Geſtalt, bildeten den anmuthigſten Gegenſatz zu ihrer zarten, glänzenden Schönheit. — Er ſagte ſich in ſolchen Augenblicken, wie glücklich M. als friedlicher, ruhiger Bürger ſeines Vaterlandes habe ſein können. Im Beſitze eines wohlgeordneten Vermögens, im Beſitze einer reizenden Lebensgefährtin, und zwar in einem Alter, und dies geſtand der Graf ſich ruhig ein, wo man beſſer zu einem Bräutigam ſich ſchicke, als dies eben in dem ſeinigen der Fall ſei. — Fortwährend hatte er, auf den Einfluß angeſehener Freunde in Italien zählend, Schritte zu Ms. Gunſten ge-

than, das Resultat aller Bemühung war die Anzeige: Signor M. dürfe in sein Vaterland zurückkehren, wenn er, da die Regierung gesonnen sei, die zuerkannte Todesstrafe ihm zu erlassen, jedem sonstigen, über ihn noch zu fällenden Urtheilsspruche, auf Gnade und Ungnade sich ergeben wolle. „Da dieses Erkenntniß höchst wahrscheinlich auf langwierige Gefangenschaft gelautet hätte, so fiel es dem Grafen schwer, ihm die Rückkehr anzurathen, zu welcher auch er wenig Neigung verspürte, um so weniger, da das Schlimme in bedrohlicher Ungewißheit ihm bevorstand. Viele Pläne für die Zukunft wurden entworfen und vor der Hand an keine Veränderung der Lage gedacht. —

Lucien war M. in ihrem Sinne durchaus unentbehrlich, sie begriff kaum, wie früher Alles auch ohne ihn habe geschehen können und mit vollster Ueberzeugung wagte sie sich jedenfalls einzugestehn, daß dem Leben eine freundliche Umgestaltung dadurch zu Theil geworden sei. — Der Graf sah dem Treiben gelassen, aber ungern zu, mit der Empfindung, daß er, welcher vermöge seines Rechtes, seiner ganzen Stellung und auch in Hinsicht auf tiefere Bildung so hoch über M. stand, doch augenblicklich in den Hintergrund gedrängt wurde, und zwar durch diejenigen, von welchem es ihn am tiefsten schmerzen mußte. Zudem war er nie gewohnt gewesen, irgend einem Manne nachzustehn; die Natur hatte ihn hoch gestellt, die Gunst der Frauen stellte ihn noch höher. Wie aber war dieses Alles zu ändern? — Er scheuete sich in der That, dem unschuldigen Herzen Luciens das Mißbehagen mitzutheilen, welches ein feinfühlendes Wesen so peinlich empfindet, sobald demselben eine unbesonnene, ja unzarte Handlungsweise begreiflich gemacht wird. Wenn aber auch sein Wunsch nicht darauf gerichtet sein konnte, der Braut klar vorzuhalten, daß sie einen Andern ihm vorziehe, so tadelte er dagegen mit innerer Entrüstung das leidende Verhalten der Frau von We-

ſenberg, welche, nach ſeiner Meinung, auf jeden Fall den Takt hätte haben müſſen, ihrer Tochter dasjenige begreiflich zu machen, was ihm ſelber auszuſprechen unmöglich erſchien; doch konnte ſein Stolz ſich nicht überwinden, gegen die Mutter etwas hierüber zu äußern. —

So vergingen mehrere Wochen, da ward eine Landpartie veranſtaltet, an welcher die Barenin mit ihrer Tochter, Graf S. und auch M. Theil nahmen. Die unverholene Freude Luciens flößte ihrem Bräutigam inſofern die lebhafteſte Beſorgniß ein, als er ihre Unbeſonnenheit vor den Augen der Welt fürchten zu müſſen glaubte. Indeſſen verlebte man den Tag in dieſer Beziehung leidlich genug. M. mußte freilich alles beſorgen, ſein Name war unaufhörlich auf Luciens Lippen, aber ſeine Veranſtaltungen bezogen ſich auf alle Damen, und der Graf nahm auf ungezwungene Weiſe Theil daran. Gegen Abend beſchloß die jüngere Geſellſchaft auf Herrn von D's. Vorſchlag, den Rückweg zu Waſſer zu unternehmen. Er hatte ein großes Boot veranſtaltet und traf alle Vorkehrungen, damit Lucie ohne Unbequemlichkeit ſich einſchiffen könne. Gezwungen am folgenden Tage abzureiſen, erſchöpfte er ſich noch zuletzt in Artigkeiten, gleich als ob es ihr unmöglich werden ſolle, ihn ſo bald zu vergeſſen. — Luciens Verliebung hatte D. überraſcht, aber nicht verwirrt, und wie die Bélise in Moliere's femmes savantes, hätte auch er ſagen mögen: qu'elle prenne garde au mains, que je suis dans son coeur." Nachdem er ihr die Hand geboten, um ſie über eine Reihe von Steinen nach dem Boote zu geleiten, beſtieg er daſſelbe zu allgemeinem Ergetzen, unmittelbar auf Lucien folgend, gleich als ob es keine andere Dame mehr gäbe, welche gleicher Höflichkeit werth ſei, warf einen engen, grauen Banditenmantel, wie Lucie ihn nannte, über, und legte ſich in ſo maleriſcher Stellung als die Umſtände geſtatteten, auf den Boden des Fahrzeuges nieder, ſeine unangenehmen Augen mit ſchmach-

tendem Uebermuthe auf sie richtend. — Das Wetter war bezaubernd, die Dämmerung sank allmälig herab, die Fernen verschwammen im weichen, sehnsüchtigen Blau, nur das Geräusch der Ruder war hörbar. Der seltsame Zauber, der Wasserfahrten eigenthümlich ist, hielt anfangs jede Zunge gefesselt; mehr oder minder schienen Alle in Betrachtungen versenkt und nur hin und wieder plätscherte eine weiße Hand in dem angenehm erwärmten Elemente. Herr von D. unterbrach zuerst die Stille durch die Bitte an Lucie, ein kleines Tirolerlied singen zu wollen, welches sie einst von ihm bekommen hatte. Sie willfahrte sogleich und trug die naiv zärtlichen Worte mit dem lieblichsten Ausdrucke vor. — Einige folgten dem gegebenen Beispiele und zuletzt wandte Lucie sich mit der Bitte an M., daß auch er singen möge. O, mein Herr, rief D. mit empfindsamer Extase, gewähren Sie uns, ich beschwöre Sie, das nie alternde, unvergleichliche: „Ecco quel fiero instante." M. schien diese Anrede kaum zu beachten und seine Augen schwermüthig emporrichtend, antwortete er mit einem schmerzlichen Beben der Stimme: Singen? — Ich? — Lucie, welche den leisen Vorwurf empfand, war zu eigensüchtig ihn verstehen zu wollen. Ich bitte so sehr darum, sagte sie mit tiefer Innigkeit. Wenn das Opfer nicht zu groß ist, fiel der Graf rasch ein, so vereinige auch ich meine Bitte mit der der Gesellschaft, lieber M. Dieser verbeugte sich schweigend und sang ein Lied, dessen ernster, leidenschaftlicher Inhalt seiner Stimme und seinen Gefühlen zusagte. Lucie hatte ihn nie zuvor singen hören, sie horchte diesen klagenden melodischen Klängen, diesem Schmerze, den sie hervorgerufen hatte und alles um sich her vergessend, weinte sie Thränen des Mitgefühls und der Reue. M. bemerkte es nicht, er blickte über das Meer, in die Ferne, nach Süden. Andere mochten schärfer beobachten, und als er geendet hatte, entstand eine peinliche, verlegene Pause. — Der Graf war zu sehr

Menſchenkenner, als daß nicht Lucie für dieſe Thränen Vergebung erhalten hätte, wenn er mit ihr und M. allein geweſen wäre; den Umſtänden nach verdroſſen ſie ihn unbeſchreiblich. — Sein richtiger Stolz gab ihm indeſſen bald die Faſſung wieder, deren er bedurfte, und an M. einige freundliche Worte richtend, begann er mit großer Ruhe ein Geſpräch über Muſik im Allgemeinen, während Lucie, erſchrocken und beſchämt wegen ihres Benehmens, keines Wortes mächtig zu ſein ſchien. M. hatte, als er wendet, ihre Thränen geſehen, er war ein Menſch; ſie ſchmeichelten ihm, ſie thaten ihm wohl und obgleich ſchuldlos, hatte er dennoch das Gefühl eines Schuldigen, wodurch dem Aeußern ſich ein Anſtrich großer Verwirrung mittheilte. Am Landungsplatze trennte ſich die Geſellſchaft; das Haus der Baronin Weſſenberg lag nahe am Ufer; des Grafen Wagen hielt, ihn erwartend, vor der Thüre und er nahm ſogleich, und ziemlich kühl, Abſchied von ſeiner Braut. Sie hätte ihm ſo gern ein freundliches, verſöhnendes Wort geſagt, ſie wollte ihn bitten, die Rückkehr der Mutter abzuwarten, da traf ihr Auge ſeinen kalten, ernſten Blick, und das Wort erſtarb ihr auf den Lippen. —

Während der Fahrt nach S. wurde wenig geſprochen und, dort angelangt, begab der Graf ſich nicht in das Schloß, ſondern ſogleich in den Park. Dieſer war vom reinſten Mondlichte erhellt und der ganze Zauber einer ſchönen Sommernacht über denſelben ausgegoſſen. Die herrlichen Baumgruppen ſtanden theilweiſe im Dunkel, während ſich das vollſte Licht über die weiten Waſſerflächen ausgebreitet hatte. Duftende Blüthen erfüllten mit bezaubernden Wohlgerüchen die Luft; ein leiſer Hauch durchſchauerte die Bäume und Stauden und wiegte ſich flüſternd weiter. Die Nachtigall ſchlug in vollen, tiefen Tönen, und das Geriefel eines anmuthigen Baches drang durch die nächtliche Stille. Anfangs ſchien der Graf für dieſe Schönheiten unempfänglich und der raſche

Ganz mochte den Stürmen im Innern entsprechen. Diese Bewegung war indessen nicht von Dauer, sein Schritt mäßigte sich, er ging langsam weiter, blieb endlich stehen, und genoß des Anblickes, welchen sein Eigenthum darbot, mit dem angenehmen Lächeln der Befriedigung auf den Lippen. — Eine Weile hatte er auf diese Weise, sinnend, betrachtend, gestanden, da berührte eine Hand leicht seinen Arm, ein bittendes Auge blickte in das seinige, und eine sanfte Stimme sagte, in gebrochenem Deutsch: Ich bitte Sie so sehr, sein Sie mir nicht böse. Graf S. war sehr betroffen. M. hatte noch nie ein deutsches Wort zu ihm gesprochen, und eben jetzt! — Sein Herz widerstand jeder Bitte schwer, er sah ihm ernst aber nicht unfreundlich in's Antlitz und erwiderte auf Italienisch: Habe ich Grund Ihnen zu zürnen? — Nein, nein, entgegnete Jener mit Leidenschaft, so gewiß nicht, wie die Sterne über uns sind! — Der Graf drückte seine Hand. So beruhigen Sie sich, lieber M. Es hieße Ihr und mein Gefühl verletzen, wollte ich erörtern, was mich verstimmen mußte; ich kann mich indessen Ihres Ausdruckes bedienen, so gewiß die Sterne über uns sind, zürne ich Ihnen nicht. Aber ihr? fragte M. hastig, ach! und sie ist ganz schuldlos, ein unbefangenes, fröhliches Kind. — Aber fort muß ich jetzt, ja ich muß; und ist es nicht auch gleichgültig, wohin das Schicksal mich verschlägt? — Mein Herz ist frei von Leidenschaft, dies Herz, welches alle Qual des Lebens schon empfunden hat. Aber ich bleibe ein Mensch, und Sie und ich kennen die Welt zu gut, um uns nicht zu sagen, daß meine Lage gefährlich ist. — Ich war völlig unbefangen — das ist vorbei — es ist aus — ich muß fort. — Der Graf begab sich mit seinem jungen Freunde in's Haus zurück, dort erschloß dieser ihm völlig sein Inneres. Mögen Sie denn erfahren, sagte er, welcher Talismann in meinem Herzen, auf meinem Herzen ruht. Er zog eine kleine Brieftasche hervor

und gab aus Versehen dem Grafen ein fein gefaltetes Papier, auf welchem von zierlicher Damenhand folgende Worte geschrieben standen.

„Entflohen! Glücklich entflohen! Theurer, geliebter M., wie viel unaussprechliches Glück liegt in diesen Worten! Kein Schlaf kam in meine Augen, keine Ruhe in meine Seele; Tag und Nacht bat ich die Heiligen, alles, alles Glück meines Lebens für Ihre Rettung zu nehmen. Ich bin erhört; jede Lebensfreude ist hin, aber Sie sind gerettet. Wir sind getrennt, aber Sie leben! — Vorwürfe mache ich Ihnen nicht; das Gefühl muß allmächtig sein, welches Sie über alle Rücksichten der Erde hinwegbebt. Im Irrthum liegt keine Sünde. — Diese Zeilen bringen Ihnen mein letztes Lebewohl, ich nehme den Schleier ohne Noviciat. Ich kann nicht so fortleben wie andere, und Sie ferne wissen, in fremden Landen, von Menschen umgeben, die doch Sie lieb gewinnen werden, ich — nein, ich kann es nicht ertragen! Kein Band soll Sie hieher zurückziehen in sicheres Verderben. Wenn ich mich freiwillig von Ihnen für immer getrennt habe, werde ich Ruhe finden. Die Welt, die Verhältnisse, Sie, das Alles durfte uns nicht scheiden, ich, ich selbst mußte die Kraft haben, mich loszureißen. — Ich habe es erlebt, den Geliebten zum Tode verurtheilt zu wissen, andere Qualen sind nichts dagegen; das Bitterste scheint mir erschöpft. Haben Sie mich nicht, beruhigen Sie Ihr Herz; möge der Segen, so gebeten zu sein, für Sie eine Wahrung in böser Stunde werden. Leben Sie wohl, theurer, geliebter M., ich füge kein Wort, keine Bitte hinzu; thun Sie, was Sie für das Rechte halten, und der Himmel wird Sie nicht verwerfen.

Gerührt gab der Graf das Papier zurück. Es erfolgte jetzt eine lange Unterredung, in welcher beschlossen wurde, daß M. nach Griechenland gehen solle. Dieser freute sich, einen lange gehegten Wunsch in Erfüllung gehen zu sehen, und

doch — hier war alles ſo heimiſch, er war beliebt, wohlgelitten, er hatte den edelmüthigſten Beſchützer, und das Alles ſollte er verlaſſen, und wieder fort, in die öde, für ihn ſo öde Welt! — Armer M.! Er war jung, aber ſeine Jugend hatte nur Dornen; hin und wieder ſproßte eine Blüthe hervor, aber ſie mußte abfallen und welken, bevor ſie ſich erſchließen konnte. So will es das Geſchick der Verbannten, der Heimathloſen! Erſt ſpät am folgenden Abend begab der Graf ſich zu ſeiner Braut, er ſah im Eintreten, daß Frau von Weſterberg ihn forſchend beobachtete, und eben dieſes gab ihm volle Unbefangenheit. Lucie vermied ſeine Blicke; da er ſich aber freundlicher an ſie wandte, als gewöhnlich, ſo erwuchs hieraus unter ihnen bald ſtillſchweigend das beſte Verhältniß. M. war Kopfſchmerzen wegen in S. zurück geblieben. Der Graf äußerte dies im Laufe des Geſpräch's und entſchuldigte ihn, nicht zur Unterrichtsſtunde gekommen zu ſein. Ich bedaure, erwiederte die Baronin nachläſſig, daß Herr M. ſich unwohl befindet. Rückſichtlich des Unterrichts hege ich indeſſen den Wunſch, daß derſelbe aufhören möge, da Lucie jetzt doch allzu beſchäftigt mit ihrer Ausſteuer iſt. — Der Graf unterdrückte mühſam ein ſpöttiſches Lächeln und entgegnete ruhig: Herr M. wird ſich ſo bald von hier entfernen, daß es mir nicht angemeſſen ſcheint, den Unterricht jetzt zu unterbrechen. Bereits nach Verlauf einiger Wochen wird er vielleicht unſere Gegend verlaſſen haben. Die Taſſe, welche Lucie dem Grafen über den Tiſch hinreichte, ſchwankte ſo in ihrer Hand, daß ſeine ganze Gewandtheit erforderlich war, ſie noch zu erfaſſen. Die Baronin blickte den Grafen verſtohlen an. Alſo wird Herr M. ſich von Ihnen trennen, lieber Graf? Im Grunde wünſche ich Ihnen Glück dazu. Sie haben ihn in Ihrer übergroßen Güte allzu hoch geſtellt, um ihn jetzt noch unter Ihre Dienerſchaft aufnehmen zu können, und doch wäre ein anderes Loos kaum denkbar geweſen; er hätte denn Sprachlehrer wer-

den wollen, wogegen freilich in Betracht kommt, daß es solchen jungen Abentheurern an jeder Ausdauer zu gebrechen pflegt. Dieser junge Unglückliche, erwiederte der Graf sehr ernst, verdient vollkommen alle Zuneigung, welche ich ihm bezeige. Hierbleiben kann er allerdings nicht: jede Aussicht ist ihm verschlossen, da kein Fremder mehr in unserem Heere Anstellung findet. Er wird sich nach Griechenland begeben und, gebe Gott, daß es ihm gut gehen möge! — Lucie kämpfte mit Thränen, welchen ein strenger Blick der Mutter vergeblich zu gebieten suchte. Der Graf war nicht erzürnt, er empfand nur Mitleid, und wußte das Gespräch so geschickt zu lenken, daß ihr Zeit ward, sich zu fassen, worauf er freundlich und herzlich Abschied nahm, und in ihrem Blick den vollsten Dank für seine zarte Güte lesen konnte. —

Während der vierzehn Tage, welche M. noch beim Grafen verweilte, besuchte er nach wie vor das Haus der Baronin, ohne daß, bei seiner richtigen Ansicht der Verhältnisse, ein Unbehagen hieraus entsprungen wäre. Er sah in Luciens Gefühl nur die Aufwallung eines unschuldigen Herzens, erregt durch seine Schicksale, seine gegenwärtige Lage, vielleicht durch seine Persönlichkeit, welche ihn dazu eignete, sie mit allen ihren kleinen Wünschen und Neigungen zu verstehen. Lucie war während dieser Zeit, wie die Jugend immer ist, bald froh und glücklich, nur des Augenblicks gedenkend, bald ernst und wehmüthig. — M. wünschte aus natürlichem Zartgefühl, dort im Hause nicht Abschied zu nehmen, und so blieb der Tag seiner Abreise unerwähnt. — Als dieser herangekommen war, schied er mit einer Wehmuth von dem Grafen, welche auch diesen auf ungewöhnliche Weise bewegte. Immer nahm er wieder und wieder Abschied von dem geliebten, gütigen Freunde, von der einzigen Hand, die ihn schützend und liebend gehalten hatte. Verschiedentlich suchte er zu reden, und vermochte es nicht. Der Graf, in dessen Augen Thränen glänzten, zwang

sich

ſich zu lächeln und ſagte ſcherzend: Muß ich denn noch zuletzt zeigen, wie ganz ich dieſes gute, kindliche Herz verſtehe? — Theurer M., fügte er ernſt hinzu, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich Sie jetzt eben ſo ſehr liebe, als damals, wo ich zuerſt in mein Haus Sie einführte? — Daß in meinem Herzen kein Vorwurf Sie trifft, daß, hätte ich andern etwas zu verzeihen gehabt, ich dies längſt vergeben habe? — M. drückte haſtig, bevor der Graf es zu verhindern im Stande war, ſeine Lippen feſt und innig auf deſſen Hand, ſtürzte dann fort, und flieg eilfertig in den ihn erwartenden Wagen. Seufzend blickte ſein Freund ihm nach; armer M., ſagte er leiſe, mein Wille iſt es nicht, der dich ſo zweifelhaftem Schickſale preisgiebt."

Einige Stunden ſpäter begab Graf S. ſich zu ſeiner Braut. In ihm war tiefer, ſanfter Friede; noch bewegt vom Abſchiede, gedachte er der Vergangenheit mit der mildeſten Schonung. Wie begreiflich war es, Theil an M. zu nehmen, ihm wohlzuwollen! Er warf ſich vor, nur einen Augenblick auf den ſcheinbaren Vorzug Werth gelegt zu haben, den Lucie dieſem gegeben. Sehr nach ſeinem Wunſche erfuhr er, daß ſie ſich allein zu Hauſe befinde. — Bei ſeinem Hereintreten ſah er, wie ſie erſchrocken ihr Schnupftuch über eine Zeichnung deckte, welche, auf ſeinen ſchnellen Hinblick, den Kopf eines Mannes darzuſtellen ſchien. Dieſe Kleinigkeit verſtimmte den Grafen, er ließ den Arm ſinken, den er erhoben hatte, ſie zu umfaſſen, und ſagte, ganz gegen ſeinen Vorſatz, nach der erſten ſtummmen Begrüßung: M. iſt heute Morgen abgereiſ't, und hat mir aufgetragen, ihn ſehr zu empfehlen. Lucie erbleichte, und hier, fügte er hinzu, eine verſiegelte Rolle Papier übergebend, ſendet er Ihnen die begehrten Noten. Eine bebende Hand ſtreckte ſich aus, ſie entgegen zu nehmen, da überwältigte ihn der Verdruß des Augenblicks, das früher ſo oft bekämpfte Gefühl, und er ſetzte mit großer Bitterkeit hinzu:

Vielleicht bin ich so glücklich, damit zugleich Herrn M's. Lebewohl zu überbringen. Lucie erröthete unwillig: Wenn Sie das im Ernste denken können, so haben Sie die Güte, die Rolle zu öffnen. Sie vergessen, entgegnete der Graf kalt, daß ich nie noch nie ein Recht über Ihre Geheimnisse, oder über Ihr Eigenthum angemaßt habe. Lucie legte die Rolle, welche er zurückwies, unmuthig auf den Tisch. Ich bin sehr unglücklich, erwiederte sie, es Ihnen so wenig recht machen zu können; wenn Sie wirklich Argwohn hegen, warum ihn nicht durch den Augenschein bestätigen, oder widerlegen? — Der Graf faßte sich, halb beschämt über sein Benehmen: Liebe Lucie, sagte er sanft, vergessen Sie eine Aufwallung des Augenblicks, die vielleicht durch Ihr Benehmen gegen M. verzeihlich wird; denn, können Sie in Wahrheit behaupten, Ihr Freund sei in der letzteren Zeit von Ihnen nicht ab und an ein wenig in den Hintergrund gestellt? — Lucie kämpfte mit Thränen. O, sagte sie nicht ganz ohne Heftigkeit, wenn Ihr Freund deshalb fortgeschickt ist, so hätten Sie diese Härte sich ersparen können, so war die Grausamkeit überflüssig, mit welcher M. von neuem einem unglücklichen Schicksale preisgegeben worden. — Tiefe Röthe überflog des Grafen Gesicht; er hart und grausam? — Das war zuviel! Er war sich bewußt, stets gütig gegen M. gehandelt zu haben und hatte erst eben jetzt einem Lieblingswunsche entsagt, nur um ihn reichlicher mit Geldmitteln versehen zu können. Er schwieg einen Augenblick, seine Hitze fürchtend, und sagte dann mit aller Selbstbeherrschung, die ihm zu Gebote stand: Sie beantworten meine Frage, ohne es zu wollen, liebste Lucie, aber ich habe wenig Ursache Ihnen dafür zu danken. In lebhafter Aufregung entgegnete sie: Ich kann nur wiederholen, daß diese Maßregel völlig überflüssig war, denn nie im Leben werde ich es mir verschreiben lassen, wie freundlich oder unfreundlich ich eben gegen Jemanden sein darf. Nun war des Grafen Ge-

bald völlig zu Ende. Und doch könnte es ſein, ſagte er feſt, und ſie durchdringend anſehend, daß ich Ihrem freundlichen Bezeigen Gränzen ſetzen würde, wenn ſolches mit der Ehre einer Gräfin von S. mir nicht vereinbar zu ſein ſchiene. Lucie antwortete nicht, erſchüttert erreichte ſie mit wankenden Schritten einen Stuhl und vergoß, ihr Geſicht mit den Händen bedeckend, eine Fluth der bitterſten Thränen. Der Graf war nicht in der Stimmung, ſich von dem Erguſſe derſelben rühren zu laſſen. Er ging lebhaft im Zimmer umher, wobei zuweilen ein Ausruf der Ungeduld über ſeine Lippen kam. Nach einer Weile aber, und als dieſe Thränen zu fließen nicht aufhörten, nahm er ſeinen Hut und ſagte ziemlich gemäßigt: Ich muß Sie Ihren Thränen überlaſſen, liebe Lucie; wenn wir uns wiederſehn, werden wir hoffentlich Beide gefaßter und freundlicher ſein. Er ging, unzufrieden mit ſich ſelber, unzufriedener vielleicht noch mit ſeiner Braut, welche er an dieſem Tage nicht wieder zu ſehn den Vorſatz faßte. Nach einigen Stunden ruhigen Nachdenkens begriff er indeſſen nicht, wie Alles ſich ſo habe ereignen können, da er, voll der friedlichſten, liebevollſten Geſinnungen, zu Lucie ins Zimmer getreten, und am wenigſten daran gedacht hatte, mit ihr rechten zu wollen. Unwillkürlich lachte er im Verfolg dieſes Nachſinnens laut auf und mochte ſich in ſeinem Eifer gegen einen wahrſcheinlich für immer geſchiedenen Nebenbuhler, mit Don Quixote vergleichen. Luciens Thränen fielen ihm freilich ein wenig aufs Herz, aber — denn auch der kleinen Schwächen unſeres Freundes müſſen wir gedenken, ihm galt dieſer Kummer für eine gerechte Vergeltung der Vernachläſſigung, welche ihm zu Theil geworden, und bald zu völliger Ruhe gelangend, ſah er, bei ſeiner Bereitſchaft, ihr ſein unfreundliches Wort abzubitten, im Geiſte das Bild lieblichſter Verſöhnung voraus.

Am folgenden Morgen, war Graf S. eben bereit ſich zur

Stadt zu begeben, als ihm nachſtehender Brief von Lucie eingehändigt wurde.

„Der Schmerz, welchem Sie mich ſo ganz ohne Mitgefühl überließen, verſiegte nicht ſo bald, ich habe auch die ganze Nacht geweint, jetzt aber bin ich ruhig und völlig gefaßt. Vollkommen bin ich mit mir einig, nie werde ich die Ihrige; ich kann mein Herz, mein Leben nicht zutrauungsvoll ſo strenger Leitung hingeben. Wie unrichtig deuteten Sie meine Thränen; ich weinte nicht aus Verdruß, ich vergoß Thränen des Schreckens und der Reue, über Sie und über mich. Nur auf ein ſanftes Wort wartete ich, um Ihnen Alles abzubitten, was Sie verletzt haben mochte. Wie vergebens wartete ich! — Gleich nach Ihnen kam meine Mutter, mich mit Vorwürfen zu überhäufen; ihrer Behauptung zufolge, iſt mein Verhältniß zu M. das Geſpräch der ganzen Stadt, und nur Mitleid bindet Sie noch an mich. Was habe ich denn Böſes gethan? — Muß man eine frohe und ſchuldlos verlebte Zeit ſo ſchmerzlich büßen? — Wenn ich fehlte, warum warnten Sie mich nicht? — Jetzt iſt alles zu ſpät; nie werde ich die Ihrige, ich kann den Namen einer Gräfin von S. nicht führen, nie ſoll die Ehre deſſelben durch mich gefährdet werden. Kommen Sie nicht, flehentlich bitte ich Sie darum; meine Mutter würde mich zwingen wollen, Sie zu ſehn und mein Entſchluß iſt unwiderruflich. Leben Sie wohl, glücklich, und wenn ich Unrecht that, verzeihen Sie mir. Lucie."

Der Graf las dieſen Brief nicht ohne lebhafte Ueberraſchung, aber nach flüchtigem Sinnen ſchrieb er, während ein angenehmes Lächeln um ſeine Lippen ſpielte, folgende Antwort:

„Wir haben uns geſtern entzweiet, gleich unartigen Kindern, liebe Lucie; ich würde ſagen, wie Eheleute, müßte ich nicht fürchten, Sie dadurch gänzlich zurückzuſchrecken. Heute hoffte ich, würden wir uns wie artige Kinder verſöhnen; Sie

wollen mir diesen Glauben nehmen, aber ich halte fest daran und bin bereit Alles für den Frieden zu thun, was Sie billiger Weise begehren können. Ich gestehe mein Unrecht ein; süße, theure Lucie, ich war unfreundlich, hart vielleicht, ich war es aus augenblicklicher Grille, aus Laune, ich war es — weil ich ein Mensch bin. Lassen Sie diese Entschuldigung gelten und ich werde mein Unrecht nur um so tiefer fühlen. Je milder Sie sind, um desto vollständigere Reue werde ich empfinden. Ihren Brief beantworte ich nicht. Wie könnte ich das? — Ich nehme an, daß der Zorn, welcher ihn eingab, meinen innigen, aufrichtigen Bitten nicht wird widerstehen wollen. Nie kann ich es mir verzeihen, das Wort nicht gesagt zu haben, auf welches Sie so gerechten Anspruch hatten, aber ich hoffe, Sie werden es thun, nach späterhin gewonnener Ueberzeugung, daß Ihr treuer Freund der Barbar nicht ist, für welchen Sie ihn halten. Heute Abend komme ich, das ersehnte Wort der Vergebung zu erflehen, werden Sie es mir versagen wollen? —

Nach einigen Stunden bekam er die nachstehende Erwiederung:

„Kommen Sie nicht, ich wiederhole meine Bitte, denn ich bin fest entschlossen, Sie nicht zu sehn. Das Schlimmste ist überstanden, ich habe meiner Mutter erklärt, nicht die Ihrige werden zu wollen. Allzu bestimmt, allzu überzeugend fühle ich, Neigung hat unsere Verbindung nicht geschlossen. Mit wie viel kalter Ueberlegung haben Sie um mich geworben, mit wie viel Gleichgültigkeit den Zeitpunkt des Wiedersehns verschoben! Sie haben mich nie geliebt; erst habe ich es gefühlt, jetzt spreche ich es aus. Es ist begreiflich, daß ich dem Manne nicht genügen konnte, der in allen Ländern Europa's die schönsten, liebenswürdigsten Frauen gesehen und bewundert hat. — Und ohne Neigung sollten Sie jetzt mich heirathen, wo mein Ruf, wenn auch durch harte Beurtheilung, verletzt

werden? — Der gerechteſte Stolz, die richtigſte Würdigung unſeres Verhältniſſes hat mich meinen Entſchluß faſſen laſſen, er iſt unwandelbar. — Behalten Sie mein Bild und gedenken Sie zuweilen meiner, um ſich zu ſagen, daß ich tief und innig alle Güte erkenne, welche Sie für mich gehabt haben. Sie waren oft mild, zartfühlend, der beſte, treuſte Freund, den man ſich wünſchen mag. Sie hatten jede gute Geſinnung für mich, nur keine Liebe. — Leben Sie wohl, ich fühle ſchmerzlich bewegt, wie ſchwer es iſt, ſolchen Abſchied zu nehmen. Immer, immer werde ich Gutes Ihnen wünſchen und an Ihrem Wohlſein Theil nehmen. Lucie."

Schwer wäre es, die Empfindungen ſchildern zu wollen, mit welchen der Graf dieſe Zeilen las. So hoch geehrt, ſo beliebt, ſo umworben, wenn der Ausdruck ſchicklich wäre, und zurückgewieſen von derjenigen, welche er bis dahin jeder Selbſtſtändigkeit unfähig gehalten hatte! Ueberdies liebte er Lucien herzlich, ſein Zorn war zufällig erregt, denn ſein Herz barg für ſie im Grunde nur Nachſicht und er vergab es ihr leicht, die Gefahr nicht gekannt und mit derſelben geſpielt zu haben. Nicht ohne tiefe Verſtimmung überließ er ſich ſolchen Betrachtungen und ſchrieb erſt am folgenden Morgen.

Graf S. an Lucie von Meſſenberg.

Nicht gleich habe ich Ihnen geantwortet, liebe Lucie, weil ich fühlte, daß ich dazu nur mit völlig geſammeltem Gemüthe im Stande ſein würde. Ihren erſten Brief nahm ich für die Aufwallung eines tief gekränkten Herzens; ich hatte ſo viele Schuld mir beizumeſſen, daß der Ausbruch Ihrer Empfindung mich überraſchte, aber nicht beleidigte. Durch Ihre Sanftmuth verwöhnt, hatte ich noch nie der Vorſtellung Raum gegeben, daß Sie mir zürnen könnten. Auch jetzt noch ſträubt ſich mein

Herz dagegen. Lucie, meine Lucie, haben Sie in der That ſo denken, ſo ſchreiben können? — Zerreißt ein ernſtes Band ſich ſo leicht? — Sie ſagen, ich habe Sie nie geliebt? — Hoffentlich empfinden Sie ſchon die Ungerechtigkeit dieſes Vorwurfes. Was konnte mich bewegen, um Sie zu werben, wenn nicht Zuneigung es war, und lag nicht eben in der Beſonnenheit, die mich leitete, die tiefſte Anerkennung Ihres Werthes? — Meine verſpätete Rückkehr ward durch Verhältniſſe geboten, welchen ich mich, ſehr gegen meinen Wunſch, zu unterwerfen gezwungen wurde. — Lebhaft fühle ich, was mir bei Ihnen im Wege ſteht. Sie ſind noch ſo jung; durch Entfernung getäuſcht, hatten Sie ſich das Bild eines jugendlicheren Bräutigams entworfen und bei meiner Ankunft konnte ich demſelben nicht entſprechen. Aber, theure Lucie, das Leben überdauert die Jugend, die Wirklichkeit beſteht, nachdem der Traum verflogen, und ſo hoffte ich, würden Sie es mir vergeben, wenn ich nicht in dem Maße phantaſiereich und beweglich erſcheinen konnte, wie Sie ſelber. — Der Mann darf, kann noch empfinden, wie einſt der Jüngling, nur das äußere Benehmen muß ſeinen Jahren angemeſſen ſein. O Lucie, denken Sie, daß ich weniger innig, weniger warm und tief empfinde, weil ich über die Zeit der Jugend hinaus bin? — Der jüngere Mann denkt vorzugsweiſe an ſich, er will glücklich ſein; der Mann in reiferen Jahren hat vielleicht das Glück des Mädchens mehr im Auge, welches das Schickſal ihrer Tage ihm anvertraut. Er fühlt die Verantwortung und ſucht derſelben zu entſprechen. — Und nun, meine Lucie, darf ich Sie fragen, ob Sie Alles recht überlegt haben? — Kennen Sie ſo ganz, ſo beſtimmt, was Sie verwerfen? — Fürchten Sie nicht, es werde einſt eine Stunde kommen, wo Sie in ernſter, vergeblicher Reue des Freundes gedenken möchten, den Sie ſo liebles von ſich ſtießen? — Ein Freund iſt viel werth im Leben, ein Freund, auf den man rechnen darf, in Noth und Tod, deſſen Daſein mit dem unſern ver-

wohl, deſſen Liebe unſere Liebe iſt. — Süße, geliebte Lucie, Sie wiſſen nicht, was es heißt: alleinſtehn in der Welt. Ich weiß es, obwohl ein Mann darauf angewieſen iſt, in ſich, durch ſich ſelber beſtehen zu können. Oft habe ich mich einſam, verlaſſen gefühlt, und Ihnen ſollte dies Gefühl fremd bleiben? — Man bedarf eines Herzens in der Welt, an dem man ſeine Thränen ausweinen, dem man ſeine Gedanken im wohlverſtandenen, ſtummen Schmerze mittheilen darf. Für das Glück finden wir überall Theilnehmer; wäre man immer glücklich, ließe ſich das denken ohne wahre Empfindung, ſo würden innigere Bande in Nichts zerfallen. — Dieſe Verſtellungen ſind Ihnen noch fremd; ich bin Ihnen jetzt noch ſo nahe, Sie wiſſen, daß ein Wort mich zu Ihren Füßen zurückruft; aber, wenn ich ſpäter dies Wort nicht mehr hören könnte, vielleicht nicht wollte, dann wäre es möglich, daß dieſe ſchönen Augen, welche Thränen des Zorns über mich geweint haben, ſich mit Thränen vergeblicher Sehnſucht füllten. — Sie fragen mich, was Sie Böſes gethan haben? Und ich antworte: Nichts, aber darf man alles thun, was nicht böſe iſt? — Giebt es kein Gefühl in uns, welches uns warnt, wenn wir die feine Gränze überſchreiten wollen, welche vom Guten ablenkt? — Errötheten Sie nicht manchmal, wenn Sie M. ſo große Freundlichkeit bezeigten, ſuchte Ihr Blick nicht in ſolchen Augenblicken verſtohlen den meinen, und wenn mein Auge Sie traf, ſenkte das Ihrige ſich nicht zu Boden? — Darin liegt meine ganze Antwort, und welche andere Warnung durften Sie begehren? Verlangten Sie eine beſtimmte Aeußerung des Mißfallens von mir? — O, ein Frauenherz iſt ein unergründliches Räthſel! Faſt immer gehn wir zu rauh, zu hart damit um, und doch wird mitunter Strenge von uns begehrt und führt zum Ziele. — Hätte ich gleich anfangs mein Mißfallen ausgeſprochen, Alles wäre anders! Ein Leb liegt darin nicht für Sie, theure Lucie, aber Sie ſind in dieſem Falle durchaus

wie die Mehrzahl Ihres Geschlechts, Sie befinden sich in sehr guter Gesellschaft. — Ich habe das Alles nicht hoch genommen; in Wahrheit, Lucie, ich hätte es es schon vergessen, und für immer, wenn Sie mir gestattet haben würden, Sie gestern zu sehen. Nehmen nun auch Sie es nicht zu hoch; vergessen Sie, daß die Welt sich einen Augenblick lieblos mit Ihnen beschäftigte und, falls Sie noch des Trostes bedürfen, so suchen sie ihn an der Brust des Freundes, der Sie herzlich schätzt und liebt, in den Armen, die Sie schutzend durch das Leben führen und leiten werden. — Weinen Sie an seinem Herzen den Schmerz der vergangenen Tage aus, Sie werden sehn, ob er sanft und liebevoll zu trösten versteht! —

Ich bin gezwungen, auf acht Tage nach Waldhagen zu reisen, wohin unabwendbare Geschäfte mich rufen. Soll ich abreisen, ohne Sie gesehen zu haben? Können Sie es wünschen, es ertragen? — Sein Sie besser, wie ich in jener unglückseligen Stunde war, sprechen Sie das Wort der Versöhnung aus, und dankbar will ich mein Glück erkennen. Ohne Ihre Bewilligung betrete ich Ihr Haus nicht. Die Erlaubniß hierzu erbitte ich fußfällig, wenn Sie es begehren, aber ich kann mich nicht vor Ihrer Thüre abweisen lassen. Am funfzehnten kehre ich zurück; erhalte ich bis dahin keine Antwort, so werde ich dann um Ihre letzte Entscheidung bitten.

Es erfolgte keine Antwort, wohl aber ein Brief der Baronin, welche den Grafen inständig beschwor, mit Luciens kleinen Launen Geduld zu haben und Alles werde gut enden. Er antwortete sehr höflich, aber ziemlich kühl: daß in einer Angelegenheit, wovon Luciens ganzes Glück abhänge, dieser allein unbedingte Entscheidung zugestanden werden müsse, und daß, wie dieses auch bereits von ihm erklärt worden, er eine Bedenkzeit von acht bis zehn Tagen ihr gern zugestehe. Zu einer

längeren Zeit könne er, schon um des Geredes der Welt willen, sich nicht verstehen; bedenken helfe überhaupt nicht, und jeder Entschluß, der nicht frei aus dem Herzen hervor ströme, pflege wenig zu taugen. — Graf S. reiste am folgenden Tage gegen Abend, bis dahin alle Vorkehrungen treffend, welche es ihm im ungünstigen Falle möglich machten, wenigstens ein Jahr von seinen Besitzungen abwesend sein zu können. Wenig Hoffnung blieb ihm zur Aussöhnung, er hatte zu viel Menschenkenntniß, sich nicht zu sagen, daß Frauen einen ähnlichen Entschluß selten zurücknehmen, wenn selbst sie ihn nachgehends bitter bereuen und dies auch verahnend fühlen sollten. Nach der Rückkehr von Waldhagen schrieb er Lucien Folgendes:

„Gestern bin ich von meiner Reise zurückgekehrt und hoffte einige Zeilen von Ihrer Hand hier vorzufinden. Vergebens — also wollen Sie im vollen Ernste mit mir brechen? — oder, und wie gern glaube ich das, wünschen Sie, daß ich noch einmal mich aussprechen soll, wie der sehnliche, aufrichtige Wunsch meines Herzens darauf gerichtet ist, Ihre liebe Hand wieder in Friede und Einigkeit der meinigen verbunden zu sehen, und sie kann mir es zutrauen wollen, daß ich Alles für Ihr Glück thun werde, was nur in meiner Macht steht. Liebste, theuerste Lucie, könnten Sie wirklich unversöhnlich sein? — Wollen Sie einer vorgefaßten Meinung Ihr und mein Glück zum Opfer bringen? — Ja, auch Ihr Glück, denn ich war Ihnen nicht gleichgültig; Sie sahen kein Ideal in mir, aber einen guten, liebenswerthen Menschen; Ihre holden Blicke haben es mir oft verrathen und ich eignete mir mit Entzücken mir zu, was mein war durch das heiligste Recht. — Bin ich denn so gänzlich umgewandelt, weil ich Ihnen einmal mißfiel? — Sehe ich nicht in Ihnen dieselbe theure, reizende, geliebte Lucie, obwohl ich einen flüchtigen Verwurf Ihnen zu machen hatte? — Ich schätze Sie noch eben so herzlich, denn jemals, und, welcher Ausgang auch erfolgen möge, nie werde ich es be-

reuen, M. eine Zufluchtsſtätte gewährt zu haben. Laſſen Sie bei der Entſcheidung nur von Ihrem Herzen ſich leiten, glauben Sie es mir, die einfachſte Anſicht iſt faſt immer zugleich auch die reinſte und beſte. —

Können Sie mir Ihre Zuneigung nicht wieder zuwenden, ſo iſt dies ein Abſchied für immer. Ich werde dann S. ſo bald als möglich verlaſſen und wenigſtens ein Jahr abweſend ſein; dies iſt die letzte liebevolle Schonung, welche ich Ihnen zu beweiſen wüßte. — In Gedanken faſſe ich die theure Hand, welche allein den Pfad des Glücks mich leiten kann, wird ſie mich zurückſtoßen? — In Gedanken blicke ich in die Augen, in denen ich ſo oft das Glück meines Lebens las, ſoll ich es nie, nie mehr darin leſen? — O Lucie, antworten Sie mir darauf nicht ſo kalt, ſo abwehrend wie bisher, antworten Sie mir mit dem Gefühl, daß in Ihren Zeilen ein Wiederfinden, oder ein Verlieren für unſere ganze Lebenszeit liegen wird."

Luciens Erwiederung erfolgte bald. „Ich kann nicht ſo antworten, wie Sie es begehren, ſchrieb ſie, wir ſind für immer getrennt. — Tauſend, tauſend Dank für Ihre liebevollen Worte, ſie haben mich erſchüttert, bewegt, ich habe das unverdiente Glück empfunden, ſie von Ihnen zu hören, aber mein Entſchluß iſt derſelbe. O mein Freund, wir Alle werden einſt Antwort auf Fragen bekommen, die ſchmerzlich aus dem Herzen hervorquellen. Hier ſollte man kein Glück, kein unentbehrliches, in irdiſcher Frage und Antwort ſuchen! In jedem Menſchen liegt die Fähigkeit, ein höheres Glück zu bedürfen, als nie die Erde ein ſolches gewährt; dort wird die Frage gelöſt werden, warum ſo viel Befähigung zu Qual und Schmerz in uns ſein, warum wir ſelber dieſe Gefühle nähren und hegen mußten? — Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir, daß

ich Sie für einige Zeit aus dem Vaterlande vertreibe. Verzeihen Sie mir Alles, so wie ich Ihnen Alles danke. Lucie."

Der Graf las dieſe Zeilen mit einer Miſchung von Schmerz und Verdruß; er hatte ſich den Ausgang ſo gedacht, aber wie vorbereitet man auch ſein mag, der entſcheidende Schlag trifft dennoch die Seele mit erſchütternder Gewalt. Er blieb eine Weile ſinnend, unmuthig mit der Hand über die Stirne fahrend. Wie kann man nur ſo thöricht ſein! murmelte er leiſe, oder hätte ich mich getäuſcht, fügte er hinzu, hätte ſie ihn dennoch wahrhaft geliebt? — Luciens liebliches Bild hervor ziehend und lange anſchauend, drückte er daſſelbe an ſeine Lippen, eine Thräne fiel darauf nieder und nachdem er es widerum in ſein Portefeuille verſchloſſen, ſagte er gefaßt: So ſei es denn, einſam will ich mein Leben beenden. —

Graf S. betrieb alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe mit der Ruhe und Haltung, welche unverkennbar im Unglück den wahren inneren Gehalt eines Menſchen beurkunden. Leiden, durch perſönliche Beziehungen veranlaßt, ſind der Probierſtein wahrhaft edler Geſinnung; der Graf beſtand dieſe Erfahrung, wie es ſich von ihm erwarten ließ. — Seine Dienerſchaft, Franz an der Spitze, behauptete natürlich, ihr Herr habe ſich von ſeiner Braut losgeſagt; letzterer ſah darin einen ſchlagenden Beweis ſeines Verſtandes und äußerte triumphirend: Diesmal ſind wir dem Netze glücklich entſchlüpft, uns fängt man nicht ſo leicht! — Am Morgen ſeiner Abreiſe ſchrieb Graf S. einige höfliche Zeilen an Frau von Weſſenberg, Luciens gedachte er mit keiner Sylbe. Als er in den Reiſewagen ſtieg, blickte er zu den Fenſtern der früheren Wohnung Ms. empor, Thränen drangen aus ſeinen Augen, dann, dem treuen Weſten noch einmal die Hand drückend, nahm er ſtummen, wehmüthigen Abſchied. —

Gleich zu Anfang ſeiner Reiſe, an einem ſchönen Abende war der Graf aus dem Wagen geſtiegen, um eine angenehme

Wegstrecke zu Fuße zurück zu legen. Einsam dahin schreitend, weckten ihn jubelnde, fröhliche Laute aus seinem tiefen Sinnen empor. Er blickte der Richtung zu und sah eine kleine Karavane sich nahen, welche seine Theilnahme erregte. Ein junger Mann aus der arbeitenden Klasse kam des Weges, ein kleines, kaum jähriges Kind auf den Armen, welches mit seinen Händchen vergnügt über des Vaters Gesicht fuhr, der es jubelnd und liebkosend an sich drückte. Eine junge Frau ging nebenher, den Krug und das Geräthe tragend, Glück und Freude im Blick. — Ein zweites Paar folgte, auch hier trug der Mann das schon etwas ältere Kind, jedoch ruhig, vor sich hin; auch er sah zwar jugendlich aber gedrückt aus, die Frau folgte, ein kleines Mädchen an der Hand mehr fortziehend als leitend; der mürrische, versteckte Ausdruck ihrer hübschen Züge gab die beste Erklärung zu dem stillen Verhalten des Mannes. Die Gruppe zog ehrerbietig grüßend an dem Grafen vorüber, auf den sie einen tiefen Eindruck hervor brachte. Die Erinnerung an das erste Paar stand ihm noch lange lebendig vor der Seele. Der Mann mit dem blühenden Kinde auf den Armen, die Frau mit dem Ausdruck der Liebe in den einfachen und doch so sprechenden Zügen — und er, der beschlossen hatte, sein Leben einsam hinzubringen und dem ein ähnliches Glück so nahe bevor gestanden! — Zu seinem Troste gedachte er des folgenden Paares; er sah in Gedanken den finstern Blick, der ihn so mißfällig berührt hatte; nein, nein, flüsterte er leise, eher sterben, denn ungeliebt mit einer Frau leben, deren Glückseligkeit man begründen, aus deren Händen man sie selber empfangen soll. —

Graf S. hatte ein Jahr größtentheils in den verschiedenen Provinzen Oesterreichs zugebracht, als ihm die Nachricht aus der Heimath zu Theil wurde, Fräulein von Wessenberg habe sich mit Herrn von D. vermählt. Diese Kunde traf ihn gleich einem elektrischen Schlage; er beklagte sich, er beklagte

Lucien. Mußte Alles so kommen? dachte er sinnend, o unbegreifliche Thorheit der Menschen! Lucie, arme, bedauernswerthe Lucie, jetzt erst wirst du empfinden, was wahre Einsamkeit des Gefühls ist! —

Ein halbes Jahr später kehrte Graf S. in die Heimath zurück. In ihm war tiefer, wahrer Gehalt, eine beglückende Einheit des Verstandes, ein festes, ernstes Wollen; er empfand keine Unzufriedenheit, aber in stillen Augenblicken des Alleinseins mitunter ein wehmüthiges Sehnen nach verlornem, mehr gewünschtem, als gekanntem Glücke. Er sah Frau von D. zuerst in großer Vereinigung in einem fremden Hause wieder; ihre Augen mußten sich einmal begegnen. — Der Graf faßte sich bald, für ihn war es nicht schwer, da sein Gewissen ihn gänzlich frei sprach; seine Blicke folgten dieser einst so theuren Gestalt, ruhig beobachtend. — Lucien's einnehmendes Aeußere erregte auch jetzt seine Bewunderung, aber ihn würde diese Lucie nie gefesselt haben. Sie war schädlich in das politische Treiben ihres Mannes eingegangen, mit großer Sicherheit über alles absprechend; in ihrem Wesen lag etwas Unruhiges, Kaltes und doch Gefallsüchtiges. Ihr Blick suchte und vermied den des Grafen; so oft sie demselben begegnete, senkte sie wie erschreckt den ihrigen. — Allmälig, im Laufe der Zeit, mußte so peinliche Erregung sich legen. Beide gewöhnten sich daran, einander zu sehen, wenigstens zeigte Frau von D. in ihrer äußeren Haltung keine Unruhe mehr. Der Graf beobachtete sie oft mit schmerzlicher Theilnahme, wie verändert war sie! Keine Spur des kindlichen Wesens, keine Ahnung jener Eigenschaften, die ihn so oft entzückt hatten. Gegen ihren Mann war sie kalt, oft überhebend, gegen Andere gefallsüchtig, aber sichtlich ohne Herz; ihre Unterhaltung war mitunter glänzend, größtentheils aber bestand sie in abgebrochenen, entschiedenen Phrasen, in Aburtheilen über politische Verhältnisse. In ihrem Hause vereinigten sich alle Bewegungsmänner. Herr von

D. war ganz derselbe wie früher, voll Talent, voll Beredtsamkeit und unerträglichem Dünkel. — Eines Tages, als Graf S. diesem einen Besuch erwiedern wollte, ward er durch ein Mißverständniß des Bedienten zur Frau von D. geführt, welche er noch nie in ihrem Hause aufgesucht hatte. Er fand sie mit mehreren Damen in dem Anschauen eines Bildes versenkt. Sie erschrack sichtlich, als er eintrat, und fragte ihn nach der ersten Begrüßung, wie er das Bildniß beurtheile? — Ich vermuthe, entgegnete der Graf, daß die Aehnlichkeit den Werth bestimmt, denn gemalt ist es in der That nicht sonderlich. Die Aehnlichkeit? — ahnen Sie denn nicht, wen es darstellt? — Er machte eine verneinende Bewegung; Frau von D. lachte und sagte, den Kopf nicht ohne Anspruch ihm zuwendend: Also Sie haben mich wirklich nicht erkannt? — Er sah sie fest und ausdrucksvoll an und entgegnete mit Bewegung: Nein, ich habe Sie nicht wieder erkannt. Sie erröthete, ein schmerzliches Zucken flog über ihr Antlitz, sie stützte die Hand auf den Tisch und sah einen Augenblick gedankenvoll nieder, dann lächelte sie, mit einem Ausdruck, der dem Grafen tief in's Herz drang, und setzte das Gespräch mit den Damen und im Allgemeinen fort.

Wenige Tage nach dieser Unterredung erhielt der Graf den ersten Brief von M. nach dem frühern, vermuthlich verloren gegangenen. Diese Zeilen enthielten die Darstellung des bewegtesten Lebens; vom Geschicke und seiner rastlosen Unruhe umhergetrieben, war er während zweier Jahre in Griechenland, der Türkei, ja selbst in Egypten gewesen. Jetzt befand er sich in Frankreich und der Graf sah seine Ansicht, daß M. einmal sein Loos durch eine Heirath begründen werde, vollkommen bestätigt, seine Liebenswürdigkeit hatte ihm das Herz einer reichen Französin gewonnen. Er schrieb unter anderm. „Wie oft gedenke ich Ihrer, wie oft schwebt Luciens anmuthiges Bild mir vor. Wie richtig hat ihr Sinn Sie auch bei

dieſer Wahl geleitet! Bei wie wenigen Frauen findet man ſo viel Sanftmuth, Geiſt und liebliche Fröhlichkeit vereint, o gewiß, Sie müſſen ſehr glücklich ſein! — Ich — ach, theurer S., ich bin nichts mehr von Allem, was ich einſt war! Alle Träume meiner ſchwärmeriſchen Einbildungskraft haben ſich in kalte, düſtere Wirklichkeit aufgelöſt. Ich bin nicht mehr frei, nicht mehr jung, nicht mehr ruhmbegierig, nicht mehr glücklich. — Sie haben mir mein Geſchick vorher geſagt. Nichts iſt bezweckt, nichts erreicht, ich habe Alle, welche mir lieb waren, unglücklich gemacht, Glück und Jugend ſind für immer dahin. Mit wie viel inniger Reue gedenke ich meiner Eltern, wie ſchmerzlich bewegt denke ich an ſie — an ſie, die meine Thorheit in öden Kloſtermauern beweint! Vergebens, vergebens! das Glück, das ich vernichtete, ſtellt ſich nicht wieder her! — Jetzt — ich bin verheirathet, weil ich müde war, um meine tägliche Exiſtenz zu kämpfen; auch der Liebe habe ich, gleich dem Ruhme, entſagt. Ich, mit einem Herzen ſo voll von Liebe, ſo voll von Durſt nach Thaten! Beklagen Sie mich, und wenn Sie meiner gedenken, ſo ſtellen Sie ſich den jungen Florentiner vor, wie Sie ihn zuerſt ſahen; der Sie liebte, der an Ihnen hing, wie ich noch jetzt an Ihnen hänge; denken Sie mich immer unter dieſem Bilde; denken Sie ſtets, ich ſei noch ſo jung, noch ſo frei, noch ſo glücklich! Verſetzen Sie mich in mein Vaterland, laſſen Sie mich dort leben und — ſterben!" —

Graf S. las dieſen Brief mit einer nur zu natürlichen Bewegung; nach kurzem Sinnen ſiegelte er ihn ein und ſandte ihn Lucien, von folgenden Worten begleitet.

„Ich wage es, Ihnen den Brief eines Mannes zu ſenden, der einſt ſo glücklich war, Ihre Theilnahme zu erregen. Der Verlauf ſeines Schickſals kann, wird Ihnen nicht gleichgültig ſein. Sie ſehen, daß er Ihrer gedenkt und wie hoch er die Vorzüge hält, welche er damals an Ihnen bewunderte.

Wir

Mir ſcheint, es muß tröſtlich für Sie ſein, geiſtig ein Auge auf ſich gerichtet zu wiſſen, welches einſt Ihnen theuer war. Ermuthigend iſt es gewiß jedenfalls. — Ich werde Herrn M. antworten und darf ihm hoffentlich ſagen, daß Sie ſeiner mit Güte gedenken. Ihr ganz ergebener ꝛc.

Graf S. bekam keine Antwort, auch Ms. Brief erfolgte nicht zurück. Er wußte, daß Frau von D. in wenigen Tagen nach Dresden abreiſen werde, und ſchob es auf die Verwirrung der nöthigen Vorbereitungen. Vorher ſah er ſie nicht, begegnete ihr aber in dem Augenblicke, wo ſie Dresden verließ; ſie beugte ſich aus dem Wagen, als ſie ihn erblickte, ſie grüßte nicht, aber ſah ihn, wie ſelbſtvergeſſend, mit einem Ausdrucke an, der ihm gegenwärtig blieb, ſo oft er ſpäter ihrer gedachte. Wahre Erleichterung war es ihm, ſie fern zu wiſſen, er konnte in ihrer Nähe zu keiner rechten Ruhe gelangen. Wäre ſie liebenswürdig nach ſeinem Sinne geweſen, er würde ſich über ihren Verluſt haben tröſten können; ihre Schwächen, ihre Fehler waren es, die ſeine Gedanken ſtets zu ihr zurückführten. Er wußte, welch ein Schatz vortrefflicher Eigenſchaften in ihr verloren ging, ihr Schickſal erſchien ihm bejammerungswerth. — Drei Monate ſpäter erhielt er einen Brief nachfolgenden Inhalts.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir Ms. Brief ſchickten, tauſendmal danke ich es Ihnen; zurück erhalten Sie ihn nicht; nur zu wohl habe ich Sie verſtanden; dieſer Brief ſoll mich ewig an gefaßte Vorſätze erinnern und mahnen. Armer M.! Mit blutendem Herzen beklage ich ſein Geſchick, meines, Ihres. — Und wenn ich dann mir ſage, daß ich, ich, das Alles veranlaßt habe! — Daß meine unbegreifliche Thorheit mich ſo unglücklich gemacht hat! — Wer es niemals an ſich ſelber erfahren, wie unergründlich ein Menſchenherz iſt, wer es nie empfunden hat, daß man das Gute leidenſchaftlich lieben und doch das Schlimme thun kann, der wird, der kann,

kein Mitleid mit mir haben, dem muß ich völlig unſinnig, jeder Theilnahme unwerth erſcheinen. Wer aber dieſes weiß, wer ſich ſagen muß: das Glück des Lebens lag in meinen Händen, ich ſtieß es in beklagenswerther Verblendung von mir, der, ja der wird mich bedauern und verſtehen. — Für kurze Zeit habe ich Ihnen angehört; daraus, aus jener Zeit, entnehme ich das Recht, Ihnen zu ſagen, daß ich nur Sie geliebt habe. Kann Ihnen dieſe Betheurung eine Genugthuung ſein? — Ich wünſche es herzlich. Mein Gefühl für M. war ſo kindiſcher, vorübergehender Art, ſo ganz auf die Annehmlichkeit des Augenblicks begründet, daß es ſchwerlich den Namen Neigung verdient. — Ich wollte ihm wohl, ich glaubte bei ihm die Wärme der Geſinnung zu finden, die ich thörichterweiſe bei Ihnen vermißte. Ich beklagte mich über das, was mich anzog, was ewig feſſelnd bei Ihnen ſein wird: der Ernſt, das milde gehaltene Weſen, die Freundlichkeit, die ſo viel Werth hat, weil kein flüchtiges, leidenſchaftliches Gefühl ſie hervorruft. — Als Sie mich in jener unglückſeligen Stunde verließen — nie hat etwas mich ſo geſchmerzt! — aus Thränen der Reue wurden Thränen innerer Empörung, ich glaube — des Haſſes. Trotzig ſchwor ich es mir ſelber, nie Ihnen angehören zu wollen. Ich habe Wort gehalten, ich kam mir nach reiferer Ueberlegung ſo unwürdig vor, daß ich es nicht mehr wagte, die Hand zu faſſen, welche mir verſöhnend geboten wurde. So ſchieden wir. — Sie können nicht unglücklich geweſen ſein, das tröſtet mich; in Ihnen iſt zuviel Gehalt, zu viel innerer Werth. Ich bin es geweſen, ach! und wie ſehr! — Die Liebe meiner Mutter hatte ich durch meine Thorheit gänzlich verſcherzt; kein Band hielt mich mehr am Leben, da kam D. zurück, mit derſelben Geſinnung, mit erhöhter Leidenſchaft. Beſtimmt wußte ich, daß ich ihn niemals lieben würde, aber ich, ich wollte wenigſtens von einem Weſen geliebt ſein; dem Andenken an die Vergangenheit

wollte ich entfliehen, unter andern Verhältniſſen Ihnen wieder begegnen; ſo heirathete ich ihn, und der Himmel mag mir vergeben, daß ich es that. — Sein Glück kam dabei nicht in Betracht. — Sie kehrten zurück und fanden mich uneins mit mir ſelber, der Achtung unwerth und doch ſchuldlos. Ihre Misbilligung brachte mich zuerſt zur Beſinnung, o mögen Sie mein Unglück ganz kennen; dieſer traurige Beweis Ihrer Theilnahme war der erſte Lichtſtrahl, welcher mein Herz wieder belebte; Ms. Brief that das Uebrige; wie ſeltſam greift er in das Geſchick meines Lebens ein! — Ich verſtand Sie ſo wohl! — Kann es Sie erheitern, wenn ich Ihnen ſage, ich bin wieder Lucie, ich will es mehr und mehr wieder werden. Die Lucie, welcher Sie wohlwollten. Es iſt ſchwer, es iſt entſetzlich ſchwer, aber ich ändere mein ganzes Benehmen gegen D. ich bin gut, freundlich, ſorgſam, ich bin Alles was ich nicht war. Zuerſt, wie habe ich geweint! Thränen der Reue, der Verzweiflung, daß ich ſelber mir den Zwang auferlegt habe, alle dieſe Gefühle einem Manne zeigen zu müſſen, den ich nicht liebe, in deſſen Geſinnung ſo gar keine Uebereinſtimmung mit der meinigen liegt. Undankbare Qual! — Jetzt — das Bewußtſein recht zu handeln verleiht mir Kraft, mit jedem Tage wird es mir minder ſchwer. Es iſt Ihr Verdienſt, ich that es, damit Sie mich wieder achten möchten, ich thue es aus Religioſität, aus herzlicher Scheu vor der Sünde. — Aber Sie? — Werden Sie Ihr Leben einſam hinbringen? — Machen Sie mich nicht ſo unglücklich. Immer würde ich denken, es ſei meine Schuld; nehmen Sie dieſe Laſt von mir. — Antworten Sie nicht, laſſen Sie mir das kleine Verdienſt, auch ohne dieſen Troſt beſtehen zu können. — Wir werden in Dresden bleiben, wofür ich Gott danke, meine Mutter will mich hier beſuchen, meine Demuth ſcheint ſie verſöhnt zu haben. Leben Sie wohl, noch möchte ich Sie nicht wiederſehen, vielleicht nach Jahren, ob-

wohl — der Wunſch nach Glück erſtirbt wie im Herzen, beſſer, ich ſehe nicht wieder, was einſt mein war. Leben Sie wohl, laſſen Sie mich bald hören, daß Sie glücklich ſind, ich bedarf dieſes Troſtes. Lucie.

Der Wunſch der Frau von D. ward nicht in ſeinem ganzen Umfange erfüllt, denn Graf S. verheirathete ſich nicht. Er lebt auf ſeinen herrlichen Beſitzungen, im ſteten Verkehr mit den geiſtreichen Männern aller Länder, umgeben von den beſten Büchern, von Gegenſtänden der Kunſt, voll Sinn für die Schönheit der Natur, voll des reinſten, beſten Willens für das Glück anderer. Frau von D. iſt ihrem Manne nach Amerika gefolgt, bei ihrer Abreiſe empfing Graf S. einen mit Bleiſtift geſchriebenen Zettel, folgenden Inhalts:

„Am Bord des Alcyon. Ich ſcheide aus dem Vaterlande, es iſt mir, als ob ich von der Welt Abſchied nähme; deshalb Ihnen das letzte Lebewohl. Vergeſſen Sie mich nicht ganz: ich weiß, Sie können an mich denken und doch glücklich ſein. Es tröſtet mich, wenn ich mir ſagen darf, ich bin in der Heimath nicht ganz geſtorben, ich lebe dort im warmen Hauche der Lippen, die meinen Namen nennen, im Schlage des Herzens, das mitleidsvoll meiner gedenkt. — D. iſt zufrieden, glücklich, daraus mögen Sie abnehmen, ob ich Wort gehalten habe. Ich muß ſchließen; welche weite, weite Ferne wird uns trennnen! Zeit und Raum gehören auch zu den ſeltſamen Begriffen, die an unſer Daſein geknüpft ſind. Wie eng, wie klein das Herz, der äußern Form nach, und ach! wie viel Raum, wie unermeßlich viel iſt darinnen für Leid und Schmerz! Schwerlich werden Sie jemals mich wiederſehen, Sie können denken, ich ſei ſchon jenſeits. So leben Sie denn wohl, ich werde an den Qualen des Lebens fühlen, daß ich noch auf Erden bin. Lucie."

Gedichte

von

Apollonius von Maltitz.

Auf der Reiſe.

Seltſam treibt es mich ins Weite,
Wie mit dunklem Räthſelſinn,
Und die Berge mir zur Seite
Fragen mich: wohin, wohin?

Staunend ſcheinen ſie zu ſagen.
Wandrer, was gebietet dir,
Fern den Pilgerſtab zu tragen,
Bleiben wir doch ewig hier?

Einer Blume gleicht das Leben,
Und von ſeinem Heimathort
Raubt es euer ſtürmiſch Streben,
Bis es in der Hand verdorrt. —

Sah ich einſt die Wolke ziehen,
Sie, die Sternenpilgerin,
Sah ich ſie vorüberfliehen,
Rief ich auch: wohin, wohin?

Und mich ſelbſt nun trifft die Frage,
Die vermeßne Forſcherin,
Und das Herz, mit leiſem Schlage,
Fragt ſich ſelbſt: wohin, wohin?

Dort, wo ſich der Himmel ſenket,
Schwebt der Vorhang bald empor;
In dem Raum, den er beſchränket,
Harrt ein neuer Stundenchor.

Und den Strom, ich kann ihn nennen,
Dem mein Lebensſtrom ſich naht,
Und die Mauern werd' ich kennen,
Die betreten ſoll mein Pfad.

Jedes Loos, das mir beſchieden,
Steht ſo klar vor meinem Sinn;
Doch mein Herz, noch unzufrieden,
Seufzet ſtets: wohin, wohin?

Die Heimath.

Hätte mit dem Schwur der Treue
Die Geliebte mich verhöhnt,
Gern entſagt' ich ihrer Reue,
Schweigend, duldend und verſöhnt, —
Könnt' ich nur des Herzens Klagen
Einem theuren Ufer ſagen,
Hätt' ich einen heil'gen Strom!

Hätte mit dem Kuß der Schlange
Heuchelfreundſchaft mich durchbohrt,
Eine Thräne von der Wange
Tilgte jeden Meineid fort, —
Hätt' ich nur geliebte Gipfel,
Hätt' ich nur vertraute Wipfel,
Hätt' ich einen heil'gen Hain!

Aber ach! an jeder Stelle
Meidet mich das Vaterland,
Jedem Felſen, jeder Welle,
Jedem Zephyr unbekannt.
Bald bei Jenen, bald bei Dieſen,
Weiß ich nur, ich bin verwieſen,
Und ich weiß doch nicht, von wo?

Selig, wer am Himmelsrande
Einer Heimath Sterne ſucht;
Mag er irren Jahre lange,
Wie Odyſſeus auf der Flucht,
Für den Vaterlandesloſen
Giebt es Lorbeern nicht, noch Roſen,
Giebt es keinen Heldentod.

Eine Stimme nur hienieden,
Die mich nicht als Fremdling ſchmäht,
Und ſie ruft durch Sturm und Frieden,
Wie ein Glöcklein zum Gebet.
Sei mir denn in geiſt'ger Schöne
Heimath in dem Reich der Töne,
Sprache, ſei mir Vaterland!

Sei mir eine goldne Leier,
Die vom Arm des Ritters hängt,
Der ins Land der Abentheuer
Seine fernen Pfade lenkt,
Und, im Kampf von ſelbſt erklungen,
Wecke mir — Erinnerungen? —
Träume nur — vom Vaterland.

1.

Die Braut.

Als ich ſah dich, zarte Schöne,
Forſcht' ich nicht voll Neubegier,
Wie dein holder Name töne,
Nein, ich ſelbſt erſchuf ihn mir.
In der leichtgeſinnten Menge
Wollt' ich keinem mich vertraun,
Daß er nicht ſich zu dir dränge,
Selig dich, gleich mir, zu ſchaun.

Aus der Sprache zartſten Lauten
Ward ein Name dir erwählt,
Mir zum einzigen Vertrauten,
Zum Geſtändniß hold beſeelt.
Mild, wie Göttern kaum vergönnet,
Aus des Wohllauts Paradies,
Wenn die Schönheit ſie benennet,
Lächelt jede Sprache ſüß.

Deiner Tugend ſanfte Thaten,
Deiner Seelenreize Zahl,
War ſo leicht mir zu errathen,
Wie die Farben deiner Wahl:
Wem von deinen Eltern, leiſe,
Inniger du zugewandt,
Und ich hab im Schweſternkreiſe
Deine Lieblingin erkannt! —

Daß du ſanft wie eine Taube,
Mild, wie Unſchuld müßteſt ſein,
Lehrte mich der fromme Glaube,
Daß die Schönheit mehr als Schein.
Ach! was alle, ſo dir nahten,
Mir verkünden jetzt ſo laut,
Alles wußt' ich zu errathen —
Doch nur Eins nicht — daß du Braut!

2.

Der Altar.

Halb geſprochen iſt der Segen,
Und die Menge vom Altar
Eilet fort auf ird'ſchen Wegen,
Sieh, da naht ein bräutlich Paar.
Fragen hör' ich, und erkennen,
Und der Nachbar eilt, ſo laut
Mir den Bräutigam zu nennen —
Und ich nenne nicht die Braut.

Vom vollbrachten Dienſt der Meſſe
Tritt der Prieſter zu dem Paar,
Doch bedeckt mit Todtenblüſſe
Iſt ſein Antlitz, grau ſein Haar:
Seine bleichen Lippen beben,
Seine tiefen Augen ſtieb'n
Von der Schönheit, von dem Leben —
Halt! du maleſt dich, nicht ihn!

Lerne, ſo wie er, dich beugen
Unter kalter Pflichten Eid,
Lerne fremdes Glück bezeugen,
Ohne Schmerz, wie ohne Neid.
Horch! die Engelsſtimmen tragen
Durch die Tempelhalle weit:
„Alle, alle, die entſagen,
Sind zu Märtyrern geweiht.“ —

Nun hinweg, eh Segensworte
Tönen durch das Gotteshaus,
Offen ſteht die Tempelpforte,
Heil'ge, ſtoßet mich hinaus!
Wie, ſo ſtürmiſch mich entrücken
Dieſen Friedensſtätten? — Nein,
Noch ein Blick, noch ein Entzücken,
Müßt's auch eine Thräne ſein.

Jeder fromme Wunſch der Deinen
Wird in Worten bald entglüh'n,
Doch ich trage ſtill die meinen
Hin, wo deine Blumen blühn.
Stätten, wo ich ihr begegnet,
Rufet, wenn ihr ſie erblickt:
„Junge Gattin, ſei geſegnet —
Junge Mutter, ſei beglückt!“ —

3.

Zueignung

der vorhergehenden.

Es iſt ein zwiefach Schmerzenslied,
Das ſinkt aus meinen Händen,
Und lange zagt' ich im Gemüth,
Ob ich Dir's ſollte ſenden!
Doch Dichtung iſt Erinnerung,
Das Lied iſt immer Linderung,
Des Schmerzes ſüße Huldigung,
Und gleichet — einer Thräne.

Abſchied.

Es iſt auf unſ're Scheideſtunde
Der Dolch des Zeigers ſchon gezückt;
Ich biete ſtill mein Herz der Wunde,
Verlaſſe mich, doch ſei beglückt.

Wenn der Sirenenruf der Ferne
Mit keiner Täuſchung dich berückt,
So folge deiner Sehnſucht Sterne,
So opf're mich, doch ſei beglückt.

Wenn aus der Liebe Zauberwellen
Ein Schein des Trugs dich angeblickt,
Das Bild des Freundes zu entſtellen,
Verkenne mich, doch ſei beglückt.

Und wann in der Erhörung Bangen
Die Liebe die Geliebte ſchmückt,
So ſei nur Wonne, nur Verlangen,
Vergiß mich, aber ſei beglückt. —

Die Fehler.

Es war zu einer böſen Stunde,
An ihrem Grabe ſtand ich nicht,
Da rief ich, reizend meine Wunde,
Ernſt deine Fehler vor Gericht.

Sie kamen, ſchattenhaft ſich regend,
Aus einem fernen Trauerort,
Doch nicht aus deines Grabes Gegend,
Denn jede Tugend weilte dort.

Sie kamen, wie ein Heer von Zähren,
Sie ſeufzten ſchwerbewußt und tief,
Und ließen mich den Klagruf hören:
„Es war kein Engel, der entſchlief.“

So zog heran die Schaar der Schwächen,
Die in des Buſens Falten keimt,
Und wann die ſchönſten Herzen brechen,
Sie kaum dem Todesengel räumt.

Sie ſind es, die ſelbſt dem Gerechten
Gebieten Sündersbangigkeit,
Sie laſſen keine Krone flechten,
Selbſt für der Unſchuld Sterbekleid.

Ich hielt in meinem Wahn die Waage,
So nicht der ird'ſchen Hand gehört,
Die ſtets von Unrecht bebt — eh' trage
Sie nur das meuchleriſche Schwerdt.

Nun ſanken deine Fehler nieder,
Wie Büßer, demuthsvoll gefaßt,
Da blendeten mich Thränen wieder,
Und mir entſank die Richterlaſt.

Was Liebe trug, bewahrt die Treue,
Denn ein Vergött'rer iſt der Schmerz —
Da wurden ſchön ſie, wie die Reue,
Und ſanken weinend an mein Herz.

Todtenopfer in der Ferne.

Unſrer Gedanken frömmſter, der du auf Gräbern
Weilſt, und von dorten
Himmelan deuteſt,
Biete die Schwingen
Nicht dem Geſange,
Eine Thräne beflügle,
Eine Thräne mir nur!

Nicht das Lied,
Das beifallechzende,
Das ewig ſtolze Lied,
Soll mir feiern
Den reinen Staub, —
Trage den Seufzer,
Trage die Thräne,
Fromme Gedanke,
Reiner Gedanke,
Zum Grabe der Unſchuld!

Die Jubelhochzeit.

Wohl wenig Feſte feiert noch das Leben,
Wenn ſich die Sonne neigt zum Grabesrand,
Aus welchem ſchon die erſten Schatten ſchweben,
Die ernſten Mahner an das dunkle Land.
Für graue Locken einen Kranz zu weben,
Gelingt ſo ſchwer des Frohſinn's Knabenhand;
Längſt hat das Herz, aus dem die Wünſche fliehen,
Die Freud' entlaſſen und dem Schmerz verziehen.

Ein Nachklang nur in des Vergang'nen Schweigen
Stellt ſich des Glückes Rückerinnrung dar.
So wandelt dort im feierlichen Reigen
Zum Tempel hin ein tiefergrautes Paar;
Verſchwunden ſind des Bundes erſte Zeugen,
Und einſam feiert es ſein Jubeljahr,
Wenn nicht der Nachwelt fremdes Mitempfinden
Ihm hilft, die Kränze dieſes Tages winden.

Wo ſeid ihr, Myrthen, die in leichtem Schweben
Der Jungfrau blonde Locken einſt gekrönt?
Wo ſeid ihr, Lippen, deren heil'gem Beben
Das Wort des erſten Segens einſt entẗönt?
Wohl kein Jahrhundert füllet mehr das Leben,
Das flücht'ger längſt den Sterblichen verhöhnt,
Doch Treue hat, ſo jubeln dieſe Stunden,
Ein halb Jahrhundert mächtig überwunden.

Wohl dem, der durch des Lebens Luſt und Klage
Im Herzen trägt Ein bleibendes Gefühl!
Es ſchwanken Schmerz und Glück auf gleicher Wage,
Doch wird ſein Herz nie ſeines Glückes Spiel,
Und wenn verrauſcht der Jugend lichte Tage,
Und ſich aus Dunkelm hebt des Lebens Ziel,
Da nahet ſich die Zeit, als letzte Weihe,
Und das vereinte Dulden heißt: die Treue.

O ſchönes Feſt der Wonne wie der Rührung,
Das wen'gen ward und keinem wiederkehrt,
O Feſt des Dank's, das eine weiſe Führung,
Den höhern Willen ſtill erkennen lehrt,
Wo mit des Segens heiliger Berührung
Der heiligſte der Schwüre wiederkehrt,
Und Gatten, wankend an des Alters Stabe,
Auf's neu vereint, am Altar und am Grabe.

Und wird ein Wunſch noch dieſem Paar gegeben,
Eh ihr euch wendet zu der Heimkehr Pfad,
So dürft ihr ihn nicht ſchenken einem Leben,
Das längſt vollbracht zum Rand des Grabes trat,
Nein, laſſet ihn zu jener Stunde ſchweben,
Die nur als Scheideſtunde ſchrecklich naht;
Sie reiche ſanft des ew'gen Schlummers Schalen
Dem heil'gen Paar in Eines Abends Strahlen!

Lebensgeſchichte.

Der Vater ſprach: Nimm deine Krücken
Und wandre vor das Dorf hinaus,
Da ſetze dich mit Jammerblicken
Vor eines Reichen neues Haus;
Du biſt ein krüppelhafter Knabe,
So bettle bis zur Dämmerung —
Drauf ſchlich ich fort am Doppelſtabe,
Da war ich elend und war jung.

Vergiß nicht, du biſt eine Waiſe,
Rief mir die Mutter ſorgend nach,
Vergilt den Eltern Trank und Speiſe
Und deiner Pflege Ungemach. —
Am Heerweg fehlt' ich nur zwei Tage,
Und flehte keinen Wandrer an —
Das war der Eltern Todtenklage,
Da war ich elend und war Mann.

Die Neffen ſagen nun, die Schwäger:
Willſt du noch ſchmälern unſern Tiſch? —
Du alter Müßiggänger, Träger,
Geh, tummle dich und bettle friſch —

Da ſchlich ich fort an morſchen Krücken,
Wie rauh der Morgen auch und kalt,
Mit weißem Haar und krummem Rücken
Jetzt bin ich elend und bin alt.

Guillotin.

Die wilden Roſen, welche ſtreut das Fieber,
Erblichen nun zum ſanften Lilienſchein,
Sie ſchlief — erwachte dann und ſchied hinüber,
Noch lächelnder, als Dank und als Verzeih'n.

Sie laſen in den beld verklärten Zügen
Den ſtillen, den ergebungsvollen Sieg,
Sie drängten ſich im Todtenſaal und ſchwiegen,
Noch glaubend nicht, daß ſie für ewig ſchwieg.

Kein Seufzer wird der Stille zum Entweiher,
Stumm war ſelbſt jeder Blick und unberedt,
Sie breiteten auf ſie den reinſten Schleier
Und ſchlichen fort — zu Thränen und Gebet. —

Er blieb, geſtützt auf ſtarr geſtemmten Händen,
Belauſchend den erloſchnen Athemzug:
Ohnmächt'ger Arzt, willſt du dem Tode ſpenden
Den Trank, der nicht die Schmerzen niederſchlug? —

Am Sterbebette wachet ſtumm die Trauer,
Die trock'nen Blickes bei dem Todten ruht,
Er ſtürzt hinaus — zum Krampfe ward der Schauer,
Und draußen fand er Grimm, Verzweiflung, Wuth.

Er ſtürmte fort zu ſeiner eig'nen Schwelle,
Wild riß er auf ſein eigenes Gemach,
Er ſchloß ſich ein in ſeine eigne Hölle
Und auf das Lager ſinkend, ward er wach.

Bald aber kam ein ungeſtümes Pochen,
Und wenn er aufſprang, ſchwieg es ſchadenfroh,
Als hätt' es einen Schlummer unterbrochen;
So kommt die Mücke und entweichet ſo.

O, keine Sendung mehr von meinen Kranken,
O gönnet Ruh' dem Mörder ſeiner Braut, —
Auch auf des Wiſſens Bahnen iſt nur Wanken
Für den, der keinem Stern des Glücks vertraut!

Und ward mir nicht verſagt ſchon in der Wiege
Die Feſtigkeit der Hand — ihr raſches Glück?
Wo ſind, o Wiſſenſchaft, des Mannes Siege,
Der ſtets beſonnene, nie irre Blick? —

Ich kenne nur des Grabes finſtre Zeichen,
Ich übe nur, Zerſtörung, dein Gebot!
Ich bin der Arzt, der finſtre Arzt der Leichen
Und Eines kann ich ſchenken nur — den Tod.

Ihr Pflanzengaben — der Geneſung Düfte,
Nepenthe, Dictamnen voll Wunderkraft,
Gezähmte Schlangenbrut — wohlthät'ge Gifte, —
In meinen Händen wart ihr Drachenſaft.

Selbſtmord, o Gott, du füllſt nicht dieſen Becher,
Wie bitter er auch unſrer Lippe naht,
Ihn füllt der Menſch als Opfer und als Rächer,
Und mir geziemt des Lebens Hochverrath! —

So herzt' er den verbrech'riſchen Gedanken,
Bis ſich der Schlummer hob aus ſeinem Thal,
Die Mondespflanze, die mit kühlen Ranken
Umſtricket alle Zuckungen der Qual.

Allein mit ſeinem vollen Friedensſchilde
Deckt er das Kind nur und den Engel zu,
Die Träume ſind der Sorgen Nachgebilde —
Drum athmet tief und ſchwer des Mannes Ruh.

Er träumte Selbſtmord, träumte von dem Schwerte
Und über ſeinem Haupte hing es hoch,
Es ſank und ſtieg, indem er's ſauſen hörte,
Schnell, wie kein Vorhang auf und nieder flog.

Gefangen in des Rahmens ſtrenger Schneide,
Bedürftig kaum der Henker Helferſchaar,
Fällt dumpf auf eine Schwelle ſeine Schneide,
Und theilt den letzten Seufzer, wie ein Haar.

Tief an dem Boden zuckt kaum die Leiche,
Das überraſchte Blut entſprudelt kaum,
Das ſonſt, befreit vom trägern Senſenſtreiche,
Hervorquell, ziſchend mit des Purpurs Schaum.

Dann wiederum zu Klara's Sterbekiſſen
Führt ihn der Traum, vor ihre Gruft zurück,
Sie lächelt wie ein ſeliges Gewiſſen,
Allein ihr Blick iſt noch ein Dulderblick.

Der letzten Lind'rung Balſam ihr zu ſpenden,
Neigt er ſich ſanft zu ihr — da faßt' es ihn —
Den Arzt, mit rauhen Todtengräberhänden,
Und er erwacht — ein bleicher Morgen ſchien.

O Ruhe nach dem Schlummer, wo zu finden!
Furchtbar Erwachen mit dem Sterbeblick,
Du heißeſt nicht die Furien verſchwinden,
Sie treten grimmig lauſchend nur zurück.

Er ruft den Traum in zitternder Beſchwörung,
Er prüft, er ſinnt, er zeichnet, er erbaut,
Und nach des Wahnbilds ſchrecklicher Belehrung
Stellt er das Muſter auf, wovor ihm graut.

Des Blutgerüſtes Trauerſtufen eilen,
Wie ſonſt, empor zum Gipfel, drohend ſteil,
Und zwiſchen aufgerichten, grimm'gen Säulen
Steigt auf und ab das ämſ'ge Henkerbeil.

Gefangen in des Rahmens ſtrenger Scheide,
Bedürftig kaum des Würgers Helferſchaar,
Fällt dumpf auf eine Schwelle ſeine Schneide,
Und theilt den letzten Seufzer, wie ein Haar.

Nimm hin, o Menſchheit, nimm die bittre Gabe,
Ich hätte dich, nach einer freiern Wahl,
Berührt mit der Geneſung Wunderſtabe,
Doch werth des Dankes iſt auch mind're Qual.

Dann zu des Rechtes räthſelhaften Schalen,
Zu den Gewaltigen tritt er heran —
Verlangend weder Loben noch Bezahlen
Und leget vor den Tod, den er erſann.

Welch' neuer Sieg der aufgeklärten Zeiten,
Wo Menſchlichkeit ſogar das Richtſchwert führt!
Wir wollen edel ſtrafen, wie wir ſtreiten —
Vom Blitze ſei der Schuldige gerührt. —

Nun tobt der Kampf der Hütten und der Throne,
Der Tugend Strafe — Läſterung der Pflicht. —
Ein König fällt, als Märtyrer der Krone,
Der Richterſtuhl ragt auf dem Hochgericht.

Vom Sterbebette reiſſen ſie die Greiſe,
Doch erſt, wann ſie das zarte Weib zerſtückt;
Ein Strom ergießt ſich durch die Würgerſchleuſe,
Als ob der Menſchheit Selbſtmord ſei geglückt.

Die Erde weigert ſich den glüh'nden Bächen,
Die Grüfte drohen, übervoll mit Mord,
Als ſchrei'nde Wunden wieder aufzubrechen,
Und alt're Gräber ſchwemmt die Lava fort.

Die Bürgerkrone werde dem Erfinder,
Der ſo beflügelt des Geſetzes Macht —
Nein, greifet ihn, des Vaterlandes Kinder,
Als Mann der Wiſſenſchaft weckt er Verdacht! —

Sie bringen ihn, den Wahnſinn ſchon ergriffen,
Und in des Wahnſinns Ketten ihn herbei —
Halt, nicht für ihn iſt dieſes Beil geſchliffen —
Geh, Bürger, geh, dein Wahnſinn ſpricht dich frei! —

Eine Sammlung der Gedichte von Apollonius v. Maltitz wird im Laufe des Sommers erſcheinen. D. R.

Die Maske.

Eine Silhouette

von

Heinrich Laube.

1.

Es giebt vielleicht so vielerlei Liebe, wie es Blumen giebt, und es mag wohl manchen Uebelstand erzeugen, daß wir unter dem Worte Liebe meistbin ein und denselben Begriff von starker gegenseitiger Zuneigung verstehn, so stark, wie wir eben im Stande sind, ihn bei uns selbst als möglich zu denken. Entsprechend ist der Frühling — ist ein Frühling wie der andere? Leben und Fruchtbarkeit beginnt und steigt oft unter wenig erfreulichem Wetter; aber es giebt gewisse Folgegesetze, nach denen es doch grün wird, nach denen die Liebesleute doch küssend zu einander gezogen werden — der Sommer weist es dann aus, und sicher bringt es der Herbst an den Früchten deutlich zu Tage, ob die Empfängniß in Wahrheit glücklich gewesen sey.

Vielleicht gäbe es glücklichere Menschen, wenn sie sich weniger blindlings auf einen allgemeinen Begriff verließen, wie

die Liebe durch ſchlechte Romane einer geworden iſt, wenn ſie ſchonungsloſer in ſich aufſuchten, was ihnen wirkliches Herzensbedürfniß iſt, und was ſie als bloße Empfindungsphraſe in ſich zu einer künſtlichen Höhe ausbilden.

Eine ganze, durch und durch nothwendige, volle Liebe iſt vielleicht ſo ſelten, als ein ganzer, durch und durch ſchaffender und ſchöner Frühling. —

Der ſchönen Aurelie wären dieſe Gedanken wunderlich und fremd vorgekommen, weil ſie niemals von ähnlichen, von nur entfernt ähnlichen überraſcht worden war. Liebe iſt Liebe, hätte ſie geſagt, und ich weiß wohl, wen ich liebe. Ein zufriedenes Lächeln zeigte, daß es damit ſehr gut beſtellt ſein möge — ſie ſaß an einem ſehr großen Blumenfenſter, und ſah auf die ſchneebedeckte, aber von Schlitten, Reitern und Vorübergehenden reichlich belebte Straße hinab; die willkommene Winterſonne ſchien freundlich in das behaglich und reich eingerichtete, von reiner Wärme durchſtrömte Zimmer, ein Kanarienvogel, der im großen, metallenen Bauer neben ihr ſtand, mitten in Blumen, beleuchtet von den Sonnenſtrahlen, ſang und ſchmetterte, als ob es Frühling ſei.

Aurelie war zwanzig Jahr alt, und ihr Leben war in den Hauptzügen folgendes geweſen. Die Eltern hatten eine günſtige Stellung in der Welt, und erzogen die einzige Tochter auf eine dieſer Stellung angemeſſene Weiſe. Aurelie war ſanft, gelehrig, wußte ſich leicht zu ſchicken, zu fügen, ward ſtattlich und ſchön, und hatte Jedermann zum Freunde, und Ferdinand, ein junger, glänzender Mann weihte ihr die ganze ſchwärmeriſche Neigung erſter Liebe. Wie reizend fand ſie das; Ferdinands Blut und Miene, ſeine Munterkeit, ſeine Gewandtheit waren das Ideal ihrer Wünſche — wie liebte ſie ihn!

Da trat der Vater eines Tages zu ihr und ſprach: Liebe Aurelie, ich habe ſtarke Verluſte erlitten, meine Exiſtenz iſt bedroht, du kannſt helfen, ſchlag dir die Jugendtändeln mit

Ferdinand aus dem Sinne, Herr von Neal hat um dich angehalten, er iſt ein reicher, braver Mann, gieb ihm deine Hand!

Aurelie weinte und gehorchte. Ferdinand ging auf Reiſen. Ein Jahr verging beſſer, als ſie gedacht hatte. Herr von Neal war ein guter, liebenswürdiger Mann. Aureliens milder, fügſamer Charakter unterwarf ſich erſt geduldig den auferlegten Pflichten, und fand am Ende eine ſtille, ziemlich zufriedene Exiſtenz, die bald gar keine Erinnerung mehr daran hatte, daß ſie eine reſignirte ſei.

Herr von Neal ſtürzte mit dem Pferde und ſtarb. Aurelie kam nach einer Zeit, als ſchöne, junge Wittwe nach der Stadt zurück, und war umſchwärmt von Verehrern und Bewerbern. Ihre Eltern waren in der Zeit auch geſtorben, ſie war mit ihrem Reichthum allein und unabhängig. Natürlich tauchte Ferdinands Bild in ihrer Seele auf, aber, dachte ſie, der iſt jetzt, Gott weiß wo, und ſein Herz hat Troſt geſucht. Sie gab ſich alſo ziemlich unbefangen den Verehrungen hin, welche man ihr zollte, ſpielte mit den Freiwerbern, und befand ſich wohl. Da traf ſie in einer Abendgeſellſchaft Ferdinand; er war zurückgekehrt, ſah ernſt und reiſebraun aus, und begrüßte ſie ziemlich kühl, jedenfalls viel förmlicher, als er nach ihrem Ermeſſen nöthig gehabt hätte, und als er mit mancher anderen Dame verkehrte. Sie ſelbſt hatte wieder jenen elektriſchen Schlag bei ſeinem Anblicke gefühlt, der ſie früher oft ſo entzückend betroffen hatte, größere Wärme, regerer Antheil an Allem ſchien ihr entgegenſtrömen über Herz und Sinne — aber mit Ferdinand ſchien es ganz anders zu ſein. Es vergingen mehrere Tage, und er beſuchte ſie nicht; als ſie ihm wieder in Geſellſchaft begegnete, ſchien er ihr ſogar auszuweichen. Himmel, in welche Bewegung verſetzte ſie das! Als der Zufall ihn neben ſie führte, mochte ſo etwas von der inneren Aufregung heraustreten und irgend ein verrathendes Wort finden, wenigſtens fand er ſchnell eine Erwiederung, die eben dahin ſchattirte; man

fand ſich näher zu einander geſtellt, als man vermuthet hatte, den nächſten Abend erwartete Aurelie ſeinen halb erbetenen, halb angekündigten Beſuch.

Sie ſaß in ihrem ſchönen Zimmer, und harrte ſeiner mit klopfendem Herzen; die Erwartung ließ ihr keine Ruhe, bald ſtand ſie auf, ging hin und her, bald ſetzte ſie ſich wieder, bald eilte ſie zum Spiegel: „Meine Haut iſt nicht mehr ſo weich und ſchön, wie früher, meine Augen liegen etwas tiefer, mein Mund iſt nicht mehr ſo ſchmal und geſchloſſen — werd' ich ihm noch gefallen?"

Als könnte Liebe vergleichen! —

Sie war aber in der That von einnehmender Schönheit. Schlank und hoch gewachſen und doch von leichter, feſter Fülle der Umriſſe war ſie eine lockende Erſcheinung, und das ſeidene dunkle Gewand, das ſie trug, hob die Weiße ihrer Haut und das mit leichteſter und feinſter Röthe angehauchte Geſicht, in welchem unter dunklem Haar und fein geſchweiften dunklen Brauen ein großes tiefblaues Auge lebte, und dem ganzen Weſen ein ſüß Geheimnißvolles gab, was man oft Romantik nennt. Der ſpröde Reiz des Mädchens, der weiche Schmelz einer jungen Frau ſahen noch vereint aus ihren Zügen, jener war noch nicht ganz überwunden, dieſer hatte noch nicht völlig geſiegt.

Wenn mich nur nicht die Blatternarbe hier am linken Schlafe entſtellt! Betty ſtreicht mir auch den Scheitel immer noch nicht tief und feſt genug darüber. —

— Aber wo er bleibt! Es iſt ihm doch gar nicht eilig — Da hörte ſie ſchnelle, leichte Schritte auf dem Vorſaale, und wie tief erſchreckt floh ſie auf's Sopha, und griff mechaniſch nach der Handarbeit.

2.

Sie hatten sich gefunden; aber im Grunde nur so weit, daß Ferdinand hoffen konnte, über kurz oder lang eine volle, gewährende Liebe in Aurelien zu finden. Aurelie gehörte zu den Frauen, welche mehr zu geben und zu gewinnen glauben, wenn sie wenig und öfter geben, als wenn sie eine ganze Seele ohne Rückhalt öffnen und im aufopfernden Selbstvergessen darbieten. In jenem Verfahren liegt Klugheit oder Mangel; es fesselt geschickter, aber es fehlt ihm eben auch jener Hauptmoment der Liebe, in welchem alle Beschränkung und Berücksichtigung aufhört, und um dessentwillen die Liebe ein voller, selbständiger Himmel genannt wird.

Das Verhältniß ging in dieser halben Entschiedenheit länger fort, als Ferdinand gehofft hatte. Kluge Leute behaupteten, es gewinne dadurch mehr Reiz, andere meinten, der Reiz sei weniger als das Glück.

So war es Winter geworden, und Aurelie sitzt, wie zu Anfang gesagt wird, am Fenster, und sieht mit Behagen dem Treiben auf der Straße zu; es ist um die Mittagszeit, Ferdinand kann jeden Augenblick vorbeireiten. Bunte Schlitten mit Herren und Damen klingeln vorüber. „Wenn Ferdinand galant wäre, so könnte er mich wohl auch zu einer kleinen Fahrt abholen!" und wie ein Tischleindeckdich kam der Geliebte mitten in den Wunsch hineingeschwirrt mit einer prächtigen Equipage —

„Ich finde es sehr liebenswürdig, guter Ferdinand, daß Sie mir den Vorschlag machen; aber es würde doch zu sehr auffallen, es geht nicht" —

„„Meine Cousine ist bereit, uns zu begleiten.""

„Nein, lieber Ferdinand, es geht nicht; aber ich dank's Ihnen bestens."

Kein Bitten half, verletzt stürmte er fort, warf sich in den

Schlitten und fuhr davon, als wollte er ſich und was ihm in den Weg käme zu Grunde richten; Aurelie ſchrie auf am Fenſter. Da er verſchwunden war, reute es ſie. — Du wirſt ihn ermüden, und er wird dich aufgeben. Raſch wurde ihm ein Billet geſchrieben: Sein Sie nicht böſe, und kommen Sie ja heut Abend auf die Redoute; ich bin an rothen Schleifen zu kennen, und finde Sie ſicher heraus. Ich möchte gut machen, was ich wohl heute ſchlecht gemacht, im Maskenkleide kann ich das vielleicht am Beſten, weil ich mich leider ewig vor der blanken Wirklichkeit genire.

Die Redoute war im luſtigſten Treiben, ein blauer Domino verfolgte eine weiße mit rothen Schleifen ausgeſchmückte Dame — ſie ſah reizend aus mit dem ſtolzen Wuchſe, dem ſtolzen weißen Nacken, den blendenden Schultern, dem vollen, ſchönen Arme, es mußte Aurelie ſein, obwohl die Maske nicht darauf eingehen wollte. Am Ende mußte ſie denn doch dem unabläſſig drängenden Ferdinand nachgeben, mußte ſprechen und damit das halbe Geheimniß aufgeben. Eine Weile ſcherzten und tändelten ſie nun unbefangen und glücklich im Saale herum, und genoſſen den kleinen Reiz deutſcher Maskenbälle. Wenn ſich nicht ein ſolches Einverſtändniß gebildet hat, kann man bei dieſen Vergnügungsanſtalten dem unergründlichſten Zuſtande anheimfallen: man iſt in enge Räume gedrängt, die Witterung verbietet das Draußen, ein wirklich intereſſantes Suchen und Finden und Verkehren iſt ſchon darum nicht möglich, unſre Gewohnheiten mit der unvermeidlichen Mutter am Arme, mit der ganzen idealen Schamhaftigkeit der Germanen bilden einen baaren Gegenſatz zum Romantiſchen, was der Kern eines Maskenballs ſein ſoll; das Fremde, das Unbekannte iſt uns feindlich in der Geſellſchaft, unſre Laune, unſer Humor ſind niemals ſo eigenwüchſig aus unbefangenem, halbmateriellem Uebermuthe, daß wir uns Stunden lang darin herumtreiben, daß wir für ein Scherzwort, was nur ein Erkünſteltes

betrifft und von einer Larve ausgeht, zu der wir keinen geſchichtlichen Bezug haben, Empfänglichkeit oder gar Entgegnung haben könnten. Sind wir auch ſonſt objektiv genug, für das, was man Amüſement nennt, brauchen wir unſre Gewohnheiten, unſre Umgangsgeſchichte mehr als andere Völker. Deshalb werden die Redouten bei uns immer etwas Forcirtes, Ungenügendes bleiben.

Ein Liebender wie Ferdinand hätte am wenigſten auf ſolche Gedanken kommen ſollen, Aurelie hatte ihm aber doch dazu verholfen. Sie war nun einmal von den Frauen, welche eine Furcht davor haben, ſich an den Mann zu verlieren: ſo war es ihr denn auch bald eingefallen, daß die Maske keineswegs verberge, daß ſie auch von anderen Bekannten Notiz nehmen müſſe und was dergleichen Bedenklichkeiten mehr waren, die einen Liebhaber in Converſationsſchranken weiſen. Er lehnte ſich, in ſeinem blauen Domino gehüllt, an eine Säule, und ennuyirte ſich herzlich über das Maskentreiben, die Späße kamen ihm albern vor, unnatürlich widerlich, beſonders die Harlequins mit ihrer dem Deutſchen ſo unangemeſſenen Beweglichkeit, waren ihm ein Gräuel. Und Eiferſucht, das trockne Feuer, das nur ſticht und brennt, ohne jemals zu wärmen, der Baum, welcher nur Ruthen trägt, aber niemals Blätter, quälte ihn prickelnd. — Aurelie war umſchwärmt von Masken und Dominos; mitunter ſtrich ſie wohl an ihm vorüber, und verſuchte es, ihn in den Kreis zu ziehen; aber ein Eiferſüchtiger, der Alles haben kann und will, weiſ't trotzig alles Halbe von ſich, ſelbſt Gunſtbezeigungen, womit er einen Augenblick vorher, in größerer Unbefangenheit, glücklich gemacht worden wäre.

So verging der Abend; Aurelie fühlte ſich auch beunruhigt, einmal durch das Verhältniß zu Ferdinand, den Mann ihrer Liebe, welchem ſie lauter Qual bereitete, ferner durch eine zudringliche Maske, die ſie unabläßig verfolgte; ſie ſah ſich ängſtlich nach dem blauen Domino um. Er

hat kein Glück, ſagte ſie ärgerlich vor ſich hin, ich bin in einer Stimmung, ihm um den Hals zu fallen, und jetzt iſt er nirgends zu ſehn.

Die Maske ward immer dreiſter, Aurelie wollte fort, Muſik, Tanz, Schmeicheleien, das Zurücktreten Ferdinands hatten ſie aufgeregt, daß ſie hätte weinen, oder, ja wohl, geſtand ſie ſich leiſe, küſſen mögen zum Vergehen — da, da iſt der blaue Domino? He, Ferdinand, bringen Sie mich nach Hauſe — ſie reichte ihm den Arm — den erſten beſten Wagen, ich habe nicht Zeit und Luſt, meinen Bedienten zu ſuchen. —

Es war eine ſtockfinſtere Nacht, der Miethwagen hatte keine Laternen, die Fahrenden nahmen ihre Larven ab. Aurelie, die vielleicht juſt ein ſolches Nichtgeſehenwerden brauchte, um ſich endlich einmal hinzugeben, umarmte ihn feurig und innig, und bat ihn auf das Zärtlichſte, er möge ihr Liebe bewahren, auch wenn ſie ihrem Naturell nach nicht immer ſo wäre, wie er es gern haben möchte.

Sie waren an der Hausthür, die Lampen waren ausgebrannt, auch im Portierfenſter war es dunkel, aber, mechaniſch an ſein Geſchäft gewöhnt, mochte dieſer auf den Klingelzug am Drahte ziehn; die Thür öffnete ſich. Um Gotteswillen, Ferdinand, was machen Sie, Sie ſind mit eingetreten! Seine Kuſſe verſchloſſen ihr den Mund — ſie wollte ſelbſt nicht viel ſprechen, um Niemand zu wecken — und was braucht auch die Liebe Worte und Reden, ſie ſind ihr nur ein Ausfüllmittel, wie das franzöſiſche Sprechen in deutſcher Geſellſchaft.

3.

Sie waren verheurathet, und lebten eben wie andere junge Eheleute, umgaukelt von neuen Reizen und Zuſtänden, in den Tag hinein.

„Aber

„Aber ſag mir Aurelie, was dich damals am Tage nach dem Maskenballe bewog, ein ſo reizendes Billet an mich zu ſchreiben, und mir anzukündigen, daß wir verlobt wären?"

„„Schweig, Ferdinand, du biſt abſcheulich!""

Er ſchwieg aber nicht, und nach einigem Hin- und Herreden mußte Aurelie glauben, er ſei damals in ſeinem blauen Domino allein nach Hauſe gegangen. Kalt überlief es ſie; aber ſie ſchwieg. War es ein thörichter Scherz von ihm, oder ſollte wirklich ein anderer blauer Domino — entſetzlich, — er hatte kein Wort geſprochen!

In Sachen der Liebe ſind Frauen viel feinere Diplomaten als unſere Politiker in Sachen des Staates, weil ihnen das Herz zu Hilfe kommt; Ferdinand ahnte nichts von dem, was in Frage war, und Aurelie hatte dennoch bald die unumſtößliche Gewißheit, er ſei nicht der heimbegleitende blaue Domino geweſen.

Nun zeigte ſich's, was es für ein Frühling, für eine Liebe geweſen ſei: ſie hatte nicht die Kraft, den Vorfall einzutauchen in jenes Meer von Neigung, das eine ächte Liebe beſitzt, in jenes grundloſe Meer; denn es exiſtirt eine Liebe, die Alles vergiebt, auch das Schlimmſte, die auch den Verbrecher gegen ſie ſelbſt niemals verlaſſen kann, eine Liebe ohne Rückſicht, eine Liebe quand même. Eine ſolche war Aureliens keineswegs; ſie ſah ſich jetzt durch einen Irrthum an Ferdinand gerathen, dieſe Eine Täuſchung warf ihre Schatten über die ganze Neigung, und machte ihr dieſelbe fraglich. Aber ſie liebte auch nicht ſo kräftig, um jetzt zu haſſen, um wenigſtens das Begehren zu empfinden: du möchteſt ihm weh thun bis in's innerſte Herz. Bei ſtarken Naturen ſpringt das Gefühl von einem Pole zum andern — nichts davon fand ſich bei Aurelien vor: die Neigung war ihr zweifelhaft geworden, die Gleichgültigkeit folgte dieſem Zweifel auf dem Fuße, das Verhältniß, das ſcheinbar ſo tief und ſtark einhergebrauſ't kam, verlor ſich wie

der Fluß, der zeitig an den Meeresſtrand ſich verirrt; ſein Waſſer, ſein Weſen verliert ſich in die große Maſſe hinein.

Ferdinands Verwunderung über die gar ſo indifferent gewordene Frau wurde Trotz, da die Verwunderung unbeachtet blieb; der Trotz, da er ſich ebenfalls ignorirt ſah, flüchtete ſich zur Gleichgültigkeit, und dieſe war gefällig und ließ ſich wirklich finden. Man vergaß ſich, vergaß ſeine Geſchichte, und haſchte nur darnach, irgend ein kleines Intereſſe an Dieſem und Jenem zu haben; ſie wohnten nach wie vor in demſelben Hauſe, und wurden viel artigere Weltleute, als ſie früher geweſen waren. Wenn die innere Welt zu Ende iſt, da hilft die äußere am liebſten; wer nicht dichten kann, verſpottet am ſchnellſten die Dichter.

— „Eine ganze, durch und durch nothwendige, volle Liebe iſt vielleicht ſo ſelten, als ein ganzer, durch und durch ſchaffender, ſchöner Frühling.“ —

Desirée's Lebensstufen.

Eine Skizze

von

Theodor Mundt.

I.

Im Theater war Emilia Galotti gespielt worden. Desirée war als Emilia eine wunderbare Erscheinung, und legte in diese einsylbige Rolle so viel von ihrem eigenthümlichen Naturell hinein, daß eine ihr ganz angehörende Schöpfung daraus wurde, mit der aber der weise Dichter selbst sich gewiß einverstanden erklärt hätte.

Sylvius war gleich nach dem Schluß des Trauerspiels fortgeeilt, um die Wohnung der berühmten Schauspielerin zu erreichen. Sie liebte nicht, daß er sie aus dem Theater selbst nach Hause führte, aber sie erlaubte ihm, nach der Vorstellung den Thee bei ihr einzunehmen, und ihr seine Urtheile zu sagen.

Desirée bewohnte gemeinschaftlich mit ihrem alten Vater einige kleine und einfache Zimmer, die dem Glanz ihrer sonstigen Verhältnisse keineswegs entsprachen, in deren heimlicher Einrichtung man aber um so lieber ihrem stillen und sinnigen

Geiſt begegnete. Sylvius kannte ſeit einiger Zeit kein größeres Entzücken, als in ihrem Gemach zu ſitzen, und von dieſen traulichen Zeichen ihres täglichen Lebens ſich umgeben zu ſehn. Der junge Mann verſank wieder in ſeine ſchönſten Träume, als er jetzt, ein ſpärlich brennendes Licht vor ſich auf dem Tiſch, auf dem ſchlichten Sopha ſich ausſtreckte, um Deſirée zu erwarten. In ihren Blumen, die ihm vom Fenſter her entgegenduften, glaubte er ihren Athem und den Hauch ihres Weſens zu ſpüren. Einige Bilder und Portraits, die an den blaugemalten Wänden hingen, ſagten ebenfalls charakteriſtiſch, was ſie liebte, wofür ſie Intereſſe und Sympathieen hatte. Neben ihm ſaß Deſirée's Vater, der alte Hilbert, in einem vortreiflichen Lehnſtuhl, der, für ihn eigens von der ſorglichen Tochter angeſchafft, das einzig prächtige Meuble in dem ganzen Haushalt war.

Sylvius führte mit dem Alten nur eine abgebrochene Unterhaltung, ſo ſehr dieſer auch immer zum Reden aufgelegt war, und heut etwas Beſonderes zu haben ſchien, das er mittheilen wollte. Er beſaß noch die naive Treuherzigkeit der Provinz, aus der ihn das glänzende Schickſal ſeiner Tochter plötzlich in eine reichere Lage hergerufen, und unter dieſen neuen Verhältniſſen, die mit ſeiner vorigen Armuth und Niedrigkeit contraſtirten, hatte ſein Weſen etwas Poſſierliches angenommen, das zuweilen durch eine unbegränzte Ehrfurcht für ſeine Tochter rührend wurde. Er fragte nach Deſirée's Spiel am heutigen Abend, wovon er freilich in der Regel wenig verſtand.

Sylvius ſagte vor ſich hin: Sie hat, wie immer, zu viel gegeben! Sie verausgabt ihre ganze Seele auf den Brettern, und ich könnte faſt eiferſüchtig auf das Publikum werden, an das ſie ſo viel von ihrem herrlichen Selbſt verſchwendet.

Der alte Hilbert lachte über dieſe Rede laut auf. Ein

Schelm giebt mehr als er hat! ſagte er drollig. Meine Tochter iſt aber kein Schelm. Wartet nur, ſie wird euch bald gar nichts mehr geben, ſie kann auch geizig ſein! — Wiſſen Sie denn, fuhr er, plötzlich ernſter werdend, fort, daß Deſirée gänzlich vom Theater abgehen will?

Sylvius ſchwieg und verſank in ein nachdenkliches Hinſinnen. Er war ein ſchöner, hochgewachſener Jüngling, blond, aber ausdrucksvoll in ſeinen feinen Geſichtszügen. Mit ſeiner großen Jugendlichkeit verband ſich etwas Mildes, Stilles und Träumeriſches.

Jetzt hielt ein Wagen vor der Thür. Deſirée kam. Sylvius trat ihr lebhaft entgegen, aber ſie begrüßte ihn nur flüchtig, denn ſie liebte nicht, daß man ſich mit großer Aufmerkſamkeit um ſie bemühte. Dagegen umarmte ſie den alten Vater zärtlich, wie ſie immer that, und ließ dann lächelnd noch ein Licht auf den Tiſch ſetzen, weil die Beleuchtung des Zimmers gar zu ſpärlich geweſen war.

Deſirée fühlte ſich nach der Vorſtellung ſo angegriffen, daß ſie ermattet auf das Sopha ſank, um ſich einen Augenblick zu ruhen. Sie legte das Halstuch ab und entblößte die ſchöne Schulter, zog die Schuhe aus und begann, faſt ohne Rückſicht auf Sylvius zu haben, ihre Umkleidung vorzunehmen, da ſie in ſolchen Dingen höchſt unbefangen war. Nur einen Augenblick ſchlüpfte ſie in das Nebengemach, und trat in dem einfachen Hauskleide, in dem ſie am lieblichſten ausſah, wieder hervor. Deſirée war groß, ſchön und kräftig, das dunkle Colorit herrſchte in ihrem Geſicht vor und erhöhte noch mehr den geiſtigen Ausdruck deſſelben, der, bei aller ſinnlichen Fülle der Geſtalt, ihrem ganzen Weſen überwiegend eigen war. In den ſchwarzen, glänzenden Augen lag Begeiſterung, Phantaſie und Nachdenken, die etwas ſtark hervorſpringende Naſe verrieth Seelenmuth und Entſchloſſenheit, aber ein gewiſſer Zug um den Mund legte ſchon entweder eine

Gleichgültigkeit oder Verſtimmung gegen das Leben an den Tag. Berühmt aber war in der Bühnenwelt ihr herrliches ſchwarzes Haar geworden, das, wenn ſie es in tragiſchen Momenten aufgelöſt über den Nacken fallen ließ, ihr eine großartige Schönheit lieh, und einen wunderbaren Eindruck machte.

Sie ſetzte ſich jetzt erſt zu Sylvius, um mit ihm zu ſprechen. Dieſer ergriff ihre Hand und drückte ſie an den heftig ſchlagenden Buſen des Mädchens zurück. Wie Sie athmen, wie Sie wieder angegriffen ſind, Deſirée! ſagte der junge Mann. Wenn Sie fortfahren, ſo viel Leben zu geben, werden Sie ſterben! Ich habe Sie heut mit Schmerzen bewundert und zittre noch von dem Schauer des Entzückens, den Sie verbreiteten. Sie ſind die erſte wahre Emilia Galotti, die ich geſehen habe, aber Sie haben die einfachen, kurzen Andeutungen der Leſſing'ſchen Worte, die jede Schauſpielerin ohne Phantaſie in Verzweiflung ſetzen müſſen, faſt mit zu geſättigten Farben ausgeführt, wenigſtens für ein Leſſing'ſches Stück. Wo wollen Sie mit dieſem Reichthum Ihres Geiſtes auf dem Theater hin? Sie haben Recht gehabt, der Emilia ein mehr italieniſches Colorit zu geben, als es bisher alle Darſtellerinnen gethan und von vorn herein einen ſchwärmeriſchen und religiös feierlichen Grundton leiſe anzudeuten, dadurch haben Sie die beiden Widerſprüche, die ſich in dieſem Charakter befinden, die anfängliche Furchtſamkeit des kaum zu ſprechen wagenden Mädchens und nachher die Heldin, die plötzlich aus dieſer ſchüchternen Mädchenknospe erwachſen iſt, mehr vereinigt, erklärt und in eine Geſtalt verſchmelzen, als es irgend eine kritiſche Analyſe vermocht hätte. Wie viel Ueberfluß an Unſchuld, Seele, Leidenſchaft und Thatkraft müſſen Sie aber ſelbſt in Ihrem Innern beherbergen, Deſirée, daß Sie in den wenigen Worten, die der Dichter ſeiner Emilia gegeben, ganze Lebensperſpectiven eröffnen, an einer unſchein-

baren und mehr rhetoriſchen Phraſe alle Pulſe des weiblichen Herzens anſchlagen laſſen können! Wahrhaftig, Sie behandeln alle Ihre Rollen muſikaliſch, ohne dadurch die Wirklichkeit zu verfehlen. Ihre Seele möchte Muſik werden, um nur Alles ausſchütten zu können, was in ihr lebt, und was in ſeiner übergroßen Fülle leichter den Klang findet als das Wort! Aber mir bangt, wenn dieſe geheimſten Laute Ihrer Seele an die Logen ſchlagen und in das Parterre treffen! Ich verliere mich mit Wonne in dieſe Tiefe, Reinheit und Friſche, in dieſes jugendliche Myſterium Ihres Weſens, und hänge ganz an dem, was Sie ausathmen, aber ich bin doch nicht mit Ihnen zufrieden, ſo ſehr ich auch von der Gewalt Ihrer Eindrücke abhänge, und gerade in den Momenten, wo ich Sie am meiſten zu loben gezwungen werde, möchte ich Sie tadeln! Und jetzt, wo Sie mir ſo hold und einfach gegenüberſitzen, begreife ich nicht, warum Sie ſolche Stürme erregen wollen, aber ich begreife ein unendliches Glück, das Sie gewähren können, als Göttin des Friedens, der Liebe, der Tugend! —

Deſirée ſchwieg und entzog ihm ihre Hand. Dann traf ſie Anſtalten, den Thee zu ſerviren. In dem kleinen Haushalt gab es faſt keine Bedienung, Deſirée that und beſorgte gern das Meiſte ſelbſt, wie ſie es aus den beſchränkten Verhältniſſen ihres früheren Lebens her gewohnt war, und ſie zeigte ſich darin ausnehmend liebenswürdig, daß ſie dieſe häuslichen Sitten mit derſelben Anſpruchsloſigkeit beibehalten hatte. Sylvius fand ſie in dieſem beſcheidenen Walten ebenſo erhaben, wie auf dem Kothurn der Bühne, und entzückte ſich faſt noch mehr darüber. Bei Deſirée war wirklich keine Koketterie darin. Sie war in der That ein einfaches Mädchen, und nur das, was ihr ſelbſt noch unklar geblieben, ihr verborgenes Herz, war zuſammengeſetzt und verwickelt, aber darüber hüllte ſie im gewöhnlichen Umgangsleben einen undurchdringlichen Schleier. Sie lebte zurückgezogen, unterhielt ſehr wenige Bekanntſchaf

ten, ſchlug die meiſten Einladungen aus, und machte nur regelmäßig alle Tage einen einſamen Spaziergang, auch bei ungünſtigem Wetter. An den Abenden, wo ſie nicht ſpielte, ſah man ſie doch meiſt im Theater, wo ſie oft ganz allein in der Bühnenloge ſaß, mit der größten Aufmerkſamkeit der Vorſtellung folgend, während die andern nicht beſchäftigten Schauſpielerinnen an dieſen Abenden ſich reizendere Unterhaltungen zu ſuchen pflegten.

Deſirée wurde jetzt freundlicher gegen Sylvius, indem ſie ihm den Thee einſchenkte, und von den Butterbroten darreichte, die ſie ſo eben mit eigener Hand und vor ſeinen Augen zurechtgemacht hatte. Aber man ſaß ſchweigſam um den Tiſch und es kam keine rechte und lebendige Mittheilung in irgend einer Art zu Stande. Deſirée war zerſtreut und ſchien etwas zu haben, was ſie immer von neuem mit ſich ſelbſt beſchäftigte, wenn ſie ſich auch zuweilen mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit losreißen wollte, um auf Sylvius zu hören oder ihm etwas zu erwiedern. Auch ihr Vater, der alte Hilbert, war heut nicht im Beſitz ſeiner guten Laune, mit der er ſonſt die beluſtigendſten Einfälle vorzubringen wußte, und ſein weißes Haupt, das ebenſo ehrwürdig als heiter ausſah, buckte ſich zuweilen nachdenkend über den Tiſch. Doch hatte er ſich, wie er immer that, mit einer gewiſſen Förmlichkeit zum Thee niedergeſetzt, indem er den neuen blauen Frack mit den blanken Knöpfen dazu angezogen, um eine gewiſſe Achtung, die er für das vornehme Weſen des jungen Sylvius ſpürte, dadurch an den Tag zu legen, wie denn ſeine Art meiſtentheils etwas Drolliges hatte.

Deſirée richtete bald an Sylvius die Bitte, ſie heut zu entſchuldigen, weil ſie müde ſei und ſich zu Bett begeben wolle. Sylvius ſchickte ſich ſogleich an, zu gehen und nahm ſeinen Hut. Deſirée leuchtete ihm ſelbſt hinaus und duldete nicht, daß ihr Vater ſich bemühe. Wenn die Aufwärterin

nicht zugegen war, pflegte ſie ihm auch ſelbſt die Hausthür aufzuſchließen. So ging ſie auch heut mit ihm hinaus auf den Flur, und entließ ihn dann mit derſelben Güte wie immer, indem er ihr die Hand küßte.

Sylvius ſchlich, in ſeinen Mantel gehüllt, in die weiße Winternacht hinaus, und ſeufzte: Sie liebt mich nicht! Sie hat Seele, Herz, Feuer und Leidenſchaft, aber nicht für mich. Auch für Niemand. Sie verſchwendet ihren herrlichen Kern an die weſenloſe Schwärmerei der Dichtung, aber ſie gehört in der Wirklichkeit Niemand an, nicht einmal ſich ſelbſt! Sie iſt ſo ſchön und fern wie dieſe Sterne da oben am Winterhimmel, die Feuer ausſtrahlen, glänzend, verheißungsvoll, aber es bleibt für mich doch ein kalter Schimmer, der keine Wärme ſpendet! Was iſt Deſirée? Iſt ſie tugendhaft, kalt, ſinnlich, hingebungsfähig? Ich weiß es nicht. Alles liegt in ihr da, aber Alles verbirgt ſich. Alles blüht in und an ihr, aber nichts ſteckt die Blumenſpitzen heraus, daß man es faſſen könnte! —

Sylvius bog in die nächſte Straße ein, an deren Ecke er gewöhnlich ſeinen Wagen warten ließ, denn er hatte Deſirée, die ihn nur als einen einfachen und ſchlichten Theaterfreund kannte, über ſeine Verhältniſſe ununterrichtet gelaſſen, weil er wußte, daß ſie, ihrer Sinnesart nach, jede anſpruchsvollere Bekanntſchaft abgelehnt haben würde. Mit der Zeit hatte er ihre Vorurtheile und Zurückhaltung zu beſiegen gehofft, denn er liebte ſie und ſetzte auf ſie ernſte Lebenshoffnungen.

Er war zu unruhig, um ſchon in den Wagen zu ſteigen und nach Hauſe zu fahren, er befahl dem Bedienten, noch ſeiner zu harren, und eilte in der bewegteſten Stimmung einige Straßen auf und ab. Seine Schritte führten ihn unwillkürlich noch einmal an dem Hauſe Deſirée's vorüber, und da ihre Wohnung Parterre lag, konnte er ſich nicht enthalten,

einen Blick durch den Spalt der Fenſterlade zu werfen, hinter der noch Licht ſchimmerte. Deſirée ſaß am Tiſch und ſchrieb eifrig, wie es ſchien, in groſſer Bewegung. Sylvius ſtand von Verwunderung gebannt, und in den lieblichen und ſinnigen Anblick des Mädchens verſunken. So viel ihm bekannt war, hatte ſie keine Verbindungen, die ſie veranlaßten, Briefe zu ſchreiben, aber er wußte, daß ſie ſich zuweilen getrieben fühlte, ihre eigenen Gedanken auf das Papier zu werfen. Sie hatte auch einige Gedichte niedergeſchrieben, die ſchon der Stimmung nach, aus der ſie gefloſſen, gewiß eine Bedeutſamkeit hatten, aber ſie verbarg das Alles ſo ſorgfältig, daß es Sylvius bloß ahnen durfte, und nur der Zufall hatte ihm einmal einige merkwürdige Papierſtreifen davon vor Augen geführt.

Die Nacht unter war ſo ſtill, daß Sylvius faſt das ſtarke Gehen ihres Athems zu vernehmen glaubte. Ihr Buſen wogte auf und nieder, ja er glaubte, daß ſie eine Thräne aus den Augen wiſchte. Bald aber öffnete ſich die Thür des Nebengemachs, und ihr alter Vater trat im Nachtkleide heraus, ihr Vorwürfe machend, daß ſie noch nicht das Bett ſuche. Er fragte ſie, was ſie ſo ſpät nach Mitternacht noch zu ſchreiben habe?

Ich ſchreibe einen Brief, ſagte Deſirée, an Heneſta, unſere gute Nenne, meine mütterliche Freundin und Erzieherin. Du weißt, ich verdanke ihr Alles, was ich bin, weiß und kann! Wir werden, denke ich, wieder in das kleine Städchen zurückkehren, wo ich meine harmloſe und niedrige Kindheit verbrachte, wo Wald und Thal mich kennen, und wo in der Nähe auf hohem Berge das Kloſter liegt, in dem Heneſta ihren Gebeten, Gedanken und Geſängen lebt. Mein Väterchen, ich habe es dir ja ſchon beſtimmt erklärt, daß ich meinen Contract, der übermorgen zu Ende läuft, nicht wieder erneuere, ſondern in die Unbedeutendheit unſers früheren Le-

bens mich mit Sehnſucht zurückwende! Dies wird mir Ruhe und Glück bringen.

Der Alte wurde unruhig und äußerte faſt mit Heftigkeit ſeine Mißbilligung über dieſen Schritt, den er längſt gefürchtet. Deſirée ſuchte ihn zu beſchwichtigen, ſie ſagte, Mangel ſolle der theure Vater darum nie erleiden. Es ſei ja von ihnen ſo viel erſpart worden, um längere Zeit einen mäßigen Wohlſtand fortzuführen, und dann würden ihre Hände fleißig für ihn arbeiten, um ihn zu nähren und zu erquicken.

Er ſchüttelte traurig und widerſtrebend den Kopf. Und Sylvius? fragte er die Tochter. Hat der junge Mann verdient, daß du ihn gänzlich zurückweiſeſt? Nimmſt du gar keine Rückſichten auf ihn?

Daß ich ihm wohlwill, weißt du, ſagte Deſirée, denn er iſt der Einzige geweſen, dem ich den Zutritt zu mir verſtattet.

Große Gunſt! ſagte der Alte. Einen armen Fiſch auf Leben und Tod an der Angel zappeln zu laſſen! Hat er alſo gar nichts von dir zu hoffen, der ſchöne, blonde, junge Mann?

Nein! erwiederte Deſirée, und ſchwieg einen Augenblick, nachſinnend.

Dann trieb ſie den Vater, ſich zur Ruhe zu begeben.

Aber Sylvius draußen glaubte mit ihrem letzten Wort ſein Todesurtheil vernommen zu haben. Er wußte nicht, ob es Schmerz oder Zorn war, was in ihm ſich regte, aber als er noch einmal einen Blick auf die herrliche Geſtalt warf, die ihm nie gehören wollte, verdunkelte ſich ſein weinendes Auge. Er eilte raſch fort, mit dem hoffnungsloſen Entſchluß, ſie nie wieder zu ſehen. —

Deſirée blieb noch wach, mit ihrem Brief und ihren Gedanken beſchäftigt. Sie las den erſteren noch einmal durch, und wiederholte ſich beſonders folgende Stellen, die ſie an die

Nonne Honeſta über den Zuſtand ihres Lebens und Gemüths geſchrieben.

— Honeſta! Mutter und Schweſter, Freundin und Geliebte! Denn das haſt du mir immer ſein wollen, und biſt es mir treulich geweſen! Soll ich wieder zu dir kommen, um mit dir zu beten? Ich komme, ich komme! Mein unbändiges Herz, das du gebildet aber nicht gezähmt haſt, ſehnt ſich nach dir, damit du ihm ſageſt, was ihm jetzt fehle und ihm helfeſt, denn du kennſt das Herz.

— Seit ſechs Jahren haſt du mich nicht geſehen, und ich möchte wiſſen, ob ich dir noch gefalle? Du haſt mich gewiß längſt verloren gegeben, nachdem du wußteſt, daß ich als Schauſpielerin die menſchlichen Leidenſchaften zur Darſtellung bringen helfe, deren die Anderen unſeres Geſchlechts entweder ſich ſchämen oder die ſie nicht haben, und über welchen du ſelbſt, nach einem heißen und unruhigen Jugendfrühling, ein fremmes Grab in deiner Seele errichtet haſt. Aber du ſiehſt, ich komme wieder zu dir, um mich dir zu zeigen, wie ich bin! Mich verlangt nach deinem Troſt, Deiner Ruhe und Liebe.

— Und doch iſt von dir zuerſt mir mein Unfrieden gekommen! Du warſt meine Lehrerin, du nahmſt dich aus Neigung des armen Kindes an, das ohne dich ununterrichtet und unbewegt geblieben wäre. Aber du nährteſt ſchon früh einen jungen lebensbegierigen Geiſt mit dem Feuerwein der Poeſie, der von dir ſelbſt übertroff. Mir die Dichtung in mein Herz fließend, regteſt du, ohne es zu wiſſen, gewaltig Natur und Sinne in mir an, und ich empfand Mächte in mir, mit denen ich nicht wußte, wohin! Du ließeſt mich von dir mit deinem Segen, und herrlich und bange lag die Welt vor meinen Augen. Es war ein Chaos von Gott, Liebe, Poeſie und Welt in meiner Seele, aber alle dieſe Dinge ver-

einigte untereinander ein und derſelbe Geiſt der Sehnſucht in mir.

— Und doch wußte ich nicht, was ich eigentlich ſuchte, was ich wollte! Zufällige Ereigniſſe brachten mich auf die Bühne, und, in der unerfahrenen Hingebung meiner ganzen Seele, empfand ich dort zuerſt die Wohlthat, mich austönen zu können. Ich hatte das Theater immer für wichtig gehalten und geglaubt, daß die edelſten Geiſter ſich dazu hergeben ſollten, es wieder zu heben. Für mein eigen Selbſt erſchien mir das Theater, wie ſeltſam es auch klingt, zugleich als ein Ausweg für die innern Leidenſchaften und Bewegungen der Seele, die mich drängten und von denen ich im Leben keine Anwendung erſah. Und doch wollte ich vor allen Dingen leben, und das Leben in mir aus allen Poren ausſtrömen laſſen. Nun hatte ich einen Raum gefunden für das weibliche, lebhafte, von Empfindung und Begeiſterung übervolle Herz, dem nur in der Dichtung und ihrer Darſtellung in dieſer Weiſe vergönnt ſein ſollte, ſich auszuleben und auszuſprechen. Ich machte große Experimente mit Allem, was in mir war, und ließ, unter dem Schutz dieſer fremden Geſtalten, die ich annahm, meine eigne Seelenharfe ſich ausklingen. Ich erſchrak oft ſelbſt vor dem, was ich zur Erſcheinung brachte, aber es riß mich unwillkürlich dazu hin und lag in den Gränzen und der Fülle meiner Natur. Ich wurde berühmt durch die Gewalt meiner Empfindungen, und man beklaſchte mich. Ich verachtete das Publikum, aber wenn ich im Leben, als einfaches Mädchen, alle dieſe drängenden und ſtürmiſchen Laute, dieſe großartigen Schauer der Leidenſchaft und des Schmerzes hätte hörbar machen wollen, würde man mich verachtet haben. Ich weiß ſelbſt nicht, wie mir die ganze Zeit zu Muthe war, aber es muß doch ein Bedürfniß meiner Seele geweſen ſein, das dunkle Feuer, das in ihr loderte, ausſtrah-

len zu können. Wie gesagt, auf jedem anderen Terrain würde mir der Muth dazu gefehlt haben.

— Aber ich habe auch die Sehnsucht, glücklich zu werden, in meinem Herzen. Mir ist klar geworden, daß ich bisjetzt nur unglücklich war. Aus dem Chaos meiner Natur hat sich noch keine harmonische Gestalt, kein sonniges Bild der Freude geboren. Honesta, mir brennt der Kopf, lege deine sanften Hände wieder über meinen glühenden Scheitel! Ich bin krank, und die Aerzte rathen mir, mich zu mäßigen, wenn ich spiele. Ich werde gar nicht mehr spielen! Ich suche die Einsamkeit und Verborgenheit, den Schatten und die Stille.

— Sage mir doch aufrichtig, Honesta, welches deine glücklichste Stunde im Leben war? Gewiß die Stunde, in der du liebtest, aber was? Das Höchste, was es noch für mich giebt, wäre die Liebe, aber ich weiß nicht, was ich lieben soll. Ein holder, träumerischer Jüngling in meiner Nähe hat mir gefallen, aber ich glaube nicht, daß ich ihn liebe. Ich bin unklar in mir, was für mich die Liebe bedeutet. Ich sehne mich nach Gott und Liebe!

— Der Drang nach Liebe, von dem ich unendlich entbrenne, lodert als ein Opfer meiner jungen Seele zu Gott empor. Gott mag meine Liebe, mit der ich sonst nirgend hin weiß, empfangen und lohnen, da er ja selbst die höchste Liebe ist, und mich zuerst geliebt hat. Ich komme zu dir, Honesta, um mit dir zu beten, und an deiner Seite meine Liebesbrust in Andacht zu kühlen.

— Ich will arm werden und Gott lieben. Das wird das Schönste sein. Ich komme, ich komme! — — —

II.

Desirée hatte, wie es von ihrem entschlossenen Wesen zu erwarten stand, ihr Vorhaben ausgeführt, und lebte seit eini-

aer Zeit mit ihrem Vater in dem kleinen Städtchen, das von aller Welt abgelegen und in einem einſamen Bergthal eingeſchloſſen war. Es war unterdeß Frühling geworden, und Deſirée überſchaute aus dem Fenſter des kleinen Hauſes die grünwerdende Landſchaft, aber nicht mit fröhlichen Augen, noch mit einem ſo zufriedenen Herzen, als ſie gedacht hatte.

Sie hatte ſich ſchon in vielen ihrer Hoffnungen getäuſcht geſehen. Die Einſamkeit, die ſie geſucht, bewährte ihren Zauber nicht, und ließ das unruhige Herz des Mädchens nicht glücklich werden. Ihre Lehrerin, die Nonne Honeſta, auf deren erneuten Umgang ſie große Erwartungen geſtellt, hatte ſie nur ein einziges Mal erſt geſehen. Sie war den Kloſterberg mit einer Haſt hinaufgeflogen, als wenn ſie einem Geliebten entgegeneilte, aber ſchon während ſie in den Armen der frommen Frau lag und ihr Herz recht dicht an das ihrige preßte, wie wenn ſie ſich retten wollte zu dieſem friedensvollen Aſyl, fühlte ſie ſich plötzlich von einer kalten Befremdung überſchlichen. Honeſta erſchien ihr alt, knöchern, theilnahmlos, erſtorben, Deſirée ſah ſie verwundert an, und begriff nicht, daß dies die heilige Geſtalt ihrer Kindheit ſein ſolle, an der ſie mit Enthuſiasmus gehangen, zu der ſie jetzt gewiſſermaßen gewallfahrtet war. Der poetiſche Duft war verſchwunden, der ſonſt um die Nonne geſchwebt, und im Relief des Alters trat ſelbſt das, was früher ſchön und geiſtig bewegt an ihr geweſen war, nur noch wie eine abſtoßende Schwärmerei hervor. Deſirée war troſtlos über dieſe Verwandlung ihres Ideals. Sie wankte fort. Auch die Gegend breitete ſich nicht mehr in demſelben Glanze vor ihr aus, wie damals, wo ſie als ahnungsvolles Kind im Schatten des Waldes träumte. Alles kam ihr jetzt ſo klein, eng und gewöhnlich vor, daß ſie erſtaunen mußte, wie dies dieſelbe Scenerie war, an der ſie ſich in den damaligen ſchönen Jahren begeiſtert.

Sie eilte niedergeſchlagen in die kleine Hütte zurück, in

der ſie ſich einfach und zierlich eingerichtet hatte, von einer ziemlich reichen Auswahl ihrer Lieblingsbücher umgeben. In der Ecke ſtand ein Klavier, über dem Tiſch am Fenſter lag eine angefangene Stickerei ausgebreitet. Aber die rechte Ruhe und Behaglichkeit, die ſie von dieſen traulichen Räumen erwartet, hatte ſie noch nicht darin gefunden. Dazu kam, daß es ihr nicht gelingen wollte, ihren Vater, der über dieſe neue Lebensänderung nur Unzufriedenheit und Kummer zeigte, wieder zu erheitern. Seitdem ſeine Tochter in den harmloſen und unbedeutenden Stand zurückgetreten war, ſchien der wunderliche Alte eine gewiſſe Ehrfurcht, welche ihm ſonſt die Schauſpielerin und ihre magiſche Kunſt eingeflößt, verloren zu haben und ſuchte mit mancherlei Grillen eine väterliche Oberherrſchaft gelten zu laſſen, die für Deſirée, ſo ſehr ſie ihn auch liebte und ihm lächelnd zuſah, doch zuweilen drückend werden mußte.

So unglücklich, wie heut, hatte ſich Deſirée noch nie gefühlt, und das Gebet tröſtete ihr Herz nicht. Sie konnte es in dem kleinen Zimmer nicht aushalten, ſie hätte klagen, in einen Strom von Thränen ſich ergießen, und wie ſonſt, ihre Herz- und Seelenſtürme laut ausklingen mögen, aber ſie ließ ſich verſtummen, weil ihr Vater ſie beobachtete. Dieſer war immer geneigt, ihr Vorwürfe zu machen, ſobald er ſie traurig ſah, und brauchte dann ſeine Ueberredung, ſie zur Rückkehr nach der Reſidenz zu bewegen. Jetzt wandte ſie ſich mit großer Verſtimmung von ihm ab und verließ das Zimmer.

Sie eilte in den ſchönen hellen Tag hinaus, der draußen über den Feldern und Wieſen lag, und ihre Bruſt und Wangen mit Frühlingsluften kühlte. Sie ſog begierig dieſe Erquickung ein, denn das Fieber ihrer ungeſtillten Sehnſucht bereitete in ihr eine brennende Gluth. Sie flog mehr als ſie ging, es trieb ſie, ſie wußte nicht, in welche Ferne, und ihr einſamer Spaziergang führte ſie bald in die entlegenſten Pfade des Waldes. Die Sonne zitterte mit geheimnißvollem Lichter-

ſpiel durch die dichtverſchlungenen Baumgruppen, die ſich zu einem Tempel wölbten. Deſirée ſank auf den Raſen nieder, um ihre Gedanken zu Gott zu ſammeln, den ſie hier geſucht, dem ſie Leben und Liebe allein gelebt. Aber ſie konnte in ihren aufgeregten Gedanken Gott nicht finden, und ſie erſchien ſich in dieſem Augenblick eher von ihm verlaſſen als begünſtigt. Sie ſank verzweifelt zurück, und lehnte die heiße Wange über die feuchten Gräſer. Ihr ganzer Körper zitterte und über das ſchöne Geſicht rann eine Thräne. Dann richtete ſie ſich nachdenkend auf, ein beruhigendes Bild ſchien vor ihre Seele zu treten, aber ſie mochte es ſich ſelbſt noch nicht geſtehen, was es war. Sie dachte an Sylvius, den ſtillen Jüngling, der ſie treu und feſten geliebt hatte. Jetzt erſt, in der Ferne von ihm, nachdem ſie ihn kalt verabſchiedet hatte, fühlte ſie das Reizende, das in ſeiner Liebe gelegen. Seine ganze Geſtalt vergegenwärtigte ſich ihr jetzt immer mehr, und ſie empfand zum erſten Mal in ihrem Leben eine Sehnſucht nach ihm, die bald ſo ſtark und ungeduldig wurde, daß ſie ihr faſt nicht mehr zu bewältigen ſchien. Das Herz bebte ihr, alle Pulſe ſchlugen leidenſchaftlich an, und ſie begann von ihm und ſeiner Liebe zu träumen. Sie erſtaunte ſüß über dieſe Entdeckung, die ſie in ihrem Herzen gemacht, aber noch mehr darüber, daß ihr daſſelbe früher unter ſo feſten und harten Banden gelegen, daß es keine Regung für den liebenswürdigen Jüngling zugelaſſen. Das Frühlingsweben, das rings um ſie her über die Erde ſtrich, ſchien auch in ihrer Bruſt gewiſſermaßen ein neues Erdreich aufzulockern. Sie ſtand auf, und indem ſie langſam und nachſinnend von dannen ging, war es ihr, als ſei ſie um ein Beſitzthum, ein Bild unverhofft reicher geworden, ohne, in der wunderbaren Illuſion des Herzens, zu denken, daß ſie dieſes Glückes nicht mehr mächtig ſei, ſondern es damals von ſich gegeben, als ſie es beſeſſen.

In ihre Wohnung zurückgekehrt, fand ſie einen Brief vor,

auf deſſen Entſiegelung ihr Vater ſchon neugierig gebarrt. Deſirée ergriff ihn raſch, als erwarte ſie Etwas, das ihrer gegenwärtigen Stimmung ſchön entſprechen ſolle, aber nachdem ſie ihn durchlaufen, ließ ſie ihn erſchrocken fallen und heftete einen Blick der Betroffenheit, des Mitleides, des Schmerzes auf ihren Vater. Dieſer Brief kündigte ihr den Verluſt einer bedeutenden Summe an, die ſie bei einem Banquier in der Reſidenz zurückgelaſſen, die Erſparniſſe ihrer Künſtlerlaufbahn, von denen ſie in ihrer jetzigen Beſchränkung längere Zeit ohne Sorgen zu leben gehofft. Jener Kaufmann hatte einen Bankerott gemacht und ihr war nichts mehr übrig geblieben.

Der alte Hilbert gerieth in Verzweiflung und überſchüttete ſeine Tochter mit neuen Vorwürfen, daß ſie, ohne Rückſicht auf ihn, in ſeinem Alter ihn dieſer hülfloſen Lage preisgegeben habe. Sie vermochte ihm mit der Verſicherung, daß ſie nun Tag und Nacht für ihn arbeiten werde, nur einen ſchwachen Troſt einzuflößen, denn ſie hatte ſelbſt in der letzten Zeit gefühlt, wie es ihrer Natur widerſtrebe, anhaltend zu arbeiten, und zu einem beſtimmt erforderten Zweck Verrichtungen zu thun, die nur die Hand in Anſpruch nahmen. Ihr geiſtiges Leben war zu rege und drängend in ihr, ſie war immer zu gedankenvoll beſchäftigt, und den Händen entglitt bald die angefangene Stickerei, während das Mädchen in Träume und Selbſtbetrachtungen verſank. Doch glaubte ſie noch, dieſe Anfechtung werde dazu dienen, ihr inneres Leben, ihr frommes Ringen mehr und mehr zu ſtärken.

* * *

Vater und Tochter geriethen bald in die drückendſte Lage, und Deſirée, die ſich von der Armuth eine Art Poeſie vorgeſtellt, empfand ſchnell, wie bitter und herztödtend ſie ſei, und ihr ward oede zu Muthe, ſtatt der inneren Erquickung und

Erleuchtung, die ſie in der Demüthigung gehofft. Das Leben lag wie ein naßkalter Regentag vor ihr, ſie ſah keine Sonne und keinen blauen Himmel mehr am Horizont ab. Bei allen Entbehrungen, denen ſie für ſich allein ſich gern unterzogen hätte, ſtörte es ſie doch, ſo zu ſagen, in der eigentlichen Andacht der Armuth, daß ſie neben ſich ihren Vater leidend und hülflos erblicken mußte.

Der alte Hilbert hatte inzwiſchen ein Auskunftsmittel verſucht, um ſich manche Bequemlichkeiten des Lebens, an die ihn der Wohlſtand der letzten Jahre einmal gewöhnt, durch ein kleines Amt zu verdienen, das die Gevattern und Freunde ihm anzunehmen gerathen. Dies war der Beruf eines Laternenanſteckers, den, mit einigen anderen Functionen verbunden, er ſeit einiger Zeit verwaltete, und woran ihn Deſirée mit aller Mühe nicht hatte verhindern können. Dies vermehrte noch das Quälende ihrer Lage, und, in ihr Zimmer ſich verſchließend, begann ſie einer tiefen Melancholie anheimzufallen. Wie zitterte ſie oft auf, wenn es Abends ſechs Uhr ſchlug und die Theaterſtunde ſie an eine Zeit mahnte, wo ſie ſonſt in der vollen Glorie ihrer Gefühle und Leidenſchaften, überſtrahlt von einem höheren Weſen der Begeiſterung, von ſich ſelbſt nichts wiſſend und doch ihr innerſtes Selbſt erſchöpfend, auf der Bühne geſtanden. Jetzt war Armuth in ihr und um ſie her.

Dem Städtchen, in dem ſie lebte, ſtand ein beſonders feſtlicher Tag bevor. Die gräfliche Standesherrſchaft, zu der es gehörte, war durch den Tod des letzten Beſitzers an eine Nebenlinie gefallen und der junge Graf, der die Güter antreten ſollte, wurde zu feſtlichem Einzuge erwartet. Es hieß, daß er gegen Abend eintreffen werde, und man hatte im ganzen Städtchen eine große Illumination verabredet, auch waren Transparents und Triumphbogen aller Art errichtet, die weithin einen feierlichen Lichterglanz ausſtrahlen ſollten. Die Tha-

tigkeit des alten Hilbert wurde bei dieſer Gelegenheit ganz beſonders in Anſpruch genommen. Aber der alte Mann hatte ſich ſeit einiger Zeit ganz verändert, und jede Spur der Heiterkeit, deren er ſonſt fähig geweſen, war aus ſeinem tiefbetrübten Geſicht verſchwunden. Er ſtand oft ſtundenlang, auf einen Fleck vor ſich hinſtarrend, und ſchien mit einem Geheimniß zu kämpfen, das er Niemanden anvertrauen mochte. Deſirée beobachtete ihn genau, aber ſie konnte nicht erforſchen, was dieſem unglücklichen Tiefſinn ihres armen Vaters zum Grunde liege. Sein Geheimniß war aber kein anderes, als daß er ſich ſeit Kurzem in den Kopf geſetzt, das Amt des Laternenanzünders, zu dem er ſich hatte bereden laſſen, ſei kein ehrliches Geſchäft, ſondern verunehre vielmehr den rechtlichen Mann. Wie er zu dieſer Ideenverbindung gekommen, war ihm ſelbſt ſchwerlich klar, aber es peinigte ihn ſeitdem der entſetzliche Gedanke, daß er einen ſchimpflichen Beruf treibe, und ließ ihm kaum mehr eine ruhige Stunde.

Der feſtliche Abend war herangekommen, und die Flammen und Lichter, die Meiſter Hilbert angezündet hatte, brannten luſtig in die laue Sommernacht hinein. Er ſelbſt aber hatte ſich heut mit einem beſondern Ausdruck der Schwermuth von ſeiner Tochter entfernt. Deſirée dagegen fühlte ſich heut etwas aufgeweckter, das poſſirliche Treiben der kleinſtädtiſchen Feſtgänger hatte ein wenig ihren Spott gereizt und ſie unmerklich erheitert. Sie verließ ihr Zimmer, hüllte die Glieder in das Umſchlagetuch und begab ſich auf die Straße hinaus. Bald aber wurde ſie des Treibens der Menge auf den Gaſſen überdrüſſig, ſie wandte ihre Schritte ins Freie, und irrte immer weiter, an der ſchönen Dunkelheit und Milde der Nacht ſich ergötzend, und die geheimſten Bilder ihrer Gedankenwelt wieder in ſich aufrufend. In der Ferne tobte der Lärm, dem ſie entflohen war, und accompagnirte ſeltſam die Träumereien ih-

rer Seele, die nach Freude, Glück, Liebe, Gott noch immer vergeblich ſuchte.

Unterdeß harrte man umſonſt auf das Erſcheinen des jungen Grafen, dem dieſe feſtlichen Veranſtaltungen galten, und ein Theil der Lichter und Fackeln war faſt heruntergebrannt. Es ſchien in der Abſicht des Grafen gelegen zu haben, einen anderen Weg einzuſchlagen, als auf dem man ihn erwartete. Er hatte zu Fuß einen Umweg durch den Wald genommen, um unvermerkt in die Stadt zu gelangen, ſich einen Augenblick in der Mitte ſeiner Unterthanen zu zeigen, und dann in das Schloß ſich zurückzuziehn. Er ſchien ein junger ſinniger Mann, und ſchlenderte, in Träume und Gedanken verloren, allein über den nächtlichen Waldpfad hin, nachdem er ſeine Begleiter mit dem Wagen vorausgeſandt. Er kam an einem großen See vorüber, der herrlich gelegen war und zwiſchen romantiſchen Gebüſchen und Bergabhängen ſeinen weißen Spiegel hervorſchimmern ließ. Der junge Graf freute ſich dieſer Partie ſeiner Beſitzungen, und verweilte eine Zeitlang, während der Mond, der eben im Aufgehn begriffen war, das maleriſche Bild zu beleuchten anfing. Bei dieſem helleren Schein bemerkte er plötzlich, daß er ſich nicht allein hier befand. Auf einer Bank am Rande des Sees ſaß eine weibliche Geſtalt, in einen weißen Schleier gehüllt, in ſich zuſammengedrängt, und, wie es ſchien, bemüht, ſich ſeiner Aufmerkſamkeit zu entziehen. Er trat hinzu, faßte ſie ſchärfer ins Auge und ein Schrei des Entſetzens oder der Freude entfuhr ihm. Er erkannte Deſirée.

Deſirée wandte ſich nach ihm um, ſie hatte eben von ihm geträumt und an ihn gedacht. Mit dem Ausruf: Sylvius! ſtürzte ſie in ſeine Arme. Sie küßte ihn herzlich und ihm widerfuhr in der bloßen Berührung ihrer Lippen ein Glück, wie er es ſich nicht mehr zu hoffen gewagt.

Beide saßen eine Zeitlang neben einander, sah ohne zu sprechen. Sulpius war von dieser Wiederbegrüßung berauscht, er vergaß Alles, was ihn hierhergeführt hatte, See, Mond und Wald verschwammen vor seinen entzückten Blicken, und nur die Geliebte an seiner Seite erschien ihm als das ächte Bild alles wirklichen Seins. Sie schien ihm erst jetzt eine Seele zu haben, die ihn verstand, aber wer war der Pygmalion gewesen, der diesen herrlichen Marmor belebt hatte? Desirée aber strömte in leisen Andeutungen ihr erhabenes Herz aus, und zeigte frei, daß sie liebe. Der Moment hatte sie ergriffen, sie konnte nicht mehr zurück.

Indeß sollte eine Störung gerade den ersten Austausch ihrer Seele treffen. Gegenüber am andern Ende des Sees irrte seit einiger Zeit eine Fackel umher, und beim Schein derselben erkannte sie bald eine männliche Gestalt, die zuletzt unbeweglich am Rande des Ufers stillstand. Endlich zischte und sprühte es laut im Wasser, Fackel und Gestalt hatten sich miteinander hineingeworfen, und ein Sterbeseufzer erschütterte die stille Luft. Desirée und Sulpius waren entsetzt hinzugesprungen, der letztere band einen Kahn vom Ufer, um in den See zu stoßen und vielleicht einem Unglücklichen Hülfe zu leisten. Er brachte den schon Entseelten ans Ufer zurück. Als der Mondstrahl schärfer über sein Gesicht fuhr, schrie Desirée laut auf, denn sie erkannte in dem Todten ihren Vater. Es war der alte Hilbert, den die Schwermuth, mit der er seinen letzterwählten Beruf getragen, sogar bis auf den Punkt geführt hatte, sein armes Leben eigenwillig im Wasser zu enden.

Als Desirée von ihrem ersten Schmerzen erwachte, sank sie noch einmal dem treuen Sulpius, der zärtlich um sie bemüht war, an die Brust. Nun bin ich ganz dein, nur dein! sagte sie auf seine Bitte, ihm ewig anzugehören, und durch ihre Thränen brannte das neue Lebensfeuer der Liebe. —

III.

Ein ſchönes, glückliches Jahr war verſtrichen, Deſirée war Gattin und Mutter, und ein fröhliches Kind, das die weichen Züge ihres Sylvius trug, ſchaukelte ſich auf ihrem Schooße. An einem bezaubernden Sommermorgen ſaß Deſirée auf dem Balkon des gräflichen Schloſſes, neben ihr ſtand ein voller Roſenſtock, der an Friſche mit ihren Wangen wetteiferte, der prächtige Park, der zu ihren Beſitzungen gehörte, lag duftend und rauſchend zu ihren Füßen.

Ein Schauer des Wohlbehagens durchdrang Deſirée's Bruſt, und ſie drückte, die glänzenden Augen zum Himmel gerichtet, ihr Kind an ſich, das mit ihren flatternden Locken ſpielte. Sie ſelbſt war ein ſchönes Bild der Kraft, Harmonie und Geſundheit, und was früher in ihrem Weſen geiſtig kränklich geweſen war, ſtand jetzt in einer faſt derben, phyſiſchen Blüthe. Eine gewiſſe Verklärung lag auf ihrem Geſicht, die jedoch keiner tranſcendenten Schwärmerei mehr, ſondern dem geſättigten Beſitz und Genuß der Gegenwart angehörte.

Ihr größtes Glück maß Deſirée ihrem Kinde bei, das ſie unendlich liebte und an dem ſie ihrer Liebe kaum genugthun konnte. Erſt durch ihr Kind glaubte ſie ſich ein neues und feſtes Verhältniß zum Leben gewonnen zu haben. Die Morgenſonne blitzte fröhlich herab auf die Scheitel von Mutter und Kind. Deſirée küßte die Stirn ihres Knaben, faltete die Hände, und betete, wie ſie noch nie gebetet hatte: Heiliger Gott, jetzt erſt erkenne ich dich! In der Weite und Ferne hatte ich dich geſucht, im Schmerz und in der Freude um dich gebangt, und dich nicht gefunden. Und jetzt iſt mir, als hielte ich dich an meiner Bruſt, und ſchaute dich an im Lächeln meines Kindes! Jetzt weiß ich, wie ſehr du uns liebſt und mehr als wir dich lieben können und es verſuchen ſollen. Im

Vollgefühl des Lebens bin ich ſelig feſtgehalten von den Erdenbanden und empfinde mich doch in deiner Hand und als ein Theil von dir, o Gott! Mir iſt wohl und klar. Liebe mich ferner, mich und mein Kind, und ich werde mich fröhlich in dem Genuß geben laſſen, von dir geliebt zu ſein. Was kann mir noch widerfahren, als Liebe?

Sie neigte ihr Haupt und erinnerte ſich niemals in ihrem Leben ſo von Andacht und Frieden beglückt worden zu ſein. — — —

Berlin, gedruckt bei J. F. Starcke.

DER DELPHIN.

1838.

Ein Almanach

von

Theodor Mundt.

Mit einem Stahlstich.

Altona,
J. Fr. Hammerich.

a

141 1

Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Der Delphin.

An

Mistreß Helen Pinner

in London.

— Als ich von Ihnen ging über das weite Meer, gaben Sie mir holde Wünſche mit für die ganze Lebensreiſe, und erbaten vom Schickſal, daß „die Delphine“ mir immer günſtig ſein möchten, um mich ſtets an glückliche Geſtade und zum Ziel zu tragen aus der Wogenbrandung! Ein „Delphin“ bringt Ihnen heut Gruß und Lebenszeichen von mir über das Meer, und ich habe ihm in ſeine Floſſe einige Dichtungen und Schriften gebunden, um damit den Schluß des Jahres zu

feiern, in dem ich Sie ſah, und den Anfang des neuen, in dem ich Sie wiederſehen werde! Nehmen Sie das apolliniſche Thier freundlich auf, weil es von Deutſchland kommt, dem Sie eine begeiſterte Liebe bewahren mitten unter den großen Einrichtungen Ihres großen Volkes! In früheren Zeiten zogen die Delphine den Wagen der Götter und Göttinnen, und als ängſtlich lockend das Saitenſpiel des Arion erklang, den die niedriggeſinnten Schiffer über Bord werfen wollten,

kamen ſie in Schaaren herbei und retteten auf ihrem Rücken den bedrängten Dichter mit ſeiner tönenden Harfe. Auch mein Delphin iſt ſo gütig geweſen, auf ſeinem Rücken eine Novelle zu retten, die mir anderswo über Bord geworfen worden, und ſo werden Sie es auch daher angemeſſen finden, daß ich das heilbringende Wahrzeichen der Delphine wieder zu erneuern ſuche! Gebe Gott allen unſern Freunden und Feinden günſtige und rettende Delphine, damit Jeder

endlich an ſein Ziel gelange, wie es ihm gehört! Dies wünſche ich beim Wendepunkt dieſes Jahres, wie immer. Sie aber, denken Sie zuweilen an mich in der Ferne, das thut mir jedesmal wohl in meiner deutſchen Einſamkeit! —

Geſchrieben in Berlin, im Novembermonat 1837.

Th. Mundt.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
I.	Mutter und Tochter. Novelle.	1—232
II.	Vertraute Briefe aus Hamburg.	233—284
III.	Denkblätter für die nordiſche Sylphide. (An der Elbe 1837.)	285—300
IV.	Die Philoſophie der Déjazet.	301—323

I.

Mutter und Tochter.

Novelle.

I.

Die maleriſchen Felſengruppen und Buchten, welche in faſt ſyſtematiſcher Abwechſelung den Rhein zwiſchen Koblenz und Mainz umſchlieſſen, geben ihm auf dieſer Strecke ſeines vielgeſtaltigen Laufes vielleicht das eigenthümlichſte Anſehn. Man kann auf einer Rheinſchifffahrt nach den mannigfachen und zauberiſchen Metamorphoſen der Ufer die verſchiedenſten Gemüthswirkungen erfahren. Wenn die Elbe der Kaufmann, ſo iſt der Rhein der Dichter unter den deutſchen Strömen. Der Student in Bonn ſitzt träumeriſch an den Fenſtern ſeines Collegiums, und während ſeine Ohren mechaniſch nach dem Katheder hinhorchen, ſchweifen ihm die Blicke unwillkürlich nach dem luftig hingelagerten Siebengebirge hinüber, das ſich gerade vor ſeinen Augen ausbreitet, und alle

seine Jugendluſt wie mit unwiderſtehlichen Armen in die Ferne und Weite lockt. Dieſer hellſtrahlende, die Bruſt erhebende, mit jugendlichen Wünſchen und Träumen ſympathiſirende Charakter iſt dem Rhein beſonders in den nachbarlichen Partieen von Bonn, welche die freieſte Weitſicht gewähren, eigen. Der Strom ſelbſt bildet hier mehr eine Ebene, und bewegt ſich mit ſeinen Wellen, auf denen es wie ein ſonnenheitrer Frühling ruht, an den Felſen, Ruinen und Weingärten in ſtiller Feier vorüber. Das hohe Rolandseck beugt ſein zertrümmertes Haupt in den Rheinſpiegel hinunter, als ſuche es dort die vergangene Zeit, und die liebliche Wehmuth der Sage umſpielt den Thurm von Nonnenwerth, das in anmuthiger Inſelbildung im Fluſſe ſchwimmt. Außer dieſen wehmüthigen, aber ſanften Schattirungen möchte die ganze Partie bis Koblenz keinen eigentlich düſtern Eindruck darbieten. Zwiſchen da und Mainz aber beginnt, wenn man es ſo nennen will, eine pittoreske Schwermuth des Rheins, die ſich in wunderbaren Bildern hinzeichnet. Die Dämonen der ringsum gelagerten Uferklippen ſcheinen dem Strom hier ſeinen ferneren Lauf ſtreitig zu

machen, indem ſie von beiden Seiten mit ihren ſtarren Felſenhäuptern enger und enger aneinanderrücken und den Rhein faſt in lauter kleine Seen zu zerſtückeln ſcheinen. Dieſe phantaſtiſchen Felſenbuchten gleichen, ſo lange man ſich darin befindet, einer geſchloſſenen Grotte mit magiſcher Beleuchtung und melancholiſcher Dämmerung, und der Fluß ſcheint darin wie durch einen Zauberbann zu ſeinem Ende ausgelaufen, aber plötzlich ſchlängelt er ſich durch eine neue maleriſche Wendung in eine neue Grotte hinein, die ihn mit ihren romantiſchen Wandbildern eng umſchließt. Dieſe Arabeskenbildnerei der Rheinufer genießt man in der Anſchauung beſſer, wenn man den Strom herunter, als heraüf fährt.

Das letztere that das Dampfſchiff, welches heut an einem etwas trüben und zum Regen geneigten Morgen dieſe Fahrt unternahm. Die Frühſonne, die bei dem Abgang von Koblenz noch hell geſchienen, hatte die Reiſenden getäuſcht, und die kleinen, unmerklichen Tropfen, welche ſchon von Zeit zu Zeit auf das Verdeck fielen, verſcheuchten die Geſellſchaft großentheils in die Kajüten. Nur hier und da ſah man noch

einzelne Gruppen. Eine junge Engländerin, mit einem glänzenden und regelmäßigen Wachsfigurengeſicht, zu dem eine Brille, die ſie über der feinen Naſe trug, ſeltſam abſtach, hatte ſich unbeweglich auf einer Seitenbank am Geländer ausgeſtreckt, in einer nachläſſigen Lage, die eine Deutſche nicht ſo leicht öffentlich wagen würde, und wie ſie den Töchtern Albions natürlich iſt. Sie zeichnete, trotz der nebligen Beleuchtung, in ihr Skizzenbuch, und eine alte Begleiterin ſaß ebenſo unbekümmert um Alles, was vorging, zu ihren Füßen. In höherem Grade war eine andere Gruppe die Aufmerkſamkeit zu erregen im Stande. Wer iſt jene hohe weibliche Geſtalt, die mit übereinandergeſchlagenen Armen am Geländer lehnt, in einen rothkarrirten Reiſemantel gehüllt, mit ſchwarzem Hut und Schleier, und einem kecken ausdrucksvollen Geſichtsſchnitt, der durch ſeine Fremdheit noch mehr anziehend ſcheint? Sie zeigte etwas Prächtiges, Hochfahrendes und Stolzgehobenes in ihrer Erſcheinung, und obwohl ſie nicht mehr in jugendlichen Jahren ſich befand, ſo hatte doch der volle Sommer des Weibes noch ſeine feurigen und kräftigen Strahlen auf ſie geworfen. In

ihren Blicken lag fortwährend eine brennende Unruhe, die von Gegenſtand zu Gegenſtand ſchweifte und nur zuweilen mit einem mildern Glanze auf einem lieblichen jungen Mädchen haften blieb, das in ihrer Nähe war und in der man mit leichter Divination ihre Tochter erkannte. Dieſe, vielleicht ſchon ein Mädchen von funfzehn Jahren, war noch klein, obwohl ſonſt ſchon ausgebildet in ihren Formen, und äußerſt anmuthig von Geſtalt und Geſicht. Sie trug die Aehnlichkeit ihrer ſtolzen Mutter in einem durchweg gemilderten Maßſtabe an ſich, und was dort herbe, ſeltſam und ungewöhnlich erſchien, hatte ſich hier in das Leiſe und Stille zurückgeſchmolzen. Sie ſchien noch kindlich froh und aufgeweckt, und bewegte ſich in muntern Tanzſprüngen, die kein deutſches Blut verriethen, um ihre Mutter, welche, in Gedanken verſunken, ſie in Allem gewähren ließ. Eine Dienerin, die zu beiden gehörte, war beſchäftigt, ein Frühſtück auf dem Verdeck zu beſorgen.

Indem die Dame ſich niederſetzte, um das Frühſtück einzunehmen, näherte ſich ihr ein junger hochgewachſener Mann, der ſich ſchon ſeit einiger Zeit in der Ferne gehalten. Er trat vor ſie hin,

nachdem er mit einer vornehmen Nachläſſigkeit den Hut nur eben gelüftet, und redete ſie folgendermaßen an:

Ich habe die Ehre, die Gräfin Hippolyta von P. zu begrüßen? Ein Zeitungsblatt in Koblenz brachte mir zufällig Ihre Anzeige in die Hand, wonach Sie für die Comteſſe, Ihre Tochter, einen Lehrer wünſchten, der ſie in der deutſchen Sprache vervollkommnete, und zwar als Reiſebegleiter, denn lehrend und reiſend zugleich ſollte er ein ſo angenehmes Geſchäft verſehen. Ich bin geneigt, Madame, mich Ihnen dazu zu empfehlen. Ich kenne die Welt ebenſo gut, wie die Sprachen, die auf ihr geſprochen werden, und würde den Lehrer und Reiſemarſchall in einer Perſon excellent zu vereinigen wiſſen. Zwar muß ich bevorworten, daß ich ſonſt nicht Conditionen dieſer Art anzunehmen gewohnt bin, und es nur in dem Falle thue, wo mich die Perſonen auf das Höchſte intereſſiren! Ich weiß nicht, ob die Frau Gräfin dieſen Fall genehmigen werden, aber mich würde es glücklich machen. Ich durchſtreife ſeit mehreren Jahren unruhig die Länder und Städte, und ſehne mich nach einer Wirkſamkeit, in der ich nützlich und

glücklich zugleich werden kann! Ich wußte, Madame, daß Sie mit dem heutigen Dampfſchiff nach Mainz fahren würden, denn ich hatte das Glück, in Koblenz mit Ihnen denſelben Gaſthof zu bewohnen, aber ich nahm mir vor, Ihnen meine Anerbietungen ganz en passant zu machen, wenn wir zuſammen über die ſchöne Rheinwelle dahinſchwämmen! —

Dieſe ſeltſame Anrede machte die ſtolze Gräfin Hippolyta einen Augenblick betroffen. In dem Weſen des jungen Mannes ſprach ſich ein ſolches Gemiſch von läſtiger Zudringlichkeit, Offenheit und einer mehr als gewöhnlichen Ueberlegenheit des Benehmens aus, daß es zweifelhaft war, was man von ihm zu halten hatte. Sein elegantes und ſorgfältiges Aeußere bezeichnete den Faſhionable auf der höchſten Stufe, und ſein Anſtand vereinigte, wie ſich ſelbſt unbewußt, eine faſt imponirende Sicherheit der Haltung mit einer ſich ſorglos gehen laſſenden Leichtfertigkeit. Sein ſchwarzes krauſes Haar, und das Dunkel ſeines originell geſchnittenen Geſichts, das man ſchön finden konnte, gaben ihm das Anſehen eines Südländers. Er hatte eine ſtarktönende Stimme, die mit einer muſikaliſchen Gewandtheit alle Laute

der Empfindung nach Willkür zu beherrschen schien, und bald verbindlich schmeichelte, bald durch ihre unumwundene Dreistigkeit verletzte, bald in einen leisen Hohn hinüberspielte.

Wer sind Sie? fragte endlich die Gräfin in einem verächtlichen Ton, indem sie ihr großes durchbohrendes Auge prüfend auf ihm ruhen ließ, es aber plötzlich niederschlug, als sie dem seinigen begegnete, das sie mit derselben flammenden und sieggewohnten Stärke anblitzte.

Ich heiße Cimaletti! antwortete der junge Mann kurz.

Jetzt mischte sich unerwartet die junge Comtesse mit ihrer hellen, frischen Stimme ins Gespräch. Ach, Mama, sagte sie mit einem besondern Eifer, Du wirst Dir doch nicht wieder einfallen lassen, mir einen Sprachmeister zu geben. Ich hatte Dir ja schon gestern die Sache rein ausgeredet. Das Deutsche verstehe ich vortrefflich zu reden und zu lesen, und an der ästhetischen Ausbildung, die Du haben willst, liegt mir gar nichts, ich muß es Dir aufrichtig gestehn. — Und willst Du mir dennoch einen Lehrer geben, lieber einen polnischen Bär, als diesen

widerwärtigen, zudringlichen Menſchen! flüſterte ſie der Mutter leiſe und faſt ängſtlich ins Ohr.

Sei ſtill, Ada! gebot die Gräfin. Du wirſt nicht gefragt.

Dann ſagte ſie mit einer wegwerfenden Kälte, ohne ihn anzuſehn, zu Cimaletti: Ich werde Ihre Anerbietungen nicht annehmen können, mein Herr, weil ich über die Stelle ſchon anderweitig verfügt habe.

Sie nahm eine Taſſe Chokolade und ſchlürfte ſie gleichgültig, während Ada ſich freute, und der Mutter die ſchöne marmorglatte Stirn küßte.

Cimaletti ſtand lächelnd da, und betrachtete, ohne abgeſchreckt zu ſcheinen, die zürnende Gräfin. Dann ließ er ſich nachläſſig auf einen jener Kreuzſeſſel nieder, wie man ſie auf dieſen Dampfſchiffen hat, und verharrte einen Augenblick, wie es ſchien, in einem erwartungsvollen und ehrerbietigen Schweigen.

Für Ihre Abſicht, uns Geſellſchaft zu leiſten, müſſen wir Ein für allemal Ihre dankbaren Schuldner bleiben! ſagte bald darauf die Gräfin, indem ſie ihm unwillig den Rücken zukehrte.

Madame, ſagte Cimaletti, mit einer leichten

Wendung auffpringend, es wird ſogleich einen ſtarken Regen geben. Wenn dieſer ſpitzige Felſenkamm dort den tiefhängenden Wolken in das ſchwarze Haar fährt, möchten feuchte Perlen herunterfallen, welche die elegante Welt nicht gern auf ihren Coiffüren einſammeln wird! Ich werde befehlen, daß man Ihnen die erſte Kajüte aufſchließt, denn wenn ich nicht irre, ſo haben Sie dieſelbe für ſich gemiethet.

Damit entfernte er ſich raſch, und ſtieg die Treppe hinunter, welche in das Innere des Schiffes führte. Auf den erſten Stufen begegnete ihm ein junger Mann, der ihm auf die Schulter klopfte und ihn mit einer etwas ſchneidenden Betonung bei Namen anrief. Cimaletti wurde einen Augenblick verlegen, als er des Fremden anſichtig wurde, kehrte aber ſchnell wieder zu der entſchiedenen und etwas brüsquen Haltung zurück, die ſeinem Weſen natürlich ſchien.

Iſt es möglich, Falk? rief er aus, indem er den Andern ſtürmiſch umarmte, und mit ſich auf das Verdeck zurückführte, um ihn noch einmal zu küſſen und an ſeine Bruſt zu drücken. Und der Vater Rhein muß uns ſo unverhofft auf einer und derſelben Diehle wieder vereinigen!

Auch mir iſt daran gelegen, Cimaletti, Deiner habhaft zu werden! ſagte der junge Mann mit einem ernſten und nachdrücklichen Weſen, indem er ſich der Umarmung entzog. Er war eine einfache, ſchlichte Erſcheinung, die mehr den Gelehrten, als den Weltmann verrieth, aber wenn man ihn näher betrachtete, lag in ſeinem blaſſen und trauernden Geſicht etwas außerordentlich Anziehendes und Charaktervolles. Sein ſpähendes Auge heftete ſich durchdringend an die Züge des Andern feſt.

Wo kommſt Du nur her, theuerſter Freund? fragte Cimaletti, deſſen Benehmen plötzlich die größte Geſchmeidigkeit ausdrückte. Gewiß aus Bonn, von der Verſammlung der Naturforſcher, denn Du ſchwörſt ja auch zu ihrer Fahne, und ich wette, Du haſt wieder eine ebenſo zarte, gelehrte als tiefſinnige Abhandlung über die Schmetterlingskunde vorgeleſen. Aber vor allen Dingen, Falk, was macht denn daheim, im lieben Schweizerlande, Dein ſchönſter Schmetterling, die eigentliche Pſyche Deines Lebens, die mit Sylphenflügeln über die Erde ſchwebt und ſie kaum berührt, die herrliche ätheriſche Gabriele?

Das edle bleiche Geſicht Falks erblaßte noch mehr bei dieſer Frage. Sie iſt todt erwiederte

er, indem er ſich mit der Hand leiſe über die Augen fuhr. Ein Nervenfieber hat mir die einzige Geſtalt, die auf der ganzen Welt einen Werth für mich hatte, entriſſen, meine einzige Wirklichkeit in dieſem Leben, in dem Alles zur Phraſe geworden, zerſtört! Zwei Monate lang ſtehen ſchon die Blumen, welche die Freunde auf ihrem Hügel gepflanzt haben!

Deine Braut iſt todt? Freund, Freund, welch' ein unbegreifliches Schickſal! rief Cimaletti aus, und ſeine hohe Geſtalt ſchwankte zurück, wie von einem wirklichen Schmerz getroffen. Dies liebe Mädchen, bei deſſen unſterblicher Schönheit man an keinen Tod denken konnte, hat die unerbittliche Sichel ſie dennoch niedermähen dürfen? O, das menſchliche Glück, gleicht es nicht immer einer Braut im Sarge, es ſtirbt an ſeinem Hochzeitstage, und wird begraben, wenn ſeine ſchönſte Stunde gekommen! Armer, guter Falk, das hatte ich nicht von Dir zu hören erwartet! Ich hielt Dich für eine jener begünſtigten Naturen, auf die der Himmel recht abſichtlich ſeinen milden Thau herniederträuft, um ſie Tag für Tag zu erquicken, und nun finde ich Dich, wie mein eignes dem Schickſal verfallenes Haupt, dem

Unglück geweiht. Ich dachte, mein Falk ſitzt in Zürich, zu den Füßen ſeiner himmliſch lächelnden Gabriele, und unter den Palmen der Wiſſenſchaft und den Myrthen der Liebe iſt ſein edles Daſein geborgen, während ich wie ein Nachtwandler auf den Dächern umherklettern muß, und nach Sternen greife, von denen ich nur träume. Ach, und dieſe Gabriele, dies köſtliche, kryſtallklare, ätherblaue Leben, iſt es denn möglich, daß es hat ſterben können! Ich ſehe ſie vor mir: ihre zarte Geſtalt, die im weißen Kleide ſo rührend war, entwickelt ſich hell vor meinen Augen, ihr Geſang, ihre Worte, ihre ſinnigen Bemerkungen kommen in der Erinnerung auf mich zu, ach, Falk, was haſt Du verloren!

Still, ſtill! entgegnete dieſer, indem er ihm mit faſt ängſtlicher Haſt den Finger auf die Lippe legte. Sprich mir nicht von ihr. Wenn ich Dich von ihr reden höre, iſt es mir, als griffe eine feindliche Hand ſtörend in die Bilder und Gedanken ein, in denen ich mit ihr weiterlebe. Ich bin nicht ſo verlaſſen, als Du denkſt, Gabriele iſt mir nicht verloren, ich beſitze ſie noch in meinen Gedanken, und gehe in der Tiefe meiner Seele mit der Unvergänglichen um. — Mit Dir aber habe ich etwas Anderes zu

ſprechen, Cimaletti! Einige beſondere Umſtände, die Dein plötzliches Verſchwinden aus Zürich begleiteten, werden Dir ſelbſt bedeutend genug erſcheinen, um mir die Rechenſchaft darüber jetzt nicht vorzuenthalten!

Alles, was Du nur irgend von mir wünſcheſt, ſoll Dir werden, mein trefflicher Falk! antwortete Cimaletti, indem er zerſtreut auf einen andern Theil des Schiffes hinblickte und ſeine Gedanken plötzlich auf einen dort befindlichen Gegenſtand ſich abzulenken ſchienen. — Nur in dieſem Augenblick laß mich der Fährte eines neuen Abenteuers nachgehen, das, wie Du weißt, der einzige Docht iſt, der die unſtäte Flamme meines Lebens noch friſtet. Siehſt Du dort jene ruſſiſche Gräfin, die mit ihrer kindiſch lebhaften Tochter und der feierlich ehrerbietigen Dienerin eine ſo intereſſante Gruppe bildet? Es iſt die Gräfin Hippolyta von P., deren Mann einer hochverrätheriſchen Aeußerung wegen nach Sibirien verwieſen wurde, und ſich dort erſchoſſen hat. Sie reiſt ſeit einem halben Jahre in Deutſchland, und iſt im Begriff, auf ihre Güter nach Kurland zurückzukehren.

Wie genau Du von den Verhältniſſen unſerer Paſſagiere unterrichtet biſt! ſagte Falk mit einem

etwas ſcharfen Accent, bitter lächelnd. Führſt Du etwa geheime Liſten?

Ich habe, fuhr Cimaletti, ohne auf Falk zu hören, fort, nie ein herrlicheres, majeſtätiſcheres Weib geſehen, als dieſe ruſſiſche Gräfin! Dieſe reizende Miſchung von ſlaviſchen und franzöſiſchen Elementen, von natürlicher Wildheit und raffinirter Civiliſation, verleiht ihr in meinen Augen einen faſt unwiderſtehlichen Zauber, und ich kann meine Phantaſie nicht mehr von dieſer fremdartigen, erhabenen Schönheit abbringen, die mich anzieht, wie ein ſeltenes Geheimniß! Ich war ſo toll, ihr vorhin meine Dienſte als Sprachlehrer ihrer Tochter anzubieten, und ſie hat mich mit einer allerliebſten Schnödigkeit abgewieſen. Was meinſt Du, Falk? Hätteſt Du wohl Luſt, eine Wette mit mir einzugehen, daß ich in drei Tagen der rechtmäßig angetraute Ehegemahl dieſer ſchönen und reichen Gräfin ſein werde? Ich wette um hundert Stück Friedrichsd'or mit Dir!

Du kannſt Dir denken, daß ich zu ſolchen Partieen wenig mehr aufgelegt bin! entgegnete Falk kurz. Ich traue Deiner beſtändig experimentirenden Natur Jedes zu, denn was ließe ſich nicht mit Deiner gränzenloſen Keckheit, die die Dinge nur

wie Schachbrettfiguren handhabt, Alles erreichen! Aber erlaube mir, kein Intereſſe mehr dafür zu haben. Es giebt für mich nichts Angelegentlicheres mit Dir zu verhandeln, als die eine Frage, die ich jetzt im Namen Gottes und der Ehre an Dich richte: Wo iſt Olivier? Was iſt aus Olivier geworden? Was haſt Du aus Olivier gemacht, Cimaletti? —

In dieſem Augenblick hielt das Dampfſchiff ſtill, um vor dem auf dem linken Rheinufer herrlich gelegenen St. Goar ſeine Unterwegsſtation zu machen. Die Gräfin Hippolyta, mit ihrer Tochter und ihrer Leibeigenen, ſchienen die einzigen unter den Paſſagieren zu ſein, welche hier ausſchieden, um dieſen Theil der Rheinufer, der zu den ſchönſten und pittoreskeſten gehört, durch einen Aufenthalt in dem romantiſchen St. Goar kennen zu lernen. Kaum hatte Cimaletti bemerkt, daß die Gräfin die Barke beſtiegen, als er mit der größten Geſchwindigkeit ſeine Sachen ebendahin beordern ließ, und ſich anſchickte, mit einer flüchtigen Entſchuldigung von Falk Abſchied zu nehmen, den er in Mainz wiederzufinden verſprach.

Ich werde nicht von Dir weichen, ſagte Falk, ſondern mit Dir nach St. Goar hinüberfahren. —

Beide ſtiegen in den Nachen, und langten an dem gegenüberliegenden Rheinufer an, ohne daß Cimaletti, welcher der Gräfin gegenüberſaß, auch nur eines Blickes von ihr gewürdigt worden wäre. —

St. Gear iſt hell und freundlich, und hat außerdem noch einen rührigen und gewerblichen Charakter durch die Regſamkeit ſeiner Bewohner. Cimaletti ſchlug eine Wanderung durch die Gegend vor, an der aber Falk keinen Theil nehmen wollte, worauf ſich beide Freunde, die ſich jetzt in einer ſo großen Spannung gegenüberbefanden, vor der Thür des Gaſthofes trennten. Falk ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, um die Papiere durchzuſehn, welche ihm Cimaletti übergeben hatte, und worin er Auskunft finden ſollte über jene Fragen, die er mit ſolcher Ungeduld an den Andern zu richten gehabt. In demſelben Gaſthof war auch die Gräfin mit ihrer Tochter abgeſtiegen, aber ſie ließen vergeblich auf ihr Wiedererſcheinen harren, nachdem ſie ſich in ihren Zimmern eingerichtet.

Es war ſpät am Abend, als Cimaletti von ſeinen einſamen Streifereien wieder zurückkehrte, und den hohen Felſen hinunterſtieg, der in wilder Erha-

benheit über der Stadt hängt und das maleriſche Rheinfels auf ſeinem Nacken trägt. Der Abend, der am Rhein immer einen eigenen Zauber hat, ſtreute das wunderbarſte Colorit über die Landſchaft, das Licht ging von dem glänzenden Faden des Stromes unten und von dem darüber ausgebreiteten Himmel aus, während die grotesken Felſenparthieen den Schatten zu dem Gemälde hergaben. Von Zeit zu Zeit hörte man mitten durch dieſe religiöſe Stille nur die Strudel der St. Goarbank, die, keineswegs gefahrlos für den Schiffer, gegen die Klippen ſchlagen und mit Heftigkeit Steine an den Strand zurückwerfen. — Man nennt mich einen verlorenen Menſchen, ſagte Cimaletti nachſinnend zu ſich ſelbſt, indem er mit verſchränkten Armen dies Schauſpiel der nächtlichen Gegend betrachtete; und doch, wer fühlt ein ſo großes Herz in ſich für die Natur und ihre Hoheit, als ich, wenn ich Nächte lang umherwandere und der aufgehende Morgen mich vor der Sonne knieend findet! Jeder Menſch hat ſeine beſondern Tugenden, um deren willen ihm ſeine Sünden vergeben werden müſſen! Ich büße die meinigen ab, wenn ich meine Thränen mit dem Nachtthau miſche, und den ſtarken Athem der Pflanzen in mich ſaugend, erhebe ich mich, von

Naturkraft ſtrotzend, immer von Neuem zu einem kecken Ergreifen aller menſchlichen Dinge! Der Mond geht milde über meinem ſchuldigen Haupt auf, und ich begrüße ihn auch mit glänzenden Augen, und bin fröhlich, immer weiter wandernd! —

Cimaletti wollte ſich noch in ferneren Selbſtbetrachtungen ergehen, als er in ſeiner Nähe einige Töne zu vernehmen glaubte, die einem Weinenden anzugehören ſchienen. Er befand ſich ſchon dicht vor St. Goar, an einer ſchönen Stelle des Rheinufers, die einen breiten Ueberblick über den Fluß gewährte. Schnell dem Geräuſch nachgehend, erblickte er zu ſeinem Erſtaunen die hohe Geſtalt der Gräfin Hippolyta, die, ſinnend an ein Geſträuch gelehnt, mehr in ſich ſelbſt, als in die Betrachtung der vor ihr liegenden Rheinlandſchaft, verſunken ſchien. Einige Schritte von ihr ſaß auf dem Raſen die Leibeigene, die den Mantel und das Tuch, deren ſich die Gräfin entledigt, in den Händen hielt, aber dabei eingeſchlafen zu ſein ſchien. Hippolyta ſtand aufrecht in ihrer erhabenen Grazie, der warmen Abendluft die ſchmachtende Bruſt öffnend, und wie man oft bemerkt, daß Einſamkeit und Schönheit der Natur, mit allen den Erinnerungen, die dabei aus dem Innerſten ſteigen, Trauer erwecken, ſo

mochte dies der Grund ſein, welcher die ſanften Thränen über die Wangen der Gräfin fließen machte. Ein milder Schauer des Schmerzes ſchien die edle großartige Geſtalt zu durchbeben.

Cimaletti näherte ſich ihr leiſe, und ließ ſich, noch ehe ſie ihn bemerkt hatte, zu ihren Füßen nieder. Dann küßte er den Saum ihres Kleides, und bat, mit der unterwürfigen Stimme eines Sklaven, um Verzeihung ſeiner Kühnheit.

Hippolyta blickte ruhig auf ihn nieder, ohne durch ſeine Gegenwart erſchreckt zu werden. Was wollen Sie? ſagte ſie mit kalter Faſſung, während in ihren Augen noch eine glühende Thräne ſchimmerte. Haben Sie mir etwas zu ſagen, ſo wäre es beſſer, eine ſchicklichere Gelegenheit abzuwarten!

Sie weinen! ſagte Cimaletti in einem begeiſterten Tone, in ſeiner Stellung verharrend. Ich will nichts, als daß Sie mich hier zu Ihren Füßen dulden, während Sie weinen, und daß ich meine Andacht unter Ihren Thränen verrichten darf, denn an ſolcher Stätte iſt es heilig, wie in einer Kapelle!

Stehen Sie auf! erwiederte die Gräfin. Ich begreife Ihre Sympathieen nicht, aber ich könnte ſie läſtig finden!

Mögen Sie es, hohe Frau! entgegnete Cima-

letti ſtolz, indem er vor ſie hintrat. Ich begehre ja Nichts von Ihnen, nicht einmal Ihre Theilnahme! Aber wie wollen Sie mich hindern, daß mein Herz gewaltig vor Ihnen aufgeht, wenn ich Sie weinen ſehe, und daß ich, wie man den Edelſtein nach dem Waſſer ſchätzt, das er enthält, Sie um dieſer koſtbaren Tropfen willen, die Sie vergießen, unendlich verehre, und Ihr göttliches Bild nun nie wieder aus meinen Gedanken bringe!

Das iſt originell, in der That! ſagte die Gräfin, indem ein wenig Lächeln um ihren ſchönen Mund zuckte. Dieſe Juweliertaxe in der Abſchätzung der menſchlichen Thränen iſt neu!

Ach, ſagte Cimaletti ſehr ernſt, indem er ſie bei der Hand zu faſſen wagte, wohl dem, der weinen kann, es iſt ein Schauſpiel für Götter! Zwei Dinge fehlen am meiſten unſerer Zeit: das Weinen und das Beten, und beide ſind eigentlich Eines. Das Weinen der Augen iſt nichts als das überquellende Gebet des Herzens. Aber die kalte, vornehme Höhe der heutigen Cultur erſtarrt immer mehr auch dieſe ſüßen Tropfen des menſchlichen Auges zu Eis, und es wird bald aller Bildung zuwiderlaufen, Thränen zu haben! Wie lange habe ich nicht geweint, und nicht gebetet! In dieſer Herzensdürre unſerer Zeit

ſchmachte ich nach Erbauung, und kannſt Du mich ſchelten, erhabene Hippolyta, wenn ich Dir zu Füßen Deine Thränen als Segen auf mein Haupt ſammeln möchte! —

Die Gräfin verlor vor dieſer beiſpielloſen Vertraulichkeit, mit der ſie ſich zum erſten Mal in ihrem Leben von einem Fremden angeredet fand, einen Augenblick ihre ſonſt ſo unerſchütterliche Haltung, und, ohne ein Wort ſich von ihm abwendend, rief ſie mit einer weniger feſten Stimme als ſonſt ihre Dienerin. Aloyſia ſprang vom Raſen auf, ſich den Schlaf aus den Augen reibend, und begriff nicht den Ungeſtüm der Herrin, die ihr den Mantel haſtig aus den Händen riß und ihn ſich ſelbſt umlegte. Dann ſchalt ſie auf die zitternde Leibeigene, daß ſie ihr noch nicht das Tuch zurechtgelegt, welches ſie in Form eines Schleiers über den edeln Kopf fallen ließ.

Cimaletti bat um die Erlaubniß, die Gräfin bis vor das Haus geleiten zu dürfen. Ich befehle Ihnen, zurückzubleiben, und erſt eine Viertelſtunde nach mir das Gaſthaus zu betreten! rief die erzürnte Frau im höchſten Ausbruch ihres Unwillens. Sie ſind zu hart gegen einen Unglücklichen, gnädige Gräfin, aber ich werde Ihnen gehorchen! entgeg-

nete Cimaletti mit einer merkwürdigen Wehmuth in ſeiner Stimme, und verſchwand dann lächelnd in den Gebüſchen. —

Die Gräfin ging mit unruhigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab, und konnte die Aufregung, die ſich ihrer bemächtigt hatte, nicht überwinden. Schläfſt Du ſchon, Ada? rief ſie in das angränzende Kabinet hinein. Es iſt eine beſtändige Unart von Dir, ſo viel zu ſchlafen, und Deine Mutter ohne Geſellſchaft zu laſſen.

Und als Ada ſogleich mit ihrer muntern Stimme ſich meldete, und das Bett bereitwillig wieder zu verlaſſen verſprach, um die ihrer verlangende Mutter zu unterhalten, ſchalt dieſe im Gegentheil: Welche Thorheit, unkluges Kind! Es iſt bald Mitternacht, und Du ſchläfſt noch nicht? Quälen Dich Gedanken? Haſt Du auch ſchon Gedanken? Lege Dich auf's Ohr, und bekümmere Dich nicht um mich!

Dann ließ ſie ſich mit einem tiefen Seufzer auf das Kanapee fallen, und klagte über ihre gränzenloſe Erſchöpfung. Aloyſia entkleidete ſie und brachte ſie zu Bett. —

Die kleine Ada war froh, daß ſie nicht genöthigt worden war, von ihrem Ruhelager noch ein-

mal aufzuſtehn. Sie hüllte ſich nur um ſo behaglicher wieder in die weiche Decke, und legte von Zeit zu Zeit ein lauſchendes Ohr an die Bretterwand, die das benachbarte Gaſtzimmer von dem ihrigen ſchied. Sie hörte dort zuweilen einige Worte flüſtern, die ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, und auf das nachdenkliche Kind einen wunderbaren Eindruck machten. Die Wand war ſo dünn, und im ganzen Hauſe herrſchte ein ſo tiefes Schweigen, daß man jede Bewegung und jeden Athemzug in dem angränzenden Zimmer vernehmen konnte.

Es war Falk, der in dieſem Zimmer ſeine Wohnung genommen. Der trauernde Jüngling lag noch unentkleidet auf ſeinem Lager ausgeſtreckt, und ſchien ſich die nächtliche Zeit mit Phantaſieen, die der nächſten Gegenwart nicht angehörten, hinzutäuſchen. Seine Fenſter ſtanden auf, und ließen den erquickenden Nachtwind, der in ſtarken Zügen über den Rhein herwehte, hereinſtrömen. Die Kirchglocke von St. Goar ſchlug die Mitternachtsſtunde an, und bald hallten von allen benachbarten Rheinſtädtchen herüber und hinüber die feinen, hellen Glocken, die man in der nächtlichen Runde deutlich wiederklingen hörte. Falk zählte die Schläge, und verſank dann wieder in ſeine Träume. Er beſchäf-

tigte ſich mit ſeiner geſtorbenen Geliebten, und unterredete ſich mit ihrem Geiſt, wie er oft zu thun pflegte, indem ihn die Erinnerung an ſie mit geheimnißvoller Lebenskraft hinriß.

Gabriele! rief er aus, biſt Du mir nahe, holdes Kind, und entziehſt Dich nicht dem Liebesſpiel meiner Gedanken, die ihre ewige Heimath in Deinem Weſen haben? Komm, und laß Dich mit Deinen herrlichen Augen, die mir noch immer wie ſonſt leuchten, zu mir nieder, und bleibe ſtehen über meinem Lager, wie der Stern der Gnade! Ja, Du biſt es, ich ſehe Dich, und Alles, was ich an Dir liebte, nimmt wieder Deine Geſtalt an, und Deine mir unverlierbaren Züge! Blicke mich nur freundlich an, ich bin es, dem Du ſo theuer warſt, als Du noch lebteſt, und der Dich jetzt anbetet in religiöſer Treue, geliebtes Bildniß! Nimm noch einmal die Verſicherung aus tiefſter Seele, daß ich Dich ewig lieben werde, denn ich muß ewig an Dich denken! Das biſt Du ganz, ich beſitze Dich von Neuem, und Du gleiteſt lächelnd herab an meine Bruſt, und winkeſt mir Zuverſicht mit den ewig ſchönen Augen! Dein Auge, Dein Auge, es iſt das, was mich nie verläßt und wahrhaftig und gewiß von Dir

übrig geblieben iſt, denn es umſtrahlt mich ſüß-blickend, redend und koſend, und ich ſchaue in ſeine braune Tiefe wie ſonſt, und finde darin Dein ganzes Leben, nach dem ich trachte! Aus Deinem unſterblichen Auge heraus bemächtige ich mich wieder Deiner ganzen Geſtalt, Du theure Seele! Dein Auge beglückt mich mit alten, herr-lichen Liebesgrüßen, und nun fühle ich auch den Hauch Deines Mundes, und der Athemzug Dei-nes ganzen Weſens umſchwebt mich leiſe, ich empfinde und erkenne ihn! Aus dem geiſtigen Duft, in dem Du lebſt, ſchimmert mir Deine Wange heraus, und röthet ſich wieder wie vor Liebe, und ich ergreife Deine kleine Hand und küſſe die zarten Finger! Die Luſt unſeres Lebens beginnt wieder, und Dein Lächeln blitzt noch ſchöner und ſeelenvoller, als ſonſt, dazu! Wie herrlich Du biſt, geliebtes Geſchöpf! Das iſt der Troſt, den ich in der Einſamkeit meines Lebens von Dir behalten, daß Du, ſo oft ich will, Deine geiſtige Nähe mir ſchenkſt, in aller Fülle Deiner Erſcheinung, und daß Dein Bild ſich mir ent-faltet, als verſtände es mich! Bleibe, bleibe, und zieh' nicht ſo ſchnell an mir vorüber, meine Geliebte, mein Weib! Ich küſſe Deine Lippe,

und meine Hand ſpielt in Deiner Haarflechte, und liebkoſt Dir, um Dich feſtzuhalten! Ich habe Dir ſoviel zu ſagen, verweile, verweile, und verdämmere nicht wieder in die dunkeln Umriſſe der Nacht! — —

In dieſem Augenblick klopfte es an die Thür, und Falk richtete ſich von ſeinem Lager auf. Es war Cimaletti, welcher hereintrat. Du unterhältſt Dich ſo laut mit Geiſtern? ſagte er zu dem Andern, der ihn etwas milder als ſonſt begrüßte. Verzeih' es, daß ich durch meine materielle Gegenwart Dich ſtöre!

Ada, die mit immer ſtärkerem Herzklopfen bis dahin gelauſcht hatte, ſchrak zuſammen, als jetzt die Stimme Cimaletti's an ihr Ohr traf, das, ohne es zu wollen, jedes im Zimmer gewechſelte Wort auffangen mußte. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ihr die ganze Erſcheinung dieſes Mannes eine ſo unwillkürliche Abneigung und faſt kindiſche Furcht einflößte. Sie konnte ſich aber nicht enthalten, aufmerkſam das Fernere mitanzuhören.

— Falk gab dem Cimaletti einige Briefe und Papiere zurück, und ſagte, daß er ſich in der unter ihnen obſchwebenden Angelegenheit einſtwei-

len für zufriedengeſtellt erklären wolle. In dieſen Briefen, bemerkte er, muß ich allerdings den Bruder meiner Braut, den unglücklichen Olivier, nach ſeiner Handſchrift und ſeiner ganzen Weiſe wiedererkennen. Sind dieſe aus Toulon an Dich geſchriebenen Briefe richtig, woran ich nicht zweifeln will, ſo befindet ſich der Verlorene jetzt ſchon in den Vereinigten Staaten, und möge es ihm dort gelingen, mit den Mitteln, die er ſich von dem Vermögen ſeiner Schweſter widerrechtlich angeeignet, eine neue Exiſtenz ſich zu ſchaffen. Er ſpricht von Güterseinkäufen, die er in Amerika machen will, und von dem Wunſche, die bedeutenden Summen, die er bei ſeiner Flucht aus Zürich mitgenommen, baldigſt wiederzuerſtatten. Der Arme, er weiß nicht, daß er ſeitdem der einzige Erbe ſeines ganzen Familienvermögens geworden! Wenn ſich aber die Sache ſo verhält, ſo ſehe ich bei alledem noch, daß man Dir Dank ſchuldig iſt, Cimaletti! Ich hatte Dich im Verdacht, daß Du den Flatterhaften verführt, und daß Du es geweſen, der ihn in jene unſeligen Verbindungen und Unternehmungen verwickelt, welche ſchlimmer als die Peſt in unſern vaterländiſchen Gauen niſten! In dieſem Briefe aber dankt

er Dir ſelbſt, daß Du ihn gerettet, und daß Dein ſtarker Arm ihn herausgeriſſen und ihm die neuen Wege zu einer neuen Exiſtenz vorgezeichnet, nachdem er ſich die Verhältniſſe in ſeinem Vaterlande verdorben. Zwar bleibt mir noch Manches unklar, Cimaletti, aber ich ſehe mich genöthigt, es für jetzt fallen zu laſſen!

Wo gäbe es wohl ein außergewöhnliches Ereigniß, das nicht ſeine unklaren und unbegreiflichen Seiten hätte! erwiederte Cimaletti ernſt. Schau' dem hellen Sonnentag ſelbſt lange in die Augen, und Du wirſt darüber erblinden. Olivier aber iſt geborgen. Als ich ihm dazu behülflich war, aus der Schweiz zu entkommen, wußte ich nicht, daß er jene Summen mit ſich führte, die ich nachher, zu meinem größten Zorn, bei ihm entdeckte. Daß ich jedoch niemals Antheil an jenen hochverrätheriſchen Verbindungen gehabt, welche die Schwären auf dem jungfräulichen Antlitz unſerer Zeit ſind, noch daß ich zu jenen Reformatoren gehöre, welche wie mitleidige Hunde die Schwären dieſer Zeit lecken mögen, das, mein guter Falk, hätteſt Du wohl von meinem Charakter vorausſetzen und daher nichts als die reinſte Humanität in meinem Verhältniß zu Olivier annehmen ſol-

len! Aber ich vergebe Dir dieſe Mißkennung meines Weſens. Vielmehr bitte ich Dich, nachdem wir unſere Erklärungen ausgewechſelt, daß Du mein Freund ſeieſt, warm, herzlich, offen und vertraulich, wie damals, wo wir als fleißige Studenten ein Zimmer in Zürich bewohnten! Denn meine Natur iſt auf Sympathie gegründet, und ich mag nicht, daß man mich haßt, ſei dies nun Stolz bei mir, oder ſei es der angeborene menſchliche Drang nach Liebe! —

Der leicht zu einer weichen Stimmung bewogene Falk gab ihm die Hand, und beide Jugendfreunde umarmten ſich nach langer Zeit zum erſten Male wieder. Du mußt meinen Argwohn gegen Dich meinem Herzen nicht anrechnen, ſondern nur meinem Verſtande! ſagte Falk. Mein Verſtand iſt oft gegen Dich geweſen, und ich fürchtete immer, das ganze Meteorbild Deiner Erſcheinung möchte mir einmal in die Luft zerplatzen! Deine mächtige Begabung, Deine großen Talente, die man Dir nie abläugnen wird, ſind doch nur ein kniſternder vulkaniſcher Boden, auf dem Deine Natur ſich leichtſinnig wiegt, und wem kannſt Du zumuthen, bei dieſen heißen Lavaausbrüchen Deines Charakters Hütten zu bauen? Ich kann

Dich lieben, aber Dir nicht trauen, denn Du kannſt es Dir ſelbſt nicht! Du treibſt das Leben als Geſchmacksſache, und kannſt nur die Dinge brauchen und werthachten, die Dir gerade ſchmecken und einen Genuß verſchaffen. Du betrachteſt Alles, was iſt und geſchieht, nur aus dem Geſichtspunkt der Gourmandiſe, und ich will nicht läugnen, daß es eine geniale Gutſchmeckerei iſt, mit der Du den Inhalt des Daſeins durchkoſteſt. Die allgemeinen Standpunkte gelten Dir nichts, gefährlicher Gourmand! Du willſt keine Arbeit und keine Aufopferung, Du willſt nur immer Schmäuſe haben, und verpraſſeſt ſelbſt Deine eigenen Talente, ſtatt ſie zu bilden. Mir iſt noch kein Menſch vorgekommen, der das Leben zu gleicher Zeit ſo genießen und wie leere Auſterſchaalen verächtlich wegwerfen könnte, wie Du! Was ſoll aber aus Dir werden, wenn Du Dir einmal den Magen völlig verdorben haben wirſt? Was wirſt Du dem Degout des Lebens entgegenzuſetzen haben, wann der Gout Dich verlaſſen hat? Wirſt Du dann nicht zu ſtolz ſein, mit Deiner Lebensanſicht zum Bettler und Hungerleider, ich meine in geiſtiger Hinſicht, zu werden, und wie der vierzigjährige A B C Schütz noch einmal die

Fibel unter den Arm zu nehmen und beim Leben in die Schule zu gehn? Raffe Dich mit Deiner reichen Natur auf, Cimaletti! Wende Dich zu etwas Beſtimmtem, ſei es auch noch ſo klein und abgegränzt, und umzirkele Deine umherſchweifende Kraft mit redlicher Tagesarbeit! Sei einmal eine Zeitlang nur Taglöhner, und Du wirſt bald im wahren Sinne König Deiner großen Anlagen ſein! Wähle Dir vor allen Dingen einen feſten Wohnſitz, ſiedele Dich an in einer Hütte, und treibe etwas, was Deinen vielen und verſchiedenartigen Fähigkeiten gemäß iſt! Nur löſe Dich nicht länger auf in dieſer zweckloſen Schlemmerei Deiner Exiſtenz, in der Du allmälig in Fäulniß übergehen wirſt mit Deinen edelſten Theilen! Du ſiehſt, ich bin wahrhaft Dein Freund!

Cimaletti lachte laut. Dann begann er ſich zu entkleiden, denn beide Freunde hatten, aus Mangel an Zimmern in dem kleinen Gaſthof, ein und daſſelbe im gemeinſamen Beſitz. Du haſt es gut mit mir vor! ſagte er endlich nach einer Weile, indem er ſich behaglich im Bett ausſtreckte. Aber habe meinetwegen keine Sorgen, herzlieber Falk! Ich habe einen ſtarken Magen, dem Gout und Degout des Lebens nicht ſo leicht etwas thun

werden, und im Nothfall muß man ſich auch mit einem verdorbenen Magen durchzubringen wiſſen. Ich glaube, die geſammte Menſchheit leidet heutzutage daran, und die Geſchichte quält ſich ab mit Vomitiven, ihr zu helfen. Im Ganzen aber haſt Du eine richtige Schilderung von mir entworfen, alter Freund! Mir geht es wirklich ſo. Geiſt und Gaumen haben ſich bei mir identificirt, um das Leben in allen ſeinen Säften auszupreſſen, ſoweit mir dies ohne beſondere Anſtrengung und Arbeit glücken mag! Mich reizt nur die Blüthenſtätte der Gegenwart, ich bin eine durchaus materielle Natur, aber wer ſagt Dir, ob ich nicht doch meine eigenthümliche Thätigkeit habe, mit der ich die Intereſſen der Gegenwart auf meine Weiſe zu fördern ſuche? Du gehſt allerdings ſicherer mit Deinem Princip der Arbeit, worauf Du Dein Leben wie auf einem heimathlichen Boden begründet haſt, aber dafür kennſt Du die göttliche Faulheit nicht, und was für Vortheile und Ueberlegenheit in der Weltanſchauung ſich aus ihr ergeben, wenn man ſie zu ſeinem Princip erhoben hat! Damit Du aber ſiehſt, wie unklar Alles in der Welt zuſammenhängt, ſo will ich Dir nur folgenden Widerſpruch

zu bedenken geben. Du mußt arbeiten und ein Tagewerk haben, um befriedigt zu ſein, und doch befriedigt Dich die Gegenwart nimmer, denn Du biſt eine tranſcendente Natur und beſitzeſt zugleich die merkwürdige Fähigkeit, mit Deiner Sehnſucht und Anſchauung in einer jenſeitigen geiſtigen Region zu leben, in der Du ein unſichtbares Bild umfängſt, das Dir alle Entzückungen der wirklichen Nähe gewährt. Ich dagegen, der ich nur in haſtigen Zügen den Meeresſchaum vom Leben abſchöpfe, bin in die materielle Gegenwart völlig eingekeilt, und habe, obwohl gefeſſelt an das Sichtbare und reell Genießbare, doch meiſtentheils einen großen Ekel vor dem, was mit der Miene der Arbeit Anſpruch an mich macht. Und doch bin ich kein Paradiesvogel, der blos vom Aether lebt. Im Gegentheil, ich bin ein phosphoresciрender Erdſtoff, welcher dem Winde gehorcht, der ihn von einem Welttheil zum andern jagt. Aber ſo wie Du, Freund, ein wirkliches Verhältniß zu einem unſichtbaren und abgeſchiedenen Gegenſtande der Liebe zu unterhalten, — verzeih', daß ich vorhin den Monolog Deiner geheimen Gedanken belauſchte! — das würde mir völlig unmöglich ſein!

Laß mir das! erwiederte Falk. Dieſe Träume haben nur in meiner Seele Wirklichkeit, ſie gehören nicht für einen Andern.

Nur eine Frage erlaube mir noch, bemerkte Cimalettl, indem er ſich erwartungsvoll aufrichtete. Glaubſt Du durch dies Verhältniß zu Deiner geſtorbenen Geliebten, von dem Du als einem geiſtig realen überzeugt biſt, die Unſterblichkeit der Menſchenſeele beweiſen zu können?

Ich bin deſſen gewiß! rief Falk mit glänzenden Augen. Was mich als ein Wirkliches zu beglücken vermag, muß auch real exiſtiren. Wenn ſich die Geſtalt Gabrielens mir vergegenwärtigt, wenn ich aus ihren Augenſternen, die immer leuchtend vor meiner Seele ſtehn, ihr ganzes Lichtbild mir zuſammenſetze, ſo beſitze ich ſie, nicht nur in mir, ſondern ich fühle ihr eigenes Leben mir in ſüßer Wahrheit gegenüber, die ſelbſtändige Gewalt ihrer Erſcheinung bemächtigt ſich meiner!

Und kannſt Du, fragte der Andere, zu jeder Zeit, wann Du willſt, Dir dies Gedankenbild heranrufen, mit ihm umgehn und es beſitzen? Gehorcht es Dir, oder gehorchſt Du ihm?

Es geht, ſagte Falk, wie mit den Stunden der Liebe und Andacht ſelber, ſie müſſen von ſelbſt

kommen, man weiß nicht wie und wann, und die Seele umfängt ſich mit ihrem Gegenſtande im Fluge, wie der Schmetterling mit der Blume. Wann mir der Geiſt ſo rein, andächtig und heiter iſt, um ſie zu rufen, habe ich auch die Kraft, mich ihres Bildes zu bemeiſtern, und es macht mich dann, mir entgegenkommend, aller ſeiner Schönheit und ſeines ganzen koſtbaren Weſens theilhaftig. Wenn es nur ein Schatten meiner Vorſtellung wäre, mit dem ich ſpräche, und keine geiſtige Thatſache, deren ich gewiß bin, ſo könnte keine Gegenſeitigkeit des Verhältniſſes ſtattfinden. Nun wirſt Du mich einen Schwärmer nennen, Cimaletti!

Wenn ich Dich von Haus aus dafür hielte, ſagte dieſer, würde ich mir gar nicht die Mühe genommen haben, Deine tranſcendente Liebe, wie ſie in ein Jenſeits hineinreicht, mir zu conſtruiren. Ich glaube aber, daß der Menſch nur darum ſo fein organiſirt und mit ſo ſcharfdeſtillirtem Nervengeiſt begabt iſt, um ſich auf die ſinnigſte und ſchönſte Weiſe täuſchen zu können. Mir iſt nur Deine Viſion intereſſant, weil ſie Dich zu der Meinung bringen könnte, auf eine neue Art einen wahrhaft *factiſchen* Beweis für die Unſterb-

lichkeit gefunden zu haben! Was mich betrifft, ich verwende mein Talent zur Illuſion lediglich auf das Dieſſeits, und ſei verſichert, Du wirſt auch früher oder ſpäter wieder dahin zurückkehren! Gute Nacht, Falk!

Bei dieſen Worten hatte ſich Cimaletti gleichgültig auf ſein Lager zurückgebogen, und wie er in allen Dingen die größte Macht über ſich beſaß, zu thun was er wollte, ſo war er auch ſchon in demſelben Augenblick feſt entſchlummert. Falk ſuchte ebenfalls ſein Bett. — —

— Am andern Morgen mit dem Früheſten erwachte Ada, ſprang in ihrer lebhaften Weiſe ſingend aus dem Bett, und hüpfte, noch ehe ſie ſich angekleidet, nach dem Fenſter, zu dem die Morgenſonne golden hereinblitzte. Das Mädchen begrüßte mit ihren hellen Augen den funkelnden Rhein, klatſchte vor Freuden in die Hände, und glich ſelbſt an Friſche und Klarheit dem blauen Morgenhimmel, der draußen über der Gegend lag. Dann aber wurde Ada plötzlich ernſthafter, ſie ſchien ſich auf etwas zu beſinnen, und das kleine, in einem feinen Schnitt viel Keckheit ausdrückende Geſicht überflog ein Schatten von Nachdenken.

Was hat mir denn geträumt? ſagte ſie zu ſich ſelbſt, indem ſie den kleinen Finger an die Naſe legte. Ich muß einmal lange denken, es muß etwas Wichtiges geweſen ſein.

Jetzt erinnerte ſie ſich deutlich des Nachtgeſpräches, das ſie, auf ihrem Bette liegend, mitangehört und über dem ſie zuletzt eingeſchlummert war. Was ſie davon verſtanden und behalten, brachte ſie immer mehr in Gedanken, ſinnend kleidete ſie ſich an, warf einen leichten Shawl über die Schultern, und drückte im Vorbeigehen einen kindlichen Kuß auf die Wangen ihrer noch ſchlafenden Mutter. Dann begab ſie ſich mit langſameren Schritten, als ihr ſonſt natürlich war, die Treppe hinunter, um den kleinen Hausgarten zu durchſtreifen.

— Was dem Mädchen im Sinne lag, was ihr ſogar das Herz ſchwer machte, wußte ſie ſelbſt ſich nicht anzugeben. Draußen, unter den duftigen Geſträuchen und thauigen Gräſern, kam ihr Alles wie verändert vor und ſie ſelbſt dünkte ſich verändert, es war ihr, als ſähe ſie den Himmel, den Frühling, die Sonne und Alles, was ſie umgab, mit ganz andern Augen an als ſonſt. Bald ließ es ſie nicht mehr hinter den Hecken des

engen Gärtchens, die eigenthümliche Unruhe ihrer Natur erwachte, sie schweifte ins Freie hinaus, und sprang dann über Berg und Thal, und kletterte, bald den Kopf gedankenvoll hängend, bald mit blitzenden Augen die Ferne durchspähend, über die schwierigsten Felsenabhänge der Umgegend, wie eine Gemse. Die Gedanken, die mit ihr gingen und sie verfolgten, drehten sich alle wie in einem magischen Zauberkreise um den Monolog Falks, mit dem sie ihn die Geliebte anrufen gehört. Seine Klagen und seine Zärtlichkeit hatten ihr wunderbar das Herz getroffen. Sie hatte bisher nicht geglaubt, daß es dergleichen in der Welt gebe, und dachte nun darüber nach, wie über den Zusammenhang einer Geschichte, bei der sie sich, sie begriff selbst nicht warum, mit ihrem eigensten Wesen betheiligt fühlte.

Ada hatte, ungeachtet ihrer funfzehn Jahre, bis jetzt noch von keiner Sehnsucht nach Liebe etwas in ihrem eigenthümlich geschaffenen Herzen erfahren. Bei aller Lebhaftigkeit ihres Naturells war sie doch bis jetzt kalt geblieben und unangeglüht von jener sonnigen Wärme, die andere weibliche Naturen früher zeitigt und einen heißen träumerischen Frühling in ihnen macht. Ada hatte fast noch nicht ge-

träumt, in dem kleinen Mädchenkopfe ſah es kryſtallhell aus, und eine ſcharfe Beobachtungsgabe, mit der ſie in das Leben hineinlugte und Alles, was ſie umgab, verglich und bedachte, hatte mehr die Herrſchaft des Verſtandes als des Herzens in ihr ausgebildet. Aber es war kein eiſiger Verſtand, der ſchon die junge Seele in ihren Gefühlen gelähmt hätte, ſondern nur eine überwiegende und äußerſt durchdringende Kraft des Urtheils, das immer in ihr mächtig und beſchäftigt war, und mit klugen Blicken danach ſtrebte, ſich im Leben zu orientiren. Dem mehr zum Romanesken und Phantaſtiſchen geneigten Charakter ihrer Mutter ſtand ſie als ein vollkommener Gegenſatz gegenüber, und obwohl ſie mit aller kindlichen Liebe an ihr hing, ſo überſah und durchblickte ſie doch Vieles in dem Weſen derſelben, wobei ſie ſich ſelbſt im Vortheil fühlte, ſchon aus dem Grunde, weil ſie kalt und ſcharfſehend blieb, wo ihre leicht begeiſterte Mutter ſchwärmte. Aber Ada's Seele war nicht klang- und bewegungslos, und obwohl ſie mehr Licht als Wärme hatte, ſo tönte ſie doch zuweilen von dieſem Lichte, und erzitterte in dem poetiſchen Drange, die Dinge der Welt genau kennen zu lernen. Der Verſtand, mit dem ſie ſich das, was ſie vom Leben ſchon geſehen

zerfetzte, glich einem Bienenſtachel, der ſich an den Blüthen anſetzt, und war zugleich eine raſche und begierige Flügelentfaltung in die Welt hinaus. Die Friſche und Kindlichkeit ihrer Jugend gab der Wißbegierde, die das eigentlich Bewegende ihres Charakters ausmachte, den poetiſchen Reiz, der an den Empfindungen des ſchönen, klugen Mädchens noch nicht aufgegangen war. Sie hatte auch wenig Luſt, in das Reich der Träume und der Dichtung einen Streifzug mit ihrem Herzen zu unternehmen. Und doch war es vielleicht nichts als Dichtung, was das ſinnige Kind von der Wirklichkeit ſich vorſtellte, oder darin zu beobachten von Sehnſucht ſich getrieben fühlte. So geht es vielen Naturen, die in ihrem ſcharfen Jugendmuth einen äußerſt praktiſchen Anlauf nehmen, und zuletzt vielleicht in eine Phantaſie ſich verlieren oder hineinretten. Die kräftige Begabung Ada's, die für ein Mädchen merkwürdig war, ließ aber dies nicht ſo leicht befürchten. Ihr noch unentwickelter, doch ſehr entſchieden angelegter Charakter hatte einen feſten Grund in ſich ſelbſt, und beſaß zugleich in der Art, ſich zu äußern, eine faſt rührende Anmuth. Denn niemand konnte bei aller Selbſtändigkeit und Entſchloſſenheit, zu der ſie ſich hinneigte, offener, vertraulicher und kindlich

hingebender ſein als Ada. Eine gewiſſe Biederkeit war ihrer Seele eigen. Sie war ſo ehrlich, daß ſie faſt Alles herausſagen zu müſſen glaubte, was ſie dachte.

Heut aber war ſie von einer beſondern Bewegung ergriffen, von der ihr luſtiger Sinn ſich ſonſt nichts ahnte. Machte ſie ſonſt weite Spaziergänge, die ſie bei ihrer natürlichen Dreiſtigkeit häufig allein unternahm, ſo haſchte ſie ſich mit Schmetterlingen herum, oder lief mit einem vor ihr fliehenden Haſen um die Wette. Auf dieſem Spaziergange hatte ſie es mit der Liebe zu thun, über die ſie ihre eigenen Betrachtungen anſtellte. Den Eindruck, den keine Dichtung auf ſie gemacht haben würde, hatten die nächtlichen geheimnißvollen Liebesworte Falks, die ſie belauſcht, in ihr hervorgebracht. Sie faßte ein großes Intereſſe für Falk, und hätte ihn gern ſprechen und über Manches fragen mögen, aber ſie erröthete im tiefſten Purpur über dieſen Gedanken.

Jetzt beſann ſie ſich, daß es Zeit ſei, nach Hauſe zurückzukehren, um die Mutter nicht in Ungewißheit über ſich zu laſſen. Die über den Felſen ſtehende Sonne zeigte die bereits vorgerückte Morgenſtunde an. Ada beeilte ihre Schritte und beſchloß, ſich Alles aus dem Sinn zu ſchlagen. Als ſie vor

dem Gasthof anlangte, trat eben Falk aus der Thür, in seinem gedankenvollen Hinstarren sie nicht bemerkend. Sie suchte ihm fast erschrocken auszuweichen und trat ihm eben dadurch erst recht in den Weg, so daß Beide endlich vor einander stehen bleiben und sich ansehen mußten. Falk begrüßte sie freundlich, und richtete einige flüchtige Worte an sie, die aber der kleinen Ada wenig gefielen, denn es kam ihr vor, als sehe er sie noch für ein Kind an, an dem man mit einem herablassenden Scherz vorbeigeht. Sehr ernsthaft machte sie ihm ihre Verbeugung, und entfernte sich verdrießlich in das Haus. —

Wie erſtaunte aber Ada, als ſie in den Garten trat, wo auf einer kleinen Terraſſe ihre Mutter das Frühſtück einnahm. Die Gräfin ſaß in einem romantiſchen Negligée, das ihre prächtigen Formen vortrefflich heraushob, neben Cimaletti, der auf einer niedrigeren Bank faſt zu ihren Füßen Platz genommen, und mit größter Lebhaftigkeit der Stimme und der Action ihr aus einem Buche vorlas. Die Gräfin ſtützte nachſinnend ihren Kopf auf den ſchönen Arm, und ſchien mit einer ſteigenden Theilnahme an die Lectüre gefeſſelt. Ada ſchlich ſich unbemerkt herbei und ließ ſich auf eine Moosbank nieder, die ſeitwärts im Gebüſch verſteckt war.

Es war der Arioſto, aus dem Cimaletti einen der hinreißendſten Geſänge vorlas.

Hippolyta hatte diesmal dem Anerbieten Cimaletti's vergebens widerſtrebt. Er war ihr, mit dem

aufgeſchlagenen Gedicht in der Hand, im Garten begegnet, indem er mit ſeiner außerordentlich ſchönen, klangvollen Stimme für ſich hin daraus declamirte. Ehe es noch die Gräfin abwehren konnte, und auf ihre bloße Bejahung, daß ſie das Italieniſche leſe, ſaß er ſchon zu ihren Füßen, und las ihr mit Begeiſterung eine jener ſchalkhaften Epiſoden, in denen der unſterbliche Meiſter Ludwig ſo unwiderſtehlich iſt. Bald bereute ſie es auch nicht mehr, daß ſie ihren Stolz bezwungen, ihm zuzuhören, denn es war der Mühe werth, das ſeltene Talent Cimaletti's in dem Vortrag dieſer Stanzen zu beachten.

Sein Organ beſaß den Umfang und die Sicherheit eines muſikaliſchen Inſtruments, das er nach Willkür zu allen Tonarten ſtimmen konnte. Die herrliche Sprache mit ihren vollen und langaushaltenden Lauten, deren reinſten Accent er in ſeiner Gewalt hatte, gewann durch ſeine künſtleriſch berechnete Behandlung noch einen eigenthümlichen Reiz. Die Verſe, die Scherze, die tauſend Süßigkeiten und wie in Kryſtallquellen hinſprudelnden göttlichen Launen des Arioſto ſchienen wie in einer Transfiguration durch die Stimme des Vorleſers eine neue Seele zu empfangen. Cimaletti's eigenes Weſen begann ſich zu erhöhen, und immer mehr

der Begeiſterung ſich überlaſſend, erſchien er ſelbſt durch die Schönheit des Dichters wie von einer Glorie überſtrahlt. Sein ganzer Körper war in Bewegung, und entfaltete in den Gebärden, mit denen er ſeine Recitation begleitete, den königlichen Anſtand, der zuweilen ſeiner hochſtrebenden Geſtalt eigen war, und ihm zugleich etwas Räthſelhaftes in ſeiner Erſcheinung verlieh. Seine großen ausdrucksvollen Augen ſchimmerten von einem leuchtenden Feuer, indem er ſie bald auf das Gedicht heftete, bald denen ſeiner Zuhörerin bedeutſam begegnen ließ. So umſtrickte er ſie immer mehr wie durch ein magiſches Netz mit Stimme und Augen, und gründete, wenigſtens für dieſen Moment, eine innige Wechſelbeziehung zwiſchen ihnen; noch ehe ſie ſich deſſen bewußt war: in dem Grade zunehmend, als ihre Seele mit dem Intereſſe der Dichtung verſchmolz.

Bald aber empfand Hippolyta ein ängſtliches Schlagen in ihrer Bruſt. Sie fühlte ſich wie der Vogel von den Zauberblicken der Schlange umwoben, und wußte nicht mehr, wo ſie ausweichen, wohin ſie ſich retten und wie ſie des ſtechenden Giftaroma's, das ſie rings in der Atmoſphäre witterte, ſich erwehren ſolle. Und doch war es faſt ein

krampfhaftes Entzücken, das sie trieb, sich der Gefahr noch länger hinzugeben, und das süße Gift in seiner ganzen Ausströmung einzuathmen. Sie rückte auf ihrem Sessel hin und her, sie wollte ihm befehlen, aufzuhören, seine zauberisch tönende Stimme zu mäßigen, seiner hinreißenden Seelenbewegung Einhalt zu thun, sie wollte fliehen, und blieb doch wie angewurzelt sitzen, indem die durchdringenden Strahlen seiner Augen, die bei dieser und jener Stelle stärker auf sie schossen, sie fast dazu zwangen.

Jetzt legte Cimaletti das Buch fort, denn den nun folgenden Gesang des Arioste, wie viele dieses Dichters, wußte er auswendig. Mit der Freiheit der Recitation wuchs auch die Stärke, Kunst und Innigkeit derselben, und zugleich die persönliche Gewalt, die er sich über seine Zuhörerin anmaßte. Die stolze Hippolyta, die nun zitternd und erbebend an der Angel dieses Zauberers hing, konnte die Uebermacht, die sich ihrer bemeisterte, nicht länger dulden. Sie bat ihn mit etwas erzwungenem Trotz in der Stimme, still zu sein! Dann, als er sich verwundert schweigen ließ, wischte sie sich verstohlen eine Thräne aus den Augen. Sie war sehr bewegt, denn sie hatte für poetische Wirkungen das entzünd-

barſte Gemüth. Halb erleichtert aufathmend, daß ſie ſich befreit fühlte von jener elektriſchen Wechſelbeziehung, wünſchte ſie doch beinahe in ihren geheimen Gedanken, er möchte wieder fortfahren!

Um das Schweigen zu unterbrechen, das ſie immer verlegener machte, richtete ſie eine Frage an ihn: ob er nicht ein Italiener von Geburt ſei? Die Trefflichkeit ſeiner Ausſprache laſſe es ſchließen.

Es war das erſte Mal, daß ſie eine milde und freundliche Anrede ihm gönnte.

Ich bin in Deutſchland geboren, entgegnete Cimaletti, aber von italieniſchen Eltern. Meine Voreltern waren alle Italiener, und haben unter dem heimiſchen Himmel in bedeutenden, zum Theil in der italieniſchen Geſchichte markirten Familienverhältniſſen gelebt. Ich für mein Theil ſuche mehr Ruhm darin, in Deutſchland geboren zu ſein, und, unter deſſen Eichen ſtillfriedlich träumend, den Glanz früherer Verhältniſſe zu vergeſſen.

Er war aufgeſtanden, ſein Weſen hatte plötzlich eine gewiſſe Kälte und Zurückhaltung angenommen, und er ſuchte ſich flüchtig mit einer vornehmen Verbeugung gegen die Gräfin zu entfernen.

Nehmen Sie meinen Dank! ſagte die Gräfin, ihn freundlich entlaſſend, was ſie vielleicht nicht ge-

than, wenn nicht dieſe Kälte, mit der er ſich verabſchiedete, ſie einigermaßen gereizt hätte. —

Nur eine Gunſt noch geſtatten Sie mir, ſchöne, hohe Frau! rief Cimaletti, noch einmal zu ihr zurückkehrend, mit erneutem Feuer des Ausdrucks, indem er ſie mit eben ſo vieler Ehrerbietigkeit als Zärtlichkeit grüßte. Nehmen Sie zum Andenken dieſer herrlichen Stunde, die mich beglückt und in meinen eigenen Augen erhoben hat, dies Exemplar des Arioſto von mir an! An ſich hat es nur den einzigen Werth, daß es des Dichters großer Gönner, der unſterbliche Cardinal Hippolyt von Eſte, der hier ſeinen eigenhändigen Namen eingezeichnet, beſeſſen und einem Ahn meiner Familie zum Geſchenk gemacht hat. Es hat ſich wie ein Talisman der Poeſie bis auf mich vererbt, es iſt inſofern das Koſtbarſte, was ich beſitze, und ich würde glücklich ſein, wenn ich dieſe Reliquie eines Hippolyt in die Hände einer Hippolyta niederlegen dürfte! Schlagen Sie mir, ich flehe Sie an, dieſe Bitte nicht ab, und verzeihen Sie ihr das Seltſame um der Gelegenheit willen, einem Freudloſen und von ſeinem Schickſal Verſtoßenen eine Freude zu machen. Dieſe Gelegenheit bietet ſich ſo ſelten im Leben, und ich

weiß, Ihr Herz iſt ſo gut und mildthätig, wie Ihr Auge klar und ſonnig!

Die Gräfin konnte ſich nicht enthalten, das ihr vorgehaltene Buch aus ſeinen Händen zu empfangen, ſo ſehr auch Alles in ihrem Gefühl ſich dagegenſetzen wollte. Sie ließ das Buch wie betäubt in ihren Schooß ſinken, und als ſie, wie aus einem Traum erwachend, wieder um ſich blickte, war Cimaletti verſchwunden. Sie beſah das Werk, das einen äußerſt koſtbaren Einband hatte und mit prächtigen Verzierungen auf der ſammtnen Schaale belegt war. Von den Blättern, deren ſie einige gedankenvoll umſchlug, wehte ihr ein eigenthümlicher Duft entgegen, der ſie wie das ſtarke Arom eines fremdartigen Gewächſes ſtach. An Geſchenken, die früher das Beſitzthum eines Andern geweſen und mit einer eigenen Bedeutung in unſere Hände übergehn, haftet eine beſondere Magie. Sie ſind das ausgeſprochene Symbol einer Gemeinſchaft, deren Daſein dadurch ein Bekenntniß von ſich ablegt, und wirken um ſo myſteriöſer, je zweifelhafter und ungewiſſer jene Gegenſeitigkeit noch war, die ſie bezeugen ſollen. Hippolyta mochte etwas Aehnliches empfinden, als ſie das prächtige Exemplar des Arioſto auf Einmal mit einer ge-

wiſſen Haſt von ſich ſtieß und widerwillig weit von ſich weg auf den Tiſch warf. Und doch fühlte ſie ſich geheimnißvoll daran gefeſſelt, denn ihr Blick kehrte immer wieder zu demſelben zurück. Endlich ſprang ſie auf, um fortzueilen, und die Gedanken, die ſich wider ihre Neigung ihrer bemeiſterten, gewaltſam zu fliehen. Sie geſtand ſich, daß ſie ihn verabſcheue, dieſen Unberufenen, der ſich mit einem räthſelhaften Weſen an ſie dränge, und beſchloß, noch in derſelben Stunde abzureiſen, um für immer ſeine Begegnung zu meiden.

In dieſem Augenblick trat Ada hervor, und die Gräfin bemerkte nicht ohne Verlegenheit, daß ihre Tochter Zeugin ihrer ſeltſamen Verwirrung geweſen. Was willſt Du? fragte ſie zürnend das freundliche Mädchen, das ſich mit einer noch größern Innigkeit als ſonſt ihrer Mutter anſchmiegte.

Laß uns reiſen, Mutter! ſagte Ada bittend, auf der Stelle! Hier iſt es nicht hübſch, wir ſind Alle traurig, und Du ganz beſonders! Was ſoll daraus werden? O ich wollte, wir ſäßen erſt wieder auf unſerm ſtillen, heimlichen Edelhof in Kurland! Da wirſt Du auch wieder heiter werden, Mutter, und ich wieder das luſtige Kind! Ich mag

dieſen Verdruß nicht gern ſehen auf Deiner Stirn, gute Mutter!

Du biſt ein thörichtes Mädchen! entgegnete die Gräfin. Geh, und laß Dich ankleiden! Morgen früh werden wir erſt reiſen! —

Nachmittags ließ ſich die Gräfin auf einer Gondel über den Rhein fahren. Sie war ganz allein, denn Ada hatte es vorgezogen, in Begleitung der Dienerin einen Spazierritt zu unternehmen, da ſie gern zu Pferde ſaß und darin ſehr geſchickt und zierlich ſich zeigte. Der ſchöne Sonnenhimmel ſtreute feierliche Lichter über Fluß und Ufer, und Hippolyta ließ ſich, träumeriſch in die grüne Tiefe hinabblickend, über die Wellen fortgleiten. Auf ihrem Schooß lag ein Buch, in dem ſie von Zeit zu Zeit mit ihrer ſchönen Hand blätterte, ohne wirklich darin zu leſen. Es war Arioſto. Der Strom wiegte ſich langſam mit ihr fort, als ſei er ebenfalls in ſinnende Gedanken verloren und ſchritt mit ſymmetriſchem Takt von einer Scenerie des Geſtades zur andern.

Plötzlich ſtieß Hippolyta einen lauten Schrei aus, der in den Felſen noch gellender widerklang. Sie ſah, daß auf Einmal, wie durch einen Zauberſchlag, der alte Ruderer, welcher am andern Ende

des Kahnes geseſſen, von ſeinem Platze verſchwunden war und an ſeiner Stelle Cimaletti ihr gegenüberſaß. Ohne daran zu denken, daß die früher dageſeſſene Geſtalt des Rudermannes nur eine Verkleidung geweſen ſein konnte, deren ſchnell abgelegte Spuren gewiß noch im Kahne ſelbſt zu bemerken waren, überließ ſich Hippolyta im Augenblick der Ueberraſchung den ſeltſamſten Vorſtellungen. Die nationellen Einflüſſe, unter denen ſie meiſtens gelebt, hatten ihrer lebhaften Phantaſie einige Neigung zum Aberglauben beigegeben, und dies Erbtheil ihrer ſlaviſchen Erziehung brach zuweilen mit einer reizenden Naivetät bei ihr hervor.

Cimaletti begann ſich wegen ſeiner Kühnheit mit der erſchöpfendſten Beredſamkeit zu entſchuldigen. Aber die Gräfin hörte nur halb, was er ſagte, indem ſie noch immer mit einer gewiſſen Scheu ſeine Erſcheinung betrachtete, und jetzt faſt geneigt ſchien, dieſem Menſchen, deſſen Art und Weiſe ſchon immer etwas Unerklärliches für ſie geweſen, übernatürliche Kräfte zuzuſchreiben, die über Raum und Zeit hinausreichten.

Ich durfte nicht dulden, Madame, ſagte Cimaletti, daß einer dieſer gewöhnlichen Ruderleute Sie gefahren. Der Rhein iſt an dieſen Stellen ſehr

unsicher und schwierig, besonders für ein so gebrechliches Fahrzeug, und nur wenige dieser gelernten Schiffer möchten den sichern Arm und Blick besitzen, dessen ich mich auf diesem Element rühmen kann. Ich bin auf hohem Meere mitten im Sturm, der alle Schiffe entmastete, mit einem bloßen Boot gefahren, und wußte immer die Ungeheuer der Wellen spielend, wie einen Tanzbären, zu regieren. Gnädige Gräfin würden mich aber dennoch wohl nicht zu ihrem Bootsmann angenommen haben, wenn ich mir nicht in einer Verkappung diese Gunst erschlichen, wofür ich von Ihrem zur Verzeihung geneigten Herzen Gnade hoffe. Meine Gegenwart ist aber vielleicht jetzt gerade nützlich, denn diese Klippen, die in den Rhein hineinragen, sind bekannt wegen ihrer gefährlichen Passage.

Die Gräfin bat ihn mit leiser Stimme, er möge sie auf der Stelle nach St. Goar zurückfahren. Sie war aus Besorgniß freundlich gegen ihn, aber sie fühlte sich bange, so nahe in demselben Kahn ihm gegenüber zu sein.

Cimaletti lenkte um, und über sein Antlitz, das eine gewisse Milde und Hingebung ausdrückte, ergoß sich der volle Strahl der Sonne. Er sah schön aus, und sagte mit sanfter, fast gerührter

Stimme: Auf den Waſſern ward Aphrodite geboren. Geſtern ſtieg ſie zuerſt aus Ihren Thränen, dieſem heiligen Waſſer der empfindenden Seele, mir empor, und als ich Sie weinen ſah, hohe Frau, ſah ich auch die Göttin, die auf dem leuchtenden Tropfen des Auges in Ihnen wie in mir geboren wurde! Ich begrüßte die Tochter des Himmels aus meinem andächtigen Herzen, und mein Gebet war: ich liebe Dich! Heut ſchwimmen wir zuſammen auf der herrlichen Rheinfluth, die Thräne Ihres Auges ſtrahlt mir nicht mehr, aber Aphrodite ſteigt von Neuem empor aus den Waſſern! Unten in der Tiefe der Fluth wohnte die Liebe einſam in ihrem Hauſe von Perlen, Gold und Kryſtall, einſam und verſchloſſen, und nur ihr Bote, der ſpielende Delphin, trug zuweilen ihre Seufzer und Träume hinauf an die Sonne. Aber was frug die Liebe nach Perlen, Gold und Kryſtall, ſie wollte ein Menſchenherz, und tauchte mit Schwanenarmen auf, es zu finden. Sie will nicht Rang und Ehren und Hoheit, ſie will eine Seele, und ich gebe ihr die meinige zu eigen, und mein Lehnseid iſt: ich liebe Dich! Die Göttin lächelt über unſern Häuptern, über dem meinigen mitleidig, denn ſie weiß, daß ich dem Unglück ge-

weiht bin. Aber ſchon das Gebet an ſich iſt ſüß, ſollte ihm ſelbſt die Erhörung fehlen, und ſo bete ich fleißig und aus frommer Seele: ich liebe Dich! Sollten Sie auch den Beter haſſen, Gräfin, ſo ſehen Sie wenigſtens hold zu dem Gebet, das den Himmel ſucht in Ihren Augen! Werden Sie nicht durch ein einziges freundliches Wort mich glücklich machen? Noch eh' ich den Kahn lande, laſſen Sie mich wiſſen, ob ich Sie erzürnt habe mit Aphroditens Geburt auf den Waſſern?

Hippolyta ſagte: Nein! und ſchüttelte ſanft die Locken des ſchönen Kopfes. Ihr herrlicher Buſen hob ſich gegen den Atlas wie von Gefühlen gedrängt, aber ſie ſchwieg, ohne noch ein Wort weiter hinzuzufügen. Dann, nachdem ſie bereits den Fuß wieder an das Ufer geſetzt hatte, wandte ſie ſich noch einmal um, und grüßte ihn ſtill mit ihren immer von Bedeutſamkeit ſtrahlenden Augen. Sie verneigte ſich, ihm dankend, und enteilte raſch von dannen. Cimaletti ſtieß vergnügt noch einmal vom Geſtade und fuhr allein in den Rhein zurück. — —

— Es war ſchon Mitternacht, als noch ein Kahn in der Gegend von St. Goar auf den Waſſern umherkreuzte. Stürmiſch und finſter lagerte das

zerriſſene Gewölk über dem Rhein und drohte in einem Unwetter loszubrechen. Aus den ſchwarzen Nachtſchatten, welche die ganze Landſchaft eingeſponnen, löſten ſich allmälig einige Geſtalten, die das Wetterleuchten des Himmels von Zeit zu Zeit ſchwach bezeichnete. Der Kahn landete am Ufer, zwei Männer ſtiegen aus und pflanzten an einer hohen Stange eine Laterne auf, die als Leuchtthurm in den Rhein hinausragte.

Die noch ſchlafloſe Hippolyta, die von ihren Fenſtern ſinnend in die Nacht hinausſtarrte und dem beginnenden Gewitter zuſah, hatte dieſe Erſcheinungen unten wahrgenommen und unwillkürlich etwas Auffallendes darin gefunden. Ein Blitzſchlag, der dieſe männlichen Geſtalten auf Einmal ſtark erhellte, ſchien die ahnende Vermuthung zu beſtätigen, die ſich ihrer mit einem gewiſſen Schauer bemächtigte. Sie glaubte Cimaletti dort unten zu erkennen, der in Gemeinſchaft mit einem Andern am Strande ſtand und mit ungeduldigen Gebärden auf Etwas zu harren ſchien.

Bei allen unheimlichen Empfindungen, die in Hippolyta aufſtiegen, fühlte ſie doch zugleich den unwiderſtehlichſten Drang, das, was hier vorgehen möchte, zu belauſchen. Der Reiz und

der Haß, die noch abwechſelnd in ihrem Buſen um Cimaletti kämpften, floſſen in ein unbegränztes Gefühl der Neugier zuſammen, ſie ahnete ein Geheimniß, und es war ihr, als müſſe ihr durch daſſelbe Alles, was ihr bisher an ihm räthſelhaft geweſen, verrathen werden. Zitternd warf ſie den Mantel um, hüllte ſich ganz in ihren Schleier, und wie ſehr ihr das Herz auch bebte, ſie überwand ihre Beängſtigung und eilte wie mit fliegenden Schritten hinunter. Dort hatte ſie bald einen ſichern Standort erreicht, von wo ſie unbemerkt das Vorgehende beobachten konnte, und bei allem Muth, mit dem ſie ſich dahin gewagt, überkam ſie nun ein Gefühl der möglichen Gefahr, der ſie ſich ausſetzte, und ſie war faſt einer Ohnmacht nahe.

Noch war Alles ſtill, die Nacht verhüllte ſich wieder ſchwärzer als zuvor, und von den beiden Männern wurde kein Wort gewechſelt. Plötzlich vernahm Hippolyta an einem Geräuſch das Landen eines zweiten Kahnes, und in dieſem Augenblick entlud ſich auch das Gewitter, das am Himmel heraufgezogen war, in ſeiner vollen Stärke. Beim Leuchten der Blitze unterſchied Hippolyta fünf vermummte Geſtalten, in deren Mitte Cimaletti ſtand

und eine heimliche Unterredung führte, die aber den Ohren der Lauschenden entging. Dann trat Cimaletti, sie glaubte ihn deutlich zu erkennen, in den neuangelangten Kahn, auf dem sie zu ihrem Entsetzen einen Sarg gewahrte. Die Andern folgten ihm, und er hob den Sargdeckel in die Höhe, den darin liegenden Todten, auf den die lodernde Gluth der Elemente ihre Lichter warf, lange betrachtend. Eins, zwei, drei, vier, fünf Wunden! zählte Cimaletti mit kalter durchdringender Stimme. Auch die meinige soll Dir nicht entgehen, Olivier!

Er zog einen Dolch, und tauchte ihn mit einer feierlichen Gebärde, als übe er ein Gericht aus, in die Brust des Todten.

Ihr habt gerecht gerichtet, Brüder! sagte er dann zu den Uebrigen. So müssen alle Verräther sterben! Wir gönnen ihm aber ein schönes, kühles, ruhiges Grab, denn es gab eine Zeit, wo er uns liebte!

Er verschloß den Sarg wieder, dann hoben sie ihn Alle mit einander in die Höhe, und an seiner Schwere ließ sich bemerken, daß er von Eisen war. Sie ließen ihn in den Rhein fallen, und der Strom schloß sich ziſchend und mit heftigem Wellengemurmel, das noch lange nachhallte, über dieſe

Beute zuſammen, welche er widerwillig empfangen, um mit ſeinen Fluthen einem großen Unglück, Geheimniß oder Verbrechen den Mund zu ſchließen.

In demſelben Moment, den ein fürchterlicher Donner begleitete, ſtürzte der entfeſſelte Regen in vollen Strömen aus den Wolken. Die Nacht begann mit allen ihren Schaudern und Schrecknissen zu raſen, und ehe die erbebende Hippolyta, die noch wie feſtgebannt ſtand über das eben Erlebte, ſich ihrer Sinne vergewiſſern konnte, war Alles verſchwunden, was ihr vor einigen Augenblicken ein ſo ſchreckenerregendes Schauſpiel geboten. Kein Laut ließ ſich mehr vernehmen als der tobende Sturm, der dem Regen nachjagte, die wilden Schreie der Vögel, und das Branden des unruhiger gehende Stromes. Die Blitze, die in alle Winkel der Nacht ſengten, enthüllten nirgends mehr die Spur menſchlicher Erſcheinungen. Als Hippolyta, halb vom Fieber geſchüttelt, wieder auf ihrem Bett lag, in der heimlichen Stube, wo nebenan im angränzenden Kabinet die liebliche Ada ſchlummerte, hätte ſie glauben können, jene entſetzlichen Nachtbilder, die draußen ihre Scene gehabt, ſeien nur ein Traum geweſen, ohne daß man ihrer Wirklichkeit nachzudenken hätte.

Aber in Hippolyta lebte der Reiz des Geheimnißvollen, der ſich mit diamantenen Zauberketten an ihre Seele hing und ihre Vorſtellung auf und nieder bewegte. In den ſeltſamſten Phantaſiebildern verbrachte ſie die Nacht. Sie brütete mit ihrem regen Sinn vergebens über einem Geheimniß, in dem ſich zu orientiren es ihr an allen Beziehungen und verknüpfenden Fäden gebrechen mußte. Bald ſtand ihr verſtorbener Gatte, der ſich ſtets mit gefährlichen Plänen getragen und ſo unglücklich geendet hatte, ihr vor der Seele, ſie ſprach mit ihm und ſie bat ihn, wie damals, ihr ſeine Geheimniſſe zu ſagen und zu ſeiner Vertrauten ſie zu machen. Bald war es wieder Cimaletti, mit dem ſie redete, er kniete vor ihr und wollte das Wichtigſte ihr entdecken, als ſie ihm plötzlich ſelbſt den Finger auf den Mund legte, wie wenn Lauſcher ihn behorchten. Dann gewahrte ſie eine blutende Wunde an ſeiner Stirn, ſie verwechſelte ihn mit ihrem Gatten, und ſchrie laut auf. Von draußen pochte der Sturm mit raſſelnden Geſpenſterfingern an die Scheiben. Nur gegen Morgen erquickte ein feſter und traumloſer Schlaf die von ihren Phantaſieen gepeinigte Seele. —

Falk hatte ſich reiſefertig gemacht und trat an das Bett Cimaletti's, um Abſchied von ihm zu nehmen. Dieſer hatte, obwohl es nicht mehr früh war, noch kein Zeichen, weder durch einen Gruß noch irgend eine Regung, von ſich gegeben, was ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit war. Wie erſtaunte Falk, als er ihn jetzt, wie von einem Starrkrampf befallen, bewegungslos unter der Decke daliegen ſah. Er ſchüttelte ihn, rief ihn bei Namen, aber der Andere, obwohl er das Auge offen und durchdringend auf ihn gerichtet hielt, ſchien ihn nicht zu verſtehen noch zu kennen. Falk wandte ſich entſetzt fort, um zu klingeln und das Haus nach Hülfe aufzurufen. In dieſem Augenblick fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter, Cimaletti hatte ſich aufgerichtet, und ſah ihn mit einer verſtörten Miene, die vom tiefſten Leiden zeigte, wie geiſterhaft an. Ich bin todtkrank, Freund!

ſeufzte er mit kaum hörbarer Stimme. Mich hat in dieſer Nacht der Schlag getroffen, eine fürchterliche Erkältung, die ich mir zugezogen, mag die Veranlaſſung dazu gegeben haben. Vielleicht habe ich nur noch ſechs Stunden zu leben, wenn ſich der Anfall wiederholt und mir bis in das Herz trifft. Der ganze untere Theil meines Körpers iſt ſchon todt.

Hierauf ſank er erſchöpft wieder in die Kiſſen zurück, und ſeine bleiche Miene heftete ſich mit einem bittenden Ausdruck auf das Antlitz des Freundes. Das Wenige, was in dieſem Falle mit mir zu thun iſt, iſt Dir bekannt, naturkundiger Falk! fügte er leiſe hinzu. Du darfſt es nur anordnen und mich dann mir ſelbſt überlaſſen. Darauf reiſe mit Gott, auch ich werde reiſen, denn mein Lebensgepäck iſt mir ſchon geſchnürt, und ich ſchüttele gern den Staub der Erde von meinen Fußſohlen!

Falk hegte zwar den größten Zweifel, den Zuſtand Cimaletti's für einen Schlaganfall anzuſehen, aber jedenfalls erforderte die bedenkliche Lage, in der er ſich allem Anſehn nach zu befinden ſchien, eine ſchleunige Beihülfe. Uebrigens ſchien ſich ſeine ganze Phyſiognomie merkwürdig verändert zu

haben, wie es bei Kranken dieſer Art allerdings der Fall iſt. Sein Athem ging ſchwierig, ſchnarchte aber mit außerordentlicher Stärke, und der Puls ſchien ſich immer mehr zu verlieren, ſo daß der gutmüthige Falk äußerſt beſorgt zu werden anfing. Er erklärte dem Freunde, daß er ſeine Reiſe aufſchieben und bis zu ſeiner Beſſerung bei ihm ausharren werde, was Cimaletti gerührt und mit einer Thräne in den Augen annahm. —

Als Falk nach einigen Beſorgungen wieder in das Zimmer trat, fand er den Kranken noch leidender ausſehend als zuvor. Gleichwohl ſchien er ſich ſoeben damit beſchäftigt zu haben, in einem kleinen Portefeuille etwas einzuzeichnen. Es iſt vorbei mit mir! ſtöhnte ihm Cimaletti mit immer größerer Schwäche entgegen. Ich fürchte jeden Augenblick den Herzkrampf, ein Uebel, das meiner Conſtitution lange ſchon gedroht hat. Doch habe ich noch ſo viel Stärke über mich vermocht, mit einigen Worten hier mein Teſtament aufzuſetzen. Verſchmähe nicht, theurer Falk, daß ich meine ganze fahrende Habe und einige durch Lebensverhältniſſe geweihte Koſtbarkeiten Dir zum Andenken hinterlaſſe! Und dieſen Zettel habe die Güte ſogleich bei der Gräfin Hippolyta abgeben zu laſſen. Dann

will ich Amen ſagen zu dieſem ausgeklungenen Daſein und will Feierabend machen mit allen dieſen Gedanken, Wünſchen und Lebensträumen. Gott wird die große Friedensglocke läuten! Dann werde ich auch dem verklärten Lächeln Deiner Gabriele begegnen, da, wo ihre Augen, die Dich zuweilen von jenſeits grüßen, eine Wahrheit ſind!

Falk wurde im Innerſten bewegt und bemühte ſich aus allen Kräften, den Leidenden zu beruhigen. Den Zettel, den ihm Cimaletti eingehändigt, übergab er einer Dienerin zur Beſtellung an die Gräfin. Derſelbe enthielt nichts als die mit Bleiſtift geſchriebenen Worte:

„Ich bin erkrankt und muß in einigen Stunden ſterben. Geneigen Sie, mir noch einmal die Gnade Ihres Anblicks zu gewähren!“

Cimaletti.

Zugleich bat Cimaletti, den Pfarrer des Ortes zu ihm zu rufen, da er nicht ohne geiſtliche Beſprechung, noch ohne Beichte und den Troſt der Sacramente von hinnen ſcheiden wolle, ſondern ausgeſöhnt mit allen beſtehenden Formen der Kirche und des Lebens. —

Dieſe unerwartete Botſchaft verſetzte die Gräfin, die eben mit den Anordnungen ihrer Abreiſe

beſchäftigt war, in die größte Verlegenheit. Sie ließ Alles ſtehen und liegen und durchmaß, mit ſich ſelbſt kämpfend, mit heftigen Schritten das Zimmer, ſtieß die um ſie beſorgt werdende Ada unfreundlich zurück und antwortete nicht auf die an ſie gerichteten Fragen. Dann eilte ſie hinaus und ſtand bald vor der Thür des Kranken, der mit Gewißheit ihrer harrte.

Sie betrat langſam das Zimmer, in dem ihre Erſcheinung einen außerordentlichen Eindruck hervorbrachte. Cimaletti hob die Hände hoch empor, und begrüßte ſie mit feierlicher Rührung, indem alle ſeine Geſichtszüge augenblicklich mit einem neuen Glanz ſich belebten, bald aber wieder in den hinfälligen Ausdruck der Krankheit zurückſanken. Er bat den um ihn ſorgſam beſchäftigten Falk, ihn auf einige Augenblicke zu einem geheimen Zwiegeſpräch mit der Gräfin allein zu laſſen.

Hippolyta ſtand vor ihm und betrachtete ihn, obwohl noch in etwas ſcheuer Ferne ſich ihm gegenüber befindend, mit unverkennbarer Theilnahme. Leiſe und faſt mit zitternder Stimme erkundigte ſie ſich nach ſeinem Zuſtand und eine fliegende Scharlachfarbe röthete ihre Wangen bis auf den glänzenden Hals hinunter, über den die

wogenden Locken fielen. Die ganze herrliche Geſtalt zeigte ſich in der tiefſten Bewegung, und war in dem kleinen Raum, der den Leidenden einſchloß, wie zur Ausübung einer höheren Miſſion erſchienen.

Das Ende meiner Tage iſt unerwartet herangekommen! nahm Cimaletti das Wort, indem er mit Anſtrengung ſeine letzten Kräfte zu ſammeln ſchien. Sein ſeltſam funkelndes Auge ſchien nur noch von den milden Blicken der Gräfin, die auf ihm ruhten, Leben und Flamme zu erhalten und ſchloß ſich feſt und unverwandt an dieſe ihm gnädig leuchtenden Sterne an.

Herrliche Frau, darf ich ſagen, Freundin? fuhr er, wie in lächelnde Extaſe verloren, fort. Wie glücklich bin ich noch am Rande des Todes, daß bei dem frühen Sturz meiner Jugend Ihre göttliche Erſcheinung verweilt und vielleicht ſtill um ihn klagt! Mich hält das unentfliehbare Verhängniß ſchon in ſeinen Netzen, ein vor der Zeit ihm verfallenes Wild, und ich neige ruhig mein Haupt wie eine Aehre, welche die Sichel trifft. Mein Arzt und Freund wird es Ihnen zuzählen können, wie Tropfen im Glaſe, wie viele Stunden noch mein Leben faßt; ich mag es nicht

wiſſen! In dieſem einzigen Augenblick, den ich hier noch mit Ihnen lebe und wo Ihre Geſtalt, Balſam im bloßen Anblick mir herniederträufelnd, an meinem Lager ſteht, ſammele ich allen Werth und alle Bedeutung der Exiſtenz im höchſten Punkt, er ſtellt mir einen ewigen Moment der Gegenwart dar, in dem alle Vergangenheit und Zukunft des Lebens mir wie in einem Opferrauch verlodern! Dieſen Moment der Ewigkeit und Schönheit, o Hippolyta, den Sie mich trinken laſſen aus dem Athem Ihrer Lippen wie aus Hebe's goldenem Pokal, ſauge ich in vollen Zügen in meine Seele und ſie fühlt ſich unſterblich daran. Laſſen Sie mich unverwandt ſo vor Ihnen ruhen und Sie anſchauen, dann iſt mir, als hätte ich das Ziel meines Lebens ſchon gefunden, Alles ſei erreicht und kein Wunſch, kein Schmerz der Sehnſucht, kein glücklicher Traum mehr unerfüllt übrig geblieben! Nur Sie anſchauen, und nichts weiter, göttliche Frau, und ich vertiefe mich in den heiligen Urquell des Daſeins, die Vergänglichkeit hat kein Theil mehr an mir, und der Uebergang zum Tode iſt gemacht, indem ich die höchſte Fülle des Lebens empfinde. So hatte ich mir immer einmal zu ſterben gewünſcht, unter

ſolcher frommen Obhut geliebter Augen, aber ich hatte nicht geglaubt, als Ihre Erſcheinung das erſte Mal ſich mir zeigte, daß dies die Form und das Bild ſein möchte, unter der bald meine Gedanken, im Tode ihre Glorie daran ſuchend, mit der Ewigkeit zuſammenſchmelzen würden! Werden Sie es glauben, Gräfin, ich hatte auf Sie gehofft! Ich, der unwürdige Knecht, der allen Ihren Tugenden und Reizen kein eigenes Verdienſt entgegen zu ſetzen hat als eine ſeltene und beiſpielloſe Liebe, die ſich ſeines Herzens bemächtigte bei Ihrer erſten Begegnung! Sie waren mir erſchienen, und noch eh' ich Ihre Stimme vernommen, hatten Sie zu mir geſprochen, als gehörte ich zu Ihnen! Als Ihr Diener und Beſchützer, als Ihr Sklave und Vertheidiger wäre ich Ihnen gern durch die ganze Welt gefolgt und hätte im Schatten Ihrer Spuren ein demüthiges, aber mir beneidenswerth dünkendes Glück genoſſen. Ich hatte mich bisher, in den Wechſelverſuchen des Lebens, nur geſehnt nach Liebe, aber ihr wahres Symbol, ihre Geſtalt nirgends angetroffen; ich hatte mich nach Liebe unruhig geſehnt, weil ich ſo viel Dichtung in meinem Herzen hatte, die davon träumte und drängte, wie junger Moſt! Oft fand ich auch den Haß und

ſelbſt die Gleichgültigkeit bei weitem ſüßer, als das, was die Menſchen um mich her Liebe nannten, oder ich liebte auch, wie die Andern, einen Roſenmonat von Täuſchungen lang, und dann erkälteten mich tödtliche Herbſtſchauer! Das Bedürfniß nach Liebe iſt in der Menſchheit ungeheuer, aber das leichte Glück und Geſchick der Liebe fehlt ihr, und die Schöpferkraft, ewige Geſtalten aus ihren Neigungen zu bilden. Die Gegenſtände ihrer Liebe ſind bei den meiſten Menſchen entweder ihrer unwürdig, oder ihnen unbegreiflich und unbegriffen. Ich aber, ich hatte die ewige Geſtalt gefunden, die Göttin und auch den Begriff ihrer Gottheit. Ich hatte Sie geſehen, Hippolyta, und auf den erſten Blick Ihr Weſen verſtanden, in deſſen Tiefe, ſtolzverſchleiert vor der gewöhnlichen Welt, die ächte Liebe ſaß, wie in dunkler Steingrotte die weisheitredende Nymphe. Aber mein Loos fällt anders. Indem mir die Sonne Ihrer Erſcheinung aufgeht, geht meines Lebens Sonne unter, und ich erreiche nur noch das Glück, zu ſterben im Schimmer Ihres Angeſichtes! —

Die Gräfin bat ihn angelegentlich, ſich zu ſchonen, ſeinen Zuſtand nicht durch dieſe heftige Bewegung zu verſchlimmern. Sie überließ ihm ihre

Hand, die er an ſeine Stirn drückte, mit vielen Küſſen bedeckte und dann lange, wie einen heilkräftigen Talisman, lächelnd betrachtete. In dieſem Augenblick fiel eine Thräne auf dieſe weiße zierliche Hand herab. Hippolyta hatte ſie geweint und konnte dies Zeichen einer innigen Theilnahme, die ſie für den Kranken fühlte, nun nicht mehr bergen. Ihr leichtbewegliches und entzündbares Herz ſtand auf dem Punkte, in laute Empfindungen auszubrechen, und wir glauben, daß jede Frau an ihrer Stelle dieſelbe Regung getheilt haben würde.

Cimaletti ſtammelte Dank für dieſe Thränen, und richtete ſich dann an ihrer Hand ein wenig in die Höhe, indem er ihr mit einem beſondern Ausdruck in die Augen ſah. Eine einzige Bitte habe ich, die mir den Tod zum Leben und das Grab zum Frühling machen wird! ſagte er leiſe. Eine Bitte, die Viel bedeutet, Alles, und doch für dieſe Welt Nichts mehr! Ein Phantom für dieſe Welt, und ein Symbol für die Ewigkeit! Eine ſüße Thorheit auf der Erde, und eine Anwartſchaft auf den Himmel und ſein unaufhörliches Glück! Was Sie mir, dem Sterbenden, gewähren ſollen, werden die Menſchen in drei Tagen vergeſſen, ich aber werde es ewig behalten und mit mir nehmen in mein zu-

künftiges Sein, wo es der ſchönſte Smaragd in der Krone meiner Vollendung ſein wird, und wo ich von dem Bewußtſein der Liebe, die es mir verbürgt hat, ſelig leben werde! Wollen, o wollen Sie zu der letzten und höchſten Bitte meines Lebens mit einem holden Ja ſich herunterneigen?

Sprechen Sie, Cimaletti! ſagte die Gräfin im mildeſten Tone, indem ſie ihm ihre Hand erwartungsvoll auf die Schulter legte. Was in meiner Macht und meinem Willen ſteht, ſei Ihnen erfüllt, denn ich bewieſe Ihnen gern in dieſer Stunde meine Freundſchaft!

Laſſen Sie mich als Ihren Gatten ſterben! rief Cimaletti mit entſchloſſener Stimme und blickte ihr feſt und durchdringend Auge in Auge. Dies iſt meine Bitte, von der meine Seligkeit abhängt!

Wie? ſagte die Gräfin erſchrocken. Sie war blaß geworden, ſie zitterte und ihr ganzes Weſen verrieth dieſen Schreck der Ueberraſchung, die faſt eine Erſchütterung war. Wie ſoll ich Sie verſtehen? Was begehren Sie? ſetzte ſie kaum hörbar hinzu.

Nichts, was Ihnen eine Sorge ſchaffen ſoll! entgegnete Cimaletti, ſanft und ſchmeichelnd wie ein Kind. Nur in dem Augenblick, wo ich ſterbe,

ſollen Sie Ihre Hand in die meinige legen und den Prieſter des Herrn ſeinen Segen darüber ſprechen laſſen! Dann gehöre ich Ihnen an auf ewig, und trage der ſtillen Liebe Lohn mit mir von dannen in das Himmelreich. Dann habe ich nicht umſonſt gelebt und bin nicht umſonſt geſtorben in der Frühe meiner Jugend, dann habe ich im Jenſeits Ihre Gemeinſchaft davon getragen, die hienieden der einzige Stern meiner Sehnſucht war! Ich ſterbe als Ihr Gatte, und habe kein Recht auf Sie, als in manchen ſtillen Stunden, wo Ihre ſinnende Seele in ein Zwiegeſpräch mit der Zukunft verſunken ſein wird, Ihnen mit meinem Geiſterhauch die Schläfe zu küſſen! Dieſe Erde iſt zu arm und enge, man muß Bündniſſe für den Himmel ſchließen, die über Raum und Zeit hinausreichen in die wahre Heimath der Liebe! Soll es ſo ſein, Hippolyta? Werden Sie einwilligen, daß ich mit dem ſüßen Namen von Ihnen ſcheide, der von mir ausſagt, daß ich würdig geweſen, Ihr Freund zu ſein! Werden Sie es, Hippolyta, oder werden Sie meine Liebe, mit Ihrem Zorn belaſtet, dem Tod überlaſſen? — Doch ach, ich fühle ſchon, daß mir nicht mehr Zeit übrig bleibt, ſelbſt Ihrer Gewährung mich zu freuen. Ich habe einen

Dränger in mir, der mit ſeiner Eil meinem Glück zuvorkommen wird. O, der entſetzliche Krampf naht ſich ſchon meinem Herzen. Es iſt aus mit meinem Leben! —

Er ſank bei dieſen Worten hintenüber in die Kiſſen zurück und fuhr mit einem heftigen Schrei nach ſeinem Herzen. Sein ganzer Körper ſchien zuſammenzubrechen, die Glieder warfen ſich in fieberhaften Bewegungen umher und auf die blaſſe Stirn trat der Schweiß des Todes. In dieſem Augenblick wurde an die Thür geklopft, und der Geiſtliche, den Falk hereinführte, näherte ſich dem Bette des Sterbenden, welcher ſeiner verlangt hatte. Cimaletti war Katholik, und begehrte von einem Prieſter ſeines Glaubens die letzte Tröſtung zu erhalten. Die Gräfin, die einen hervorſtechend religiöſen Zug in ihrem Weſen hatte, verneigte ſich ehrerbietig vor der Erſcheinung des würdevollen, mild imponirenden Mannes, und ſah ſich durch ſeine Dazwiſchenkunft einen Augenblick in den Zweifeln und Entſchließungen, die ſie beſtürmten, unterbrochen. Es entſtand einen Moment ein geſpanntes Schweigen im Zimmer, das bald durch die gewöhnlichen Fragen, die der Geiſtliche an Cimaletti richtete, unterbrochen wurde. Falk hatte

ſein ſcharfes ſpähendes Auge auf den Kranken geheftet, und ſchien nicht zu wiſſen, was er von dem Zuſtand deſſelben halten ſolle.

Der Geiſtliche fand in dem Geſpräch, das er anknüpfte, Cimaletti's Kräfte ſo herabgeſtimmt und zu immer bedenklicheren Symptomen ſich neigend, daß er ſeine kurze Rede ſchnell beendete und ſich beeilte, ihm das Abendmahl zu reichen. Der Kranke mußte mit einiger Anſtrengung aufgerichtet werden und der Prieſter, welcher das Verhältniß der Gräfin zu Cimaletti nicht kannte und ihrer Anweſenheit wegen als ein ſehr nahes vorausſetzte, erſuchte ſie, den Schwankenden in ihren Armen zu halten, während die heilige Handlung vollbracht wurde. Hippolyta, die frommen Sinnes Alles zu thun gewohnt war, was ihr ein Geiſtlicher ſagte, und dann eine gewiſſe Heiligung darin erblickte, ſchickte ſich ſorgſam und ohne Widerſtreben zu dieſer religiöſen Pflicht an, die dem Sterbenden erwieſen wurde.

Cimaletti ſchien mit Dank und Entzückung dieſe letzte Gunſt der ihn umgebenden Freunde zu empfangen. Dann, nachdem er das Abendmahl andächtig genoſſen und der Prieſter ſchon im Begriff ſtand, ſich wieder zu entfernen, neigte ſich der

Kranke zu dem Ohr der Gräfin und richtete leiſe eine Frage an ſie, die von den Uebrigen nicht vernommen wurde. Hippolyta ſtand einen Augenblick nachſinnend da und in dem ganzen Zimmer herrſchte ein ſeltſames Schweigen. Auf dem Geſicht der ſchönen Frau wechſelte der mannigfachſte Ausdruck eines mit ſich ſelbſt kämpfenden Entſchluſſes. Endlich reichte ſie, tief erröthend und in demſelben Moment wieder erblaſſend, ihre Hand an Cimaletti hin, und ſagte, mit einer ſüß erbebenden Stimme: Ja, ich will es!

Dies Wort ſchien wie ein himmliſches Feuer neue Lebenskräfte dem Cimaletti einzuhauchen. Auf ſeinen Wangen flackerte noch einmal eine blitzende Röthe auf und ſeine Augen glänzten von einer faſt frohlockenden Freude. Ehrwürdiger Herr, ſagte er laut, noch ehe Sie uns verlaſſen, erſuche ich Sie, meine eheliche Verbindung mit der Frau Gräfin Hippolyta von P., die ſich mit Hand und Mund mir feierlich anverlobt hat, kraft Ihres göttlichen Amtes und in aller Form der Kirche und des Geſetzes einzuſegnen!

Dieſe Erklärung brachte unter den Anweſenden eine außerordentliche Wirkung hervor und wurde zuerſt nur mit einem ſtummen Erſtaunen angehört.

Falk, der am meiſten eine ruhige Haltung behielt, ſah abwechſelnd bald die Gräfin, bald Cimaletti mit ſeinem kalten Beobachterblick an, und konnte ſich eines ſpöttiſchen Lächelns nicht erwehren. Der Geiſtliche, der ſich ſchon in der Thür befunden, kehrte mit einer ſeltſamen Verwunderung auf ſeinem Geſicht um und ſchien geſpannt einer weiteren Erörterung des unerwarteten Begehrens zu harren. Ein leiſer Seufzer, der im Hintergrunde des Gemachs ſchmerzlich ertönte, ſchien aber faſt überhört zu werden. Er kam von Ada, die ſich unbemerkt hereingeſchlichen, um die ſo lange vermißte Mutter hier zu ſuchen und an die Abreiſe zu mahnen, von deren Vorbereitungen ſich die Gräfin plötzlich, ohne wieder dazu zurückzukehren, entfernt hatte.

Als Cimaletti ſeine Forderung in einer noch beſtimmteren Weiſe, und für den Augenblick dringend, wiederholte, erklärte der Geiſtliche, daß er die Trauung nicht auf der Stelle vollziehen könne, weil dazu ſowohl die üblichen Voranſtalten, als die nothwendigſten Zeugniſſe, die ihm beigebracht werden müßten, fehlten. Cimaletti aber, der den letzten Ueberreſt ſeiner Kräfte aufzubieten ſchien, erſchöpfte ſich in Vorſtellungen, um die Gründe, welche der verſtändige Prieſter ſeiner Weigerung hinzufügte,

zu widerlegen, und ihn, in Betracht, daß es hier blos um die Form einer Handlung zu thun ſei, die einen Sterbenden beruhigen und tröſten ſolle, zum Nachgeben und zu einer Dispenſation von der vollen Strenge ſeiner Amtspflicht zu bewegen. Der gutmüthige Geiſtliche ſchwankte ſchon, und ein Wort der Gräfin, die, lange ſchweigend, auf einmal auch mit ihren Bitten ſich an ihn wandte, beſtimmte ihn endlich, die Verantwortung für dieſe ungewöhnliche Ausnahme von der Regel zu übernehmen.

Er ſchickte ſich, nach einigen Vorbereitungen mit Hülfe des Kirchendieners, dazu an, das feierliche Geſchäft zu vollziehen und zuerſt einige Worte vorauszuſchicken, in denen er bald von ſeiner anfänglichen Abneigung zu einer gewiſſen Begeiſterung überzugehen ſchien, in welche die außerordentliche Situation, in der er ſich befand, ſeine lebhafte Phantaſie verſetzte. In der That konnte es kaum einen Gedanken geben, der mehr das Gemüth bewegte, als die Einſegnung eines Sterbenden zum Bunde mit einem blühenden, von Leben ſtrahlenden Weibe, zu einer Liebe, die nur dem Tode geweiht ſein ſollte, und zu einem Tode, der die Form der Liebe annehmen wollte. Ein

Bund, ſonſt nur im ſchönen Uebermuth des Lebens und für den Genuß deſſelben geſchloſſen, wollte hier mit ſtarker Zuverſicht vor den Altar der Ewigkeit hintreten, und hatte ſeine Abſichten auf ein Glück geſtellt, das nur im Geiſte lag, in der Sehnſucht der Seelen und in der Zukunft! Der Geiſtliche ſprach ſich an dieſem Gedanken in eine herrliche Folge von Ideen und Gefühlen hinein, und legte dann die Hände des Paares, deſſen Treugelöbniß einen ſo rührenden Sinn hatte, zu der von ihnen begehrten Gemeinſchaft in einander. Indem ſie die Ringe wechſelten, ließ ſich im Gemach eine ſchluchzende Stimme vernehmen, die mit Heftigkeit ihren Thränen ſich überließ und einem Zeugen der vorgegangenen Handlung angehörte. Die Gräfin blickte ſich um, wie von einem Stich im Herzen getroffen, und ihr groſſes träumendes Auge, das ihre im Moment der Scene wunderbar befangene Seele abſpiegelte, traf erſchrocken auf das weinende Antlitz ihrer Tochter. Cimaletti aber ſchien ganz von der Seligkeit ſeiner erreichten Wünſche erfüllt. Nur noch das eine Begehren fügte er hinzu, die ſchriftliche Ausfertigung des eben vollzogenen Bundes zu beſitzen, und daß ihm dieſe, als die letzte irdiſche Reliquie,

unter ſein Haupt gelegt, in das Grab mitgegeben werden ſolle. Auch dieſe Bitte wurde ihm gewährt. Dann aber ſah man ihn plötzlich ſtill werden, er fiel, wie von ſeinen Kräften verlaſſen, zurück, und bat mit den Blicken die Umſtehenden, ihm durch Alleinſein Ruhe zu gönnen. Nur die Hand der Gräfin hielt er feſt umſchloſſen in der ſeinigen. Alle verließen das Zimmer, und Hippolyta blieb mit ihm zurück, indem ſie an das Herz des Mannes niederſank, an den ſie ſich jetzt wie mit einer magiſchen Feſſel gebunden fühlte. — —

Niemand aber hatte in dieſem Augenblick mehr Weh' und Bangigkeit auf dem Herzen, als die arme liebliche Ada. Sie ſtürzte hinaus ins Freie und ſuchte die Einſamkeit der Berge, um ſich auszuweinen. Im tiefen Walddickicht verbarg ſie ſich und ließ ihren Thränen freien Lauf, die reichlich aus den holden und ſonſt ſo klaren Augen niederſtrömten. Sie ſetzte ſich auf einen Stein und begann nachzudenken, was ihr denn für ein großes Leid in ihrem jungen Leben widerfahren ſei. Draußen hinter den Bäumen und Geſträuchen, die ſie umgaben, ſchien die goldene Sonne, und das Geräuſch des Lebens bewegte

ſich weitab von ihr in der Ferne. Ada war ſo betrübt, daß ſie ſich auf ewig in dieſem Waldesdunkel hätte verbergen mögen, um der Welt draußen, die ihr weh gethan, den Rücken zu kehren.

Wie ſchwarz lag plötzlich das ganze Leben vor den Blicken des Mädchens da! Es war ihr, als ſei ſie auf Einmal um Vieles älter geworden und als habe die Zeit mit unheilbedeutendem Rabenfluge ſeit einem Augenblick Jahrzehnte über ihrem Haupte beſchrieben. Sie beſann ſich, und trocknete ihre Thränen. Sie kam ſich gereifter und weiſer vor, wie der Zauberlehrling, der den erſten Blick hinter den Vorhang gethan. Sie hatte Dinge geſehen, die ihr über den Zuſammenhang der Erſcheinungen in der Welt, an deren Oberfläche ſie ſonſt nur kindlich gehangen, Aufſchlüſſe zeigten, welche ſie noch vor kurzem für unmöglich gehalten, und dieſe ſpann ſie ſich mit ihrer ſcharfen Urtheilskraft jetzt weiter aus, und verfolgte ſie in ihren Gedanken nach allen Seiten. Ada, von Natur zum Zweifeln hingezogen, war keineswegs geneigt, die Ereigniſſe des heutigen Tages ſo anzuſehen, wie ſie ſich ihr dargeboten, ſondern ſie unterwarf ſie vielmehr aller zerſetzenden Schärfe ihres jungen Verſtandes.

Am längſten verweilte ſie bei dem Bilde ihrer Mutter. Iſt denn, fragte ſie ſich, das Köpfchen in die Hand ſtützend, eine Trennung zwiſchen ihr und mir ausgebrochen, daß mich ein Schmerz und eine Bangigkeit befällt, wenn ich an die gute Mutter jetzt gedenke? Die liebe, ſchöne, herrliche Mutter, wie habe ich ſie geliebt! Und liebe ich ſie denn nicht mehr? Ach was iſt mit mir ſelbſt vorgegangen, das mich in eine ſolche Verwirrung aller meiner Gefühle, in denen mir ſonſt ſo freudig wohl war, geſtürzt hat? Ein dunkler Traum hat mir die Geſtalt meiner Mutter wie mit großen zackigen Blättern einer Giftpflanze umwoben, eine zweizüngige Schlange hat ſich an ihrem lieben Bildniß heraufgewunden, und ziſchelt mich an, wo ich ſonſt ihrem holden Mutterangeſicht begegnete! Was hatte ich denn ſonſt, als meine Mutter? In ihr tauchte all mein Leid und meine Luſt unter; wann ſie mich liebkoſte, küßte, ausſchalt oder mir erzählte, es waren die Ereigniſſe meines Lebens, die meine Stunden abtheilten, wie der Sonnenwechſel den Tag! Ich hätte immer fortleben können, ohne nach der ganzen Welt zu fragen, ſo lange ich nur die Mutter an meiner Seite gehabt, um die ich

herumſpringen konnte! Ach, ſie war ſo hold, ſo ſchwach, ſo ſüß und ſo verehrungswürdig, die gute Mutter, und die ganze übrige Welt war mir nichts! Freilich, was kannte und kenne ich denn auch von der Welt? Von der Liebe habe ich Großes und Schönes reden hören, und in Büchern Einiges geleſen, aber ich kenne ſie nicht. Ich weiß nicht, ob die Liebe im Stande iſt, glücklich zu machen? Und glücklich, glücklich wollt' ich ſein! Was ſoll denn die Liebe bedeuten? Sein Herz einem Andern ganz zu eigen geben? Wer weiß, was man dafür wiederbekommt! Die Liebe iſt ein Vogel, der ſein Neſtchen in unſerm Herzen baut, und man fühlt wohl, daß man ihm dabei nicht wehren kann. Er ſingt und muſicirt und träumt eine Zeitlang in uns herum, aber dann fliegt er aus, und das Herz bleibt leerer und verlaſſener als zuvor und ſeufzt ihm ſterbend nach. So mag das Thun der Liebe ſein, ſüß und grauſam zugleich, zärtlich und vernichtend. Man nennt dies verwirrte Weſen auch Romantik, ich habe es neulich geleſen. Aber ich mag nichts damit zu ſchaffen haben. Ich will ein ſpiegelhelles, ſonniges Glück, einen friſchen rieſelnden Lebensquell, aus dem ein

ſchönes Geſicht mir entgegenblickt, wenn ich in ſeine Tiefen ſchaue! Dies Geſicht war bis jetzt das meiner Mutter, es ſah mich lieblich an, und ſeine Augen umgaben mich wie fromme Sterne, die behüten und Gutes bringen! Nun hat ein anderes, mir verhaßtes Geſicht ſich über das ihrige gebeugt und es mir verdeckt, und ich erblicke nichts mehr als eine feindliche Conſtellation, die mich bedroht! Was ich empfinde, mag Haß und Eiferſucht ſein, und dunkle Leidenſchaften nehmen Beſitz von meinem Herzen! Was iſt aus meinem ſtillen Kinderglück geworden, und was ſoll aus mir werden? Giebt es denn kein reines Verhältniß in der Welt? Iſt das die Welt, daß Alles nur gebrochener Lichtſtrahl iſt, was uns von ihr erſcheint und an uns vorübergaukelt? O trübe, verwünſchte Erfahrung meiner Jugend! Von jetzt an will ich ſcharf um mich her beobachten, ob nur ich ſo unglücklich bin, oder ob es der Charakter der Welt iſt, der Verhältniſſe, welche glücklich beſtanden haben, wie zwiſchen mir und meiner Mutter, nicht lange duldet, ſondern bald zerſtört! Ich will mich genau mit meinen Blicken an das Leben anklammern und ihm in ſein Inneres ſchauen, wie viel es

werth ist, und wer die Schuld von uns beiden trägt, ich selbst oder das Leben, wenn ich nicht glücklich werden kann! —

So sprach das sinnende Mädchen in ihrer naiven Betrachtung, und erhob sich dann mit einer gewissen Entschlossenheit. Sie fühlte sich durch diesen Selbsterguß ein wenig gestärkt und erleichtert, und wandte sich wieder dem Hause zu, um den weitern Verfolg der dortigen Ereignisse zu sehen. — —

Inzwischen hatte sich dort die Scene noch nicht verändert. Hippolyta saß vor dem Bette Cimaletti's, und bewachte seinen Schlummer, der sich seit einiger Zeit des Kranken bemächtigt hatte. Er lag sorglos da, in aller Behaglichkeit des Hinträumens ausgestreckt, und frohe Bilder umspielten, wie es schien, seine etwas geröthete Wange. Die Gräfin aber, indem sie in dieser Stille ihren Gedanken überlassen blieb, wurde von Vorstellungen und Gefühlen aller Art bestürmt. Was sie sich zuerst gestehen mußte, war, daß sie, im Widerstreben mit sich selbst, eine Neigung für diesen Cimaletti empfand, die sie seit den letzten seltsamen Stunden nur in einer Steigerung zu seinen Gunsten begriffen fühlte. An sein nahes Ende zu denken, verursachte ihr einen unbeschreiblichen Schmerz,

und doch war faſt ihr Erſchrecken bis in innerſter Seele noch größer, wenn ſie die Möglichkeit ſich ausmalte, ihn wiederhergeſtellt und weiterlebend zu ſehn, wozu ſeit einigen Augenblicken ſein Zuſtand nicht ganz ohne Hoffnung war. Dann betrachtete ſie ihn mit den gemiſchteſten und zweifelhafteſten Gefühlen, neigte ſich beſorgt über ihn hin, um ſeinen Athemzug zu belauſchen, und ſchauderte in ſich zuſammen, in welche Situation ſie ihr phantaſtiſcher und leichthingeriſſener Sinn und ihr ſchwaches Frauenherz gebracht hatten. Sie ſah ſich an einen Menſchen gefeſſelt, von dem ſie kaum mehr als den Namen kannte und vielleicht dieſen nicht einmal nach der Wahrheit, und doch fühlte ſie wieder, daß dies nur den geheimen Reiz erhöhe, mit dem ſich ſein Bild in ihre Seele geſchlichen und ihrer Gedanken bemeiſtert hatte. Sie liebte ihn, und hatte zugleich eine mit Bangigkeit ſie ſchüttelnde Furcht vor ihm. Indem ſie ſo daſaß, traten ihr plötzlich die Erlebniſſe der vergangenen Nacht ins Gedächtniß zurück, und ihre Phantaſie kämpfte von Neuem mit den Schreckniſſen und Räthſeln, welche ſich an die Perſon des Cimaletti reihten. Aber er ſchlummerte vor ihr ſo harmlos, und ſeine Miene hatte dabei etwas ſo Edles, Ritterliches, ſein Aus-

druck verrieth Kühnheit, aber kein Verbrechen, daß ſie ihn unmöglich verabſcheuungswürdig finden konnte. Ihre Einbildungskraft bewies vielmehr eine größere Gewandtheit darin, das geheimnißvolle Thun und Treiben des jungen Mannes mit irgend einem ſtaatsgefährlichen Unternehmen in Verbindung zu bringen, in das ſie ihn verwickelt glaubte, und ihr romantiſch verworrener Geiſt ſog ſich daraus nur neue Reize. —

In dieſem Augenblick klopfte es und Ada ſteckte den Kopf lauſchend zur Thür herein. Als ſie ihre Mutter allein im Zimmer erblickte, trat ſie langſam näher und ſtellte ſich mit einem fragenden Ausdruck in dem bekümmerten Geſicht vor dieſelbe hin. Dann, da Hippolyta ſie nicht verſtand oder nicht ſie verſtehen wollte, fragte ſie, mit dem Finger auf das Bett des Schlummernden hindeutend: wird er ſterben? oder wie iſt es, Mutter? Er wollte ja ſchon vor einer Stunde ſterben! Ich fürchte, es wird heut wieder aus unſerer Reiſe nichts!

Die Gräfin ſchwieg und nahm ihr ungeduldiges Kind, das ſich heut kälter als ſonſt den Liebkoſungen der Mutter überließ, in die Arme, indem ſie ihre eigene heiße Stirn an die Wange des Mädchens lehnte. Wie Du glühſt, Mutter! ſagte

Ada, ihr ſcharf in die Augen ſehend. Du haſt das Fieber. Komm, laß uns hinausgehn an den kühlen Rhein, dort wird das Dampfſchiff bald anlegen vor St. Goar, und Dir wäre dann beſſer, wir könnten reiſen! Und warum können wir nicht?

Die Gräfin ſchwieg abermals, und liebkoſte mit thränendem Auge dem Mädchen, und ringelte ihr die Flechten des ſchönen braunen Haares ſpielend mit der Hand, und küßte ſie auf den Mund, was ſie Alles ſeit einigen Tagen ihr nicht gethan. Dieſe ſtumme Scene zwiſchen Mutter und Tochter dauerte mehrere Augenblicke, ohne daß ſie ſich erklärten, was Jedes von ihnen auf dem Herzen trug. Ada wollte fortgehen, um das ihr peinvolle Stillſchweigen zu unterbrechen, aber die Mutter begleitete ſie, einen Arm um ſie ſchlingend, nachdem ſie noch zuvor einen ſorglichen Blick auf Cimaletti geworfen.

— Als Hippolyta nach Verlauf einer halben Stunde wieder das Zimmer betrat, um nach dem Zuſtande des Kranken zu ſehen, konnte ſie vor Erſtaunen kaum die Schwelle überſchreiten und blieb in der halbgeöffneten Thür ſtehen. Der außerordentliche Anblick war, den Cimaletti aufgerichtet auf ſeinem Bette ſitzen zu ſehn, wie er eben in der

lebhafteſten Weiſe mit einer Mahlzeit ſich beſchäftigte, mit der ein vor ihm befindlicher Tiſch ſtark beſetzt war. Er hatte ſich mit mehreren Braten und andern Schüſſeln umgeben, Rheinwein ſtand vor ihm und blitzte in dem ſchäumenden Glaſe, und er zeigte ſich in dieſen Gegenſtänden dermaßen thätig, daß man einen ſeit mehreren Tagen Ausgehungerten in ihm zu erblicken glaubte. Plötzlich erſcholl ein lautes Gelächter draußen auf dem Flur. Es war Ada, die eben vorbeiſchlüpfte und durch den Spalt der noch geöffneten Thür einen Blick geworfen hatte. Was ſie von dieſer Scene geſehen, reizte ſo ſehr ihre ohnehin leicht erregbare Lachluſt, daß die Thränen, die noch vor kurzem ihrem Gram gegolten, jetzt im reichen Maaße von dem unaufhaltſamen Gelächter herausſprangen. Die Gräfin ſchloß unwillig die Thür und näherte ſich dem in ſeiner Beſchäftigung innehaltenden Cimaletti. Draußen hörte man noch einige Zeit das allmälig verhallende und ſich ſchwer zufriedengebende Lachen.

Ach, theure, geliebte Freundin! rief Cimaletti, indem er kaum eine leichte Verlegenheit zu überwinden ſchien. Ich befinde mich da eben in einer bedenklichen Kriſis. Ein krankhafter Appetit von ungeheurer Stärke hat mich ergriffen, und es iſt

möglich, daß mein Zuſtand mit ihm entweder eine andere Wendung nimmt, oder in wenigen Momenten ſich ſo verſchlimmert, daß ich erſticken muß! Wie ich aber immer ſorglos gelebt habe, ſo wollte ich auch ſorglos ſterben, und habe noch einmal das Rebenblut des unſterblichen Vater Rhein gekoſtet. Nun, Hippolyta, Deine Liebe, Deine wunderſchönen Augen und Dein göttliches Herz, das mich nicht verſchmäht hat, ſoll leben! Dieſer ſchimmernde Trunk feiere Deine Apotheoſe, Du haſt mich dem Tode zum Trotz geliebt, und in dieſem fliegenden Schaum trinke ich Dir das ewige Leben zu!

Er leerte ſein Glas, und ſchleuderte es dann hoch an die Decke, daß es in tauſend klirrenden Splittern wieder zu Boden fiel, und die Gräfin erſchrocken ausweichen mußte. Darauf ſchob er den Tiſch mit den Speiſen zurück und warf die Serviette verdeckend darüber, Alles mit einem neuen Aufſchwung von Kraft und Lebendigkeit, der die Gräfin immer betroffener machte.

Jetzt öffnete ſich die Thür, und Falk, in reiſefertigem Anzuge, trat herein, um ſeine Sachen aus dem Zimmer nehmen und auf das eben angekommene Dampfſchiff fortſchaffen zu laſſen. Indem er Abſchied nahm, ſowohl von Cimaletti als

von der Gräfin, trat in ſeinem Weſen eine eiſige Kälte und verächtliche Zurückhaltung hervor, welche die letztere mehr als verwundern machte und faſt beſtürzte. Falk vermied gegen Cimaletti alle Erörterungen, die man vielleicht nach den ſtattgehabten Ereigniſſen unter Freunden hätte erwarten können, und ſagte ihm ein trockenes Lebewohl, während dieſer ihm herzlich die Hand ſchüttelte und ihn bat, ſeiner nicht zu vergeſſen, da er ihn wohl niemals wiederſehen würde. Falk wurde ſelbſt auf dieſe letzte Andeutung nicht theilnehmender, machte gegen die Gräfin noch eine kurze und wortloſe Verbeugung und entfernte ſich dann raſch; ſo verließ ſie auf eine befremdende Weiſe dieſer Freund, in deſſen Weſen ſonſt eine biederherzige Freundlichkeit das Vorherrſchende zu ſein pflegte.

Als ſich Beide wieder allein einander gegenüberbefanden, ſagte Cimaletti: ihm ſei ſehr wohl zu Muthe! Das Leben habe ſich an ihrer Liebe neu in ihm entzündet, und rege ſich zitternd wie ein neugeborenes Kind, das die Augen zu ihr aufſchlage, um ſich an ihre Bruſt zu werfen! Denn ihr verdanke er jede neue Kraft, die ihm ſeit kurzem das Herz durchſtröme, und ihr Wohlwollen ſei die Milch, die ihn genährt und ſeine Pulſe wieder mit

Lebensſtärke gefüllt habe. Ob ſie ihm zürne des neuen Daſeins wegen, zu dem er durch die heilbringende Einwirkung ihrer Nähe und ihrer Neigung zu erwachen beginne? Ob ſie ihr eigenes Werk haſſe? Denn ſie ſei der Engel an der ſchwarzen Pforte geweſen, und er habe für den Tod mit ihr capitulirt, und ſiehe, ſie habe ihm Leben gelächelt. Ob ſie zurücknehme, was ſie ihm geſchenkt, ob ſie die Wirkung der Arzenei verläugne, die ſie ihm ſelber bereitet? Sie hätte ihn von ſich ſtoßen ſollen, dann wäre er geſtorben, aber ſie habe ſein Leben gewollt und gewirkt, ſobald ſie ihn geliebt, weil ihre Liebe eine göttliche Arzenei ſei! Als ſie an ſeinem Sterbelager geſtanden, habe ſein hinſchmachtendes Herz an ihrem Athem ſich wieder aufgerichtet, wie die kranke Lilie am lauen Weſt, zu ihren Blicken und Worten habe er ſich gläubig hingewandt, wie der betende Araber zur heiligen Kaaba, und er fühle, daß ſein Glaube ihn nicht getäuſcht. Von ihr ſei die Geneſung ausgegangen, wenn ſie wieder Kraft in den tödtlich ergriffenen Organen gewinne. Jetzt werfe er ſich mit ſeinem neu anfangenden Leben ihr zu Füßen, und laſſe ſie entſcheiden über deſſen Beſtimmung.

Dann fragte er ſie mit feſtem Ausdruck der

Stimme: ob er ſich den Tod geben ſolle? Er ſei dazu bereit, ſobald ſein Leben ihr läſtig falle!

Hippolyta ſtand noch einen Augenblick in peinlicher Unſchlüſſigkeit vor dieſer neuen Wendung der Dinge. Sie beſann ſich auf ſich ſelbſt, alle Gegenſtände um ſie her begannen zu wanken und wie in einen Traum zu zerfließen. Dann reichte ſie ihm die Hand und er fing die halbohnmächtig Sinkende in ſeinen Armen auf! — —

Am andern Morgen ſtand Cimaletti früh auf und konnte ſich für völlig wiederhergeſtellt halten. Er pfiff der heiter aufgehenden Sonne ein fröhliches Lied entgegen. Der Gräfin ließ er mit einem Morgengruß ſagen, daß er, obſchon ihm noch eine bedeutende Schwäche zurückgeblieben, ſich doch wohl genug fühle, um die Abreiſe ſeinetwegen nicht länger zu verzögern, ſondern auf heut feſtzuſetzen.

Das Dampfſchiff: Friedrich Wilhelm brachte ſie gegen Abend nach Mainz, wo ſie ohne Aufenthalt Poſtpferde nahmen, um die ſchöne Sommernacht zur Reiſe zu benutzen. Cimaletti hatte den Reiſeplan entworfen, der ſie, in weſtöſtlicher Linie Deutſchland durchſchneidend, nach Kurland bringen ſollte, wo die Güter der Gräfin ſich befanden.

Dort wollten die Neuverbundenen einige Zeit verleben.

In den Reiſewagen, der Cimaletti, Hippolyta und Ada zu einer Gruppe vereinigte, ſtrahlte der volle Mond herein, und beleuchtete den verſchiedenen Ausdruck der Geſichter. Cimaletti erzählte viel, von früheren Reiſen und Lebensereigniſſen, und es ergab ſich, daß er faſt die ganze Welt ſchon geſehen und in den mannigfaltigſten Verhältniſſen geſtanden. Auch in Kurland und Rußland war er ſchon geweſen und kannte die dortigen Verhältniſſe. Die blühende, mit Blumen und Gleichniſſen nur allzuſehr belebte Sprache, in der er ſich mitzutheilen verſtand, hatte große Reize für das ihm aufmerkſam zugeneigte Ohr der Gräfin. Sie ſah heiter aus, und ihr leichter Sinn überließ ſich der Zufriedenheit. Nur Ada beobachtete ein tiefes und faſt hartnäckiges Stillſchweigen. Sie hatte mit Cimaletti faſt noch kein Wort gewechſelt und hörte kaum auf das, was er mit ſeiner glänzenden Beredſamkeit ſagte. Wo ſie mit ihm unvermeidliche Berührungen hatte, benahm ſie ſich mit einer Würde und Gemeſſenheit, die den entſchiedenen Charakter des jungen Mädchens zum erſten Mal hervortreten ließen. Cimaletti und Hippolyta waren zu ſehr

mit einander beſchäftigt, um auf dieſe plötzliche Entwickelung zu achten. — Biſt Du nicht wohl, daß Du den Kopf ſo hängſt? fragte die Mutter bei einer Pauſe des Geſprächs. Ich bin traurig! ſagte Ada. Ich kann meinen Stern nicht wiederfinden, der mir ſonſt der liebſte am Himmel geweſen. Sieh, die Stelle iſt finſter, wo ich ihn ſonſt immer ſah! Vielleicht, wenn wir wieder an unſere Oſtſee kommen, wo er mir ſchon als Kind ſtrahlte, daß er mir freundlich wieder aufgeht! — Du haſt Träume! ſagte die Gräfin. — Ada ſeufzte: es ſind nur ſo Gedanken! — —

II.

In einem reichen Marſchlande, umgeben von vielen Waldungen, Seen und fruchtbaren Flächen, lag das kurländiſche Dorf, welches der Gräfin gehörte. Dieſes anſehnliche Familienbeſitzthum, das einige tauſend Seelen umfaßte, war ein friedlicher und romantiſcher Aufenthalt, und bot zugleich jenen rührigen, reinlich praktiſchen Anblick kurländiſchen Lebens dar, der ſo viel Eigenthümliches hat. In der Nähe rauſchte die Oſtſee und theilte der Luft eine etwas rauhe, aber beſtändig friſche und kräftigende Bewegung mit, wie an dem geſunden Schlag der einheimiſchen Geſichter erfreulich zu Tage lag. Das herrſchaftliche Schloß, von einfacher, aber edler Bauart, hier und da ſchon Spuren der Jahre an ſich tragend, die es in mannigfachen Zeiträumen an ſich vorüberwandeln geſehn, vereinigte in ſich alle Bequemlichkeiten und allen

Glanz eines kurländiſchen Magnatenthums, der ſich ſeit einer Reihe von Beſitzern aus verſchiedenen Perioden darin zuſammengefunden. Ueberall war ein reges Leben, in den Seen wurde gefiſcht, die Wälder hallten wieder von den Schüſſen und dem Hallo der Jagden, und der Bauer auf ſeinen Flachsfeldern bewies am meiſten durch ſeine heitere Arbeitſamkeit, daß er ein freigegebener Mann war und ſeinen adeligen Gebietern in einer gewiſſen Selbſtändigkeit gegenüberſtand. Nur in den Räumen des Schloſſes ſelbſt war es ſtill, und die Bewohner, die es ſeit einiger Zeit wieder in Beſitz hatten, lebten entweder in glücklicher Beſchränkung auf ſich ſelbſt, welche ihr Daſein in dieſe lautloſe Ruhe tauchte, oder es war das Unglück und Mißbehagen, das heimlich hinter dieſen grauen Mauern brütete.

— An einem ſchönen Tage öffnete ſich früh das eiſerne Gatter des Schloßthors, und Ada, im zierlichen Jagdkleide, gefolgt von einigen Jägern und Dienern, ritt auf einem weißen Zelter daraus hervor. Die Jagd war die einzige Zerſtreuung, der man ſich an dem ländlichen Aufenthalt überlaſſen konnte, und Ada, die am eifrigſten dieſem ihrem Lieblingsvergnügen nachhing, lehnte dann jede

andere Begleitung oder Gemeinſchaft ab, als die ihrer ergebenen Diener; oft ſtürzte ſie ſich auch einſam in die entlegenſten Gegenden des Forſtes. Es war merkwürdig, das beherzte Mädchen zu betrachten, wie ſie ſich ſeit der kurzen Zeit, die dazwiſchen verfloſſen war, auffällig verändert hatte! Sie ſchien auf Einmal größer, voller und blühender geworden, und ihre ſonſt mehr gedrängte Geſtalt ſtrebte leicht zu einer ſchlanken Höhe empor. Auf ihrem Geſicht lag mehr Nachdenken und Ernſt als ſonſt, und Alles verrieth die zeitige Entwickelung der Jungfrau, in deren reicheren Formen die Fülle, Schwere und Bedeutſamkeit des Lebens ſich geregt hatte. Indem ſie frei ihrem wilden Renner die Zügel ſchießen ließ, trat das, was ihr Weſen am meiſten charakteriſirte, in natürlicher Schönheit an ihr heraus. Dies war der Muth, der dieſem lieblichen Mädchen hervorſtechend eigen war, und, mit jungfräulicher Anmuth verbunden, allen ihren Bewegungen einen beſondern Ausdruck gab. Der Muth, mit dem ſie um ſich ſchaute und Allem, was ihr in den Weg treten wollte, dreiſt ins Auge zu blicken ſchien, gab ihrer Jugend dieſen frühreifen Schimmer und dieſe edle, ſelbſtändige Haltung, in der ſie ſich gewiſſermaßen in ſich ſelbſt abgränzte. Dieſe

entſchloſſene Stellung zum Leben, die in vielen weiblichen Gemüthern durch das Unglück hervorgebracht wird, hatte bei Ada in der ihr noch immer ungewohnten Lage, in die ſie ſich zwiſchen ihre Mutter und den räthſelhaften Cimaletti, als eine beiden unbequeme Mittelfigur dieſer Gruppe, hineingeſtellt ſah, ſchnell zu einer charaktervollen Feſtigkeit ſich ausgebildet. Ada ſuchte, in einem edeln Inſtinct ihrer geſunden Natur, die Thätigkeit und die Arbeit auf, um ihrem Daſein dadurch einen ſittlichen Halt zu gewinnen, und war mit den Landbewohnern der ganzen Umgegend in einen lebhaften Verkehr getreten. Sie war eine holde und hülfreiche Erſcheinung in den Hütten der Armen, bei den Leiden der Kranken und den Feſten der Fröhlichen, überall harrte man auf das kluge, verſtändig rathende und ihr Taſchengeld mit vollen Händen beiſteuernde Mädchen, das ſeit kurzem wie eine wohlthätige Fee in dem Dörfchen waltete. Nur den Dank der armen Leute mochte ſie nie abwarten, wer ihr dieſen allzu unabläſſig aufdrängen wollte, dem kehrte ſie unwillig den Rücken, und dabei trat zuweilen das kindiſche brüske Weſen der Jugend noch mit einiger Härte hervor; im Grunde aber bewies ſie ſich ſo, weil

ihr alle Rührung, und was darauf hinzielte, in innerſter Seele zuwider war. Sie wollte fröhlich Alles verrichten, was ſie that, und die Thätigkeit, in der ſie ſich umherbewegte, ließ zu Zeiten die ganze Fröhlichkeit ihrer eigenſten Natur wieder hervorbrechen, und verſchleierte ihr das Trübe ihrer ſonſtigen Situation hinter duftigen und ſonnigen Farben, nach denen ihr ſpähendes Auge begierig am Horizont des Lebens ſich umſchaute. In der letzten Zeit war ihr der Schulunterricht der Landjugend, der in Kurland ſo merkwürdige Fortſchritte zu machen anfing, ein Gegenſtand des Intereſſes und Nachdenkens geworden, und ſie fand es in ihrem kleinen praktiſchen Kopf von beſonderer Wichtigkeit, ihre ganze Aufmerkſamkeit in ihrem nächſten Kreiſe, in dem noch weniger dafür geſchehen war, darauf zu verwenden. Sie erhielt von ihrer Mutter, die es gern ſah, daß ſich Ada durch Beſchäftigung zerſtreue, leicht die nöthigen Mittel, um etwas Weſentliches für dieſe Sache geſchehen zu laſſen. In dem Dorfe befand ſich ſeit kurzem ein alter Schulmeiſter, mit ſilbernen Haaren und ehrwürdigen Lebenserfahrungen auf dem runzligen Geſicht. Zu ihm, in die ſtille Hütte,

begab ſich Ada jetzt oft, und hatte ſtundenlange Unterhaltungen mit dem alten Buſſo, der früher in beſſeren und größeren Verhältniſſen geſtanden haben mußte, denn er kannte die Welt, und Ada lernte jedesmal etwas Neues aus ſeinen Erzählungen. Es bildete ſich allmälig ein eigenthümliches Verhältniß zwiſchen dem jungen Mädchen und dem alten Manne, über deſſen winterlichem Haupt durch die Neigung und Theilnahme, die er bei ihr fand, es noch einmal wie ein Sonnenſtrahl aufging, ihn tröſtend, wie es ſchien, über ein verlorenes Leben.

— Während Ada ſich dieſen ernſthaften Beſchäftigungen überließ, ſtanden ihr die andern Zerſtreuungen, in denen ihr lebhafter Sinn ſich Bewegung verſchaffen mußte, um ſo ſchöner. An einem ländlichen Feſt, das in dieſen Tagen die ganze Gegend gefeiert hatte, war ſie die reizendſte Tänzerin geweſen und hatte ſich in den Nationaltänzen der Kurländer mit aller ihrer kecken Anmuth gezeigt. Zu Pferde ſitzend und auf die Jagd reitend, ließ ſie ſich am meiſten in der wilden Freiheit, die ihrem Weſen ein Bedürfniß ſchien, gehen, und wagte Alles, was nur dem Kühnſten und Geübteſten zuſtand. Jetzt bog ſie

im vollen Gallopp um die Waldecke, und ſtürzte ſich in die Tiefen des Forſtes, wo ſie der Spur eines Wildes nachzog.

Bald nach ihr traten auch Cimaletti und Hippolyta aus der Schloßpforte, mit heitern Geſichtern den friſchen Morgen begrüßend, der ſie gewöhnlich zu einem Spaziergang durch die ſchönſten Partieen ihrer Beſitzung vereinigte. Beide lebten ſeit der Zeit ihrer Verbindung in einem ungeſtörten Frieden, und Cimaletti entfaltete mit jedem Tage neue Talente, die man nicht an ihm geahnt hatte, in den verſchiedenſten Sphären, und die ebenſo ſehr zur Unterhaltung der Gräfin, wie zur Beſtärkung ihrer Liebe, beitrugen. Es zeigte ſich auf Einmal, daß Cimaletti von der Landwirthſchaft bedeutende Kenntniſſe beſaß, und er erwies ſich geſchäftig, ſie zur Verbeſſerung und Emporbringung dieſer Güter anzuwenden. In allen Zweigen der Oekonomie ſchien er ſelbſt bis auf die Details erfahren, und machte ſogar neue Verſuche in verſchiedenen Dingen, die zum Erſtaunen der Uebrigen glücklich ausſchlugen. Man konnte in allen Fächern guten Rath von ihm erfahren und er hatte ſich dadurch bald ein gewiſſes Anſehn in ſeiner Umgebung geſchaffen. Die Gräfin war um landwirthſchaftliche Dinge wenig

bekümmert und hing mehr an den reichen, blitzenden Eigenschaften seines Geistes, den er immer glänzender in allen Farben spielen ließ, indem er jeden Augenblick die Macht über sich hatte, sich gewissermaßen wie ein Kaleidoskop zu schütteln, und immer neue Figuren, schimmernde Bilder und kappante Reflexe aus seinem Wesen hervorzulocken. Er war in jedem Moment zu Allem gerüstet und ging auf die sentimentalen Stimmungen der Gräfin mit derselben Hingebung und Sympathie aller seiner Gefühle ein, als er durch eine übermüthige und originelle Laune in ihren heitern Stunden ihr ebenso unentbehrlich wurde. Doch gab es Etwas, was die Gräfin noch hinderte, ihres Glückes in dieser Gemeinschaft so froh zu werden, als sie wohl gewünscht hätte. Auf ihrem blühenden Gesicht, das seit kurzem sich noch wie verschönt und von Neuem erfrischt hatte, lag zuweilen eine trübe Wolke des Nachdenkens und der Mißstimmung. Was ihr fehlte, war das Vertrauen ihres neuen Freundes, der ihr Herz so beherrschte, von dem sie aber bis jetzt vergeblich Aufschlüsse über sein vergangenes Leben gehofft hatte, das in mehr als einer Hinsicht dunkel und räthselvoll hinter ihr lag. Es peinigte sie aber,

daß ihr Geheimniſſe hinter ſeiner Erſcheinung bleiben ſollten, die ſie weder enthüllen noch daran theilnehmen konnte, und ſie gehörte zu den Frauen, die kein Geheimniß zu dulden im Stande ſind, ſondern ſich eher daran verzehren, in Neugier und quälenden Verſuchen. Namentlich lag es ihr noch Tag und Nacht im Sinne, den Schlüſſel zu jenem nächtlichen Ereigniß am Rhein zu erhalten, bei dem ſie den Cimaletti belauſcht hatte. Aber dieſer beobachtete das ſorgfältigſte Schweigen über Alles, und wenn es zuweilen den Anſchein hatte als wolle er über ſich reden, ſo brach er doch ſtets auf eine noch räthſelhaftere Weiſe wieder ab. So verſtrich eine Woche nach der andern, und dieſe Spannung, in der ſich die ihn begierig umlauſchende und an ſeinen Lippen hängende Hippolyta unabläſſig ihm gegenüberbefand, trug vielleicht am meiſten dazu bei, dem Verhältniß ſeine längere Dauer und Harmonie zu erhalten. Cimaletti aber ſchien ſich fröhlich und thätig nur der Gegenwart zu überlaſſen, und an die Vergangenheit weder mehr zu denken, noch Etwas zu haben, das ihn mit ihr verbände.

Wie glücklich bin ich, liebe Freundin! ſagte Cimaletti, als jetzt Beide Arm in Arm neben einander hingingen über die reichblühende Flur, indem

er den lachenden Blick ſtolz und ſicher von der Erde zum Himmel ſchweifen ließ. Mein ganzes Leben ſteht im Begriff, ſich auf einem neuen Grund und Boden aufzubauen; ich bin ruhiger, meiner ſelbſt gewiſſer, ausgeſöhnt mit dem Schickſal und frei von ſeinen Dämonen, ja ich bin ſogar arbeitſam und thätig geworden! Mein Freund Falk, den Du in St. Goar am Rhein geſehen haſt, war ein närriſcher Philoſoph und ſchlechter Prophet. Er wollte nicht an mich glauben, daß ich jemals ein ſolide Geſtalt annehmen würde, und nannte mich nur immer einen im Zerſpringen begriffenen Kometen. Nun aber zeigt ſich, daß der Menſch wann er nur den ächten Willen dazu hat, ſeines Glückes Herr und Meiſter werden kann! Ich habe mich entſchloſſen, glücklich und gut zu werden, und ſiehe, an Deiner Seite habe ich es nach Wunſch erzielt! Des Mannes Entſchluß, dem Schickſal gegenüber, gleicht jenem großen Maler, der mit einem einzigen Pinſelſtrich aus einem weinenden Kind ein lachendes umzuſchaffen verſteht! Man kann das Glück ſeines Lebens ſich malen, wenn man nur die Farben und den Pinſel richtig zu handhaben weiß, und ein feſtes Bild muß erſtehen auf himmelblauem Grunde! Alle Schat-

ten und Streifen der Vergangenheit und Zukunft, die mir mein Gemälde verwirren möchten, weiß ich mit Kunſt an die Harmonie der Farben zu feſſeln und eine milde Einheit der Beleuchtung über Alles auszugießen! Der Gott hat dem Menſchen die Macht gegeben, der Künſtler ſeines Lebens zu werden und aus dieſem bildſamen Marmor ſich eine Geſtalt hervorzurufen, wie ſie ihm nur die Sehnſucht im Innerſten vorſpiegelt! Aber der Menſchen Unglück iſt hauptſächlich, daß ſie das Glück nicht verſtehen! Die Hoffnung, die Reue und der Schmerz treiben ſie auf tauſend Wegen nach unnützen Richtungen, und binden ſie immer an einen Moment, den ſie ſich nicht entſchließen können zu überſpringen und der ſie in einem unheilvollen Zirkel gefangen hält! Darüber verlieren ſie die Kraft, ſich der Gegenwart ſiegreich zu bemächtigen, und den Triumph des Augenblicks zu genießen, der nur ſich ſelber angehört, und der das alte Erbübel, die Reue, die ihre Schlangenzunge immer nach dem Vergangenen und Unmöglichen in uns ausſtreckt, in dem menſchlichen Herzen überwindet! In der Kunſt des Lebens biſt Du, Hippolyta, meine göttliche Muſe geworden, und unter Deinem Einfluß habe ich aus meinem Da

ſein gebildet, was ſich noch Schönes daraus machen ließ! Bin ich nicht gut, fromm, mild und fleißig, wie Du mich wünſchen kannſt? —

Ihre Blicke begegneten ſich freundlich, aber Hippolyta verſank bald darauf an ſeiner Seite in ein tiefes Nachſinnen. Sie glaubte jetzt den rechten Augenblick gekommen, wo ſie ihm alle ihre Zweifel und Wünſche, die ihn betrafen, bekennen wollte. Du tadelſt, hub ſie leiſe an, daß die Menſchen ſich der Reue hingeben, und die Gegenwart, die freilich Alles verbeſſern kann, darüber verlieren. Man ſollte denken, Du kennſt die Gewalt der Reue nicht, oder haſt nie etwas an Deinem Leben zu bereuen gehabt!

Es iſt wahr, entgegnete Cimaletti, ich habe niemals etwas bereut, ſobald es geſchehen war. Dadurch habe ich immer Raum gewonnen, entweder meine Fehler gut zu machen, oder wo das nicht ging, mich wenigſtens auf der Stelle mit dem Schickſal zu arrangiren. Und daraus erwächſt ſchon immer ein großer Vortheil!

Es mag freilich Ereigniſſe und Thaten geben, fuhr Hippolyta mit einem beſonderen Ausdruck ihrer ſchwärmeriſchen Augen fort, die ſelbſt in ihrem Unheil ſo großartig ſind, daß jede Reue

kleinlich ausfiele! Es iſt Zeit, Freund, daß Du mir auch Dein vergangenes Leben offenbareſt, damit ich Dich ganz kenne, und damit Du wiſſeſt, wie ich kein ſchwaches und gewöhnliches Herz im Buſen trage, um darin aufzunehmen und zu würdigen, was Dich jemals Schreckliches oder Bedeutſames betroffen haben mag. Um aber mit dem Vertrauen anzufangen, muß ich Dir endlich geſtehen, was ich bis jetzt nur mit Qual verſchwiegen habe, daß ich Zeugin jener Nacht in St. Goar geweſen, in der Du vor meinen Augen an einem unerklärlichen Geheimniß einen ſo räthſelhaften Theilnehmer abgabeſt! —

Cimaletti ſchrak einen Augenblick zuſammen, ſah ſie ſtarr an und erbleichte. Dann, ſich ſchnell faſſend, rief er aus, indem er ſein Geſicht in gewaltſamer Bewegung an den Buſen der Erſchrockenen barg: Theuerſte Freundin, von jener unglücklichen und mit dem ſchwarzen Fluch der Hölle beſiegelten Nacht, die noch in der Erinnerung plötzlich alle Schmerzen meines Lebens als Geſpenſter in mir auferſtehen macht, biſt Du Zeugin geweſen? von jener Nacht, wo ich meinen liebſten und einzigen Freund begrub, und wo zu der Qual in unſern Herzen ſich der Sturm und das Un-

wetter der Elemente ſchrecklich geſellte, ſengende Blitze ſchleudernd über unſere weinenden Häupter? Welcher Dämon hat Dich wachen laſſen in dieſer fürchterlichen Nacht, wo nur die Schlummernden glücklich waren? —

Hippolyta ſuchte ſeine Bewegung zu ſtillen, ſie leitete ihn ſanft und unter freundlicher Liebkoſung zu einer Bank und redete ihm mit den zärtlichſten Beweiſen ihrer Liebe zu, denn ſie hoffte nun, das Geheimniß zu erfahren, nach dem ſie ſo lange geſchmachtet und gerungen hatte.

Cimaletti küßte ihr die Hand, preßte ſie inbrünſtig gegen ſeine Augen, und hub dann, mit einer noch vom Schmerz zitternden Stimme an: Kennſt Du die Ballade vom Ritter Toggenburg, von Schiller?

Die Gräfin, die aufs Aeußerſte geſpannt an ſeinem Munde gehangen, bejahte es, ein wenig befremdet, und fragte: wozu?

Mein Freund Aloys, fuhr Cimaletti mit ſeinen leuchtenden Blicken fort, war der wahrhafte Ritter Toggenburg. Aber ſeine Geliebte wohnte nicht hinter grauen Kloſtermauern, ſondern tief unten in dem Smaragdſpiegel des Rheins. Sie war ertrunken, eine tückiſche Welle hatte die wunder-

ſchöne Lydia entführt. Aloys und Lydia wohnten in einem und demſelben Rheinſtädtchen, es lag in der Nachbarſchaft von St. Goar, und ſie waren als Kinder miteinander auferzogen. Aber Lydia widmete dem treuen Aloys nichts als Schweſterliebe. Sie war ein ſchönes, holdes, ſtilles Kind, ſie liebte ihren alten Vater, ihren Garten, ihre Blumen, ſie liebte Gott und den Frühling, ſie liebte auch Aloys, aber nicht ſo, wie er ſie liebte. Er liebte ſie mit ſeiner poetiſchen Seele, die alles Schöne, Zarte und Bedeutende, was es in der Welt gab, nur in Lydia anbetete. Doch ſie verſtand die Gluth nicht, die ſeine männliche Wange färbte, und ſie reichte ihm gütig ihre weiße Hand hin und lächelte unbefangen, während er zitterte. Da konnte er es nicht länger mitanſehen, er riß ſich los, und unternahm eine weite Reiſe, um ſie zu vergeſſen. Er kam auf ſeinen Reiſen in bedeutende Verbindungen, machte ſeine Talente geltend, und erwarb ſich einen Namen. Aber überall trieb es ihn nach dem heimathlichen Rhein zurück, in deſſen Waſſern ſeine Liebe mit ihrer Erinnerung ſich ſpiegelte. Er betrat wieder die vaterländiſchen Gegenden und lebte einige Zeit in ſtiller Zurückgezogenheit in Frankfurt am Main, wo er nur mit dem Bild der

Geliebten sich beschäftigte. Die Kälte ihres jungen Herzens, das in seiner Unschuld die Liebe verschmähte, war doch ein beständiger Pfeil der Liebe in seiner Brust. Endlich zog er wieder nach dem heimischen Städtchen zurück und klopfte eines Morgens an die Thür, die ihm sonst Lydia, mit dem schönen gleichgültigen Frieden auf ihrem Gesicht, oft geöffnet hatte. Aber diesmal trat ihr alter Vater allein heraus, und nahm ihn finster bei der Hand, und führte ihn mit Beben an das Ufer des Stromes. Die Du suchest, liegt hier begraben, sagte er; sie ist des Rheines Braut! Von der Gondel, auf der sie im fröhlichen Scherz sich schaukelte, zog die Welle sie mitten im Lachen in die kühle Gruft hinunter. Und so begierig hat der Strom sie gefaßt, daß man den holden jungen Körper niemals wiedergefunden! — Als Aloys dies vernahm, ward er still, und nur seine Thränen thauten hinunter auf das Wellengrab, das die unvergeßliche Gestalt barg. Dann ließ er sich nicht fern vom Ufer eine kleine Hütte bauen, die nur Raum für ihn allein hatte, und aus deren schmalem Fenster man sein trauerndes Haupt täglich herausblicken sah. Er blickte in den Rhein und auf die Stelle, wo Lydia verschwunden war. Wann die

Sonne über dem Rhein blitzte oder der Abendpurpur ihn malte, oder der nächtliche Mond mit silbernen Fäden ihn durchschoß, zu jeder Zeit saß Aloys an seinem Fenster und harrte auf die Geliebte. Der schöne Rhein war ihm zum schönen Mädchen geworden mit feuchten Haaren, mit dem langflatternden Gewand, mit dem strahlenden Krystall der Augen und einem Brautkranz von hellgrünem Weinlaub um die fromme Stirn. In Allem sah er seine Lydia und liebte sie. Aber am schönsten war es ihm des Nachts, wann ihn die Wellen zuweilen aus leisem Schlaf weckten, und er dann glaubte, sie rufe ihm! Dann eilte er rasch an sein Fenster, und streckte die Arme hinaus über den Rhein und rief mit lauter Stimme, die wie eine Festglocke schallte, ihren Namen. Und aus dem Rhein antwortete ihm der geheimnißvoll murmelnde Wellenschlag, und Lydia sagte ihm leise aus der Fluth heraus, daß sie ihn jetzt liebe, tief und unendlich, denn im Tode habe sie die Liebe vollkommen gelernt! Und dann war es ihm, als fließe die schimmernde Welle in eine bekannte Gestalt zusammen, und wandele aufwärts mit Geisterschnelle über den Wasserspiegel, und hänge zuletzt jubelnd und von himmlischem Feuer umflossen an seinem

Halse. In einer solchen Nacht verschied er einst, und man fand ihn auf das Fensterbrett gelehnt, eine freudige Verklärung auf seinem stillen Antlitz, und den Arm noch bedeutungsvoll nach dem Rhein hinausgestreckt. Ich hatte ihn noch kurz vorher auf meinen vielfältigen Rheinstreifereien öfters besucht, diesen trefflichen, guten, ganz aus Seele geschaffenen Freund, dessen Bekanntschaft ich zuerst in der Schweiz gemacht. Unter seinen Papieren fanden wir einen Zettel, auf dem er schon längere Zeit vor seinem Tode den Wunsch an seine Freunde niedergelegt, nicht in der Erde, sondern mitten in den Fluthen des Rheins, an einer bezeichneten Stelle, begraben zu werden. Wir waren entschlossen, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Dies Begräbniß im Rhein mußte heimlich und nächtlich geschehen, um durch seine Ungewöhnlichkeit kein Aufsehn zu erregen, und, bei stürmischer Nacht, stießen wir vom Lande mit dem eisernen Sarg, der die Glieder des edeln Todten festeinsenken sollte in den tiefsten Grund des Stromes. An den Ufern von St. Goar harrte ich der Freunde um Mitternacht, und ehe wir die geheimnißvolle Feierlichkeit vollbrachten, sprach ich einige Worte der Trauer vor seinem zum letzten Mal enthüllten Leichnam.

Ich zählte alle Wunden, die ihm das Leben geſchlagen, und ſprach zu den Brüdern: ſehet, Alles, was ihr an ihm erblicket, ſind Wunden der Liebe, an denen er geſtorben iſt! Seine Augen, mit denen er Sie angeſchaut, ſeine Lippen, mit denen er zu Ihr geſprochen, ſeine Hände, mit denen er die ihrigen gedrückt und nach einem gleichen Gegendruck vergeblich fühlte, ſeine Füße, die ihn nur forttrugen, um ſie zu finden, ſein Herz, das nur geſchlagen, um Sie zu lieben und zu feiern — alles dies ſind Wundenmahle der Liebe, die ſein ganzes Weſen bedecken und es in einen einzigen Schmerz zuſammenzogen. Und zählet alle edeln Organe an ihm, ſie ſind zu ebenſo vielen Todeswunden der Liebe ihm geworden, ſie haben die Liebe hereingelaſſen in den Proceß des Lebens, und den Tod daraus bereitet! — Aber indem ich ſo ſprach, fuhr mir ein ſchwarzer Gedanke durch meine Seele, der mich beunruhigte. Man entſchließt ſich ſo ſchwer, an den Tod ſeiner Freunde zu glauben, und da Vernichtung zu ſehen, wo noch vor kurzem geliebtes Leben war! Die Freunde theilten meine Sorgen, und da ich Arzt bin, forderten ſie mich auf, noch einen Verſuch mit dem Geſtorbenen anzuſtellen, der ſeit einigen Minuten ſo wunderbar ausſah, daß man ihn

für ſcheintodt halten konnte. Ich riß ſchnell meine Lancette heraus, ſtieß ſie ihm in die Ader, und ließ noch einmal ſein Blut ſpringen, aber keine Lebenshoffnung regte ſich in ihm, und es war nur der falbe Schein des heraufziehenden Gewitters geweſen, der über die Geſichtszüge des Todten blitzte. Dann ſchloſſen wir auf immer den Deckel, und fuhren mit ihm hinein in den Strom, um ihn unter andächtigen Gebeten in die feuchte Ruheſtätte hinabzuſenken, einen Nibelungenſchatz unſerer Liebe, den wir dem Rhein anzuvertrauen gelobt. Aber wir konnten es nicht in Frieden vollbringen, der toſende Sturm miſchte ſich mit ſchrecklicher Donnerſtimme in unſer frommes Geſchäft, wie raſende Furien zogen ſich die Blitze nach unſern Häuptern, die Regengüſſe überflutheten uns, ringsumher erbebten die Ufer, die Felſen krachten und von ihren Gipfeln ſtürzten gebrochene Bäume, der Rhein ſchwoll an, und kaum hatten wir unſern Todten laut ſeufzend in ſeine Gruft fallen laſſen, als wir uns auch flüchten mußten, von den Elementen gejagt, das Entſetzen in unſeren Herzen! —

Cimaletti endete hier ſeine Erzählung, und verhüllte ſein Geſicht mit den Händen, wie in die Erneuerung eines tief ergreifenden Schmerzes ver-

ſunken. Die Gräfin, die dem erſten Theil ſeines balladenartigen Vortrages mit Spannung gelauſcht, ſich aber am Schluß wieder unbefriedigt von ihm abgewandt hatte, ergriff jetzt ſeine Hände, löſte ſie ihm mit einiger Heftigkeit los von ſeinem Geſicht, und ſah ihm dann mit durchbohrenden Blicken lange in die Augen.

Betrügſt Du mich auch nicht, Cimaletti? fragte ſie ihn dann, mit einem bedeutſamen Accent ihrer Stimme. Ich glaube, Du erzählſt meiner Neugier Mährchen vor, und würdigſt nicht, meinem Verſtand Aufſchlüſſe zu geben. Soll ich an Dir irre werden, mein Freund?

Sie brachte ihm darauf, in haſtiger Aufzählung, mehrere Umſtände in Erinnerung, die, in jener Nacht von ihr wahrgenommen, mit ſeiner Darſtellung der Ereigniſſe in einem ſeltſamen Widerſpruch ſtanden.

Gute Hippolyta, ſagte Cimaletti, indem er ſich eine Thräne abtrocknete, Alles, was Dir ſonſt vorgekommen ſein mag, kann nur ein Traumbild Deiner ſo leicht entzündbaren Phantaſie geweſen ſein, und aus den Schreckniſſen der Natur in jener Nacht, in die ſich Dein romantiſcher Sinn hinauswagte, woben ſich Dir Geſtalten,

Worte und Namen zusammen, die nicht existirten, als in Deinem Gehirn. Du bist ein Kind, Liebe, aber ich liebe Dich doppelt deshalb!

Du machst es Dir allzu leicht, mich abzufertigen! sagte Hippolyta empfindlich, und stand auf, ihm einen zürnenden Blick zuwerfend. Ich könnte anfangen, Dich zu hassen! — Und warum erfahre ich jetzt erst von Dir, daß Du Arzt bist, und als Arzt nächtliche Curen unternimmst mit der Lancette, so daß ich sie für einen Mörderdolch halten konnte? Alle Tage erscheint mir eine andere Gestalt an Dir. Welche ist die rechte und ächte, und giebt es eine?

Cimaletti schlug ein lautes Gelächter auf, das die Gräfin in innerster Seele verletzte. Dann erhob er sich ebenfalls, und wollte, mit der heitersten Gebärde, ihren Arm nehmen, um sie zur Fortsetzung ihres Spazierganges aufzufordern. Sie aber widersetzte sich, und stand einen Augenblick nachsinnend da, den Kopf auf die Brust herabgeneigt, ihm den Rücken zukehrend. Eine heftige Bewegung schien in der hohen Gestalt zu arbeiten.

Daß ich Arzt bin, meinem ersten Beruf und Handwerk nach, nahm Cimaletti mit einem höhnenden Ton wieder das Wort, könnte ich Dir, mein

liebes, zweifelndes Kind, mit tausendfältigen Beweisen darthun. Hatte sich bis jetzt keine Gelegenheit geboten, es Dir zu sagen, so liegt dies in meinem Charakter, über meine Eigenschaften zu schweigen, bis die Umstände sie von selbst ans Licht bringen, oder zu ihrem Dienst erfordern, denn ich habe mich schon mit so vielen Dingen beschäftigt, daß mir eigentlich alle gleichgültig geworden sind! Liebe mich darum nicht weniger, schöne Hippolyta! Und wenn ich überhaupt der Meinung bin, daß Weiber die Geheimnisse der Männer unberührt lassen sollen, so bin ich es noch mehr da, wo gar keine Geheimnisse vorhanden sind!

Die Gräfin schrak über die Rauhheit seiner Stimme zusammen, die er bei diesen letzten Worten hören ließ. Ihr Auge füllte sich mit Thränen, sie verwischte sie rasch mit dem Schnupftuch, aber sie vermochte es nicht über sich, den Cimaletti anzusehn. Wie bitter habe ich mich getäuscht! sagte sie endlich nach einer Pause, kaum hörbar. Ich hatte großes Vertrauen und große Hoffnungen auf Dich gesetzt, ich Thörin, und sie fangen an, in ein lächerliches Nichts sich mir aufzulösen. Von Jugend auf strebte ich, mir das Bedeutsame zu

eigen zu machen, das über den Kreis der Gewöhnlichkeit hinaus liegt, der die Meisten meines Geschlechts kleinlich eingefangen hält! Mir genügte nie, was ich besaß, ich wollte das Höhere, Etwas, das ich noch nicht kannte, und knüpfte meine Wünsche an diese und jene Gestalt des Lebens, aber keine will mir gewähren, was mein unbefriedigtes Herz verlangt. Ich will mich aufschwingen von der Scholle des Alltäglichen, ich suche einen Gott, der über den Räthseln des Lebens herrscht, und finde einen Komödianten, der mir etwas vorgaukelt, wie leichtgläubigen Kindern!

Sie sprach diese Worte mit einer Bitterkeit, die in Thränen der Wuth erstickte. Cimaletti aber sah sie kalt an und sagte mit einer Ruhe, die etwas Spöttisches hatte: Zum Komödianten ohne Talent geboren, bin ich gleicherweise zu ehrlich, um einen Gott zu spielen, der gefährliche Experimente mit dem Leben unternähme, blos um es romantisch zu machen nach den Launen einer Frau! Madame haben sich allerdings in mir geirrt, wenn Sie etwas Ungewöhnliches in mir zu besitzen glaubten. Ich bin nichts, als ein ganz gewöhnlicher und unbedeutender Mensch! In Deutschland würde man mich einen Philister nennen, und ich kann

heilig versichern, daß ich in der That die philisterhaftesten Neigungen und Eigenschaften an mir habe! Ich bin ein Mensch, mehr für das Tabacksvergnügen eines räucherig seeligen Estaminet geschaffen, als für die sonnigen Höhen und wilden Waldstege der Romantik oder Chevalerie! Mehrere Jahre meines Lebens, an deren Frieden ich noch heute mit Entzücken zurückdenke, habe ich in einer kleinen deutschen Stadt in Hinterpommern, bei einer Pfeife Taback und einer dürftigen Lectüre aus der Leihbibliothek, ohne alle weitere Beschäftigung hingebracht. Will das nicht viel sagen? Es giebt eine gewisse Gemeinheit in der menschlichen Natur, zu der ich mich mit Vergnügen bekenne, sie fesselt den Titanengeist wieder an die liebe Mutter Erde, und Erde ist doch am Ende das Sicherste für uns, denn sie läßt uns das Getraide entsprießen, aus dem wir unser Brot backen! Darum verlege ich mich auch neuerdings wieder mit so großem Interesse auf die Landwirthschaft und die Oekonomie. Du mußt Dich schon damit begnügen, meine Hippolyta, daß ich ein so unbedeutender Mensch bin! Auch die Unbedeutendheit ist süß! Auch die Harmlosigkeit ist eine Poesie!

Unbedeutend bist Du nicht, aber abscheulich!

sagte die Gräfin, indem sie aufs höchste empört schien, und alle Züge des schönen, jetzt hochroth entflammten Gesichts den größten Widerwillen gegen ihn ausdrückten. Ich Unglückliche und Gutmüthige, welcher böse Dämon hatte mich verblendet, welche schwarze Zauberei bannte mich an Dein mir so fremdartiges Wesen! Jetzt springt es mir wie Schuppen von den Augen, ich erwache aus einem bizarren Traum, und das Erste, was ich wieder klar sehe, ist Dein höhnendes Gesicht, das mir gegenübersteht, lachend über die Arglosigkeit meiner Seele! Ein Argwohn, den ich bis jetzt zu edel war in meinem Herzen zu hegen, bestätigt sich mir jetzt zur Gewißheit! Du hast mich schon mit Deinen hochtönenden Phrasen auf Deinem Sterbebette in St. Goar schmählich getäuscht, und ich, die ich immer nur gläubige Empfindung bin, habe mich täuschen lassen! Oder hast Du, da Du Arzt bist, damals Wundercuren an Dir selbst verrichtet?

Cimaletti schwieg einen Augenblick, mit übereinandergeschlagenen Armen vor ihr stehend, dann klopfte er ihr mit der Hand auf die Schulter, und sagte, mit seinem lächelnden Gesicht, aber mit einer eisigen Kälte in der Stimme: Die größte

Offenheit soll von jetzt an unter uns herrschen, liebe Hyppolyta! Wozu Dir länger ein Geheimniß verschweigen, das Dein Scharfblick schon längst diviniren konnte. Bist Du einen Moment lang getäuscht worden, so klage die gränzenlose Liebe an, die ja ihrem ganzen Wesen nach aus Täuschungen besteht. Sobald ich Dich gesehen, lag mir vor Allen daran, Deine herrliche Erscheinung mein zu nennen, denn des Allerhöchsten vermißt sich die Jugend und die Liebe! Und die Liebe wirst Du nie an mir in Zweifel stellen. Wie sollte ich aber die Formen, die uns trennten, anders überspringen, als durch eine Scene, wie wir sie der Welt vorspielten! Nicht Du bist betrogen worden, Hippolyta, ich meinte damals, Du empfändest es selbst, sondern nur die Welt, die es nicht anders will und verdient! Indeß schwöre ich es Dir, Freundin, auf mein Ehrenwort, daß Alles nur ein Werk des unwillkürlichen Augenblicks, und nicht der durchdachten Berechnung gewesen! Als ich an jenem Morgen erwachte, befand ich mich wirklich krank, denn die Erschütterungen der vergangenen Nacht, in der wir unsern Alovs begraben hatten, vielleicht auch die Folgen des Unwetters, dem ich mich ausgesetzt,

wütheten faſt tödtlich in meinen Nerven. Und ich lag da, mich gern und willig an Todesphantaſieen überlaſſend, ein träumeriſcher Sterbender, und hatte, mich mit allen meinen Lebensbildern ſüß einſchläfernd, weiter keinen Wunſch mehr, als Dich zu ſehen, Du Einzige! Und als Du gütig an meinem Lager ſtandeſt, erwachte die Sehnſucht in mir, mein Leib möchte wirklich ſterben, aber die Seele, enteilend in ihr ſchöneres Sein, möchte als Anwartſchaft auf den Himmel Deine Liebe mit davontragen können! Da wagte ich leiſe, Dir dieſen Wunſch zu bekennen, Du widerſtandeſt ſo vieler Liebe nicht, und Deine Hand, die mir gehören ſollte, führte mich von Neuem friſch in das kräftige Leben zurück! Du magſt es nun Täuſchung nennen oder wie Du willſt, genug, Du biſt mein unter rechtmäßigen Formen, und wenn Du nicht mehr leiden kannſt, daß ich Dich liebe, ſo wirſt Du leiden, daß ich Dich beſitze!

Iſt es möglich! ſchrie Hippolyta, wie außer ſich gerathend, und verhüllte wehklagend ihr Haupt, aber zu gleicher Zeit ſchien eine krampfhafte Bewegung ſich ihrer zu bemeiſtern, ſie wankte und ſank ohnmächtig zurück. Cimaletti fing ſie in ſeinen

Armen auf, griff rasch nach ihrem Puls und betrachtete sie dann mit prüfendem Auge. Hierauf schüttelte er sie etwas unsanft und rief mit rauher Stimme ihren Namen. Sie schlug die Augen wieder auf.

Folge mir! sagte er kurz und befehlend. Wir werden unsern Spaziergang fortsetzen, dies wird Dich auf andere Gedanken bringen, und das böse Blut besänftigen, das Dir Schwindel erregt!

Nein! sagte sie, sich mit wüthender Gebärde von ihm losreißend. Ich werde allein nach dem Schlosse zurückkehren, und Du, geh', wohin Du willst, aber ohne mich, und ewig ohne mich!

Du wirst mir folgen, liebe Frau! wiederholte Cimaletti, sie am Arme pressend. Du wirst mir folgen, denn es steht geschrieben: er soll Dein Herr sein, und Du sollst ihm gehorchen!

— In diesem Augenblick erschallte in der Nähe Hundegebell und Hallohruf von Jägern, Cimaletti wurde aufmerksam und ließ den Arm der Gräfin fahren. Es währte nicht lange, so sprengte Ada auf ihrem wilden Renner im vollen Galopp vorüber, mit jubelndem Zuruf ihre Mutter begrüßend, aber kaum hatte sie noch einige Schritte weiter zurückgelegt, als das Pferd stürzte und seine Rei-

terin weit von sich schleuderte. Die Gräfin schrie laut auf um ihre Tochter, und Cimaletti sprang eiligst hinzu, um der bewegungslos daliegenden Ada, die verwundet zu sein schien, Hülfe zu leisten. Er hob sie empor, und obwohl sie wieder zu sich selbst gekommen, sank sie ihm doch in seinen Armen zusammen. Er forschte nach, wo sie sich beschädigt haben könne, und fand, daß die Verletzung nur in einem leichten Armbruch bestehe. Er streifte den schönen weißen Arm auf, was Ada nur mit Widerstreben geschehen ließ, und untersuchte mit kundiger Hand die gebrochenen Theile. Dann umwand er die zarten Gelenke mit einem vorläufigen Verband seines Schnupftuchs und wußte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Thätigkeit Anstalten aller Art zu treffen. Ada war leichenblaß geworden und lehnte sich fast ohnmächtig an seine Schulter. Er sprach ihr auf die tröstlichste Weise und mit zärtlicher Besorgniß zu, belehrte sie von der geringen Gefahr ihrer Verletzung und suchte ihre augenblickliche Lage ihr so bequem als möglich zu bereiten. Dann hob er sie auf die mittlerweile herbeigeschaffte Tragbahre, und gab selbst einen der Träger ab, um der Kranken die mildeste Bewegung widerfahren zu lassen. Ada

warf ihm einen dankbaren Blick zu, und stammelte einige freundliche Worte, es waren die ersten, die Cimaletti aus dem Munde des Mädchens hörte.

Die Gräfin, die dem Zuge unter den seltsamsten Empfindungen folgte, war erst höchlich besorgt um ihr Kind, dann wich aber die erste Aufregung bald wieder den eigenen Schmerzen und Beunruhigungen, von denen sie in ihrer besonderen Lage, die sie seit kurzem mit andern Augen ansah, sich gequält fühlte. Kaum wußte sie daher, auf dem Schlosse angekommen, daß der ungefährlichen Verletzung ihrer Tochter die nöthige Pflege und Sorge zu Theil wurde, als sie sich auch schnell, wie von einem Dämon getrieben, entfernte, um ihr einsames Zimmer aufzusuchen und mit sich zu Rathe zu gehn. Selbst die freundlich geneigten Blicke, die Ada gegen ihre sonstige Weise auf Cimaletti hatte fallen lassen, verwundeten sie wie Scorpionenstiche in ihrer empfindlichen Brust, sie wußte selbst nicht warum. Noch weniger aber schien sie es ausstehen zu können, den Cimaletti selbst länger zu sehn und in seiner Nähe zu verweilen. Dieser war unermüdlich um Ada beschäftigt, und legte die größte Geschicklichkeit der ärzt-

lichen Kunst an den Tag, indem seine Behandlung bald ihren Zustand erleichterte. Ada lag, den Arm von der Schiene umgeben, auf ihrem Lager, und entschlummerte lächelnd und mit leise sich wieder röthenden Wangen, von der Mattigkeit ihres Zustandes eingeschläfert. —

Unterdeß ging die Gräfin Hippolyta mit heftigen Schritten in ihrem Zimmer auf und ab und kämpfte in gewaltsamer Aufregung mit einem Entschluß. Ihr Auge rollte und sprühte ein blitzenderes Feuer als gewöhnlich aus, alle ihre Pulse flogen stürmisch wie im Fieber. Sie wälzte Gedanken mit sich herum, die sie bis auf ein Aeußerstes führten, und selbst das Aeußerste dünkte ihr kaum noch genügend, denn es handelte sich in ihrer empörten Seele um Rache. Frauen ihrer Art sind in der Wuth ebenso enthusiastisch, als in der Hingebung schwärmerisch, und in beiden alle Gränzen überspringend, zeigen sie dieselbe Ueberschwänglichkeit, die sie in der Zärtlichkeit besitzen, auch in der Furie ihres Herzens, und meistens an einem und demselben Gegenstand! Hippolyta weinte, tobte, löste sich die Haare auf, warf sich verzweifelt auf das Kanapee, und sprang dann wieder wie von Raserei ergriffen umher. Dann stützte sie das Kinn nach-

denkend in die Hand, das glänzende Auge erloſch faſt in einem unbeweglichen Hinſtarren, und ihr ganzes Weſen brütete über einer außerordentlichen That. Sie dünkte ſich nicht nur betrogen, ſondern auch beſchimpft, ſie erſchien ſich entehrt, am meiſten in ihren eigenen Augen! Und an der Ehre, von der ſie eine romaneske Vorſtellung hatte, Schaden erlitten zu haben, war ihr, als ſei die Sonne auf ewig über ihrem Haupt erloſchen, und kein Strahl, kein Glanz werde jemals mehr ihr finſtres Leben umleuchten! Nun ſollte wenigſtens die Rache ſie tröſten und ihr Schickſal verbeſſern! Der ritterliche Muth, den ſie ſich zu eigen fühlte, trieb ſie in Entwürfen aller Art umher, und jagte ihre Phantaſie von einer Vorſtellung zur andern. Soviel gelobte ſie ſich und ihrer Ehre mit unverbrüchlichen Eiden, daß es um Cimaletti geſchehen ſei! In wenigen Tagen werde er von ihrer Seite verſchwinden, und die Winde ſollten ſeiner Spur nachwehen und ſie nicht finden, und ſein Name und ſeine Geſtalt ſollten verſchollen ſein wie ein flüchtiger Laut in den Felſen! An dieſem Gedanken ſtärkte ſie ſich einigermaßen wieder, ihre Blicke belebten ſich von Neuem, und ſie athmete mit gewaltigen Schlägen

ihrer Bruſt der Ausführung deſſen entgegen, was ſie zu ihrer Ruhe und Genugthuung unternehmen wollte. Aber ſie nahm an dieſem Tage weder Speiſe noch Trank zu ſich, und brachte in verzehrender Bewegung eine ſchlafloſe Nacht hin. — —

Drei Tage waren verflossen und bis jetzt hatte sich nur Erfreuliches auf dem kurländischen Edelhofe ereignet, nämlich die schnelle Besserung Ada's. Der verletzte Arm hatte nur einer geschickten Wiedereinrenkung nöthig, um bald zu heilen, und so bedurfte Ada blos noch der Ruhe, um von allen Nachwirkungen ihres Unfalls zu genesen. Sie schien in diesem Augenblick der Mittelpunkt der Verhältnisse auf dem Schlosse zu sein, indem die Uebrigen für sie nur sich interessirten, aber unter sich selbst eine peinliche Spannung beobachteten. Ihre Mutter näherte sich ihrem Lager nur, wann sie den Cimaletti nicht im Zimmer wußte. Ada war die einzige, zu der sie auf wenige Stunden kam, still bei ihr sitzend in tiefen Gedanken, oft ohne zu sprechen. Sonst lebte Hippolyta in diesen Tagen für sich ganz allein, aß allein auf ihrem Zimmer, und Niemand wußte, womit sie sich beschäftigen mochte.

Auch Cimaletti bekümmerte ſich um die Gräfin nicht, und ſchien wenig nachzufragen, was ſie trieb oder dachte, indem er plötzlich in Betreff ihrer die größte Nichtachtung und Gleichgültigkeit an den Tag legte. Nur um Ada war es ihm jetzt zu thun, und dieſe mochte ſich nicht läugnen, daß ſie nur dem außerordentlichen Eifer, den er in dieſer unerwarteten Anwendung ſeiner Kunſt bewieſen, ihre ſchnelle Geneſung danke. Er zeigte ſich ſo thätig, hülfreich, erfinderiſch in Allem was ihr wohlthun konnte, und geſchickt in den Mitteln, mit denen er ſie behandelte, daß ſie, obwohl das Gefühl des zartſinnigen Mädchens ſich noch immer leiſe ſträubte, es doch nicht über ſich vermochte, nicht allmälig mehr und mehr Vertrauen zu ihm zu faſſen. Sie duldete erſt aus Dankbarkeit, dann mit einiger Neigung ſeine Nähe, und er wußte ſich faſt beſtändig zu ihrem Dienſt oder zu ihrer Erheiterung um ſie zu ſchaffen zu machen.

Er hatte auch ſelbſt ſeit kurzem ein ganz verändertes Weſen angenommen. Man wußte nicht, wie es zuging, aber Cimaletti war plötzlich nicht mehr der Vorige, etwas Sanftes, Leiſes, Träumeriſches hatte ſich ſeinem Charakter mitgetheilt oder war aus ihm, wie Flötentöne aus einem ſcharfge-

ſtimmten Saiteninſtrument, unvermuthet heraus-getreten. In der Begegnung mit einer Leidenden war dieſe milde Tonart, die ſein ganzes Weſen an-ſchlug, etwas außerordentlich Wohlthuendes, und Ada lauſchte von ihrem Krankenlager mit Ueber-raſchung dieſen freundlichen, zarten Lauten, die aus allen ſeinen Aeußerungen ſprachen. Zugleich mit Cimaletti hatte ſich auch ein anderer Freund Ada's, der alte Buſſo, der ſchon erwähnte Schullehrer des Ortes, oft vor ihr eingefunden, und mit dieſem alten Mann, der viel geſehen und erlebt, ließen ſich die intereſſanteſten Geſpräche führen. Ada hörte gern zu, wenn ſich Cimaletti, der ebenfalls an dem Greis ein Intereſſe gefunden, ſelbſt über die ab-ſtracteſten Dinge mit ihm unterhielt, und ſie miſchte ihre ſinnigen Bemerkungen ein, ſo oft ſie Gelegen-heit hatte. Ada fühlte bald, wie behaglich es ſei, ſich in guter und geiſtreicher Geſellſchaft zu finden, und neigte ſich am Ende begierig dahin, wo Geiſt und Witz war, welche ſeine Eigenſchaften Cimaletti diesmal nur mit einer beſcheidenen Grazie ſpielen ließ. Das liebe Mädchen freute ſich faſt, daß ſie krank geworden war, und dadurch Gelegenheit er-halten hatte, den Werth der ſie umgebenden Per-ſonen aus einem richtigeren Geſichtspunkt zu ſchätzen.

Und dieſe beiden Freunde, die ſich um ſie bemühten, wetteiferten faſt mit einander um ihre Gunſt. Gegen Cimaletti blieb Ada zurückhaltender, nahm aber dafür die Veränderung, die in dem Verhältniß zwiſchen ihm und ihr ſo plötzlich ſich zugetragen, vielleicht um ſo bedeutſamer auf, und bat ihm heimlich in ihren Gedanken ab, daß ſie ihn allzuſehr verkannt habe. Ja ſie kam bald dahin zu glauben, ſie habe gegen ihn Einiges wieder gutzumachen. Dagegen überließ ſich die gute Ada gegen Buſſo einer faſt kindlichen Zärtlichkeit, und hatte den alten, milden, ſilberhaarigen Mann ſo lieb, daß ſie es nicht genugſam blicken laſſen konnte. Und es war rührend, ihn ſelbſt zu ſehen, wie er ſich von Neuem an den Blicken ſeiner jungen Wohlthäterin belebte, ſeine Augen jünger ſtrahlten, und den bleichen Greis noch einmal ein Morgenhauch des Lebens erfriſchte.

Eines Abends befand ſich Cimaletti allein mit der Kranken, weil Buſſo von der Gräfin in die naheliegende Stadt geſchickt war, um Mehreres für ſie zu beſorgen, was ſie keinem gewöhnlichen Diener anvertrauen mochte. Cimaletti ſetzte ſich an Ada's Klavier, auf dem ſie ſelbſt eine ausgezeichnete Fertigkeit beſaß. Er phantaſirte und ſetzte die Töne,

die er griff, zu ſanften Träumen zuſammen, die durch die ſtille Dämmerung des Zimmers hinflogen, wie Engel des Friedens. Dann ſang er einige deutſche Lieder, welche Ada zum erſtenmal hörte. Sie drangen in ihrer ſtillen Einfachheit und gemüthlichen Kraft ihr wunderbar an das Herz, und das Mädchen ſchmiegte ſich mit einem noch nie gekannten Entzücken dieſen Melodieen an, bei denen es ihr war, als erwache ihre ganze Seele unter einem ſchöneren Himmel, von dem ſie lange geträumt, unter einem Himmel, wo Alles nur Liebe, Milde, Gutmüthigkeit und Herzensreinheit athmete. Cimaletti hatte eine klangreiche Tenorſtimme, die ganz zum Ausdruck dieſer Geſänge geeignet war, und er erſchien als Meiſter des Vortrags, beſonders in den zarten Bewegungen des Gefühls, die er vortrefflich modulirte. Die weiche Stimmung, in welcher er ſich ſelbſt zu befinden ſchien, theilte nach dem Charakter dieſer Lieder einen eigenen Schmelz mit, und als er ſchwieg, ſeufzte Ada vor Luſt und Empfindung.

Cimaletti wandte ſich nach ihr um, und ſagte: Sehen Sie da, das ſind die Deutſchen! Dies Volk trägt beneidenswerthe Schätze in ſeiner Bruſt,

und um ſolche Lieder zu erſinnen, muß man ein Deutſcher ſein! Ein Gedicht von Uhland oder Wilhelm Müller, componirt von Kreutzer, eine jener graciöſen Liederſchöpfungen von Goethe, mit Muſik von Reichard, das ſind heilige Symbole, in denen der innerſte Charakter des Nationalgefühls erklingt und dem Aehnliches in ſolchem Zuſammentreffen man bei keinem andern Volke finden kann. Welche Klarheit zugleich und welche Tiefe, welche Deutlichkeit und welche Unendlichkeit des Gefühls, welches Herz und welcher Verſtand ſprechen ſich in dieſen deutſchen Liedern aus! Nicht das unbeſtimmte Phantaſiren und Verſchwimmen in üppigen Naturlauten, wie bei den ſüdlichen Völkerſchaften, reißt uns hier fort und umfängt uns mit würzigen Gerüchen und ſüßem Ambra, die Deutſchen wiſſen zugleich, was ſie fühlen, und der Hauch ihrer Geſänge hat den klaren Duft der Lilie an ſich. Die Stille im deutſchen Charakter, dieſe heimlich blühende Idylle einer ſonſt ſo disharmoniſchen Nationalität, hat einen unnennbaren Reiz für mich. Obwohl die Deutſchen ſonſt ſo viel penibles Naturell haben, daß ſie Niemanden recht vertrauen können, von dem ſie nicht genau wiſſen wovon er lebt, wo-

von er seine Miethe und Wäsche bezahlt, so liegt doch eine so unendliche Vertraulichkeit und Heimlichkeit namentlich in ihren lyrischen Dichtungen, welche die liebenswürdigste Hingebung verräth. Wenn ich ein deutsches Lied höre und singe, erwacht alles Schöne in mir, was ich aus meinem Leben hätte gestalten mögen, und aller Frieden und alle Wahrheit, die ich verfehlt habe, kommen auf mich zugegangen, und flüstern leise, was das Glück des Lebens ist. Ich sehe am grünen Waldabhang eine kleine Hütte, der Rauch des heimathlichen Heerdes wirbelt fröhlich über dem rothen Dach empor, und im rieselnden Wasser, das nicht fern von der Hütte sprudelt, springt die bunte Forelle, die dem häuslichen Tisch ein schönes Gericht bereitet. Und ich überschreite mit Herzklopfen die weißen Birkenstäbe, die über den Bach mich geleiten, und aus dem Fenster grüßt mich schon das holde Antlitz, das liebe, einfache, göttliche Weib, dem ich mit Treue und Entzücken mein Leben gelobt habe. Nun trete ich in die Hütte, der Geist der Ordnung und der Tugend weht mich andächtig an, und mit der Stimme der Freundin, die durch die Gemächer ertönt, verschmilzt die Nachtigall, die von draußen herein-

singt. Im Gehöft steht schattengebend der duftige Nußbaum, holde Tauben flattern umher, und der Frieden nistet in den Schwalbennestern des Gemäuers. Ich sitze zu den Füßen der Theuren, und sie neigt sich zu mir hernieder, mir die süßen Lippen bietend, und ich stammele: das Höchste ist Ruhe und Liebe! Dieser Gottheiten Priesterin bist Du, o Freundin, und ihnen weihe ich in Dir mein Dasein! — Sehen Sie da, Ada, welche Träumereien! Aber in diesen Bildern möchte ich das Wesen eines wahrhaft deutschen Liedes ausdrücken. Und sind es nicht die Urbilder der allgemeinen Sehnsucht in jedes Menschen Brust? O wie nichtig erscheint mir Alles, was ich getrieben, erstrebt und erreicht, wenn ich die Summe von Glück ermesse, die ein einziges deutsches Lied umfaßt und auf seinen fröhlichen Lerchenwirbeln bis zum Himmel schlagen läßt. —

In dieser symphonieartigen Weise des Gesprächs ließ Cimaletti die Eindrücke, die sein Gesang veranlaßt, verklingen. In Ada waren viele Gedanken rege geworden, und es that ihr wohl, sich diesen schweigend zu überlassen. Inzwischen hatten die Diener die Lichter angezündet, über das Zimmer flog der helle Schein der Kerzen,

und die trauliche Scene veränderte ſich. Da bemerkte Ada, daß auch Buſſo, der von ſeiner Sendung zur Stadt zurückgekehrt war, ſchon ſeit einiger Zeit auf einem Stuhl zu den Füßen des Kanapees geſeſſen, aber ſein Geſicht, das jetzt vom Licht erhellt wurde, hatte einen trübſinnigen Ausdruck, und er ſchien mit etwas Beſonderem beſchäftigt.

Was haſt Du? fragte ihn Ada raſch mit einiger Beſorgniß. Du accompagnirſt durch Dein barſches Geſicht ſchlecht unſere muſikaliſche Träumerei aus Deutſchland!

Ich habe Euch nachher etwas zu ſagen, gnädige Comteſſe! erwiederte der Alte mit etwas bewegter Stimme. Aber beunruhigt Euch nur nicht, es iſt gar nichts von Bedeutung vorgefallen. Vielmehr ſitze ich ſchon einige Zeit hier und höre dem Geſpräch über das Stillleben der Deutſchen zu. Meine ſlaviſche Natur kann ſich damit nicht ganz befreunden, und ich will keineswegs behaupten, daß dies zu ihren Vorzügen gehört, jene Poeſie der Beſcheidenheit, Reſignation und Gemüthlichkeit nicht faſſen zu können. Aber ich kann nicht läugnen, daß mir in dieſer reflectirt ſüßen und ſanften Behandlung des Lebens zugleich etwas

Pedanterie zu liegen scheint, und daß ich für mein Theil lieber auf einem Felsen sitze, als auf dem Gartenzaun eines Bauerhofes, um eine vor mir ausgebreitete Gegend zu betrachten.

So seid ihr Slaven! lachte Cimaletti. Eure melancholisch sanguinische Versunkenheit in das Naturleben trennt Euch noch immer von der wahren Wirklichkeit des Daseins. Aber wehe uns, wann es Euch gelungen sein wird, Euren scharfkantigen Felsen in unsern mit friedlichem Hollunder besetzten Bauerhof zu wälzen', und die frische Wildheit mit dem schaffenden Gemüth und der zarten Gesittung zu vermählen. Dann steckt Ihr uns Alle in die Tasche! —

Cimaletti verließ das Zimmer, nachdem er noch einmal Ada's Befinden erfragt und ihr einen freundlich erwiederten Gruß zugeworfen. Ada erkundigte sich darauf mit Ungeduld nach Busso's Neuigkeiten.

Der Alte zog ein Päckchen heraus, das er nebst mehreren andern, im Auftrage der Gräfin, von ihrem Commissionnair in der Stadt für sie in Empfang genommen. Er erzählte mit leiser Stimme, welche seltsame Bewandtniß es damit habe. Durch einen Zufall war ihm jenes Paquet

unterwegs aufgegangen, und der Inhalt deſſelben hatte ihm nicht entgehen können. Es befand ſich darin, nebſt mehreren Arzeneimitteln zum Hausgebrauch, ein Papier mit einer eigenthümlichen Doſis angefüllt, welche Buſſo, der nicht ohne chemiſche Kenntniſſe war, alsbald für ein ſchnelltödtendes Gift erkannte. Mancherlei Ahnungen und düſtre Beſorgniſſe ergriffen das Gemüth des Alten, der aufgeregte Zuſtand der Gräfin in der letzten Zeit war ihm nicht entgangen, und bei dem unbegränzten Vertrauen, das ihn zu Ada hinzog, hatte er ihr zuerſt das bedenkliche Geheimniß mittheilen wollen, ehe er den gefährlichen Inhalt ausgeliefert.

Ada gerieth in eine unbeſchreibliche Bewegung, die faſt ihrem Zuſtand wieder nachtheilig zu werden drohte, ſo daß Buſſo bereuen mußte, ſie einer ſolchen Aufregung preisgegeben zu haben. Auf ihrem Geſicht kämpften die verſchiedenartigſten Empfindungen, ihr zarter Körper zitterte hin und her, und ſie wußte nicht, wie ſie alle die qualvollen Vorſtellungen, die ſich ihr aufdrängten, bemeiſtern ſolle. Endlich ſammelte ſich ihre Kraft wieder in dem gränzenloſen Abſcheu, den ſie fühlte, und ſie ſtarrte faſt krampfhaft auf jenes Papier

wie auf eine schwarze Spinne hin, die ihr anzukriechen drohe. Dann riß sie es dem Alten hastig aus den Händen, betrachtete es eine Zeitlang, schauderte zusammen und gab es ihm wieder zurück, ihn beschwörend, er möchte es sogleich vernichten. Dann, mit neuerwachtem Muth, blitzten die Augen des Mädchens von dem klugen Entschluß, den sie gefaßt zu haben glaubte. Sie hielt es erlaubt, ihre Mutter in diesem Falle zu täuschen, um wenigstens für den Augenblick etwas Entsetzliches, das im Werke zu sein schien, zu verhüten. Sie trug dem Busso auf, ein anderes Papier mit einer unschädlichen Substanz zu füllen, in das Paquet einzuschließen und es zu übergeben, als sei dasselbe ganz unberührt geblieben.

Nachdem sie diese Anordnungen getroffen und Busso fortgeeilt war, sank das arme Mädchen erschöpft auf ihr Lager. Solche Gedanken hatten sie noch nie gepeinigt, dies war der erste Zustand ihres Lebens, der an Verzweiflung gränzte. Sie drückte sich in ihre Kissen, zog die Vorhänge des Betts zusammen, und rief den Schlummer an, um nichts mehr denken zu müssen. Wohin sollte sie auch ihre Gedanken richten, um Ruhe und Hoffnung zu schöpfen oder eine bestimmte Klarheit

zu finden! Ada kannte den Charakter ihrer Mutter, und wußte, daß ihre Leidenschaft, verbunden mit dem heroischen Aufschwung, dessen sie fähig war, in Zuständen der Aufregung alle Gränzen überschritt. Ada zitterte für ihre Mutter, deren geheimes Unglück sie in den letzten Tagen in ihren Augen zu lesen und zu verstehen geglaubt. Wie oft hatte noch vor wenigen Tagen das scharfbeobachtende Mädchen sich zu ihrem Trost gesagt, daß das Verhältniß zwischen Cimaletti und ihrer Mutter bald zusammenbrechen und für immer einen Stoß erleiden werde, und daß dann zwischen der Tochter und der Mutter nichts mehr im Wege stehe, um die alte schöne Liebe unter Beiden zu erneuern. Und jetzt, wo es ihr zu Tage lag, daß ein solches Zerwürfniß schneller und entschiedener, als sie geglaubt hatte, eingetreten war, jetzt vermochte Ada keineswegs ihre Freude daran zu haben. Sie suchte vergeblich den alten Haß gegen Cimaletti und ihre Liebe zur Mutter, welche sie ganz ausschließlich hatte besitzen wollen, in sich aufzurufen, in der Seele des Mädchens sah es plötzlich anders aus. Sie wagte es kaum sich zu gestehen, aber sie glaubte doch, daß, wenn ihre Mutter mit Cimaletti feindlich entzweit, der letztere

daran unschuldig sein müsse. Ada erröthete tief, als sie diesen Gedanken sich ausgesprochen, und war froh, daß die stille Nacht diesen Purpur ihrer Wangen verschleierte. Aber sie konnte die Meinung nicht hehlen oder vielmehr die Entdeckung, deren sie sich in den letztvergangenen Tagen so sehr erfreut hatte, nämlich daß in Cimaletti ein herrlicher Fonds vorhanden sei, und daß vielleicht eine Frau, die einmal einen entschiedenen Einfluß auf ihn gewonnen, bei richtiger Behandlung seines Charakters das Schönste und Edelste aus ihm bilden könne. So reflectirte die kaum sechzehnjährige Ada, und zerlegte sich klug diesen Gedanken in seine Einzelnheiten. Aber sie hütete sich, dieser Träumerei zu weit nachzuhängen, und was sie besonders davon abbrachte, war jetzt die trauernde und leidende Gestalt ihrer Mutter, die ihr immer wieder mit einer unheildrohenden Miene vor die Augen trat. Ada glaubte, ihre Mutter wolle Gift nehmen, um durch ihren Tod die Situation mit Cimaletti, die sie entweder in ihrem ganzen Hergang jetzt bereute oder die ihr durch ein Dazwischengekommenes schrecklich geworden sein mußte, plötzlich zu enden. Ada seufzte und ihr Auge schwamm auf Einmal in Thränen. Sie konnte die entsetz-

lichen Bilder nicht wieder verſcheuchen, und begann unter ſolchen Träumen, die ihre Sinne finſter umwoben, allmälig einzuſchlummern.

Kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, als ſie bemerkte, daß die Vorhänge ihres Betts leiſe zurückgezogen wurden. Ein Schauer ergriff das Mädchen, ſie wagte kaum zu blinzeln, wer es ſein möge. Dann hätte ſie laut aufſchreien mögen, als ſie die Figur ihrer Mutter erkannte, deren weißes Kleid ſich gegen die dämmernde Beleuchtung des Zimmers auf Einmal abzeichnete und einen fliegenden Schatten gegen die Wand zurückwarf. Ada, die noch unter dem Bann ihrer quälenden Vorſtellungen gefangen lag, hatte die ſchauerliche Empfindung, als ſei es der abgeſchiedene Geiſt ihrer Mutter, der ſich zu ihr ſchleiche, um noch einmal Zwiegeſpräch mit ihr zu halten. Sie wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen, und ſtellte ſich ſchlafend, aber ihr innerſtes Herz erbebte faſt mit lauten Schlägen.

Die Gräfin ſah leichenblaß aus und ſtand wie eine ſchöne Marmorſtatue, der das innere Leben der Bewegung gebricht. Ihr ganzes Weſen drückte eine große Veränderung aus. Als ſie ſah, daß ihre Tochter ſchlummere, ſetzte ſie ſich auf einen

Stuhl vor ihrem Bett nieder, und ſtützte das gedankenſchwere Haupt in beide Hände, vielmals ſeufzend. Ada lauſchte mit Herzensangſt auf Alles, was ſie beginnen möchte.

Hippolyta hatte in der Einſamkeit, der ſie ſich in den letzten Tagen ergeben, einen ſchweren Kampf gekämpft und war noch zu keinem Abſchluß mit ſich ſelbſt gekommen. Jetzt flüſterte ſie einige Worte vor ſich hin, einige Ausrufungen, welche die gewaltige Spannung ihrer Seele verriethen. Endlich ſagte ſie mit einer Stimme, über deren Kälte ſie ſelbſt in ſich zuſammenzuſchauern ſchien: So ſei es denn vollbracht! Hier, in meinem Herzen iſt er geſtorben, und von hier, aus meinem Innerſten heraus, hat er ſich ſeinen Tod bereitet, ich kenne Nichts mehr an ihm, was Leben hätte! Als Dämon wandelt er herum in meiner Nähe, ſein Bild, ſein Blick, ſein Wort, ſein Athem heften ſich an jeden meiner Schritte, und ich kann nicht mehr Luft ſchöpfen unter der Laſt ſeiner Exiſtenz, die mir über der Bruſt liegt wie ein Alp, daß ich erſticken möchte! Ich muß ſie von mir abſchütteln, ich muß wiedergewinnen meine Freiheit, die vordem ſo golden war und mich ungetrübt beglückte! Was habe ich mich mit dieſer Geſtalt zu belaſten,

daß ſie feſt an mir hängen bleiben ſollte, wie der würgende Geier an der Taube! Sein Leben iſt in meinem Leben ein ſchwarzer Fleck, den ich auskratzen muß, es koſte was es wolle! Ich weiß nicht, wie ſich dieſer Fleck in den weißen Grund, der früher ſo rein war, hineingeſtohlen hat! Ich muß ihn vertilgen, denn meine Ehre hängt daran! Thörichte Meinung der Welt, daß einer Frau nicht die Kraft zuſtehe, für ihre Ehre zu handeln! Die Ehre iſt dem Weibe ebenſo ſüß wie die Liebe, und Beide geben ihr die Thatkraft, die ſie ſonſt nicht beſitzt in ihrer zagenden Seele! Die Träume unſerer Liebe vergehen mit der Saiſon des Frühlings, aber die Ehre baut die Hütten für unſer Alter. Ich mag die Liebe nicht mehr, ich habe plötzlich begonnen alt zu werden! Das Feuer des Haſſes rollt ebenſo glühend in meinen Adern. Morgen mit ſeinem nächſten Frühmahl wird ſich Cimaletti den Tod trinken! — —

Sie ſprang bei dieſen Worten auf und verließ mit ſchwankendem Schritt ſo ſchnell das Zimmer, daß ſie den halberſtickten Schrei des Entſetzens, den ihr Ada unwillkürlich nachgerufen, nicht mehr vernahm. Ada wollte aufſpringen, ihr nacheilen, ſie zur Rede ſtellen, mit allen Gründen, die es nur

in der Welt gab, ſie zur Abänderung ihrer Entſchlüſſe bewegen. Die Tritte der Gräfin hallten noch draußen über den Gang, und Ada, die in krampfhafter Spannung ihr nachlauſchte, glaubte noch lange das geiſterhafte Rauſchen ihrer Gewänder zu vernehmen. Dann, nachdem die Stille umher auch nicht den leiſeſten Wiederklang mehr gab, verſank ſie in ein troſtloſes Brüten, und ſuchte irgend einen Entſchluß zu faſſen, zu dem ſie ſich als Mitwiſſerin dieſes Geheimniſſes verpflichtet glaubte. Mein Gott, wie unglücklich bin ich! rief ſie aus. Von Tag zu Tag unſeliger entfaltet ſich mir das, worauf ich tauſend Hoffnungen ſetzte, das Leben! Giebt es kein Leben, oder giebt es nur einen beſtändigen Tod? Der letzte Schlag für mein junges Herz iſt, daß ich anfangen muß, auch meine Mutter zu haſſen, ja zu verabſcheuen. Denn das Erſte und Hauptſächlichſte im Leben, worauf Alles ankommt, erſchien mir immer die Redlichkeit, jene goldne Tugend, die ich einſt in kindiſcher Frömmigkeit immer auszuüben mir gelobte. Ich fürchte, dies Gelübde muß zu Schanden werden, nicht in meinem Herzen, ſondern in den Verhältniſſen, die mich immer mehr umwirren, je älter ich werde! Ich bin in kurzer Zeit um ſo Vieles älter gewor-

den, daß ich mich beſinnen muß, wie lange es her iſt, als ich das letzte Spielwerk ablegte. Aber ſoviel weiß ich, nie konnte ich Unrecht dulden, ſelbſt beim Federball nicht, und einſtmals als ich über eine Ungerechtigkeit empört war, heftiger als für ein Kind ſich ſchicken ſollte, ſagte mir die Mutter lächelnd: hüte Dich, daß Du im Zorn über eine Ungerechtigkeit nicht ſelbſt ungerecht werdeſt! Dieſe Worte machten damals einen großen Eindruck auf mich und ich habe ſie nie wieder vergeſſen. Ich begriff nicht, warum die Welt ſo unvollkommen eingerichtet ſein ſollte, daß es ſchwer ſei, Gerechtigkeit an der Ungerechtigkeit auszuüben. Jetzt aber fallen dieſe Worte auf das eigene Haupt meiner Mutter zurück. Sie will ihrem gekränkten Herzen Gerechtigkeit verſchaffen, und wird ungerecht, bitter ungerecht, ihr Rechtsſpruch führt Gift in ſich und vergiftet! Heiliger Himmel, ich glaubte, ſie ſelber wolle ſterben, weil Unrecht ihr widerfahren ſei, und da zitterte ich für ihr theures Leben! Ach, ich ſehe, wie Alles in der Welt ſo anders zugeht, als ich mir gedacht und geträumt. Ich war eine Thörin. Mir wollte es natürlicher ſcheinen, daß eine Frau an ihren eigenen Schmerzen ſtirbt, als daß ſie tödtliche Gifttropfen daraus hervorpreſſen

sollte, um sich zu retten. Nun sie leben will, könnte ich ihr den Tod wünschen. Und soll Cimaletti sterben? Ich könnte anfangen, ihn zu lieben, wenn er sterben soll! Was hat er gethan, das ihm den Tod verdiente! Er hat nichts verschuldet, als daß er wie ein räthselhaftes Gewächs aus einem fremden Himmelsstrich unter uns dasteht, und daß wir das seltsame Rauschen seiner Blätter nicht so deutlich begreifen, wie den Bau unserer gemeinen Kornblume. Mutter, Cimaletti wird nicht sterben, denn ich muß ihn vor Dir schützen, ich muß ihn hüten und warnen, daß er Deinen Netzen entgeht, unheilsinnende Mutter! Soll der Arme sterben, weil er aufgehört hat, Dir zu gefallen? Mutter, ich weiß nicht mehr, was ich denken soll! Mutter, warum hast Du mir das gethan, daß Du Dein heiliges Bild mir aus dem Herzen schneidest mit einer giftigen Schneide! Ich suche weinend die Stücke von Dir zusammen, und begreife nicht, warum sich das schöne Ganze von Dir nicht mehr in meinem Herzen zusammenfügen will! O, o, ich bin am Allermeisten von Euch zu beklagen! — —

Der Morgen kam heran und Ada war noch von keinem Schlummer erquickt worden. Aber sowie die Frühsonne ihr blitzendes Licht durch die

Fenster warf und die finstern Geister der Nacht von Ada's Stirn verscheuchte, fühlte auch das Mädchen neue Kraft in ihrem Busen entstehen, sie richtete sich erfrischt auf, und der Entschluß, den sie gefaßt hatte, schien sie selbst mit einiger Heiterkeit zu durchdringen. Sie stand mit Hülfe der Kammerjungfer auf, ließ sich ankleiden, und nur der rechte Arm, der noch in der Binde hing, zeigte die Spuren der überstandenen Krankheit. Sonst war sie in ihrem ganzen Wesen neu gekräftigt, das Auge hatte wieder seinen muntern Glanz, und sie durchmaß mit lebhaften Schritten nachsinnend das Zimmer.

Am späteren Morgen ließ sich Cimaletti bei ihr melden, und sie hieß ihn rasch eintreten, denn er war es gerade, mit dem sie vor allen Dingen zu sprechen hatte. Als er ihr gegenübersaß und die ersten gewöhnlichen Wendungen des Gesprächs abgethan waren, sagte Ada, plötzlich ernst werdend: Cimaletti, Ihnen droht ein großes Unheil! Aber es steht noch in Ihrer Macht, es abzuwenden, und dann Glück über alle Ihre Freunde dadurch zu verbreiten. Werden Sie meinem Wort vertrauen ohne weitere Erklärung? Nur das Eine darf ich Ihnen sagen: Sie müssen fliehen und heut noch,

denn Ihr Leben iſt nicht mehr ſicher hier im Schloſſe! Verlaſſen Sie uns auf immer! Dadurch werden Sie nicht nur das eigene Verderben meiden, ſondern auch das Unheil, das davon auf Ihre Freunde zurückfallen würde, verhüten. Sie ſehen, wie hoch ich Sie achte, ich muthe Ihnen ein Opfer zu! Fliehen Sie!

Cimaletti ſah das von einer edeln Begeiſterung ergriffene Mädchen befremdet an, und ſagte nach einer Pauſe: Welches Verderben kann einem Manne begegnen, der einen Bund mit der Gefahr abgeſchloſſen hat, und der durch Unglück und Schickſal ſo kugelfeſt geworden iſt, wie ich! Aber welches gefährliche Geheimniß auch hinter Ihren Worten verborgen liegen mag, Ada, und ſollte es der ſichere Tod ſelbſt ſein, der aus den Schlünden einer feindlichen Kanone mir ſchon entgegengähnt, er kann mir nicht ſo entſetzlich ſein, als die andere Gewißheit, die mir aus Ihren Aeußerungen entgegenſpricht! Sie haſſen mich noch immer, Ada! Sie möchten mich gern aus Ihrer Nähe verbannt ſehen! Und ſchon hatte ich Armer mir geſchmeichelt, daß Ihre alte Abneigung gegen mich einem freundlichen Gefühl gewichen ſei!

Schon war ich glücklich geworden durch den neuen Frühling Ihrer Freundschaft!

Das wackere Mädchen reichte ihm mit Freimüthigkeit die Hand, und sagte beeifert: Nein, nein, das ist es nicht! Ich hasse Sie nicht, Cimaletti! Ich hasse Sie nicht mehr. Ich bin aufrichtig in meinen Neigungen und Abneigungen. Aber meine Mutter ist es, die Sie haßt! Und da ich kein anderes Mittel sehe, Sie zu einem Entschluß zu bestimmen, als durch die Wahrheit selbst, so hören Sie: Meine Mutter geht damit um, Sie zu tödten, zu vergiften!

Nach dem Herausſagen dieſer Worte fühlte ſich Ada wieder ſo ergriffen, daß ſie heftig erzitterte. Cimaletti aber erwiederte lächelnd und mit einer großen Gleichgültigkeit: Iſt es nichts weiter als das? Um Ihnen zu zeigen, wie genau ich die Charaktere kenne, mit denen ich zu thun habe, ſo wiſſen Sie denn: daß ich ſeit drei Tagen nur die Speiſen genieße, die ich mir ſelbſt zubereitet habe, und deren Materialien mir mein treuer Diener aus der Stadt herbeiſchafft. Bei den mancherlei Wechſelfällen des Lebens, die ich erfahren, habe ich mich auch darauf gelegt, ein wenig als Koch handthieren zu können, und das kommt mir

jetzt zu Statten. Man muß auf Alles eingerichtet sein. Ihre Mutter aber ist und bleibt eine liebenswürdige Frau, trotz aller verächtlichen Handlungen, deren sie fähig sein kann. Es käme nur auf mich an, mich noch heut wieder mit ihr zu versöhnen. Aber ich will nicht, ich mag nicht länger Komödie spielen, mein Herz fühlt sich in einer stilleren Neigung gefesselt, die als ein süßes Geheimniß in ihm ruht. Ich sehe endlich ein, daß eine solche Mischung von Hoheit und Schwäche, von Idealität und Gemeinheit, wie sie in der sonst so herrlichen Hippolyta sich vereinigen, einem Charakter, wie dem meinigen, nur gefährlich werden kann! Ich muß nach einer stillern Wahrheit meines Lebens trachten, ich muß einen schöneren und festeren Grund in mir selbst gewinnen, und jeder freundliche Blick, Ada, den ich von Ihnen erhalte, erhebt mich näher dem Ideal, danach ich strebe!

Es ist mir, als sprächen Sie Allzuübles von meiner Mutter! entgegnete Ada mit einer Zuckung, ohne den besondern Ausdruck, der in seinen letzten Worten lag, zu beachten. Ich bin, fuhr sie mit einer klagenden Stimme fort, leider nicht im Stande, sie zu vertheidigen, obwohl mir ein

Gefühl sagt, daß ich es gegen Sie unternehmen sollte! So bin ich aber immer gewesen, daß ich das, was meinem Verstande richtig erschienen, nicht widerlegen konnte, selbst wenn es meinen geliebtesten Gegenstand betraf und zernichtete. Gewiß ein unglücklicher Zug meines kalten Charakters, den die Mutter so oft an mir bemerken wollte! Aber Sie irren sich, wenn Sie von dieser glauben, daß sie ihren Entschluß nicht dennoch ins Werk zu setzen wüßte! Meine Mutter vermag kühn und hartnäckig in ihren Unternehmungen zu sein, wenn die Leidenschaft sie treibt, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Sie wird die Mittel, die ich ihr heut noch zur Ausführung entzogen, nächstens besser finden und anwenden, aller Vorsicht zum Trotz! Wenn Sie aber meine Mutter wirklich geliebt haben, so fliehen Sie schon darum, um ihr nicht Gelegenheit zu einem Verbrechen zu sein, das fortan die Ruhe ihres Lebens untergraben würde! Sein Sie großmüthig, Cimaletti! und nachdem Sie meiner Mutter als Eroberer sich bemächtigt, verlassen Sie mit der Friedenspalme wieder die schöne Provinz!

Ada erzählte darauf, auf das Zeugniß des alten Busso sich berufend, was sich gestern ereignet,

und welche Veranstaltungen sie habe treffen müssen, um die beabsichtigte Ausführung der Gräfin noch hinzuhalten.

Als Cimaletti dies hörte, leuchtete sein Gesicht in freudiger Bewegung, er neigte sich dankbar vor Ada, und sagte begeistert, mit einer gerührten Stimme: Sie retten mir das Leben, Ada? Sie, aus deren Händen ich es so gern neu empfange! Wie wenig ist mein Leben werth, aber wie bedeutsam wird es, wenn es als ein Zeugniß Ihrer Theilnahme mir noch übrig bleibt!

Ich that es um meiner Mutter willen! sagte Ada, verlegen werdend und verstummend. Beide saßen sich mehrere Augenblicke schweigend gegenüber. —

Ich werde Ihnen meinen Entschluß sagen, Ada! begann Cimaletti wieder, indem er die kleine Hand des Mädchens zärtlich an seine Lippen führte. Ich will fliehen, dieses Schloß, dieses Land, diese Frau, mit der mich eine meiner romanesken Aventüren verbunden hat, ich will fliehen, aber nimmer ohne Sie, Ada! —

Er hielt inne, um die Wirkung dieser Worte, die er mit der höchsten Leidenschaft betonte, erst zu erwarten. Ada fuhr erschrocken zusammen, es

war ihr, als wenn in ihrer Nähe eine Schlange aufſpränge, um ſich um ihre Glieder zu ringeln, ſie war ſich deſſen deutlich bewußt, und doch betrachtete ſie mit heimlichem Wohlgefallen dieſe Gefahr, die ſich zu ihr heranſchmeichelte. Sie ſchwieg, und entzog ihm mit einer ablehnenden Bewegung ihre Hand, die er noch in der ſeinigen hielt.

Nicht ohne Sie, Ada! wiederholte er. Ich habe Träume und Hoffnungen auf Sie geſtellt, die Ihnen vielleicht bis auf dieſen Augenblick verborgen blieben, denn ich hatte nicht nöthig, ſie auszuſprechen. Es genügte mir, täglich Ihr Geſicht zu ſehen, wie man ſeinen Stern aufſteigen ſieht, von dem der ſchöne Glaube geht, er bedeute uns etwas für unſer Schickſal; man ſchaut ihn an mit leiſer Andacht, aber ohne Begierde. Entziehen Sie mir Ihr Geſicht nicht, oder ich verderbe und verſchmachte in der Wüſte, die mir ſonſt mein Leben ringsum nur darbietet. Kommen Sie mit mir in die Welt hinaus, die Sie noch nicht kennen, und die ich Ihnen zeigen will von einer Höhe, von der Sie frei in die Thäler des Lebens hinunterſchauen ſollen, und wo der Nebel, der unten über dem Thal liegt, Ihnen die Bruſt nicht

beängstigen soll. Für mich, sollte ich allein wieder in die Welt hinausirren, ist kein Reiz und Interesse mehr da; ich würde lieber in dieser Abgeschiedenheit hier bleiben, mich mit Flachsbau beschäftigen, und selbst meinem Tod nicht widerstreben, der mir gedroht wird. Für mich allein ist die Welt ein abgeräumter Tanzsaal, mit der Freude, dem Genuß und der Schönheit habe ich mich müde gewalzt, und die noch übrig gebliebenen tollen Frazzen, die mich noch umspringen, gewähren mir nur eine höhnische Unterhaltung. Aber als Ihr Freund und Mentor, Ihr Lehrer und Beschützer, herrliches Mädchen, noch einmal die labyrinthischen Pfade mit Ihnen zu durchmessen, könnte mir ein neues Leben gewähren und eine neue Befriedigung daran! Sie sind so reich an Hoffnungen und Anlagen, Ada, und Sie wissen noch gar nicht, was es Alles in der Welt da draußen giebt! Sie kennen die Wege nicht, auf der Sie schwimmen, und es ist doch unermeßlich, wohin dieselbe Sie tragen kann in der himmelblauen Ferne, mit der sie geheimnißvoll zusammenschwillt! An welchen glücklichen Inseln können wir landen, welche Küsten werden uns aufnehmen, welche Zaubergestalt wird dem Meer entsteigen, und

uns die Schätze der Tiefe, das Gold und die Weisheit des magiſchen Abgrundes, offenbaren! Welches hohe Schauſpiel kann ſich unerwartet über unſern Häuptern ereignen, und uns in Donner und Blitz wie eine Himmelserſcheinung das Glück zuführen, von dem wir ewig träumten! O Ada, für eine junge friſche Seele, wie die Ihrige, hat das Leben noch unbeſchreibliche Reichthümer, und vor Ihren Augen werden glänzende Paläſte aus den Wellen entſtehen, um Sie aufzunehmen, wo die Andern nur ein gemeines Waſſerſpiel der Woge erblicken. Aber um die Gunſt des Lebens zu erfahren, muß man auch in ſeine Strömung ſich hinauswagen! Kommen Sie, kommen Sie, ich will Ihre Wege ſchützen, und Sie ſollen mir die Seele ſchützen, daß ſie unter Ihrer frommen Huth ſich mir lebendig im Buſen erneuere. So werden wir gut zuſammen wandern. — Und was wollen Sie hier, Ada, wenn Sie zurückbleiben? Habe ich mich Ihrer Mutter entzogen, ſo wird ſie mir in die Ferne hin wieder die alte Neigung zuwenden, aber Sie, Ada, werden von ihren Launen, ihrem Mißmuth, ihrer täglichen Unbehaglichkeit, erdrückt werden! Hier iſt keine Exiſtenz für Ihr Leben, keine Pflege für Ihre Talente, keine

Hoffnung für Ihre Hoffnungen! Sie werden, wie tauſend Mädchen in der Welt, hier blaß verkümmern, ereignißlos ſterben, und man wird von Ihnen ſagen: daß Sie ein gutes Mädchen geweſen! Nein, nein, ſo darf ein Weſen Ihrer Art nicht vergehen! Sie müſſen die Flügel keck in die Welt hinausſpannen, Sie müſſen fliegen! —

Ada war aufgeſprungen, ſie hielt ſich bebend die Stirn, als wolle ſie nachſinnen, dann ſtreckte ſie wie abwehrend die Hand gegen ihn aus, die doch zugleich wie ein Zeichen ausſah, als verlange ſie noch mehr von ihm zu hören. Er aber ſchwieg und erwartete ihre Antwort. Sie ging in heftiger Bewegung auf und nieder, ihr Auge blitzte von den Weltausſichten, die er ihr eröffnet hatte und denen ihre Gedanken bei ſich ſelbſt ſchon ſo oft nachgehangen. Endlich trat ſie vor ihn hin, reichte ihm in ihrer gutmüthigen Weiſe die Hand, und ſagte: Ich darf Ihnen ganz vertrauen, Cimaletti? Antworten Sie mir nicht hierauf. Ich weiß es, ich darf, ich will Ihnen vertrauen!

Wenn Sie mich nicht mehr haſſen, erwiederte Cimaletti ernſt, ſondern auch nur ein Fünkchen von Liebe, ſo groß wie ein durch den Sommerabend leuchtendes Glühwürmchen, in Ihrem Herzen für

mich lebt, so wird mit der Liebe auch das Vertrauen wachsen, denn Beide sind Eines!

Liebe? wiederholte Ada mit banger Stimme, als würde sie wieder unschlüssig und irre an ihm. — Wenn ich Ihnen vertrauen soll, setzte sie hinzu, muß Wahrheit zwischen uns sein, wir müssen von unserm Verhältniß nicht mehr erwarten als es werden kann! Dann könnte es herrlich sein.

Sie lieben mich nicht, Ada? fragte Cimaletti.

Nein! erwiederte das Mädchen, mit hochrothen Wangen. Ich liebe Sie nicht und werde Sie nicht lieben, soviel ich mich kenne. Was ich bei dem Worte Liebe für hohe und süße Gedanken mir machte, was ich Thörichtes und Kindisches vielleicht damit verbunden, kommt mir nicht in den Sinn, wenn ich mir ein Verhältniß denke, das uns im Leben vereinigte und gesellte, den schützenden Freund mit der lernbegierigen Schülerin, die an seinem Geist hängt, und an seiner Hand wandelt. Ich bin gewiß noch ein Kind, und Sie sollen mich als solches betrachten. Was ich früher mir von der Liebe träumte, ist gar zu seltsam, und wird sich wohl niemals verwirklichen. Aber ich hatte mir vorgenommen, wenn ich einmal einen Mann liebte, es ihm offen zu sagen, mein Herz niemals zu ver-

ſchweigen, und frei die Neigung an den zu geſtehn, dem ſie gehörte. Darin wollte ich abweichen von meinen Geſpielinnen, die ich ſchon mit ihren jungen Empfindungen ſo viel Lügen und ſo viel unächte Scham treiben ſah. Doch es kann auch ſein, daß ich gar nicht geſchaffen bin, die Liebe zu kennen. Vielleicht iſt mein Herz nicht von dem rechten Stoff dazu. Ich habe ſchon darüber nachgedacht.

Sie gab ihm die Hand, und ſah ihn mit dem allerliebſten Ernſt, der ihr oft eigen ſein konnte, ganz ehrlich an.

Göttliches Kind! rief Cimaletti entzückt aus, indem er vor ihr auf ein Knie niederſank. Heilige mein Leben, nimm Beſitz von meinem ganzen Daſein, und wirke das Gute in mir, zu dem ich noch nicht verloren bin! Nenne unſer Verhältniß, wie Du willſt, nenne uns Bruder und Schweſter, und laß uns zuſammen in die Welt hinauspilgern, um, was die Tage des Lebens bringen, redlich miteinander zu theilen! Wenn ich für Dich zu ſorgen und zu denken habe, wenn ich Deinen Beſchützer mich nennen darf, werde ich einen hohen Beruf haben, der mich wieder glücklich macht und meine Seele erfüllt, der das ächt Menſchliche, die ſtille

und beglückende Wahrheit des Lebens, die Idylle der Zufriedenheit, das Ideal alter schöner Jugendträume, in mir zur Wirklichkeit erhebt!

So sei es denn, Cimaletti! rief Ada mit freudiger Hast, indem ihr Auge einen festen Entschluß verkündete. Wir wollen Kriegskameraden sein, die sich zusammen durch die Welt schlagen, so habe ich es mir immer am liebsten gedacht. Ich weiß, was ich verletze und worin ich fehle, indem ich diesem Drang mich hingebe, der mich von dannen treibt, aber ich weiß auch, daß dies meine vom Schimmer der Zukunft geblendete Seele nicht kümmern darf. Ich habe nie nach Andern gefragt in meinem Sinn, und mit der Mutter fühle ich mich entzweit, was soll ich ihr, ich bin ihr Nichts! Ich glaube, daß das langersehnte Glück, das ich zitternd jetzt in der Ferne suchen gehe, mir zum Unheil ausschlagen wird, aber ich bin nichtsdestoweniger gefaßt, die Folgen meiner Schritte auf mich zu nehmen! Wohlan, ich bin bereit! — —

Die Anstalten zur Flucht wurden noch an demselben Abend getroffen. Es war klar, daß Cimaletti, bei der Wandelbarkeit seiner Neigungen, alles Interesse für die Gräfin verloren und keine Mühe mehr daran setzen wollte, ihren Zorn, der ihm leicht hatte Gefahr bringen können, zu versöhnen, obwohl ihm dies in der That hätte gelingen dürfen. So schien er leichten Muthes und nicht daran zu denken, daß er auch die äußern Vortheile wieder aufgab, die er bei der Verbindung mit der Gräfin, wenn sie blos ein Plan seines Eigennutzes gewesen wäre, hätte in Anschlag bringen können. Es ist schwer, einen solchen Charakter zu beurtheilen, und noch schwerer, seine Neigungen und Launen, denen er sich nur in fröhlich dahinflatterndem Leichtsinn zu überlassen scheint, von seinen Absichten und Berechnungen zu unterscheiden. Jetzt, indem er mit seiner gewohnten Klugheit Alles betrieb, was zu

ſeiner heimlichen Abreiſe mit Ada dienen ſollte erſchien Cimaletti dabei ſo heiter, als wenn ihm die größte Gunſt des Schickſals widerführe, und als habe er wirklich jetzt das ſeltene Glück erreicht, um das er ſich bisher nur in vergeblichen Verſuchen getäuſcht.

Der alte Buſſo war in das Geheimniß gezogen worden, meiſtentheils um Ada's willen, der es wie eine Beruhigung war, ſich ihm mitzutheilen, und dieſem würdigen Freund ihre Beichte abzulegen, damit wenigſtens Einer ſei, der von der Art und Weiſe ihrer Auswanderung in die Fremde die richtige Kunde hätte. Erſt als Buſſo die unabänderliche Entſchiedenheit ihres Entſchluſſes ſah, hörte er auf, dem Mädchen zu widerſtreben, deſſen große Charakterfeſtigkeit er kannte, und die Gründe, die er ihr mit aller Macht der Rede entgegengeſtellt, löſten ſich endlich in ſtumme Thränen auf, mit denen er den Verluſt ſeiner einzigen Freundin und ihr eigenes Schickſal beklagte. Ada aber ſuchte ihn zu beruhigen. In ihrem Weſen war jetzt eine gewiſſe feierliche Haltung hervorgetreten, es war die Wichtigkeit ihres eigenmächtigen Schrittes, die ihren Stolz, ihre Träumerei, ihre Ahnungen und ihren heldenmüthigen Sinn anregte. Vielleicht

erschien hier auf diesem Punkt plötzlich eine frappante Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter, die als ein Gemeinsames dieser verschiedenen Charaktere zu einer Zeit auftauchte, wo man sie nicht erwartet hätte. Der verständigen Ada lag in diesem Augenblick ein schwärmerischer Zug ihrer Mutter auf dem Gesicht, und sie glich derselben bis zum Erstaunen. So bricht in einem Palimpsest zwischen den Zeilen eines tändelnden Epigrammes unversehens der alte Text einer pathetischen Liebeselegie hervor.

Ada machte sich, so freundlich sie vermochte, von dem klagenden Busso los, und begab sich nach den Zimmern der Gräfin, denn es trieb sie ein heimlicher Drang, wenigstens mit den Augen noch einmal Abschied von ihrer Mutter zu nehmen, bevor sie ihr auf immer sich entziehen wollte. Sie klopfte schüchtern an ihr Gemach, und es war ihr, als müsse selbst dies Klopfen des Fingers ihre Absicht verrathen, zum letztenmal in diese Thür zu treten. Die Gräfin aber hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, und öffnete nicht. Nachdem sie Ada an der Stimme erkannt hatte, rief sie ihr mit unfreundlichen Worten zu, gegen Abend wiederzukommen, da sie jetzt nicht aufgelegt sei, sich mit

ihr zu unterhalten. Diese etwas harte Abfertigung erleichterte dem Mädchen den Abschied, den sie im Sinne gehabt. Sie wandte sich kalt um, und indem sie mit raschen Schritten den Gang hinuntereilte, fühlte sie es wie eine freudige Wohlthat, daß sie ihren Entschluß, abzureisen, so fest und unwiderruflich genommen. Der Gedanke ihrer Selbständigkeit beglückte sie, und am Fenster des Flurs einen Augenblick stillstehend, richtete sie ihren Kopf mit edlem Stolz empor, und überschaute die blaue Ferne, die sich vor dem Schlosse hinlagerte, die Berge, Seen, den blitzenden Streif des Meeres, und die Thüren und Dächer der benachbarten Städte mit einem hohen Bewußtsein, wie es noch nie ihre Seele erfüllt hatte. Dann schauerte sie zusammen, wie vor einer Stimme der Versuchung, die ihr zuflüsterte: zieh' hinaus in diese Welt, die so köstlich schimmert und so geheimnißvoll dunkelt, und noch wie ein jungfräulicher Lilienkelch sich vor Dir öffnet; tauche Dich in dies zarte, unendliche, göttlich durchhauchte und von Geistern, Seelen und Engeln durchklungene Mysterium; zieh' hinaus, und ich mache Dich zur Herrin aller Deiner geheimsten Wünsche, zur Herrscherin im sonnigen

Daſein, und zur Beſitzerin aller ſüßen Dinge, die Du noch nicht kennſt, um ſie zu wünſchen; zieh' hinaus, ſchönes kluges Mädchen, und der Zufall ſoll Dir dienen, und das Schickſal wird große Abſichten mit Dir vollführen! — In dieſem Augenblicke klopfte ihr Jemand von hinten auf die Schulter und ſie ſtieß einen leiſen Schrei aus. Es war Cimaletti, der lächelnd hinter ihr ſtand. Er breitete die Arme nach ihr aus, und ſie drückte ſich verſchämt an ſeine Seite, ihm die Hand auf die Schulter legend. Räthſelhafter Mann, ſagte ſie, thue ich auch Recht, daß ich Dir ſo unendlich vertraue? — —

Als am ſpätern Abend der Mond über der Landſtraße aufging, die ſich hier in einem Engpfad durch den Wald ſchlängelte, ſah man an einem Erlengebüſch einen Wagen halten, der die Reiſenden erwartete. Bald näherten ſich Cimaletti und Ada, und ſtiegen unter fröhlichen Geſprächen ein. Ada erbangte wieder, als ſie den alten Buſſo noch am Schlage verweilen ſah, der ihr das Geleit gegeben hatte. Die thränenden Augen des Greiſes, der nun wieder die größte Einſamkeit und Leere des Lebens vor ſich ſah, blickten ſtill zu ihr empor, und ſie wußte ihm kein Wort des Troſtes mehr zu

ſagen. Sie fühlte, wie wehe ſie ihm that. Er küßte ihre Hand, die ſie ihm zitternd überließ. Dann wandte er ſich zu Cimaletti und ſagte mit dem bitterſten Ausdruck: Junger Mann, Sie halten mich gewiß für einen ſchwachen und blödſinnigen Alten, weil ich Ihrem Beginnen mich nicht widerſetzt habe. Dem iſt nicht ſo. Nur allein Ada's unbeugſamer Entſchluß und feſtes Weſen konnten mich bewegen, meinen Widerſtand ſinken zu laſſen. Was ſie will, das muß ihr geſchehen, und ich weiß, daß Niemand ſie davon abhalten kann. Glauben Sie aber nicht, Cimaletti, daß ich Ihnen in Wahrheit dies größte Kleinod unter Gottes Himmel gönne und vertraue! Hätte ich nicht die Ueberzeugung, daß meine junge Herrin, Kraft der eigenen Hoheit und Unerſchütterlichkeit ihrer Seele, bei Ihnen ſicher iſt, und wären Sie auch der gefährlichſte Verbrecher, ſo würde ich Sie jetzt niederſchießen, ſtatt mit Ihnen zu ſprechen. Aber ſie hat einen Demantcharakter, der keinen Schmutz annimmt, und Sie werden ſehen, daß es der Gemeinheit unmöglich iſt, ihr edles und ſeltenes Geſtein zu ſchleifen. Sie mag mit Ihnen ziehen, um ſich am Leben und am Schickſal zu meſſen, vielleicht

in harter Erfahrung, aber sie wird Ihnen nicht verbleiben und bald in eine höhere sittliche Region sich abschließen, wo keine Gemeinschaft zwischen Ihnen und ihr mehr stattfindet. Aber ließen Sie sich auch nur einfallen, ihr ein einziges Haar ihres Scheitels zu beflecken, so hinkt die Nemesis Ihnen nach, die Sie treffen wird, wo Sie auch sein mögen! —

Alter Narr, toller Prophet, hört auf, uns Euer Eulengekrächze nachzusenden! sagte Cimaletti unwillig, und ließ die Pferde zum Aufbruch antreiben.

Der Wagen rollte blitzschnell davon, und fast hätten die Räder den Alten beschädigt.

Der frische Waldgeruch hauchte Balsam durch die Nacht, leise Winde spielten in Ada's Locken und still und herrlich lag der Himmel über ihr. Die Vögel in den Büschen sangen ihr liebende Heimathgrüße nach. Ein süßes Frohlocken schauerte durch ihre Seele. Sie lehnte sich zum Wagen hinaus, und blickte noch einmal hinter sich. Da glaubte sie, im weißen Mondlicht, noch die zitternde Gestalt des alten Busso zu sehen, der seine Hände nach ihr ausstreckte, und sie zog sich mit einem Seufzer wieder in den Wagen zurück. — —

Die Reiſe ging zuerſt nach Deutſchland, in deſſen nördlichen Theilen man ſich nur kurze Zeit aufzuhalten beabſichtigte. Cimaletti hatte verſprechen müſſen, mit Ada zuerſt eine Reiſe nach Italien zu machen, und ſo eilten ſie ohne Aufenthalt dem Süden zu. Dagegen hatte ſich Cimaletti ausbedungen, vorher noch in einer raſchen Tour wieder den Rhein zu berühren, um dort einige ſeiner Freunde und Verwandte, wie er ſagte, wiederzuſehen. Cimaletti entwickelte auf dieſer Reiſe einen bedeutenden Aufwand, und zeigte, daß er im Beſitz anſehnlicher Geldmittel ſich befand. Die Einrichtungen, die er für ſich und Ada unterwegs traf, waren glänzend. Dagegen beſaß er von manchen Koſtbarkeiten, die ihm die Gräfin ſelbſt zum Geſchenk gemacht, nichts mehr, und verſicherte, ſie mit Abſicht im Schloſſe zurückgelaſſen zu haben, um kein Andenken der Gräfin mehr mit ſich zu führen.

Es war ein ſchöner, heitrer Spätherbſt, der die Tour der Reiſenden begünſtigte. Eines Nachmittags, als ſie ſchon dem mittlern Deutſchland ſich annäherten, lag der Herbſt mit einer wahren Frühlingsmiene über der Landſchaft, und hauchte jene Silberklarheit der Luft und des Lichts, jene

ſtäte Ruhe und Wärme, aus, worin er vor der blüthenreichern Jahreszeit einen ſo großen Vorzug hat. Ada ſaß fröhlich neben Cimaletti, und freute ſich des hellen Tages, ſie haſchte mit der einen Hand, die ſie frei hatte, denn die andere hing ihr noch in der leichten Armbinde, den am Wagen vorbeifliegenden Sommer, und blies ihn wieder muthwillig in die Luft hinaus. Sie beſaß eine unverwüſtliche Gabe der Kindlichkeit in ihrem Herzen, mit der ſie froh an jeden ſchönen Moment ſich hingeben konnte, welche Ungewißheiten des Lebens auch vor und hinter ihr liegen mochten. Heut fühlte ſie ſich heitrer als jemals, das ſchöne ſonnige Wetter berauſchte ſie, und ſie fragte Cimaletti, indem ſie ihn freundlich anſah und näher zu ihm heranrückte, ob der Süden nicht bald da ſei, nach dem ſie ſich ſo ſehr ſehne.

Es giebt nichts Herrlicheres, ſelbſt im Süden, als einen ſchönen deutſchen Herbſttag, ſowie dieſer! ſagte Cimaletti, indem ſeine Augen träumeriſch bald über die Gegend hinſchweiften, bald mit denen Ada's ſich begegneten. Ein ſolcher Tag, fuhr er fort, lockt Alles, was von edlern und höhern Gefühlen im Menſchen verborgen iſt, hervor an das Sonnenlicht, und man erfährt da oft,

daß man Beſſeres in ſich trägt, als man ſelbſt oder die Welt von uns glauben mag. Die goldenen Fäden der Sonne verſpinnen ſich mit unſern geheimſten Träumen zu einem himmliſchen Gewebe, die Heiterkeit der Luft umfängt ſich mit der lachenden Seele und erzeugt daraus die Liebe, deren Sehnſucht und Glück in uns neulebendig ſich regt! Wer kann einen ſchönen Tag erleben, wie dieſen, ohne in dem Säuſeln und Silbern ſeiner Lüfte und Lichter eine mächtige Regung der Liebe zu empfinden! Durch die ganze Welt erklingt dann ein ſympathetiſcher Kuß, die Berge, die Thäler und der Himmel zittern feierlich in einem langen göttlichen Kuß. Und die Menſchen ſollten ſich nicht küſſen, ſondern mit ſtummen und kalten Lippen einander gegenüber bleiben? Das Küſſen iſt freilich eine Kunſt, auf die ſich die wenigſten Menſchen recht verſtehen. Den Meiſten fehlt Sinn, Talent, Poeſie und Geſchmack, Unſchuld und Begeiſterung dazu, um ſich recht zu küſſen. Es iſt eine ſeelenloſe nichtsſagende Muſik, die man von den meiſten ſich küſſenden Lippen erſchallen hört. Die Alten ſtehen uns auch darin in ihrer unübertroffenen Heiterkeit und Bildung großartig gegenüber. An dem Feſte des phileſiſchen Apollo

war auf den gelehrteſten Kuß unter jungen Leuten ein Preis ausgeſetzt. Und es iſt keine Frage, daß es eine gewiſſe Gelehrſamkeit des Kuſſes geben kann, ein höherer Grad von Bildung, der die ganze Bedeutung dieſes ſüßen Werkes der Liebe erſchöpft und darſtellt, Etwas, das gelehrt und gelernt werden kann! Wie oft habe ich Liebende in Deutſchland geſehen, die ſich nicht ein mal zu küſſen verſtanden, deren oberflächlicher Kuß nichts als kalte Küche der Lippen, eine kärgliche Mahlzeit der Herzen war! Wenige ſind ſo gelehrt und kunſtverſtändig, wie Shakeſpeare's Romeo und Julia, von denen die letztere zu dem küſſenden Romeo ſagt: you kiss by the book, ihr küßt nach der Kunſt! Und hat nicht Romeo Recht, wenn er ſeine Lippen two blushing pilgrims, zwei erröthende Pilger, nennt, die ein Heiligenbild zu küſſen trachten, denn was kann es Frömmeres und Andächtigeres geben, als die menſchlichen Lippen, über welche die Seele durch Athem, Wort und Geſang ihren heiligen Weg nimmt, um in die Welt hinaus zu tönen! O Ada, was giebt es nicht noch Alles in der Welt für Ihren reichen, ahnungsvollen Geiſt! Haben Sie ſchon ein einziges Mal recht nach der Kunſt ge-

küßt? Ich glaube, in dieſer großen Gelehrſamſamkeit der Lippen haben Sie noch nicht zu buchſtabiren angefangen? —

Ada, die in ſo guter Laune war, konnte ſich nicht enthalten, über dieſe ſeltſame Anrede zu lächeln. Sie richtete ihre freundlich brennenden Blicke ausdrucksvoll auf ihn. Ringsumher dampften die Fluren in der Herbſtſonne, die in dieſem Augenblick ihre heißeſten Strahlen herabſandte. Ada erröthete, als Cimaletti ſie küſſen wollte, aber ſie entzog ihm ihre Lippen nicht. Dann ſagte ſie: you kiss by the book, aber ich liebe ſolche Bücher nicht, ſie ſind mir immer bald langweilig! —

Ada und Cimaletti hatten den Rhein wieder erreicht und faſt denſelben Schauplatz betreten, auf dem zuerſt alle dieſe Begebenheiten, die ſich ſeitdem ſeltſam genug ereignet, ihren Anfang genommen. Der Zufall wollte ſogar, daß ſie auf ihrer Reiſe nach Mainz, zu der Cimaletti beſonders dringende Gründe zu haben ſchien, auf demſelben Dampfſchiff ſich befanden, welches ſie damals getragen, und ſo wiederholen ſich oft, wie durch die Veranſtaltung eines Zauberers, dieſelben Scenerieen, ſcheinbar um eine neue Aufführung deſſelben Schauſpiels zu veranlaſſen, aber der Geiſt der Ereigniſſe und Perſonen, die ſich vor ihnen wieder einfinden, zeigt ſich dann nur in einem grellen Contraſt dazu.

Der Rhein erſcheint in dieſer ſpäten Jahreszeit ſchon grau verſchleiert, die Ufer haben einen mehr finſtern Charakter angenommen, und feuchte Nebelmaſſen verdunkeln hin und herziehend den

Stromſpiegel. Als die beiden Reiſenden in der Frühe das Dampfſchiff beſtiegen, welches von Coblenz abging, war es plötzlich kaltes und unfreundliches Wetter geworden, und die wenigen trübſinnig hervorblickenden Sonnenſtrahlen vermehrten nur die Unbehaglichkeit des Tages. Ada fühlte ſich unwohl, auf ihren Wangen lag, was man ſonſt nie an ihr bemerkte, einige Bläſſe, und Cimaletti mußte ſie in die Kajüte hinuntergeleiten, wo ſie ſich auf eines der Seitenkanapee's ausſtreckte ihn bittend, ſie allein zu laſſen.

Cimaletti ging auf dem Verdeck auf und nieder, ein Dutzend ſpaniſcher Cigarren in der größten Geſchwindigkeit verrauchend, und beobachtete die Paſſagiere, die ſich allmälig zur Abfahrt eingefunden. Die Glocke begann zu läuten, und das Dampfſchiff ſetzte ſich in Bewegung, aus vollen Lungen den Rauch von ſich athmend, der ſeine treibende Seele iſt. Als es ſchon mehrere Schritte durch den Strom gethan, wurde plötzlich noch vom Ufer her ein Zeichen gegeben, und ein verſpäteter Paſſagier näherte ſich eiligſt in einem Boot, um noch zur Mitfahrt zugelaſſen zu werden. Nachdem er an Bord genommen, bebte Cimaletti einen Augenblick vor ihm zurück, denn es war kein An-

derer als Falk, den er auf das Unerwartetste hier wieder erblickte.

Dieser neuangekommene Reisende hatte nicht sobald seinen Sachen ihren Platz anweisen lassen, als er auch schon auf Cimaletti, den er auf der Stelle bemerkt, zustürzte, ohne über diese abermalige Begegnung auf einem rheinischen Dampfschiff im Geringsten erstaunt zu scheinen. Ich wußte es, daß ich Dich hier treffen würde, Cimaletti! sagte Falk mit einer scharfbetonten Stimme, indem er den Andern bei Seite zog. Fast hätte ich Deine Spur verloren, an der mir jetzt mehr als jemals gelegen ist. Aber ein rüstiger Ruderknecht brachte mich noch zur rechten Zeit nach, und nun sollst Du einen Freund, der sich so fest an Deine Fersen hängen wird wie ich, nicht sobald wieder loswerden!

Was willst Du? fragte Cimaletti, ihn nicht ohne große Verlegenheit betrachtend. Falk zeigte in der That bei seinem Wiedererscheinen ein ganz verändertes Ansehn. Die Milde, der stille Ernst und das leise Nachsinnen, die sonst sein Gesicht charakterisirten, waren daraus verschwunden, statt dessen lagerte eine schneidende Kälte in seinen Zügen. Er hatte gealtert und war magerer geworden,

wodurch seine Physiognomie etwas Eckiges und Lauerndes angenommen, das ihr einen höchst fremdartigen und zweideutigen Ausdruck gab. In seinen Blicken, mit denen er fest und durchdringend auf Cimaletti sich heftete, schimmerte ein Hohn, der den Andern betroffen machte. Nur allmälig suchte Cimaletti mit Hülfe seiner Gewandtheit sich wieder zu dem zu machen, was er vorstellen wollte, und stimmte mit einem kunstreichen Uebergang den Ton alter Freundschaft gegen Falk an. Um ihm sein Vertrauen zu beweisen, begann er ihm von seinen Verhältnissen und von dem seit ihrer Trennung Vorgefallenen erzählen zu wollen.

Aber Falk unterbrach ihn schnell und sagte mit einem besondern Lächeln: Laß das gut sein, ich weiß es Alles, und bin genau von Deinen Verhältnissen unterrichtet. Du siehst, welch' ein wichtiges Interesse mich an Dich binden muß, daß ich keine Mühe gespart habe, Dir nachzuforschen, und daß ich endlich hier wieder Deiner habhaft geworden bin. Diesmal werden wir uns nicht wieder so romantisch trennen, wie in St. Goar, wir werden eine Zeitlang bei einander bleiben, Cimaletti!

Wie hast Du Dich nur in kurzer Zeit so

verändern können, Freund! sagte Cimaletti. Bis auf Deine Sprache, die in fremden Tönen an mein Ohr und Herz schlägt, ist Alles an Dir ein anderes Wesen. Ich suche vergebens meinen edeln Falk, sonst die schönste Blume der deutschen Jünglinge, die ich jemals gesehen, und greife nur auf feindliche Dornen an ihm, die mich zu stechen trachten. Gerade nach Dir hatte ich mich gesehnt, an Dich hatte ich gedacht, als ich den Fuß wieder an den heimischen Rhein setzte, um nach unserer Schweiz, wo ich Dich glaubte, zu gelangen! An die Brust Deiner Freundschaft wollte ich mich retten, nachdem ich fast das Opfer der Leidenschaft und des phantastischen Wahns eines Weibes geworden wäre! Ich wollte in Deiner Nähe zu einem werthvollen Dasein mich ansiedeln, alte gemeinsame Bestrebungen um Wissenschaft und Natur mit Dir erneuern und endlich Segen und Versöhnung auf mein unruhiges Haupt herablocken! Und nun sage mir, warum unter so rauher Schaale Dein Herz sich diesmal birgt und ob es noch seinen unveränderten Kern darunter mir bewahrt?

Du hast Recht, ich habe mich sehr verändert! erwiederte Falk und klopfte ihm bedeutsam auf

die Schulter. Beſonders darin werde ich Dir ein Anderer erſcheinen, daß ich nicht mehr der leichtgläubige Falk bin, dem falſche und betrügeriſche Papiere hinreichten, um ſich von der Nachforſchung einer Sache abführen zu laſſen, zu der ihn die heiligſte Pflicht getrieben! Seitdem iſt der Schleier von meinen gutmüthigen Augen gefallen, ich habe auf den Grund beiſpielloſer Niederträchtigkeiten hinabgeſchaut, und dabei iſt mir freilich in meiner Erſchrockenheit der ganze milde Frühlingsglanz, der mir ſonſt über der Erde lag, verblichen, es iſt Winter geworden, und Alles liegt mir erſtarrt unter der kalten Schneedecke wie unter ſeinem Leichentuch! Doch genug mit Dir von ſolchen Allgemeinheiten! Ich gehe mit Dir nach Mainz, dort wollen wir uns über verſchiedene Dinge erklären! Bis dahin laß uns von gleichgültigen Dingen uns unterhalten, oder noch beſſer, ſchweigen!

Ich begreife Dich nicht, aber ich beklage Dich tief, theurer Freund! rief Cimaletti mit großer Emphaſe aus, indem er geſchickt gewiſſen Berührungen, die in der Rede des Andern lagen, auszuweichen ſuchte. Ich ſehe Dich, mein Freund, in einen harten Bruch mit der Wirklichkeit des Lebens

gerathen, und nachdem Dein idealer Sinn einmal einen Ekel an den realen Erſcheinungen gefaßt, giebt es für Dich nur noch das Nichtige, Weſenloſe und Niederträchtige auf der Erde. Iſt es nicht ſo? Aber wenn Deine Philoſophie über dieſen Zwieſpalt, der uns Allen droht, Dich nicht mehr beruhigen kann, warum die Tröſtungen und Mittheilungen der Freundſchaft abſchneiden, die noch die einzig wohlthuende Milch für das kranke Leben bleibt? Da erinnere ich mich unſerer Geſpräche, die wir in jener Nacht in St. Goar, das wir bald wieder vorbeipaſſiren werden, zuſammen geführt! Damals ſah es, bei aller Trauer, frühlingshell in Deiner Seele aus, Du hatteſt Vertrauen, Andacht und Muth, und ein unſterblicher Name bebte durch Deine Bruſt mit Feſtglocken der Liebe! Von Deiner idealen Höhe aus, warnteſt Du mich damals, mich nicht in der materiellen Wirklichkeit des Daſeins ſchwelgeriſch zu verlieren, ſie vielmehr treufleißig anzubauen zu einem wohnlichen Haus, um darin arbeitſam unter Laſt und Luſt des Tages das Rechte zu vollbringen. O mein Freund, wie bin ich ſeitdem des zweckloſen Umherſchweifens müde geworden, wie ſehne ich mich nach einem ruhigen Mittelpunkt, der endlich alle meine Kräfte

an ſich zöge und verbände, und ſollte es auch der Tod ſein mit ſeiner Alles beſänftigenden Macht! Um wie viel beſſer biſt Du daran, als ich! Denn wie ſchaal und abgeſtanden Dir auch das Leben werden mag, Du kannſt nie ſeinen Halt und Sinn ganz verlieren, Du haſt ein Bild der Liebe in Dir, das Dich mit dem Himmel und allen ſchönen, hohen und ewigen Ideen in ſtäter Verbindung erhält! Was macht dieſer innere unſichtbare Stern Deiner Gedanken? Steht er noch leuchtend über Deinem Herzen? Grüßt er Dich und neigt ſich zu Dir aus ſeiner Verklärung und ſchenkt Dir mit ſeinen Geiſterblicken herrliche Stunden? Und ſchüttelt Deine Gabriele nicht das Haupt und hebt leiſe den Finger gegen Dich empor, wenn Du den Werth der Exiſtenz alſo zu verläugnen und in Zweifel zu ziehen beginnſt? —

Falk ſchwieg einige Augenblicke, erſt hartnäckig und abgewendet, dann ſchien es, als kämpfe er mit ſich ſelbſt, ob er den zarten Gegenſtand, der in ihm angeregt worden, gegen Cimaletti berühren, oder dieſen lieber keiner Antwort darauf würdigen ſolle? Endlich war es, als tauche noch einmal ein freundſchaftliches Gefühl für den Andern in ihm auf, das ihn bewog, ſich wieder,

wie sonst, in einer vertrauten Mittheilung gegen ihn zu ergehn.

Was ich Dir damals, hub der blasse Jüngling an, von dem geistig fortdauernden Verhältniß zu meiner gestorbenen Geliebten erzählt, existirt in diesem Augenblick nicht mehr. Da ich damals wahr und offen gegen Dich gewesen, und mich überhaupt früher innigere Beziehungen mit Dir verknüpften, so will ich Dir, wie todfeindlich auch jetzt unsere Wege sich kreuzen, doch diesen Theil meiner Geschichte nicht vorenthalten. So höre denn: Gabriele hat mich verlassen! Ihre Gestalt ist plötzlich aus meiner Seele verschwunden, und sie erscheint mir nicht mehr, wann ich sie rufe, noch grüßt sie mich ungerufen mit jenen strahlenden Augen, die sich sonst als unsterbliche Zeugnisse ihres Lebens so oft gegen mich aufschlugen und mir lächelnd winkten! Ich habe sie zum zweiten Mal verloren, nach ihrem Tode starb sie mir jetzt erst, in jenem Moment, wo ich eines Tages mich vergeblich auf sie besann, wo ich ihr Bildniß in meinem Geist suchte und nicht finden konnte, wo sich alle die geliebten Züge, als ich sie gewaltsam in mir heraufbeschwören wollte, nur zu einem fremden und kalten Antlitz zusammensetzten, das

ihr nicht gehörte und das mich leichenhaft anstarrte. Ich weiß nicht, was das für ein Moment war, in dem sie mich floh und wo statt der lebendigen Verklärung mich auf Einmal die wesenlose Vernichtung umgab, der höhnische Wiederschein einer Leere, die nur bis dahin mit Gestalt und Geist erfüllt gewesen war. Mag das Leben mich allmälig wieder zu irdisch und zu schmutzig gemacht haben, um dieser unsichtbaren Liebesgemeinschaft länger angehören zu können, ich weiß es nicht, oder mag die Kraft des irdischen Geistes nicht ausreichen, um für immer ein höheres und ewiges Bild in sich zu besitzen und zu bewahren, mitten unter den Berührungen der gemeinen Alltäglichkeit, genug, ich sah mich in meinem Innern verödet und begann mich deshalb zu verachten. Ich war fortan ohne Bild, ohne Stern, ohne Compaß meiner Gedanken, und sah kalt und sympathielos in das Gewühl des Lebens hinaus. Nichts erschien mir mehr von Werth und Bedeutung, seitdem Sie mich unwürdig gehalten, ferner in meinen Gedanken mit mir zu leben, seitdem Sie in die unerreichbaren Weiten ihres Himmels sich mir entzog. Zuweilen war es mir, als schimmere noch ein alter treuer Seelenblick von ihr un-

verhofft durch die Ferne, die uns trennte, aber er dämmerte bald wieder verdunkelnd in Nacht zurück, und Nacht blieb es in meiner Seele. Ich schaute um mich her, um mir irgend eine andere Freude zu suchen, denn wie kann man leben ohne Freude? — aber ich fand keine andere als höchstens die Schadenfreude, daß Alles, was ich um mich sah, ebenso nichtig und gottverlassen war wie ich selbst! Bald begann ich dies Vergnügen, das Leben durchgängig werthlos zu finden, zu einer Art von Beruf in mir auszubilden und machte mir ein Geschäft daraus, den Trug, das Verderben und die geheimen Schlechtigkeiten der Welt und der Menschen überall auszuspüren. So fühlte ich mich demoralisirt durch mein abgerissenes Verhältniß zu einer Verklärten, zum Himmel, aber was mich aufrecht erhielt, war eine neue Thätigkeit, meine Kräfte der öffentlichen Moral dienstbar und nützlich zu machen, und zwar gerade durch jenen dämonischen Eifer, der mich fortan in die Welt hinaustrieb, um die Zusammenhänge des Schlechten und im Finstern Arbeitenden in ihr zu entdecken. Ich habe seitdem meine Tage meistentheils mit Umherreisen in verschiedenen Untersuchungssachen zugebracht und mit Erfolg manches Wichtige ausgeführt. — —

Falk schwieg, und faßte den Andern scharf ins Auge, als wolle er sehen, welchen Eindruck diese seine letzten Aeußerungen auf ihn hervorbrächten. Cimaletti fühlte sich jetzt zum ersten Mal nicht im Stande, einen solchen Späherblick auszuhalten, er schien betroffener als jemals über die Art, wie sich ihm Falk mit aller Offenheit und doch mit so vielen geheimnißreichen Seitenblicken gegenüberstellte, und verbrachte eine lange Pause im tiefen Nachsinnen. Dann nahm er wieder das Wort, von dem, was ihm eigentlich zu denken gab, abbrechend, und sagte zu dem Andern: Ich glaube, mein theurer Falk, Du hast Dir selbst großes Unrecht gethan, Dir sowohl wie Deiner abgeschiedenen Braut, denn diese hat Dir immer gleich nah und gleich fern gestanden, ihr Verhältniß zu Dir kann sich nicht ändern und nur in Dir und Deiner kälter gewordenen Vorstellung ist die Trennung, die Du behauptest, vorhanden. Du suchst etwas Moralisches in einer Erscheinung, die nur etwas Physisches ist, und so mußte es allerdings Deinem Gemüth gefährlich werden, ganz allein auf diese schöne Illusion der Seele sich gestützt zu haben. Daß sie nachgelassen hat Dich zu beglücken, liegt in der gemeinen Natur der Dinge, aber in keinem

geiſtigen Bewegungsgrund. Wir haben damals in St. Goar einige Anſichten darüber ausgetauſcht und Du wirſt Dich erinnern, daß ich Deine Entzückung, mit der Du an Deiner Geliebten wie an einer wirklich Dich umſchwebenden Exiſtenz hingeſt, zu ehren wußte! Jetzt will ich Dir ſagen, warum Gabrielens Bild Dir damals ſo nahe war, jetzt ſo ferne, ohne daß es ſich in ſeiner Weſenheit gegen Dich geändert hat! Ich habe ein wenig die Fähigkeiten und Möglichkeiten der menſchlichen Natur ſtudirt. Die Perſonen, mit denen uns die Liebe und die Sympathie des ganzen Seins verbinden, ſind ſo ſehr ein Theil unſerer ſelbſt geworden, daß die Bilder, die wir von ihnen in uns tragen, und damit ihr eigenſtes Leben, uns ebenſo entſchieden angehören, wie ſie der Wirklichkeit ſelbſt angehören. Die Vorſtellung, die wir von ihnen in unſerer Seele tragen, die uns überall begleitet und jeden unſerer Herzſchläge mitſchlägt, iſt ebenſo ſtark und lebenskräftig, als das Leben ſelbſt, das dieſe geliebten Geſtalten an ſich ſelbſt und außer uns führen. Wenn ſie aber für die reale Wirklichkeit uns entzogen werden, wenn eine räumliche Trennung ſie uns auf immer fernſtellt, oder der Tod die theuren Häupter in die

ewige Nacht verhüllt, dann zittern ihre Bilder, die von uns so festen Besitz genommen haben, noch lange in unserer Seele nach und können sich von derselben gar nicht losreißen. Ihre Gestalten und Züge, wie sie sich in uns abgedrückt hatten, führen noch lange Zeit ein beseeltes Leben in uns weiter, und wir wähnen, sie noch in erreichbarer Nähe zu besitzen. Sie bewegen sich in uns, sie kommen, wenn wir an sie denken, sie neigen sich mit Hand, Auge, Mund und Busen zu uns hin, und wir hängen an ihrem Kuß, Wort, Athem und Blick. In manchen begünstigten Stunden leuchten sie besonders auf in allem Glanz der alten Liebe und Zärtlichkeit, und wir zweifeln nicht, daß sie aus einer schönern geistigen Region uns mit ihrer herüberreichenden Existenz beglücken. Aber bald hört der Zauber auf zu wirken, mit der nachlassenden Elasticität der Nerven, die so lange noch das geliebte Bildniß festgehalten hatten in ihrem magischen Netz. Die innern Sinne geben allmälig das Bild wieder frei, das in ihnen abgeprägt war, es verblaßt und das physische Vermögen der Einbildungskraft reicht nicht mehr aus, es, wie sonst, in seiner ganzen Stärke sich zu erschaffen. Du siehst, mein Freund, aus den

Eigenheiten der menschlichen Organe erklärt sich Deine Geschichte. Fahre fort, Deiner Abgeschiedenen auch in der größeren Ferne, in die sie jetzt zu Dir gerückt ist, treu zu bleiben, und das Verhältniß Deiner Gedanken zu ihr wird doch Dein höchstes Glück und Besitzthum sein! Aber ich bitte Dich, verzweifle nicht, weil Dein ideales Herz sich im ersten Augenblick wie betrogen dünkte, verzweifle nicht an Allem, was es noch Haltbares und Wesenhaftes giebt in diesem menschlichen Dasein! Sei wieder der gute, edle, von Liebe und Sympathie getragene Falk! —

Cimaletti würde noch eine Zeitlang fortgefahren haben, sich in diese Auseinandersetzungen mit immer steigendem Pathos hineinzusprechen, besonders da sie ihn von einem andern Thema, dessen Berührung er fürchtete, immer weiter abführten, wenn nicht Falk jetzt geäußert, daß ihm diese Unterhaltung sehr unwillkommen sei und daß er sie abgebrochen zu sehen wünsche. In diesem Augenblick stieg Ada langsam die Treppe herauf, um das Verdeck, das jetzt einige wärmende Sonnenstrahlen beschienen, wieder zu betreten. Ihr Anfall von Unwohlsein hatte noch nicht nachgelassen, sie sah bleich aus und erschien in diesem

leidenden Gesichtsausdruck geistiger, seelenhafter als sonst, ja es lag etwas Verklärtes über ihren Zügen.

Falk wurde ihrer zuerst gewahr und schaute mit einem unwillkürlichen Laut der Betroffenheit auf ihre Gestalt, die in diesem Moment ganz besondere Empfindungen in ihm wachzurufen schien. Ada hatte ihn ebenfalls gesehen, und stand einen Augenblick auf der letzten Stufe unbeweglich still, ohne sich zu nähern, so überraschend war ihr sein Anblick.

Cimaletti beobachtete ihn genau. Da Du von Allem, was mich betrifft, im Voraus so sehr unterrichtet warst, sagte er, so wundert mich Dein Erstaunen, dies treffliche Mädchen hier zu sehen, dessen Lehrer, Freund und Reiseführer ich bin.

Ich wußte, daß Du sie in Dein Schicksal verwickelt hast! entgegnete Falk. Nicht ihr Hiersein kommt mir unerwartet, aber die Art und Weise ihrer Erscheinung, ihrer Züge, ist es, die mich erstaunen macht. Das sind wunderbare Erinnerungen, die sich mir da von Neuem beleben, und eine Gestalt annehmen vor meinen Augen!

Auf sein Gesicht sah man in diesem Augenblick wieder den schönen, milden und beseelten Ausdruck

treten, der ihm sonst wohl eigen war, und die Härte und Ironie, die sich seitdem seiner Physiognomie mitgetheilt hatte, verschmolz plötzlich wieder in sanftere Umrisse. Mit glänzenden Augen starrte er noch auf Ada hin, mit ihrer Erscheinung schien eine Veränderung seines ganzen Wesens vorzugehen.

Du hast Recht, Freund! rief jetzt auch Cimaletti aus. Mit dieser ätherischen Blässe auf den Wangen hat das liebliche Mädchen in der That eine wunderbare Aehnlichkeit gewonnen, die auch mich nun überrascht! Sah nicht so Deine Gabriele aus, wenn sie stilllächelnd zum Himmel blickte, und es war, als verschwinde die Erde schon unter ihren geistigen Fußtritten?

Still! still! rief Falk aus. Du hast den rechten Namen genannt, aber schweige! —

Beide näherten sich darauf der betroffenen Ada, die mit hochschlagendem Herzen Falk herankommen sah. Wie es sich oft ereignet, daß, nachdem man früher in einer kaum halben Bekanntschaft zu einander gestanden, doch fast mit der Vertraulichkeit alter Bekannten man sich begrüßt, sobald man sich auf plötzliche Weise wieder begegnet, so nahm auch Ada den Gruß Falks wie den eines vielwillkomme-

nen Freundes auf, auf den man gedacht und gehofft und den man erfreut ist, unerwartet zu sehen. Dann mäßigte sie aber wieder die ihr eigene Lebhaftigkeit und ein leises Erröthen darüber färbte die blasse Wange. Sie erinnerte sich der merkwürdigen Erregung ihres jungen Herzens, jener Frühlingsstürme von Gedanken und Empfindungen, die bei der ersten Bekanntschaft dieses Mannes in ihr aufgestiegen waren. Seit jenen ersten Blicken und Lauten, die sie mit der Welt zu wechseln angefangen, wie Vieles hatte sich seitdem ereignet und verändert! Sie selbst, damals ein muthiges Kind, stand jetzt als bewußtvolle Jungfrau ihm gegenüber, auf ihre nachdenkliche Stirn hatte schon das Leben einige räthselhafte Chiffern geschrieben, und wenn sie über sich nachdachte, wußte sie es selbst sich nicht zu sagen, ob ihr wohl oder wehe zu Muthe war. Sie dachte an die himmlische Liebe Falk's, die er zu einem verklärten Geschöpf in seinem Busen trug, und rief sich jene Beseligung und frohe Verwunderung zurück, die ihr damals dieser Gedanke erweckte. Sie selbst dagegen erschien sich seit einiger Zeit so unklar und verworren, es war ihr, als würde statt des Außerordentlichen, das sie von ihrem

Leben erhofft, nur ein gemeines menschliches Schicksal ihr Loos sein. Sie sehnte sich, wie wenn es ihr Trost und Hülfe geben könnte, nach einem vertrauten Gespräch mit Falk.

Cimaletti, der die unverkennbare Annäherung Beider bemerkte, schien einen Vortheil darin für ich zu ersehn, wenn er dieselbe unterstützte und dadurch von seiner eigenen Person Falk's Aufmerksamkeit ablenkte. Nachdem er die Unterhaltung mit seiner gewohnten Geschicklichkeit in Gang gebracht, entschuldigte er sich plötzlich mit Kopfweh, das ihn nöthige, sich in den untern Theil des Schiffes, wo er die erste Kajüte für sich und Ada allein gemiethet hatte, zurückzuziehen. Er entfernte sich rasch, und Ada und Falk, die auf der Galleriebank nebeneinander saßen, begannen bald ihrem Gespräch eine lebhaftere Wendung zu geben.

Falk befand sich in einem Zustande der Begeisterung, die an Ekstase gränzte, und Ada begriff erst nicht, was er ihr Alles sagte und warum. Dennoch that ihr die Innigkeit und Zartheit wohl, mit der er zu ihr sprach und ihre erste Begegnung in dem Rheinstädtchen berührte. Ada, die immer so bald in ihrer Mittheilung offen und frei sich zeigte, erzählte ihm, mit etwas höher sich hebendem Busen, auf

welche Art sie zuerst seine Bekanntschaft gemacht und ihn wider ihren Willen in einem Selbstgespräch belauscht habe. Indem sie ihm spähend in die Augen sah, und dabei dachte: das sind doch blaue treue Augen! konnte sie sich nicht enthalten, sich nach dem zu erkundigen, was das größte Interesse für sie hatte, nämlich: ob dieses schöne Verhältniß zu seiner seligen Geliebten unverändert fortwähre?

Falk schwieg einen Augenblick auf diese Frage, und sagte dann, ihre Hand haltend: Seit einigen Minuten bin ich zweifelhaft, ob meine Liebe dem Leben oder dem Tode gehört, und ob nicht das, was so lange ein jenseitiges Bild und Glück war, mir völlig und wirklich wieder in das Diesseits zurückgekehrt ist! Meine Sympathie hat sich vom Himmel wieder auf die Erde niedergelassen und flattert jetzt wie die Taube mit dem Oelblatt des Friedens, um mir auf dieser Erde einen neuen Heimathsort zu zeigen. So wissen Sie denn: meine himmlische Gabriele hat mich verlassen, ich spreche nicht mehr in Traum und Liebeselegie mit ihr, wie damals, wo ich Ihren kindlichen Schlaf störte durch meine Visionen, aber das Schicksal ist mir wieder günstig, ich kann noch wieder ein besserer und beglückter Mensch werden, wenn die neue Er-

ſcheinung des geliebten Bildes, die mir heut geworden, mich nicht täuſcht!

Ada verſtand ihn nicht und ſah ihn freundlich und forſchend an. Er aber betrachtete ſie mit immer ſehnſüchtigeren Blicken und ging in ihrem Antlitz begierig den Spuren der Aehnlichkeit nach, die ihn zauberhaft umfangen hielt. So war es doch am Ende nur der Schmerz um die alte Geliebte und ſein unverwandtes Feſthalten an ihrem Bilde, das ihn zu der neuen Neigung hinüberführen wollte, aber ſeine Natur ſchien dieſen neuen Aufſchwung zu edeln und hochſtrebenden Empfindungen nicht mehr auf lange in ihm zu dulden. Während Ada ſtill in ſich verſenkt ſaß und ein heimliches Gefühl der Freude, von dem ſie ſich ſelbſt noch nicht Rechenſchaft zu geben wußte, ihre Bruſt erhob, während ſie, ihre gegenwärtige zweifelhafte Lage ganz vergeſſend, unwillkürlich etwas Schöneres in der Zukunft für ſich ahnte, wurde Falk ihr gegenüber auf Einmal von einer auffallenden Zerſtreuung und Unruhe ergriffen. Er ſchien plötzlich an etwas Anderes zu denken, ſeine Augen ſchweiften ſpähend umher, und auf ſein Geſicht trat wieder jener unangenehme Zug, der mit dem Lauern eines Tigers auf ſeine Beute verglichen werden

konnte. Wo mag denn aber unser Cimaletti sein? sagte er, hastig aufspringend, und eilte, mit einer leichten Verbeugung gegen Ada sich entschuldigend, einer Gruppe von Passagieren zu, die bei der Unterwegsstation, die so eben vor Bingen gemacht wurde, sich drängte, das Schiff zu verlassen. Falk hatte sich nicht geirrt, und ergriff noch eben den Cimaletti beim Arm, als dieser schon auf der Treppe stand, um das Boot zu besteigen. Cimaletti aber entriß sich der starken Hand, mit der ihn Falk gepackt hatte und stieß ihn ruhig von sich zurück. Falk jedoch schien seinen Kräften ebenso sicher zu vertrauen, faßte den Andern um den Leib und rang eine Zeit mit ihm, um ihn wieder auf das Verdeck des Schiffes hinaufzuziehen. Aber Beide waren sich so gleich, daß Keiner schwankte, und Cimaletti, der sogar den Versuch machte, den unablässig an ihm zerrenden Falk in den Strom zu werfen, konnte doch nicht einmal seine Hände von sich abstreifen, die ihn wie ein Wild im Netze gefangen hielten. Vermeide das Aufsehn! flüsterte ihm Falk ins Ohr. Du entkommst nicht vom Schiffe, und bist verloren, wohin Du mir auch entfliehen magst!

Cimaletti ließ ihn erblassend los und kehrte mit ihm auf das Verdeck zurück. Dies Alles war

das Werk weniger Minuten gewesen, aber es hatte die Aufmerksamkeit der Umstehenden im höchsten Grade erregt. Da sich aber Beide darauf mit größter Ruhe nebeneinander verhielten, so glaubte man kein Recht zu haben, sich in ihre Angelegenheit zu mischen, und beobachtete sie nur aus der Ferne mit erstaunten Blicken. Unterdeß hatte das Schiff seinen Lauf weiter fortgesetzt, und Cimaletti, um sich den ihm lästigen Blicken zu entziehen, begab sich wieder in die Kajüte hinunter.

Falk blickte sich nach Ada um, die mit Erstaunen und Schrecken dieser Scene zugesehen hatte. Sie fühlte sich von der quälendsten Unruhe ergriffen, ängstigende Vorstellungen aller Art drangen auf sie ein. Sie wandte sich hastig nach dem wieder zu ihr tretenden Falk, um Aufschluß von ihm zu begehren, und doch empfand sie nach dem Vorgefallenen auch wieder eine eigene Art von Scheu und Mißtrauen gegen ihn. Sie wunderte sich, daß Cimaletti, gegen seine sonstige Gewohnheit, sich gar nicht um sie kümmere, und sah sich mit Entsetzen mitteninne zwischen diesen beiden Männern, deren Verhältniß auf etwas Dunkles und verhängnißvoll in der Ferne Drohendes zu deuten schien, und von denen Jeder auf eine ver-

ſchiedene Weiſe ſie an ſich gezogen hatte. Sie mußte ſich ſchwindelnd die Stirn halten, vor ihren Augen lag es plötzlich wie ein kalter undurchdringlicher Nebel, ſie mochte vor oder hinter ſich ſchauen in ihr Leben.

Falk ſuchte ihren fragenden Blicken auszuweichen und geleitete ſie zu dem einſameren Theil des Schiffes, wo ſie neben einander geſeſſen hatten. Dann ſagte er, er werde ſie bald von der unangemeſſenen Situation befreit haben, in die ſie durch ihre Unkunde, ihr edelmüthiges Vertrauen auf die Welt und ihren naiven Muth, ſich an das Leben hinzugeben, zu einem Menſchen wie Cimaletti gerathen ſei. Ada wagte nicht, ihn weiter zu fragen. Es that ihr wehe, ihn mit dieſer ſichern Wegwerfung von Cimaletti ſprechen zu hören, an den ſie noch Glauben hatte, und doch war es ihr, als müſſe ſie mehr, ja nur allein Vertrauen zu Falk hegen, der in allen Dingen der Rechte ſei, an den ſie ſich zu wenden habe.

Falk begann, als wäre nichts vorgefallen, wieder den frühern innigen Ton ihres Geſprächs anzuſchlagen. Er ſuchte ſie auf die Neigung vorzubereiten, deren Geſtändniß er ablegen zu wollen ſchien, und ſprach von dem Intereſſe, das er

fühle, ihre Zukunft sicherer und freudiger zu gestalten, ihre Abweichung aus dem gewohnten Geleis des Lebens, die dem Weibe so viele Gefahr bereiten könne, ihr unschädlich zu machen. Aber Ada, so gern sie seinen schönen Worten sich zuneigte und diesen Klang einer Empfindung vernahm, von dem sie früher einmal geträumt zu haben glaubte, vermochte doch nicht zu einer reinen Freude darüber in sich zu kommen. In dem ersten Augenblick, wo sie Falk wiedergesehen und er sie unerwartet wie eine theure Freundin begrüßt hatte, waren ihr selige Gedanken in ihrem Sinn aufgestiegen, aber jetzt hatte das Leben schon wieder einige Gifttropfen ihr auf diese aufgehenden Knospen geworfen. Das arme Mädchen sah eine feindliche Macht, ihr selbst noch unerklärlich, in diese lieblichen Träume greifen, die in ihrem Herzen sich zu bilden begannen, und mitten in dem Gefühl, daß sie vielleicht glücklich werden könne, schauerte sie bang zusammen. —

Unterdeß war der Abend herangekommen, der Rhein dehnte sich vor Mainz wieder zu einer breiteren Ebene aus und das halbmondförmige Rundbild der Stadt zeichnete bereits seine großartigen Steinmassen in der Dämmerung ab. Sobald das

Dampfſchiff das Ufer erreicht hatte, ſah man auch Cimaletti wieder ſich nähern, und Falk ſuchte ihn durch ein freundliches und argloſes Geſpräch, das er anknüpfte, ſo lange an Bord zu halten, bis das Gedränge der Reiſenden, das bei der Landung zu geſchehen pflegt, ſich einigermaßen verlaufen. Ada beobachtete beide mit Mißtrauen und ließ ſich durch den Schein dieſer freundſchaftlichen Begegnung nicht täuſchen. Sie nahm Cimaletti's Arm, um das Ufer zu betreten, Falk war einige Schritte vorausgegangen. In Mainz wird den Fremden unmittelbar nach der Ankunft, ſobald ſie an das Land ſteigen, der Paß abgefordert, und als Cimaletti noch daſtand, um den ſeinigen aus dem Portefeuille zu nehmen, kehrte Falk, der inzwiſchen mit einigen der anweſenden Polizeibeamten einige Worte gewechſelt, wieder zu ihm zurück und ſagte, mit einer fürchterlichen Kälte in ſeiner Stimme: Dieſer hat nicht nöthig, einen Paß abzugeben. Sein Paß iſt ebenſo falſch und nichtig, wie Alles an ihm! Dies iſt der berüchtigte Cimaletti, als Mitſchuldiger bei der Ermordung des armen Olivier längſt von der Polizei geſucht und verfolgt, und außerdem als Dieb und gefährlicher Betrüger mehrfach und dringend verdächtig.

Ich bin der Polizeirath Falk und besitze bereits die nöthige Vollmacht, ihn zu verhaften, was hier auf der Stelle geschehen mußte, da ihm, bei seiner beispiellosen Gewandtheit, kein Schritt mehr durch die Stadt zu verstatten war! —

Cimaletti sah sich sogleich von mehreren Sergeanten der Polizei umringt, die sich seiner Person auf eine unwiderstehliche Art bemächtigten. Nachdem er gewahr geworden, daß Alles verloren sei, behielt er seine stolze und unerschrockene Haltung unverändert und zeigte eine merkwürdige Ruhe, die fast an Seelenheiterkeit gränzte. Er stand, in seiner hohen, aufrechten Gestalt, mehr wie ein Gebieter, als ein Gefangener, unter den Dienern der Gerechtigkeit, und nur auf Falk, der ihm jetzt mit einer ernsten Miene gegenüberstand, richteten sich seine Blicke einen Moment lang mit einer entsetzlichen Bedeutung. Dann fielen seine Augen auf die arme Ada, die einem Umstehenden halbohnmächtig in die Arme gesunken war, er wandte sich rasch ab, und schien nur mit Mühe bei diesem Anblick einen Schmerz zu unterdrücken, der seine ganze Haltung zu erschüttern drohte.

Man hatte Ketten herbeigeholt und damit

den Gefangenen belaſtet, um ſeine gefährliche Perſon mit um ſo größerer Sicherheit abzuführen. Die Sache erregte ein außerordentliches Aufſehen. Als Falk ſah, daß Alles geſchehen, und Nichts mehr im Stande ſei, ihm dieſen wichtigen Gegenſtand ſeiner Sorgen und Mühen wieder zu entreißen, wandte er ſich tröſtend und hülfreich zu Ada, und ſuchte Anſtalten für ſie zu treffen. Ein Wagen wurde herbeigeſchafft, und Ada, die noch kaum wieder zu ihrem klaren Bewußtſein gelangt war, ließ wie betäubt Alles mit ſich geſchehen. Falk führte ſie zu einer ihm bekannten oder anverwandten Familie in der Stadt, wo er ihr eine liebevolle Aufnahme verſchaffte und ſie unter einer angemeſſenen Pflege zurückließ, deren das von Schreck und Schmerz beſtürmte Mädchen ſo ſehr bedurfte. —

Die gesunde und starke Natur Ada's überdauerte auch diese Stürme und am andern Tage fühlte sie sich wieder wohl. Sie sah sich von einer freundlichen Familie, aus einer alten Frau und deren Tochter bestehend, umgeben, die ihr mit der zartesten Aufmerksamkeit begegnete, und von der liebenswürdigen und rührenden Erscheinung des Mädchens angezogen zu werden schien. Aber Ada blickte mit der größten Angst nach der Thür, sooft sich ein Geräusch an derselben hören ließ. Sie besorgte jeden Augenblick, Falk werde hereintreten, und sie scheute nicht nur mit einer wahren Herzensbeklemmung, ihn selbst zu sehen, als sie auch vor allen Nachrichten, die er von Cimaletti überbringen könnte, zurückbebte. Sie hätte von der ganzen Welt nichts mehr vernehmen mögen und bedeckte sich wehklagend die vom Weinen er-

müdeten Augen mit der Hand. Sie wußte nicht mehr, welchen Entschluß sie fassen, welche Stellung zu solchen Ereignissen ihres Lebens sie ergreifen solle. Sie überdachte Alles, was ihr begegnet war, und konnte sich selbst nicht begreifen, noch das Schicksal, welches sie der goldenen Zeit, wo es noch so einfach und klar in ihre Mädchenseele ausgesehn, so schnell und für immer entrückt habe.

Indem sie, auf dem Kanapee sich ausstreckend, in solchen Gedanken mit sich selbst und ihrem Geschick kämpfte, öffnete sich plötzlich mit einigem Geräusch die Thür. Ada schloß die Augen, um Niemand zu sehen, Niemand zu hören und zu sprechen. Sie stellte sich schlummernd an. Sie glaubte wahrzunehmen, daß eine hohe weibliche Gestalt zu ihr hingetreten war, eine Zeitlang vor ihr stand, sie betrachtete und die Arme nach ihr ausstreckte. Aber Ada wagte nicht sich zu regen und es war ihr, als entführe sie ihr Geist weitab von der Wirklichkeit, die in leise verdämmernden Schatten ihr ganz entschwinde. Sie bemerkte, daß noch eine andere männliche Figur im Hintergrunde des Zimmers sich befinde. Sie dünkte sich wie sanftbehütet von einem frommen Traum, dem

ſie ſtillhalten müſſe, um ſein Wirken nicht zu ſtören, und ſie hatte das Gefühl, als müſſe wieder Unheil daraus werden, ſobald ſie die Augen von Neuem aufſchlage zum hellen Tag des Lebens. Die beiden Eingetretenen flüſterten mit einander, mehrmals wurde ihr Name genannt mit einer lieben Betonung, aber das wunderbare Mädchen bewegte ſich nicht, und zog es vor, in dieſem Mittelzuſtand von Betäubung und Träumerei zu verharren, in dem ihr plötzlich ſo wohl geworden war. Sie glaubte zu wiſſen, wer ſie hier umgab und umflüſterte, aber ebendeshalb wollte ſie die Augen nicht öffnen, es dünkte ihr ſüßer, mit dieſen Lebensgeſtalten im Traum umzugehen als in der Wirklichkeit. Es war ihr, als ſei dieſe jetzige Minute, die ſie mit faſt ſtillſtehendem Herzſchlag in ſolcher freiwilligen Abgeſchiedenheit von der Welt, dem Leben angehörend und nicht, verbrachte, die einzige wahrhaft glückliche in ihrem ganzen Leben.

Endlich fühlte ſie ſich lebhaft beim Arm ergriffen, man konnte die Ungeduld nach ihr nicht länger zurückhalten, und als Ada den Blick aufſchlug, lag ſie am Buſen ihrer Mutter, die ihr wiedergefundenes Kind mit heftigen Liebkoſungen

überschüttete. Ada wähnte noch fortzuträumen, alle dunklen Flecken der Vergangenheit schienen ihr ausgelöscht an dem heiligen Bild ihrer Mutter, und sie sah nur wieder das Heitre, Schöne und Glänzende dieser Erscheinung, der sie sich in alter Liebe anschmiegte. Sie seufzte, und fühlte sich still beglückt, ohne ein Wort des Grußes, der Verwunderung, der Erklärung.

Böses, liebes, einziges Kind! unterbrach endlich die Mutter das Stillschweigen. Warum hattest Du mir das gethan? Wußtest Du nicht, daß ich ohne Dich nicht würde leben können, und doch mochtest Du den grausamen Entschluß fassen, mich eigenmächtig zu lassen! Doch genug, keine Vorwürfe jetzt in dieser Stunde und nur die unendliche Freude, daß ich Dich wieder habe! Alles, was in der Vergangenheit liegt, soll uns vergessen sein, nichts Feindliches, kein Dämon wird mehr zwischen die Mutter und ihre Tochter treten, wir werden ein neues herrliches Leben zusammen beginnen. Was kann denn eine Mutter höher lieben als ihr Kind, es giebt Nichts weiter für sie auf der Welt und in ihrem Herzen, es ist die göttlichste und unwiderstehlichste Neigung, die zwei Wesen an einander bindet! Ach Ada, ich habe es empfunden! Seitdem

Du mich floheſt, jagte mein Herz Dir nach, wie ſeinem einzigen Glück, und eine Stunde nach Deinem Vermiſſen ſaß ich ſchon im Wagen, um Dir zu folgen und Dich zu erreichen, wohin Du Dich auch gewandt haben möchteſt! Du ſiehſt, wie ſcharf und richtig die Mutter den Spuren ihrer Liebe nachzugehen verſteht! Ich habe Dich gefunden, Du biſt da, mein Schatz, meine Seele, meine Ada, meine Tochter! Ich bin jetzt nur Mutter, ich kenne nichts weiter, ich lebe nur für Dich und werde es von nun an ewig!

Ada ſah lange an ihrer Mutter hinauf, ſie umſchlang zärtlich ihren Hals und dünkte ſich wieder ein Kind geworden, das noch gar nichts von der Welt wußte. Dann erſchrak ſie, als ſie die blaſſen, eingefallenen, abgehärmten Wangen der Gräfin bemerkte. Es war noch dieſelbe Hoheit der herrlichen Geſtalt, von der ſich Ada immer zu ſo ſüßer Ehrfurcht bezwungen gefühlt, die prächtigen Locken, mit der ſie früher oft ſpielte, wenn ſie an den Buſen der Mutter gelehnt, floſſen noch dunkel und reichlich, wie ſonſt, über den ſtolzen Nacken, aber doch hatte ſich plötzlich ein erſchreckender Zug des Alters tief in dies Bildniß eingeſchnitten. Die Augen Hippolyta's ſahen trüber, der Glanz, der

ſonſt in ihnen lebte, war gewichen und erinnerte nur noch, wie zerfloſſener Jugendſchimmer, an ein ehemals Schönes.

Ada ließ jetzt ihre Blicke weiter im Zimmer umherſchweifen, und ſie ſuchte Jemand. Sie hatte früher gemeint, es ſei der alte Buſſo, der ſich, als Begleiter der Gräfin, ebenfalls im Zimmer anweſend befinde. Aber in der männlichen Figur, die ſie zuvor hinter geſchloſſenen Augen zu ahnen geglaubt, hatte ſich Ada geirrt. Es war Falk, der im Hintergrunde ſtand und einen Augenblick ehrerbietig der Scene zwiſchen Beiden beigewohnt hatte. Dann entfernte er ſich, um die erſten Mittheilungen zwiſchen Mutter und Tochter nicht durch ſeine Gegenwart zu ſtören, und verſprach, nach einiger Zeit wiederzuerſcheinen, da ſie vielleicht über Manches von ihm Aufſchluß und Nachricht wünſchen könnten. Seiner polizeilichen Wachſamkeit und Thätigkeit war die Anweſenheit der Gräfin in Mainz unmittelbar nach ihrer Ankunft bekannt geworden, und er hatte ſie ſogleich hiehergeführt, um ſie mit ihrem geliebten und verlaſſenen Kinde wieder zu vereinigen. Ada wußte nicht, ob es Freude oder

Bangigkeit in ihr war, als ſie ſich jetzt wieder an ihn erinnert fühlte, und überließ ſich, als ſuche ſie Selbſtvergeſſenheit an der mütterlichen Bruſt, wie willenlos der ſtürmiſchen Zärtlichkeit derſelben. — —

Nach Verlauf einiger Stunden trat Falk wieder zu den Frauen. Keine von beiden wagte, ihn nach Cimaletti zu fragen. Die Gräfin zitterte schon, seinen Namen wieder aussprechen zu hören, doch war es ihr selbst noch unklar, ob sie nicht aus Besorgniß für sich selbst diese Bewegungen, die bei seinem Andenken von Neuem in ihr entstehen wollten, fürchtete.

Falk begann daher von selbst einen Bericht, den er für seine Pflicht zu erachten schien und zu dem er sich inzwischen vorbereitet hatte. Die Gräfin und Ada saßen ihm bebend gegenüber und schickten sich an, ihm zuzuhören.

Falk sagte: Dieser merkwürdige Mensch, an dessen Schicksal am meisten wir Drei uns betheiligt sehen, steht endlich, entkleidet aller seiner Illusionen, vor uns. Den Zaubergriff, sich zu verwandeln und in immer neue Farbenspiele des Charakters überzugehn, hat er nun selbst nicht mehr

in seiner Macht, er gleicht einem abgeräumten Theater, von dem alle Decorationen fortgenommen sind, und wo der Held mit den ausgelöschten Lichtern wieder in die gemeine Ordnung der Dinge zurückkehrt. An diesem Cimaletti war von dem, was wir an ihm kannten, nur Weniges ächt und wahr, und das, was wir nicht an ihm kannten, war vielleicht sein Bestes und Höchstes, indem es unangewandt in den ungeheuern Fähigkeiten und Talenten seines Wesens schlummerte. Ich lernte ihn zuerst kennen, als er in der Schweiz Medicin studirte, wo er durch seine glänzenden Gaben alle seine Genossen beherrschte, und auch mich durch einen gewissen unwiderstehlichen Zug, der seinem Charakter eigen ist, an sich fesselte. Er war uns Allen überlegen in Kenntniß der Welt, in Lebenserfahrungen und gewandtem Benehmen, und in der Kunst, die Menschen zu behandeln und zu erforschen, die er schon damals in einem bewundernswürdigen Grade besaß. Er wußte fast Alles, was wir Andern erst lernen sollten, er war jederzeit von den verschiedensten und entlegensten Gegenständen unterrichtet, und doch traf man ihn immer nur müßig, es gab keinen öffentlichen Ort, wo er nicht umherschlenderte, keine Vergnügung der Jugend

oder des Laſters, der er ſich nicht mit gleicher Helterkeit hingegeben hätte. Er mußte ſchon früher in vielfachen Verhältniſſen gelebt haben, aber Niemand kannte ſie, noch wußte man etwas Anderes von ihm, als den ſeltſamen Namen Cimaletti, deſſen Aechtheit er jedoch ſeinen Kameraden mit Heftigkeit betheuerte. Ich hielt ihn von jeher zu Allem fähig, aber nicht nur zum Schlimmen, ſondern auch zum Guten, denn es gab in der That Stunden, wo ein herrliches Gemüth in ihm aufging, und er ſeine Bruſt öffnete, um mit einer Ergießung ſeltener Gefühle ſeine Freunde zu begeiſtern. Selbſt Gutmüthigkeit konnte man ihm nicht abſprechen, und etwas Edles und Ritterliches drückte ſich ſchon offen in ſeiner Erſcheinung aus. Niemals aber hätte ich geglaubt, daß mit ſeiner Natur ſelbſt das gemeine Verbrechen auf gleicher Linie liegen könne, und daß es einſt ſo nahe mich berühren ſollte! Cimaletti hatte beſonders mit dem Bruder meiner Braut, einem liebenswürdigen leichtſinnigen Jüngling, Umgang gepflogen, und Olivier, der jünger war und viel von ihm lernte, hing an ihm mit einer unglaublichen Zärtlichkeit. Man nannte ihn den Johannes Cimaletti's, und man ſah ſie täglich und ſtündlich Arm in Arm miteinander. Dieſer

arme, liebliche Olivier war dazu auserlesen, sein Opfer zu werden. Seine fleckenlose Jugend wurde durch Cimaletti zuerst in die gefährlichen Umtriebe der Schweiz verwickelt, bei denen der letztere mit großer Klugheit nur im Hintergrund agirte, ohne seine Person preiszugeben. Olivier sah sich genöthigt, mit mehreren Ausländern, die sich in der Schweiz aufhielten, zu flüchten, und nahm heimlich sehr bedeutende Summen aus dem väterlichen Hause mit. Zu gleicher Zeit war auch Cimaletti aus der Schweiz verschwunden. Meine Nachforschungen führten damals zu Nichts, die Trauer um eine geliebte Todte hatte gleichzeitig einen Flor für die irdischen Zusammenhänge um meine Augen gebreitet. Eine Begegnung mit Cimaletti am Rhein diente nur dazu, meine Arglosigkeit völlig zu berücken, während gerade damals in meiner Nähe seine Lasterthat in ihrer Blüthe stand und das schwarze Verbrechen im Schooß der Nacht seine Geburtsstunde feierte. Seit einiger Zeit hat sich aber mit der innern Pflicht, die mich als rächenden Geist hinter Cimaletti herfandte, noch eine äußere verbunden, die meine Augen und meine Mittel schärfte, und mich in den Stand setzte, zu entdecken, was ich noch vor kurzem für unmöglich gehalten.

Die Mitſchuldigen Cimaletti's und Olivier's wurden durch mich eingezogen. Olivier, den die Andern für einen Verräther anſahen, iſt von ihnen ermordet und in den Rhein verſenkt worden, und es iſt mir gewiß, daß Cimaletti beſonders darum Antheil an dieſem Verbrechen genommen, um ſich die anſehnlichen Geldſummen, die ſich in Oliviers Beſitz befunden, zuzueignen, denn nach den eigentlichen Zwecken jener Unſinnigen fragte er wenig. Aus den Polizeiacten, die ich über ihn zuſammengebracht, ergiebt ſich, daß von ihm ſchon früher mehrere andere bedeutende Betrügereien verübt ſind, daß er überall als großer Geiſt aufgetreten und als romantiſcher Dieb und phantaſtiſcher Gauner ſeine Rolle ausgeſpielt hat. Für uns aber, die wir dies buntſcheckige Ungeheuer gekannt und geliebt, die wir einen menſchlichen Antheil an ihm genommen, liegt noch eine gewiſſe Wichtigkeit darin, ihn uns zu erklären, und zu begreifen, wie eine ſo hohe Begabung mit einem ſo niedrigen Leben ſich verbinden, oder wie dieſem niedrigen Leben ein ſo ausgezeichneter Geiſteskern zum Grunde liegen konnte! In dieſem Cimaletti hat ſich die glänzende Scheinbildung unſerer Zeit, die Alles iſt und Nichts und die keine

andere Seele hat als die Lüge, wahrhaft individualisirt. Diese Lüge ist von Hause aus etwas Dichterisches in solchen Naturen, ja, man kann nicht läugnen, daß es ein hochpoetisches Talent ist, welches unter der Depravation eines Charakters, wie Cimaletti, arbeitet und ihn in Bewegung setzt, und welches ihm diese dramatische Gewandtheit gab, sich in Alles zu finden und zu versetzen! Dieser poetische Kerl repräsentirt uns jenen Culminationspunkt der Cultur, auf dem sich die glänzendste Höhe des Bewußtseins mit der innerlichen Verlorenheit vereinigt, fast naiv, denn eine gewisse Heiterkeit, Frische und ritterliche Festigkeit, wie wir sie an Cimaletti fast immer gesehen, liegt als Charakterfirniß obenauf, und überdeckt wie mit unschuldigen Blumen den Schlamm des Verbrechens. Mit welcher Grazie bewegte sich nicht Cimaletti, dieser Schönredner, dieser Meister der Sprache, dieser hochtönende Philosoph, dieser sinnige Gefühlsmensch, dieser Frauenliebling und Held der Liebe! Die Lüge in diesen Naturen wird ihnen jedoch am Ende selbst zum Fatum, das sie umstrickt und dem sie nicht mehr entrinnen! Die tausend schönen und zweideutigen Redensarten, in denen sie ihr Leben eingesponnen haben, halten

zuletzt ſie ſelbſt in dem trügeriſchen Gewebe feſt, und die Phraſe, die Alles war, wird zum Geſpenſt, das den Schwarzkünſtler, dem es erſt gehorchte, nachher tödtet! Was wollte Cimaletti? Man weiß es nicht. Daß er ein Verbrecher geworden, widerfuhr ihm zuerſt durch ſeine Lebensanſicht, die ihn das Leben nicht höher achten ließ als der Schauſpieler die Bühne achtet, auf der er von ſechs bis zehn Uhr Abends zu ſpielen hat, und dann widerfuhr es ihm durch ſeine bedeutenden Fähigkeiten, durch das dramatiſche Talent ſeines Charakters, das ihn mit Allem ſpielen ließ und das er wie ein reicher Verſchwender gewiſſenlos an das Nichts des Lebens vergeudete. Ich bin überzeugt, daß er ſich ſelbſt ebenſo oft täuſchte, als er täuſchen wollte, und daß er abhängig war von ſeiner verwilderten Phantaſie, die ihn regierte. Doch genug der Moral! Um Ihnen zu zeigen, wie gemiſcht und zuſammengeſetzt Alles an dieſem ſchillernden Chamäleon war, will ich Sie blos noch einen geſchwinden Blick auf die Herkunft Cimaletti's werfen laſſen. Dieſer abenteuerliche Name gehört ihm keineswegs, ſondern er hat in der heiligen Taufe den Namen Karl Müller empfangen, denn er iſt der Sohn eines

Postillon's Müller in Ungarn, der, wie ich jetzt ausgekundschaftet habe, noch gegenwärtig daselbst in einem kleinen ungarischen Städtchen lebt. Mein Berichterstatter wollte jedoch erfahren haben, daß er ein natürlicher Sohn dieses Postillons sei, der mit einer vornehmen siebenbürgischen Staroſtin auf eine romanhafte Weise eine Begegnung gehabt haben soll. Und aus dieser Vermischung ließen sich in der That viele Eigenthümlichkeiten in dem Wesen unseres Cimaletti erklären. Die Wage der Gerechtigkeit, unter der er schwebt, wird jetzt das Falsche und Aechte an ihm richtig abwägen. Es ist eine Wohlthat in einer so schwankenden, verderbten und demoralisirten Zeit, zu sehen, wie endlich doch immer die Autoritäten als das einzig Bestimmte und Gewisse übrig bleiben, vor denen jede Abweichung vom Gesetz sich stellen und richten lassen muß! Ich für mein Theil fühle mich, nach früheren transcendenten Phantastereien, erst jetzt befriedigt und wie hinter einer sichern Lebensgränze geborgen, nachdem ich in der Ordnung der Commune, in der Sicherheitspolizei und in der Ueberwachung der öffentlichen Moral meinen Beruf gefunden. — —

Dieser Rede folgte eine lange Stille, deren

Falk's Zuhörerinnen bedurften, um den verſchiedenen Eindruck, den die gemachten Mittheilungen auf ſie geäußert, in ſich zu bewältigen. —

Ada wandte ihr Geſicht ab und wollte es verbergen, daß ihre Thränen floſſen, die vielleicht einer noch nicht völlig gewichenen Theilnahme für Cimaletti, vielleicht einem andern ihr unerklärlichen Gefühl galten, durch das ſie ſich mit ſich ſelbſt entzweit fühlte. Sie mußte es ſich geſtehen, ſie empfand ſeit wenigen Augenblicken einen entſchiedenen Widerwillen gegen Falk, deſſen ſie vergeblich in ihrem Herzen Herr zu werden ſuchte und von dem ſie ſich den Grund nicht ſagte.

Die Gräfin aber war aufgeſprungen, und ging, mit ſich ſelbſt kämpfend, mit unruhigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Eine große Bewegung hatte ſich ihrer bemächtigt, der Frieden und die Seelenheiterkeit, die ſie noch eben in den Armen ihrer Tochter gefunden, verſchwanden wieder von ihrer Stirn, und in dem Ausdruck ihres Geſichts trat Etwas von ihrem früheren aufgeregten Weſen von Neuem hervor. Die ganze Erniedrigung und Schmach jenes Cimaletti, den ſie ebenſo ſtark geliebt als gehaßt, ſchien in ihr die entgegengeſetzte Wirkung hervorzubringen, als ſich

Falk von seiner Mittheilung erwartet haben mochte. Jenes Geheimnißvolle und auf einen grauenhaften Hintergrund Deutende, das sie zuerst an seiner Erscheinung gereizt, lag nun enthüllt vor ihr da, und was Cimaletti ihrer Neugier stets mit künstlicher Wendung entzogen, wußte sie jetzt genau.

Sie schien einen besondern Wunsch zu haben, mit dem sie vergeblich rang, und richtete endlich, mit gesenkten Augen, und fast unhörbar die Frage an den Polizeirath Falk: ob er ihr nicht verstatten könne, Cimaletti im Kerker zu sehen?

Von Ada sich abkehrend, als solle ihre Tochter sie nicht vernehmen, fügte sie leise hinzu: er sei ein großer Verbrecher, aber sein Unglück sei noch größer, und sie fühle sich getrieben, ihm noch ein Wort zu sagen, damit er nicht in Verlassenheit und Verzweiflung sein Ende finde!

Falk suchte ihrer Bitte zu widerstreben und schützte seine Pflicht und die Verhältnisse vor, die es ihm unmöglich machten, diesem Wunsch zu willfahren. Endlich aber, als sie länger und lebhafter in ihn drang, schien ihn eine besondere Rücksicht, sich der Gräfin gefällig zu zeigen, nachgiebig zu machen. Er versprach es ihr, und führte sie mit sich fort. Ada hielt ihre Mutter

beſorgt am Arm zurück, aber die Gräfin, die plötzlich ganz verändert erſchien, deren Blicke wieder wie ſonſt von einem ſchwärmeriſchen Feuer ſtrahlten, bemerkte ihr Kind nicht. —

Ada blieb in trüben Ahnungen zurück. Bald darauf öffnete ſich halb die Thür, und ein ſilbergrauer, wohlbekannter Greiſenkopf ſah grüßend herein. Ada hieß den alten Buſſo willkommen, aber ſie vermochte nicht, ſich ſeiner ſo zu freuen, wie ſie es ſonſt wohl gethan haben würde. Ihr Herz lag in einer augenblicklichen Erſtarrung, und was es ſonſt an Luſt, Jugend und Empfindung darin gegeben, ſchien für den Moment zu ſchlagen aufgehört zu haben. Buſſo ſetzte ſich zu ihren Füßen, froh, ſeiner jungen Freundin und Gebieterin wieder gegenüber zu ſein, denn aus Sehnſucht nach ihr hatte er ſich der Gräfin als Begleiter angetragen. Er mußte von dem Hergang dieſer Reiſe erzählen, aber das trauernde Mädchen verabſchiedete ihn bald, um allein zu ſein mit ihrem geheimen Kummer. —

Ada harrte den ganzen Tag auf die Wiederkehr ihrer Mutter, aber der Abend kam heran und selbst als es später geworden war, zeigte sich ihr noch keine Spur von der Gräfin. Jetzt brachte die steigende Angst wieder einige Bewegung in ihre Herzschläge, eine unbeschreibliche Unruhe jagte ihr das Blut ins Gesicht. Sie wußte nicht was sie beginnen sollte, bald öffnete sie das Fenster, bald eilte sie auf die dunkle Straße hinaus, und die fremde Stadt lag, in die Finsterniß der Nacht gehüllt, in dumpfer Stille wie ein Knäuel von Sorgen und Schreckensbildern vor ihr da. Die Boten, welche sie ausgesandt hatte, waren nicht zurückgekommen, ihre Ungewißheit gewann etwas Fürchterliches, und sie wollte sich selbst auf den Weg begeben, um ihre Mutter zu suchen.

Fast um die Mitternachtsstunde erschien Falk vor ihrer Thür und begehrte Einlaß. Sie öffnete

ihm zitternd und ſchrie laut auf, als ſie ihn allein erblickte und die Gräfin nicht mit ihm ſah. Falk war ſehr ernſt, ſeine Stimme ſchwankte, und ein ungewöhnliches Ereigniß mußte ihn außer Faſſung geſetzt haben. Er ließ ſich auf einen Stuhl nieder, und Ada ſtand in der höchſten Spannung vor ihm, um auf das erſte Wort von ſeinem Munde zu lauſchen.

Er bereitete ſie vor, das Entſetzlichſte zu hören, und meldete ihr endlich, daß ihre Mutter nicht mehr am Leben, daß ſie einen unglücklichen Tod gefunden, einem gewaltſamen Schickſal erlegen ſei! —

In der größten Zerſchmetterung des Schmerzes fand Ada bald die Kraft ihrer tüchtigen Natur wieder, ſie wurde ruhig und in ſich gekehrt, und die ſtille Wehmuth gab ihrem Blick etwas Andächtiges und Frommes. —

Dieſe wunderbare, beklagenswerthe Frau, erzählte Falk, iſt nun doch als ein Opfer ihres abnormen und romantiſchen Sinnes gefallen! Hätte doch das Außerordentliche, Seltene, Schöne und Gutmüthige, das in ihrer Natur gelegen, würdige Gegenſtände zu ſeiner Faſſung, und einen ſittlich abgegränzten und geſicherten Lebenskreis gefunden!

Ich aber muß mir den Vorwurf machen, daß ich, meine amtliche Pflicht umgehend, sie der Gefahr überliefert habe, auf diese Weise zu enden. Ich gab ihrem Wunsch nach, sie mit Cimaletti im Kerker allein zu lassen, und ich gestehe, daß es ein Eigennutz in mir war, der mich der Mutter Ada's so gefällig werden ließ. Ich hätte wissen sollen, daß Cimaletti der unermüdliche Dämon dieser Frau ist, dem sie nie und nimmer widerstehen kann und der sie noch zuletzt in seinen jammervollen Fall verwickeln würde! Er hat seine letzte Ueberredungskunst mit Erfolg an ihr geübt, nämlich mit ihm zu sterben, und sie hat willig das Gift mit ihm getheilt, das sie selbst bei sich getragen haben muß, und das eine augenblicklich tödtende Kraft hatte! Als ich wieder in den Gefängnißraum trat, lagen Beide schon im Verscheiden, und nur Cimaletti hatte noch das Bewußtsein, mir zuzurufen, daß dieser Tod *sein* Werk sei, und daß Hippolyta aus Liebe mit ihm sterbe! Mit ineinandergeschlungenen Armen hauchten sie zusammen ihre Seele aus. Auf mich fällt eine große Verantwortung, die vielleicht nur durch meine anderweitig bewiesenen Dienste sich mir mindern wird. Ich glaube aber,

daß dieſe Beiden von der Natur in Wahrheit für Einander beſtimmt geweſen, und daß eine wirkliche Sympathie ihrer Charaktere ihnen zum Grunde gelegen, die unter reineren und lauteren Verhältniſſen eine ächte Liebe geworden wäre. Cimaletti war ein Abſcheulicher, aber auch ich habe ihn einmal geliebt. Mit einem gewiſſen ritterlichen Anſtand hat er ſeine ſchlechte Rolle ausgeſpielt, denn etwas Reinliches, und man könnte ſagen Aeſthetiſches hatte er immer ſelbſt in ſeinen Laſtern. —

Falk war bewegt und ſein Geſicht verſchönte wieder eine menſchliche Rührung. — —

Ada mußte die theilnehmende Sorgfalt, die ihr der Polizeirath Falk in ihrer Lage erwies, dankbar erkennen. Am andern Tage hatte er ein ernstes Gespräch mit ihr über ihre Verhältnisse, und er endigte damit, ihr seine Hand anzutragen, um ihr durch eine eheliche Verbindung ein sicheres Relief in den schwankenden Bewegungen des Lebens zu bieten.

Ada hatte sich keinen Augenblick zu besinnen. Sie lehnte mit einer milden Entschiedenheit, die ihm Ehrerbietung einflößen mußte, seinen Antrag ab, und ersuchte ihn, sie gänzlich ihrem Schicksal zu überlassen, dem auch sie vertrauen werde. Sie war darüber nicht verlegen noch ängstlich ihm gegenüber, sondern eine tiefe Klarheit und Ruhe stand auf dem Gesicht des Mädchens, sie hatte

nach allen dieſen Ereigniſſen ſich ſelbſt wieder ſicher erfaßt, und fühlte in dem verwundeten Herzen doch eine Stärke, dem Leben ſelbſtändig zu widerſtehen.

Ihr Entſchluß war genommen.

Nachdem ihre Mutter in Rückſicht auf ihren Stand und ihre Verhältniſſe ein ehrendes Begräbniß in der Stille erhalten, ſchickte ſich Ada an, Mainz zu verlaſſen. Der alte Buſſo ſollte fortan ihr treuer Reiſe- und Lebensbegleiter ſein und nun niemals wieder ſich von ihr zu trennen haben. Der thätige Greis hatte ſich zuvor bemüht, ihre Vermögensumſtände zu ordnen, und Ada hatte ihn ſich während ihrer Minderjährigkeit zum Verwalter ihrer bedeutenden Beſitzthümer, deren alleinige Herrin ſie jetzt war, gewählt.

Es war an einem ſchönen Wintermorgen, als Ada den Reiſewagen beſtieg, um nach Italien aufzubrechen. Sie ſah ſanft und heiter aus, der liebenswürdige und ächt ſittliche Kern ihres Weſens trat wieder muthig auf ihrem Antlitz hervor, das, nach allen zerſtörenden Mißgeſchicken, von Neuem ſeine jungfräuliche Friſche wiederſtrahlte.

Falk erhielt am Tage ihrer Abreiſe das folgende Billet von ihr.

„Ich kann nicht von Ihnen scheiden, ohne Sie einen Blick in mein Gemüth thun zu lassen. Ich werde mein Leben fortan beständig auf Reisen verbringen, im flüchtigen Genuß, in vorübergehender Theilnahme an den Dingen, und habe mir gelobt, niemals ein bestimmtes Verhältniß innerer Verpflichtung, bindender Liebe einzugehn. Ich will allein stehen. Nach dem, was ich nun vom Leben weiß und erfahren, wird man es mir als billig zugestehen müssen, wenn ich mich in den Stolz und die Zerstreuung hineinrette. In ein Kloster möchte ich nicht gehen, denn die Einsamkeit ist mir zuwider, aber mitten im bewegten und qualvollen Treiben der Welt werde ich die kühle Einsamkeit des Herzens, die mir wohlthut, mir zu erhalten suchen. Einen trefflichen Greis, der keine Hoffnungen und Wünsche mehr hat als etwas tägliche Sonne, seinen kahlen Scheitel zu wärmen, habe ich mir zu meinem einzigen Tagesgenossen erkoren, ich habe ihn mir zum Vater, Diener und Geliebten gewissermaßen adoptirt. Ein solches Verhältniß zu einem Greis scheint mir das beste und einzig annehm-

bare für eine Frau. Vielleicht iſt er es auch allein, der mich in der Welt wahrhaft geliebt hat. Mit Ihnen bin ich, ſoviel mir bewußt, nur einmal auf einem einzigen Punkt der Neigung zuſammengetroffen. Ich geſtehe, es ſchien mir einen Augenblick unendlich ſüß, ſo geliebt zu werden, wie Sie Ihre Gabriele liebten, aber an dieſem Wunſch hatte die weibliche Eitelkeit in mir den größten Antheil. Es war ein Traum, wie es ſo viele in dem ahnungsvollen Herzen eines Mädchens giebt. Aber ich ſage Ihnen, aus einem ſolchen Mädchenherzen könnte Groſſes hervorgehen, wenn das Leben Alles reifte, was in ihm iſt. Ich bin nur froh, daß ich noch jung und muthig bin, und ſchaue weitaus in die blaue Ferne der Zukunft. Vieles wird mir noch begegnen, gewiß manches Intereſſante, aber Nichts, vor dem ich mehr entſetzt zurückſchrecken werde. Leben Sie wohl! Kehren Sie ja zu dem verklärten Bilde Ihrer Gabriele zurück, dies iſt das Einzige, was wirklich Werth hat. Sie wird Ihnen wieder daſſelbe ſein, was früher, wenn Sie Sich recht andächtig zu ihr wenden. Und nun will ich Ihnen noch

aufrichtig gestehen, was mich zuerst von Ihnen zurückstieß. Nämlich, daß Sie, als Polizeiagent, den Cimaletti gefangen nahmen. So wunderlich denkt ein Mädchen.

Ada."

II.

Vertraute Briefe

aus

Hamburg.

I.

Hamburg, im Juli 1837.

— — Sie wundern ſich, daß ich Hamburg liebe? Ich ſelbſt habe Urſach, zu Hamburg zu ſagen: „Was geht's Dich an, wenn ich Dich lieb habe?“ denn in dieſem plattdeutſchen Palmyra begegnet man freundlichen Augen überall, nur nicht für diejenige Richtung der neueſten Literatur, die wir leider ſchon durch unſere Namen als eine gefährliche und anſtößige ſtempeln müſſen, wir mögen wollen oder nicht! Die hamburger Geſellſchaft iſt die prüdeſte und vorurtheilsvollſte, die man in Deutſchland, England oder China nur antreffen kann, ſie umſchließt ſich mit einem ſtrengen Faden der Sitte, der ſtärker iſt als ein dreidoppeltes Schiffstau, und verharrt ſo, geknebelt hinter ihrer eigenen Schicklichkeit und Ueblichkeit, wie in

einem gepanzerten Zustande, der jedes fremdartige Element von sich scheucht. Und doch wohnen hier lauter vortreffliche Leute, in keiner Stadt in der Welt herrscht eine so unbegränzte Gastfreundlichkeit wie in Hamburg, das Volksnaturell ist grundgutmüthig und ehrlich, und während man an den krachenden Mittagstafeln einen freundschaftlichen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen hat, um mit allen diesen Aalsuppen, seltenen Seefischen, Rumpsteaks und Hummerragouts fertig zu werden, muß man zum Zubiß auch Gespräche über Heine, Börne, Bettine, Rahel, und noch manchen Andern einnehmen, die ebenso schwierig zu verdauen sind. Die Unterhaltung beschäftigt sich mit allen diesen Dingen in Hamburg, aber sie nagt daran herum wie an Taschenkrebsen, ohne etwas Reelles davon in den Magen zu bekommen, und das ist eben, denke ich mir, der Grund des Mißcredits, in dem hier allgemein Rahel, Bettine, Heine, Börne und Andere stehen, weil man nichts von ihnen in den Magen bekommt. Hätte Heine Reisebilder mit Aalsuppe herausgegeben, so würden jene sonst so freundseligen Hamburgerinnen ihn nicht so bitter schmähn, als ich es neulich in einer der besten hiesigen Gesellschaften vernahm.

Ein anderer Grund aber, im Ernſte, iſt die ſtrenge Gewöhnung der Sitte, die hier das Leben bindet und regelt, und welche gegen jene Autoren und die ihnen wahlverwandten Frauen ſo empfindlich macht, daß man ſie in der That nirgend mehr verläſtern und abweiſen hört, als in dem gutmüthigen Hamburg. Ich werde Ihnen aber ſpäter noch ſagen, was es hier mit der Sittlichkeit und Moral für eine Bewandtniß hat, und wie ſich die Phyſiognomie des ſtädtiſchen Lebens und Treibens ſelbſt dazu verhält. Jener Grund iſt jedoch an ſich ſo verehrenswürdig, daß man ein Narr ſein müßte, wenn man ſich nicht vor ihm beugen wollte! Denn ſind wir nicht Alle gute Leute? —

Ich fliehe meiſtens die hieſige Geſellſchaft, die einiger vertrauten und lieben Seelen ausgenommen, denn ſeine Sympathieen findet man überall auf der Erde! Mein Vergnügen iſt, am Jungfernſtieg umherzuſchlendern, in den offenen und von Muſik tönenden Pavillons eine Zeitung zu leſen und das kühle Ufer der Alſter zu verfolgen, die ihre blauen Mädchenaugen ſo gemüthlich aufſchlägt, daß man ein Liebesverhältniß mit dieſem Fluß eingehen könnte. Ich kenne kein gemüthlicheres Waſſer als die Alſter, und mir iſt nicht

wohl, wenn ich nicht alle Tage ihren ſtillen Wellenſchlag ſehe, der bald wie eine Idylle, bald wie eine Liebeselegie ſich auf und niederſchaukelt, und mit den weißen Schwänen um die Wette die melodiſchen Kreiſe zieht. Die Alſter iſt die Poeſie Hamburgs, und es iſt deshalb ein Wunder, daß ſie ſich hier halten kann; darum gehe ich jeden Morgen zuerſt an das Alſterbaſſin, um nachzuſehen, ob der empfindſame Strom nicht über Nacht davongeſchwommen. Aber die blaue Alſter trägt die Farbe der Treue, ſie lief ſchon damals nicht davon, als ihr Hagedorn ein ehrerbietiges Loblied in der Weiſe jener Zeiten ſang, und ſie trägt noch immer mit ſonnigem Lächeln nach Harveſtehude oder Winterhude die Gondel des vergnügungsluſtigen Kaufmannsſohns. Wenn man an der Alſter ſpazieren geht, namentlich da, wo ſich an ihren Ufern der frohe Lebensgenuß der Stadt hintummelt, begreift man nicht, warum die guten Hamburger ſo ſtrenge Rigoriſten ſind in allen poetiſchen und ſocialen Dingen. Das Treiben des Jungfernſtiegs iſt wahrhaftig keine Schule für die öffentliche Moral. Aber ich verſichere Sie, daß ich liebenswürdige hamburgiſche Familien kenne, die, Mann, Frau und Töchter, Abends im Ge-

tümmel des Jungfernſtiegs ſich ergehn, und von gewiſſen ſittenpolizeiwidrigen Unterhaltungen, denen man dort unwillkürlich ſein Ohr leihen muß, weniger verletzt werden, als von den Briefen Bettinens an Goethe, die einen wahren Aufruhr in der ſtrengſittlichen Welt Hamburgs hervorgebracht haben. Ich hörte hier in den gebildetſten Kreiſen Urtheile über Bettine, das Kind, die in der Culturgeſchichte des deutſchen Geiſtes aufgezeichnet zu werden verdienten, und die ächt hamburgiſch ſind, hier gewachſen und hier gäng und gäbe geworden. Die Hamburgerinnen erröthen alle darüber, daß Bettine den Goethe liebte, und daß ſie ihm ſolche gluthvollen Briefe ſchrieb, wie keine Hamburgerin ſie ihm jemals geſchrieben haben würde, denn ſchon der Anſtand verböte, ſo Etwas auf die Poſt zu geben! Die Poſt iſt allerdings ein ſo ehrfurchtgebietendes Inſtitut in einer großen Kaufmannsſtadt, und Rückſicht auf die allgemeine Wohlfahrt und Ordnung verbietet, falſche Declarationen zu machen, wenn man Frachtgüter und Briefe verſendet! Bettine ſiegelte ihren ganzen Koboldsgeiſt und ihr volles Herz ein und bezahlte bis Weimar nur ein einfaches Briefporto dafür. Welche Poſtunterſchleife!

wohl, wenn ich nicht alle Tage ihren ſtillen Wellenſchlag ſehe, der bald wie eine Idylle, bald wie eine Liebeselegie ſich auf und niederſchaukelt, und mit den weißen Schwänen um die Wette die melodiſchen Kreiſe zieht. Die Alſter iſt die Poeſie Hamburgs, und es iſt deshalb ein Wunder, daß ſie ſich hier halten kann; darum gehe ich jeden Morgen zuerſt an das Alſterbaſſin, um nachzuſehen, ob der empfindſame Strom nicht über Nacht davongeſchwommen. Aber die blaue Alſter trägt die Farbe der Treue, ſie lief ſchon damals nicht davon, als ihr Hagedorn ein ehrerbietiges Loblied in der Weiſe jener Zeiten ſang, und ſie trägt noch immer mit ſonnigem Lächeln nach Harveſtehude oder Winterhude die Gondel des vergnügungsluſtigen Kaufmannsſohns. Wenn man an der Alſter ſpazieren geht, namentlich da, wo ſich an ihren Ufern der frohe Lebensgenuß der Stadt hintummelt, begreift man nicht, warum die guten Hamburger ſo ſtrenge Rigoriſten ſind in allen poetiſchen und ſocialen Dingen. Das Treiben des Jungfernſtiegs iſt wahrhaftig keine Schule für die öffentliche Moral. Aber ich verſichere Sie, daß ich liebenswürdige hamburgiſche Familien kenne, die, Mann, Frau und Töchter, Abends im Ge-

tümmel des Jungfernſtiegs ſich ergehn, und von gewiſſen ſittenpolizeiwidrigen Unterhaltungen, denen man dort unwillkürlich ſein Ohr leihen muß, weniger verletzt werden, als von den Briefen Bettinens an Goethe, die einen wahren Aufruhr in der ſtrengſittlichen Welt Hamburgs hervorgebracht haben. Ich hörte hier in den gebildetſten Kreiſen Urtheile über Bettine, das Kind, die in der Culturgeſchichte des deutſchen Geiſtes aufgezeichnet zu werden verdienten, und die ächt hamburgiſch ſind, hier gewachſen und hier gäng und gäbe geworden. Die Hamburgerinnen erröthen alle darüber, daß Bettine den Goethe liebte, und daß ſie ihm ſolche gluthvollen Briefe ſchrieb, wie keine Hamburgerin ſie ihm jemals geſchrieben haben würde, denn ſchon der Anſtand verböte, ſo Etwas auf die Poſt zu geben! Die Poſt iſt allerdings ein ſo ehrfurchtgebietendes Inſtitut in einer großen Kaufmannsſtadt, und Rückſicht auf die allgemeine Wohlfahrt und Ordnung verbietet, falſche Declarationen zu machen, wenn man Frachtgüter und Briefe verſendet! Bettine ſiegelte ihren ganzen Koboldsgeiſt und ihr volles Herz ein und bezahlte bis Weimar nur ein einfaches Briefporto dafür. Welche Poſtunterſchleife!

So war es auch mit der großen Rahel, an der man in Hamburg ebenfalls vielen Anstoß nimmt! Auch Rahel mißbrauchte die Post und verschickte unter bloßem Briefcouvert schwere Gedanken, Gewitterstürme des Herzens, Weissagungen und Gespenster der Speculation, mit denen sich zum Theil sogar die hamburger Briefträger herumtragen mußten, denn viele dieser Briefe waren ja selbst für die Post nach Hamburg bestimmt. Rahel wird von der gebildeten und urtheilenden Gesellschaft in Hamburg als die große Hexe von Endor verschrieen und man empfindet schon bei ihrem Namen einen unheimlichen Schauer, denn man scheint überzeugt, daß sie ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen haben mußte, um so geistreich sein zu können. Dies kommt Alles daher, weil man in Hamburg jegliches Ding würdigen lernen wird, nur niemals die Schmerzen einer großen Seele. Hamburg ist die Stadt ohne Schmerzen, wie es keine ähnliche mehr in dem modernen Städteleben giebt, und Arbeit und Genuß haben sich hier in das derbe Dasein getheilt, das sich immerdar froh bewegt und tummelt, aber einer schönen aus Holz gezimmerten Statue gleicht, zu der sich noch kein Pygmalion gefunden, um ihr

Seele einzublaſen. Hamburg iſt die Stadt ohne Schmerzen, denn ihre Stirn iſt nicht verdüſtert von dem Wehe der Geſchichte, das anderswo ſchneidende Gegenſätze in das Leben geriſſen hat, noch zählt man hier ängſtlich an den Pulsſchlägen der Gegenwart eine Zukunft ab, nach der in andern Gegenden die Speculation ringt mit heißen Zähren. Hier iſt volle Gegenwart und man kann hier den Menſchen ſehen, wie ihm das ſeltene Experiment gelungen iſt, ſich ganz in Gegenwart einzukeilen, und wie weit er es damit bringen kann. Nur aus der Vergangenheit ſchwebt dem hamburger Bürger noch immer ein hiſtoriſcher Moment vor, den er nicht vergeſſen mag, nämlich die Zeit der franzöſiſchen Belagerung und die Geſtalt des Marſchall Davouſt. Es wird hier kein vertrauliches Geſpräch bei einer Flaſche Schmalbier gehalten, daß nicht die Redensart „zur Zeit der Belagerung" vorkäme, und die ganze Ideenaſſociation eines Hamburgers würde zerſtört werden, wenn man ihm die „Zeit der Belagerung" nehmen wollte, die einmal in ſeinen Sprachkatechismus gehört, und ohne die er nicht fertig werden könnte. Scenen dieſer Zeit vor und nach der Belagerung erſcheinen auch noch häufig auf den kleinen Volks-

und Sommertheatern und werden mit patriotischem Enthusiasmus aufgenommen. —

Der Patriotismus, die Vorliebe für seine Stadt und seine Einrichtungen und für Alles was hamburgisch ist, ist ein liebenswürdiger Zug am Hamburger, dies ist noch eine schöne Ueberlieferung aus dem alten reichsstädtischen Wesen, und man thut Unrecht, ihn darin so zu kränken, wie es Heine im dritten Theil seines Salon in dem Gedicht des Tannhäuser gethan, wo er die hamburger Börse, die bekanntlich die solideste und ehrenhafteste in der ganzen Welt ist, in eine gar zu beleidigende Wahlverwandtschaft versetzt. Aber die Hamburger thun auch dem Heine manches Unrecht, und ich habe mich gewundert, eine solche Spannung anzutreffen zwischen Heine und zwischen Hamburg, welches als Druckort seiner Werke gewissermaßen seine zweite Vaterstadt ist. Man trägt sich noch in der hamburger Gesellschaft mit vielen seltsamen Gerüchten über Heine, die aber mehr zur Charakteristik Hamburgs dienen als zu der Heine's. Er hat einmal mehrere Damen nicht gut unterhalten, und sie können es ihm noch immer nicht vergessen, daß er erst stumm dagesessen und nachher blos vom Wetter zu reden angefangen. Sie versicherten mich

auf das Bestimmteste, daß das kein großer Dichter sein könne, der blos vom Wetter mit ihnen spräche, gesellschaftlich so ungeschickt und unbrauchbar sei und nachher malicièse Verse auf sie mache. Vergebens entgegne ich, daß ein großer Poet nicht auch dafür gut sei, in den Gesellschaftszimmern einen Hannswurst der Unterhaltung abzugeben. Man liebt aber in Hamburg gar zu sehr die gute Unterhaltung. —

Mit Wienbarg war ich neulich in Meyerbeer's Robert dem Teufel, mit dessen Aufführung man hier, besonders von Seiten des Orchesters, vollkommen zufrieden sein kann; nachher schlenderten wir in mancherlei Gesprächen durch die Straßen. Die edele, schlanke Gestalt dieses jungen Schriftstellers wird nur selten in Hamburg gesehen, er verbringt seine Tage meistentheils in Altona sehr zurückgezogen und nimmt an dem hiesigen Gesellschaftsleben gar keinen Antheil. In Hamburg schreibt er blos den Artikel Frankreich für die „Neue Zeitung", wodurch er sich für die deutsche Zeitungssprache ein unberechenbares Verdienst zu erwerben angefangen. Durch die Zeitungsdiction kann man die Sprache einer ganzen Nation verderben, und die bisherige Redeweise unserer

meiſten Journale, die nur den groben Abhub der fremden Zeitungen ohne eine eigentliche Verdeutſchung liefern, hat viel zur Verunglimpfung des deutſchen Wortthums beigetragen. Wienbarg hat in ſeinen Zeitungsartikeln eine körnige, gehaltvolle, originale und ächt deutſche Rede eingeführt, die Anerkennung und allgemeine Nachahmung verdient und in der viele Fremdwörter aus der Journalſprache wieder verwieſen werden, die unnöthig und nur durch eine unverantwortliche Flüchtigkeit des Uebertragens eingeführt waren. Wienbarg iſt etwas ſtill geworden in der deutſchen Literatur, aber ſein Schweigen hat einen würdigen und ausdrucksvollen Charakter angenommen. Er ſympathiſirt mit dem Felſen Helgoland, auf den er ſein deutſches Heimathsgefühl übertragen hat, wo ihn jeder Lootſe kennt und der Flug der Möwe ihm von der Zukunft weiſſagt. Wienbarg hat gegen die hamburgiſche Lebensgewohnheit eine große Sünde begangen, die man ihm hier wohl niemals vergeben wird, nämlich durch ſeine kleine Schrift über das Plattdeutſche, worin er auf deſſen gänzliche Ausrottung und Verweiſung angetragen. Man kann den Hamburgern, ſelbſt den gebildetſten, nichts mehr zu Leide thun, als wenn man ihnen ihr liebes

Plattdeutſch antaſtet, welches die Sprache iſt, die ihnen zur Offenbarung ihrer eigentlichſten Herzensbedürfniſſe dient. Wie in der Tragödie der Indier das Sanskrit mit dem Prakrit abwechſelt, ſo löſen ſich im Leben der Hamburger das Plattdeutſche und das Hochdeutſche wechſelsweiſe ab und erſt beide beſchreiben den vollſtändigen Kreis der hamburgiſchen Weltanſchauung. Das Hochdeutſche iſt hier die Sprache der Geſchäfte, des Handels, der ſteiferen Geſellſchaftsunterhaltung, aber nicht die Sprache des Herzens, das bei dem ächten Hamburger immer plattdeutſch redet. Ohne das Plattdeutſche würden für den Hamburger Liebe, Glaube und Hoffnung, Gott und Unſterblichkeit nicht vorhanden ſein. Wenn er auf Hochdeutſch gute Geſchäfte gemacht hat, dankt er auf Plattdeutſch dem lieben Gott dafür, und Eheleute, die einem vertrauten Geſpräche unter einander ſich hingeben wollen, glauben ſich nur dann gänzlich anzugehören, wenn ſie ſich in den traulichen plattdeutſchen Lauten alle ihre Bekenntniſſe thun. Ich ſpreche hier keineswegs von derjenigen hamburgiſchen Bevölkerung, die durch ihre Bildungsſtufe nicht über den volksthümlichen Dialekt hinausgekommen iſt, ſondern in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft

übt noch das Plattdeutsche seine fast magische Gewalt aus. Es giebt plattdeutsche Wörter, die einem hamburger Liebenden so süß und zärtlich erscheinen, daß er, wenn er mit seiner Geliebten beim Mondenschein kost, sie um keinen Preis durch ein hochdeutsches vertauschen möchte, und Gott Amor nährt am Plattdeutschen sein solides Feuer. In der besten Gesellschaft kann man bemerken, wie die Wirthin, wenn sie auf einen Augenblick den Hausherrn bei Seite zieht, um ihm etwas zuzuflüstern, plötzlich das Plattdeutsche mit ihm redet, während auf der andern Seite des Gesellschaftszimmers die hochdeutsche Unterhaltung einen eigenen Contrast dazu abgiebt. Ich würde es für Unrecht halten, wenn sich Jemand über eine so eingewurzelte Lebensgewohnheit lustig machen wollte, obwohl ich meinerseits den Klang des Plattdeutschen ebenso wenig ausstehen kann, wie die Melodieen eines Piephocks. Ich stimme im Wesentlichen Wienbarg's Ansicht bei, wenn ich auch die Möglichkeit nicht sehe, sie zu verwirklichen. In Hamburg wenigstens könnte es eher gelingen, das Hochdeutsche auszurotten, als eine Mundart wieder zu verdrängen, welche die heimische und volksthümliche Tradition für sich hat, die, in keiner Grammatik gelehrt und verzeich-

net, nur im Gemüth und der traulichen Gewohnheit des Tages sich weiterpflanzt und dadurch gewissermaßen einen geheimnißvollen Reiz gewinnt; mit der endlich selbst die allgemeinen Mächte des Lebens, Liebe, Zärtlichkeit, Frömmigkeit und die seligen Erinnerungen der Kindheit so genau hier verwachsen sind. Denn die Kinder sprechen hier in den gebildetsten Häusern fast alle Plattdeutsch und das Hochdeutsche wächst erst allmälig mit der kleinen Intelligenz auf, und wird gelehrt und gelernt. Das Plattdeutsche ist der Hausgott der Hamburger, man darf ihn nicht lästern; es ist der brave Vetter Michel der Stadt, man darf es mit ihm nicht verderben. In der That wird Niemand ganz und gar heimisch werden können in Hamburg, der sich nicht in dies plattdeutsche Mysterium hat einweihen lassen, und ein Wort mitreden kann in dem Lieblingsidiom, das hier die Sympathieen befestigt. So mußten athenienſische Gesandte in Sparta von der schwarzen Suppe miteſſen, ehe sie Vertrauen einflößen konnten. Es ist aber keine Frage, daß das Plattdeutsche, besonders weil sich in ihm schon die gemüthlichen Seiten der Bevölkerung befriedigen, sehr wesentlich zu der Absonderung der Hamburger von dem eigentlichen literarischen und geistigen Le-

den Deutschlands beiträgt. Man müßte es versuchen, die Briefe der Rahel und Bettine ins Plattdeutsche zu übersetzen, um ihnen an der Elbe und Alster mehr Sympathie zuzuführen. Aber es war eine Zeit, wo auch die Literatur zu den gesuchten Artikeln in Hamburg gehörte, und es giebt hier noch Häuser, wie das der Familie Sieveking, das die Erinnerungen einer bedeutsamen literarischen Vergangenheit Hamburgs bewahrt und einst der gastliche Mittelpunkt war der großen Geister, die in dieser frischen und heitern Stadt sich zusammengefunden hatten. Klopstock, Lessing, Reimarus, Schönborn, Stolberg, F. H. Jacobi, Veit, Fr. Perthes und noch mancher andere Name gereicht Hamburg zur Ehre. Aber Klopstock, Schönborn, Stolberg, Jacobi redeten auch Plattdeutsch miteinander, wenn sie in vertraulicher und guter Laune waren; ob Lessing Plattdeutsch gesprochen, bezweifle ich. Von Klopstock giebt es noch manche lebendige Traditionen in Hamburg; von Lessing fast gar keine, und das Weinhaus, in dem dieser edle Zecher so manche Flasche Champagner geleert, existirt nicht mehr. In Braunschweig begegnete ich einer Tradition über Lessing, die ich Ihnen doch mittheilen muß, weil man in Deutschland jetzt wieder fast zu der-

ſelben Manier gelangt iſt, die ausgezeichneten Geiſter des Vaterlandes zu behandeln. Bald nach Herausgabe der Wolfenbüttel'ſchen Fragmente durfte ſich Leſſing nicht auf den Gaſſen Braunſchweig's ſehen laſſen, ohne einen Trupp von Straßenjungen hinter ſich zu erblicken, die ihm nachliefen und ihn auf jede mögliche Weiſe verhöhnten und beſchimpften, ohne Zweifel nicht auf ihren eigenen Antrieb, ſondern auf den der zahlreichen und beſonders geiſtlichen Feinde Leſſing's, die ihn auf jede Art zu quälen und aus Braunſchweig zu entfernen ſuchten, wo er an dem aufgeklärten Hofe Rückhalt und Beſchützung hatte. Seine Feinde, die dieſem ewig elaſtiſchen Rieſengeiſt ſelbſt durch den härteſten Cenſurzwang keine Schranken ſetzen konnten, ſchienen ihr letztes Zufluchtsmittel dazu genommen zu haben, ſeine Perſon dem Pöbel preiszugeben. Und man benutzte die Neigungen, durch die er ſich das fade Alltagsleben zerſtreute und buntfärbte, wann ſein Geiſt ausruhen wollte von ſich ſelbſt und von ſeiner eigenen demantſcharfen Dialektik. Man verſchrie ihn als einen liederlichen Spieler, weil er gern die Ironie des Glücks im Hazard erprobte; man ſchalt ihn auf der einen Seite einen Trunkenbold, auf der andern einen nüchternen Rationa-

listen; was sollte Lessing anfangen? Und hinter den Spieler, Säufer und Antichristen hetzte man die braunschweiger Gassenjungen, die den bösen Feind selbst in ihm zu verfolgen glaubten. Denken Sie an Lessing, mein Freund, wenn Ihnen die Ehre widerfährt, von Ihren liebenswürdigen Zeitgenossen gegeißelt zu werden, und denken Sie an die braunschweiger Straßenbuben, wenn die Kritik Ihres Jahrhunderts Sie bewirft. Es ist ja erlaubt, sich mit großen Beispielen auch unter kleineren Verhältnissen zu trösten.

Da lobe ich mir aber die wackern Hamburger! die wären zu gut um Jemanden zu ächten, und den Wein lassen sie so wohlfeil ab, daß selbst der ärmste deutsche Literat sehr trefflichen für wenige Schillinge trinken kann. Ich wundere mich, daß die deutsche Literatur nicht auf den Gedanken kommt, sich wieder wie sonst in Hamburg anzusiedeln, und ihre neuesten Sorgen da zu vertrinken, wo Lessing getrunken hat. Die deutsche Literatur ist auch jetzt wieder, gleich dem großen Trinker, Spieler und Antichristen Lessing, in denselben liederlichen Ruf gekommen; man hält sie für betrunken, weil sie nicht nüchtern ist, man wirft ihr die gefährlichen Hazardspiele ihrer Ste-

pfis vor, bei denen doch das skeptische Jahrhundert selbst den Banquier macht, und man meint, daß sie gottlos sei, weil sie weltlich ist und die von Gott erschaffene Welt zu begreifen sucht. Ich bin der Meinung, der ist kein Trinker, der den Wein vertragen kann, und wir haben neulich Dr. Martin Luther's Gesundheit getrunken in der Stadt, in der Lessing getrunken hat. Nur der ist ein Säufer, der den Wein nicht vertragen kann, und dem die goldene Flüssigkeit den Kopf verrückt, daß er ein Thier darnach wird, statt ein Gott. Den goldenen Wein Lessing's konnten seine Gegner nicht vertragen und wurden zum Thiere darnach, sie waren arge Säufer; er aber blieb ein lächelnder Gott in seinem Reich. Heiliger Schutzgeist unserer Literatur, Lessing, schaue tröstlich mit Deinen blitzenden Augen uns an aus unserm Wein, den wir trinken wollen wie Du ihn getrunken hast! —

Wenn Sie noch Ihre Absicht ausführen, nach Hamburg zu kommen, lieber Freund, so nehmen Sie sich nur vor einem Dinge in Acht, welches das einzige ist, das Einem hier gefährlich werden kann, dies ist die hamburger Thorsperre. Man erzählt von einem sehr geschätzten Schriftsteller und Arzt, welcher hier lebte, daß er an der

Thorsperre gestorben sei. Dies ging ganz natürlich zu. Der Hamburger ist nicht geizig in keinem Stück, er spart keine Geldausgabe für sich und das Vergnügen seiner Familie, aber jeder Schilling reut ihn empfindlich, den er für die Thorsperre ausgeben soll. Diese beginnt selbst in der schönsten Zeit des Sommers schon eine halbe Stunde nach Neun, nach Verschiedenheit der Jahreszeit auch um viele Stunden früher, und die ziemlich bedeutende Taxe, um noch zum Thor herein oder hinaus gelassen zu werden, steigt immer höher mit der zunehmenden Stunde, die man ausbleibt. Ein ächter Hamburger aber vermeidet das Thorsperrgeld zu zahlen, weil er nur das Geld gern ausgiebt, wofür er etwas bekommt. Sowie die Sperrglocke am Thor zum ersten Mal geläutet wird, stürzt Alles über Hals und Kopf in die Stadt hinein, um noch während der fünf Minuten, die es läutet, frei das Thor zu passiren, und draußen werden die schönsten Spaziergänge und Lustörter plötzlich wie durch einen Zauberspuk ausgeleert. In der Stadt sammeln sich dann Schaaren von Volk, um die possirlichen Bewegungen der Hereinstürzenden zu sehn, die mit augenscheinlicher Todesangst die vermaledeiten Sperr-

groschen abkaufen. Jener Arzt nun befand sich noch zu weit entfernt vom Thor, überlief sich, um es zur rechten Zeit zu erreichen, langte athemlos und blutspeiend zu spät an, bezahlte das Sperrgeld und starb. Sie sehen also, daß auch Hamburg seine verdienstlichen Männer zu Märtyrern werden lassen kann. Und wie viele Opfer mag im Stillen eine Steuer hinraffen, die, so wenig sie im Volke auch beliebt ist, doch von dem ächten Hamburger beständig vertheidigt wird, weil, wie man sagt, die Aufrechterhaltung des Grundeigenthumwerthes in der Stadt davon abhängt, daß die Niederlassung in den Häusern vor dem Thore durch diese Steuer erschwert bleibe. Der Hamburger nennt dies seine „Luxussteuer," die einzige, die er auf seinem Gebiete kennt, und es ist in der That ein schöner Luxus, Abends noch in nächtlicher Romantik durch die grünen Gebüsche schweifen zu können, was in Hamburg nur dem Bemittelten vergönnt ist, der die antiromantische Thorsperre bezahlen kann. Es ist charakteristisch, daß Hamburg die Romantik als einen Luxusartikel besteuert. Daß es aber einem Schriftsteller begegnen mußte, an der Thorsperre zu sterben, bleibt immer ein unerhörtes Loos. Lieber Gott, wie

erfinderiſch iſt das Schickſal gegen die armen deutſchen Schriftſteller! Wenn ſie nicht an der Maulſperre ſterben, müſſen ſie an der Thorſperre ſterben. —

Gehaben Sie ſich wohl, mein Freund!

II.

Hamburg, im Juli 1837.

— Ich gewinne Hamburg täglich lieber, dieſe Proſa ſetzt wieder ein gutes Stück Geſundheit bei mir an, mit dem ich mich aber doch nächſtens wieder davon zu machen gedenke. Es iſt wahr, es iſt die Stadt ohne Pathos, ein Leben ohne Pſyche, ohne Grazien und Schmetterlinge, aber ich kenne keine andere deutſche Stadt, in der das reinbürgerliche Leben und Getriebe, unabhängig von allen Einflüſſen eines Hofes, der Künſte und einer Ariſtokratie, an und durch ſich ſelbſt einen ſo großartigen Charakter entwickelt hätte. Hamburg iſt das Eldorado der modernen Bürgerlichkeit, und während anderswo der menſchliche Geiſt als Speculation erkrankt iſt, erhält er ſich hier als Kaufmannsgeiſt obenauf im friſchen Wellenſpiel des

Tages und bereichert und beherrscht das Dasein. Alle diese schnarrenden Schreibfedern in den Comptoirstuben haben große Weltbeziehungen an ihrem Schnabel hängen, und man muß Respect vor ihnen haben, wenn man bedenkt, wie weit ihr Gekritzel dringt und was es Alles vermittelt. Hier auf dieser Spitze des norddeutschen Lebens tritt die materielle Tüchtigkeit des deutschen Wesens in ihrer Blüthe uns entgegen, unverschönt von idealen Reizen, aber auch unverkümmert von geistiger Pein. Es ist ein Ort zum Ausruhen für absolute Philosophen, die mit der Realität auf gespanntem Fuße gelebt haben; hier können sie behaglichst erfahren, wie nahrhaft die bloße Wirklichkeit ist, auch wenn sie getrennt von der Idee wirthschaftet. Hier in Hamburg ist Alles so sehr von dem scharfen Hauche der Wirklichkeit durchzogen, daß fast jeder Gegenstand in der Stadt seine besondere stechende Ausdünstung hat. Alles, was man in Hamburg sieht, riecht scharf, und wenn man vom Meere kommt und in Hamburg gelandet ist, wie ich, ist man durch seinen reineren Nasensinn gewiß befähigt, dies Riechen der Wirklichkeit hier erschöpfend aufzufassen. In den engen und gedrängten Straßen der Altstadt

macht sich diese substanzreiche und geruchvolle Realität am empfindlichsten geltend; freier athmet die Stadt in der heitern Gegend am Jungfernstieg und an der Esplanade, am Gänsemarkt und in der belebten Dammthorstraße, wo das fashionable Leben Hamburgs sich tummelt.

Diesem Lebensmaterialismus gegenüber zeigt sich aber, wie Sie aus meinem frühern Schreiben schließen konnten, eine gewisse Idealität der Hamburger in ihrem strengen Sittlichkeitsgefühl, das wenigstens die Gesellschaft beherrscht. Inwiefern diese Idealität etwas Reales hat, muß ich dahingestellt sein lassen, doch bedauere ich alle diese prüden Seelen, die den unsittlichen Skandal mitanzusehn haben, der nicht nur in der Nachtseite von Hamburg verborgen liegt, sondern sich hier, wie an keinem andern Ort in der Welt, frech und nackt an das offene Tageslicht drängt. Der Senat und die außerordentlich wachsame Polizei von Hamburg thun ihre Möglichstes, diesem Unwesen zu steuern, aber die Bajaderen sind in Hamburg geschützte Personen, die sich ebenfalls einen gewissen freireichsstädtischen Aplomb zueigen gemacht haben und mit dem anständigen Leben der Stadt auf die widerwärtigste Weise in eine unvermeidliche

Berührung treten. Es giebt Orte, wo sie ihre Bälle halten, und in demselben Local versammeln sich an andern Tagen die ehrsamsten Bürgerfamilien, um einem Concert beizuwohnen. Das berliner Grisettenwesen im Colosseum oder auf den Tanzböden bei Kühne und Wisotzki trägt in seiner decenten Gemeinheit eine rührende moralische Bescheidenheit an seiner Stirn gegen die cyclopenhaften Bacchanalien, die in Hamburg bei Peter Ahrens und Dorgerloh, oder im Sommer in der Alten Glashütte vor dem Dammthor gefeiert werden. Man kann die ganze Welt durchreisen, ohne ein ähnliches Schauspiel zu finden, wie es sich hier in diesen Katakomben der Gemeinheit wöchentlich zuträgt. Heine hat hier als Zuschauer manche originelle Studien gemacht, besonders zu seinem Buch Le Grand, das seine Benennung einer in dem Salon von Peter Ahrens berühmten Gestalt verdankt, welche mir von einem Freunde gezeigt wurde und die dort allgemein den Beinamen Rieke le Grand führt. Das Großartigste, Ungeheuerste und Beispielloseste in diesem Genre liefern aber die nächtlichen Mysterien des hamburger Berges, welcher das wahre Paris der Matrosen ist, wenn man ihn nicht noch lieber mit dem dunkeln

Ernſt der ägyptiſchen Saturnalien vergleichen will. Nach monatlangen harten Mühſalen und Entbehrungen auf dem Meere ſteigen hier die Matroſen aus allen Nationen und Himmelsſtrichen ans Land, und finden in dieſen Tempeln des hamburger Berges ihr muhamedaniſches Paradies, in dem ſie ſich für alle Erdenqualen entſchädigen. Beſonders merkwürdig iſt das große Haus zu den Vier Löwen, ein Mauſoleum der Wolluſt, wo alle Tage Tanzſalon gehalten wird. Das über alle Schilderung erhabene Treiben, das man hier anſchauen kann, hat aufgehört unſittlich zu ſein, denn es ſteht in einer ganz neuen Sphäre drin, wohin man ihm mit den gewöhnlichen Begriffen nicht folgen kann. Man muß zu der wilden ſtürmiſchen Muſik einen ſchwarzen Negermatroſen mit einer weißen coloſſalen Holſteinerin, die er ſich unaufhörlich verwundert anſtaunt, tanzen geſehen haben, um ſich ein Bild in die Phantaſie zu drücken, das weit alle Gruppen eines Höllenbreughel überragt. Mitten unter dieſem beiſpielloſen Getümmel in dem überfüllten Saal wende man den Blick hinauf zu dem Orcheſter, das unaufhörlich und mit den raſcheſten Takten zu den Tänzen aufſpielt. Dort ſitzt ein junger Mann, der als talentvoller deutſcher Schrift-

steller bekannt ist und der die Clarinette bläst zu den Walzern der Bajaderen und der Matrosen. Doch nur wie mechanisch verrichtet er dies diabolische Geschäft, womit er sich den täglichen Unterhalt erzwingen muß, und sein geistreicher Blick schweift ab auf ein Buch, das gewöhnlich neben den Noten vor ihm liegt. Zuweilen liest er hier die deutsche Uebersetzung eines Tractats von Spinoza, während unter ihm zu seinen Füßen die nackte Hölle wogt, lärmt, und vor Lust und gespenstischem Entzücken aufjauchzt. Dies ist wahrhaftig ein Ort, um ein Manifest der Vernunft zu schreiben, aber sein unläugbares Talent wird ihm gewiß bald über diesen hohen Orchesterstandpunkt hinaushelfen, von dem aus ihm die Welt so chaotisch und mystisch erscheinen muß. Wir — ich und zwei Ihnen sehr wohlbekannte Freunde — hatten uns blos deshalb in die Vier Löwen gewagt, um diesem Schriftsteller bei seiner Clarinette ein Wort unserer Theilnahme zuzuflüstern. Er hat wenigstens den Trost, daß er nicht, wie Lucas und die deutschen Schriftsteller, zu seinem Publikum zu sagen braucht: „wir haben euch gepfiffen und ihr habt nicht getanzet!“ sondern er hat hier

ein dankbares Publikum, das nach seiner Pfeife tanzt, wie es sich nicht Jeder rühmen kann. —

Ein würdiger Mann versicherte mich neulich, dies Giftunkraut der Immoralität, das den Boden von Hamburg so überwuchernd zu bedecken scheine, sei hiesigen Orts das eigentliche Gegengift gegen alle sociale Unsittlichkeit, ja das Glück und die Sicherheit der Ehen hänge von diesen Pestbeulen ab, welche alle schlechten Stoffe des Gesammtorganismus in sich zusammenzögen und ableiteten. Man hat sich das oft gesagt in unserm moralisirenden Jahrhundert, und es ist gewiß richtig, daß es sehr wenige Städte giebt, wo man so viele glückliche und treubefestigte Ehen antrifft, als in Hamburg. Die Sittlichkeit mag hier in dem gebildeten Familienleben kein Schein, sondern eine Wahrheit sein, und man wird ihr selbst unter der rauhen und rigiden Form, in der sie sich hier äußert, seine Achtung nicht versagen können, aber man wird mit mir übereinstimmen, daß diejenigen Ehen, die jener angedeuteten Sicherung bedürfen, kläglich sein müssen und an ihnen nichts mehr zu schützen und zu verderben ist. Der höchst schätzenswerthe und aufgeklärte Senat der freien Stadt Hamburg hat sich in der letzten Zeit viel damit beschäftigt, auf

die Sittlichkeit des hiesigen Volkslebens durchgreifend einzuwirken. Im niederen Volksleben herrscht hier nämlich keineswegs jene Achtung vor der legitimen Form der Ehe, auf die man sich in den gebildeteren Kreisen in Hamburg so viel zu Gute thut. Vielmehr lebt das arme Volk hier meistentheils in wilden Ehen, deren es eine so große Anzahl giebt wie in keiner andern Stadt, und dies hat seinen guten Grund in der Schwierigkeit rechtmäßiger Trauung, die bisher für den Armen hier stattfand. Durch das neue Gesetz über das Heimathsrecht und Schutzbürgerrecht, welches der Senat in diesen Tagen erlassen, ist diesem unter den geringeren Klassen Hamburgs so allgemein verbreiteten Uebelstand endlich gewehrt worden. Wer bisher in Hamburg heirathen wollte, mußte das Bürgerrecht erlangt haben, was sich mit Kosten verband, die für den Armen und Unbemittelten ansehnlich genug waren, und die natürliche Folge davon konnte nicht ausbleiben. Die armen Leute ließen sich nämlich gar nicht trauen, sondern gesellten sich zu einander in willkürlichen Ehen, wie Diejenigen nicht einmal thun, denen man neumodische Doctrinen gegen die Ehe Schuld gegeben hat. Aber das hamburgische Volk wußte gar nichts von

einem neumodiſchen St. Simonismus und ließ ſich doch nicht trauen. Vielleicht fürchtete man aber dennoch den geſpenſterhaften St. Simonismus ſelbſt in Hamburg, und darum ſollen ſich jetzt alle verheiratheten Leute hier trauen laſſen. Durch das neue Geſetz iſt es ihnen nämlich geſtattet, unentgeldlich das Schutzbürgerrecht zu erwerben, und in dieſen Tagen lieſt man an allen Ecken eine Aufforderung des Senats angeſchlagen an Solche, die noch in wilder Ehe leben: daß ſie dies heilloſe und unmoraliſche Weſen laſſen möchten, da die rechtmäßige Trauung jetzt mit keinen Koſten für ſie mehr verbunden ſei! Man kann bei dem ehrlichen und tüchtigen Sinn des hamburgiſchen Volkes darauf rechnen, daß dieſe Aufforderung nicht ohne heilſame Folgen bleiben wird, obwohl es hier noch andere Umſtände giebt, welche auf die Moralität der untern Klaſſen, beſonders der Dienſtboten, nachtheilig einwirken, z. B. daß es den gemeinen Soldaten in Hamburg verwehrt iſt, ſich zu verheirathen. In einer Stadt aber, in der die Sicherheit der Ehen ſo befeſtigt iſt, ſollte man doch ominöſe Namen (nomen — omen) ſcheuen, wie ſie dem Fremden hier zu ſeinem Erſchrecken bei der Benennung einiger Straßen begegnen. So giebt es

hier einen „Ehebrechergang", was ganz entsetzlich ist. Zwar hat man keine Hauptstraße der Stadt so genannt, sondern es ist nur, und mit Recht, ein ganz kleines, enges und finsteres Gäßchen, in das man rechter Hand einbiegt, wenn man über den Steinweg geht. Den meisten Reisenden wird es völlig verborgen geblieben sein, daß ein solcher Gang in Hamburg existirt, aber man sollte ihn, wenn man auch stark genug hier ist, seinen moralischen Einflüssen Trotz zu bieten, schon aus ästhetischer Rücksicht, wie so manchen andern hiesigen Straßennamen, umtaufen! —

Ich schreibe Ihnen noch einmal von hier. Bleiben Sie mir bis dahin freundlich gewogen!

III.

Hamburg, Auguſt 1837.

— Was noch an Hamburg zu wenig anerkannt iſt, ſind die reizenden und wahrhaft üppigen Naturumgebungen, die ſeine Lage zu den ſchönſten in ganz Norddeutſchland machen. Gemahnte nicht das Klima gar zu häufig an den Norden, ſo könnte man oft in einer ſüdlichen Landſchaft ſich zu befinden glauben, ſo vollwuchſig und geſättigt iſt hier die Vegetation. Aber das Klima der Hamburger iſt ſo rauh und unäſthetiſch, wie ihr Leben. Das Wetter hängt hier vom Meereswind und von Ebbe und Fluth ab, iſt daher äußerſt veränderlich und bringt oft an einem einzigen Tage alle vier Jahreszeiten zuſammen hervor. Sie können ſich denken, was mein armes Nervenſyſtem dabei zu leiden hat. Alle Augenblicke davon abzuhängen

wie gerade der Wind bläst, ist mir zwar nichts Neues in unserer charakterlosen Zeit, die uns Alle wider Willen zu Diplomaten stempeln möchte, aber weiß Gott, ich befinde mich übel dabei, und sehe hier in Hamburg ein, daß ich nicht das geringste Talent zur Diplomatie habe. Mir thut der Kopf weh bei allen diesen Wetterschwankungen, der Abend sieht niemals mehr dem Morgen gleich, und sowie man sich dem Sonnenschein vertraut, fängt es an zu regnen. Zwar ist schon seit einem Jahrzehnt in der ganzen Welt solches Wetter, und man wundert und streitet sich noch über den Ursprung der Cholera, die nichts Anderes ist als das normale Krankheitsbild aller geistigen und körperlichen Leiden dieser Epoche? Die Cholera ist eine welthistorische Krankheit, die in ihrer moralischen Bedeutung von der Nachwelt verstanden werden wird. Sie ist das allgemeine Luftmiasma und die allgemeine Athemverpestung einer Zeit, der vor ihren eigenen Ausdünstungen übel wird, und die sich in die schlechten Stoffe ihres eigenen Organismus auflöst und daran erstickt. —

Wir wollen auf heitere Gedanken kommen, mein Freund, und uns unter das hamburger Volksleben mischen, welches für norddeutsches

Naturell luſtig und bewegt genug iſt! Gehen wir in eines der Sommertheater, deren beſtes und vornehmſtes das Tivoli iſt, dort haben wir einen intereſſanten Anblick ſowohl an dem zum Theaterſaal umgeſchaffenen Garten, als an dem buntgemiſchten Publikum, das ſich in unabſehbaren Reihen auf den weißen Bänken ausbreitet. Es iſt meiſtens die wohlhabende Bourgeoiſie von Hamburg, die hier vor den Brettern, welche die Welt bedeuten, und vor den dampfenden Theekannen, die nirgend fehlen dürfen, im Sonntagsputz daſitzt. Man ſieht viel friſche und harmloſe Geſichter, geſchmackvolle und zierliche Toiletten, die in Hamburg ſelbſt dem geringeren Bürgerſchlag eigenthümlich ſind, und ſogar der Aufwand weißer Glacéhandſchuhe iſt jeder Handwerkerfrau hier an öffentlichen Orten zur Gewohnheit geworden. Wohlſtand, Lebensluſt und Geldſtolz verrathen ſich überall bei den Vergnügungen der Hamburger, und die Schönheit muß in einen reichen Steff gekleidet ſein, der ſo und ſo viel gekoſtet hat, um in ihren vollen Anſprüchen als Schönheit anerkannt zu werden. Wenn ein Herr von der Handlung ſeine Heißgeliebte mit Wonne umfängt und ſchon die Seide ihres Kleides, die magiſch zwiſchen

seinen Fingern raschelt, ihn beseeligt, erhöht ihm dabei der Gedanke, wie viel wohl die Elle von ihrem Zeug werth sein mag, ohne Zweifel noch den Zauber der Liebe. Tivoli ist der Bazar der fashionablen Bürgertoiletten und zugleich der allgemeine Rendezvous-Ort der verliebten Seelen Hamburgs. Die ärmeren Volksklassen tummeln sich in den übrigen Sommertheatern herum, wo der Eintrittspreis noch wohlfeiler oder nach Belieben gestellt ist. Unter keiner Bevölkerung in der Welt herrscht vielleicht eine so große Theaterlust wie hier, sie ist besonders unter den Handwerkern und Dienstmädchen bis zu einem leidenschaftlichen Grade verbreitet und wird durch die vielen Sommertheater vor den Thoren genährt und befriedigt. Leider verfehlen aber diese Bühnen ihren Beruf, Volkstheater zu sein, fast gänzlich, denn sie geben, gewissermaßen aus Ehrgeiz, meist nur große Schauspiele, Kabale und Liebe von Schiller und selbst Opern, selten einmal das Donauweibchen mit seiner schönen Jungfer Salomé oder ein plattdeutsches Bourenspiel. Der Arme will für seine wenigen Schillinge dasselbe sehn, was der Reiche auf den großen Theatern theuer bezahlt, und so erstirbt allmälig der Begriff einer Volksbühne in

Deutschland, indem der tiers-etat seltsamer Weise auch in seinen Vergnügungen Miene macht, bestehende Unterschiede nicht mehr gelten zu lassen. Die dienende Klasse in Hamburg erschwingt jedoch auch den Eintritt in das große Theater häufig und bevölkert dort die obersten Gallerien als die aufmerksamste Zuhörerschaft, besonders bei Trauerspielen. Die hamburger Dienstboten in guten Häusern sind oft sehr bemittelt und es fehlt ihnen nicht zu Putz und Vergnügungen durch die ziemlich ansehnlichen Trinkgelder der Fremden, welche in Hamburg allgemein üblich sind. Freilich werden sie in den meisten Häusern schon auf diese Trinkgelder gemiethet, und empfangen, wenn die Herrschaft viele Fremde bei sich zu sehen pflegt, dafür von derselben einen um so geringeren Lohn, denn Jedermann, der hier in einem Hause zu Tische geladen ist, läßt in der Regel ein Drittelstück für die Bedienung dort, eine Abgabe, die zweckmäßig ist, um Parasiten zu verscheuchen. Bemerkenswerth ist aber in der That das nette Wesen und die reinliche und anmuthige Tracht der Dienstmädchen von Hamburg, welche die berühmten leipziger Stubenmädchen noch an Sauberkeit übertreffen, wenn sie auch nicht die „reizende

Naivetät" derſelben beſitzen. Denn zu allen Dingen iſt das hamburger Volksnaturell aufgelegt, nur nicht zu jener ſcherzenden und ſpielenden Naivetät, die nur unter milderen Lebensverhältniſſen gedeiht und hier gänzlich fremd iſt.

Hamburger Volksfeſte giebt es im eigentlichen Sinne ſehr wenige; einem einzigen wohnte ich vor einiger Zeit bei, und Sie werden nicht errathen, welches der Gegenſtand deſſelben war. Man nennt dies Feſt, das am 6. Juli jedes Jahres gefeiert wird, das Waiſengrün, und die armen Waiſen der Stadt ziehen dann in einem feierlich betteinden Aufzuge durch die Straßen, in Colonnen getheilt, deren Anführer beſonders feſtlich geſchmückt ſind und Büchſen tragen, in welchen ſie die milden Gaben der Einwohnerſchaft für das Waiſeninſtitut einſammeln. Man nennt dies ein Feſt und die ganze Stadt iſt dann in Bewegung, um die armen Würmer umherziehen zu ſehn, für die ſchon Tage zuvor alle Wochenblätter von Hamburg Gedichte gebracht, um ihnen die Theilnahme der Mitleidigen zu erregen. Nachdem die Kinder ihre Geſchenke empfangen, geht der Zug vor das Steinthor hinaus, wo ſie unter einem Zelt geſpeiſt und getränkt werden. Sie erhalten zu ihrer

Labung Kuchen und Bier, was mir in unſerm Cholerajahrhundert eine gefährliche Combination für das arme kleine Waiſenvolk zu ſein ſcheint. Um das Zelt herum, auf dem grünen Wieſenplatz, hat ſich aber das Volk in zahlreichen Gruppen gelagert, Buden mit allen möglichen Eßbarkeiten und Luſtbarkeiten ſind aufgeſchlagen, in der Ferne halten auch einige Equipagen, aus denen die vornehmere Welt ſich das luſtige Getümmel mitanſchaut, das hier, man weiß nicht warum, entſtanden iſt. Sie kennen gewiß das Treiben unſeres Strahlauer Fiſchzuges in Berlin und ſo müſſen Sie ſich auch ungefähr dies Waiſenfeſt denken; es iſt ein Strahlauer Fiſchzug mit Waiſenkindern. Das Volk tummelt ſich ſo lange auf der Wieſe herum, bis die Speiſung der Kleinen vollbracht iſt, die dann wieder in feierlichem Aufzuge aus ihrem Zelt heraustreten und dabei von Stadtſoldaten, die ſich ſeltſam dazu ausnehmen, durch das Gedränge escortirt werden. Die kümmerlichen bleichen Geſichter der Kleinen verdienen wohl, daß man ihrem Feſt weniger Oeffentlichkeit gebe und ihnen ſtillere Freuden bereite, welche das kindliche Gemüth mehr anſprechen und das Zartgefühl nicht unterdrücken helfen.

Aber der Hamburger läßt ſich zuweilen gern rühren, was man auch im Theater und an der Art und Weiſe, wie er dort bei dieſem und jenem Stück ſeine Sympathieen laut werden läßt, beobachten kann. In Hamburg gilt noch eine gewiſſe Theatermoral, von der man ſich gern ſein Herz erweichen läßt, nachdem man den Tag über ſeine Sinne an den Rechentiſch gefeſſelt; und manche Schauſpiele einer gewiſſen Gattung erregen hier noch ſtürmiſchen Beifall, die anderswo nicht mehr geſehen werden. So wird auch Halévy's Jüdin hier mit einem gutmüthig abgeänderten Schluß gegeben, den dieſe Oper nur in Hamburg hat; der Jude rettet hier nämlich die Recha, indem er noch zur rechten Zeit die Erklärung über ihre Geburt abgiebt, ſie ihrem wahren Vater in die Arme wirft und zum Frohlocken des ganzen Publikums ausruft: So rächt ſich ein Jude! Daß man in Hamburg den Juden dieſe Satisfaction habe geben wollen, iſt weniger anzunehmen, als daß die hamburgiſche Gutmüthigkeit es rührender und ohne Zweifel moraliſch erbaulicher findet, wenn Recha leben bleibt, als wenn ſie unnütz auf dem Scheiterhaufen verbrennt und nachher der gränzenloſe Jammer herauskommt, ſie ſei nicht einmal die Tochter

des Juden! Man setzt sich hier gegen Alles, was nicht von Nutzen ist. —

Die Hamburger sind ein gutmüthiges, ehrliches, behagliches und lebensfrohes Volk! Man kann hier lernen, sich das Leben angenehm zu machen, seine Schmerzen sich abzugewöhnen, seine Phantasie zu zügeln und sich auf einen profitablen Fuß mit allen Mächten des Daseins zu stellen. Kommen Sie hierher, mein Freund! Im Sommer kann man sich hier ganz vortrefflich auf dem Lande einrichten, und das Landleben ist in Hamburg so reizend und fast kunstmäßig ausgebildet, wie in keiner andern Gegend unsres norddeutschen Vaterlandes. Die hauptsächlichste Gesellschaft von Hamburg finden Sie im Sommer auf dem Lande, in herrlichen und prächtigen Villen und schönen, geschmackvoll eingerichteten Gärten. Die ganze Umgegend von Hamburg ist mit stattlichen Landhäusern bevölkert, von denen einige freilich in dem allerwunderlichsten Stil aufgeführt sind und die Absicht verrathen, daß der reiche Eigenthümer für sein Geld auch etwas ganz Besonderes habe besitzen wollen. In der Reihe der schönen Villen an der Alster vor dem Dammthor findet man solche, deren Bauart dem bizarrsten Geschmack fröhnt,

steher ist in der That ein geistiger Heros gegen einen hamburger Krahnzieher, der noch das rohe Natursymbol vorstellt, während Jener schon von dem Apfel der Schlange gekostet hat und danach nicht nur sehend, sondern auch witzig geworden ist. Ich will den Witz der berliner Eckenstehernatur nicht zu hoch anschlagen, obwohl er in der That eine wahre Macht in Berlin ist, und fast die speculative Dialektik und den Tagesjournalismus, die daselbst in der letzten Zeit sehr in Verfall gerathen, ersetzt. Aber es that mir doch, als einem alten Patrioten, wehe, daß, als neulich der Schauspieler Beckmann aus Berlin zu Gastvorstellungen hier war, das hamburgische Publikum sich im Ganzen so wenig empfänglich zeigte, und diesen ächten berliner Komiker, der für diese Sorte Humor eine Normalfigur geworden, eher mißverstand als richtig würdigte. Man lacht in Hamburg gern und leicht, aber man faßt schwierig und langsam einen Witz auf. Und selbst in mancher sehr gebildeten Gesellschaft, wenn Ihnen einmal ein Witz einfällt, ist es das Beste, daß Sie hinterhersagen: „Dies sollte ein Witz sein, ich bitte tausendmal um Entschuldigung!" als es darauf ankommen zu lassen, daß man Sie mit baarem Ernst beim Worte

und beim Buchſtaben nimmt und dadurch einen Zweifel über Ihren Verſtand ausdrückt. Aber auch auf Hamburg kann man vielleicht anwenden, was Rahel einmal von einem jungen Mädchen ſagte: „ſie iſt zu glücklich, um witzig zu ſein!“ und ſo nehme man denn dieſe eigenthümliche Stadt, die in der That glücklich iſt und ſo viele ſchwere Sorgen der Gegenwart und Zukunft gar nicht kennt, für das, wofür ſie ſich giebt, und mäkele nicht an ihr und witzele nicht in ihr!

Außer dem Witz, müſſen Sie ſich aber auch der Complimente möglichſt enthalten, wenn Sie in einer hamburgiſchen Geſellſchaft Ihr Glück machen wollen, und Sie ſehen, wie wenig eiferſüchtig ich bin, daß ich Ihnen, ehe ich Sie hier einführe, alle möglichen Vortheile an die Hand gebe, um mich auszuſtechen, während ich ſelbſt erſt durch ſauere Erfahrungen mir dieſelben hatte erwerben müſſen. Man liebt in Hamburg die Complimente nicht, oder legt vielmehr, was oft Eines und Daſſelbe iſt, ein zu großes, derbes und ernſthaftes Gewicht darauf. Weiß der Himmel, wie es zugeht, daß wir Berliner mit Complimenten ſo geſegnet ſind, während man in Hamburg in der That keuſcher umgeht mit dieſer dialektiſchen

Schönthuerei des heutigen Gesellschaftswesens. Eine hamburgische Dame würde es für eine Liebeserklärung ansehen, wenn sie Ihnen auch nur das allergewöhnlichste Compliment sagte, für das Sie sich in Berlin nicht einmal zu bedanken nöthig hätten; und auch Sie, mein Theurer, würden ihr ein empfindliches Erröthen verursachen, wollten Sie diese Dame auch nur mit der Fingerspitze eines Complimente berühren, das man an andern Orten noch gar nicht für ein Compliment ansehen würde. Nehmen Sie sich also wohl in Acht, zügeln Sie ihr menschenfreundliches Gemüth, und lassen Sie Alberti's Complimentirbuch nicht aus der Tasche herausschen, wenn Sie von Berlin her gewohnt sein sollten, es bei sich zu tragen. Sie stiften sonst unter hiesigen Familien Unheil mit Redensarten, bei denen Sie sich vergeblich auf Alberti und Rumohr berufen würden. Denn auch Rumohr's Schule der Höflichkeit ist in Hamburg ebenso wenig eine Autorität als der Verfasser selbst, und ich kann Ihnen von dem letzteren eine schreckliche Anekdote erzählen, die sich mit ihm hier in Hamburg zugetragen. Es war vor zwei Jahren, als ich mich das erste Mal hier befand und wo auch der Herr Baron von Rumohr in

Hamburg anlangte und in dem Gasthof zur Sonne abstieg. In diesem Gasthofe ist die Bedienung sehr rasch und gefällig, und wenn Herr Baron von Rumohr zum ersten Frühstück klingelte, erschien der Kellner mit einem dienstfertigen: „Ja wohl, Herr Rumohr!“ Klingelte Herr Baron von Rumohr zum zweiten Frühstück, so mußte er wieder dasselbe hören: „Ja wohl, Herr Rumohr!“ Da verging ihm schon der Appetit zum Mittagsessen, aber er überwand sich und setzte sich an die Tafel, doch was er auch zu wünschen und zu befehlen haben mochte, immer vernahm er das Unisono aller Kellner: „Ja wohl, Herr Rumohr!“ Darin war auch ein Kellner wie der andere, und sie glaubten es noch recht gut zu machen in dem treuherzigen und ehrlichen Ausdruck ihrer Mundart. Herr Baron von Rumohr mochte nun gehen oder kommen, stehen oder sitzen, freundlich oder ungehalten sein, immer nannte man ihn auf das Beeifertste schlechtweg: Herr Rumohr! Er konnte es nicht mehr aushalten und reiste schon am zweiten Tage wieder von Hamburg ab. Freilich bedachte er nicht, daß in einer großartigen Kaufmannsstadt, und zwar mit Recht, der bloße Name mehr Credit und Gewicht haben muß, als

jeder noch so bedeutsame Titel, aber vielleicht hätte doch Herr von Rumohr schon seines „Geistes der Kochkunst" wegen eine besondere Berücksichtigung bei den Hamburgern verdient. —

Ich will Ihnen auch noch eine hamburger Comptoirgeschichte erzählen, die sich wirklich vor einiger Zeit hier ereignet hat und die fast einen tragischen Melodramencharakter an sich trägt: ein Beweis, daß auch die doppelte Buchhaltung einer Kaufmannstadt tragische Elemente zusammenzuziehen vermag und daß die schwankenden Würfel von Soll und Haben ironische Schicksalswürfel sein können, an denen das menschliche Glück sich zerschmettert. Ein junger liebenswürdiger Kaufmann hat sie mir erzählt, in dessen Familie sie sich zugetragen, und es wird wohl weiter keine Indiscretion sein, wenn ich sie, mit Veränderung der Namen, weitersage, da sie überdies jener hier sehr geachteten Familie nur zur Ehre gereicht. —

Herr Elias Selig saß an einem frühen Sommermorgen auf seinem Comptoir, aus der Mitte seiner Commis mit königlicher Würde hervorragend. Zum Fenster schien lächelnd die Sonne herein auf die Zahlen, die Herr Elias Selig in seine Rechnungsbücher einzeichnete; es war die Sonne des Glücks, die über dem großen Geschäft waltete.

Ehrlich aber barsch, zuverlässig aber mürrisch waren
ie Züge des gestrengen Kaufherrn, und in den
olossalen Falten seiner Stirn hatte sich die bis nach
eiden Indien reichende Speculation ihr Nest ge-
aut. Zweierlei Dinge quälten ihn aber auf seinem
omptoir; es waren die Fliegen und die Bettler.
Die einen hatten es auf seine große Nase abgesehen
nd die andern auf seine große Tasche, und beide
hienen sich oft zu gleicher Zeit verschworen zu ha-
en, ihn gerade bei der allerdringendsten Correspon-
enz aufzuhalten. Herr Elias Selig verscheuchte
e ersteren durch einen gewaltigen Fliegenwedel und
e letzteren durch den Donnerton seiner Stimme,
n er jedoch meist mit dem linden Regensäuseln
niger Schillinge begleitete. Heut saß ihm wieder
ne große Bremse über der Nase, die sich von da
ld in den halbsilbernen Backenbart, bald auf den
ederbüschel flüchtete, und Herrn Elias Selig schwoll
e Zornader auf seiner Stirn, als es noch dazu in
mselben Augenblick mit jenem leisen und demü-
igen Fingerdruck an die Thür klopfte, der jedes-
al eine verhaßte Störung verrieth. Ein kleines
bücktes Männchen trat herein, machte der tiefsten
verenzen von der Welt und scharfüßelte sich mit
nem unterwürfigen Wesen, das Herrn Elias Se-
so verhaßt war, bis zu dessen hohem Herrscher-

ſus hin. „Draußen geblieben, es wird nichts gegeben!“ donnerte Herr Elias Selig, indem er mit einem ſo heftigen Schlag die Bremſe niederſchlug, daß der ganze Comptoirtiſch zitterte. — „Aber ich bitte Sie“ — ſtammelte der Eingetretene zitternd, indem er mit noch tieferen Verbeugungen ſich näherte. — „Kein Wort! Hinaus mit Euch!“ wüthete der erzürnte Comptoirherr; „ich mag kein Bettlergeſindel auf meinem Comptoir dulden!“ — „Aber ich bitte Sie, mein Herr Selig!“ rief das zuſammengedrückte kleine Männchen in ſeinem ſächſiſchen Dialekt, indem es ſich endlich ein Herz faßte und Athem zu ſchöpfen wagte: „ich bin ja keen Bettler nich! Ich bin ja keen Anderer als der Gerhard aus Leipzig, Ihr Commiſſionnair in Baumwollenſtoffen, und bringe Sie hier zwee baare hundert Stück Louisd'or, die ich Sie auszahlen will, weil ich doch in Hamburg bin, Herr Jemine!“ — Damit holte das Männchen einen ſchweren Beutel aus der Taſche hervor, und zahlte die blanken Goldſtücke vor den Augen des erſtaunten Herrn Elias Selig hin, der ſich nun auf alle mögliche Weiſe bemühte, ſeinen Commiſſionnair zu begütigen, und ihn zu Tiſche lud. —

Funfzehn Jahre waren ſeitdem verſtrichen und Herr Elias Selig ſaß wieder einmal an einem frü-

den Sommermorgen auf ſeinem Comptoir, aus der Mitte ſeiner Commis noch immer mit königlicher Würde hervorragend. Die Sonne lächelte wieder durch das Fenſter auf ſeine Zahlen wie damals und noch wie damals war ſie die Sonne des Glücks, die dem Hauſe des Herrn Elias Selig nie untreu wurde. Aber auch von den Fliegen und Bettlern hatte er noch zu leiden wie damals, denn der Zirkellauf des trägen Daſeins vollbringt ſich immer auf dieſelbe Weiſe. So klopfte es auch heut wieder ganz leiſe an die Thür, und eines überläſtigen Gaſtes gewiß, rief Herr Elias Selig ſein barſches: Herein! Bald erſchien auch wieder ein kleines zuſammengedrücktes Männchen, bei deſſen Anblick ſich die Züge des geſtrengen Comptoirherrn augenblicklich erheiterten. „Ei, ſieh da!“ rief er ihm entgegen — „mein guter Gerhard aus Leipzig! Wie lange iſt es her, daß wir keine Geſchäfte miteinander gemacht haben!“ — Es war wirklich der Gerhard aus Leipzig, den heut die gute Laune des Herrn Elias Selig alſo begrüßte, aber der Gerhard näherte ſich diesmal nicht mit tiefen Verbeugungen und freundlichen Kratzfüßen, ſondern blieb traurig und kleinmüthig an der Thür ſtehen. „Ach Herr Jemine, mein guter Herr Selig!“ ſtammelte er endlich — „ich bin keen Anderer nich als der

Gerhard aus Leipzig, aber ich bin Sie ſo gut wie een Bettler! Ich habe Unglück gehabt, mein ganzes Geſchäft iſt zu Grunde gerichtet, meine zahlreiche Familie muß Hunger leiden, und da wir früher zuſammen Geſchäfte gemacht, wollte ich Sie ganz gehorſamſt gebeten haben, ſich auch auf dieſem Subſcriptionsbogen zu unterzeichnen." — Hier entfaltete der Arme zitternd ein Papier, auf welchem ſeine Gönner milde Beiträge für ihn ſubſcribirt hatten, und das Herr Elias Selig mit demſelben Staunen ihm aus der Hand nahm, wie damals die zweihundert Stück Friedrichsd'or. Herr Elias Selig, unwillig den Kopf ſchüttelnd über dieſe Geſchichte, tröſtete den Gerhard aus Leipzig. Er lud ihn auch diesmal wieder an ſeinen Tiſch und entließ ihn geſpeiſt und geſtärkt. — —

Wollen Sie eine Romanze daraus machen, mein Freund? Sie ſehen, was auch die Welt einer Comptoirſtube für Stoffe zu piquanten Dichtungen in ſich einſchließen kann! Adieu! Auch zu Hamburg werde ich bald Adieu ſagen und dann den ſchönſten Segen auf ein ſtilles Haus herabrufen, in dem herrliche Menſchen wohnen, die mich hier mit ihrer Zuneigung beglückt haben. — —

III.

Denkblätter

für die nordiſche Sylphide.

(An der Elbe, 1837.)

I.

Komm, Sylphide des Nordens! Komm hinaus auf die Berge! Das Salongewühl hat Dich lange genug verdunkelt, und Du redeſt nur gebrochen dieſe langweilige Geſellſchaftsſprache der Deutſchen! Es thut mir wehe, Dein Bildniß zu ſehn unter den andern, und es ſcheint mir dann auch ohne eignes Walten wie die andern.

Und das groſe Diner war beendigt, und man öffnete die Saalthür, um zu Paaren hinauszuſchweifen in Garten und Feld. Man ſpazierte ans Elbgeſtade und klimmte die Berggelände hinan, ſoweit ſie bequem ſich erſteigen ließen für Herren und Damen. Und die weiſe Sylphide, das Kind des fernen Nordens, war mitten unter ihnen, aber ſie achtete nicht mehr auf Herren und Damen, und ſchon ſah ich in ihren blauen Augen die Sehnſucht ſchimmern nach den Bergen ihres Vaterlandes.

Sie lächelte, und auf einmal hob sich die schlanke Gestalt empor, wie ein Vogel, der sich zum Fluge schüttelt. Eine ganz andere Natur trat urplötzlich heraus aus dem Mädchen, und die elegante Gesellschaft, die bis auf diesen Moment sie für ihres Gleichen gehalten, sah ihr erstaunt nach, wie sie über den Gipfeln verschwand! Sie war über die Berge davongehüpft wie eine tanzende Antilope, und oben auf der steilsten Höhe zeigte sich erst wieder das weiße Kleid, an dem ich, ihr nacheilend, mein Reh des Nordens erkannte.

Und ich stand oben an ihrer Seite, der Wind spielte mit dem Schleiertuch ihres blonden Haares, und die Luft der Höhe hatte sie eigen angeweht, daß sie schöner, weißer und duftiger aussah, als jemals. Am Himmel war schon die glänzende Mondscheibe leise herausgetreten, und da wir ganz allein standen, fragte ich sie: ob sie den Mond *liebe*?

Sie sagte zögernd: Ja, bat mich aber, es dem Mond nicht wiederzusagen. Dann verhüllte sie die herrlichen Augen schamhaft hinter beiden Händen.

Die Sylphide würde es selbst dem Mond nie gestehen, wenn sie ihn liebte. Sie hat ein großes, einsames, schüchternes, oder kaltes Herz, man hat es noch nicht erforscht. —

II.

Kalt gewiß nicht, denn ich wärme mich an der sonnigen Psyche ihrer Blicke. Wie irrst Du Dich! sagte sie zu mir, als sie an meinem Arm langsamer den Berg hinabstieg. Du hast mich für ein frisches, glückliches und lustiges Mädchen gehalten, und hast mich gesucht, weil man sagte, daß ich Witz und klaren Verstand mitgebracht habe aus den Nadelwäldern und von den Schneehöhen meiner Heimath.—

Dann stand sie still, und schüttelte ihr Umschlagetuch, um den wogenden Busen zu lüften, denn es war schwül und der Abend hatte warme Gewitterhauche gebracht. Ein wunderbares Wehen flog mich aus ihrem Busen an, indem sie sich so schüttelte, und es war, als sage sie zu mir: hier hast Du Alles, was in mir ist, mein übermüthiges und

kecke Weſen, das Dich ſo gefreut hat, meinen Spott gegen die Geſellſchaft, mit dem Du gewetteifert haſt, meine Reinheit und meinen Himmel, meine verborgene Seelengluth, und auch das Arom meines Giftes, das ich in mir trage! Kennſt Du nicht den geheimen Wurm, der an meinem Weſen nagt! Ich möchte todt ſein! —

War es mir doch wirklich, als hätte ſie ſo zu mir geſprochen, und ich dachte darüber nach, während ſie ſchweigend an meiner Seite fortging. Wir waren wieder hinuntergelangt zu der andern Geſellſchaft und die Sylphide lachte und ſcherzte wieder mit den Uebrigen, und die Herren machten ihre Complimente. —

Dann ging es wieder in den Saal, die feſtlichen Kerzen wurden angezündet, auch Muſik kam herbei, und ein kleiner Ball ward begonnen, denn es war heut die Abſchiedsfeier für die Sylphide. Den andern Tag ſollte ſie wieder in ihre kalte Heimath zurückkehren, und der Vater war gekommen, um die Tochter wieder aus Deutſchland abzuholen, wo ihr hoher Sinn ſich begeiſtert hatte an den Werken der deutſchen Muſen.

Sie haßte und liebte den Tanz, beides in der-

ſelben Minute. Erſt ergreift ſie bacchantiſch der holde Uebermuth und ſie ſchwebt auf eine unbegreifliche Weiſe dahin, als wolle ſich ihr alter Wunſch erfüllen, einmal davonfliegen zu können. Dann ſucht ſie mich und tritt ſtill zu mir heran in die Ecke des Saals, wo ich ihr zugeſehen, und Schwermuth und Verzweiflung blicken aus den Augen des wunderbaren Mädchens. Der Galopp war ſchön! ſage ich, und ſie fragt mich, indem glänzender Spott um ihre Lippe zuckte: ob es wohl jemals eine Zeit gegeben, in der man ſich ſo tödtlich gelangweilt habe, wie in der unſrigen? —

Fragen Sie die Schriftgelehrten, mein Fräulein! Nachher beſann ich mich und überdachte die Weltgeſchichte, und ſagte: Nein! Unſere Zeit, in der wir das Unglück haben jung zu ſein, iſt die allerlangweiligſte, die es jemals gegeben, ſeitdem es Zeit giebt!

O! erwiederte ſie. Ich weiß ein Mittel. Wann die Erde ſich wieder auseinander thun wird, zu einem Grab für Alle, dann iſt Alles gut!

Ich mußte lachen, denn die Muſik zu dem neu anhebenden Walzer variirte eben das Thema aus

dem Don Juan: „ich weiß ein Mittel, ſicher und ſchön!“

Sie aber verließ den Saal, und ging allein hinaus in die Nacht. Ich wagte ihr nicht zu folgen. —

III.

Ich ſtand unter den Tanzenden und ſchauerte zuſammen über die frierende Einſamkeit, die in der Geſellſchaft mich beſchleicht. Dann ſann ich träumend nach über das ſchöne Räthſelbild der nordiſchen Sylphide. Man weiß nicht, warum ſie ſo übermüthig und ſo traurig, ſo ſchön wie ein Engel und ſo witzig wie ein Teufel zugleich ſein kann, denn zuweilen erſchien ſie mir auch ſchon boshaft, aber freilich jedesmal ſo, daß man ihr hätte zu Füßen ſinken mögen. Dann fiel mir ein, wie herrlich ſie einmal über Rahel und Charlotte, deren geiſtige Bekanntſchaft ſie in Deutſchland gemacht, zu mir geſprochen.

Ueber Charlotte.

Von ſüßem Todeswiſſen längſt ſchon trunken,
Und doch erfüllt vom ſchönſten Lebensgotte,
Stand lächelnd im Zenith der Welt Charlotte,
Im holden Auge Abendſonnenfunken.
Was ſollt' ihr unten noch das Erdenprunken?
Der Schein, an dem das Sein ihr ward zum Spotte?
O großes, krankes Liebesherz, Charlotte!
Dir iſt die Erde, uns Dein Stern entſunken!
Doch ſtille, Ton des Vorwurfs und der Klage!
Die äußre That verklärt ſich ſchon zur Sage,
Und was verbleibt, iſt nur Dein ewig Bild.
Es hat erſt recht ſein wahres Sein enthüllt,
Und andachtsvoll verſtehen edle Herzen
Dein Sinnen, Deine Schönheit, Deine Schmerzen!—

* * *

— Ein anderes Mal bringe ich in ein Sonett, was mir die Sylphide über Rahel geſagt. Denn es kommt mir nicht alle Tage, daß ich Sonette ſchreibe. —

IV.

Draußen ſtand der Mond mit Tageshelle über der Elblandſchaft, der Fluß, die Berge und das jenſeitige Ufer waren übergoſſen von der zarten Lichtwelle. Ich wußte, wo die Sylphide war, aber ich durchirrte lange den Garten ganz allein, und ehrte die Einſamkeit, der das Kind des fernen Nordens ſich überlaſſen hatte. In der Einſamkeit ſah ich ſie oft am fröhlichſten werden, ſie kletterte dann überall umher nach ihrer Weiſe, und man fand ſie zuweilen ſchlummernd auf einem Hollunderbaum wieder, in deſſen Zweigen ſie ſich ein Lager geſucht. —

Jetzt ſtand ich wieder neben ihr, auf der höchſten Galerie des chineſiſchen Thurms, den der Beſitzer hier hatte erbauen laſſen, um von ihm die Fernſicht über die ganze weite Elbgegend zu haben. Ich legte meine Hand um ihren ſchlanken Leib, und ſah zum erſten Mal, daß dieſe Kryſtallgeſtalt von einem Gefühl der Wehmuth durchbebt war und in ſich ſelbſt leiſe erzitterte.

Sie sagte, sie feiere in diesem Augenblick ihren Abschied von Deutschland. Schauernd denke sie zurück an die Oede ihrer eigenen Heimath, hinter deren Felsen sie in wenigen Wochen wieder eingeschlossen sitzen werde.

Sie liebe ihr Vaterland, es sei rauh und schön, schneeweiß und voll Unschuld, kalt, aber ohne Falsch, ein treues Herz, aber langweilig! — Ich fürchte, daß in der Ferne die Anziehung des deutschen Lebens wie ein ewiger Schmerz über mich kommen werde! sagte sie.

Dann zeigte sie mir mit ihrem weißen Finger die Gegend umher, die im Schmelz des Mondes, im Schimmer des Stroms, und im Schattengrün der Wälder sich vor uns bewegte. Hohe Bäume und Büsche ragten fast bis an den Rand der Galerie zu uns empor, und hoben rauschend ihre Zweige, als wollten sie niederlocken zu sich in den tiefen Grund. Die Sylphide war in stilles Nachsinnen versunken, der Nachtwind wehte um sie her und schüttelte die ganze Gestalt. Sie aber hob den Fuß, um auf das schmale Geländer zu treten, das die Galerie umsäumte, und sich dort, zwischen den Lüften schwebend und schwankend, zu ergehn. Halb mit Gewalt hielt ich sie zurück und sie gab endlich schmerzlich lächelnd mir nach.

Ich hatte Luſt, mich in den grünen Abgrund hinunterzuſtürzen! flüſterte ſie geheimnißvoll, und doch klang es auch wieder wie ein Scherz.

Da unten iſt der Tod! ſagte ich. Bei dieſer Gelegenheit könnte ich auch finden, was das Beſte wäre!

Ach, der Tod! ſagte ſie wieder. Wär' ich todt, ſo gingen Sonn' und Sterne auf und nieder über meinem Grab; Tag und Nacht vollbrächten ihren langweiligen Lauf, und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, ſo ſäh' ich nicht mehr, wie die Menſchen ſich liebten; ſie ſchlügen ſich aus Liebe Todeswunden, und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, ſo hört' ich nicht mehr, wie die Menſchen mit einander reden; ſie ſpönnen Lüge aus Lüge, und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, ſo hätten alle Gedanken ein Ende; ein Gedanke bekriegte in der Welt den andern, und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, ſo hört' ich nicht mehr ſingen und beten; die Menſchen ſchrieen zu einem unverſtandenen Gott, und es kümmerte mich nicht in meinem Grab! —

Dann gingen wir wieder in den Ballſaal, aber ſie tanzte nicht mehr. —

V.

Man nahm Abschied von ihr, sie hatte viele Geschenke von allen ihren deutschen Freundinnen bekommen, es war ein großer Lärm, und Mitternacht war längst vorüber, als man noch nicht aufgehört hatte.

Ich nahm auch meinen Abschied von der Sylphide, und es ist keine Aussicht, daß ich jemals sie wiedersehe. Sie war so kalt, als wir uns verabschiedeten, daß mich fror im innersten Mark, und ich es nicht mehr aushalten konnte. Ich wurde aber noch kälter als sie. —

Bist Du nun reisefertig, Sylphide des Nordens? Hast Du auch Dein Herz gut eingepackt in einer besondern Kiste, damit es unversehrt und wohlerhalten in Deiner kalten Heimath wieder anlangt? Nimm es ganz mit, Dein Herz, und

laß es ja nicht zurück in Deutschland! Es wohnt Tod und Verzweiflung darin, so jung und mädchenhaft es ist, und es strömt über von dem Gift der Zeit! Laß es uns nicht, wir haben Unglück genug!

Morgen setzest Du den Fuß auf das Dampfboot, glückliche Reise! Gestern als eine Nothwendigkeit für das ganze Leben erschienen, muß man Dich heut schon aufgeben mit Deiner schnell vorüberwandelnden Gestalt, und morgen bist Du nicht mehr zu schauen. Dein blaues Augenaufschlagen, dem ich nun nicht mehr begegnen werde, zerrinnt in den Duft der Ferne. Eine glückliche Welle trage Dich fort, in Deinen Norden! Soll ich wundersame Dichtung aus Deiner Erscheinung verspinnen? Und was werde ich von Dir hören? Vielleicht höre ich bald, daß Du dem allergewöhnlichsten Mann als Besitz in die Arme gefallen, denn das ist Euer Loos, wunderbare Frauengestalten! —

Nachher traf ich sie noch einen Augenblick allein, und ich merkte, daß unter dem nordischen Schnee doch Blümchen wachsen. Aber wie leicht wird ein Blümchen zertreten, das ungesehen unter dem Schnee keimt.

Noch ein wichtiges Wort ſagte zu mir die Sylphide, es war das letzte.

Sie ſagte, ſie haſſe doch eigentlich Deutſchland! In Deutſchland hätten die Worte ihren Werth verloren. Man ſpreche viel, man ſage ſich viel, aber es bedeute wenig. In ihrem nordiſchen Vaterlande ſei das Schweigen viel bedeutender als bei uns das Reden. Dort liebe man ſich und ſchweige. Hier rede man und liebe ſich nicht. — So ſagte ſie.

So laß uns ſchweigen! Es giebt auch für mich nichts Süßeres, als zu ſchweigen! —

Ich ergebe mich an Dein Schweigen!

Leb' auf ewig wohl, und Gott ſegne Dich, mein Kind! —

IV.

Die Philosophie der Déjazet.

— In Paris lernte ich die Déjazet kennen, und sah sie zuerst auf dem Theater des Palais Royal, auf dem sie noch immer als eine hinreißende Erscheinung wirkt und an den Abenden, wo sie auftritt, volle Häuser macht. Diese Göttin des französischen Vaudeville ist in der letzten Zeit auch durch ihre geistreichen Bonmots berühmt geworden, und sie sagte mir, daß sie vielleicht noch einmal ihre Memoiren schreiben würde. An dem anziehendsten Stoffe dazu kann es ihr nicht gebrechen, obwohl ihr Witz und ihre Galanterie nie einen so glänzenden Lebenskreis um sie gezogen haben, als es im vorigen Jahrhundert durch einen ähnlichen Charakter der schönen und witzigen Sophie Arnould gelang, in deren Zirkel selbst Geister wie Diderot, d'Alembert und Rousseau sich gebannt fühlten.

Virginie Déjazet ist eine kleine Ge-

ſtalt, zierlich, aber ohne alle Fülle, und mit keinem für den erſten Augenblick beſtechenden Reiz begabt. Ihr Geſicht iſt nicht ſchön, aber eigenthümlich gebildet; es hat einen ſpitzen, eckigen Ausdruck, die Kopfbewegung iſt keck und hintenüber, und der friſche dreiſte Blick des Auges nimmt oft etwas Sinniges an. In der Lebhaftigkeit des Geſprächs weiß ſie ſich aber auf eine merkwürdige Art zu verſchönern, ſowie ſie auch auf der Bühne im Spiel immer anmuthiger und graciöſer wird; ja, was bei andern Frechheit geblieben wäre, wird bei ihr oft zu einem eigenen Typus von Lieblichkeit und vermag ſelbſt eine gewiſſe Treuherzigkeit des Ausdrucks anzunehmen, wodurch ihrem Weſen ein völlig neues Colorit mitgetheilt wird, wie ich es anderswo noch nie geſehen. Sie beſitzt ein Genre von Schönheit, wie es nur einmal da iſt, und für das es keine Analogieen giebt, da es durch keinen beſtimmten körperlichen Reiz hervorgebracht wird, ſondern aus der ganzen Springkraft und Beweglichkeit ihres Weſens mit einem gewiſſen unwiderſtehlichen Zauber ſich zuſammenſetzt. Auf der Bühne iſt ſie aber im Vaudeville-Geſang beſonders bemerkenswerth, ſie iſt in demſelben die größte Künſtlerin, und hat ſich dieſer ächt nationellen

Manier mit einer ganz eigenthümlichen Virtuosität bemächtigt. Die ersten Töne, die das Ohr von ihr treffen, sind gemeiniglich zu scharf und schneidend, wie von einem zu hochgestimmten Instrument, aber bald schaukelt sie sich in immer anmuthigere Melodieen über, ganze Bienenschwärme von Tönen läßt sie leichtsinnig ausfliegen und sammelt sie dann wieder mit naivem Ernst unter den strenggehaltenen Takt und Rhythmus ein. Das Vaudeville ist ein wahres Symbol des französischen Nationalcharakters und nur die Franzosen konnten dies leichtfertige Genre erzeugt haben. Bei diesem Volke wird Alles zum Vaudeville, die ernsthaftesten Angelegenheiten ihres Lebens fallen leicht in diesen Ton und nehmen diese Formung an, ja die ganze neueste Politik Frankreichs kann nur noch zu einem Vaudevillestoff brauchbar erscheinen. Aber man hat diesen volksthümlichen Charakter niemals origineller ausgedrückt gesehn, als in der Déjazet, die ein ächtes pariser Stadtkind ist und aus der Mitte des pariser Volksgeistes selbst hervorging.

Sie mußte schon in ihrem vierten Jahre auf einem kleinen Winkeltheater von Paris spielen. Sie wurde fast mit Gewalt auf die Scene hinausgestoßen, sollte tanzen, und weinte; die Zuschauer

bewarfen das liebliche Kind mit Blumen, aber sie schrie, sie wolle keine Blumen, weil man erst weinen müsse, um sie zu verdienen. Sie wurde aber schon als Kind berühmt. Nachher kam sie auf das Theater der jeunes élèves in der Rue de Bondy, wo sie bei einer Gelegenheit eine besondere Seelenstärke bewies, die einem Mucius Scävola Ehre gemacht haben würde. Sie hatte nämlich in einer mythologischen Gruppe als Amor, am Gürtel schwebend, eine brennende Fackel zu halten, und das Unglück wollte, daß davon eine Schnuppe auf den Arm der kleinen Actrice niederfiel und, ohne zu verlöschen, liegen blieb. Aber der fortwährende physische Schmerz war nicht im Stande, ihr einen Laut auszupressen und sie dauerte mit der größten Gewalt über sich selbst bis zum Fallen des Vorhangs aus, ohne den Effect der Scene zu stören. Sobald der Vorhang aber gefallen war, sank sie ohnmächtig zusammen. Diese Selbstüberwindung, die nachher auch in den Journalen verherrlicht wurde, verschaffte ihr damals eine große Gunst beim Publikum. Darauf machte sie ihre Laufbahn an einigen größern Theatern der Hauptstadt, verweilte auch einige Zeit in der Provinz, namentlich auf den Theatern von Lyon und Bordeaux, und

kehrte dann wieder nach Paris zurück, wo sie seit mehreren Jahren auf dem Palais Royal die Massen electrisirt. Noch größer ist aber vielleicht ihre Anziehung, die sie in einem bunten, leichtsinnigen und vielgestaltigen Privatleben ausgeübt hat.

Man sieht es diesem seltsamen Mädchen auf den ersten Blick an, daß sie witzbegabt ist, von sinnreichen Einfällen sprüht und ein ursprüngliches Leben in dem kleinen Köpfchen beherbergt. Man trägt sich in gewissen Sphären der pariser Gesellschaft mit mancherlei ohne Zweifel sehr geistreichen Witzworten von ihr, von denen auch in dem Perroquet de Déjazet eine kleine Sammlung gedruckt erschien. In diesen Bonmots spricht sich ein sinniges Gemüth aus, das die Gemeinheit der Sphäre, auf die es angewiesen ist, sich lachend veredelt; es ist eine Vaudevillephilosophie, in der sich oft auf eine burleske Art das Ernsteste spiegelt. Ich habe mich bemüht, einige ihrer piquantesten Aussprüche in Paris zu sammeln, kann aber natürlich nicht dafür einstehn, daß von denen, die hier folgen, alle ächt sein sollen.

* * *

Zwei der berühmtesten französischen Schriftsteller befanden sich mit der Déjazet zusammen in

einer Gesellschaft. Der Eine sprühte von Geist und belebte die Unterhaltung den ganzen Abend über auf das Glänzendste, während der Andere nur sehr wenig sprach, das Aufmerksamkeit erregte. — Wie haben Sie die Herren gefunden? fragte Jemand am andern Morgen die Déjazet. — „Der Erste, sagte sie, ist ein Schmetterling, der in die Augen fällt und den man bewundern muß; der Andere ist eine verborgene Blume, die ihr Duft verräth." —

* * *

(Am Kamin.) — „Das Feuer gleicht einer schönen Frau; wenn man es einen Augenblick vernachlässigt, darf man nicht mehr darauf zählen."

* * *

— „Wer Alles schön sieht, weiß Nichts zu schätzen." —

* * *

Jemand behauptete nach einer Aufführung des Tartuffe, daß dies Stück Molière's den Eindruck einer alten Tapisserie auf ihn mache. — „Ja, sagte die Déjazet, aber die alten Tapisserien dienen zu großen Festen." —

* * *

— „Je mehr Spiegel man hat, desto mehr Fehler entdeckt man an sich.“ —

* * *

Haben Sie gehört, welche schreckliche Flüche Herr *** ausgestoßen, er, der zu den Frommen gehört? — „Wozu sollte er sich auch geniren, erwiederte die Déjazet, da er sich so gut mit dem lieben Gott steht!“

* * *

„Fühle, wie mein Herz schlägt,“ sagte sie zu ihrem Freunde, indem sie in der Zerstreuung die Hand desselben auf ihre rechte Seite legte. — Hier! fragte dieser verwundert. — „Ist für Dich mein Herz nicht überall?“ entgegnete sie.

* * *

— „Wenn die Leidenschaften anfangen, hört der gute Ruf auf.“

* * *

Bei einem Souper, wo sich Leute von den verschiedensten Meinungen zusammenfanden, hatte sich die Politik gänzlich der Unterhaltung bemächtigt. Jeder suchte der Farbe seiner Parteifahne

den Vorrang zu erkämpfen, man ſtritt ſich lebhaft und ſchon hatten ſich die Köpfe erhitzt. — „Aber mein Gott!“ ſagte die Déjazet zu einem Legitimiſten, „bedenken Sie doch, daß Ihre ſchöne Nachbarin einen weißen Teint, blaue Augen und rothe Wangen hat!“ —

* * *

— „Der, welcher uns liebt, iſt mehr zu bedauern, als der, welchen wir lieben.“ —

* * *

Vom italieniſchen Geſange ſagte ſie: — „Die Stickerei iſt mehr werth, als der Stoff.“ —

* * *

Man ſprach einſt in Gegenwart der Déjazet von den Gräueln des Bürgerkriegs zu Bilbao. — „Es iſt entſetzlich!“ ſagte die Schauſpielerin, „aber Sie werden ſehen, daß dies Niemand abſchrecken wird, ſich ſpaniſche Schlöſſer zu bauen.“ —

* * *

Ich wünſchte eine Hydra zu ſein! ſagte ein eiferſüchtiger Ehemann zu ihr. — „Warum das?“ fragte die Déjazet. — Weil, war die Antwort,

wenn ich sieben Köpfe hätte, ich auch um so mehr Augen hätte, meine Frau zu bewachen. — „Ja, erwiederte sie, da vergessen Sie aber ganz, daß Sie dann auch sieben Stirnen haben würden.“ —

* * *

— „Ein Bruch zwischen zwei Liebenden bedeutet Nichts, als einen Ring zerbrechen in der Kette, welche sie verbindet; sie nähern sich dadurch an.“ —

* * *

— „Was machen die Leute doch für Parade mit ihrem Glück! Das größte, das es für mich giebt, ist das, welches ich verberge.“ —

* * *

Man beklagte sich bei ihr, daß von allen ihren Portraits auch nicht ein einziges ihr gliche. — „Das kommt daher, antwortete sie, weil ich mir Mühe gebe, mich so wenig als möglich betreffen zu lassen.“ —

* * *

Bei einbrechender Nacht erzählte Jemand in einer Gesellschaft, in der sich die Déjazet befand,

eine lügenhafte Geſchichte, die aber ziemlich wahrſcheinlich klang. Ein Bedienter kam unterdeſſen mit den Lichtern herbei; „ach wie ſchade!“ ſagte die Déjazet, indem ihr unwillkürlich dieſer Ausruf entſchlüpfte. Eine Dame, welche ſie bei Seite nahm, fragte ſie, was ſie damit habe ſagen wollen. — „Die Erzählung gefiel mir gar ſehr, antwortete die Schauſpielerin, und es thut mir ſo leid, daß ich nun das Erröthen des Herrn habe gewahr werden müſſen.“ —

* * *

Sie rieth einmal einem Autor, drei Acte in einen einzigen zuſammenzuziehen. Was muthen Sie mir zu, Mademoiſelle? ſagte der beſtürzte Dichter. „Haben Sie denn nicht bemerkt, belehrte ihn die Déjazet, daß es von allem Guten immer nur ſo wenig in der Welt giebt?“

* * *

— „Man iſt reicher, wenn man etwas Uebles vermeidet, als wenn man etwas Gutes erwartet.“ —

* * *

Sie verſchönt Alles, was ſie trägt, ſagte Jemand von ihr und doch iſt ſie ſelbſt nicht ſchön. —

„Ach mein Herr, erwiederte die Déjazet, die es gehört hatte; beſäße ich doch die Kraft, Sie zu tragen!“ —

* * *

Jemand redete Schlechtes von ſich ſelbſt. — „Er giebt ſich kleine Hiebe mit der Reitgerte, um ſich große Stockſchläge zu erſparen,“ ſagte die Déjazet. —

* * *

— „Ich fürchte nicht das Alter, ein Reiz erſetzt ſich leicht durch etwas Vernunft.“ —

* * *

Man beſchuldigt Sie der Undankbarkeit gegen Einen, der Ihnen Dienſte erwieſen hat, ſagte Jemand. — „Ach, erwiederte ſie, er hat ſich deſſen gerühmt, und da ſind wir quitt!“ —

* * *

Sie haben meine Erklärung, die ich Ihnen gethan, unbeantwortet gelaſſen, beklagte ſich Jemand. — „Das Herz kann auch zuweilen geiſtesabweſend ſein!“ erwiederte ſie.

* * *

Ein zukünftiger Autor kam zu ihr, um ſie ganz demüthigſt um eine Stunde Audienz zur Vorle-

ſung eines Vaudeville zu bitten; aber ſei es nun die Wirkung der Temperatur, oder ſei es, daß die einſchläfernde Gewalt des Werkes ſie befallen hatte, genug, die Dejazet ſchlummerte dabei ein. Nachdem der ſchüchterne junge Dichter lange Zeit auf ihr Wiedererwachen geharrt, entſchloß er ſich endlich, ſie zu wecken, um ſich von ihr zu beurlauben. — „Ach, mein Herr," rief die Dejazet, indem ſie die Augen aufſchlug, „das heißt doch wirklich die Beſcheidenheit zu weit treiben; ich träumte eben, daß man Ihnen applaudirte!"

* * *

Ein junges Mädchen, die einen traurigen Brief von ihrem Geliebten erhalten, glaubte befürchten zu müſſen, daß ſie ihren Freund niemals wiederſehen würde. Ganz in Thränen zeigte ſie dieſen Brief der Dejazet, die ihr nichts weiter antwortete als: „Lies ihn immer wieder!" Und dies Wort wurde in der That zur Wahrheit, denn je öfter das arme Mädchen den Brief las, deſto mehr wurde ſie getröſtet.

* * *

„Ich halte wenig, ſagte ſie eines Tages, von dem Talent derjenigen, die ſich noch in ihrem drei-

ſigſten Jahre einfallen laſſen, auf die Bretter zu geben. So gut wie die Dichter geboren werden, müſſen auch Schauſpieler geboren werden."

* * *

— „Jedes Wort, welches aus dem Munde einer böſen Frau kommt, reißt einen der Fäden entzwei, die ſie an die Geſellſchaft knüpfen." —

* * *

— „Analyſirt die Liebe, und Ihr tödtet ſie." —

* * *

An Deiner Stelle, ſagte eine ihrer Genoſſinnen zu ihr, würde ich ſchon längſt mein Glück gemacht haben. — „Das heißt, daß Du dann aus der Luſt ein Laſter gemacht haben würdeſt!" antwortete die Déjazet.

* * *

Eine verſtellte Prude ſagte in ihrer Gegenwart und mit einem epigrammatiſchen Ton: Ich, ich halte auf meinen Ruf! — „Ja wohl, Sie haben ſich immer an Kleinigkeiten geheftet!" entgegnete die kauſtiſche Schauſpielerin.

* * *

Ruhm und Glück werden nie müde, Sie zu

tragen! schmeichelte man ihr. — „Ach, erwiederte sie, ich bin auch so leicht!“ —

* * *

Ein Buchhändler suchte sie zu gewinnen, daß sie ihre Memoiren schreiben möchte; das würde unser Beider Glück machen, setzte er hinzu. Die Dejazet weigerte sich, wie immer. — Aber was haben Sie denn für einen Grund? sagte er, unaufhörlich in sie dringend. Ist es die Arbeit, deren Undankbarkeit Sie vielleicht scheuen? ich will sie statt Ihrer schreiben. — „Mein Herr, antwortete endlich die des Ueberlästigen müde Schauspielerin, man hat mich mit Recht oder mit Unrecht in den Ruf gebracht, Geist zu besitzen und Sie werden doch nicht wollen, daß ich meine Reputation aufs Spiel setzen soll?“ —

* * *

— „Eine wahrhafte Liebe hält Stand für hundert Capricen.“ —

* * *

Sie sind immer heiter! belobte man sie. — „Das kommt daher, erwiederte sie, weil ich gescheidt genug bin, zu Hause traurig zu sein bei mir selbst.“ —

* * *

Wenn es mir gelingen soll, etwas hervorzubringen, sagte die schöngeistige Frau eines berühmten Diplomaten zu ihr, so muß ich allein mit mir sein. — „Dann werden Sie ja niemals Kinder bekommen, gnädige Frau!“ entgegnete die Déjazet.

* * *

— „Die Bescheidenheit ist ein Schmuck, den man seiner Toilette hinzufügt.“

* * *

Warum sieht man so viel getäuschte Mädchen, fragte Jemand? — „Das kommt daher, sagte die Déjazet, weil sie sich ein Vergnügen aus der Gefahr machen!“

* * *

Mit Geld kann man Alles machen, warf Jemand hin. — „Dann werden Sie auch Alles für Geld machen“, sagte die Déjazet.

* * *

— „Man muß hundert Lügen hören, um eine Wahrheit zu vernehmen.“ —

* * *

Was ist öffentliche Meinung? — „Ein Ge-

räuſch, das die Einbildungskraft trifft, ohne das Ohr zu verwunden!" ſagte die Dejazet.

* * *

Die Dejazet trieb eines Tages in Gegenwart eines Bucklichten ihre Scherze, als dieſer ausrief: Giebt es wohl etwas Schrecklicheres, als die Zunge einer Frau? — „Hat Aeſop geſagt!" erwiederte die Dejazet. — Die ſchönen Geiſter treffen zuſammen, fügte der Bucklichte hinzu. — „Bisweilen, entgegnete ſie, aber ich glaubte nicht, daß dies auch zweien Bergen begegnen könnte!"

* * *

Ein unermüdlicher Schwätzer, der ſie oft mit ſeinen Beſuchen beläſtigte, brachte eines Tages das Geſpräch auf die Erfindungen, und that ſich etwas damit, auf den Urſprung einer jeden zurückzugehen. — „Ich wette, ſagte bei einer Wendung des Geſprächs die Schauſpielerin nachſinnend, „daß das kein Schwätzer war, der zuerſt von den Viſitenkarten Gebrauch gemacht hat!" —

* * *

Man erzählte der Demoiſelle Dejazet von der bevorſtehenden Heirath einer Tochter des Marquis von * * * mit einer alten Magiſtratsperſon. Die

Déjazet ſagte: On ferait mieux de la laisser en pension, puisqu'elle prend pour le présent un futur passé

* * *

Ein bekannter Schriftſteller bemühte ſich ſehr um Demoiſelle Déjazet, und machte ihr oft ſeinen Beſuch. Eines Morgens, als ſie in einem Tête-à-Tête bei einander waren, ſetzte ſie ihn durch ihre überſprudelnde Laune und durch das treffende Salz ihrer Bemerkungen in Erſtaunen. Der Schriftſteller griff zur Feder, um ihre Unterhaltung aufzuſchreiben, als ihn die Déjazet beim Arm zurückhielt und ausrief: „Wer Ihr Blatt nachher lieſ't, ſollte der wohl glauben, daß wir mit einander allein geweſen?“ —

* * *

Man ſtritt in einer Geſellſchaft über einen Ehrenpunkt und Jemand ſagte zur Déjazet: Wenn Sie ein Mann wären, was würden Sie dazu meinen? — „Und Sie, mein Herr, entgegnete ſie, wenn Sie ein Mann wären, was würden Sie thun?“

* * *

— „Ein Menſchenfeind iſt ein Weſen, das einen langſamen Selbſtmord begeht.“ —

* * *

Ein Schmarotzer, den ſie die Gutmüthigkeit hatte, zuweilen zu ſich einzuladen, erhielt einen ſehr einträglichen Poſten. „Nun, ſagte die Dejazet, Gottlob, jetzt kann ich ihn mit gutem Gewiſſen zur Thür hinauswerfen, wenn er kommt.“ —

* * *

Einſtmals reiſte ſie mit der Diligence, und es traf ſich, daß ſie an der Seite eines jungen Abbé ſaß, welcher der Verſuchung nicht widerſtehen konnte, in die ihn die Nähe einer hübſchen Frau brachte. Als die Nacht gekommen war, erkühnte er ſich eine Hand zu küſſen, und man zog ſie nicht zurück. Dann eröffnete er mit leiſer Stimme eine Converſation, die ſich ſchwer wiedererzählen läßt. Demoiſelle Dejazet that, als wenn ſie ihn verſtände und der Schwarzrock wurde darnach nur um ſo kühner, indem er meinte, daß er es mit einer Unerfahrenen zu thun habe. Bei dem erſten Halt, den der Wagen machte, gruppirten ſich alle Reiſenden um die Dejazet, welcher der

galante Abbé den Arm gegeben hatte und prieſen ſie wegen ihres Talents mit Complimenten aller Art. — Eine Actrice!!! rief er aus, und ſprang zurück wie vor einem Peſtkranken. — „Wie, Herr Abbé, ſagte die Déjazet, auf dem Punkt, wo wir miteinander ſtehen, werden Sie mir nicht Vergebung ertheilen für — Ihre böſen Gedanken?“ — Und dann erzählte ſie lachend die erbauliche Aufführung des Abbé, der ſich plötzlich unſichtbar machte.

* * *

Die Mars ſcheint nie zu altern, ſagte Jemand. — „Das heißt, ſie zeigt Euch immer neue Schönheiten,“ ſagte die Déjazet.

* * *

Ich habe viel Uebles von Ihnen ſprechen hören, ſagte Jemand zu ihr. — „Das iſt mir lieb, antwortete ſie, weil man in der Welt mehr Lügen als Wahrheit hört und ſelbſt die Wahrheit gelangt ſelten rein an uns, wenn ſie von Mund zu Mund geht.“

* * *

— „Das Vergnügen iſt der Spielball des Lebens.“ —

* * *

Zur Zeit der Schlacht bei Navarin beklagte

man ſich in einer Geſellſchaft ſehr über die Barbarei des Sultans, der eine Frau in einen Sack mit Schlangen hatte einſchließen laſſen. Die Unglückliche! rief man, und allgemein bedauerte man die Frau. „Ich bedauere blos die Schlangen!“ ſagte die Dejazet.

* * *

„So lange ein Künſtler noch Neider macht, hat er den Beweis geliefert, daß er noch nicht unter ſich ſelbſt herabgeſunken.“ —

* * *

Iſt Herr *** jetzt in der Gunſt bei Ihnen vorgerückt? fragte man ſie. „Keineswegs, antwortete die Dejazet, denn er ſchreibt mir Briefe, die mehr meinen Kopf als mein Herz beſchäftigen.“

* * *

„Ich liebe nicht die Lectüre, weil es ein einſames Vergnügen iſt zu leſen.“

* * *

Man fragte ſie einmal in der Provinz, ob ſie niemals verſucht hätte, den Molière zu ſpielen. „Es iſt genug, ihn ſpielen zu ſehn!“ ſagte ſie.

* * *

Sieh' dieſen Herrn ſagte zu ihr einer ihrer

Kunſtgenoſſen, indem er ihr einen bekannten Recenſenten zeigte; ſeit zwei Tagen iſt er mir beſtändig auf den Ferſen. — „Gewiß glaubt er, ſagte ſie, daß Du Speck auf Deinen Stiefeln haſt.“

* * *

Man verhöhnte einen Bucklichten. — „Habt Nachſicht mit ihnen, tröſtete ihn die Déjazet, alle Welt kann nicht platt ſein.“

* * *

Ein dramatiſcher Künſtler, der ſehr zu grimaſſiren pflegte und durch allerhand Couliſſenreißereien ſein geringes Talent zu erſetzen ſuchte, hatte die Liebe einer Schauſpielerin gewonnen. — „Iſt es möglich, fragte die Déjazet dieſe Letztere; die Couliſſen haben alſo noch Illuſionen für Dich?“

* * *

— „Ich bin ſo voller Vertrauen, daß ich niemals Geheimniſſe haben ſollte.“

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Der Delphin.

1839.

Beachtungswerthe Anzeige.

Durch eingetretene Verhältnisse konnte der 1te Jahrgang von dem Almanach

Der Delphin für 1838

von

Theodor Mundt,

nicht frühzeitig genug mehr nach allen Gegenden Deutschlands im vorigen Jahre versandt werden. Der Inhalt ist folgender: I. Mutter und Tochter. Novelle. II. Vertraute Briefe aus Hamburg. III. Denkblätter für die nordische Sylphide. IV. Die Philosophie der Déjazet. Um nun dem resp. Käufer des 2ten Jahrgangs für 1839 Gelegenheit zu geben, den 1n Jahrgang billig zu bekommen, hat sich die Verlagshandlung entschlossen, denselben

von 1 Thlr. 12 Gr. auf 16 Gr.

herabzusetzen.

Für diesen Preis ist der Delphin für 1838 aus dem oben angeführten Grunde, in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Der Delphin.
1839.

Ein Almanach,

herausgegeben

von

Theodor Mundt.

Zweiter Jahrgang.

Nebst einem Bildniß von George Sand
in Stahlstich.

Altona,
J. Fr. Hammerich

a
141 2

Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Der Delphin.

An

Heinrich König

in Hanau.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

I. Die Komödie der Neigungen. Von Th. Mundt 1—146

II. Adele. Novelle von H. v. M. . . . . 147—221

III. Skolien. Von Dr. Mises . . . . . 223—246

IV. Protestantische Bilder aus Böhmen. Von Th. Mundt.

1. Die Schwestern von Kreisty . . . . . 249—260

2. Geschichten vom faulen Wenzel . . . . . 261—286

3. König Wenzel und Magister Huß . . . . . 287—302

V. Der Gefangene am Kaukasus. Nach Alexander Puschkin von Robert Lippert . . . . . 305—334

I.

Die Komödie der Neigungen.

In vier Aufzügen.

Von

Th. Mundt.

Perſonen.

Miß Coraly, eine junge Engländerin.
Cäcil, ein neunjähriger Knabe.
Johannes, ein deutſcher Hofmeiſter.
Doctor Relk.
Ein engliſcher Conſul.
Ein Polizeibeamter.
Pater Gumpertus.
Frau Babylon.
Diener und Dienerinnen.
Conſtabler.

Die Scene iſt zuerſt in Brüſſel, nachher in London.

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

Johannes, in einem dürftig eingerichteten Zimmer, in einem entlegenen Stadttheil von Bruſſel. Seine Wirthin tritt herein.

Johannes.

Ei, guten Morgen, allervortrefflichſte
Frau Babylon! Macht Ihr mir den Kalender
Schon wieder? Euer hold Erſcheinen deutet
Mir jedesmal den Erſten eines Monds!
An dieſem Tage geht Ihr wie die Sonne
Ganz früh ſchon auf und tretet in das Zeichen
Des Krebſes, mich zu kneifen um die Miethe,
Die ich Euch ſchulde für dies lump'ge Zimmer!
Ihr müßt Geduld mit einem Deutſchen haben.
Ein Deutſcher kann nicht immer wie er will.
Wozu ſo flämiſch mahnen, ſchöne Flämin?
Geduld, Geduld, Geduld, Frau Babylon!

Frau Babylon.

So machten's alle Deutſchen, die ich hatte.
Bei meinem Schutzpatron, was für ein Volk!
Die haben nichts und werden auch nichts haben,
Und pred'gen ſtets nur über die Geduld
Mit einer Salbung wie ein Dorfcaplan!
Daß Gott ſich doch erbarme! Woher nehmt Ihr
In Eurem Lande all' die Schaafmilch her,
Um ſolche Maſſe von Geduld zu buttern?
Es muß doch ſtarke Viehzucht ſein in Deutſchland!

Johannes.

Wahrt Eure ſcharfe Zunge und macht fort!
In Kurzem werd' ich Euch bezahlen, Flämin!
Ich habe große Schlöſſer noch in Spanien,
Die ich verauctioniren laſſen werde.

Frau Babylon.

Nun Proſit, wohl bekomm's Euch, bei Sanct Lazar.
Mein Zimmer aber müßt Ihr räumen, Herr!
Ich brauche Platz. In meinem Hauſe werden
Geſchäfte eigner Art von jetzt betrieben.
Der fromme Pater Dommel miethet hier
Mir alle Zimmer ab, um drin zu treiben
Ein lithographiſches Geſchäft, und ſo was,
Zum Beſten unſrer heil'gen Religion!
Mein ſtillentleg'nes Haus paßt ganz dazu.

Ihr wißt, am Rheinſtrom iſt der Gottſeibeiuns
Jetzt wieder los, und unſre frommen Lämmer
Zu würgen iſt der Antichriſt genaht.
Ein antiproteſtantiſch Inſtitut
Soll nun in meinem Haus begründet werden,
Um Bilder anzufert'gen aller Art,
Worauf ſich zeigt der heil'ge Erzbiſchof
Im Kampf mit Proteſtantenfürſt und Hölle,
Zu Nutz und zur Erbauung aller Chriſten!
— Jedoch, was ſchwatz' ich aus! Genug, mein Herr,
Zahlt mich und ſucht Euch flugs ein andres Zimmer.

Johannes.

Hol' Euch der Gottſeibeiuns, fromme Frau,
Bei Euch iſt's, wo er wieder losgegangen!
Verflucht Unweſen, das ſich hier entſpinnt
Bei dieſem lump'gen Zwiſchenvolk, das gerade
Nur gut genug, als Pfaffenmaſt zu dienen!

Frau Babylon.

Ich merkt' es lange, daß Ihr nicht rechtgläubig
Und gut katholiſch ſeid. Mit uns iſt's aus.
Ich hoff' Euch morgen nicht mehr hier zu ſehn!
(Geht, ein Kreuz ſchlagend, ab.)

Johannes (allein).

Wahr iſt's, ich muß zu Etwas mich entſchließen!
Ich ging nun lange genug in Brüſſels Straßen

Als Vagabund ſpazieren, daß gelangweilt
Von der gemachten und lebloſen Pracht
Erzwung'nen Lebens. Dieſen ſtolzen Kram,
Der nirgends Seele zeigt, hab' ich nun ſatt.
Und ich, im Gegenſatz zum reichen Brüſſel,
Mit kaum noch hundert Sous in meiner Taſche!
Was fang' ich an? Mein alt Hofmeiſterhandwerk
Hervorzuſuchen, ekelt's mich genug.
Armſelig Menſchenloos! Zum Ackergaul
Zwingt das Geſchick uns, dem Niemand entrinnt.
Der Müßiggang iſt Sache nur der Götter,
Und gibt's Unſterblichkeit, ſo iſt's gewiß
Vollendet Müßigſein, ein Ruhn im Schooße
Des Nichtsthuns, voll Befried'gung und Beſchauung.
Wie einſt die Juden das gelobte Land,
So ſucht' ich mir auf langer Wanderſchaft
Den Müßiggang als Ideal des Lebens,
Und kennt' ihn nirgend noch verwirklichen.
Es wäre höchſtes Ziel der Ausbildung,
Die Krone aller Studien, zu erwerben
Den Müßiggang in ſeiner ächten Art,
In ſeiner folgerechten, ſtrengen Logik,
In ſeiner ganzen Unerſchütterbeit,
In ſeinem goldenſonn'gen Selbſtbewußtſein,
In ſeinem ſtillumwend'gen Blühn und Lenzen,

Was eben dann wahrhaft Faullenzen iſt,
In ſeiner Ruhe Balſamhauch, in ſeiner
Gedankenſpiele wundervoller Weisheit,
Im Purpurmantel ſeines Götterſtolzes,
Im ſüßen Zauberbann der eignen Mä[illegible]n,
Die auf und ab ſein Haupt umziehn, genug,
Den Müßiggang in voller Glorie,
Den Müßiggang, der das gemeine Loos
Des Tages überwunden hat, der frei
Die Schranken hat beſiegt, die Zeit und Stunde
Uns Allen ſtecken. Aber wem gelingt's?
Anſtatt zum Gott, macht Müßiggang uns bald
Zum Lump auf dieſer mangelhaften Erde.
Inmitten hoher Phantaſein zeigt ſich's,
Daß Müßiggang den Miethzins nicht kann zahlen,
Und endlich fangen ihn die Häſcher ein.
So will denn wieder an die Hobelbank
Ich mich begeben, um aus Nutzholz ehrlich
Mir irgend eine Exiſtenz zu ſchnitzen.
Ade mein freies Leben! Wieder gehſt du
Mir unter wehmuthsvoll im Silberſchein
Der letzten Francs! Nun auf, etwas zu finden!
In meinen f[illegible]nfundzwanzig Jahren that ich
Schon manche Tollheit, um das Glück zu finden.
Nichts traf mir zu. Und doch erzielt' ich ſtets

Aus dieſer großen Lebenslotterie
Nur ganz beſcheidne Treffer. In der neuen
Wie in der alten Welt trieb ich mich um
Mit gleicher Lebenstäuſchung. Abgeriſſen
An allen Idealen kehrt' ich heim
Von toller Irrfahrt nach Amerika.
Mit Idealen ging ich aus Europa
Und ohne Ideale kam ich wieder.
Bin ich nun reif genug, in dieſer Zeit
Zu werden, was man glücklich nennt? Bin ich
Hinlänglich arm nun, um für reich zu gelten
In der Sophiſtik unſrer Weltepoche,
Die ſich durch Schattenſpiele nur das Leben
Hintäuſcht und friſtet? —— Aber fort mit euch,
Weit fort mit euch, ausſchweifende Gedanken!
Ein Narr, der mit dem Schickſal und mit ſeiner Zeit
Zu rechten unternimmt! War ich doch auch
Von jeher zu gutmüthig und leichtſinnig
Für ſolchen Zank! Wie komm' ich heut dazu? —
Hervor, mein letzter blauer Frack, du ſollſt
Mich ſchmücken heut zu einem ſauren Gang
Nach neuer Dienſtbarkeit, ſonſt iſt Gefahr,
Daß ich auch dich verliere an das Pfandhaus!

(Er öffnet den Schrank und kleidet ſich um.)

Schon drei bis viermal las ich in den Blättern,

Ganz eigenthümlich ausgedrückt, daß eine
Engländerin für ihren jungen Knaben
So einen Menſchen ſucht, den leider Gottes
Hofmeiſter und Erzieher man benamſet.
Beſagter Menſch ſoll Engliſch und Franzöſiſch
Nicht nur verſtehen, ſondern auch das Deutſche,
Am liebſten aber ſelbſt ein Deutſcher ſein.
Nun gut, ich will mich melden, iſt's noch Zeit.
Ein Deutſcher bin ich ja, weiß Gott! —

(Geht ab.)

Zweite Scene.

Vornehm eingerichtetes Zimmer in einem Hotel in Brüſſel.

Coraly ſitzt vor einem Bett, in dem ſich ein regungslos daliegender Knabe befindet.

Coraly.

O mein Cäcil, fünf Tag' und Nächte lang
Bewach' ich ſchon Dein unbegreiflich Schlummern,
Und glaube feſt an Dich, daß Du mir lebſt!
Grauſames Kind, warum erwachſt Du nicht?
Hörſt Du die bangen Pulſe meiner Angſt
Nicht laut anſchlagen gleichwie Sturmesglocken,
Um Dich zu wecken, um Dich wachzurufen,
Mein Kind, mein Kind? Du aber liegſt erſtarrt
Ein holdes unbewegtes Traumbild da,

Mit ſchauerlichem Schweigen mich belächelnd!
Was that ich Dir, mein ſüßer Knabe? Zürnſt Du
Der, die Dich liebte als ihr einzig Glück?
Hat meine Liebe, hat mein Mund, mein Athem
Nicht mehr die Kraft, Dir bis in deine Seele
Vernehmbar einzudringen? O wach auf!
Schon will Gewalt mich von Dir trennen, Lieber!
Die blöde Kunſt der Aerzte heißt Dich todt,
Doch meine Liebe giebt Dir volles Leben!
Ich glaube nimmermehr an Deinen Tod!
Man ſieht, die Kunſt iſt nicht die Liebe, ſonſt
Geſtände ſie kein Sterben zu!

(Sich über ihn hinbeugend.)

Doch ſtill!
Mir war's als regte ſich's an ihm! Glüht nicht
Ihm neuer Lebenshauch um Mund und Wange?
O Gott, erhöre mich, gieb mir den Knaben
Noch einmal wieder, nimm mir Alles ſonſt!
Mir ſagt die inn're Stimme meines Herzens:
Noch heut erwacht Cäcil von ſeinem Schlaf,
Noch heut wird ſich der ſchwere Starrkrampf löſen,
Der mir mein armes Kind gebunden hält!
Und gläubig nehm' ich die Verheißung an.
Bis zu des Tages ſpätem Niedergang
Hoff' ich auf Dich, Cäcil, mit Zuverſicht,

Und will nicht eher meine Augen ſchließen,
Als bis das Deine Du mir wieder öffneſt!
O laß mich doch Dein Auge wieder ſchaun,
Dein kluges, blaues Himmelsfeuerauge,
Das hold verſtändig ſonſt in's Leben ſtrahlte! — —.
Doch wehe mir, mich ſchauert Grabeskälte
Von Deinen ſüßen Gliedern an, geſchloſſen
Verbleibt Dein Mund, und deine Stirn wird finſter!
Nacht wird Dein ganzes Bild, ich muß aufhören
Dich zu betrachten, ſonſt verzweifl' ich wieder
Im ſelben Augenblick, wo ich gehofft!

(Von ihm fortgehend.)

O kurze Wonnezeit, wo ich Dich hatte,
Cäcil, der jedes andre Glück des Lebens
Du mir erſetzteſt! Wenn Du lächelteſt
Und wenn Du ernſthaft warſt, ſtets haſt Du mich
Entzückt. Ich liebte Deinen Uebermuth
Und Deine Poſſen ſo abgöttiſch, wie
Ich Deines jungen Geiſtes früh Entfalten
Abgöttiſch liebte. Köſtlich war Dein Herz,
Und lieblich klang vom Munde Dir die Rede.
Oft hatt' ich Ehrfurcht vor Dir, kleiner Mann,
Wenn ſchon in kühner Strebensluſt Dein Sinn
Sich in die Welt hinausrang, im Urtheilen
Frühreif ſich zeigend und zum Handeln eifrig.

Du warſt mir Kind, Geliebter, Freund und Alles!
Verlier' ich Dich, ſo fällt mein armes Leben
Zurück in früh're Pein und ſiecht dann hin
An Herzenseinſamkeit, wunſchlos und leer.
Doch nein, nein, nicht verlier' ich Dich, ich darf
Dich nicht verlieren, will Dich nicht verlieren!

(Zu dem Knaben zurückkehrend.)

Du ſchläfſt nur einen langen böſen Schlaf.
Vertheid'gen will ich Dich, wie eine Löwin
Ihr Junges, daß es Niemand wagen ſoll,
Dich einzuſcharren, Du mein köſtlich Leben!

Eine Dienerin (hereintretend).

Ein junger Mann iſt draußen, der gemeldet
Zu ſein verlangt, Miſtreß.

Coraly.

Was ſein Begehr?

Dienerin.

Er fragt, ob Ihr vergeben habt die Stelle
Bei Eurem Sohn? Er wünſcht ſie zu erhalten.

Coraly.

Ach, tolles Zeug! Faſt möcht' ich lachen mitten
In meinem Trauerſpiel. Kommt jetzt noch Einer
Und meldet ſich, mein krankes Kind zu lehren,
Nachdem ich lange mich vergebens mühte,
Für das geſunde einen Mann zu finden!

Nun gut, verſteht er, ſeinen Zögling erſt
Sich aus dem Schlaf zu wecken, mag er ihn
Dann haben in den Unterricht, und Dank
Und hohen Lohn dazu. Laß ihn herein!

(Dienerin ab.)

Johannes tritt herein.

Coraly.

Ihr kommt ein wenig ſpät, mein guter Herr!
Schon lang' iſt's, daß ich in den Zeitungsblättern
Nach einem Lehrer mich hatt' umgethan.
Inzwiſchen ward ein ſolcher überflüſſig!

Johannes.

Mein altes Mißgeſchick, zu ſpät zu kommen!
Es raubt mir diesmal ein beſondres Glück,
Mich Eurem Dienſt zu weihen, ſchöne Frau!

Coraly.

Laßt das, und ſagt mir lieber, was Ihr könnt?
Ihr ſeid wohl grundgelehrt. Habt Ihr vielleicht
Auch der Arzneikunſt Euch befliſſen, Herr?

Johannes.

Ich pfuſchte wohl in alle Facultäten,
Wie's jetzt der Zeitgeiſt mit ſich führt. Doch bracht' ich's
Nicht eben allzuweit in Medizin.
Ich kann wohl Tod von Leben unterſcheiden,
Und Krankheit von Geſundheit —

Coraly (ihn leidenſchaftlich unterbrechend).

Wirklich, könnt Ihr
Den Tod vom Leben unterſcheiden, könnt Ihr?

Johannes (für ſich).

Schön iſt ſie aber ſeltſam; und unheimlich
Wird mir beim irren Feuer ihrer Augen.

Coraly (ihn bei der Hand fortziehend).

So kommt, Ihr ſeid der Mann, den ich geſucht!
Kommt, kommt, Ihr ſollt mir nun bei Gott und Allem
Was Ihr als Heilig nennt, Ihr ſollt mir ſagen,
Was Tod ſei und was Leben, Schein und Sein
Sollt Ihr mir auseinanderlöſen deutlich
Aus dem verwirr'nen Netz, in das ſie mir
Sich durcheinander flochten, mich umſtrickend
Mit gift'gen Zweifeln; ſollt nun klar entſcheiden,
Was weſenlos, was weſenhaft noch iſt
An meinem Glück! Jedoch bedenkt, das Wort,
Das Ihr mir ſprecht, hat Weltgerichtsbedeutung
Und ſchmettert mich zur Hölle oder giebt
Mir Seligkeit! Nun geht, nun tretet leiſe
Dorthin, da iſt mein Kind, mein lieber Knabe,
Dem Ihr zum Lehrer Euch gemeldet habt!

Johannes (an das Bett tretend).

Das Kind iſt todt; wie ſehr bedaur' ich Euch!
Das Leben ließ kein Zeichen mehr zurück

An dieſem holden Bildniß ohne Seele!
Begrabt den Leib, und betet zu dem Geiſt,
Dem jungen frühverklärten, dem des Schickſals
Wohlwollen hat erſpart dies eitle Leben!

Coraly (heraus).

Wie ſprecht Ihr thöricht! Das iſt Euer Wiſſen,
Deß Ihr Euch rühmtet? Wollt Ihr aburtheilen
Mit ſolchem frev'len Leichtſinn über Leben
Und Tod und über das Geheimniß beider?
Hier ſchläft ein tief Geheimniß, nicht der Tod.
Seht näher zu, o beugt Euch näher hin
Auf meinen Knaben, ſchaut ſein blühend Antlitz,
Die rothen Lippen [illegible] verſchwiegen bergen
Und doch halblaut ſchon des Erwachens Wort,
Das unter meinen Küſſen bald wird aufgehn!
Seht, ich enthüll' ihn ganz jetzt Eurer Prüfung!

(Die Kiſſen zurückſchiebend).

Johannes (zuſammenfahrend).

Was? Hab' ich recht geſehn? Cäcil! Iſt er's?

Coraly (erſchrocken).

Wie? Iſt bekannt Euch, wie mein Knabe heißt?

Johannes (raunt).

Das Euer Knabe? Wohl iſt mir bekannt
Der Name wie das Kind, doch nicht das Eu're
Iſt's, ſo gewiß ich meiner Sinne bin!

Coralv (ihn leidenſchaftlich unterbrechend).

Wirklich, könnt Ihr
Den Tod vom Leben unterſcheiden, könnt Ihr?

Johannes (für ſich).

Schön iſt ſie aber ſeltſam; und unheimlich
Wob mir beim irren Feuer ihrer Augen.

Coralv (ihn bei der Hand fortziehend).

So kommt, Ihr ſeid der Mann, den ich geſucht!
Kommt, kommt, Ihr ſollt mir nun bei Gott und Allem
Was Ihr als Heilig nennt, Ihr ſollt mir ſagen,
Was Tod ſei und was Leben, Schein und Sein
Sollt Ihr mir auseinanderlöſen deutlich
Aus dem verwirr'nen Netz, in das ſie mir
Sich durcheinander flochten, mich umſtrickend
Mit gift'gen Zweifeln; ſollt nun klar entſcheiden,
Was weſenlos, was weſenhaft noch iſt
An meinem Glück! Jedoch bedenkt, das Wort,
Das Ihr mir ſprecht, hat Weltgerichtsbedeutung
Und ſchmettert mich zur Hölle oder zieht
Mir Seligkeit! Nun geht, nun tretet leiſe
Dorthin, da iſt mein Kind, mein lieber Knabe,
Dem Ihr zum Lehrer Euch gemeldet habt!

Johannes (an das Bett tretend).

Das Kind iſt todt; wie ſehr bedaur' ich Euch!
Das Leben ließ kein Zeichen mehr zurück

An dieſem holden Bildniß ohne Seele!
Begrabt den Leib, und betet zu dem Geiſt,
Dem jungen frühverklärten, dem des Schickſals
Wohlwollen hat erſpart dies eitle Leben!

Coraly (lernta).

Wie ſprecht Ihr thöricht! Das iſt Euer Wiſſen,
Deß Ihr Euch rühmtet? Wollt Ihr aburtheilen
Mit ſolchem frev'len Leichtſinn über Leben
Und Tod und über das Geheimniß beider?
Hier ſchläft ein tief Geheimniß, nicht der Tod.
Seht näher zu, o beugt Euch näher hin
Auf meinen Knaben, ſchaut ſein blühend Antlitz,
Die rothen Lippen, die verſchwiegen bergen
Und doch halblaut ſchon des Erwachens Wort,
Das unter meinen Küſſen bald wird aufgehn!
Seht, ich enthüll' ihn ganz jetzt Eurer Prüfung!

(Die Kiſſen zurückſchiebend).

Johannes (zuſammenfahrend).

Was? Hab' ich recht geſehn? Cäcil! Iſt er's?

Coraly (erſchrocken).

Wie? Iſt bekannt Euch, wie mein Knabe heißt?

Johannes (erſtaunt).

Das Euer Knabe? Wohl iſt mir bekannt
Der Name wie das Kind, doch nicht das Eu're
Iſt's, ſo gewiß ich meiner Sinne bin!

Gerald.

Und was bestimmt Euch denn, mir zu bezweifeln
Den theuersten Besitz, den Niemand streitig
Mir macht, wenn's nicht die schlimme Krankheit thut? —
Ach, mein Cäcil, ich flücht' an Deine Brust,
Die regungslose, mich, die Welt ist schnöde,
In dir allein war Trost und Ruh' für mich!

Johannes.

Wie kamt ihr zu dem Knaben? Sagt es frei.
Ich nehm' an seinem Schicksal lebhaft Antheil,
Und bin so tief erschüttert und betroffen,
Ihm nur als Leichnam wieder zu begegnen,
Daß ich nicht Worte finden kann, um ganz
Euch zu berichten, was das Kind mich angeht!

Gerald.

Nichts, gar nichts geht mein armer Knab' Euch an!
Begebt Euch fort und laßt mich nun allein!
Allein mit meinem Schmerz und meinem Kinde
Fühl' ich mich wieder wohl, und auch mein Glaube
Stärkt sich von neuem, daß er noch erwacht!
Greift nicht durch störende Dazwischenkunft
Noch länger in mein Herzleid ein, das leise
Sich fort und fort bespricht mit meinem kleinen
Entschwebten Träumer! Geht, Ihr irrtet Euch!
Nehmt übrigens den Dank für Eur Erbieten.

Ihr ſeht wohl, noch bedarf Cäcil des Arztes
Mehr als des Lehrers! So gehabt Euch wohl!

Johannes.

Verzeiht, nicht kränken ſollte Euch mein Zweifeln,
Das mir beim Anblick dieſes Knaben aufſtieg.
Gewiß, ich irrte mich und gern bekenn' ich's.
Mich ließ die Aehnlichkeit mit einem Kinde
Fehlgehn, das ich in London kennen lernte
Bei einem ſeltſam räthſelhaften Handel,
Und deſſen Schickſal mir ſeitdem noch oft
Den Geiſt betrübt. Jetzt aber ſeh' ich wohl
Den Unterſchied, Eu'r Knab' iſt nicht der meine!.

Coraly (zerſtreut).

Ihr wart in London? Weiltet lang' Ihr dort? —
O bleibt noch, und verzeiht mein heftig Weſen.
Erzählt mir Etwas, ſagt mir Eures Lebens
Begegniſſe und Pläne, täuſcht des Kummers
Und Harrens ſchwere Zeit mir hin durch Worte.
Ich bin recht einſam, unterhaltet mich!

Johannes

Ach! ſchöne Miſtreß, meine Abenteuer
Sind arm an Unterhaltung, unterhielt's
Mich ſelbſt doch wenig, als ich ſie erlebte!
Nach großem Schickſal ſehnt' ich mich und fand
Nur überall ein kleines Loos, das iſt

Der Lauf der heut'gen Zeit, und ihr Charakter.
Ich bin ein deutſcher Biedermann und Schulmann,
Rheinländer von Geburt, doch zum Magiſter
Hatt' ich zu viel vom Ritter, und zum Ritter
War wieder hinderlich mir der Magiſter.
Die zwiegeartete Natur zu einen,
Macht' ich Ulyß von Ithaka zum Vorbild
Für Leben und Beſtreben mir, und nahm
Auswandernd den Präceptorſtock zur Hand,
Als Pilgerſtab behaglicher ihn brauchend.
Und wie Ulyſſes, der des Alterthums
Heroiſcher Pedant und auch zugleich
Pedantiſcher Heros immer mir erſchien,
So ſucht' ich Ritter und Pedant zu einen
Auf lehrreich abenteuerlicher Irrfahrt.
Ich wollte vieler Menſchen Städt' und Sitte
Erkennen lernen, und daneben auch
Das Lehren treiben für den lump'gen Groſchen,
Den uns des Lebens Nothdurft abverlangt.
So wurd' ein wanderndes Schulmeiſterlein
Jedoch im möglichſt großen Stil aus mir,
Und nach Amerika ſpannt' ich die Segel.
Dies Land der Nützlichkeit ward mir ſehr unnütz
Und kümmerlich verlebt' in einem kleinen
Vereinsſtaat ich drei Jahre, weil zur Rückkehr

Mir alle Mittel abgeſchnitten waren.
Hier nahm ich praktiſch viel Geſtalten an,
War wechſelnd dies und das, auch Prediger,
Schullehrer, Secretair, Horndrechsler, Maler
Von frommen Bildern, Journaliſt, Buchhändler,
— Denn aller dieſer Künſt' und noch weit mehr
Vermaß ich mich — ſo daß es endlich glückte,
Mir Geld genug zu ſchaffen, um das Meer
Nun wieder zu durchkreuzen und Europa's
Altheimiſches Cultur- und Sittenelend
Von Neuem anzulanden. Und ich Narr,
Ich ſpürte faſt von einer Thräne Etwas
In meinem Aug', als ich in Londons Hafen
Den erſten Fußtritt ſetzte an's Geſtade
Des ſündhaften Europa's, meiner Mutter!
Nicht Freund, Geliebte, Eltern noch Verwandte
Hatt' ich zu grüßen auf dem alten Welttheil,
Und doch bedünkte mich's, als ſei willkommen
Ich ihm geheißen als verlor'ner Sohn,
Der heimkommt unter altes Hüttendach,
Wo die vermooſte Welt gewohnten Daſeins
Ihn auf bequemen Ruhepolſtern bettet.
Nichts ſag' ich Euch vom großen Rieſen London,
Dem gegenüber ich doch allzuſehr
Ein winz'ger Zwerg mir ſchien, ſowohl an Geld

Als Menſchenkraft und deutſcher Lebensdummheit.
Gern hätt' ich dort bei Eurem Volk die Freiheit
Recht aus dem Grund ſtudirt, doch iſt's ein Unglück,
Daß Ihr nach Pfunden rechnet, wo ein Deutſcher
Nur ein paar Dreier aufzuwenden hat.
Genug, ich konnte nicht die Pfunde zahlen
So lang' als nöthig war, um anzueignen
Für deutſchen Hausbedarf nur ein halb Loth
Von England's Freiheit. Nebenbei auch hatt' ich
Ein ſeltſam Abenteuer, das ich lieber
Ein ander Mal Euch melde, weil's nicht heiter.
Mich trieb mein kleinlich Schickſal weiter fort
Auf ſchwankem Kiel, ich lief zur Schelde ein,
Und von Antwerpen kam ich her nach Brüſſel.
Hier ſterb' ich faſt vor Langerweile, Miſtreß!
Dies nachgezimmerte Paris behagt nicht,
Man ſieht hier Willen viel, doch keine Kraft
Selbſteig'nen Lebens, und kein ſtarkes Können.
Ich ſpann mich ein in ſüßes Müßigſein,
Doch will hier ſelbſt der Müßiggang nicht ſchmecken,
Drum kam ich, Eurem Dienſt mich zu erbieten.
Doch mehr als Jedes, was ich ſelber litt,
Erſchreckt mich Euer Leid und wie Ihr's tragt!
Ich jagte, wie ein Kind mit Schmetterlingen,
Mich mit dem Glück umher und fing es nicht

Auf meiner Lebensirrfahrt ein, was thut's?
Man braucht nicht gerade Glück zum Glücklichsein,
Und hilft sich aus wie eine Blum' im Schatten,
Die sonnenlos gestellt, und doch versteht
Mit Lust zu blühn im Thränenthau des Himmels.
Doch Ihr, verzeiht, daß mein Schulmeistern gleich
An Euch ich übe, hascht mit Eu'rem Weh'
Euch freventlich herum, und wollt dem Schicksal
Nicht zugestehn die Macht Euch zu verderben,
Indem Ihr starr abläugnet was es that.
So bohret Ihr des Unglücks Stachel selbst
Noch tiefer Euch ins Herz, statt ihn zu sänft'gen
Durch Hingebung an unvermeidlich Leid
Mit vollen Thränenströmen. Anerkennt
Doch Euer Unglück, und Ihr nähert Euch
Dem Troste schon. Glaubt mir, der Knab' ist todt!
Er hat das Glück, das nicht in weiter Welt
Zu finden ist, auf engstem Raume nun
Gefunden, wie wir's Alle finden müssen,
Im Sarge, den Ihr jetzt bestellen müßt
Dem holden jungen Leib. Und mir vergönnt,
Die fromme Pflicht, der Erde ihn zu geben,
Mit Euch zu theilen. Mahnt mich doch sein Wesen,
Je mehr ich's schaue, durch die Aehnlichkeit
Von neuem an ein Kind, das auch Cäcil hieß. —

Coraly (Bettina auffahrend).

Habt Ihr verſchworen Euch mit meinen Feinden?
Die ſchon gewaltſam drohten, mir mein Kind
Ins Grab zu führen, zu verſcharren tief
In ihrer fremden Erde! Zwingen will mich
Der Wirth des Gaſthofs zum Begräbniß ſchen
Und macht die Polizei und Geiſtlichkeit
Aufmerkſam auf die Thorheit meines Grams,
Denn toll und thöricht nennt man mich! O Gott,
Eilt's denn ſo ſehr, ein Menſchenherz zu brechen?
Ihr habt doch ſonſt ſo viele Zeit im kleinen
Und kleinlichen Getriebe Euer Welt,
Verſitzt ſo viele lange Stunden duldſam
Bei Euren Thees und in Geſellſchaftszimmern,
Und ſeht mit zäher Muße dem Hinſchleppen
Armſel'ger und langweiliger Gewohnheit
In Eurem Tagesleben zu. Und hier,
Wo ſich's um Leben ſoll und Tod entſcheiden,
Wo die Minute mit der Ewigkeit
Im harten Kampfe liegt, wo noch durch Friſt,
Die Niemand etwas koſtet, Geiſt, Bewußtſein
Und Seele kann errungen werden, hier
Wollt ſo eilfertig grauſam, blind geſchäftig,
So täppiſch raſch, ſo unklug klug Ihr ſein?
Ihr wißt von Nichts, denn Ihr entbehrt der Liebe!

Die Mutter weiß am Beſten, ob ihr Kind
Noch Leben hat, und wär's zurückgetreten
Auch in den allerfernſten Herzenswinkel,
So ſpürte noch die Mutterliebe aus
Den Puls von dieſem heimlich ſtillen Sein,
Das ihr gehört. Und ſo vernehm' ich, glaubt,
O glaubt dem ſcharfen Wiſſen meines Schmerzes,
Vernehm' ich den geheimen Lebenspuls
Hier in der Bruſt Cäcils!

Johannes.

Ach, ſchöne Frau,
Macht Euch der Gram prophetiſch, wird mir's ſchwer,
Ungläubig gegenüber zu verharren,
Und mit den beſten Wünſchen nehm' ich Urlaub
Zu ſcheiden.

Coraly.

Bleibt, bleibt einen Augenblick! —
Ich möchte nicht verluſtig gehn der Dienſte,
Die mir und meinem Kind Ihr angetragen,
Denn irr' ich nicht, ſo dürft' ich mir verſprechen
Nützliche Leitung für Cäcil an Euch!
Darum, und Euch zu zeigen, wie gewaltig
Und unerſchütterlich Hoffnung und Glaube,
Daß mir der Knabe lebt, mich aufrecht halten,
Verpflicht' ich Euch von heut' zu ſeinem Lehrer

Und seh' Euch schon uns zugehörig an,
Indem gewährt ist jede Eu're Ford'rung.
Sobald mein Kind genas, verreisen wir
Und ziehen nach dem Süden, in Italien
Auf läng're Zeit uns einzurichten, dort
Gemeinsam uns beschäft'gend mit Erziehung
Und Unterricht Cäcils, denn vielversprechend
Erblüht sein junger Geist. So seid gewärtig
Und eifrig denn. Man wird Euch Zimmer hier
Anweisen, wo Ihr bald einziehen mögt!

Johannes.

Nun wohl, ich sehe gern mich Euch verpflichtet
Und wünsch' es doppelt, daß ein Wunder sich
Ereignen mag, um nützlich Euch zu werden,
Wie Ihr's begehrt. Ich nehm' es an das Amt,
Wenn auch mit leisem Schauer, daß Ihr fesseln
Noch irdisch Thun an einen Todten wollt,
Und dem im Himmel längst geborg'nen Geist,
Der höher schon gelehrt ist in Erkenntniß
Als wir, mich noch als Schulmann zugesellt,
Mit armem Wissenskram ihn aufzuwecken
Aus hohen Träumen. Doch vergebt — genug,
Daß ihr könnt sicher sein auf mich zu zählen
In Allem, was Euch frommt und diesem Knaben!

Coraly.

Lebt wohl, und zeigt Euch morgen ſchon bereit! —
Mir liegt ein Troſt d'rin, bald Euch hier zu ſehn.

(Johannes geht ab.)

Coraly (der Dienerin ſchellend, die hereintritt).

Jetzt laß mein Kind ins Kabinet dort tragen
Und zieh' herab die Vorhäng' an den Fenſtern,
Daß milder Schatten ſich verhüllend ſenke
Auf's zarte Antlitz ihm, das hier die Sonne
Mit ihren Strahlen ſticht. In tiefer Stille
Mag er dort ruhn, von Dämmerung umſpielt,
Und ich bei ihm, ſein räthſelhaftes Schweigen
Belauſchend und eindrängend meine Seele
In ſeine tiefverborgenen Gedanken
Mit unerſättlicher Begier, entfernt
Jedwedem anderen Geſpräch der Erde.

(Nach Entfernung der Dienerin ſind zwei Aufwärter hereingetreten, welche das Bett mit dem Knaben in das angränzende Kabinet tragen.)

Coraly.

Behutſam, nehmt in Acht Euch, daß Ihr nirgend
Anſtoßet und verletzet dieſes Bett's
Koſtbaren Lebensinhalt, — leiſe! leiſe! —
O dieſen Kuß auf Deine Augen, Kind,
Wirſt Du die Wimper endlich, endlich heben

Zum neuen Sonnenaufgang, mein Cäcil?

(Sie folgt mit unverwandten Blicken auf den Knaben den Trägern ins Kabinet.)

Erſter Aufwärter (wieder herauskommend).

Dieſe Geſchichte macht mich noch ganz dumm und ich wette, hier ſteckt Etwas dahinter.

Zweiter Aufwärter.

Was ſoll dahinter ſtecken? Das ſind engliſche Capricen, ich kenne das.

Erſter Aufwärter.

Engliſche? Teufliſche, willſt Du ſagen. Ich glaube in Wahrheit, der Teufel hat hier ſein Spiel, um dieſen chriſtkatholiſchen Gaſthof durch nichtswürdige Hexerei zu ruiniren. Der Pater Gumpertus hat mir auch gerathen, ja nicht das Kreuzſchlagen zu unterlaſſen, wenn ich den todten Koboldsjungen anfaſſen muß. Der ehrwürdige Pater ſelbſt hat ſchon Anſtalt getroffen, dieſem Satansunweſen zu ſteuern und die rothäugige Hexe, die mit todten Kindern in der Welt herumzieht, und wahrſcheinlich von ihrem Blute ſich nährt, vor ein Gericht zu ſtellen. Haſt Du denn nicht geſehen, was ſie für große rothe Augen macht und wie lang ſie ſich vorhin in die Höhe gereckt hat?

Zweiter Aufwärter.

Narr mit Deinem Pater Gumpertus! Ich meinte engliſche Capricen, weil ſie eine verrückte Engländerin iſt, wie ich ſchon früher einmal in Antwerpen bei Einer gedient habe. Wie die hier einen todten Jungen um ſich haben muß, ſo ſchleppte die andere in Antwerpen beſtändig einen Karpfen mit ſich herum, der ihr überall in einem Gefäß nachgetragen werden mußte. Sie ſprach ordentlich mit ihm und der Karpfe zappelte dazu. Sie liebte nichts auf der ganzen Welt als dieſen Karpfen und verabſcheute jedes Mannsbild. Als er ſtarb, ließ ſie Meſſe leſen für die unvernünftige Thierſeele und trat, in ihrer Gemüthsbewegung um den todten Karpfen, zu unſerer chriſtkatholiſchen Kirche über, da ſie zuvor nur eine leidige Ketzerin geweſen. So kann vielleicht auch unſer Pater Gumpertus an dieſer Miß oder Miſtreß hier noch einen erklecklichen Profit machen zum Ruhm unſerer Kirche und ſeines ganzen Sprengels, wenn er ſie lieber zu bekehren ſuchte als vor Gericht zu ſtellen, der fromme Mann!

Erſter Aufwärter.

Du verſtehſt das nicht, Du biſt ſelbſt kein rechtgläubiger Belgier, ſondern ein Reformirter und noch dazu ein holländiſcher Käſekrämer von Natur. Hier

aber handelt es ſich um eine rothäugige Hexe, die ſich ſo lang recken kann als ſie will, und die zum Heil und Frommen der ganzen Chriſtenheit verbrannt werden muß!

Zweiter Aufwärter.

Pfui, ſchäme Dich, Niclas! Wer wird die liebe Religion ſo weit treiben! Dieſe Engländerin eine Hexe? Siehſt Du denn nicht, daß ſie die ſchönſten blauen Augen von der Welt hat und daß nur das viele Weinen um den todten Wurm ſie ein bischen roth gemacht haben kann? So eines armen Weibes Jammer iſt ſehr zweideutiger Art und Weiſe. Thu' mir aber den Gefallen und rühme Dich nicht noch einmal Deines großen belgiſchen Urſprungs, Du muckeboldiger Wallone! Sonſt lehr' ich Dich beten, und zeige Dir, wie ich das Kreuz ſchlage!

Erſter Aufwärter.

Schon gut, Holländer! Ich bin von der Frömmigkeit Deiner breiten Fäuſte überzeugt.

(ab.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Das vorige Zimmer Coraly's. Johannes tritt herein.

Johannes.

Da bin ich wieder, um mich anzuſchirren
Zu einem Dienſt ſo räthſelvoller Art,
Wie man noch nie es hörte, an Umſtänden
So ſeltſam, daß ſeit geſtern mir nur Zeit
Zum Staunen blieb, und auch zu neuem Zweifeln.
Mag nun der Knabe todt ſein oder leben,
So wett' ich immer noch, daß nicht ihr Kind
Es iſt, denn Alles, Alles ſpricht dagegen!
Der Knab' iſt wohl neun Jahre, und ſie ſelbſt
Scheint faſt zu jung und mädchenhaft, um ſchon
Aus mütterlichem Schooß die Frucht zu haben.

Und wär' auch selbst an Sechsundzwanzig sie,
Wie man sie höchstens schätzte, so behaupte
Ich doch nach vielerfahrener Weiberkenntniß,
Niemals hat noch ihr jungfräulicher Leib
Ein Kind geboren, denn ihr ganzes Wesen,
In festen Knospenhüllen noch verschlossen,
Ist nicht danach. Wie kam sie zu dem Kind?
Und sollte falsch mich mahnen diese Gleichheit,
Die unabläugbar ist, mit jenem Knaben,
Den zu so ungewissem Schicksal leider
In London ich zurückließ, wo sein Vater
So plötzlich und geheimnißvoll im Strudel
Der ungeheuren Stadt verschwand, daß alle
Und jede Spur verwehte? Ja, beim Himmel,
Ich will bemüht sein, hierin klar zu werden,
Und sollt' ich auch mit frecher Hand bestürmen
Das arge und zweideutige Geheimniß,
So dieses Weib in sich verschließt! Und doch,
Muß nicht jedweden Argwohns ich mich schämen,
Wedenk' ich ihr so holdseligen Bild,
Aus dessen reinem Spiegel mich begrüßt
Die schöne Seele! Muß nicht ihres Schmerzes
Sinnreiche Raserei, und ihres Grams
Erhab'ne Weltverachtung, die der Erde
Gesetze und Gewohnheit überspringt,

Zur Sympathie mich nöthigen für ſolche
Leidträgerin? — D'rum will ich ſtille ſchaun,
Was ſich aus dieſer Aventur' am Ende
Ergeben wird, ohn' alles Uebereilen!
Es kommt mir gerade recht, daß meines Lebens
Schlafffhängend Segeltuch ſich wieder ſpannt
Und flott wird durch ein neues Intereſſe,
Denn ſehr verkümmert war ich ſchon an Wunſch
Und Hoffnung für den Tag, und ohne Reiz
Mich zu bewegen! Jetzt, Coraly, geb' ich
Mich Deinen Dienſten hin, und wärſt Du auch
Cleopatra, Semiramis, Sibylle,
Lichtengel oder Hexe, Alles gleich,
Ich folge Dir auf Deines Schickſals Spuren,
Wie ſeltſam immer; froh, wenn Deine Räthſel,
In die ich einzudringen hoffe, etwas,
Nur etwas ſchickſalvoll Bewegendes
In mein gelangweilt Leben bringen. — Still!
Sie tritt heraus.

Coraly (in einer heftigen Bewegung hereintretend).

Sehr gut, daß ich zur Stelle
Euch ſeh', mein Freund! Ihr kamt zur rechten Zeit.
Ich bin genöthigt, Brüſſel zu verlaſſen
In ſchnellſter Eil, man droht Gewalt mir an!
Willkür der Polizei und ſchnöde Dummheit

Des frommen Aberwitzes that zusammen
Sich gegen mich, um zum Begräbniß jetzt
Des Kindes mich zu zwingen, meines Kindes!
Man schickt mir einen Sarg, um einzuschließen
Sein süß Gebein zur ew'gen Nacht, und will
Fortschleppen mein Besitzthum auf den Kirchhof!
Doch soll es nur zugleich mit meiner Leiche
Geschehn, und Niemand, Niemand wird mein Lieb
Mir streitig machen! Rasch bestellt' ich schon
Den Reisewagen, der uns schleunigst soll
Von dannen tragen in ein ander Land,
Und in dem Sarg, den man mir aufgenöthigt,
Entführ' ich meinen Knaben der Gewalt,
Ihn mit mir nehmend auf die Wanderschaft
Bis an der Welten Ende, oder doch,
Wenn mich die Ahnung seines Lebens trog,
Ihm aufzurichten in des Südens Erde
Ein Grab, bei dem ich meine Hütte baue,
Und wo in stillen Wäldern ich kann weinen! —
Ihr seid doch reisefertig und bereit?

Johannes.

Ich folg' Euch überall, wo Eure Schritte
Ihr hinlenkt, und bin künftig Eures Schicksals
Mitleidend Theil, wie immer sich's gestalte!

Gerald's Dienerin tritt herein.

Dienerin.

Der Poſtillon iſt mit den Pferden da,
Und Alles ſteht bereit, wie Ihr's befahlt!

Coraly.

So ſei's! Ich hoffe, Alles geht nach Wunſch,
Um den verhaßten Mauern dieſer Stadt
Ohn' Aufſehn zu entkommen! Sandte auch
Für ſchlimmſten Fall noch zu dem britt'ſchen Conſul,
Daß er mich ſchütz' in allem meinem Recht
Als Unterthanin unſres freien Englands!

Ein Aufwärter (hereintretend.)

Hier überbring' ich, gnäd'ge Frau, den Paß,
Den man Euch zeichnete ohn' all Bedenken,
Nur ſtrich man Euch den Knaben. Wollt Ihr dennoch
Auch einen Paß für todtes Menſchenkind,
Müßt Ihr an höhere Behörd' Euch wenden.

Coraly.

Beherrſchet Eure Zung', und ſorgt dafür,
Zum Wagen unten das Gepäck zu ſchaffen.

Aufwärter.

Zu welchem Wagen? Zwei ſind unten, ſah' ich.
Ich muß Euch melden, daß zur Extrapoſt,
Die vor der Thüre hält, ſich eben auch
Der Leichenwagen, Polizei-Befehlen
Gemäß, geſellt hat, um dem Ding ein Ende

Zu machen, und den Todten abzuholen
In aller Form, wie's Christenpflicht gebeut.
Wird auch sogleich der Polizeibeamte
Und ein ehrwürd'ger Geistlicher erscheinen,
Mit Euch zu reden — doch, da sind sie schon!

Ein Polizeibeamter und ein Geistlicher, Pater Gumpertus, treten in Begleitung einiger Nebenpersonen herein.

Pater Gumpertus.

Gott, der Dein Herz gnädig lenken wolle, sei mit Dir, meine Tochter! Amen. — Man sagt, daß Ihr einen sträflichen Ungehorsam gegen die Schickungen des Herrn, unsers Gottes, an den Tag legt und daß Ihr in Eurem verstockten Herzen zu dem Freveltrotze gegen die Gottheit auch die Widerspänstigkeit gegen das Gesetz und die bürgerliche Ordnung hinzufüget! Euch hat der Herr in seinem unerforschlichen Rathschluß ein Kindlein genommen, aber anstatt Euch in Demuth und Zerknirschung zu schicken, wie eine fromme Magd Jesu Christi, läugnet Ihr ab die That der Allmacht, die der Herr thut sowohl indem er Leben verleiht als indem er den Tod giebt! Weder habt Ihr nachgesucht in Eurer eignen Anfechtung den geistlichen Beistand, noch habt Ihr Bedacht genommen auf das Seelenheil Eures Kindes, mit dem Ihr noch im Tode treibet einen heidnischen Götzendienst, ein Gräuel dem

Herrn! So habt Ihr weder Gott gegeben was Gottes iſt, noch der Kirche was der Kirche iſt, noch auch der Obrigkeit was der Obrigkeit iſt! Solches Aergerniß, ſo Ihr gebet, kann nicht geduldet werden im belgiſchen Land, welches das neuerſtandene Reich der göttlichen Gnade iſt und wo die Chriſtenheit eine neue Zeitrechnung des Heils jetzt beginnet. Darum gehet in Euch und wendet Euch hinweg von dem todten Kinde, das irdiſch verloren iſt, zu dem ewig lebendigen Chriſtuskindlein hin, deſſen troſtreiche Botſchaft ich gekommen bin Euch entgegen zu tragen in den Segnungen und dem Beiſtand der heiligen Kirche! Nehmet dieſe an ſowie ſie Euch annehmen werden in Gnaden, und laſſet uns nun mitſammen in Andacht und Frieden das letzte Geleit geben dem todten Leib, den es unſeres Amtes iſt der Erde wiederzuerſtatten!

Polizeibeamter.

Madame, verzeihen Sie die ſtrenge Nothwendigkeit unſerer Pflicht, die uns gebietet in dieſer delicaten Angelegenheit gegen Sie einzuſchreiten! Nach dem beſtimmteſten Zeugniß der Aerzte iſt kein Wiedererwachen mehr als möglich zu denken bei Eurem Knaben. Das Kind iſt ſeit mehr als ſechs Tagen verſchieden, und es haben, vergebt mir daß ich es ſage, ſich alle bekannten Zeichen des Todes an ihm eingeſtellt. Euer Benehmen

mit dem Kinde hat Anſtoß und Beſchwerden erregt, und, verzeiht daß ich mich unterfange, man klagt Euch eines gotteslästerlichen Scandals an, der bereits in der ganzen Stadt ruchbar geworden. Mit Eurer Erlaubniß werden wir demſelben jetzt ein Ende machen, und Ihr ſeht die nöthigen Anſtalten zum Begräbniß getroffen, dem Ihr Euch nur in Ergebung, wie wir hoffen, anzuſchließen habt. — (Zu einigen Polizeidienern:) Jetzt bringt den Sarg, und thut, unter Beobachtung aller Rückſicht, das Uebrige!

(Der Sarg, in welchem Gabriel angekleidet ruht, wird aus dem Kabinet herbeigebracht, und in die Mitte des Zimmers geſetzt. Coralv, die ſo lange in ſich ſelbſt verſunken, ſetzt ſich lautlos an dem Sarge nieder, und hält den Knaben umfaßt.)

Coralv (für ſich).

Nicht laſſ' ich ab, vielmehr will neu erſtehn
In meinem tiefſten Herzen die Gewißheit,
Die mich und Dich erhält, mein ſchlummernd Kind!
Und gegen dieſen ſtillen Quell der Hoffnung,
Der mich durchrieſelt mit des Lebens Waſſern,
Und deſſen Geiſterworten tief in mir
Ich gläubig mich vertraue, was vermag
Gewalt und alle Erdenmacht dagegen?

Polizeibeamter.

Verzeiht, wenn ich Euch zur Eile mahne, und

wofern Ihr noch länger widerſtrebt, mich genöthigt
ſehe, Ungehorſam durch unſanfte Gewalt zu brechen
(er ergreift ſie beim Arm, um ſie von dem Sarge zu entfernen).

Coraly (ihn zurückſtoßend.)

Geht! Geht! Und ſetzt nicht blöden Unverſtand
Entgegen heil'gem Leid, das Achtung fordert!
Kramt nicht die Thorheit der Geſetze aus,
Mir aufzuzwingen die armſelige
Gewohnheit, die Ihr Recht und Pflicht benennt!
Ich ſtehe da zum Kampf auf Tod und Leben,
Ich will bekriegen Eu're Pflichtgebote
Mit meinem ſtarken Muth der innern Stimme,
Die ich als Waffe Euch entgegen kehre,
Als Trutz und Schutz, als Hort und Gott! Laßt ab!
Ich weiß am beſten, was gethan muß werden
Mit meinem Knaben, denn ich bin die Mutter!

Polizeibeamter.

Es muß Euch bemerkt werden, daß, nach näherer Einſicht Eurer Verhältniſſe, die Polizei Urſache gefunden hat, auch ſogar die Zugehörigkeit dieſes Kindes Euch zu bezweifeln. Man glaubt es in mehrerem Betracht nicht wahrſcheinlich, daß Ihr die Mutter des Knaben ſein könnet, den Ihr zwar mit maßloſer Leidenſchaft betrauert und noch über den Tod hinaus Euch aneignen wollt, der aber in gar keiner Verwandt-

ſchaft zu Euch zu ſtehen ſcheint. Und das vermehrt die Zweifel und Anſtöße, zu denen man ſich gegen Euch veranlaßt ſieht.

Coralv.

Nicht Mutter? Nicht mein Kind? Ha, ſchnöde Kränkung!
Ein armes Weib muß in der tollen Welt
Ein Jegliches hinnehmen, wie es gerade
Auf ſein gebrochen Herz ihm fällt! Nun gut.
Wollt Ihr mir darthun, daß ich keine Rechte
Hätt' an dem Kinde? O mit Euern Rechten!
Wo Ihr nicht Brief und Siegel ſeht, verläſtert
Um kleines Erdenrecht Ihr gleich den Gott
Des Rechtes, welches höher iſt als Eu're!
Ihr könnt mir nicht die Mutterlieb' abſtreiten
Zu meinem Kind und macht doch ſtreitig mir
Die Mutterſchaft, die Nichts iſt wenn nicht Liebe!
So geht den Augenblick, und laßt mich frei
Von Eurer Anmuthungen Argliſt, laßt
Mich hier allein: hier, wo mein Knabe ruht,
Auf dieſer Diele, ſeines Sarges Breite,
Hier iſt mein Reich, hier iſt mein Recht, und hier
Hab' ich allein zu thun und zu gebieten!
Wer will mir rauben, was dem Tode ſelbſt
Zu rauben ich beſtreite? Ach, laßt ab!

Ihr aber, meine Diener, nehmt mein Kind
Und tragt davon auf Euern treuen Schultern
Die noch vollwicht'ge Laſt des ſüßen Lebens,
Ich führ' es mit mir fort, denn mein gehört es!

Polizeibeamter.

Zurück, Niemand als die Diener der Polizei wage
Hand an den Sarg zu legen!

(Der Wirth des Hotels tritt herein, mit ihm der engliſche Conſul.)

Wirth.

Hier tretet mitten in die Scen' Ihr ein,
Die ſeltſamſte der Welt, um dieſen Handel,
Zu deſſen Schlichtung man Euch rief, zu löſen.

Coraly.

Ich dank' Euch, Sir, daß meiner Bitt' Ihr nachkamt,
Um einer Landsmännin bei fremdem Volk
Den Schutz zu leiſten und das Recht zu wahren,
Das überall den freien Kindern Englands
Nicht darf veräußert werden.

Conſul.

Nein, Miſtreß!
Man ſoll auch Euern Willen nimmer kränken.
Denn unbezweifelt ſteht das Recht, den Knaben,
Der auch im Tod noch britt'ſcher Unterthan,
Mit fortzunehmen, um im Vaterland
Zu ſtiften ihm ein heimiſches Begräbniß.

Denn seiner Insel eignet jeder Britte.
In diesem Punkte dürft Ihr sicher sein,
Vertreten Euch zu sehn in Euerm Anspruch
Durch allen Einfluß, den mein Amt vermag.

Polizeibeamter.

Wir handeln auf den Befehl höherer Landesbehörden, mit denen Ihr Euch zu verständigen habt, wenn Ihr hier einzuschreiten gedenkt. Wir sind aber nicht gewillt, uns jetzt in der Vollziehung unserer Aufträge unterbrechen zu lassen.

Pater Gumpertus.

Die heilige Religion ist im Spiele, und es gilt, den bösen Feind, der von Neuem heidnisches Unkraut säen will auf die Felder der Gerechten, abzutreiben mit dem Schwert der geistlichen Tapferkeit, damit offenbar werde für und für das einzige Heil im Schooß unserer Kirche. Darum widersetzet Euch nicht mit weltlichem Arm und sträflichem Trutz diesem christlichen Begräbniß, durch das einer armen Seele zum wahren Heil verholfen werden soll und wodurch man zuvorkommen will einem öffentlichen Aergerniß, so diese Frau anzurichten trachtet in ihrer gottlosen Verblendung. Lasset uns friedfertig an das Werk des Friedens gehen, damit es nicht den Bösen, die gegen Gott sind, einen Triumph bereite!

Conſul.

Ich hoff', Ihr ſtellt jeglich Verfahren ein,
Bis weiterer Befehl kommt vom Miniſter,
Dem Anzeig' ich gethan von dieſem Fall.

Coraly (die mit einer lebhaften Gebärde Johannes bei der Hand ergriffen und ihn zu dem Sarge mit ſich gezogen hat).

Seht hin, hat nicht ſeit wenig Augenblicken
Sein Anſehn ſich verändert und bewegt?
Seht, ſeht, erbebt in leiſer Zuckung nicht
Der lebensrothe Mund, um ſich zu öffnen?
Arbeitet nicht in ihm mit ſtillen Schlägen
Der Geiſt ſchon ſichtbar gegen Haft und Feſſel
Des Leibes, um vom Traum ſich loszuringen?
Und überpurpurt nicht mit Lebensgluth
Ein neuer Strom vom Herzen aus die Züge,
Die ſchon mich wiederzuerkennen ſcheinen?
Zeigt die Erſchütterung der Seele nicht
Sich klar und mächtig in der ſchwellenden
Erhebung und Beſtrebung aller Glieder?
Gehn nicht wie Frühlingsboten ſchon am Rande
Der Augenlider helle Schimmer auf?
O Herr und Heiland, o barmherz'ger Himmel,
Ich ſehe wiederkehren mir das Kind,
Wahrhaftig, keine Täuſchung, das iſt Leben!

(am Sarge niederknieend.)

— Es drängt, es ringt, es ſtürzt ſich mir entgegen,
Es greift mit Geiſt'sgewalt zu mir herüber,
Es ſucht den Weg von ihm zu mir zu finden,
Es ſtrebt aus weiter Fern' in meine Nähe,
Und ach, hier bin ich, Kind, ich bin ja da!
Auf, mein Cäcil, auf, mache fort und fort
Dich frei! O ſchütt'le Deine Flügel kräftig,
Mein kleiner Engel, daß Du ſprengſt den Schlaf!
Wird nicht Dein Puls bald helle Antwort ſagen
Auf meinen ungeſtümen Ruf nach Leben?
Empfange meine Liebesinbrunſt all,
Um Dich mit Lebenshauchen zu erwärmen,
Empfange meiner Sehnſucht ganze Kraft,
Um in Dich einzuſtrömen als Bewegung,
Empfange meine Thrän' als Segensthau,
Um Dir die Rinde Deiner Bruſt zu ſchmelzen!
O liebes Kind, arbeite Dich hervor
Zum Licht, zu Ton und Blick, zu Wort und Kuß!

Pater Gumpertus.

Bei allen Heiligen, haltet ein mit Eurer verruchten Teufelsbeſchwörung, die das Strafgericht des Himmels auf Euch herabrufen wird! Mit Gewalt, Kraft meines mir von Gott gegebenen Amtes, ſtoß' ich Euch hinweg von der Leiche dieſes Kindleins, auf deſſen Haupt ich ſegnend die geiſtliche Hand breite! Durch mein Hand-

auflegen in der Kraft des Herrn will ich es behüten vor allen Anfechtungen des Satans, ſo lange bis es geborgen ſein wird in ſeiner kühlen Gruft, in die es eingehen ſoll unter dem Geleit der chriſtlichen Barmherzigkeit und des wahren Glaubens! Hebet Euch hinweg von ihm, denn Ihr wollt ihm nicht die Ruhe gönnen im Tode, ſondern wollt thun an ihm das Werk des Böſen, ſo Euch aber ſelber überliefern wird der Qual der Verdammniß und dem Tod, in dem es kein Leben giebt!

Johannes.

Fürwahr, Miſtreß, fürwahr, Ihr täuſcht Euch nicht!
Entweder macht mich Euer Beiſpiel gläubig
An Wunder, oder thöricht ward mein Geiſt!
Denn ſeht, ihr Herrn, es regt ſich in dem Kinde
Unzweifelhaft ein neulebendig Keimen,
Es treibt ihn eine unſichtbare Kraft,
Und ſich erheben möchte gern der Leib
Wie eine Blume, die dem frühen Welken
Noch einmal Himmelskräftigung entreißt!
Bei Gott, ein außerordentlicher Fall!

Coraly.

Still, ſtill, mein Freund! wir wollen ämſig lauſchen.
Ihr ſeid der Einzige, der mich verſteht.

Ach, ſchon beſinnt er ſich wie auf ſich ſelbſt,
Des Traumes Schuppen fallen ihm vom Auge!

Pater Gumpertus.

In der That, ich glaube, der Herr unſer Gott hat die Wunder des Handauflegens an mir, ſeinem armen gläubigen Knecht, von neuem bethätiget. Ja, das Kindlein lebet, unter meiner Hand, ſeitdem ſie ſegnend auf ſeinem Haupte ruhte, hat es angefangen ſich zu regen und das Leben zu gewinnen! Geprieſen ſei der Herr, Hallelujah! daß er ſich ſeinen Gläubigen wieder offenbaret hat durch dieſe große und wunderthätige Handlung, die er durch das Auflegen meiner Hände geſchehen und bewirken ließ! Ja, es iſt Zeit, daß wieder geſchehen Zeichen und Wunder durch die Hände, die der Herr geweihet hat, damit der Glaube wieder zunehme an ſeiner Kraft und die Kirche an ihrer Herrlichkeit! Laſſet mich hinaus, auf daß ich es unter das ganze Volk verkünde, welches Heil dem armen Pater Gumpertus widerfahren iſt!

Johannes.

Narr, ſchreit nicht ſo, als ſtäket Ihr am Spieße!
Maßt Eurer dürren Hand nicht an die Kraft
Und Wirkung der Natur, die hier im Kampfe
Liegt mit ſich ſelbſt, und zu entfalten ſtrebt
Das göttliche Geheimniß ihrer Kräfte!

Und haltet lieber Euch in Andacht still
Und zur Hülfleiſtung fertig, wie es ziemt
Dem frommen Amt. Denn ſeht, das Kind erwacht!

Coraly.

Cäcil, Cäcil, erkennſt Du nicht den Schlag
Von meinem Herzen, an dem ich empor
Dich halte, daß Du fühlſt, wem Du gehörſt
Und wer ein Anrecht hat an Dein Bewußtſein?

Cäcil (erwachend und ſie zurückſtoßend).

Ach, laßt mich Alle frei, Ihr ängſtigt mich! —
Du lieber Gott, welch ſchwerem Druck entwand ich
Mich eben, und aus welchem Lande komm' ich?
Wo bin ich? Was bedeutet dieſer Sarg?

(er ſteht verwundert auf, tritt aus dem Sarg heraus, und eilt dann auf Johannes zu, den er zuerſt erblickt.)

Wie? Seid Ihr hier? Sind wir in London noch?
Mein lieber Herr Johannes, das iſt brav,
Daß Ihr mich nicht verließt. Und iſt noch immer
Von meinem Vater keine Spur in London?
O ſagt mir's frei, hat man denn gar nichts, gar nichts
Von ihm gehört? Hat man auch recht geforſcht?
Hat man bedacht, daß ich nur dieſen Vater
Und Niemand ſonſt auf weiter Erde habe?

Johannes.

Mein armes Kind, Dich bindet noch der Wahn
Und läßt Dich täuschend Zeit und Ort verwechseln.
Wir sind nicht mehr in London, Wochen liegen
Dazwischen, seit geheimnißvoll Geschick,
Mein junger Freund, Dich unerklärt betroffen!
Von Deinem Vater hört' ich Nichts, doch glaub' ich,
Dort hast Du Deine Mutter, schau' nur hin
Zu ihrer liebenden Gestalt, die längst
Dich sucht und ihrer Treue Lohn erharrt.
Du dankst Dein Leben ihren Thränen, ihrem
Gebet, der heißen Kraft der Sympathie,
Die aus todgleicher Krankheit Dich emporriß!
Du glücklich Kind, daß nach Verlust des Vaters
Du solche Mutter fandest zum Ersatz!

Cäcil.

Ach! nun erst klärt sich Alles um mich her.
Nicht meine Mutter ist es, Herr Johannes!

(Sich besinnend, und in Coraly's Arme eilend.)

Nein, — mehr als Mutter, die ich nie gekannt, —
Und doch mein Mütterchen, die treu mich liebt,
Und schützend mich an ihre Brust genommen!
Ach, hab' ich wieder Dein geliebtes Antlitz,
Das mir so lang' entschwand, ich weiß nicht wie?

Ich lag in ſchweren Banden feſtgehalten,
Nacht über mir und in mir Nacht, vergebens
Rang ich mich hin zum Lichte Deiner Augen,
Von denen ich in weiter Ferne träumte,
Doch nicht gelang's, zu ihnen durchzudringen.
Es war ein Nebel zwiſchen mir und Dir.
So lag ich immerfort und ſah Dich wohl,
Doch nicht erreicht' ich Dich. Was war es nur?

Coraly (ihn an ſich drückend).

Mein lieber Knabe, frage nichts, und ruhe
Dich aus vom böſen Weh' an meiner Bruſt,
Die wieder nun im Einklang mit Dir ſchlägt,
Und durch Dein Sein ihr Sein ergänzet fühlt.
Dank tauſendmal, daß Gott ſich mein erbarmt!
Du aber mußt Dich ſchonen, theures Kind!
Lebt wohl, ihr Herrn, ſchenkt Einſamkeit und Stille,
Mir und dem Knaben, daß ſich ganz vollbringe
In Ruh' die Wunderheilung ſeiner Krankheit.
Ihr habt in guter Abſicht Euch gemüht,
Nehmt Alle Dank, der Himmel ſelbſt ſchloß Frieden!
Uns Sterblichen bleibt Demuth und Gebet.

Pater Gumpertus.

Nein, beim gerechten Gott, damit iſt dieſe höchſt befremdliche Sache nicht abgethan, und ich mahne Sie, Herr Polizeirath, im Namen Ihrer Pflicht, hier

einzuſchreiten, mit aller Strenge der Geſetze, um den ganz verwünſchten Handel mit allen ſeinen Umtrieben, die dabei im Werke ſcheinen, zu entlarven! Hat ſie nicht den Dienern der Obrigkeit und der Religion in's Angeſicht betheuert, daß ſie des Kindes leibliche Mutter ſei und wurde ſie nicht alſobald als arge Lügnerin befunden, da der Knabe ſelbſt bei ſeinem Erwachen es laut und vernehmlich hier ausgeſagt hat, daß er keineswegs und mit Nichten das leibliche Kind dieſer engländiſchen Frau iſt! Nun aber iſt jede Lüge des Teufels Neſtling, der Teufel hat ſie ausgebrütet und ſie brütet hinwiederum den Teufel aus, denn dieſe Brut iſt fruchtbar und hat einen zahlreichen Familienanhang! Ja glaubt mir, mit der einen Lüge dieſer Frau iſt auch noch die zweite, dritte und vierte Lüge verſchwiſtert und verſchwägert, und es dürfte in unſerer Zeit den Schwachen zur Mahnung wie den Gerechten zu Nutz und Frommen gereichen, wenn wir hier wieder einmal ein Werk der Finſterniß an das Strafgericht des Tages ziehn! Dies iſt Zigeunergeſindel und ſie hat das Kind geſtohlen, ſo wahr ich ſelig zu werden hoffe! Nachher hat ſie dieſen Handel angeſtiftet und den Knaben vom Scheintode erwecket, um als Hexe die Sinne des Volkes in unſerm Lande zu berücken. Es ſteht aber darum ſo ſchlecht jetzt mit dem ganzen

Reich der Chriſtenheit, weil man nicht mehr verbrennt die Sünder und die Hexen, auf deren Scheiterhaufen ſonſt der Herr wohlgefällig herabgeblicket hat!

Johannes.

Nicht doch, Herr Pater, mäßigt Euer Wort!
Bedenkt nur, daß Ihr kurz zuvor Euch ſelbſt
Und Eurer wunderkräft'gen Hand den Ruhm
Habt beigemeſſen von des Kind's Erwachen!
Kaum hielt ich Euch am Zipfel Eures Rocks,
Daß Ihr nicht ausposauntet auf die Straße
Mit Cherubszunge Eure Wunderthat!
Und nun Ihr Euch beſannt, da anders Euch
Im Kram es paßt, iſt plötzlich eine Hexe
Dies engelhafte reine Frauensbild.
O ſchämt Euch doch, Herr Pater, ſchämt Euch doch!
Warum iſt Euch die Naſe denn ſo kirſchbraun?

Pater Gumpertus.

Auch Ihr, junger Mann, ſcheint eine Perſon abgegeben zu haben bei dieſen finſtern Umtrieben, deren Höllennetze ſich jetzt entwirren werden. Aus Euch ſpricht der gottloſe und frivole Ton unſres Jahrhunderts. Wer ſeid Ihr denn und welches iſt Euer Verhältniß zu dieſen Beiden, denen Ihr ſo nahe anzugehören ſcheint?

Johannes.

Ich bin des Knaben Freund, von dieser Dame
Zum Lehrer und Begleiter ihm gesellt,
Was seltsam sich getroffen, da mir früher
Befreundet schon sein Vater, der verschollen.
Verlangt nicht mehr, Ehrwürden, denn nicht ziemt's
Euch zu erfahren Viel von Weltlichkeit.
Für Euch ist nur der Himmel, frommer Mann!

Polizeibeamter.

Wo seid Ihr her? Ist Eure Legitimation in Ordnung?

Johannes.

Vollständig, Herr! Ich bin ganz legitim.
Ich bin ein Deutscher. Und mit frohem Stolz
Nenn' ich Euch Preußen als mein Vaterland.

Pater Gumpertus.

Ha, so schreie Zeter um Gotteswillen, du mein ungeduldiges Herz! Er ist ein Preuße! Hab' ich's Euch nicht gesagt, daß in diesem abscheulichen und ketzerischen Handel ein ganzer Lindwurm von geheimen Anschlägen und Umtrieben sich versteckt? O ich danke Dir, Herr, daß Du mich erkoren hast, durch mich Deine Feinde zu Schanden werden zu lassen! Wolle gnädiglich verleihen in Deinem Rathschluß, daß dieser Preuße und Lutheraner in meine Hände gelie-

fert werde! Verbrannt muß er werden! Alle müſſen ſie verbrannt werden.

Der Conſul.

Nicht dazu giebt es Urſach. Doch zu nehmen
Dem Anſchein die Befremdung, ſagt uns offen,
Miſtreß, wiefern gehört der Knab' Euch zu,
Und welches Anrecht macht Ihr auf ihn geltend?
Von welcher Art iſt Herkunft und Verhältniß?

Coraly.

Wozu hier Rechenſchaft von Dingen geben,
Die keine Art von Schuld in ſich verſchließen?
Iſt's nicht vergönnt, an meiner Hand ein Kind
Mit mir zu führen durch die Welt, ſei's fremd,
Sei's nun meineigen, wen bekümmert's hier?
Ich nenne mich des Knaben Mutter, gut!
Was wollt Ihr meiner Liebe Form anzweifeln?
Die Form iſt Form, der Inhalt iſt die Liebe.
Darf Liebe nicht ſich in Geheimniß hüllen?
Braucht ſie Geleitsbrief von der Polizei?

Der Conſul.

Ihr nehmt zu hoch und ernſt die Sachen, Miſtreß!
Mein Zweck iſt nur, Euch zu erſparen andre
Unangenehme Händel hier im Land.
Wie heißt Du, Knabe? Sprich es dreiſt heraus.

Coraly.

Nun wißt, sein Vater nennt sich Doctor Nelk,
Arzt auf dem Cap, doch ließ verwaist zurück
Er seinen Knaben, da ihn selbst betraf
Ein Unfall, oder sonst ein dunkles Loos.

Der Consul.

Ist's möglich! Doctor Nelk? Derselbe, dessen
Verschwinden großes Aufsehn hat erregt,
Wovon in allen Zeitungen noch Lärm?
Besond'rer Auftrag führte ihn nach London
Als Abgesandten von dem Cap, weswegen
Es der Regierung angelegen, Kunde
Von seinem räthselhaften Loos zu haben.
Doch half bis jetzt nicht Aufruf in den Blättern
Noch irgend eine Forschung auf die Spur.
Ich kannt' ihn auch, aus flüchtiger Begegnung,
Er war ein hoher schöner Mann, und brav.
Gewiß scheint, daß ihn Mörderhand getroffen.

Coraly (übereilt).

Nicht doch! Gebt solcher thörichten Vermuthung
Nicht Raum! Ich glaube, daß der Mann noch lebt.

Der Consul (argwöhnisch).

So seid Ihr im Besitze näh'rer Kunde
Von ihm und seinem Schicksal? Ja, mich dünkt,
Ihr wär't vielleicht die einzige Person,

Die mit Erfolg man hätte angehn ſollen
Um Ausſag' über den verſchwund'nen Mann,
Denn nahe ſcheint Ihr den Verhältniſſen?

Coraly.

Mit Nichten, Sir! Eu'r kluger Einfall irrt.
Ich hab' ihn nie gekannt, und Zeuge deſſen
Iſt hier der Knabe, der mich nimmer ſah,
So lang' ihm gegenwärtig war der Vater.

Der Conſul.

Schon gut. Ihr ſollt uns Alles das erhärten.
Mich dauert's, das Geweb' Euch zu zerreiſſen,
In das von Lüge Ihr zu Lüg' Euch ſpinnt.
Verzeiht mir, gnäd'ge Frau! Doch nehm' ich's an
Mir als Beruf und Vollmacht meiner Pflicht,
Hier ſtreng' und unnachſichtig aufzutreten,
Um Licht zu bringen in ein arges Dunkel.
(Zu Johannes.) Auch Sie, mein Herr, ſind nah' vertraut dem Handel,
Und haben, nach freiwilligem Geſtändniß,
Das Ihnen ſchon entfiel, genau gekannt
Den Doctor Nelk, und zwar unmittelbar
Bevor auf London's Straßen er entſchwunden.
Vielleicht, daß Sie am ſchärfſten hier betheiligt!

Johannes.

Wohl kannt' ich jenen Mann, und hab' ich Grund

Nicht zu verhehlen, nein, es mitzutheilen,
Wenn irgend mir ein Umſtand iſt bewußt
In dieſer Sache, die ich gern erklärte!
Was mir bekannt von ſeinen letzten Tagen,
Ich will's genau erzählen, denn mir liegt
Unendlich d'ran, daß dieſem armen Opfer
Des labyrinth'ſchen Londons man gewönne
Nur irgend eine ſchwache Lebensſpur!

Coraly.

Mir ſei vergönnt, die Reiſe fortzuſetzen.
Ich habe Eil und mich verlangt's von hier.
Gehabt Euch wohl, ich kann nicht länger zögern.
Nun komm, Cäcil! Der Wagen ſteht bereit.

Der Conſul (ihr in den Weg tretend).

Nicht ſo, Miſtreß! Ich zwing' Euch zu verweilen!
(Nachdem er einige Worte mit dem Polizeibeamten geſprochen.)
Ihr ſeid auf kurze Zeit hier Arreſtantin,
Bis ein Verhör geſchehn iſt mit Euch Allen,
Wozu die höchſt befremdliche Verwicklung,
Die hier ſich zeigt, mir auferlegt die Pflicht.

Pater Gumpertus.

So wird endlich, durch die höhere Fügung der allzeit wachenden Gerechtigkeit, an das Licht der Sonnen kommen, was geboren worden in Trug und Nacht! O gewiß ſind ketzeriſche und lutheriſche Um-

triebe dabei im Spiele, oder es wird ſich ein gottloſes Schauderſtück in der Manier der franzöſiſch romantiſchen Schule, gegen die ich erſt geſtern von der Kanzel gepredigt habe, als lebendige Warnung entfalten! Oder iſt es der ganz heilloſe moderne Pantheismus, der mir aus dem Athem dieſes jungen Menſchen entgegendampfet wie ein Höllenqualm?

Coraly.

Mit welchem Recht bin ich Gefang'ne hier?
Iſt's ſo, daß Ihr beſchützt im fremden Land
Die Angehör'gen England's? Aber wißt,
Nicht eine Sylbe ſollt auf Eure Fragen
Von meiner Lipp' Ihr hören, nur als Freie
Werd' ich Euch Rede ſtehn, wann's mir beliebt!

Der Conſul.

Nicht frommt Euch, ſchöne Frau, der kleine Trotz!
Ich tret' Euch ja nur einen Augenblick
In Euren Weg, damit wir Auskunft ſuchen,
Worüber klar zu werden ſelber Ihr
So nahen Anlaß, dünkt mich, ſolltet haben!
Beliebt denn, in dies Nebenzimmer hier,
Bis man Euch ruft, ſo lange einzutreten!
Du, kleiner Mann, verbleibſt einſtweilen hier.

Coraly.

Nein, nimmer duld' ich's, daß man trennt den Knaben

Von mir, auch nur auf kurzen Augenblick!
Kaum daß ich wiederfand mein einzig Kleinod,
Soll ich auf's Spiel es ſetzen? denn mir lauert
In jeder Trennung die Gefahr, und laſſ' ich
Ihn aus den Augen, denk' ich, ich verlor ihn!

Der Conſul.

Getroſt, ich bürg' Euch, daß ihm nichts geſchieht!

(Er führt ſie, halb mit Widerſtreben, in das Nebengemach).

Zweite Scene.

Der Consul. Der Polizeibeamte. Pater Gumpertus. Johannes. Cäcil.

Man hat sich zu einer Art feierlicher Sitzung gruppirt, um ein Protokoll aufzunehmen.

Der Consul.

Nun, Herr Johannes, tretet vor zur Rede,
Beginnt uns die versprochene Erzählung
Der Wahrheit nach, und übergehet Nichts,
Wenn's auch unscheinbar dünkt, betrifft's den Mann.

Pater Gumpertus.

Gestehe, Urias, gestehe alle Deine schwarzen Pläne und Hinterlisten, denn die unentrinnbare Gerechtigkeit ist gekommen über Dich zu Gericht zu sitzen!

Johannes (laut lachend).

Verzeiht, Herr Pater, daß ich lachen muß
Und gerad' Euch in's ehrwürdige Gesicht. —
So, jetzt erst hab' ich nöthige Verfassung,
Ihr Herrn, um ernst Euch Ernstes zu berichten. —
Als ich in London war, um auszuruhn
Auf diesem Zwischenpunct Europa's und

Amerika's, von wo ich eben kehrte,
Trieb zwecklos ich mich um und kreuzte windschief
In allen Richtungen des Glücks, wie immer,
Denn nirgend in der feierlichen Wüste
Der großen Stadt bot sich ein günstig Plätzchen,
Mich festzusetzen nur für ein'ge Zeit.
Da fand in meinem Mißmuth heitern Umgang
Ich plötzlich durch Erscheinung eines Mannes,
Der meinem Zimmer im Hotel anwohnte.
Er war gekommen aus der Capstadt, wo
Er heimisch übte den Beruf des Arztes,
Und wußte viel des Unterhaltenden
Von dieser Colonie Zustand zu reden.
Es war ein liebenswürdiger Charakter,
Derb, offen, immer lustig, voll von Scherzen,
Und kräftigen Humors, der nie erlahmte.
Sein Knabe von neun Jahren — eben dieser
Cäcil hier ist's — war mit ihm auf der Reise,
Und zärtlich sorgt' er für das einz'ge Kind.
Der Doctor Neik, so hieß mein neuer Freund,
Befand sich um besondern Zweck in London,
Wo er beauftragt, die Verhältnisse
Der Freilassung der Sclaven auf dem Cap
Mit der Regierung Englands zu verhandeln.
Doch schien's, daß nebenher nur diesen Auftrag

Er angenommen, um der Urſach willen,
In London läng'ren Aufenthalt zu nehmen,
Wohin ihn eig'ne Herzensſache zog.
Dies merkt' ich oft inmitten des Geſprächs
Ihm an, wo plötzliche Gedankenpauſen
Den Scherz abwechſelten mit ernſtem Sinnen,
Und gern hätt' ich's gewußt, was ihn bewegte
So unruhvoll, und oft am ſpäten Abend
Noch durch entfernte Straßen Londons trieb
Allein und einſam. Endlich mehr und mehr
Vertraut dem Mann geworden, hört' ich auch
Aus ſeinem Munde ſeines Leids Geſchichte.
Er war ein Deutſcher von Geburt und langte
Vor ungefähr elf Jahren an in London
Mit einer engliſchen Familie, die
Ihn mit ſich nahm aus Dankbarkeit von Deutſchland,
Wo er die Söhne unterrichtet hatte.
Jung, liebenswürdig, lebhaft und voll Witz
Gefiel er bald der Tochter, die aus freier
Und tiefgeheimer Neigung ihn zu lieben
Begann. Sie war erſt funfzehn Jahre alt.
Er malte mir von ihr ein ſeltſam ſchönes
Und doch abſtoßend Bild höchſt reizend aus.
Olivia war ein eigenthümlich Kind.
An Mädchenanmuth glich ihr keine And're,

Noch wen'ger am geheimnißvollen Reiz
Des innern Lebens, das gewaltig knosp'te.
Doch drang mit allem Schönen auch zugleich
Mißklang und Widerſpruch im ſchrillen Ton
Hervor aus dunk'ler Fülle ihres Weſens.
Sie war naiv und keck und geradezu,
Bizarrer Wildfang, wie es oft in England
Die Mädchen ſind, bis ſie die Ehe zähmt
Zu ſchönen marmorkalten Tugendbildern.
Doch in Olivia war ſelbſtänd'ger Drang
Und eigenmächt'ges Sein ſo früh entlodert,
Daß oft ihr ſchönſtes Thun vom Eigenſinn
Etwas zu haben ſchien, und wiederum
Der Eigenſinn ihr ſchönſtes Thun erſchien.
So dünkt' auch ihre Liebe meinem Freunde,
Die ſie ihm eingeſtand halb als Befehl,
Halb zürnend und halb ſchmollend und halb zärtlich.
Sie war es ſelbſt, die ihre Hand ihm antrug
Auf ſinnreich dreiſte Art, und doch verſchämt,
Mit einer Göttin Stolz, und doch voll Demuth,
Voll Unterwürfigkeit, um ſich zu eigen
Dem Mann zu geben, den ſie als den beſten
Erſah dem jungen frühgereiften Herzen.
Ihm aber lähmt' ein Dämon Herz und Bruſt.
Statt dieſen Schatz der reichen Mädchenſeele

Sich zu erheben, kühlt er ſelbſt zu Stein
Des edlen Goldes Gluth durch ſchnödes Wort
Er wirft den gift'gen Mehlthau ſeiner Kälte
Auf dieſe junge Saat, die ihm emporſproß
Mit Liebesgrün und hoffnungsvollen Halmen,
Um ihm allein ein zartes Glück zu widmen.
So ſchlägt der ſchöne Freimuth ihrer Liebe,
Den ihr ein Gott belohnen ſollte, fehl
Dem armen Mädchen, und verhärtete
Vielleicht auf immer dieſen prächt'gen Stoff.
Nelk aber, der in Männerſinn's Verſtockung
Die reiche Erbin ausgeſchlagen, wandte
Den Rücken nun dem ganzen Haus, und ſchloß
Mit einer unbedeutenden Perſon,
Die er erträglich liebte, eine Ehe,
Begab ſich dann mit ihr, durch eig'nen Anlaß,
Hin nach dem Cap, um dort ſich anzuſiedeln.
Hier ſtarb im erſten Jahre ſchon die Frau
Im Wochenbett und ließ ihm einen Knaben
Zurück, hier unſern kleinen Freund Cäcil.
Doch ihn traf fernerhin noch and're Rache,
Denn ungerächt bleibt nie verſchmähte Liebe.
Ihm ward zur Qual Olivia's Gedächtniß,
Und unabläſſig ſtellt ſich nun ihr Bild
Bei Tag und Nacht ihm mahnend vor die Seele

Es überredet ihn, daß er ſie liebt
Und ſie geliebt vom Anfang tiefverſchloſſen,
Und läßt ihm keine Ruhe in ihm ſelbſt.
Er iſt entglüht für die Geſtalt, die ferne,
Die ſpöttiſch lächelnd über ſeine Thorheit
Und doch voll Trauer ſtets ſein Haupt umſchwebt,
Und ſagt ihr tauſend Worte tiefer Reue.
So zahlt er in peinvoller Schwärmerei
Die Strafe ſeiner Herzenshärtigkeit.
Und faſt ein Krampf, Wahnwitz der Phantaſie
Erſcheint ſein Drang jetzt nach Olivien,
Bei der er ſelbſt verwüſtet hat den Keim
Der unſchätzbaren Neigung. Doch entwindet
Er dieſem Kampf ſich endlich durch den Stolz
Des Mannes, der ſein Herz zum Frieden zwingt.
Nur heilen kann er nicht die Wunde, weil
Es das Gewiſſen iſt, deß ſtarker Dämon
Von Zeit zu Zeit dies Liebesfeuer ſchürt,
Und unverhofft quält ihn die Sehnſucht wieder.
So ſieht er nach neun Jahren, die ſo freudlos
Verfloſſen ſind, von Neuem ſich in London,
Und kreuzt am Eaton-Square, wo ſie gewohnt,
Raſtlos umher, Olivia's Spur zu finden.
Sie iſt noch unvermählt, ward ihm die Kunde,
Und ihrer Schönheit volle Blüthe rühmt man.

Doch ſeiner heißen Mühen harrt kein Lohn.
Sie weigert jegliche Zuſammenkunft
Und gönnt ihm nicht den Schatten ihrer ſelbſt,
Denn nirgend läßt ſie ſich von ihm erblicken.
Sie lebt, von wenig Dienern nur umgeben,
In grillenhafter Einſamkeit allein
Im großen Hauſe, das der Eltern Tod
Als Erbtheil der Verwaiſten hat gelaſſen.
Mich machte Doctor Nelk nun zum Vertrauten
Von ſeiner zielverfehlenden Bewerbung,
Und ich beſchloß, auch meines Witzes Kraft
Noch aufzubieten in der Aventure.
Ich machte mich zum Unterhändler Beider
Mit friſchem Muth, doch ſchlechteſtem Erfolg.
Vergebens ſtreift' ich um Olivia's Haus
Zu jeder Zeit, um ein Geſpräch durch Liſt
An ſie zu bringen, denn auf meine Meldung
Ihr aufzuwarten wies man ſtets mich ab
Mit Dienergrobheit. Doch umſonſt war Alles.
Oft ſchien wie ausgeſtorben ihre Wohnung,
Ein ödes Haus, in dem ein Kobold wohl
Mocht' hauſen, aber kein verliebtes Mädchen,
Und faſt bezweifelt' ich ihr Daſein gar,
Da ich ſie niemals ſah. Da faßt' ich endlich
All meinen Scharfſinn und Erfindungsgeiſt,

All meine Kenntniß eines Weiberherzens,
Zu einem Brief zuſammen, den ich ſchrieb
Der ſtolzen Schönen in des Freundes Sache.
Ich bot die Zauberkunſt der Sprache auf
Zu allen magiſchen Beſchwörungsformeln,
Ich that der Liebeszähren ſüße Tropfen
Mit der Verzweiflung wilder Gluth zuſammen,
Und miſchte Thau der Rührung, Gift der Reue
Und Balſam ſtiller Frömmigkeit hinein.
Darüber deckt' ich Roſen der Bethörung
In üpp'ger Blätterfülle, und verbarg
Sinnreich darin die Schlange der Verſuchung.
Genug, ich übertraf mich ſelbſt, ſo meint' ich,
In dieſem Meiſterſtück der Ueberredung.
Auch hatt' ich Tag's darauf die Antwort ſchon.
Was Nelk betraf, ihn wies ſie gänzlich ab
Mit edlem Stolz und hart gerechtem Wort,
Und fand in ſeiner Reue nur Beleid'gung.
Mir aber dankt ſie faſt mit Zärtlichkeit
Den ſchönen Brief, geht ein auf Sinn und Worte,
Und hängt ſich feſt an einigen Gedanken
Mit holdem Widerſpruch, der doch im Grunde
Nur war verbindlich. Mancher Andeutung
Entnahm ich gar, daß wohl ich hoffen dürfte,
Mit ein'ger Gunſt der Dame mich zu nähern.

Doch war ich gegen Lebensglück durch Frauen
Schon allzu kühl, mißtrauiſch und verſtimmt.
Auch that mein armer Freund zu ſehr mir leid,
Und ſo verfolgt' ich nicht dies Abenteuer,
Das leicht ergötzlich ſich entſpinnen konnte.
Nun traf ich Anſtalt, London zu verlaſſen,
Und nahm mir auf dem Dampfſchiff einen Platz,
Das nach Antwerpen ging. Die letzten Tage
Hatt' ich nur wenig Doctor Nelk geſehn,
Der einſam und verzweiflungsvoll umherlief
Und dunkel in ſich ſelbſt zu brüten ſchien.
Einſt traf ich wildbewegt ihn auf der Straße,
Wo er mir zurief, ihm ſei ganz zertrümmert
Ihm jede Hoffnung, und erſt jetzt für immer!
Und nun erfuhr ich, daß er mit Gewalt
Sich Eingang zu Olivien verſchafft
Und daß es ihm gelungen, ſie zu ſprechen
Durch Ueberrump'lung, die nicht allzu fein war.
Es war der Mann nicht eben ſehr geſchickt,
Und ſeine Leidenſchaft macht' ihn noch plumper.
Gewiß, daß er der Dame gegenüber
In ſeinem Eifer gröblich ſich verging,
Und ſtatt ſie zu verſöhnen, ſie empörte.
Ich ſah ihn ob des Fehlgriffs in Verzweiflung,
Wie ſie wohl ſelten einen Mann gequält.

Den Tag darauf verſchwand er aber ſchon.
Man ſucht' ihn überall, zwei Tag' und Nächte
Macht' ich vergebens Jagd auf ſeine Spur,
Indeß ſein jammernd Kind in andrer Richtung
Die Stadt durchlief mit zweckgemäßen Spähern,
Und ſich vortrefflich wies im kühnen Eifer.
Doch eher ſpäht man auf im Meer den Tropfen,
Den man hineingeweint, als einen Menſchen,
Den Londons Straßenlabyrinth verſchluckte.
Ich ließ mich melden auch bei Miß Olivia,
Doch wurd' ich nicht empfangen; zu verreiſen
Sei im Begriff ſie, ward kurz ausgeſagt.
Mich aber drängte nun der Abfahrt Stunde
Und da ich meinen Platz belegt ſchon, zwang mich
Des Dampfboots Friſt, dem Hafen zuzueilen.
Am meiſten ſchmerzte mich, daß ganz unfähig
Ich mich befand, zu ſorgen für Cäcil,
Der noch umirrte in der Stadt, und den
Ich überlaſſen mußte ſeinem Schickſal.
Jetzt wißt Ihr weſentlich, was ſelbſt ich weiß,
Vom Aufenthalt des Doctor Nelk in London,
Und wenn ich, ſtatt juriſtiſchen Berichts,
Euch mehr in Farben einer Dichtung ſchien
Zu ſpielen, würd'ge und ehrwürd'ge Herrn,
So meßt dem wunderlichen Schickſal bei

Dies Mährchen, das aus London's Wirklichkeit
Sich räthſelhaft gebar, und mir glaubt Wahrheit!

Der Conſul.

Die Ausſag' iſt in manchem Stück bedenklich,
Die Ihr uns thatet, und birgt Widerſprüche,
Die auf geheimnißvolle Spuren leiten.
Wie kam's, daß London Ihr ſo ſchnell verließet,
Nachdem Euch kaum verſchwunden war der Freund,
Um den nur Ihr allein das Näh're kanntet,
Von dem nur Ihr allein Auskunft zu geben
Vermochtet, um zu führen auf Entdeckung?
Wie kam's, daß Ihr ſogar ſein Kind verließt
So ohne Troſt, und letztes Abſchiedswort?

Johannes (etwas betroffen).

Fürwahr, zum Vorwurf könnt' mir das gereichen.
Doch denket, daß ich war ein armer Teufel,
Dem einige Guineen ſind kein Spiel.
Verluſtig ging ich des erlegten Geldes,
Verſäumt' ich des bedung'nen Schiffes Abfahrt,
Und meine Barſchaft war verzweifelt klein
Für einen ziel- und ausſichtsloſen Menſchen.
Auch kam dazu mein angebor'ner Leichtſinn,
Um zu entziehen mich nutzloſer Qual
Vergeb'nen Suchens und dem bangen Unheil,
Dem Troſt zu ſchaffen ich zu hilflos war.

Der Conſul.

Ich glaub', Ihr wiſſet mehr um Nelk's Verſchwinden.
Als zu vertrauen Eure Abſicht ſcheint! —
Noch Eines ſagt: ſahe Ihr Olivien nie
Und fand in Wahrheit zwiſchen Euch und ihr
Nie ein Verhältniß und Verſtändniß ſtatt?

Johannes.

Nichts ſah ich von der Miß, als ihre Schrift,
Niemals ſie ſelbſt. Ich kann's bei Gott betheuern
Und meiner Ehre! Herr, Euch ſcheint im Kopf
Ein ſeltſam Kraut von Argwohn anzuſchießen!

Der Conſul.

Schon gut. Und tretet nur einſtweilen ab
In dieſes Zimmer. Später ruft man Euch.

Pater Gumpertus.

Verſtockter Böſewicht, warum wollt Ihr nicht eingeſtehen das Werk der Finſterniß und des Satans, da doch das durch Euch vergoſſene Blut vor dem Thron Gottes um Rache ſchreiet? Gehet in Euch, gehet in Euch bei Zeiten, und ſchlaget von Innen her den Weg der Reue ein, damit Euch wenigſtens das ewige Heil dort nicht verloren gehe, denn Euern irdiſchen Richtern ſeid Ihr überantwortet! Es iſt kein Zweifel mehr, daß Ihr zum Jungen Deutſchland gehöret, und obwohl wir

noch gar Nichts wiſſen, ſo hat Euch doch ſchon Alles verrathen!

Johannes (lachend).

Das bloß iſt meine Schuld, daß Ihr Nichts wißt!
Nun, ich empfehl' mich ganz gehorſamſt hohem
Inquiſitionsgericht en miniature,
Und ſchlüpf' einſtweilen hier in dieſe Kammer,
Um nachzudenken allen meinen Sünden.
Macht's aber kurz, ihr Herrn, denn Kurzweil iſt's!

(entfernt ſich in das zweite Nebenzimmer.)

Der Conſul (zu Cäcil, der ſo lange verlegen und ſchüchtern in der Ecke geſtanden).

Nun komm heran, mein lieber Knabe, ſprich!
Was weißt Du von des Vaters Mißgeſchick
Uns zu erzählen? Stimmſt Du Allem bei,
Wie Du's ſo eben vorgetragen hörteſt?
Und welcher Art ſteht Dir die Dame nah,
Die Dich umgiebt mit ſolcher Liebesſorgfalt,
Und Dir ganz angehöret, wie Du ihr?
Sprich dreiſt heraus, was irgend Dir bewußt!

Cäcil.

Was ſoll ich ſagen? Mir iſt Alles dunkel,
Als hätt' ich bloß geträumt, ſo ſeltſam ſpielte
Vor meinen Augen Bild auf Bild ſeit Kurzem,
Und faſt bezweifeln möcht' ich mein Bewußtſein!

Als mir der Vater gar nicht wieder kam
In London, sah ich plötzlich mich allein,
Und Todesangst durchschauerte mein Herz
Bei dem Gedanken, daß ich ganz allein!
Da faßt' ich wieder Muth und schaute aus,
Was wohl in weiter Welt mit mir zu machen?
Es fiel mir eine Tante ein in Holland,
Von welcher mir der Vater oft erzählt,
Und die es stets gewünscht, mich dort zu haben.
Ich dachte, sei ein Mann, wenn noch so klein
Du bist, und unternimm allein die Reise!
So nahm die Hinterlassenschaft des Vaters
Ich zu mir und bestieg ohn' andern Schutz
Als fromm Gebet das Schiff nach Rotterdam,
Wo man sich wunderte, daß ganz allein
Ein Passagier von meinen Jahren schon
Das Meer durchkreuzte. Aber furchtlos war ich.
Auch fand am Bord ich viele hübsche Leute,
Die häufig mit mir sprachen, und auch gern
Sich um mich kümmerten; darunter war
Denn eine junge Dame, die vor allen
Mir viele Huld in Wort und That bewies.
Ich macht' auch gern mit ihr Bekanntschaft, sagte
Ihr all mein Mißgeschick, das schon mich traf,
Und ernst, mit großen Thränen in den Augen,

Hört ſie mich an, und küßte mir die Stirn,
Und fragt dann: ob ich ihr gehören wolle?
Ach, ſie war lieb und ſchön, wie Engel ſind,
Und wenn ſie mich anſchaute, konnt' ich tief
Durch ihre großen Augen bis hinunter
Ihr in die Seele blicken, in der Alles
Von Güte ſtrahlt', als wenn's der Himmel war!
Trat Morgens ſie aus ihrer Schlafkajüte,
So harrt' ich ihrer ſchon auf dem Verdeck,
Damit wir beide gleich beiſammen wären!
Sie war ſo fröhlich meiſt, daß meinen Kummer
Ich oft vergaß und ſcherzend ſie umſpielte.
Wir jagten uns ſogar auf dem Verdeck.
Nach dreien Tagen aber hielt das Schiff
Und wir befanden uns in Rotterdam.
Da war nun gar nichts mehr von einer Tante
Zu ſehn und zu entdecken, denn ſeit Kurzem
War dieſe Frau verſtorben, ſah ihr Grab.
Nun hält Dich Nichts, ſprach meine neue Freundin,
Die überall mit mir gegangen war,
Nun hält Dich Nichts, daß Du nicht mein gehörſt!
Gefällt es Dir, daß wir verbunden ſind,
So ſei mein Kind, ich will die Mutter ſein,
Und beide haben wir uns dann geholfen,
Denn ich ſteh' auch in weiter Welt allein! —

Nun folgt' ich ihr, und froh erſchrak mein Herz,
Als ich in ihrem Arm mir ward bewußt,
Daß meine große Einſamkeit vorbei
Auf immerdar, und daß ich glücklich ſei;
Wenn mich auch nie Gram um den Vater ließ!
Nun reiſten wir nach Brüſſel her, wo bald
Ich einer Krankheit unterlag, die tödtlich
Mir das Bewußtſein dunkelte, daß lange
Ich nichts von Erd' und Himmel wußte, noch
Von meiner lieben treuen Pflegemutter.
Jetzt laßt mich wieder zu ihr, denn zu Ende
Iſt, was ich zu erzählen weiß, ihr Herrn!

Der Conſul.

Dank, liebes Kind, für Deine off'ne Meldung.
Jetzt tritt einſtweilen ab in dies Gemach
Zu Herrn Johannes, bald wird auch nicht länger
Der Mutter Nähe Dir entzogen ſein.

(er führt den Knaben in das Nebengemach.)

Coraly (haſtig heraustretend).

Nein, länger lieb' ich dies Verſteckſpiel nicht,
Das ohne Sinn mir Laun' und Zeit verdirbt!
Ich ſag' Euch unumwunden, ich will reiſen,
Und kenne keinen Grund, mich aufzuhalten
Noch einen Augenblick! Wenn Urſach Ihr
An mir zu finden glaubt, ſo ſteckt mich ein

Rechtskräftig in ein ordentlich Gefängniß
Und laßt Gewalt an mir geſchehn, nun gut,
Dann wird ſich offen rächen die Beſchimpfung,
Die einer Brittin Ihr wagt anzuthun!
Nicht aber langweilt mich zu Tod! — Um Gott!
Wo habt Ihr denn mein Kind? Wo iſt Cäcil?

Der Conſul.

Befleißigt der Geduld Euch, gnäd'ge Frau!
Das Kind iſt da. Und Euch will länger nicht
Ich hier behelligen, denn anderswo
Mögt Red' Ihr ſtehn in dieſem trüben Handel!

Coraly (betroffen).

Ich weiß nicht, Herr, was Ihr da ſeltſam ſprecht!

Der Conſul.

So ſagt, wenn's Euch gefällig iſt, nur Eines!
Habt Ihr in Wahrheit nie gekannt den Vater
Des Knaben, deſſen Mutter Euch zu nennen
So ſehr Ihr eifertet? Und ſagt mir auch,
Wo Ihr zum erſten Mal das Kind geſehn?
Beliebt's, ſo fügt hinzu, ob noch beſondre
Beziehung Euch den Mutternamen eingab,
Den Ihr ſo kühn als zärtlich habt vertheidigt?
Dann gebt getreulich an, ob nicht in London
Ihr ſchon Johannes kanntet, den Ihr jetzt
Als Lehrer Eures Knaben mit Euch führt?

Coraly.

Ihr seid sehr gründlich, Alles dies zu wissen!
Ja was ich früher schon verneinte, wollt
Aus Gründlichkeit nochmals verneint Ihr haben.
Ist denn auch taub Gerechtigkeit? ich meinte,
Daß nur als blind sie würde abgebildet.
Ihr aber, wenn ich sagte: Nein! ich kannte
Des Knaben Vater nicht! fragt nochmals: Wie?
Und soll ich Euch erschließen, wie mein Herz
An diesem Kinde hängt, und was mich trieb,
Den Namen seiner Mutter zu behaupten
Selbst, ich gesteh's, mit zu gewagtem Trotz
Und Anmaßung des Rechts? Ach, guter Herr,
Ich fürcht', Ihr würdet's gar nicht brauchen können,
Wollt' ich entwirren Euch Geheimnisse,
Die dem Verstand zu unsichtbar, nichts sind
Als krause Wellen weiblichen Gemüths,
Doch Wellen aus sehr tiefer heißer Quelle!
Seht, auf der Meeresfahrt nach Rotterdam,
Wohin die bloße Pilgerlust mich trieb,
Sah ich ein Kind merkwürdig eigner Art,
Das einsam stand an des Verdecks Geländer,
Und traurig bald ins Spiel der Fluthen schaute,
Bald fest und sicher wie ein kleiner Held
Des Schiffes Diele aufundabspazierte.

Ich ſah dem Knaben lange zu, und hörend,
Daß ganz ſich ſelbſt er überlaſſen ſei,
Entſprangen Thränen meinem Aug', und dann
Mußt' ich vor Sehnſucht lächeln, denn mich trieb's,
Das Kind zu lieben, das ſo jung und freundlos!
Ich hatte meine Luſt an ſeiner Kühnheit,
Mit der er, ob auch ſchwer vom Gram getroffen,
Doch friſchen Muths hinaus ins Leben ſtrebte,
Und ſo ſelbſtändig ſeinem Schickſal trotzte.
Umſichtig ſorgt' er gänzlich für ſich ſelbſt
Auf dieſer Fahrt, und wenn der Meerſturm ſchnob,
Hüllte der kleine Mann ſich majeſtätiſch
Und würdevoll in Carbonaro ein,
Als übt' er ſich, recht trotzig Stand zu halten
Des Mißgeſchickes Stürmen, daß ich lächeln
Und jauchzend an mein Herz ihn drücken mußte!
Bald ſchloß ſich ſein Gemüth auch ganz mir auf
Und herrlich trat hervor, was in ihm lebte
An eigenthümlich edlem Sinn und Geiſt
Und frühgereifter Klugheit. Ach, wie ſchön
Vergingen uns die Tage auf dem Meer,
Das luſt'ge Wellen ſchlug im Sonnenblitz,
Und himmelhoch zur Ferne mit uns taumelnd
Im tönenden Gewühl des Schöpfungsdranges
Von Melodieen eines neuen Daſeins

Und neuer Lebensluſt mir ſchien zu klingen,
Denn ich auch war verarmet und vereinſamt
An Allem, was dem Daſein Werth verleiht
Und höh'ren Reiz. Der Knabe ward mein Glück.
Ein jedes and're Glück hatt' ich verſchworen,
So aus der Liebe eines Mannes kommt,
Und alle Kraft und Fähigkeit zu lieben,
Die in mir glimmte noch, beſchloß ich nun
Zu werfen an den Buſen eines Kindes.
In dieſem reinen Lebensſpiegel wollt' ich
Noch einmal lächeln ſehn mein eigen Selbſt,
Mich mit der zart'ſten Liebesunſchuld ſchmückend,
Denn ohne Lieb' iſt ſchmucklos jede Frau,
Und liebt ſie gar nichts mehr, muß ſie verblüh'n!
So liebt' ich dieſes Kind, und mein Kind nannt' ich's,
Denn Mutter hatt' ich mich wohl längſt gewünſcht,
Um nicht ſo froſtig losgelöſt zu ſtehn
Vom warmen Lebensquellpunct der Natur!
Und wenn Ihr's gern mit einem Vorwurf nennt,
So nennt's des Weibes Eitelkeit in mir,
Die Antrieb war, mich wirklich auszugeben
Als leibliche Erzeugerin des Knaben.
Ach, jedem Stolz ſonſt hatt' ich abgeſagt,
Nur dem nicht, einſt ein ſchönes Kind zu haben,
Die höchſte Frauenherrlichkeit, und ſolcher

Gedanke ließ nicht ab mich zu verfolgen.
Nun war's wohl Thorheit, daß ich log dies Glück,
Doch Thörin meines Herzens war ich immer!
Allein wo bin ich hingerathen, beichtend,
Was nur für mich gehört, und nicht Bedeutung
Für Eurer Fragen fremden Zweck kann haben!
Ich bitt' Euch, laßt's genug sein mit der Qual,
Die Ihr mir auferlegt durch nutzlos Forschen.
Denn was Ihr sonst begehrt, ich weiß es nicht,
Und ob in London schon ich Herrn Johannes
Gekannt, den hier in Brüssel erst ich sah
Und zu Cäcil's Begleiter wählt' und Lehrer,
Das, hoff' ich, bleibt Euch gleich in allen Fällen?

Der Consul.

Die Sache zwischen Euch und mir ist kurz.
So hört, was zu beschließen meine Pflicht
Gebeut in dieser höchst verworr'nen Sache.
Ich send' Euch allesammt zurück nach England
Auf einem Schiff mit sicherem Geleit,
Euch, gnäd'ge Frau, den Knaben und Johannes,
Bericht abstattend dem Gouvernement,
In Was ich Euch sowohl wie jenen Deutschen
Betheiligt glaub' an einem schweren Unheil,
Das sonder Zweifel ward verübt an Nelk,
Denn mich bewegen noch besondre Zeichen

Zu ſtarker Muthmaßung, daß ſein Verſchwinden,
Das allzu ruchbar ward, ſich ließ' erhellen,
Wenn man an Ort und Stelle Euch in London
Zur Unterſuchung zieht! So ſeid nicht böſe,
Wenn Eu're Reiſ' ich kreuze, ſchöne Frau!
Ich kann mich irren, kann ſelbſt darin irren,
Daß Ihr nicht heißt Coraly, ſondern anders,
Und daß ich Euch vor Jahren wohl geſehn
Auf einem Ball in London, — ſei's wie immer,
Ihr werdet mich nicht zeihen ſchnöder Willkür,
Wenn Ihr bedenkt, daß um Gerechtigkeit
Und eines braven Mann's Geſchick ich hand'le!

(zu einem Diener.)

Nun laßt herein die Andern in den Saal.

(Johannes und Odell treten wieder heraus.)

Coraly (ihnen entgegen).

Wißt, meine Freunde, daß man uns bedroht!
Man führt gewaltſam uns zurück nach London,
Verbrechern gleich, als ruhte ſchwere Schuld
Auf unſrem Haupt, die wir dort löſen ſollen!
So zieht die Spinne Argwohn ihr Gewebe
Um uns zuſammen, und wenn auch nicht trifft
Ihr gift'ger Biß, ſo wirrt ſich doch zum Ekel
Um unſern Leib ihr ſchwarz Geſpinnſt! O Pfui!

Giebt's denn kein Mittel, der Gewalt zu trotzen,
Zu wahren uns Selbſtändigkeit und Recht?

Johannes.

Verwünſcht, wer hat dies Alles angeſtiftet!
Man ſchickt uns wider Willen auf die Reiſe?
Das Reiſen iſt ſo ſehr Manie geworden
In unſrer Zeit, daß man verreiſen muß,
Selbſt um ſich als Verbrecher auszubilden,
Wie Ihr von mir jetzt zu verlangen ſcheint,
Indem Ihr mich durchaus wünſcht zum Verbrecher,
Was offenbar in London werden ſoll!
Nun meinethalben, wenn's nicht anders iſt!
Gern ſeh' ich wohl das große London wieder.

Coraly.

Mir aber widerſtrebt's, zurückzukehren!
Ich hoffe, daß man Zwang nicht brauchen wird.

Der Conſul.

Verzeiht, wenn ich's betreiben muß mit Ernſt!
Beliebt mir ſämmtlich in mein Haus zu folgen,
Und dort verweilt Ihr, bis ich Anſtalt traf
Zu Eurer Reiſe, die nicht aufzuſchieben!
Ich bin hierbei gewiß der Unterſtützung
Der hieſigen Behörd', und reif erwogen
Iſt Alles, glaubt! So fügt Euch willig d'rein!

Pater Gumpertus.

Hätt' ich das gewußt, daß er die ganze Sippſchaft nach England hinübertransportiren möchte, würde ich hier nicht ſo lange unnütz meine Zeit vertrödelt haben! So fällt ja Alles dem weltlichen Arm anheim, Du gerechter Gott, und Dein Diener, der auf ein Werk zu Deinem Wohlgefallen gehofft hatte, geht leer aus! Das iſt eine böſe Zeit! Ich hätt' inzwiſchen etwas Beſſeres thun können.

(Alle gehen ab.)

Dritte Scene.

Antwerpen. Am Scheldeufer. Im Hintergrunde Schiffe. Gerolph, Cäcil, Johannes, im Geleit zweier Polizeibeamten.

Johannes.

O ſänftigt Euren Unmuth, der zu lange
Schon trübt die Strahlen Eures Angeſichtes,
Denn ändern läßt ſich nicht mehr die Geſchichte.
Wenn Ihr uns Eure Sonne noch verhüllt,
So giebt's auf dieſer Reiſe vollends Unglück.
Da Ihr von Schuld Nichts wißt, ſo ſeid getroſt.
Sei Eurer Unſchuld Lächeln der Delphin,
Der hold nach England uns hinüberleitet.
Seht, kräftig ſchlägt die ungeſtüme Schelde
An's ſegelfert'ge Schiff, und lockt ins Meer.
Mir hebt ſich froh das Herz, mit Euch zu reiſen
Gewährt mir Luſt, und ſchon vergeſſen hab' ich,
Daß Zwang nur der Beweggrund dieſer Fahrt.
Schön iſt die Näh', was kümmert mich die Ferne!

Cerely.

Ich hör' Euch gern, wenn Ihr den Trübſinn ſcheucht,
Der ſeine Nebel ſchlingt um meine Stirn.
Doch wißt, ich bin ſo glücklich nicht geartet
Als Ihr, die nur in Gegenwart Ihr lebt,
Und ſonnig ſeid wo Sonnenſchein Euch trifft.
Der Leichtſinn ſteht Euch gut, mir glückt er nicht.
Seh' ich am Himmel nur ein finſtres Wölkchen
In leiſer Ferne ziehn, verdrießt mich's ſo,
Daß ſchwärz ich gleich den ganzen Himmel nenne,
Und ſeines Lichts mich nirgend freuen kann.
So denk' ich jetzt mit Grauen nur an London,
Wie klein auch dort mir drohe der Verdruß,
So iſt's doch ein Verdruß, das ärgert mich,
Denn Glück und Ruhe glaubt' ich ſchon errungen.

Johannes (ihn beobachtend).

Was habt Ihr denn zu fürchten, da mit Nelk
Ihr nie perſönlich in Beziehung ſtandet?
Für mich iſt's ſchlimmer, wenn ein Mißverſtand
Hier wirklich zu Verwicklung ſollte führen
Und Wurzel faßte. Denn ich war Nelks Freund,
Ging um mit ihm in ſeinen letzten Tagen,
Und will's der Argwohn, hab' ich ihn ermordet!
Dazu bin Fremder ich, und wie vortrefflich
Auch immer ſeien engliſche Geſetze,

Als Fremder darf man gar nicht damit ſpaßen,
Denn mit der Freiheit der Perſon iſt's Nichts,
Und leicht erblickt man ſich ins Loch geſteckt.

Coraly.

Seid unbeſorgt, mein Freund, Ihr ſeid unſchuldig!
Gehn wir an Bord nun, gönnt mir Euren Arm!
Komm her, Cäcil, ſei luſtig, lieber Knabe!
Schon ſpeit den Rauch des Dampfſchiffs Säule aus
Mit immer ſtärkern Lungen, nun geht's fort. —
Das Schickſal trieb mich weg von Englands Ufern,
Ein blöder Zufall wirft mich jetzt zurück. —

(Sie beſteigen das Dampfſchiff.)

Dritter Aufzug.

Erſte Scene.

London. Ein Gefängniß.

Johannes (allein).

Wie tragikomiſch, daß ich hier muß ſitzen,
Der Narr des lächerlichſten Trauerſpiels!
Ich habe Zeit, 's iſt wahr, und kann's abwarten,
Denn nichts verſäumt man jetzt in dieſer Welt,
In der Gott ſelber müßig ſcheint zu gehn
Und in Nachmittagsſchlaf lullt die Geſchichte.
Ob man jetzt todt, ob man lebendig iſt,
Ob frei, ob eingekerkert, iſt ganz gleich.
Nur lachen muß ich, daß man mir die Ehre
Hier wirklich anthut, mich für einen Mörder
Zu halten! Niemals hatt' ich ſolch Talent,
An dem mich jede Köchin übertrifft,

Die den Garaus macht einem Aal. O Gott,
's ist auch ein Unglück, wenn man allzu wenig
Mordlustig und mordfähig ist, wie ich!
Und diesen Mangel muß vielleicht ich jetzt
Abbüßen dadurch, daß ich Mörder heiße!
Ich war ein recht friedmüthiger Gesell,
Ich nahm zu sorglos all dies arge Leben,
Und wo ich hätte wüthen sollen, lacht' ich.
Wo Sturm ich laufen mußt', um zu erringen
Ein höh'res Schicksal, blieb ich träumend liegen
Und schlief bis Mittag meinen süßen Schlaf,
Mich freuend beim Erwachen, daß verschwunden
Die quälende Gelegenheit zur That!
So hatt' ich Frieden, Schatten, Stille viel,
Doch kam ich nie auf eine Sonnenhöhe,
Und unbedeutend schlich sich immer fort
Durch niedern Thales Krümmungen mein Weg.
Vielleicht, daß jetzt ich wär' ein großer Mann,
Wenn mir Natur mehr Mordlust schrieb ins Blut,
Nein ohne Spaß, 's ist meine wahre Meinung.
Denn aller Creaturen Lebenstriebe
Sind in der höchsten Blüthe ihrer Kraft
Zerstören und Erschaffen allzugleich.
Der Denker, Held, Volksführer, Reformator,
Sie morden alle, um zu bilden Leben,

Und eine morſche Welt verfällt der neuen.
Nicht bloß Kanonen morden, der Gedanke
Führt heft'ger noch die Schlacht, und in den Tod
Geht ſchlechte Wirklichkeit, um in des Weiſen
Idee als wahres Leben aufzuſtehn.
Es iſt ein unaufhörlich Blutvergießen,
Und wer ein Held will ſein, muß grauſam ſein.
Aus Friedensluſt jedoch wird man ein Narr,
Zu Zeiten auch ein Schaafskopf und ein Knecht. —
Doch wie gerath' ich der Philoſophie
So tief heut in den Schlund, mit närriſchen
Gedanken mir Gefängnißkurzweil ſchaffend,
Gefangen, weil in grimmer Mordluſt ich
Soll Blut vergoſſen haben! Ha! ha! ha! —
O Nelk, mein armer Freund, wer dachte das!
Haſt Du wohl Tiegerklau'n an mir bemerkt,
Die ſich nach Deinem braven Herzen krallten?
Doch hoff' ich, wird man bald vernünftig werden,
Soll heut auch noch geſtellt ſein vor die Jury.
Der Inſtruction nach hält man ſehr verdächtig
Der muthgemaßten That mich, denn verworr'nen
Anſchein hat ſchnöder Zufall draus gekert.
Der Handel ward ſo ſchlimm, weil durch die Flucht
Coraly ſich entzog mitſammt dem Kind,
Und mir allein zu löſen ließ die Schlinge,

Die doch durch ſie ſich um mein Haupt gewickelt
Und ihr allein vielleicht entwirrbar iſt!
Faſt räthſelhaft verſchwand ſie hier, ſobald
Auf London's Straßen wir den Fuß geſetzt,
Und gab ſeitdem kein Zeichen ihres Daſeins.
Ich mag ihr drob nicht zürnen, sauve qui peut!
Sie iſt ein ſeltenartig eigen Weſen,
Ein tiefverſchloſſ'ner Zauberſchrank, ein Märchen,
Heraus kann ſpringen jeden Augenblick
Ein Kobold, eine Schreckgeſtalt, und auch
Ein himmliſch Wunder, holdes Elfenkind.
Man ſah wohl nie ſo klaren Lichtkryſtall
Als ihr Geſicht, auf dem Entſchloſſenheit
Und feſter Sinn mit der Gefühle Schmelz
So lieblich ſich vermählt. Doch ſah man nie
So dunkle Hieroglyphen als ihr Herz,
Das ſich in vielgeſtalt'ger Zeichenſchrift
Errathen, aber nie verſtehen läßt. —

Die Thür öffnet ſich und Coraly in einer Verkleidung tritt herein.

Coraly.

Ich bin's, mein Freund! Endlich vermocht' ich's heut,
Hier unerkannt den Zutritt zu erlangen.
O ich bin ewig Eure Schuldnerin,
Daß Ihr um meinetwillen büßt und duldet!
Was habt Ihr wohl in Eurem Sinn gedacht?

Johannes.

Von Euch nur Liebes. Euer holdes Wort
Vergilt die kurze Qual, die heut wird enden.

Coraly.

Gewiß, denn ſicher ſeid Ihr heut noch frei,
Und wie man zuverläſſig mir geſagt,
Iſt's nicht zu zweifeln, daß die Jury Euch
Losſpricht von alberner Beſchuldigung.
Dann wird Euch dieſes Blatt genau bezeichnen,
Wo Ihr mich trefft, mein lieber werther Freund!
Nehmt alle Dankbarkeit in meinem Herzen
Schon jetzt für Eure Dienſte, und vergebt,
Daß ich allein Euch ließ in dieſer Sache,
Denn Rückſicht hatt' ich viele hier zu nehmen
Auf angeſehener Verwandten Namen,
Um dem Prozeß durchaus mich zu entziehn.

Johannes.

Ich bitt' Euch, lobt mich nicht, ich that ja Nichts!
Gern aber übernähm' ich Martyrthum,
Könnt' Euch ein Dienſt geſchehen. — Was macht Cäcil?

Coraly.

Er iſt ſeit Kurzem ſtillbetrübt, ihn ſtimmt
Nachdenklich dieſer Zufall, der Euch traf,
Und weckt die Sorg' um ſeinen Vater neu.

Johannes.

Es iſt ein herrlich Kind. Ein ſchöner Stern
Hat Euch zu ihm und ihn zu Euch geführt.
Denn glaubt mir, Amor ſelbſt ſchafft nicht ſolch Glück,
So ſüße Angehörigkeit der Seelen,
So ungetrübte Ehe zweier Herzen,
Als zwiſchen Euch beſteht und dieſem Knaben.
In ihm beglückt Euch nicht nur Mutterliebe,
Ihr liebt in ihm auch jeden Gegenſtand,
Der ſonſt Euch wohl in Traum und Wirklichkeit
Mit Sehnſuchtdrang das Frauenherz bewegte,
Und alle Eure Neigung hat begnügt
In ihm das reinſte Liebesbild gefunden.
So hat auch er, der innig an Euch hängt,
Nicht bloß der Kinderneigung ſüßem Trieb
An Euch genügt, er liebt in Euch auch Alles,
Was ſonſt im Drang der jungen Seele lebt,
Und ſich als Sehnſucht, Hoffnung oder Traum
Hinaus drängt in die Fülle gold'ner Zukunft.
Ihr Beide ſeid ein glücklich Paar, wie ſehr
Beneid' ich Euch ſo fromme Liebesluſt,
Die jeder andern ſtreitig macht den Werth.
Denn jede and're Lieb' iſt zweifelhaft
In ihrem Glück, doch Eure hat den Frieden.

Coraly.

Ihr redet schön, und doch ist Bitterkeit,
Die traurig macht, in Euren Worten. Seid
So früh Ihr schon vom Liebesglück enttäuscht,
Daß Euch der Frauen Neigung Nichts mehr gilt?

Johannes.

Fürwahr, mich dünkt die Liebe eines Knaben,
Der treu an mir als seinem Lehrer hinge,
Und dessen frische Seele sich mir öffnet,
Weit süßer als die Liebe einer Frau.

Coraly.

So seid Ihr Weiberfeind? O das gefällt mir!
Schon längst hatt' ich mir solchen Herrn zu sehn
Gewünscht. Es ist originell. Doch glaub' ich,
Ich selber übertreff' Euch noch an Haß,
Den meinem eigenen Geschlecht ich widme!
Nun, laßt mich sehn, ob Ihr auch gründlich haßt,
Und tauschen wir in Freundschaft aus die Feindschaft!
Laßt hören, Herr, was habt Ihr denn zu sagen?
Nicht wahr, wir sind doch Alle rechte Gänschen?

Johannes.

Euch gegenüber Frauenhaß zu pred'gen,
Das hieß' im Himmel sein und doch verdammt —

Coraly.

Nein, bitt' Euch, diesen Eingang überlaßt

Doch irgend einem Lieutenant der Marine.
Fängt denn mit Complimenten an der Haß?
Ihr ſollt mich ja erquicken, Worte leihend
Der eigenen Verachtung unſrer Schwächen!

Johannes.

Es thut mir leid, daß ich nicht ganz und gar
Euch damit dienen kann, denn Frauen haſſen
Wär' noch gefährlicher als Frauen lieben.
Ich ſag' Euch nur, mir ſcheint's, daß unſre Zeit
Der männlichen Natur machtvolle Blüthe
Doch allzu ſehr erniedrigt hat im Preis,
Wogegen man zu hoch die Weiblichkeit
Geſtellt hat im geſellſchaftlichen Treiben,
Nicht Weiblichkeit, nein, Damenhaftigkeit,
So wollt' ich ſagen, denn das Weibliche
Iſt ſtets ein Höchſtes, aber zur Erſcheinung
Gelangt's faſt niemals in Geſellſchaftsſaal,
Und ſtirbt wohl in ſich ſelbſt an Vorurtheilen,
Noch eh' es ächt dem Mann ſich offenbart
Und ihm gegönnt hat ſein urſprünglich Schönes.
In unſrer Zeit der Unfreiheit, wo tief
Die Männlichkeit herabgewürdigt iſt, —
Denn Nichts, was Männern ziemt, errang der Mann! —
Da iſt es wichtig, auf die Herrlichkeit
Schönkräft'ger Jünglingsblüthe hinzuweiſen,

So die Natur erſchafft, und deren Werth
Weit mehr verdient, daß wir ſie innig lieben
Und uns mit ihrem hoffnungsreichen Bild
Beſchäftigen, als jene Weiblichkeit,
Die Nichts mehr iſt denn Damenhaftigkeit,
Und welche eine fade Courtoiſie
Gemacht hat aus dem Umgang der Geſchlechter.
Mit einem Jüngling umgehn, welcher Reiz
Und welche Lieblichkeit und welche Hoheit!
Denn ſeines Volkes Hoffnung ruht auf ihm,
Und wenn ich ihn zum rechten Mann kann bilden,
So rächt er wohl einmal die Männlichkeit
In Wort und That an dieſer Zeiten Schande.
O ſeht ihn an, wie hold ein Jüngling iſt!
Des Geiſtes Drang bewegt ihm hoch den Buſen,
Ein großes Streben hat ihn tief erfüllt,
Und reizend ſelbſt erſcheint die blaſſe Wange,
Die geiſtig Thun und frühe Lebensarbeit
Ihm angekränkelt hat. Solch Jünglingsbild,
An Inhalt köſtlich und bedeutungsvoll,
So weltumfaſſend, träumeriſch und duftig,
Verdient's nicht, daß man ihm mag zugeſtehn
So großen Zauber irgend, als an ſchönen,
Herzkalten, leeren Mädchen gern man preiſt?
Und ſeh' ich ſolchen Jüngling, denk' ich wohl:

Wird nicht ein edles schönes Weib ihn lieben?
Wie kommt's, daß man so einsam ihn läßt ziehn,
So kalt vorübergeht an seinem Werth?
Doch selten trifft die Liebe einer Frau
Ein würd'ges Ziel, und falsch ist meistentheils
Die Wahl des Mannes, der ihr Herz davonträgt.
Denn in der weiblichen Natur herrscht vor
Ein sehr krankhafter Trieb der Liebesneigung,
Der's ihnen reizend macht, erbärmliche
Und hohle Männer vorzugsweis zu lieben,
So daß mit Männern, die nicht ihrer werth,
Man meistentheils verbunden trifft die besten
Und herrlichsten der Frauen, und sie lieben,
Jemehr er sie mißhandelt, desto heft'ger
In süßer Magdsergebung ihren Herrn.
Wogegen kalt und theilnahmlos sie läßt,
Was wahrhaft zu beglücken sie vermöchte.
Nun aber ist's ein schwer Stück Arbeit wohl,
Zu werben um die Neigung einer Frau
In so trivialer Art, als jetzt die Liebe
Ist Mode worden in der heut'gen Welt!
Statt dieser peinlichen modernen Liebe
Ist jeder Haß und jede Langeweile
Bei weitem vorzuziehn! Der Minnedienst
Des Mittelalters war der Quell der Dichtung,

Des Menſchenherzens wahrſte Poeſie,
Die gold'ne morgenfriſche Völkerblüthe,
Die Harmonie von Geiſt und von Natur,
War in der Liebe Andacht, Religion,
Und iſt's nicht auch erhaben, ſo im Dienſte
Holdſel'ger Frauen ſtehn und dazugleich
Im Dienſte alles Schönen, Hehren, Guten!
Heut aber giebt's ſtatt Minnedienſt Salondienſt,
Die Liebe iſt Geſellſchaftsdame worden,
Und wenn man ſich nun faſt hat umgebracht,
Um, nicht durch Herzensgluth, nein, durch Tournüre
Aufmerkſamkeit und Neigung einer Frau
Abzugewinnen, dann verräth ſich's erſt,
Daß es vergeblich, einer Statue
Bewegung, Leben, Seele einzublaſen,
Denn ihre Lieb' iſt nicht der Mühe werth! —
Vergebt mir dieſe Litanei, am Schluß
Derſelben komm' ich wieder auf den Satz,
Von dem ich ausgegangen war, zurück,
Welch' hohen Vorzug Männerumgang bietet!
Drum prieſ' ich glücklicher mich, Freund zu ſein
Und Lehrer eines Knaben wie Cäcil,
Als Gatte ſchönſter Dame nach der Mode.
Und ebenſo nenn' ich auch glücklich Euch,
Daß nicht die zweifelhafte Lieb' Euch bindet,

Statt deren Ihr ein menſchlich ſchönes Band,
Ein dornenloſes, frei nach eigner Wahl
Mit einem holden Kinde habt geknüpft,
An dem Ihr ſtillt in himmelsreiner Unſchuld
Der Menſchheit ganzen großen Liebesdrang.

Coraly.

Man ſieht, Ihr habt's durchdacht, was Ihr mir ſagt,
Und die Erfahrung zeugte Eure Weisheit!
Recht grau iſt Eure Weisheit, lieber Freund,
Sie hat ſchneeweißen Bart und Silberhaare.
Doch Euer Unrecht iſt, daß allzu ſehr
Ihr Recht habt; darum iſt es unverzeihlich!
Ja wohl, die Lieb' iſt ein erbärmlich Ding,
Wie man ſie treiben ſieht jetzt aller Orten,
Und wenig ächte Frauen giebt's, die lieben,
Sie ſind Handwerkerinnen nur der Liebe.
Die aber, welche lieben, ſind nicht glücklich.
Doch ſagt, wodurch iſt denn die Welt ſo krank?

Johannes.

Sie krankt, weil ſie den Muth nicht finden kann,
Geſund zu ſein. Nur Mangel iſt's an Muth,
Was uns daniederwirft, an Lebensmuth,
An Liebesmuth, an Todesmuth, an Muth!
Und ohne Muth giebt's auch die Liebe nicht.

Drum iſt ſo ſelten ſie bei heut'gen Frauen,
Weil ihnen wahrer Muth zu lieben fehlt.
Die meiſten lieben nur aus Feigheit, weil
Sie länger nicht mehr widerſtehen können
Der Werbung, den Umſtänden, der Gewohnheit.
Zu eigner Liebeswahl nach Herzensluſt
Und mit der ganzen Kraft der freien Seele
Hat ſelten Eine je Entſchluß gefaßt.
O wie anbetungswürdig iſt die Frau,
In deren Herz ſelbſteig'ne Neigung dringt,
So daß ſie nicht nur Dulderin von Liebe,
Nein, auch Selbſtſchöpferin wird ihres Glücks!
Nicht die iſt ächtes Weib, die ihre Liebe
Im Herzen kümmerlich begräbt und ſchweigt,
Nein die, in der ſo mächtig iſt die Liebe,
Daß ſie entſtrömt dem vollen Quell des Herzens
Und als Bekenntniß frei ſich offenbart.
Wie wäre glücklicher die ganze Welt,
Wenn auch nach eig'ner Wahl die Frauen liebten,
Und ſelbſt dem Gegenſtande ihres Eros
Antrügen Herz und Hand mit Liebesmuth!

Corale (ſtutzend).

Wie kommt ſo thöricht Wort Euch in den Sinn? —
Wollt ihr noch mehr des bittern Unglücks häufen
Auf armer waffenloſer Frauen Haupt?

Johannes.

Ich für mein Theil, ich habe Schwur gethan,
Die Frau nur zu erküren als die beſte,
Und mich zu ew'gem Dienſt ihr hinzugeben,
Die mich zuerſt geliebt in ihrem Sinn,
Und dann urplötzlich wie des Himmels Gnade
Aufginge im Geſtändniß ihrer Wahl
An meiner Bruſt, der ſie ſich frei vertraut!

Coraly.

Ihr ſeid ein Narr, wo nicht ein Böſewicht!
Ihr wollt demüth'gen nur ein arm Geſchlecht. —
Wie wenn Euch eine Häßliche nun liebte?

Johannes.

Sie wäre ſchön, ſie wäre Göttin, wenn
Sie ſolchen Liebesmuth in ſich beſäße!

Coraly.

So wär't Ihr denn bereit, zu freien Jede,
Die Euch ſelbſteig'nen Antrag dazu machte?

Johannes.

Ich freite Jede, die zuerſt mich liebt,
Doch müßt Ihr wohl verſtehen, lieben mein' ich
Mit all' der himmliſchen Gewalt der Liebe!
Dies kommt ſo ſelten, daß ich ſicher bin.

Auch ſchein' ich ſelbſt nicht gar ſo liebenswürdig,
Daß ich nicht ruhig deshalb ſchlafen könnte,
Wenn ich's Euch jetzt mit ſtärkſtem Schwure ſchwöre:
Nie werd' ich eine Andre frein, als die,
So mich zuerſt geliebt und die mir's ſagte! —
Nach ſolchem Schwur bleib' ich wohl ſtets allein.

Coraly.

Gebt mir, Ihr ſeid ein großer Poſſenreißer.
Ihr kennt nicht das geheimnißvolle Leben
In eines Weibes Bruſt, und ihre Liebe.
Ihr ſprecht, ſo ſelten ſei's, daß Frauen lieben
Nach freier Herzensluſt, urkräft'ger Wahl?
So wißt denn, daß ich ſelbſt einmal geliebt
Sogar den Brief, den mir ein Mann geſchrieben,
Und zwar ein Mann, den niemals ich geſehn
Und nachmals auch nicht ſah. Es war ein Brief,
Von fremder Hand geſchrieben, um zu bitten
Nicht für ſich ſelber, nein, für einen Freund,
Dem Urſach ich zu ew'gem Zorn gehabt.
Ein Brief nicht war's, ein Feuerſtrom von Worten,
Die wie aus Himmelshöhn ein goldner Regen
Befruchtend niederfielen auf mein Herz!
Längſt war entwöhnt ich aller Liebestollheit
Und ſie ergriff mich neu bei dieſem Brief,

Den immerfort und fort und fort ich las
Mit Thränen des Entzückens und mit Schmerzen.
Ach, dieſes Schreiben ward mir zur Perſon,
Von der mich ein Gedankenbild beglückte,
Das ein geheimes Leben mit mir führte
Voll Seelenglück und tiefſtem Einverſtändniß.
Die ſchönen Zeilen küßt' ich tauſendmal
Und lacht' und weinte über ihren Inhalt,
Deß Sinn mir immer neu erſchien, wie auch
Ich abgewandt ſein mußte dem Begehren,
Mich zu verſöhnen ſeinem Freund. Der Brief
Beſtrickte mich mit ſolcher Zauberei,
Mir ſchien ſo ſelten und ſo reich der Geiſt,
So außerordentlich die Lebensanſicht,
So ſüß der Sinn, den hold er in ſich barg,
So einzig ſchön die Augen, die zu mir
Aus jedem Wort empor ſich ſchlugen, ſeltſam
Mit ihren Blicken feſtzuhalten meine —
Daß ich wohl lange Zeit den fremden Schreiber
Nicht aus dem Kopf mir brachte. Seht daran,
Wie Liebesfähigkeit in Frauen wohnt,
Und wie in ihnen Alles ſo ſehr Liebe,
Daß ſich ihr armes Herz verlieben kann
Sogar in Briefe, die wohl ſtyliſirt!

Johannes (raſch).

Nun laßt uns endlich die Verſtellung brechen!
Ihr ſeid Olivia, — ich bin der Schreiber!
O herrlich Weſen, wunderbar Gemüth!
Geheimnißvoller Launen reizend Spiel!
Irrfahrerin auf unerforſchten Wegen,
In Lieb' und Haß verhülltes Räthſelherz,
Feindſelig lieberglühter Wandelſtern,
O holdes Meteor, in Thränen ſtrahlend,
Voll unverſtand'nen Leids, Du Dulderin
Und Bringerin von herben Schickſalsſchmerzen,
Steh' endlich ſtill und ſei jetzt offenbar
Dem Freunde — Du biſt Miß Olivia!
Ich hab' errathen Dich und längſt erkannt
An Deiner Art, und Du auch weißt um mich.
Wir kannten uns, ob wir uns nie auch ſahn.
So ſprich denn, daß nun Alles klar ſich ſchicke,
Und ſieh' zu Deinen Füßen mich geſunken,
Olivia, mit meiner ſcheuen Frage:
Was thateſt Du mit unſerm Freund, mit Nelk?
Biſt Du das Schickſal, das ihn hat betroffen?
O hell' es auf, o ſprich, wenn Du's vermagſt!
Und warum ließeſt Du ihr Hokuspokus
Hier die Geſetze mit mir treiben, deren
Entſcheidung immer zweifelhaft kann ſein

Und mir gefahrvoll — wenn ein Wort von Dir
Vermochte Licht zu ſtrahlen in die Wirrung?
O ſage Eins nur, daß nicht an Dir ſelbſt
Ich irre werde, denn mir liegt daran,
Dich als Geſtalt von höherer Natur
Mir ewig rein im Geiſte zu behalten!
Ich werde Alles tragen vor Gericht,
Ein Held des Schweigens, doch vertraue mir,
Vertraue mir, wenn je Dir etwas werth
War der verwea'ne Schreiber jenes Briefes,
Den Du ſeitdem wohl längſt aus Deinem Kopf
Gebracht haſt, wie Du ſagſt, der aber ſchwerlich
Hinabdrang je zu Deines Herzens Tiefen,
In deren Strudeln ſchön und märchenhaft
Es hergehn muß gleichwie in Zaubergrotten!

Goraly ſteht, die Hände vor das Geſicht haltend, in ſich ſelbſt verſunken. In dieſem Augenblick treten zwei Conſtabler in das Gefängniß.

Conſtabler.

Fort, eilt euch, die Geſchwor'nen ſind verſammelt,
Man ruft Euch in den Sitzungsſaal, kommt flugs!

Goraly ſinkt mit einem Schrei ohnmächtig werdend zu Boden.

Johannes.

Ich bitt' Euch, nehmt Euch erſt der Lady an,
Sie iſt nicht wohl, laßt uns ihr Hülfe ſchaffen!

Conſtabler.

Fort, fort, Ihr habt nicht Zeit; wir thaten ſchon

Zu viel, was gegen unſre Pflicht, daß wir
Herein ſie ließen. Draußen aber harrt
Die Dienerin, die wird ſich um ſie kümmern.

Sie führen den Johannes ab. Geraly's Dienerin eilt herein, und bemüht ſich um ihre Herrin.

Geraly (zu ſich ſelbſt kommend).

Sind ſie ſchon fort mit ihm? — O Himmel, wehe
Ward mir, daß alle Sinne ſchwanden! — Leite
Mich langſam hin zum Wagen, liebes Kind!

(ab.)

Zweite Scene.

Coraly's Wohnung.

Coraly. Cäcil.

Coraly.

Hör' auf mit Deiner Arbeit, lieber Knabe,
Du ſtrengſt zu viel Dir Augen an und Geiſt.
Du haſt noch Zeit genug, gelehrt zu werden.
Laß uns hinunter in den Square, im Grünen
Uns zu ergehn bei ſchöner Abendkühle.

Cäcil.

Ach, bleiben wir! Kommt denn nicht Herr Johannes?
Wie läßt er nur ſo lange auf ſich warten?
Schon melden alle Abendblätter heut
Uns ſeine Freiſprechung, nur Er noch fehlt,
Es zu beſtätigen, 's iſt bös von ihm.
Ach, mir iſt's überhaupt nicht recht im Kopf,
So viele Dinge machen mich gar traurig.

Coraly (ihn in den Arm nehmend).

Was haſt Du denn, Cäcil? Noch immer trübe?
Liebſt mich nicht mehr? Was hab' ich Dir gethan?

Cäcil (ſich ihren Armen entwindend).

Geh', küß' mich heut nicht, ich verdien' es nicht.
Ich war Dir heut den ganzen Tag nicht gut,
Ich muß Dir's nur geſtehn, und darum las ich
Und ſchrieb ich allſoviel, um Dich zu meiden.
Denn ſonſt liegt nichts mir an Gelehrſamkeit.

Coraly.

Und wie verſah ich's denn, mein kleiner Haſſer,
Daß Euer Hochgeſtrengen Zorn mich packte?

Cäcil.

Ich weiß nicht was es iſt. Ich dachte oft,
Recht oft an meinen Vater dieſe Zeit,
Und da betrübte ſich ſo ſehr mein Sinn,
Daß Alles unhold mir erſchien, ſelbſt Du! —
Doch ſieh, da iſt er, Herr Johannes, ei!

Johannes iſt ins Zimmer getreten.

Johannes (Cäcil umarmend).

Herzlich willkommen, ſüßer Knabe! Nun
Siehſt Du mich frei vom ſchnödeſten Verdacht,
Doch klarer iſt darum Dein Schickſal nicht,
Und was uns Räthſel war, blieb Räthſel noch!

(Mit einer kalten Verbeugung gegen Coraly:)

Me voilà, die Jury ſprach: Nicht ſchuldig!
Wie ſprech' ich aber, ſchöne Miß, zu Euch?

Coraly (gleichgültig).

Hier ſeht, uns unterhielt dies Zeitungsblatt
Schon von der wicht'gen Nachricht Eurer Unſchuld!
Ganz London iſt erſchüttert, England weint,
Daß ſoviel Qual und Kerkernoth Ihr littet!

Johannes.

Fürwahr, Ihr macht Euch luſtig über mich.
So wälzt Ihr erſt das Tragiſche, und jetzt
Auch noch das Lächerliche von Euch ab
Auf meine arme Schulter. Soll ich Alles
Denn tragen in dem höchſt verwünſchten Handel?

Coraly.

Was trugt Ihr denn? Ihr ſeid ein Prahlhans, geht!
Macht ſoviel Wirthſchaft Ihr von Euren Dienſten?
Ihr thut ja, als wenn Außerordentliches,
Zehnjähr'ge Sclaverei im Türkenland,
Ihr eben für mich ausgeſtanden hättet!

Johannes.

Ich bin ja höchſt beſcheiden, theure Miß!
Klagt' ich denn Schmerzensgelder ein von Euch?
Ihr ſeid wohl böſe, daß man frei mich ließ
Und nicht das Haupt mir abgefäbelt hat,
Damit mein Mund verſtummte, denn an Euch,
Iſt nun die Reih', von mir verhört zu werden!

Coraly.

Ihr treibt zu weit die Scherze. Setzt Euch nieder,
Und nehmt in Ruh' das Zeitungsblatt zur Hand.
Ihr sollt mir d'raus die Neuigkeiten lesen.

Johannes.

Habt Ihr zum Lector mich gemiethet, Miß? —
Doch soll mir Niemand in der Welt nachsagen,
Daß grob ich einer Dame Wunsch gekreuzt,
Sobald Ihr nur den Herrscherton gemäßigt.
So gebt, ich lese Alles gern Euch vor.

Coraly.

's ist mir um Euch zu thun, damit Ihr Frieden
Am trocknen Zeitungsstile Euch erles't,
Denn Ihr erscheint in aufgeregter Stimmung!

(Sie setzen sich. Johannes nimmt das Journal.)

Johannes.

So laßt uns sehn, was Muhme Zeitung plaudert
Und was die Bastardgöttin Politik
Der lungensücht'gen Fama zieht zu schwatzen.
Um eignes Leid und Herzweh zu betrügen,
Nimmt man zum tollen Fasching oft die Maske,
Und so auch wir, um selbst uns zu entfliehn
Und abzuwenden der Gespräche Pein,
Die wichtig unser Selbst betreffen könnten,
Verlaufen uns auf's Feld der Politik. —

Doch hier zuerſt die Nachricht großen Unglücks,
Das auf dem Ocean ein Schiff betraf:
„Schnellſegler Atalanta, Capitain
„John Smith, nach Hinter-Indien unterwegs,
„Erfuhr, am Ziele faſt, auf hohem Meer
„So grauſen Sturm, daß gänzlich es geſcheitert
„Und aus dem Schiffbruch weder Mann noch Maus
„Gerettet ward" —

Coraly (laut aufſchreiend).

Ha! Seid Ihr denn mein böſer Dämon? — Nein!
Es kann nicht ſein! — Gebt her, Ihr laſt nicht
recht!
(Sie entreißt ihm das Papier.)
Es iſt das Schiff! Um Gott! Ich bin verloren!
(Sie ſinkt zuſammen.)

Johannes (um ſie beſchäftigt).

Wie kann Euch nur die fremde Kunde treffen?
Ihr irrt, ich bitt' Euch, kehrt zu Euch zurück!
Ich fleh' Euch an, Olivia, verſinkt
So ſtarr nicht in Euch ſelbſt! Wie ſeid Ihr bleich?

Coraly.

Laßt mich, mir iſt mein größtes Leid geſchehn!
Glaubt mir, das Schickſal hat mich jetzt zerſchmettert,
Und wenn Ihr je zu tadeln mich gehabt
In meiner Launen Art, für Alles das

Erreicht mich jetzt der rächerische Blitzstrahl!
O löste sich doch auf mein unnütz Dasein!

Johannes.

So sprecht ein Wort Erklärung, sagt doch nur,
Was Euch bedeutet die unsel'ge Nachricht?
Kann Nichts Euch trösten? Alle Lebensgüter
Gäb' ich dahin, beruhigt Euch zu sehn!

Coraly.

Ach, wüthen möcht' ich, eine Rasende
Zerschlüg' am liebsten ich mein eigen Haupt,
Um mich nicht selbst zu denken und zu wissen!
Aus meiner Thorheit hat ein ernstes Schicksal
Ein fürchterlich Gewebe ausgesponnen —
O wehe mir, was hab' ich angestiftet!
Weh' mir, unschuldig trag' ich große Schuld!

Johannes.

Wie meßt Ihr Schuld Euch bei, wo wilder Meersturm
Verbrach den Untergang, der hier Euch trübt?

Coraly.

Ach, schlimmer noch als Meerestück' und Sturm,
Als alle Elemente, Freund, bin ich! —
So wißt es denn, Nelk ist durch mich getödtet! —
Ja, liebes armes Kind, erst jetzt beweine
Den Vater, jetzt erst ist Dein Vater todt! —

Er liegt im tiefen Meeresgrund verſchlungen,
Schon fraßen ſein Gebein der See Gethiere,
Sein Grab iſt ewig ſtumm, doch donnert's her
Vom Ocean zu mir und klagt mich an,
Mich, mich! Denn ich bin alles Unheils Urſach!

Johannes.

Wie? War am Bord des Schiffes Atalanta
Mein armer Freund? Iſt's möglich! Sprecht Ihr wahr?

Cäcil.

O weh', was iſt geſchehn? Mein lieber Vater! —
Wo haſt Du dieſe Schreckenskunde her?

Johannes.

Welch' räthſelhaft Verwirrniß! — Weib! erzitt're,
Wenn Du noch länger Teufelsgaukelei
Verübſt an unſern Schmerzen! Sprich, bekenne,
Welch ernſt Geſchick entſpann ſich Deiner Tollheit?

Coraly.

Ihr werdet fürchterlich! — Ich unterwerfe
Mich Eurem Richterſpruch, Ihr ſeid ein Mann! —
So hört den ganzen Hergang, hört ihn ruhig.
Ihr wißt, ich bin Olivia, Ihr wißt,
Welch ungeſtümer Werbung Ziel ich war
Bei Nelk, der ſchonungslos nicht achtete
Die Stille meines Leids, in die ich lange

Schon eingefriedigt ein gebrech'nes Herz.
Mit Kinderneigung hing ich früh an ihm,
Ich liebt' an ihm den starken Männergeist,
Den Witz, das hohe Urtheil, die Belehrung,
Zu der es hin mich drängte, ach, es war
Der erste Werdetrieb in meiner Seele,
Die in der Welt Gestalt und Bild sich suchte!
Doch er mit schwerem Sinn verstand mich nicht.
Ich fühlte mich verhöhnt durch sein Benehmen,
Die Knospen meines Wesens, kaum zum Blühen
Erregt, sie zogen sich erschrocken ein,
Und in mir trug ich, wie die meisten Mädchen,
Nur ein lebendig eingesargtes Herz,
Des Nahrung die Verzweiflung ist, die man
Jedoch aus Anstand bald zum Frieden zähmt,
Denn ohne Geist und Seel' und Herzensglück
Kann wohl in dieser Welt bestehn ein Mädchen,
Doch nicht, wenn sie ohn' Etiquette ist!
Ja, ich verachtete die Welt, ich glaubte
An keine Zukunft, doch gelang es mir,
Mit der Vergangenheit mich abzufinden.
Ich lebte still in mir, trieb Mancherlei,
Begnügt mit Büchern, Bildern, Tönen, Pflanzen,
Und von der Außenwelt verlangt' ich Nichts.
Da brach in meines Daseins stillen Friedhof

Noch einmal Nelk herein, wie ein Geſpenſt,
Das aus den Gräbern ſtieg, auf denen längſt
Ich Blumen der Vergeſſenheit gepflanzt.
Ein böſer Dämon trieb ihn her nach London,
Einflüſternd ihm wahnſinnige Gedanken
Von alter Liebe, die er ſtets gehegt,
Und deren Trugbild zu verwirklichen
Zu meiner Qual er nun ſich vorgeſetzt.
Euch iſt bekannt, wie ſehr ihm widerſtanden
Mein Stolz, mein Zartgefühl, und auch mein Haß,
Denn dieſen Widerſinn der Neigung haßt' ich!
Doch wißt vielleicht Ihr nicht, wie Nelk nach ſtetem
Abweiſen meinerſeits ſich endlich doch
Gewaltſam Zugang ſchafft' in meine Zimmer?
Unritterlich mit roher Anmaßung
Stellt er ſich plötzlich vor mich hin, nachdem
Er faſt zu Krüppeln mir die Diener ſchlug,
Und das Entſetzen, das mich ſtarr gefeſſelt,
Für Zugeſtändniß ſeiner Kühnheit nehmend,
Umſchlang er mich und wagte ſchnödes Wort.
Mir fehlte jede Sprache, und vergebens
Beſann ich mich, welch fremdes Ungeheuer
Aus ihm geworden, denn nicht mehr erkannt' ich
Die ſonſt ſo liebenswürdige Geſtalt,
Die meiner Jugend Schwärmerei geweſen!

O Gott, er war ſo dick, ſo häßlich worden,
Und eine Thorheit ſchien mir nun, wie oft,
Die erſte Liebe! War auch noch ein Zug,
Der geiſtvoll und mit Sympathie mich mahnte,
So hatte der Moment ihn frech entſtellt.
Genug, ihn gegenüber mir zu ſehn,
Erregte nur Empörung mir im Buſen!
Er aber war voll dreiſter Zuverſicht.
Er hatt' ein lang Erzählen angefangen,
Vielleicht nach ſeiner Art mit Geiſt und Witz,
Doch wenn er Engelszungen auch geredet,
Ich hätte Schlimmes nur herausgehört,
Denn tief verhaßt war Jedes mir an ihm,
Verhaßt bis in den Tod mir des Erſcheinens
Zudringlichkeit, für die ich Rache ſann!
Ich trieb ihn endlich fort, doch hatt' er ſo
In Leidenſchaftlichkeit ſich feſtgeſponnen,
Daß Drohung ſelbſt aus ſeinem Mund ich hörte,
Als er mit wilder Ungebärde ſchied.
Nun dacht' ich, wie armſelig doch ein Weib,
Das ſolchem Schimpf Nichts nachzuſenden hat
Als Thränen, Flüche, kindiſches Erboßen!
Ich aber überwand nicht meinen Haß.
Und weil er mir gedroht, ſo konnt' auf lange
Ich hoffen, daß ich ſeiner ledig ſei.

Durch meinen Racheplan. Ein alter Diener,
Doch kräftig noch, und Alles unternehmend
Mit ächter Laun' Alt-Englands, ward erſehn,
Die Abſicht, die ich hegte, zu vollführen.
Der Capitain des Schiffes Atalanta,
Das ſegelfertig lag nach Indien
In nächſter Nacht, John Smith, war ebenfalls
Ein alter Jugendfreund von meinem Vater
Und wunderlichen Streichen ſtets geneigt.
Ihm hatt' ich mich eröffnet, und gebilligt
Ward lachend, was mein toll empörtes Herz
In düſtrer Stunde auserſonnen. So
Bemächtigt man in ſelber Nacht ſich Nells,
Nachdem zwei Zeilen ihn von meiner Hand,
Die leider ich mit falſcher Argliſt ſchrieb,
Um Mitternacht zum Hafen hin gelockt.
Ach, wie vernichtet jetzt mich Scham und Schmerz,
Bedenk' ich ſolchen Trug und ſeinen Ausgang!
Doch dieſe führten's aus. Mein alter Diener
Bracht' ihn mit Liſt und mit Gewalt an Bord,
Als eben Atalanta ſtach ins Meer
Zur Fahrt nach Hinter-Indien. Zu begleiten
Als Wärter ihn bis dort war angewieſen
Mein Diener, denn daß alles Widerſtreben
Unnütz erſcheine vor den Schiffsgenoſſen,

Gab man den armen Nelk für ſinnbethört
Und krank an Wahnwitz aus, wie in der That
An mir er's wohl bewieſen. Und nun hört' ich
Von Beiden nichts, indem ich bald mit Pein
Und Reue dachte der höchſt frev'len That,
Bald wieder froh auch war, daß lange Zeit
Nun vor dem haſſenswerthen Mann ich ſicher! —
Nun habt Ihr Alles, nun verzagt, und klagt,
Auch über mich! Ach, läg' ich ſtatt des Todten
In ferner Meerestief' empfindungslos,
Denn meine Qual iſt bitt'rer als ſein Tod!
O ſtarrt mich nicht ſo an, Ihr Beiden, ſeid
Ihr denn Geſpenſter, ſeid Ihr mir noch Freunde?

Johannes.

Beruhigt Euch, Ihr ſeht voll Mitgefühls
Den treuen Freund Euch gegenüberſtehn.
Wie grauſam nahm das Schickſal ſeine Rache,
Weil Ihr mit ihm geſpielt! O weh' uns Allen!
So ward ſtatt Liebe Tod dem armen Nelk! — —
Doch habt die Trauermähr' Ihr ganz vollendet?
Sagt Alles noch, was Euch das Herz erleicht're!

Coraly.

Nichts bleibt mir zu bekennen. Nach der That
England verlaſſend, eilt' ich über's Meer,

Und gab mir andern Namen, weil Olivia
Ein ſteter Mißklang war, der mich gemahnte
An Nelk, an jeglichen Bezug mit ihm!
So fand mein neues Glück ich an Cäcil,
Nicht ahnend, daß, auf gleichem Schiffe flüchtig
Durch ein und ſelbes Schickſal, ich und er,
Er ſeines Unglücks Urſach an mir liebte,
Ich einen Theil von Nelk, den ganz zu merzen
Aus dem Gedächtniß ich beſchloſſen, nun
Von neuem an ihm liebgewinnen mußte!
Denn dies beſchwör' ich Euch, ich wußte nichts
Von einem Sohn, den Nelk in London ließ,
Auch wäre dann wohl nie verübt der Anſchlag!
Als aber nun die Abkunft ich vernahm
Des theuern Kindes, das ſich an mich ſchloß,
Erſchrak und jauchzte auf zu gleicher Zeit
Mein Herz, und tauſendmal vermehrte noch
Sich meine Liebe, o Cäcil, zu Dir!
Denn hatt' ich nicht in ſchöner Jugendthorheit
Auch Nelk geliebt, und Du, Du warſt ſein Sohn!
Nun aber, Kind, bin offenbar ich Dir
Als Eine, die Dir that das Uebelſte,
Denn dieſes Ausgangs Unheil iſt vernichtend!
Und was beſchließt denn nun Dein Schmerz mit mir?
Wirſt Du mich haſſen, meiden und verfluchen?

Ach, ich verhängte Mißgeſchick und Tod
Auf Deine Jugend, liebſt Du mich nicht mehr?
Nennſt, liebes Kind, mich noch Dein Mütterchen?

Cäcil (ſich von ihr abwendend).

O geh' und frage nichts! Mir iſt zu weh.
Mein Vater todt, und Du, Du ſein Verderben!
Ich faſſ' es nicht, wer kann es auch begreifen?
So fremd iſt's, und ſo ſchnöd' und fürchterlich!
Laß mich, mir iſt's, als liebt' ich Dich nicht mehr,
Als liebt' ich Nichts mehr in der ganzen Welt!

Coraly (ihm zu Füßen ſinkend).

Zu Deinen Füßen, Kind, erniedrigt ſich
Die Schuldige, ſie fleht Dein Mitleid an!
Laß nicht Dein junges Herz im Haß erſtarren,
Denn Haß iſt tödtender als jeder Tod!
O wende von mir Armen Dich nicht ab!
Ich brauche Deiner Augen holden Strahl.
Sei nicht des Vaters Erbe in der Kunſt,
Mich haſſend bald, bald liebend zu verderben,
Denn, liebes Kind, auf Dich hab' ich gezählt!
Durch Deinen Haß werd' ich mir ſelbſt verhaßt,
Wenn Du mich meideſt, muß ich ſelbſt mich meiden,
Und weiß nicht mehr, was übrig von mir bleibt!

Iſt Neigung denn ſo weſenlos an ſich,
Daß, wenn auch ſchuldbedrückt ihr Gegenſtand,
Sie in ſich ſelbſt die Schuld nicht überlebte?
Und Deine Neigung war mein einzig Leben. — — —

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Erſte Scene.

Am Strande der Themſe, unweit des Landungsplatzes am Custom-House.

Olivia, Johannes, Cäcil.

Johannes.

Hier wird der Themſe friſcher Morgenhauch
Verwehn die kranken Seufzer Eurer Bruſt,
Und dieſe Lüfte, die das Meer entſendet,
Sie fächeln Euch die Thränen aus den Augen.
Ihr habt zu viel geweint, Olivia!

Olivia.

O ich bin ernſtlich krank. Gebt Euren Arm
Mir wieder, denn ich ſchreite matt einher.
Doch athm' ich freier hier am Themſeſtrand.
Hieher begiebt ſich gern mein raſtlos Leid,

Stürzt in Gedanken mit der Fluth ſich fort,
Und eilt mit ihr zur Meeresbrandung hin,
Wo ſchaudernd all mein Kummer innehält.
Mich treibt mein Leid zum Meere, denn von dort
Entſtammt's, und dahin zieht mich dieſer Fluch,
Den mir das Meer gebracht. Auch ich bin ja
Ein ſturmzerſchelltes Schiff, die Maſten brachen
Zu jeder günſt'gen Fahrt, und rettungslos
Treibt um das nackte Daſein, frohbegierig,
Im nächſten Strudel ſich das Grab zu graben.
O hätt' ich erſt mein kühles Meeresgrab,
Wie der es hat, der all mein Unglück iſt!

Johannes.

Nicht rechnet mit dem Tod, er hat ſein Theil,
Euch aber tönt des Lebens Zuruf noch
Verheißend in der Ferne. Seid getroſt!
Das Leben hat noch manche Schuld an Euch,
Und iſt's auch geizig, muß es doch bezahlen!
Ergötzt Euch hier am bunten Hafenplatz,
Und ſchaut, wie in die blaue Himmelsferne
Mit hoffnungsfrohen Wimpeln greift das Schiff,
Sein Alles ſetzend an das Spiel der Welt!
Auch ladet hier das Boot nach Greenwich ein
Zur luſtigen Spazierfahrt, und gefällt's,

So ſteigen mir zur Mitfahrt noch an Bord,
Den Trübſinn uns zu ſcheuchen auf den Waſſern.

Olivia.

Nein, laßt mich ſtehn hier, ſtill und unbewegt,
Und ſinnend in die Fern' und Tiefe blicken.
Wenn ſo ich ſtehe, ruh' ich in mir ſelbſt,
Ganz leiſe aus, kaum ſchlägt mein Herz mir noch,
Doch geh' ich von der Stelle, ſchmerzt mich Alles
Bis in mein tiefſtes Sein! Vielleicht wird's beſſer.

Johannes.

Seht, unter unſre Augen rückt ein Schauſpiel,
Das ſtets ergötzt. Vom Meere kommend, treibt
Ein prächtig Dampfſchiff her von hohem Bau,
Rauchſprühend und in ſtolzer Anmuth ſchwimmend.
Es wird ſogleich zu unſern Füßen landen.
Von Reiſenden gefüllt iſt das Verdeck,
Sie grüßen frohgemuth, und Jeder bangt
Erwartungsvoll dem Boden Englands zu.
Zerſtreut Euch an den bunten Bildern doch!
Erkräftigt Euer ſonſt ſo ſtarkes Herz,
Und glaubt mir, theure Miß, nicht werth der Thränen
Iſt dieſes Leben, das man ſtolz und ſtark
Muß unter ſeine Füße zwingen, dann
Bequemt es wohl ſich unſern Schritten an.

Olivia.

Recht gut gesagt, doch was hilft alle Weisheit,
Wenn uns das Herz, das Herz, das Herz thut weh!
Herz ist ein armes Kind, was hilft dem Kinde
All Gold auf dieser Welt, es weiß doch nicht
Sich reich damit zu kaufen, arm und dumm
Wie es nun ist, das arme Kind, das Herz! —
Doch sehen wir das Schiff, es ist gewiß
Von Hamburg, und der Deutschen sind wohl viele
Am Bord, die lieben guten weisen Deutschen!

Cäcil (in heftiger Bewegung auf das landende Schiff zeigend).

Hilf Himmel, seh' ich meinen Vater dort?
Auf dem Verdeck leibhaftig steht er da.
Schaut doch, jetzt steigt er schon auf's Brett, und nahe!
Bei Gott, das ist mein Vater, ganz gewiß!
Er ist nicht todt, im Meer auch nicht begraben,
Auf diesem Schiffe kehrt er uns zurück!
O seid doch nicht so stumm und starr, Ihr Beiden,
Sagt mir, ob das mein Vater ist, mein Vater?

Olivia (hinstarrend).

Wie? Qualt Dich ein Gespenst, mein armes Kind?
Will Deine Geisterseherei mich tödten,
Wohl gar zum Hohn in Wahrheit sich verwandeln?
Denn beim allmächt'gen Gott, wenn ich noch länger
Hinschaue, schwärmen wild mir die Gedanken,

Es öffnen ſich die Gräber, und dem Tage
Wächſt eine ſchreckliche Geſtalt entgegen,
Die höhnend ſchon mich Aug' in Auge faßt!

Johannes (lachend).

Beim Himmel, bin ich noch geſunden Sinn's,
So iſt's Freund Nelk, der dort in ziemlich gutem
Behagen ſteigt an's Land und ſchon heran
Geſchlendert kommt! Ja, ja, es iſt kein Zweifel!

Olivia.

Weh', mich ergreift ein Todesſchreck, ich ſterbe!
O ſtützt mein ſchwindelnd Haupt! Er iſt's! Er iſts!
Ihm ſeh' ich auch zur Seite meinen Diener.

Johannes.

Nun ſagt um Gotteswillen, liebe Miß,
Was habt Ihr uns denn wieder vorgefabelt
Von Tod und Noth, zu Eurem eignen Leid,
Nicht minder zu dem unſern? Weinten Alle
Den Kopf uns faſt herunter, und nun ſeht,
Es lebt der Mann, habt ihm kein Haar gekrümmt,
Und klagtet ſeine Mörderin Euch an!
Schon tritt er nah und näher, unverkennbar,
Und hat uns nun geſehn, er lacht, der Schalk!
Recht heiter ſcheint er wieder heimgekehrt.

Cäcil (fortſpringend).

He, Vater! Biſt Du's wirklich? Ich bin hier!

Olivia (für ſich).

Welch räthſelhafter Fall! Was ſoll ich denken?
Verſpottet und geſchlagen werd' ich ſtets
Vom Schickſal, ſelbſt indem es löſt mein Unglück.
Es graut mich vor mir ſelbſt, das Leben iſt
Mir endlich bis zum höchſten Punct zuwider!
Giebt's einen Teufel, der mir recht geſchwind
Zuflüſterte des Todes ſchnellſtes Mittel?

Nelk, mit Cäcil an der Hand, tritt auf, in Begleitung des alten Dieners der Miß.

Nelk.

Wie, hab' ich nicht geträumt? Ich ſeh' Euch Alle
Verſammelt ſchon am Ufer, Freund und Feind,
Mich zu erwarten, könnt' ich mir einbilden.
Doch woher wißt Ihr, daß ich landen würde
Nach der gezwungenen Ulyſſesfahrt
Am heut'gen Tag? Gott grüß' Euch, Miß Olivia,
Ich dank' Euch, daß Ihr mich zur See geſchickt,
Zu kühlen mir den tollen Liebesbrand
Und einzupökeln in dem Salz des Meeres
Mein armes Herz, das nun ganz Stockfiſch ward,
So daß Ihr ruhig ſein könnt! 's hat gewirkt,
Und da ich ganz geheilt, ſo zürnt auch nicht,
Wenn Ihr mich früher wiederkehren ſeht,
Und auf ganz and'rem Weg, als vorgezeichnet

Mir ward von Eurem Nemesisgelüst!
Das ist nun gut. Euch aber, Freund Johannes,
Umarm' ich herzlich, seid Ihr noch in London?
Mich seht vom Tode gleichsam auferstanden.

Johannes.

Das Leben ist an Euch nicht zweifelhaft,
Denn Ihr seid runder noch und fetter worden
In Eurem Grab, das uns das Herz fast brach,
Euch aber wohlgenährt nun von sich giebt.

Nelk.

Hab' ich ein wenig angesetzt, so ist's,
Weil ich von Hamburg komme, wo seitdem
Ich mich verweilt und gut erlustigt habe.

Johannes.

Wie? gingt Ihr denn nicht mit der Atalanta
Nach Indien? Und seid Ihr nicht gescheitert
Im Sturm, mit aller Mannschaft dieses Schiffs,
Wie's kläglich uns die Zeitung hat gemeldet
Zu unsrer herben Pein, wonach ertrunken
Wir Euch geglaubt? Wie fingt Ihr's an, auf solchem
Vertrauten Fuß Euch mit dem Tod zu stehn,
Daß Ihr bei Indien ertrinken konntet,
Und doch in Hamburg Euch das Beefsteak schmeckte?

Nelk.

Das eben iſt der Segen böſer That,
Daß ſie fortzeugend Gutes muß gebären
Dem Biedermann, den ſie verderben ſollte!
Ja, hier die ſtrenge Schickſalsgöttin ſandte
Mich allerdings nach Hinter-Indien,
Ganz wider meinen Willen, um vielleicht
Zur Buße meiner heft'gen Ungebühr
Zu dienen eine Zeitlang als Pagode.
Und dieſen Mentor hier, den alten James,
Gab ſie mir bei, daß ſeinen Telemach
Er ſicher auch an Ort und Stelle bringe!
James iſt ein guter und gewitzter Kopf
Von kernhaft alter Sorte, doch er liebt
Gern auch die alten Sorten in dem Glas,
Und ſo zu meinem Glück ereignet ſich's,
Daß in der Nacht, wo er mich preſſen ſollte,
Er ſehr betrunken war. Gleichwohl gelang's ihm
Mit ſeinen Helfershelfern, mich zu ſchleppen
Im nächtlich wüſten Hafenlärm an Bord,
Doch fehlte er das Schiff, und ſo beſtiegen
Wir den John Bull im Augenblick der Fluth,
Wo er die Anker lichtete nach Hamburg.
Vergebens ſträubt' ich anfangs mich zur Mitfahrt,
Und machte Freiheit, Recht und Alles geltend,

Man lacht mich aus, man hält mich für verrückt,
Und zu beſchäftigt iſt der Capitain,
Um, da das Schiff bereits im Gang, zu hören
Auf meine ſonderbare Klage. Bald
Bringt mich jedoch die Seekrankheit zum Schweigen,
Die mich und den Entführer gleich entſetzlich
Mit ihrem Dämon packte, ſo daß Beide
Die ganze Fahrt wir unten in der Koye
Friedlich verbrachten, Einer über'm Andern,
Er meinend, daß es geh' nach Indien,
Ich, jeder Meinung mich entſchlagend, nur
Auf meinem Schmerzenlager mit der Thorheit,
Die ich in London ausgeübt, beſchäftigt.
Ich kann wohl ſagen, daß ich jetzt verwünſchte
Zehntauſendmal den Aberwitz der Neigung,
Die mich zum Frevler an Olivien machte,
Denn daß es Eure Rache, die mich traf
Mit ſolcher Tück' und Liſt, erkannt' ich bald
An Allem, aber glaubt, ich gab Euch Recht,
Daß Ihr dem Bären einen Naſenpfriem
Einhaktet, denn ich war Euch recht ein Bär!
Nach mehrer Tag' und Nächte Qualen hieß es
Jedoch auf Einmal, daß man ſei am Land,
Wir krochen auch hervor, und mit Erſtaunen
Seh' ich die Thürme Hamburgs vor mir liegen.

Mit Freuden dacht' ich dieſer guten Stadt,
In der ich einſt in früh'rer Zeit ein ſchönes
Geſundes Leben froh geführt, und jetzt
Beſchloß ich dieſes Zufalls Argliſt, die
Von Neuem mich dahingebracht, zu nutzen
Zu luſt'gem Aufenthalt in meines Hamburgs
Nahrhaftem Paradies. Der alte James,
Der nun ſchon Alles mir gebeichtet hatte,
Wie es ſich zugetragen und verwickelt,
Bewog ſich gern, Gefährte mir zu bleiben
Und fand ſich wie im Schooße Abrahams
In dieſer deutſchen Stadt, wo herrliches
Gemüſe man bekommt, wie nirgend anders.
Doch war mein Leichtſinn, den Verzweiflung ſchuf,
Kurzathmig nur und ging mir bald zu Ende,
Da keine Nachricht kam von meinem Knaben,
Den ich zu meiner Pein in London ließ.
Weil muthig und beherzt der Junge war,
Hatt' ich dem Capitain des Schiffs John Bull
Auftrag ertheilt, auf ſeiner nächſten Fahrt
Mein Kind nach Hamburg herzubringen. Leider
Schlug dieſe Abſicht fehl, das Schiff kam an,
Doch ohne meinen Knaben, den man nirgend
In London aufgefunden. Nun ergriff
Mich Todesſchreck, und Wuth auch gegen Euch,

Olivia, faſt fiel in Raſerei
Mein wildempörter Sinn, ich wollte flugs
Rückkehren über's Meer, doch hielt ein Fieber,
Das mich befiel in meiner Aufregung,
Nun feſt am Lager mich. Gottlob, daß jetzt
All dieſe Wirren ſind geendet! Staunend
Seh' ich Euch all' in einem Kreiſe vor mir,
Darunter meinen theuern Jungen hier.
Woher, warum, wie ſo? Ihr ſagt mir's wohl.
Ihr gabt mir gute Lehre, ſchöne Miß!
In jenen Stunden, wo im Herzeleid
Ich nachgebanget meinem Kinde, fühlt' ich,
Wie großer Thor ich war, noch andres Glück
Der Neigung zu erſtreben, als Natur
Schon um mich her gepflanzt als holde Blume
Der Kindesneigung! Ungetheilt beſitzen
Soll jetzt des Vaters Herz der Sohn, und ſchöner
Iſt doch auf Erden Nichts, als dieſe Liebe,
Die an den Sohn den Vater hat geknüpft!
Ich werd' ein ſtiller und zufriedner Mann
Jetzt glücklich leben. — Doch um Gott! Ihr ſeid
So bleich, Ihr ſchwanket, Miß Olivia!

Olivia.

Laßt mich, ich bin ſeit langer Zeit nicht wohl!

Johannes.

Gebt mir den Arm, zum Wagen Euch zu führen.
Sind wir zu Hauſe, wird Euch beſſer werden.
Kommt, theure Miß, das Schickſal nimmt Euch Alles,
Jetzt auch den Knaben, den Ihr heiß geliebt.
Wollt Ihr vergönnen, daß ich Diener bleibe
Und treuer Freund Euch in der Einſamkeit?
Euch beizuſtehn in dieſen herben Schmerzen,
Soll fortan mir Beruf des Lebens ſein.
Doch nehmt auch nicht zu tief Unglück und Glück,
Sonſt traf der Stachel beider Euch unheilbar.
Das Unglück dieſer Welt iſt eine Farce,
Verdient die Thränen nicht, ſowie das Glück
Das flüchtige Minutenlächeln nicht
Verdient, das um die Lippe ſich will ſtehlen.
Des Lebens einz'ger Inhalt iſt der Wechſel,
Wer ihn verſteht, genießt des Daſeins Kern.
Kommt, hinten in der Straße harrt der Wagen.
Lebt wohl, Ihr Beiden, ſehn uns heut wohl noch?

(Er führt Olivia fort.)

Nelk.

Nun komm, mein Sohn, in unſern alten Gaſthof
Zurück, wo wir gehauſt, als man uns trennte.
Du haſt mir Viel und Alles zu erzählen,
Was ſich ſeitdem mit Dir und jenen Andern

Hat zugetragen, denn die Seltſamkeit
In dieſem Spiel ſcheint noch verwickelter
Als je geworden. Komm, mein Herzensjunge,
Wir halten treu zuſammen nun, und reiſen
Nach unſrer Capſtadt nächſtens wieder ab. —

Zweite Scene.

(Viola's Wohnung.)

Johannes. Relk. Cäcil.

Johannes.

Sie ſchläft ſeit vielen Stunden. Hätt' ich ihr
Das größte Glück der ganzen Welt zu künden,
Ich weckte jetzt ſie nicht, ſo ſehr vertieft
Hat ſich ihr Weſen in den Friedensſchlummer.
In Gramesmüdigkeit ſank ſie dahin
Wie auf ihr letztes Lager, ſprach Ade,
Und ſchloß die Augen, doch ein Himmelstraum,
Scheint's, hat ihr armes Herz dann aufgenommen
Und heilt es und erquickt es tief von Innen.
Die Wangen athmen roſig, ſinnend lächelt
Der Mund wie über neugefund'ne Luſt,
Die noch auf halberſchrockner Lippe ſchweigt,
Und wie in einem höhern Seelenfrühling,
Der an ihr aufgeht, ſtrahlt ſie wunderbar.

In dieſem Augenblick, man ſieht ihr's an,
Hat jede Lebensſchuld ſie abbezahlt
Tief in ſich ſelbſt, ihr Leid ſtieg allzuhoch,
Und nun beginnt auf ihrer weißen Stirn
Ein Unſchuldstraum von ſtillbegnügter Zukunft. —
Habt Ihr ſo große Eile denn zum Abſchied?
Kaum ſahn wir uns und wollt davonziehn ſchon?

Nelk.

Der Abgang eines Schiffes nach dem Cap
Befiehlt uns ſchnellern Aufbruch als wir wünſchen.
So grüßt die Miß von mir und meinem Kind.
Es ſcheint mir ohnehin gefährlich, lange
In ihrer Näh' und in derſelben Stadt
Mit ihr zu weilen, denn man iſt nicht ſicher,
Daß nicht noch einmal ihre Hexerei
Die ganze Reiſeroute uns verkehrt,
Und mir gar ſtreitig macht noch meinen Jungen,
Der ſchon die ganze Nacht von ihr geträumt,
Im Schlaf beſtändig ihren Namen rief,
Und, denkt Euch, ew'ge Treue ihr gelobte.
So hat ſie mir verwirrt des Knaben Kopf. —
Mit Euch, Johannes, hätt' ich aber noch
Ein Wort zu reden, das Ihr ſollt erwägen!
Wir haben Euch ſo herzlich lieb gewonnen,
Cäcil ſowohl als ich, daß ich Euch bitte,

Mit uns zu gehn, als Lehrer meines Knaben,
Nach unſrem Cap. Wir würden dankbar ſein.
Nehmt außer unſrer Liebe, die Euch hegen
Und pflegen ſoll in jeder Art, auch noch
Das Anerbieten von zweihundert Pfund
Als Jahrgeld an, und ſeid der Unſrige!

Johannes.

Ich dank' Euch, Doctor Nelk, von ganzem Herzen.
Vor Kurzem hätte Euer Antrag noch
Mich ſehr beglückt, und würd' ich da mit Freuden
So ſchönem Zweck ſelbſt bis zum Cap gefolgt ſein.
Mein früh'res Vagabundenleben taugte
So wenig in ſich ſelbſt, es klaffte ſchon
Weit auseinander, wie ein leer Gefäß,
Das in der Sonnenhitze ſpack geworden,
Daß mir ein neuer Stern war aufgegangen,
Als mir zuerſt erſchien Eu'r lieber Knabe,
Zu deſſen Unterricht man mich beſchied.
Ich dacht' auch dieſem holden Jugendleben,
Das ſo entfaltungsluſtig blühte, ganz
Mich hinzugeben als ſein treuer Hort,
Und fand mich beim Gedanken ſchon erfriſcht.
Doch jetzt hab' anderweitig and're Pflicht
Ich zu erfüllen, die mich trennt von Euch.
Ich bin nicht mehr der arme Vagabund,

Der an dem Hungertuch des Müßiggangs
In stolzen Paradiesesträumen nagte;
Ich bin ein reicher Mann geworden, der
Jetzt zu verwalten hat ein groß Besitzthum,
Das ihn an traute Heimathscholle fesselt.

Nelk.

Ihr sprecht in Räthseln, werther Freund Johannes!
Vertraut uns doch, weich groß Besitzthum Euch
In Anspruch nimmt, damit wir überzeugt
Euch lassen bess'rem Glück, als wir es bieten.

Johannes.

Dies herrliche Besitzthum, das mir ward,
Besteht in einem trauernden Gemüth,
Das, zu mir hingeneigt, zum reichen Mann
Mich hat gemacht durch all sein Lebensleid,
In das ich mich verliebt, und das mir schenkte
In Feuerthränen eines großen Herzens
Verborg'nen Schatz, den ich nun ewig hüte.
Dies ist nun meine Pflicht, der ich verfiel.

Nelk.

So hat Kleopatra Euch doch bestrickt?
Die falsche Zauberin, hat sie Euch nun
Mit ihrer Reize Dolch und Gift getroffen?
Sie, deren Liebe Fluch statt Segen bringt,
In deren Neigung Haß und Rache kocht,

In deren Bruſt die vielgeſtalt'ge Lüge
Und die erfinderiſche Heuchelei
Ihr Neſt gebaut; Sie, dieſe Miß Olivia,
Die Teufel ausſchickt aus verliebten Augen,
Argliſtig krallt mit zarter Engelshand,
Will ſie den beſten Freund mir noch entreißen
Durch ihr zigeunerhaftes Ränkeſpiel?
O Freund, erwehrt Euch dieſes Trugs, werft ab
Das Garn, in dem ſie Euch verderben will!
Flieht dieſen ſchönen Strom, der lockend rauſcht,
In deſſen Tiefen tück'ſche Strudel harren!
Flieht weit von ihr, und zieht mit uns davon!

Johannes.

Ihr habt ſie nie verſtanden. Schmäht ſie nur,
Ich mag's Euch nicht verdenken, denn es reiche
Nicht Euer praktiſches Gemüth hinan
Zu dieſes Elfengeiſtes Art und Sinn.
In holder Laune hatte ſie erkoren
Dein Haupt, Du blöder Sterblicher, und ſcherzend
Flog ihre erſte unbegriff'ne Neigung
Zu Dir, und war zufrieden, hätteſt Du
Liebkoſend ſie als Kind an's Herz genommen.
Du ſahſt verdroſſen zu der Elfe Sprüngen,
Ihr Himmelsgaukeln ſchien Dir wilder Leichtſinn,
Und ſo ward aus der Elf' ein Kobold Dir!

Du hast sie nie geliebt, auch später nie,
Als Dir der Wahn davon wie saurer Wein
Den Kopf bestieg und Dich zur Tollheit trieb.
Sie aber hatte Nichts bedurft als Liebe.
Man muß sie lieben, und nichts Böses mehr
Erscheint in dieser herrlichen Natur!
Man muß ihr volle ächte Liebe schenken,
Die ganze Fülle eines Herzens braucht sie,
Dann ist sie fromm und gut und sonder Tücke.
Und alle Fehler, die Ihr so verurtheilt
An ihr, sind nichts als mißverstand'ne Liebe.
Sie war nie schlimmer, als wir Andern alle,
Ihr größter Haß war Schmollen um die Liebe.
Warum ging dieses selt'ne Wesen darbend
Auf Erden hin so lange Zeit bisjetzt,
Und Niemand weckte durch den Kuß der Liebe
Aus starrem Marmorbild die Göttin auf?
O wenn erstarrt die edelste Natur,
Das ist ihr Fehler nicht, es zeugt allein,
Wie schlecht und liebles um sie her die Welt!
Gebt Liebe Solchen, die ganz Liebe sind,
Dann schmilzt die Liebe jeden Widerspruch
Des innern Seins, die Herzenshärtigkeit
Thaut auf in Gnadenluft, die Lüge wird
Zur Wahrheit in sich selbst, die Heuchelei

Setzt sich in süßes Selbstbekenntniß um,
Verrathend das Geheimste, Alles löst
Und lichtet sich, und die Caprice, sonst
Das Gleichgewicht wohl störend, wandelt sich
In einen heitern Sommervogel um,
Der leicht auf Liebesschwingen überwindet
Die Schwierigkeiten einer ganzen Welt!

Nelk.

O armer Freund, Ihr seid schon tief im Netz!
Wie sehr bedau'r' ich Euch! Um Euch zu retten,
Entführt' ich gern gewaltsam Euch mit mir!

Johannes (ans Fenster tretend).

Seht, unten streift im Garten Miß Olivia.
Sie ist vom Schlummer plötzlich aufgestanden
Und neugekräftigt scheint sie hinzuschweben
Durch die Allee, beflügelt ist ihr Schritt,
Von einem neuen Gott erglänzt ihr Antlitz
Und froh'res Leben hebt die schönen Glieder.
Sie wird noch mehr genesen. O wie lieblich
Ist diese blasse Rose, die schon neigte
Den todeslust'gen Kelch, und nun erquickt
In sonnigfrischer Jugend neu ersteht,
Noch feucht vom allzureichen Thau des Grames,
Doch im Nachschimmer dieser Thränen stolz! —
Jetzt wendet sie den Schritt, sie kommt herauf!

Nelk.

Nun, ſieh' nicht gar zu traurig, mein Cäcil!
Ich rathe Dir, beim Abſchied kurz zu ſein,
Beim Weinen kommt niemals ein Heil heraus.

Olivia tritt herein. Cäcil ſtürzt zu ihr, küßt ihre Hand und ſchmiegt ſich an ſie.

Olivia.

Sieh' da, mein kleiner ungetreuer Freund!
Haſt Du nicht ganz verlernt, bei mir zu ſein?
Wie? laß Dich ſchaun! In Deinen Augen Thränen?
Schon wieder Leid? Was giebt's denn, mein Cäcil?

Cäcil.

Wir kommen, unſern Abſchied Dir zu ſagen.
Wir reiſen nach dem Cap, fern, fern von Dir!

Nelk.

So iſt's. Verſöhnlich ſei das Lebewohl,
Das ich Euch biete! Gönnt mir Eure Hand.
Laßt friedlich mich auf immer von Euch ſcheiden,
Und ſchenken wir Vergeſſenheit der Qual,
Die Einer durch den Andern mußt' erleiden.
Spinnt nicht den Fluch, zu dem ſich unſre Sterne
Berührten ſtets, noch zum Gedächtniß aus
Für's ganze Leben, und vergeßt mein völlig!
Ich aber will mit Dank und Lieb' erkennen
In weiter Ferne noch, was Ihr gethan
Für meinen Sohn Cäcil, deß Ihr Euch annahmt,

Obwohl ich fürchte, daß der Jung' an Euch
Das Herz verloren hat, und nicht mehr froh wird!
Der arme Schelm iſt älter mir und ernſter
Geworden ſeit der Zeit, wo Ihr ihn hattet.
Doch findet das ſich bald auf unſ'rem Cap,
Wo ich ihm wohl die Sentiments will legen.
Nun lebet wohl, lebt wohl, und ſagt zuletzt
Uns noch ein gutes Wort, das uns verbleibe!

Olivia.

Lebt wohl, Eu'r Weg iſt weit und Ihr habt Eile!
Ich bin in Redekunſt ſo ſchlecht erfahren,
Daß in der Schnelligkeit kein gutes Wort,
Wie Ihr's bei mir beſtellt, mir kommen will!
D'rum nehmt fürlieb, wenn mag're Hausmannskoſt
Ich bloß bei unſ'rem Abſchied Euch kann bieten,
Und kein Champagnerpfropf zum Himmel fliegt!
Lebt wohl, und ſchenk' Euch ſeinen ganzen Segen
Der liebe Gott, der auch am Cap regiert!
Seid glücklich, werdet alt und grau, und fahret
Alsdann mit Ehr' und Freuden in die Grube!

Nell.

Ich dank' Euch, Miß! Es bläſt ein kühler Wind
Von Euch in unſre Segel, daß wir raſch
Aufbrechen und ins Meer nun ſtechen wollen!

Olivia.

Mit Dir, Cäcil, iſt's eine and're Sache.
Gern ſpräch' ich noch mit Dir ein langes Wort!
Doch wozu hilft's? Du gehſt und ich muß bleiben!
Untrennbar, theures Kind, ſchien unſer Bund,
Du warſt mein Sohn, und ich war Deine Mutter,
Und ſieh', die flücht'ge Meereswelle ſpült
Jetzt raſch dahin die Ewigkeit der Neigung,
Der Neigung nicht, doch des Beſitzes wohl,
Und iſt man erſt getrennt, wer weiß, was wird!
Ade! Ade! Werd' ich Dich wiederſehn?
Wann wohl einmal? Wann treffen wir uns wieder?
Ach, wann Du biſt zum Mann herausgewachſen,
Dann biſt Du groß und rauh, wie alle Andern,
Und ich bin alt, und Du erſchrickſt vor mir!
Jetzt, wo Du klein biſt, hätteſt ſollen lange
Mein eigen bleiben, dieſe Lieb' iſt köſtlich!
Nun geh' mit Deinem Vater, Du biſt ſein!
Ade, mein Kind! Ich träume ſtets von Dir.
Du aber, denk' an mich, das werd' ich ſpüren
An meinem Herzſchlag auch in fernſter Ferne!

Cäcil.

Leb' wohl, und nimm mich auf, wenn ich einmal
Ganz unverſehens wieder zu Dir komme!
Denn wiſſe, keine Ruhe werd' ich haben,

Wenn ich entbehren ſoll Dich und Dein Antlitz!
Ach, laß mich tauſendmal die Hand Dir küſſen!

Nelk.

Wie? wollt Ihr conſpiriren gegen mich?
Nun, es iſt Zeit, Cäcil, daß ich Dich packe,
Und Dich wie jungen Seehund ſtürz' ins Meer,
In ſalz'ger Fluth den Rauſch Dir auszubaden!
Heilloſer Junge, gilt des Vaters Neigung
Denn gar Nichts Deinem ganz bethörten Sinn? —
Und nun zu Euch noch einmal ernſtes Wort,
Mein lieber Herr Johannes! Wollt Ihr denn
Noch bis zum letzten Augenblick dem Wunſch,
Der gern Euch mit uns nähme, widerſtehn?
Bedenkt Euch doch! Mit ſtärkſter Neigung hängt
Cäcil an Euch, und wärt Ihr Lehrer ihm,
Gedieh' des Knaben Bildung, wie wohl ſonſt
Durch keinen Andern! Sträubt Euch nicht, kommt mit!
Und iſt Euch die Vergütung zu gering,
Gern zahlt' ich Euch dreihundert Pfunde jährlich!

Johannes (lachend).

Was treibt Ihr noch für Späße, Meiſter Nelk?
Ich ſagt' Euch ja, wie ſich's verhält mit mir!
Könnt' ich Euch folgen, um Cäcil zu lehren,
So wär's von ſelbſt mir ſchon ein großes Glück,
Und Glück nur brauch' ich, aber keine Pfunde,

Um die ich niemals mich gekümmert! Wollt' ich
An Pfunden mich vermehren, wär' ich ja
Von vornherein ein and'rer Kerl geworden
Und hätte einen Schacher angelegt
Mit Wissenschaft, mit Meinung, mit Gefühlen,
Mit meinem ganzen Menschen, wie die Andern,
Dann wird man reich! Statt dessen blieb ich müßig
Und frei und arm dazu! Nein, lieber Freund,
Gehabt Euch wohl, und reist mit Gottes Schutz!
Leb' wohl, mein theurer Sohn Cäcil, und werde
Ein tücht'ger Kerl, die Zeit ist arm daran!

Melk.

Lebt Alle wohl, wir sehn uns schwerlich wieder.

Cäcil.

Olivia, Ade! Wie werd' ich nun
Die langen Tage ohne Dich verbringen?

Olivia.

Ade, Cäcil! Das Leben und die Welt
Sie werden nur zu bald Dich mir entfremden.
Leb' wohl, leb' wohl, mein holder guter Knabe!

(Melk und Cäcil gehen ab.)

Olivia. Johannes.

Nach einer Pause, in der sich Beide stillschweigend gegenüberstanden.

Olivia.

Wie's scheint, seid Ihr allein noch übr'g hier?

Höchſt ſonderbar! Es iſt mir unbegreiflich,
Was Euch vermocht, hier bei mir auszuhalten!
Was wollt Ihr denn? Warum in aller Welt
Gingt Ihr nicht mit zur Capſtadt? Seh' ich ſchon
Gleich einer ſo verwitterten Ruine,
Daß als mitleid'ger Epheu Ihr an mir
Wollt hängen und Euch ranken? Seid geſcheid,
Und zieht von einer Nachbarſchaft, wo ſchon
Der Blitz ſo häufig einſchlug, Euch zurück!
Ich bring' Euch Unglück, und Ihr ſucht das Glück!
Wollt Ihr Euch in der That langweilen hier?
Was wollen wir angeben? Soll Taback
Ich mit Euch rauchen, und die Karte ſpielen?
Und welcherlei Kameradſchaft wünſcht Ihr denn?

Johannes.

Ihr ſchmählt mich nicht hinweg von Euch, Olivia!

Olivia.

Nicht daß Ihr bleibt, iſt gegen meine Neigung! —
Mich ärgert bloß, daß Ihr dadurch beweiſt,
Wie unbeſtändig Eure Meinung iſt!
Denn habt Ihr nicht geſagt, Ihr zögt bei weitem
Es dem Verhältniß vor zu einer Frau:
Hofmeiſter ſein bei einem ſchönen Knaben?
Und nun, Herr Grundſätzler, wo bleibt der Grundſatz?
Ihr laßt das theure Kind von dannen ziehn,

Und ſtellt Euch mir als Witwentröſter her,
Um mir in meinen Nöthen beizuſtehn!
Was für ein Widerſpruch, ich könnt' Euch haſſen!

Johannes.

Erinnert recht der Wort' Euch, die ich ſprach!
Ich ſagt', ich prieſe glücklicher mich, Freund
Und Lehrer eines Knaben wie Cäcil
Zu ſein, denn Gatte ſchönſter Modedame!
Damit hab' ich das Freien nicht verſchworen,
Noch auch die Liebe zu der beſten Frau,
Wenn mir ihr Stern zu Häupten aufgegangen!

Olivia.

Wie dürft Ihr gegenüber einer Frau
Von Freien auch das kleinſte Wort nur wagen?
Ich fang' Euch in dem eignen Grundſatz wieder.
Habt mir ja ſelbſt geſchworen, daß Ihr nie
Wollt freien eine Andre, als die Kühne,
Die Euch zuerſt geliebt und es Euch ſagte!
Nun geht, und macht die Reiſe um die Welt,
Sucht tauſend Meilen weit von hier die Tolle!
Geht, geht! Es iſt das Beſte, daß Ihr geht!

Johannes.

Wenn's ſo iſt, iſt's das Beſte, daß ich bleibe!
Es will die Aloe mir endlich blühn,
Die Kapſel meines Glückes platzt entzwei,

Und demuthsvoll empfang' ich seine Gaben.
Ich neige mich im Kuß auf Eure Hand,
Begnadigt durch ein Götterzeichen mich!

Olivia.

Was fällt Euch ein? Packt Euch die Schwärmerei?
Ihr habt in mir die Tolle nicht gefunden!
Ich liebte Euern Briefstil bloß, nicht Euch!

Johannes.

So gebt dem Manne, was des Mannes, und
Dem Briefe, was des Briefes ist! Der Mann
Ist nicht verschied'ner Art von seinem Brief.
Le style c'est l'homme! Ich bin des Briefes Schreiber.
Ihr habt's ja eingestanden, daß den Brief
Ihr habt geliebt und bin ich nun zu kühn,
Wenn meinen Schwur ich eingelöst betrachte?

Olivia.

Ihr seid sehr kühn, Euch hilft Sophisterei!
Nun, wenn Ihr einem Brief Euch dann vergleicht,
So will ich noch die Aufschrift auf Euch machen.
Ich adressir' Euch franco an mich selbst
Und schreibe noch citissime dazu.
Nun kommt zu mir, und um Euch zu entsiegeln,
Muß ich Euch meine Hand wohl dazu bieten?

Johannes.

Wenn Du die Hand mir bietest und das Herz,

Dann haſt Du mich in Ewigkeit zueigen,
Und biſt die Herrin über all mein Leben!
Ich lieb' an Dir Dein Leid und Deine Luſt,
Ich lieb' an Dir, weshalb Dich And're haſſen
Und drum gehörſt Du mir und ich zu Dir!
Ich Heimathloſer, irre Schweifender
Fand nun mein Vaterland in Deinen Blicken!
Laß meine Treue Dir zu Füßen ſitzen
Und horchen auf die Mährchen Deiner Liebe!

(Sie ſinkt ihm in die Arme.)

II.

Adele.

---

von

v. F. v. W.

In Rom war das Haus der Baronin von Lengen ein erfreulicher Vereinigungspunkt für alle vornehme und gebildete deutsche Landsleute, indem sie hier durch Sprache, Einrichtung und Gebräuche den flüchtigen Traum heimischen Daseins hervorgezaubert fanden. Die Baronin kam als Witwe nach Rom, und obgleich nicht mehr in der ersten Jugend, war sie doch reizend genug um noch durch persönliche Anmuth fesseln zu können. Ein solcher Vorzug hatte indessen geringen Werth in den Augen einer Frau, deren ganzes Streben dahin ging, Kenntnisse zu erwerben und diese im Verkehr mit der Welt geltend zu machen; sie wollte glänzen, aber nicht bezaubern, bewundert werden, aber nicht geliebt sein. Dessen ungeachtet war sie in ihrem Hause eine freundliche, liebenswürdige Wirthin, und für die minder ansprechende Richtung ihres Wesens fand sich in der Ge-

ſchichte ihres früheren Lebens eine genügende Erklärung. — Bereits im 17. Jahre ward ſie die Gemahlin des Barons von Lengen, welcher, reich und aus ſehr angeſehener Familie, einen harten Kampf mit ſeinem Stolze und ſeinen Angehörigen zu beſtehen hatte, bevor er ſich entſchloß um Charlotte von Werthheim zu werben, deren Vater, ein bemittelter Banquier, ſich erſt vor wenigen Jahren in den Adelſtand hatte erheben laſſen. — Fräulein von Werthheims blendende Schönheit beſiegte alle Bedenklichkeiten des Barons, er heirathete ſie, eingenommen durch Vorzüge ſo vergänglicher Art, wenig derjenigen gedenkend, die für das Glück des Lebens entſcheidender ſind. — Das Mißverhältniß, welches auf dieſe Weiſe durch eine aufgeregte Einbildungskraft zwiſchen dieſer und einem überlegenden Verſtande herbeigeführt worden, blieb indeſſen nur ſo lange verhüllt, als die Eitelkeit des Barons in der Bewunderung, welche die Schönheit ſeiner Gemahlin in der großen Welt hervorrief, ihre Befriedigung fand. Es fehlten ihm die vermittelnden Empfindungen eines warmen Herzens, und ſo ſtellte ſich bald ein bitteres Gefühl ein, als er wahrzunehmen begann, daß es ſeiner Gemahlin an eigentlicher Bildung gänzlich fehle und dieſer Mangel in der Geſellſchaft ein mißfälliges Aufſehen errege.

Die Baronin hatte eigentlich gar keine Erziehung erhalten, als einziges, geliebtes Kind ihrer Eltern, hatten dieſe ſie in ſorgloſer Fröhlichkeit aufwachſen laſſen; ihr natürlicher Verſtand leitete ſie im täglichen Leben, aber in dem ihr fremden Elemente der höheren Geſellſchaft wußte ſie ſich nicht mit der Leichtigkeit urſprünglicher Gewöhnung zu bewegen. Der Gedanke, eine Frau zu beſitzen, die ſich, die ihn lächerlich machen könne, erregte den Unmuth des Barons, und, wenig bedenkend, daß jahrelange Vernachläſſigung ſich nicht in Augenblicken heben laſſe, fing er bald an, ihre Geſpräche und Ausdrücke mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit zu bewachen. Frau von Lengen hatte, jung und ſo ſchön wie ſie war, bisher auch von Seiten ihres Gemahls nur Lob und Huldigung geerndtet, ſo, daß die allmälige Umwandlung ſeines Weſens, ſein täglich wiederkehrender Tadel, um ſo beſchämender und ſchmerzlicher auf ſie wirken mußte. Voll des beſten Willens, ſuchte ſie durch Unterricht und emſigen Fleiß, in den für höhern Umgang unentbehrlichſten Fächern des Wiſſens, namentlich in neueren Sprachen ſich auszubilden, ein Streben, welches jedoch in ſeinem Beginnen mangelhaft ſein mußte, und nur dazu beitrug ihr neue, nicht ſehr artige, Spöttereien zuzuziehen. Sie hatte auf Billigung ge-

rechnet; erbittert und um so schmerzlicher gekränkt, da sie mit der zärtlichsten Liebe an ihrem Manne hing, vergalt sie anfangs seine Anmerkungen mit unfreundlichen Blicken, dann mit herben Worten, welchen er eine gleiche Schärfe entgegen stellte. — Verzweiflungsvoll that sie alles, was rücksichtlich ihrer Bildung zu einem günstigen Resultate führen konnte, und widmete sich zuletzt insbesondere dem Studium der Geschichte, welches ihr vorzugsweise zusagte, und worin sie mit einigem Glücke zu bestehen hoffen konnte. Der Baron sah diesem Treiben mit Kälte zu; die Welt wußte bereits, daß er eine Frau besitze, deren Erziehung gänzlich vernachlässigt war, eine Frau, die er nur um ihrer Schönheit willen gewählt habe. Er kam sich in diesen Betrachtungen thöricht und gehaltlos vor, und jemehr er denselben nachhing, um so betrübender entfremdete sein Herz sich derjenigen, die das schuldloseste Opfer seiner Uebereilung geworden war. — Ahndend empfand die Baronin, was in der Seele ihres Gemahls vorging, sie gefiel demjenigen nicht mehr, für welchen sie allein lebte und athmete; das Daseyn erschien ihr reizlos, und stolz von ihm sich zurückziehend, zerriß sie, durch Kälte und Mißtrauen, den letzten Faden des Bandes, der sie mit ihrem Gatten zusammen gehalten. — So zog sich diese

Ehe acht Jahre hin, da ſtarb der Baron und ließ ſeine Frau im Beſitze eines großen Vermögens mit völlig enttäuſchten Gefühlen zurück. Tief erſchüttert ſtand ſie an ſeinem Grabe, und Betrachtungen der quälendſten Art erwachten in ihrer Seele. Ihr fehlte das Bewußtſein, geliebt, geduldet, gehofft zu haben, wie ſie einſt gelobt hatte, es thun zu wollen, und der Gedanke an die Vergangenheit warf einen trüben Schatten auf Gegenwart und Zukunft. Aus ihren leidvollen Betrachtungen erhob ſie ſich mit dem feſten Entſchluſſe, nie eine zweite Ehe einzugehen und fortan nur den Wiſſenſchaften und ihren mühſam errungenen Talenten zu leben. Damit aber ihr Haus nicht allzu öde erſchiene, nahm ſie die Tochter eines entfernten Verwandten zu ſich, ein kleines Mädchen, welches damals acht Jahre alt, von der Pflegemutter als Erſatz eines ihr ſelber aus der Ehe nicht zugefloſſenen Glückes betrachtet wurde.

Ueber Adele Forſter war das Licht des Lebens unter unerfreulichen Verhältniſſen aufgegangen. Ihr Vater, ein ehemals angeſehener Fabrikant, war durch Ausführung abenteuerlicher Pläne in Armuth verſetzt, ohne daß es ihm je in den Sinn gekommen wäre, Ernſt und Ausdauer anzuwenden, um das Drückende ſeiner Lage zu beſeitigen. Hochmüthig die

Einſichten Anderer überſehend und nur die eignen würdigend, ſchob er ſein Mißgeſchick ſtets auf ſeinen ungünſtigen Stern, nie auf das planloſe Gewebe ſeiner ſeltſamen Ideen. Adelens Mutter war eines jener unbedeutenden Weſen, welche ein trübes Geſchick mit Gelaſſenheit tragen, und in deren Denkweiſe gleichwol nichts liegt, woran man ſich ſtärken oder erheben könnte. — Beide Eheleute hatten nach ihrem Unglücke eine kleine Wohnung in Dresden bezogen, wo ſie von den Trümmern ihres Vermögens und der Unterſtützung entfernter Verwandten, ziemlich eingeſchränkt und zurückgezogen lebten. Herr Forſter ſandte an die Baronin eine Schilderung ſeiner Unfälle, wogegen er von derſelben die Zuſicherung einer kleinen Penſion und die Aufforderung erhielt, ihr Adele zu überlaſſen, für welche ſorgen zu wollen ſie ſich verpflichtete.

Die Erziehung Adelens wurde mit Umſicht geleitet, und der Zufall wollte, daß die Entwicklung derſelben durch Verhältniſſe, welche dem Anſcheine nach ein entgegenſtehendes Reſultat hätten herbeiführen müſſen, auf das Glücklichſte gefördert wurde. So oft nämlich die Baronin, was nicht ſelten zu geſchehen pflegte, kleine Reiſen unternahm, ſandte ſie Adele zu deren Eltern zurück, wobei freilich der Um-

ſtand außer Acht gelaſſen wurde, daß dieſe, nach einem Aufenthalte in dem Hauſe der Pflegemutter, kaum dorthin paſſen mochte, wo ihrer ſtatt Eleganz Armuth, ſtatt geiſtiger Bildung hingebende Indolenz wartete. — Wechſelnde Beziehungen dieſer Art hatten indeſſen auf Adelens Gemüth den günſtigſten Einfluß. Bald von den reichſten Gaben des Glückes überſchüttet, bald dieſelben entbehrend, gelangte ſie, ſich ſelber unbewußt, zu richtiger Würdigung derſelben, und daraus entſprang eine Einfachheit des Sinnes, welche ihr einen anſprechenden Reiz verlieh. — In ihrem Gemüthe vereinigten ſich manche anſcheinende Widerſprüche; ſie war ſcharfſinnig und arglos, lebhaft und ſanft, heiter und tieffühlend. — Ihr Aeußeres fiel angenehm auf, ſie war groß und ſchlank, und in den anmuthigen Zügen des Antlitzes las man die Empfindungen ihrer Seele.

Als Adele das 16. Jahr zurück gelegt, begab die Baronin ſich mit ihr nach Italien und beſchloß, nachdem ſie eine artige Wohnung in Rom gefunden, dort wenigſtens zwei Jahre zu verweilen. Mit dieſem Aufenthalte bezweckte ſie vornehmlich das geſchichtliche Wiſſen durch Anſchauung feſter zu begründen, doch ſollte auch den ſchönen Künſten ihr Recht widerfahren; ſie hatte Verſchiedenes über Ma-

terei gelesen und hegte den lebhaften Wunsch, selbst sehen und vergleichen, und vor allen Dingen die Kunstwerke der verschiedenen Meister durch eigene Beobachtung unterscheiden zu können. — Dieses Streben der Baronin war freilich nicht ganz ohne Eitelkeit, indem es ihr erging wie den meisten Frauen, die gelehrt sein wollen, und einen solchen Zweck, auf ihre Weise, nicht ohne Beeinträchtigung des Gefühls zu erreichen pflegen. Beim Anblick schöner Gemälde hatte die Baronin vorzugsweise nur die Befriedigung ihrer Selbstliebe im Sinne, kein Staunen, kein tiefes, unerklärliches Gefühl bewegte ihr Herz, sie betrachtete mit Nachsinnen und Verstand, um später das erklären und beschreiben zu können, was sich häufig nur denken und empfinden läßt. — Nachdem sie, vermöge der Hülfsmittel, welche ihr zu Gebote standen, auf's angenehmste sich eingerichtet, war es ihre nächste Sorge, einen erfreulichen, geselligen Kreis zu bilden. — Dieser Plan war bald in's Werk gesetzt; es fehlte damals an einem ähnlichen Vereinigungspunkte für Fremde in Rom, und namentlich alle gebildete Deutsche gaben das ihnen unerfreuliche Leben in den Osterien auf, um in diesem gastlichen Hause die feinere Annehmlichkeit eines geselligen Lebens zu genießen. Unter denen, welche am häufig-

ſten, bald täglich erſchienen, zeichneten drei Männer durch ihre Perſönlichkeit ſich vorzugsweiſe aus. Dem Grafen Felſeck, einem jungen, vornehmen Weltmanne, hatte die Natur die gefährlichſten Geiſtesgaben verliehen. Mit der Fähigkeit jede Geſinnung errathen, jedes Verhältniß leicht überſehn zu können, verband er eine anſcheinende Nachläſſigkeit, welche beſchäftigte und reizte. In ſeinem Leben war manches vorgekommen, welches nicht dazu diente, ſeine Anſicht über die Frauen, denen er lebhaft huldigte, auf erfreuliche Weiſe feſtzuſtellen. Ohne alle Anſtrengung, nur durch Entfaltung ſeiner ſeltenen und ſeltſamen Geiſtesgaben gefallend, nie gänzlich noch abgewieſen, gab ihm dieſe Erfahrung, wo er auf ſeine Weiſe liebte, eine Eiferſucht, welche begreiflich und doch auch wieder thöricht war, da, wie es ſcheint, derjenige, welcher den Frieden des Bewußtſeins leichtſinnig einſetzt, dann auch Kälte und Klugheit genug beſitzen ſollte, eine auf dieſe Weiſe errungene Lebensfreude ſich nicht ſelber zu trüben. Sein Aeußeres war einnehmend und er gehörte zu den Menſchen, welche man anziehender findet, je öfter man ſie betrachtet. In ſeinen dunklen Augen lag ein unergründlicher Ausdruck und nie war man ſicher, daß der Blick voll Milde und Freundlichkeit, den ſie

annehmen konnten, nach einer Minute noch derſelbe ſein werde. Alles an ihm war wechſelnd, Laune, Ausdruck, Sprache und Geſinnung. — Ein Herr von Walding machte nach dem Grafen das meiſte Glück im Hauſe der Baronin. Unvermählt, nicht mehr jung, blickte er ruhig auf eine Laufbahn zurück, welche, von Leidenſchaft bewegt, von ſtrenger Rechtlichkeit geleitet worden war. Ihm blieb nach manchen Stürmen Friede, und eine richtige Würdigung des Lebens, zum Erſatz für manchen Wunſch, der nicht in Erfüllung gegangen, wie für Vieles, welches ihm verſagt, Andern einen glücklichen Beſitz gewährte. Seine ausgezeichneten Rechtskenntniſſe, ſeine Umſicht in den verſchiedenſten Zweigen des Wiſſens, gaben der Unterhaltung mit ihm eine Gediegenheit, welche im Umgange die wünſchenswertheſte Befriedigung gewährte und einen doppelten Reiz erhielt durch die Tiefe zarter Empfindung, welche er ſich zu bewahren gewußt hatte. — Mit ſich ſelber im vollkommnen Gleichgewichte konnte ſein Weſen, aus welchem Wohlwollen und Friede athmete, nie einen zweifelhaften Eindruck hervorrufen, und das Vertrauen, welches ein ſolcher Charakter erzeugen mußte, fand, wenn er auf die Probe geſtellt wurde, die vollkommenſte Rechtfertigung. — Der Dritte in

dieſem Kleeblatte, ein kleiner Gelehrter, von dem Grafen ſcherzend: ein Blatt aus dem Converſationslexikon genannt, gewährte eine mehr nützliche als angenehme Bekanntſchaft. Er verband mit gründlichen Kenntniſſen ein gewiſſes ſüßliches Weſen, welches, wenn auch einen Gelehrten nicht zum Beſten kleidend, dennoch hin und wieder Beifall findet, weil manche darin einen Anſtrich von Humanität und für ſich eine auffordernde Ermuthigung wahrnehmen. Für die Baronin war dieſer Mann durchaus unentbehrlich, denn, wenn ſie die ſkeptiſchen Aeußerungen des Grafen fürchtete, die höfliche, aber einfache Aufrichtigkeit Herrn von Waldings ihr bedenklich erſchien, flüchtete ſie mit allen ihren Zweifeln und Fragen zu ihm, der ſeine Belehrung in verbindliche Phraſen einzuhüllen niemals unterlaſſen zu dürfen glaubte, und ihr oft das Gefühl gab, als erwecke ſie neue und vortreffliche Ideen, welche ihm bis dahin, und, ohne ihr Zuthun, für immer fremd geblieben ſein würden.

Beim erſten Eintritt in das Zimmer der Baronin, erfaßte des Grafen Kennerblick die reizende Adele. Schnell den Schatz von Geiſt und Gefühl wahrnehmend, der aus beſcheidener Hülle hervorblickte, beſchloß er, Adelen gefallen zu wollen und beſchäftigte

ſich daher anfänglich nicht viel mehr mit ihr, als daß er dann und wann eine ſatyriſche Bemerkung an ſie richtete, deren Treffendes ihr lebhaftes Erröthen jedesmal zu erkennen gab. Unaufmerkſam wie er es zu ſein ſchien, entging indeſſen ſeiner Beobachtung kein Ausdruck ihrer Züge, kein Blick der ſchönen, unſchuldigen Augen, ja die Gedanken ihrer Seele ſchienen ihm erſchloſſen, bevor ſie ahnden mochte, daß ſeine Aufmerkſamkeit ihr zugewendet worden. Das Streben der Baronin däuchte ihm durchaus lächerlich, und er nahm keinen Anſtand, dieſes gelegentlich ſo weit zu zeigen, als die Schicklichkeit ſolches irgend geſtattete. In dieſer Beziehung gewährten ihm ihre gelehrten Geſpräche unerſchöpflichen Stoff zur Unterhaltung, indem er, mit einem leiſen Anfluge von Ironie daran Theil nehmend, der Vortheile im ganzen Umfange ſich zu bemächtigen wußte, welche eine geſellſchaftliche Behandlung ernſter Gegenſtände allezeit darzubieten pflegt, wenn, den Umſtänden nach, eine gründlichere Richtung ſich als Pedanterie geltend machen würde. — Vor allen aber ſchloß ſich der Graf gerne der Baronin auf ihren Kunſtwanderungen an, welche, den eigentlichen Kern der Unterhaltung dieſes Kreiſes ausmachend, vornehmlich dazu dienten, ſein Verhältniß zu dem Hauſe der Baronin näher zu beſtimmen, und ihn

insbesondere mit Adelen in nähere Verbindung zu setzen. Das erste Mal, als eine solche vor sich ging, und die Baronin sichtlich auf ihn als Führer zu rechnen schien, faßte er nachläßig den Arm der jugendlichen Pflegetochter, indem er lächelnd sagte: seine Kenntnisse würden kaum ausreichen, eine so anspruchslose Schülerin zu belehren, so daß er, alle höhern Ansprüche aufgebend, diese auf die Gründlichkeit der beiden andern Herrn zu verweisen genöthigt werde. — Sein Zweck war erreicht, die Ungnade der Baronin kümmerte ihn wenig, und, kein gutes aber ein sehr befriedigendes Gefühl durchzuckte ihn, als er Adelens tiefe Befangenheit wahrnahm. Er hatte ihr imponirt, wie leicht war es jetzt, ihr zu gefallen.

In dem gleichgültigsten Tone mehrere Bemerkungen mittheilend, ging er bald, Alles umher mit der ihm eignen Laune beachtend, zu einer scherzhaften Unterredung über. Adele faßte etwas Muth, sie lachte über einige seiner Anmerkungen, und wagte endlich zu den dunklen Augen aufzublicken, die mit einem seltsamen Ausdrucke auf sie gerichtet waren. Nachläßig ging der Graf weiter; als das Ziel der Wanderung, das Kolosseum, erreicht war, und Adele sich vorweg auf seine scharfsinnige Belehrung freute, zog er die Uhr hervor und bedauerte kalt, sie der

Fürsorge des Herrn von Walding übergebend, daß er die Gesellschaft verlassen müsse. Betroffen blickte Adele ihm nach, und es verging eine Weile, bevor sie der ruhigen, gediegenen Schilderung ihres neuen Führers volle Aufmerksamkeit zuwenden konnte. Herr von Walding beachtete lächelnd ihre Zerstreuung, sie war ihm wohl erklärlich, zu oft im Leben hatte er wahrgenommen, daß der Wunsch zu gefallen, von Jugend und einem festen Willen unterstützt, so wie den Formen verbunden, welche das Bewußtsein eignen Talents und dessen Anerkennung in der Gesellschaft über das äußere Wesen zu verbreiten pflegen, einen tiefern Eindruck auf junge, unerfahrene Herzen hervorzubringen vermag, als der gehaltvolle Verkehr mit Menschen, die in der Wahl ihres Umganges durch höhere Zwecke als die der Gefallsucht geleitet werden.

Am Abend kam der Graf wie gewöhnlich in das Haus der Baronin; spät erscheinend begann er nach der ersten flüchtigen Begrüßung ein ernstes Gespräch mit einem deutschen Professor, den er stets sehr auszuzeichnen pflegte. Adele setzte sich auf der Baronin Geheiß an das Fortepiano, und trug einige Musikstücke mit Talent und Anmuth vor. Der Graf hatte sich ihr im Gespräche mit dem Professor genähert,

und als dieser eine Bemerkung über Adelens Spiel zu äußern wagte, fragte sie freundlich, ob dieß nicht vielleicht für die Unterhaltung störend sei? — Der Professor gab eine sehr artige Antwort, zerstreut blickte der Graf empor: Was mich anbelangt, sagte er finster, so bin ich seit lange daran gewöhnt, nie irgend ein Geräusch als störend zu betrachten. Ich höre nur, was ich absichtlich hören will, denn wie beschränkt müßte die Geisteskraft sein, welche es nicht verstände, sich über äußere Verhältnisse zu erheben. Was ich in mich aufnehme als Eindruck irgend einer Art, wird immer durch bestimmte Absicht mir zu Theil, durch den freien Willen mich davon beherrschen lassen zu wollen. Wer in der Welt gelebt und gedacht hat, der verlernt es, sich wie ein Kind von allem erfreuen, betrüben, hinreißen oder stören zu lassen. Daher bitte ich, daß Sie bei ähnlichem Anlaß auf mich nie Rücksicht nehmen wollen, denn ich bin so berücksichtigender Güte völlig unwerth. In dieser Antwort lag nichts Verbindliches, Adele fühlte es und betroffen weiter spielend verfehlte sie den Takt; schmerzlich wurde ihr zu Muthe, als sie gleich darauf den Grafen lachen hörte. Er näherte sich augenblicklich, mit schalkhaftem Ausdrucke seine Blicke ihr zurichtend: Sie sehen, sagte er, daß ich mitunter auch

hören kann. Ja, aber zur Unzeit, entgegnete sie lebhaft und unbedacht. Er lächelte: Wer weiß, ob es so sehr zur Unzeit war? Wie langweilig würde das Leben sein, ginge Alles darin nach einem vorgeschriebenen Maaße. Kleine Unregelmäßigkeiten sind manchmal sehr anregend, man muß nur verstehn die Tonart wieder zu finden, welche durch das ganze Stück geht. Eine Einheit muß da sein, von welcher alle Abweichungen ausgehn. Diese Composition, sagte der Professor, muß von Pergolese sein, oder ich verstehe mich schlecht auf die Würdigung eines so herrlichen Meisters, meinen Sie nicht auch, Herr Graf? — Ich hörte nur die letzten Sätze, entgegnete dieser, und bin, fügte er scherzend hinzu, nicht vermessen genug, aus dem Vortrage derselben irgend einen Componisten herausfinden zu wollen. Dann zu einem andern Gespräche übergehend und sich mit dem Professor entfernend ließ er Adele ziemlich unbefriedigt zurück. —

Die nächste Zeit verging unter halb anziehenden, halb abstoßenden Verhältnissen; das Benehmen des Grafen war für Adele ein Räthsel, welches sie zu lösen versuchte, wenig ahnend, wie sehr dabei die Ruhe ihres Lebens gefährdet sei. — Nachdem er dahin gelangt war, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, nach-

dem er muthmaßen durfte, daß ſie anfange über jedes ſeiner Worte, über ſeine geringfügigſten Handlungen nachzudenken, durfte er auch mit einiger Sicherheit annehmen, daß ſie damit enden werde, ihn zu lieben. Der Erfolg entſprach dieſer Vorausſetzung; die Eigenthümlichkeit des Grafen feſſelte Adelens Betrachtung, ſein Verſtand, ſein ſchelmiſches Lächeln, der wechſelnde Blick ſeiner Augen, zogen ſie an, aber, wenn durch den milden Ausdruck derſelben befriedigt, eine ruhige Sorgloſigkeit ihr Weſen einzunehmen begann, traf ſie ein abſtoßendes Wort, eine ſatyriſche Bemerkung und berührte erſchütternd das Innerſte ihres Herzens. Unverkennbar zog ein lebhaftes Intereſſe ihn zu ihr hin, unverkennbar wünſchte er ſie für ſich einzunehmen, aber es ſchien, als ob er nur aufzubauen ſuche, um wieder einzureißen, denn kaum ward ihm ein Blick, ein Wort, ſo fand Beides nicht ſelten unfreundliche Vergeltung. Nicht klüger hätte er handeln können, es zwang ſie, immer an ihn zu denken; die Minuten zu zählen, wann er kommen werde, um zu ſehn, ob er gleichgültig erſcheine, wie er gegangen; ob er mit dem freundlichen Blicke wiederkehre, mit welchem er ſchied; ob noch um ſeine Lippen ein Zug von Spott ſchwebe, oder ob dieſer ausdrucksvolle Mund ein Lächeln der Neigung für ſie habe. Dieſe Liebe

mußte zur Beſchäftigung ihres Daſeins werden, denn in ihrer Umgebung war Nichts, was ſie derſelben hätte entfremden und in ihrem Innern, bei ſo großer Jugend war nicht Kraft und Gehalt genug, derſelben widerſtehen zu können. — Die Baronin überſah die Verhältniſſe flüchtig, ihr blieb die Zeit nicht, dieſelben zu ergründen. Sie hatte mit der Leidenſchaft abgerechnet; was darauf Bezug hatte, beſchäftigte ihre Einbildungskraft kaum. Nur an dem Glauben hielt ſie feſt, daß in dem Leben eines jeden Menſchen einmal der Schmerz unerreichbarer oder unerwiederter Liebe vorkomme, und ſo ſah ſie in der Prüfung, die Adelen höchſtwahrſcheinlich bevorſtand, nur die unabwendbare Fügung des Geſchicks, welche einmal alle Herzen erſchütternd berühren müſſe, die kalten wie die warmen, die unbeſtändigen wie die treuen. — Frauen beſuchten das Haus der Baronin äußerſt ſelten, da wenige durch die Richtung des gelehrten Strebens ſich angezogen, oder derſelben ſich gewachſen fühlten, und auf dieſe Weiſe ſtand Adele allein in dem ſie umgebenden Kreiſe, ohne Rath, ohne Beiſtand; ein und daſſelbe Bild vor Augen und im Herzen.

Die Baronin ſetzte ihre Wanderungen, denen jetzt auch ein junger deutſcher Maler beiwohnte, unausgeſetzt fort; der Graf fehlte dabei nie; es ward als

abgemacht betrachtet, daß er Adelens Führer sei, und auf diesen Ausflügen gewann er sich vollends ihr Herz. Wenn allein mit ihr, schien alle Schroffheit seiner Ansichten, alle Schärfe seines Witzes sich zu mildern, er sprach ernst und gehalten, oft sanft und schwermüthig seine Ansichten aus, indessen er im nächsten Augenblicke die Unterhaltung mit der einnehmendsten Fröhlichkeit zu beleben, und so, stets wechselnd aber stets angenehm, seine junge Gefährtin zu beschäftigen wußte. Auf diese Weise ward ihr nie Anlaß, über eine Eigenthümlichkeit seines Gemüths besonders nachzudenken; sie sah ihn täglich, und doch, wie hätte sie entscheiden mögen, ob Ernst, ob Frohsinn, die Grundlage seines Wesens sei? Der geringste Anlaß konnte ihn beleben, der kleinste Anstoß ihn verstimmen, war es Laune, war es Gefühl, was ihn so reizbar machte? — Für diese Frage war in ihrem Innern keine Antwort, sie empfand nur, daß sie ihn um seiner Fehler willen nicht minder lieben werde. — Ein Ereigniß besonderer Art diente dazu, diese Abhängigkeit noch fester zu begründen. Eines Tages, als die Gesellschaft sich im Vatican befand, und der Graf einige Schritte zurückgeblieben war, glitt Adelens Fuß von einer Stufe ab, und sie wäre gefallen, wenn nicht ein Unbekannter, welcher sich ganz in ihrer

Nähe befand, ſie gewandt in ſeine Arme aufgefangen hätte. Dem Grafen war es bereits ſeit längerer Zeit vorgekommen, als wenn in dem häufigen Zuſammentreffen mit dieſem jungen Manne, auf öffentlichen Spaziergängen, mehr als bloßer Zufall liege, und bei dem Anblicke, der ſich ihm jetzt darbot, wäre es um ſeine Faſſung beinahe geſchehen geweſen. Bevor ſich Adele empor richten konnte, nahte er, bleich vor Zorn, zog ſie raſch an ſich und richtete ſeine ſprühenden Augen auf die des Fremden, der ihnen mit Feſtigkeit begegnete. Erſchrocken ſagte Adele ein Wort des Dankes; der Graf richtete noch einmal den Blick durchdringend und ausdrucksvoll auf den jungen Mann und ging, Adelens Arm in den ſeinen legend, langſam mit dieſer weiter. Beide ſchwiegen, der Graf war ſichtlich übel gelaunt und dieß benahm ihr den Muth, ein Geſpräch zu beginnen. Wie iſt Ihnen? fragte er nach einer Weile finſter, empfanden Sie wirklich Schrecken? — Ueber Sie, nicht über mich, war die leiſe Entgegnung. Er lächelte gezwungen; Sie haben, ſagte er nach einer Pauſe, ſehr zufällig einen tiefen Blick in meine Seele gethan. So mögen Sie es denn wiſſen, ich bin über allen Begriff eiferſüchtig, ich bin es auf den Hauch, auf die Luft, welche die Geliebte meines Herzens berühren, wie

viel mehr denn auf den beglückendſten Zufall, welcher je einen Sterblichen begünſtigte. Nie werde ich dieſer Leidenſchaft Herr werden, die geringſte Gunſt, ein Wort, ein Blick, welche das Mädchen meiner Wahl einem Andern gewährte, würde uns für immer ſcheiden, und müßte ich aus Schmerz darüber ſterben. — Er ſchwieg nachdenkend, tief erſchüttert hörte Adele ihm zu; liebte er ſie? — Mußte ſie es nicht glauben? — Ach! und wenn er ſie liebte, wie leicht war dann dieſes Glück zu verſcherzen! — Wie war es denkbar, einem ſo heftigen, leidenſchaftlichen Gemüthe ſtets zu genügen, wie war es möglich, vor ſo ſtrengen Augen immer tadellos beſtehn zu können? — Bebend freute ſie ſich ihres Glückes und doch ſollte auch der reine Glaube daran bald getrübt werden. — Am folgenden Tage ließ der junge Fremde ſich in das Haus der Baronin einführen, zum tiefſten Verdruß des Grafen. Er war Italiener, aus angeſehener Familie und völlig unabhängig; ſein Anſtand zeigte den Mann von Welt, ſeine Unterhaltung den Mann von Geiſt und Bildung. Die Blicke beider Herrn trafen ſehr bald auf einander; der Italiener ſah ruhig aus, wie einer, der mit gutem Bewußtſein das Schlimme nicht fürchtet, über des Grafen Züge flogen im ſchnellen Wechſel Zorn und Eiferſucht. Beide ver-

mieden mit einander zu reden; der junge Fremde hielt sich mit vielem Takte zu Herrn von Walding, der ihm wohlwollend entgegen kam. Sein Gefühl für Adele war unverkennbar und sein ganzes Benehmen zeigte wahres, achtungsvolles Zartgefühl. — Für diese waren indessen die Stunden, welche er dort im Hause zubrachte, peinigend und qualvoll; des Grafen Augen verließen sie nicht, und ruhten unabläßig, finster und drohend auf ihr. — Weit entfernt, mit der Liebenswürdigkeit seines Gegners in die Schranken zu treten, ward er schroff und wortkarg, nur der Furcht wollte er verdanken, was die Liebe bereits so fest begründet hatte. — So vergingen einige Wochen; nach Verlauf derselben kam der junge Italiener Abschied zu nehmen, da eine Reise nach Sicilien ihn abrief. In dem Gemüthe des jungen Mannes hatte sich unverkennbar eine heftige Leidenschaft entwickelt. Der wohlwollenden Beachtung des Herrn von Walding hatte dieses am wenigsten entgehen können, und ein warmes Mitgefühl fesselte ihn an den Fremden, welches dieser seinerseits mit dankbarem Zutrauen erwiederte. — Sie reisen? fragte er mit forschender Theilnahme. Ich reise, entgegnete jener seufzend, zu spät gekommen, will ich wenigstens mich losreißen, bevor es mir an Entschlossenheit dazu fehlt. Durch meine

Gegenwart will ich dem Gegenſtande einer ſo unglücklichen Neigung keine unnöthige Pein verurſachen.“ Herr von Walding drückte ſeine Hand: Alles was Sie thun, iſt richtig, ſagte er mit Wärme, und dennoch — jung und einnehmend wie Sie es ſind, würde ich vielleicht an Ihrer Stelle die einmal gefaßte Neigung, den daraus entſtandenen Vorſatz, ſo ſchnell nicht aufgeben. Der junge Mann lächelte ſchmerzlich. Beſäße ich auch in der That, entgegnete er, die Vorzüge, welche Ihre Güte mir zuſchreibt, ſo würde ich doch ſchwerlich mit meinem Gegner es aufnehmen können. Wenn er nur gefiele, allerdings, aber er wird geliebt! Im Zweifel liegt Ermuthigung, in der Gewißheit Entſagung. Wer könnte hier zweifeln? — O möge er ſein Glück verdienen! ich wünſche es um dieſes holden Engels willen, den ich Ihrer Fürſorge dringend empfehle. Dulden Sie es nicht, daß man mit Ihrer Neigung ſpielt, und — Ihnen verberge ich die Schwäche meines Herzens nicht, wenn dies Verhältniß enden ſollte, wenn es denkbar wäre — ach! mein Freund, niemals, nein, niemals werde ich ſie vergeſſen! — Lebhaft Herrn von Waldings Hand drückend, die Augen, denen eine Thräne entquoll, noch einmal auf ihn richtend, verließ er das Zimmer. —

Dieſe Qual hatte ihr Ende erreicht, eine neue ſollte für Adele beginnen. Es war ihr aufgefallen, daß der Graf des Abends um 8 Uhr ſich jedesmal entferne, und daß er, deſſen Benehmen ſich übrigens gleich blieb, oft mit Ungeduld auf die Uhr ſah, wie mit dem Wunſche, daß die Zeit Flügel haben möge. Das Räthſelhafte dieſes Verhaltens ſollte nur zu bald gelöſt werden, denn als die Baronin hierüber eines Abends mit einer Bemerkung hervortrat, entſtand ein plötzliches Stillſchweigen, welches nach einer Weile durch den Gelehrten, nachdem er bedächtig eine Priſe zu ſich genommen hatte, mit der Aeußerung unterbrochen wurde: Unſer junger Freund eilt ſeinem guten Glücke entgegen. Es iſt kein Geheimniß, wie gern die Marcheſa L. ihn bei ſich ſieht und wie ſehr er ſeit Wochen zu ihren Füßen ſchmachtet. Der gute Graf gehört zu den glücklich oder unglücklich Begabten, denen es gegeben iſt, keinen Reiz zu überſehn und welche dem ganzen Geſchlechte in deſſen einzelnen Mitgliedern zu huldigen wiſſen. — Adele erſtarrte, ſie fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen. Der Gedanke an ſeine Untreue war ihr noch völlig fremd geweſen; ſie hatte ihn immer zu allen Tageszeiten geſehn und die Ueberzeugung gehegt, daß ſein ganzes Leben offen vor ihr läge. Nie

war das Bild einer Andern neben dem ihrigen erschienen und nun sagte man ihr, daß alle reizenden Frauen mit Besorgniß von ihr betrachtet werden müßten! Nur die lähmende Erschütterung des tiefsten Leides hielt ihre Thränen zurück. — Die Nacht verging ihr in Schmerz und Zweifel und willkommen war das Licht des Tages, welches sie dem Wiedersehn näher brachte. Sie sehnte sich darnach, den Augen zu begegnen, in welchen, ihrer Meinung nach, alle Gedanken der Seele so ausdrucksvoll zu lesen waren. Der Graf kam aber, gegen seine Gewohnheit, am Morgen nicht und auch der Abend verging ohne seine Gesellschaft. Endlich erschien er am folgenden Abend; in dem Ausdrucke seines Antlitzes lag keine Veränderung, bei Adelens Anblick flog die freundlichste Belebung über seine Züge. — Auch sie wollte sein wie früher, aber die widerstreitendsten Empfindungen machten es ihr unmöglich; sie war beglückt ihn wieder zu sehn, aber hatte er nicht freiwillig zwei Tage hingebracht ohne sie aufzusuchen? — Die Anschuldigung des Gelehrten lag ihr ebenfalls schmerzlich im Sinn, und in dem Bestreben, solches verbergen zu wollen, mußte ihrem Gruße nur um so mehr etwas Gezwungenes sich mittheilen. — Dem Grafen konnte dieser Umstand nicht entgehn, er lächelte und suchte mit der ihm

eignen Leichtigkeit ein allgemeines Gespräch anzuknüpfen. Die Baronin, welche auf seine unverkennbare Vorliebe für Adele flüchtige Pläne gebauet hatte, fand sich veranlaßt ihn um die Anwendung des verflossenen Tages zu befragen. Wo ich war? fragte er sehr verwundert. Die Baronin erröthete. So viel ich mich dessen entsinne, fuhr er scherzend fort, in Rom; ganz zuverlässig ist es deshalb vielleicht nicht. Stets bemüht meine Erinnerung nicht von einer Stunde zur andern mit herüberzunehmen, betrachte ich diejenigen, welche ich hier nicht verleben durfte, als verloren, und der Beachtung unwerth. —

An dem nämlichen Abend, als sich dieses zugetragen, sollte das Kolosseum noch einmal besucht werden, und zwar bei Mondlichte, nach der ausdrücklichen Anordnung des Gelehrten. Der Graf reichte Adelen den Arm und indem er mit unveränderter Laune in eine Unterhaltung einging, ihr Blick seinem Auge begegnete, ihr Ohr den Ton der geliebten Stimme vernahm, schwanden Schmerz und Mißtrauen aus ihrer Seele, alles Leid war vergessen; sie fühlte sich glücklich und genoß sorglos, in kindlicher Hingebung, das Glück der Gegenwart, welches nachzumessen und zu ergründen unmöglich, und das unwandelbar und dauernd erschien wie ihre Liebe.

Im Innern des Koloſſeums angelangt, herrſchte anfangs die tiefſte Stille, jeder ſchien Scheu zu empfinden, in dieſen Räumen den Klang der eigenen Stimme zu vernehmen. Der Graf ging, ohne einem beſtimmten Plan zu folgen, mit Adelen umher, bis er ihre Aufmerkſamkeit auf einen Lichtſchein lenkte, welcher aus einem etwas entfernten Gange hervorſtrahlte. Näher tretend, gewahrten ſie die hohe Geſtalt eines Franziskaners in ſeiner düſtern Ordenstracht, der, eine Fackel in der Hand, unbeweglich da ſtand, den Blick wie gedankenvoll gen Himmel gerichtet. — Die ewig denkwürdigen Räume umher, von den Strahlen des Mondes mit zweifelhafter, träumeriſcher Helle beleuchtet, der Fackelglanz, wodurch einzelne Lichtmaſſen auf den Boden verbreitet, andere dem gegenüber liegenden Gemäuer mitgetheilt wurden, alles dieſes mußte in dieſer Räumlichkeit und zu dieſer Stunde eine ergreifende Wirkung hervorbringen. Graf Felſeck ſtand einen Augenblick ſtill, um des Anblickes zu genießen, dann, ſich dem Mönche nahend, wechſelte er mit dieſem einige lateiniſche Worte und bemerkte gegen ſeine Gefährtin: Der ehrwürdige Vater bietet uns ſeine Leitung an; er iſt in dieſem herrlichen Denkmale der Vergangenheit wie zu Hauſe, ihm ſind alle Wege bekannt, auf denen man

zu der schönsten Ansicht gelangt, welche hier erreichbar oder vielleicht überhaupt vorhanden ist. — Es scheint, wir dürfen uns ohne Bedenken einer so heiligen Führung anvertrauen. Aber die Baronin? — wandte Adele ein, müßten wir sie nicht benachrichtigen, und würde sie nicht vielleicht Theil nehmen wollen? — Sie verwechseln, sagte der Graf, unsern gütigen Führer mit einem ganz gewöhnlichen Cicerone, wir können nicht annehmen, daß der ehrwürdige Pater sich bewogen finden möchte, unsre Rückkehr abzuwarten, und es ist daher vernünftiger die Gelegenheit schnell zu benutzen. Nie im Leben wird sich Ihnen ein ähnlicher Anblick darbieten und das Schöne kommt so häufig nicht vor, daß man Ursache hätte, es ohne besondern Anlaß unberücksichtigt zu lassen. Darum folgen Sie uns ohne Bedenken, in Ihrer holden Gesellschaft werde ich so Bewunderungswerthes doppelt zu schätzen wissen. — Der Mönch stand so, daß der volle Schein des Lichts auf seine scharfen, ausdrucksvollen Züge fiel, er schien das Gespräch verstanden zu haben und blickte mit einem seltsamen Lächeln zu dem Grafen auf, beugte dann das Haupt ein wenig gegen Adele und, indem er durch eine Bewegung der Hand sie einlud, ihm zu folgen, begann er raschen Schrittes die Wanderung.

Von Gewölbe zu Gewölbe, von Treppe zu Treppe, leitete der Weg herauf, bis zu der höchſten Zinne; die Schwierigkeit des Pfades beſchäftigte, die Unterhaltung des Grafen zerſtreute Adele und ließ ihr nicht Muße, die Zeit zu berechnen, welche über dieſer Wanderung verfließen mußte. — Oben angelangt deutete der Franziskaner die Richtung an, welche zu dem von ihm bezeichneten, ſchönſten Pynkte führe, und ſchlug ſelber, langſamen Schrittes, den Weg nach der entgegengeſetzten Seite ein. Adele ſtand, von Erſtaunen gefeſſelt, unbeweglich, der Graf bot ihr die Hand und durch das Geſträuch und Gezweige dieſer ſeltſamen Wildniß einen Weg ihr bahnend, führte er ſie zu der Stelle, von welcher man des freieſten und herrlichſten Ueberblicks genießt. Ihre Bewunderung war wortlos, ein Blick in die Höhe, ein Blick in die Tiefe, bot gleichen Anlaß dazu dar. Die Strahlen des Mondes beleuchteten ihr Geſicht, die unzähligen Sterne blickten aus tief blauem Himmel auf ſie herab, und von allen Wundern der Erde umgeben, ſtand ſie mit ihrem Herzen voll Andacht, voll Liebe, neben dem kälteſten Weltmanne. — Welche Nacht! ſagte dieſer, tief und ergriffen, nur unter dieſem geſegneten Himmelsſtriche erlebt man Aehnliches, nur unter ſolchen Einwirkungen wird die

Seele empfänglich für die süßesten Täuschungen, welche das Leben bietet. Nichts, nichts verräth mir in diesem entzückenden Augenblicke, daß wir nicht allein sind auf der Erde, kein Wort, kein Laut verräth mir, daß es noch Wesen außer mir giebt, für welche Adele athmet, daß ich ihr nicht Alles bin; hier, wo ich ihren Blick nur mit den wundervollen, ewigen Sternen theile! — Hier, wo vielleicht noch nie ein Herz in Liebe geschlagen hat. Glücklich derjenige, in dessen Leben Augenblicke vorkommen, in welchen man es fühlt, daß es ein Band giebt, unzerreißbarer denn alle, welche durch Verhältnisse geknüpft werden und welches mit seinen tausend unsichtbaren Fäden zwei Herzen so fest, so unauflöslich verbindet, daß Nichts ihre Zuneigung entfremden kann. Augenblicke, wo das Kleinste Werth für den erhält, der so oft das Größte nicht achtete. — Indem der Graf dies sagte, streckte er die Hand nach einem Epheuzweige aus, den Adele vom Gemäuer getrennt hatte. — Geben Sie mir den Zweig, theure Adele, als ein Andenken an diese Stunde; gieb ihn mir, fügte er innig bittend hinzu, geliebtester Engel, und versprich mir, versprich mir fest, daß Du nie, nie meiner vergessen willst, daß Du oft, daß Du immer herzlich meiner gedenken willst. — Adele schwieg,

nur das Leben ihrer Hand, welche er noch in der seinigen hielt, antwortete ihm. Bekomme ich diese tröstliche Zusicherung nicht? fuhr er fort, sag' nur ein Wort, geliebte Adele, sprich nur: ewig, und ich bin zufrieden. — Adele wollte das Wort sagen, zarte Scheu schloß ihr die Lippen. So muß ich mir ein Pfand der Zusicherung nehmen! und dieses sagend, schloß er sie rasch in seine Arme. Bestürzt machte sie sich von ihm los, Beide schwiegen, der Graf bot ihr die Hand und führte sie wiederum der Stelle zu, wo der Mönch sie verlassen hatte. Dieser stand in geringer Entfernung von denselben, und näherte sich augenblicklich, von neuem ihnen auf dem Rückwege als Führer zu dienen. — Der Graf sagte ihm einige höfliche Worte und ging dann einsylbig neben Adelen her, welche er zuweilen wie fragend und forschend betrachtete. Als sie die Stimmen der übrigen Gesellschaft ganz nahe hörten, flüsterte er leise und bittend: Das Wort, nur das einzige Wort; sprechen Sie es aus, daß Sie mich nie vergessen wollen und diese Beruhigung wird mich in den trübsten Augenblicken meines Lebens umschweben. Adele, soll dieser Trost mir versagt bleiben? Soll ich nicht denken dürfen, daß mein Bild in dem einzigen Herzen fortlebt, welchem das Meinige ausschließlich angehört? — Heftig ergriffen

lehnte ſie einen flüchtigen Augenblick den Kopf an ſeine Schulter, Thränen entſtürzten ihren Augen. — Da tönte die Stimme der Baronin ganz nahe; noch einmal ſuchte der Graf Adelens Augen zu begegnen, noch einmal drückte er ihre Hand und ſie ſtanden vor der übrigen Geſellſchaft. Die Baronin äußerte einiges Befremden über ihr langes, von ihnen allen abgeſondertes Verweilen, wogegen der Graf mit der ihm eignen, kalten, überhebenden Weiſe behauptete: er habe ſich mit Fräulein Forſter ſtets ganz in der Nähe befunden, ſie Beide wären indeſſen ganz unbeachtet geblieben, da, bei dem künſtleriſchen Eifer der Geſellſchaft, jede anderweitige Berückſichtigung in den Hintergrund getreten ſei. Die Baronin ſchwieg ungläubig, der Gelehrte nahm mit nachdenklicher Ironie eine Priſe und Herr von Walding ſah vor ſich hin auf den Boden. Nur der Maler warf, jung und ohne feinere Bildung, einen Blick voller Neugier auf Adele. Dieſe hörte den dreiſten Ausreden des Grafen erſchrocken zu, niemals hatte ſie abſichtlich eine Unwahrheit geſagt und nun mußte ſie eine ſolche für ſich ſagen laſſen, vielleicht dem Himmel danken, wenn ſie Glauben fand! Ihr reines Herz empfand Beſchämung und tiefe Betrübniß zugleich, ſie ſehnte ſich darnach in der Einſamkeit ihren Betrachtungen nachzuhängen.

Zu Hauſe angelangt, blieb die Geſellſchaft beiſammen und es ward viel über den nächtlichen Spaziergang geredet. Die Baronin fühlte ſich ſehr aufgelegt ihre Kenntniſſe zu zeigen, verwechſelte aber in dieſer Veranlaſſung die chronologiſche Reihefolge der früheren kaiſerlichen Beherrſcher Roms, indem ſie, des Friedens gedenkend, welcher mit den Parthern geſchloſſen und wodurch die Oſtgrenze des Reichs geſichert wurde, auch die Römer in den Wiederbeſitz eines Theiles der dem Caſſius abgenommenen Siegeszeichen gelangten, anzunehmen ſchien, daß dieſes Ereigniß ſich unter der Regierung des Tiberius zugetragen habe. Anfänglich ſchien keiner den Irrthum beachten zu wollen, bis der Maler das Wort nahm: Die Kunſt, welcher ich mein Leben gewidmet habe, ſagte er nicht ohne einige Befangenheit, darf als eine Tradition der Geſchichte angeſehn werden, weshalb ich einige Kunde in dieſer Hinſicht mir zutrauen kann und daher behaupten möchte, das, von Ew. Gnaden berührte Ereigniß habe ſich zu den Zeiten des Auguſtus zugetragen. — Die Baronin erröthete, tief verletzt, haſtig fiel der Gelehrte ein: Es giebt, ſagte er, in der Geſchichte Momente, welche, ihren allgemeinen Beziehungen nach, jeder Zeit angehören, die ſich heute eben ſo gut ereignen könnten, als vor tau-

send Jahren, unerachtet des Abstandes der Sitten und Gebräuche, und welche man, um ihres unbestimmten Gepräges willen, oft irrthümlich einer andern Epoche zuschreibt, oder sie vielmehr in jede hinein wirft. — Der Graf, welcher bis dahin ernst und nachsinnend geschwiegen hatte, blickte spöttisch lächelnd auf. Männer Ihres Gepräges, sagte er, pflegen selten so duldsam zu sein und die gnädige Frau darf mit vollem Rechte sagen:

Si j'ai séduit Cinna, j'en séduirai bien d'autres!

Nach dieser Probe, glaube ich Alles! — Der Abend schien indessen zum Unglück bestimmt, denn kaum war dieser Sturm überstanden, so erhob sich ein neuer. Es ergab sich im Laufe des Gesprächs, daß die Baronin, freilich durch eine absichtlich hingeworfene Aeußerung des Grafen verleitet, eine Landschaft von Hackert für eine von Claude Lorrain halte. Mit anscheinender Unwissenheit in diese Ansicht eingehend, bewog er sie, alle Eigenthümlichkeiten Lorrains hervor zu heben, wogegen er im Gegensatze, mit vielem Ernste, manches an der Darstellung Hackert's tadelte. Die Baronin beachtete die schelmische Freude nicht, die aus seinen Augen strahlte, und so verlockte er sie weiter und weiter, zur Verzweiflung des Geleiteten, dessen Winke und Andeutungen, im Feuer dieses

Kunstgespräches, gänzlich verloren gingen. Herr von Walding sah dem Benehmen des Grafen mißbilligend zu, obwol er ab und an sich eines flüchtigen Lächelns nicht erwehren konnte; mühsam bewog er den jungen Maler sich ruhig zu verhalten, der stets bereit war sich in das Gespräch zu mischen, und heftig mit der Hand in den Haaren fuhr. Leicht entsagte indessen der Graf einem einmal gehofften Jubel nicht, und da Niemand ihm denselben bereiten wollte, gab er sich ihn selber, indem er, wie aus tiefem Sinnen erwachend, lebhaft ausrief: Mein Himmel, was habe ich da gesagt! Ich bin außer mir, wenn ich nur daran denke; denn eben fällt mir mit der größten Bestimmtheit ein, daß dieser Sturm vor dem Gewitter von Hackert herrühret. Nie werde ich diese unverzeihliche Zerstreuung mir vergeben. — Die Baronin verlor sichtlich alle Fassung und sah, wie Hülfe heischend, auf den Gelehrten, der ihren Blick mit tiefer Niedergeschlagenheit erwiederte. Der Graf fuhr fort: Ich begreife nicht, wie Sie, Herr Werner, uns so unbarmherzig in unserm Irrthum beharren lassen konnten; die gnädige Frau hätte wenigstens Ihre Theilnahme in Anspruch nehmen müssen, denn Sie konnten doch wissen, was freilich nicht schwer zu wissen ist. — Der junge Maler warf einen halb entrüsteten Blick auf Herrn

von Walding: Ich wollte allerdings, aber — Nein, ſetzte der Graf mitleidslos hinzu, dies iſt eine Sünde gegen den guten Geſchmack, welche ich mir nie vergeben werde, denn, was iſt Geſchmack anders, als das feine Unterſcheidungsvermögen, unter vielem Guten das Beſte zu erkennen und zu würdigen. Solche Erfahrungen ſind entmuthigend!—Dem Gelehrten ſchien es jetzt paſſend ſich des bedrängten Theiles anzunehmen und mit einem verbindlichen Blicke auf ſeine Gönnerin, begann er: Irrthümer ſind oft weniger bemerkenswerth, als die Anläſſe, welche ſie hervorbringen. Unter vielem Liebenswürdigen, welches wir im Gemüthe der Frauen bewundern, iſt mir niemals Anziehenderes vorgekommen, als die ſchöne Selbſtverleugnung, mit welcher ſie eignes Urtheil, eignes Beobachten, demjenigen der Männer willig unterordnen. Dieſe angenehme Beſcheidenheit geht ſo weit, fügte er mit einem mißwollenden Seitenblicke auf den Grafen hinzu, daß es nicht ſchwer halten dürfte, ihnen die beſſere Erkenntniß zu rauben, und ſie zu Irrthum und falſcher Anſicht zu verleiten. — Die Beurtheilung der Kunſtgegenſtände, ſagte Herr von Walding ruhig, iſt immer für Laien eine höchſt mißliche Sache. Beſonders gilt dieſes von der Anſicht über Landſchaftsbilder. Nur auf Reiſen ergründet man vorzugs-

weiſe die unendliche Schönheit, die mannigfach wechſelnde Beleuchtung der Natur. Gemälde-Kenner gelangen ſicher, oft erſt auf dieſe Weiſe, zu richtiger Würdigung der Landſchaftsmaler, deren Leiſtungen in ihrem ganzen Umfange kaum gewürdigt werden können. Nur wer häufig, zu allen Tageszeiten im Freien war, nur wer in den verſchiedenen Ländern Europa's, mit denkendem Blick, die Sonne auf- und untergehn ſah, iſt im Stande den Werth einer Beleuchtung und Färbung richtig zu ſchätzen, welche ein ungeübtes Auge nicht ſelten zu verwerfen pflegt. Der in dieſer Weiſe gebildete Blick wird auch unfehlbar die verſchiedenen Meiſter unterſcheiden lernen, und ihre Leiſtungen an den reichen, duftigen, dämmernden Farben, oder auch an dem friſchen und glänzenden Pinſel erkennen. — Mein unglückſeliger Irrthum, fiel der Graf mit feinem Lächeln ein, hat überzeugend dargethan, wie wenig Sinn für ſolche Auffaſſung mir zu Theil wurde und ich kann es nur innig beklagen, daß die gnädige Frau, mit ſchöner Selbſtverleugnung, meiner Anſicht beigepflichtet hat. — Adelens Augen waren während des ganzen Geſpräches mit ſanftem Vorwurf auf den Grafen gerichtet geweſen; er hatte es vermieden ihnen zu begegnen, und ſchlug jetzt den Blick mit einer ſolchen Miſchung von

Neigung und Schelmerei zu ihr auf, daß sie unwillkürlich lächelte, wohl fühlend, daß es wenigstens ihr unmöglich sei, ihn zu tadeln oder ihm ernstlich zu zürnen. —

Die Gesellschaft trennte sich endlich; die Baronin war in sehr übler Laune, und als Adele ihr eine gute Nacht wünschte, sagte sie, den Blick fest und unfreundlich auf diese richtend: Mir ist heute Abend Anlaß geworden, höchst unzufrieden mit Dir zu sein, denn, weit entfernt dem Mährchen des Grafen Glauben zu schenken, schwieg ich nur aus sehr erklärlichem Zartgefühl. Ueber den Charakter des Grafen kannst Du schwerlich zweifelhaft sein, liebst Du ihn dennoch, so mußt Du das Unvermeidliche tragen. Nur darum darf ich bitten, daß Du, falls Dir der Verstand fehlte ihn fesseln zu können, wenigstens Sorge trageſt, nicht das Spielwerk seiner Eitelkeit zu werden. Vergiß nicht, was Du mir schuldig bist! — Die arme Adele erreichte tief erschüttert ihr Zimmer, und vor ihr Bette sich niederwerfend, weinte sie, den Kopf verhüllend, die bittersten Thränen, Thränen, wie nur Frauen sie weinen können, deren weiches, tief verletztes Gefühl unter der Last des Schmerzes erliegt: Thränen, welche gewiß von den Engeln gezählt und einst in die Schaale der Vergeltung gelegt werden. — Wie seltsam war

ihre Lage! Was konnte ſie zu ihrer Vertheidigung anführen? Scheinbar ward ſie geliebt, aber welche beruhigende Gewißheit hatte ſie erhalten? — Die ſeltſamſten Betrachtungen erwachten in ihrer Seele, heiter war Derjenige von ihr geſchieden, um deſſentwillen ſie das tiefſte Herzeleid empfand, kein ahndendes Gefühl verrieth es ihm, daß ſie troſtlos weine, indeſſen er in ſorgloſer Unbefangenheit, vielleicht erfreut, der vergangenen Stunden gedachte. Sie ſagte es ſich, daß ein Wort aus ſeinem Munde Frieden und Glück über ſie verbreiten könne, aber er zögerte es auszuſprechen, ſie in Ungewißheit darüber laſſend, ob er es nicht könne oder nicht wolle. Das Bild der Marcheſa trat wie ein düſteres Traumbild vor ihre Seele; entſetzt verbarg ſie ihr Köpfchen tiefer und tiefer, gleich als ob man vor geiſtigen Erſcheinungen ſich verbergen und ihnen entfliehen könne. — Betäubt, erſchöpft vom Weinen, ſchlief ſie endlich in dieſer Stellung ein, Schmerz und Sorge in glücklicher Bewußtloſigkeit verträumend. —

Der Graf war mit Herrn von Walding fortgegangen, nach einer Weile ſagte dieſer: Sie kennen mich ſo lange, lieber Graf, daß dieſes mich zu einer Frage veranlaßt, welche Sie aus eben dieſem Grunde nicht mißdeuten werden. Haben Sie die Rückſicht

für Fräulein Forſter, welche ſie ſo ſehr zu verdienen ſcheint? — Mit faſt unmerklicher Bewegung der Stimme, aber äußerlich durchaus ruhig, entgegnete der Graf: Sie beziehen ſich auf den einſamen Spaziergang, nicht wahr? — Denn Ihnen werde ich ſchwerlich den Glauben zumuthen, daß wir uns in Ihrer Nähe befanden. Ich weiß in Wahrheit nicht, was ich Ihnen darauf antworten ſoll. — Eine gute Antwort wäre es, wenn Sie mir ſagten, daß Sie Fräulein Forſter lieben. — Dann fürchte ich, werde ich eine ſchlimme geben müſſen, oder vielmehr, ich weiß nicht wie ich darüber denke; Frauen beſchäftigen mein Nachdenken ſelten lange. Schon der Name Forſter iſt ein Uebelſtand. — Sollte Ihr Name nicht für Sie Beide ausreichen? — Das iſt möglich, ich weiß es in der That nicht. Ich gehöre nicht zu den beneidenswerthen Menſchen, welche immer über ihre eigenen Geſinnungen im Klaren ſind. — So muß ich mich beſcheiden, ſagte Herr von Walding kalt, einen Freund hat Fräulein Forſter hier wenigſtens, und das bin ich, und zwar mit ſehr unzweifelhafter Geſinnung. — Das freut mich, entgegnete der Graf ruhig und mit der ihm eignen ſcharfen, aber angenehmen Betonung. Nach kurzem gleichgültigen Geſpräch trennten ſich beide Herrn, indem ſie einander kalt aber höflich begrüßten. —

Der Graf erſchien am folgenden Tage wie gewöhnlich; ſo oft er zu muthmaßen Urſache hatte, daß die Baronin ungnädig gegen ihn geſinnt ſei, bot er alle ihm zu Gebote ſtehende Laune, das ganze Talent ſeines reichbegabten Weſens auf, um den Mißklang eines ſolchen Zuſtandes zu löſen. Dann erſchien er hingebend und gutmüthig, der Stimme konnte ſich ein Anflug von Herzlichkeit beimiſchen, wie Trauer ſprach es aus ſeinen Zügen, und ein leiſer Ernſt webte ſich ſelbſt durch die Erzählung heiterer Ereigniſſe. Es war, als ob ſein ganzes Weſen ein inniges Verlangen nach Verzeihung ausdrückte, welche eigens zu erbitten eine angenehme Zurückhaltung ihn verhinderte. Der Grund, worauf ſein Weſen beruhte, mußte ſelbſt einem nachdenkenden Beobachter in ſolchen Augenblicken ernſt und bedeutungsvoll erſcheinen, und in der Abweichung von dieſer Richtung mochte der wohlwollende und den Tiefen des Herzens zugewandte Beſchauer eine Art von ſelbſtquäleriſcher Ironie wahrnehmen, ſo daß die Unarten dieſes ſeltſamen Mannes nur auf's Neue dazu dienten, in erwartungsvoller, theilnehmender Spannung ihm die Gemüther ſeiner Umgebung zuzuwenden. Als daher der Graf in einer Stimmung, wie ſie eben angedeutet worden, der Baronin ſich nahte, verſchwand die Strenge aus

ihren Zügen, und ging allmälig in wohlwollendes Mitgefühl über. — Die Aufregung, der ſie ſich hingegeben, erſchien ihr kleinlich und in der Art, wie ſie ihrerſeits das ſtumme Flehen des Grafen aufnahm, lag deutlich genug ausgeſprochen, daß Erhörung, mehr als vollſtändig, ihm zu Theil geworden. Nachdem ſein Zweck auf dieſe Weiſe erreicht war, wandte er ſeine Aufmerkſamkeit Adelen zu; ihr Blick ruhte tiefer, wie fragend, auf ihm, aber in dem ſeinigen lag nicht die erſehnte Aufklärung. Er ſchien des vergangenen Tages kaum zu gedenken, jedoch gewahrte ſie, daß er, vielleicht nur ihr bemerkbar, als Zeichen der Erinnerung ein Epheublatt trug, welches von dieſem Tage an beziehungsvoll für ſie wurde. Adele war von Natur freundlich, heiter und zutraulich, ſie war es gegen Alle, ohne Arges dabei zu denken, aber jedes freundliche Wort, jeden Blick, der einem Andern zu Theil ward, mußte ſie büßen. Die Augen des Grafen pflegten ſich zu verfinſtern, ſein Antlitz wurde ſtrenger, und gewiß war es, daß er ſie im Laufe des Tages nicht mehr anſehn, daß er am folgenden das Epheublatt nicht tragen werde. Es war ſo leicht, ihr weh zu thun, er hatte es ganz in ſeiner Gewalt; was ihn hätte entwaffnen ſollen, reizte ihn, und ſo machte er ſich mehr und mehr zum Beherrſcher ihres Da-

ſeins. — Im Uebrigen blieb ſein Verhältniß zu der Marcheſa ein trüber, unbeſeitigter Anſtoß. Mit ſichtlicher Unruhe, mit Herzklopfen ſah Adele die Stunde nahen, welche ihn dieſer zuzuführen pflegte. Ihr ſtummer Schmerz erſchütterte ihn nicht ſelten, er legte oft, wie unwillkürlich, den Hut wieder weg, aber ungewohnt guten Regungen zu folgen, dieſes ſanften Herzens zu gewiß, verbeugte er ſich dennoch bald darauf und verließ das Haus. —

Eines Tages begegnete die kleine Geſellſchaft auf einem Spaziergange der Marcheſa, welche, als ſie Adelen ganz nahe war, ihre ſchönen, ſtrahlenden Augen zu dieſer erhob, ſie feſt und aufmerkſam anblickte, und dann grüßend weiter ging. Der Graf erröthete, die Marcheſa hatte ihn gänzlich zu überſehen geſchienen; nach augenblicklichem Nachſinnen führte er Adelen zu Herrn von Walding: Erlauben Sie, daß ich Ihrem Freunde Sie überantworten darf, ſagte er nicht ohne Betonung, und einen ernſten Blick auf ſie richtend, gleich als wolle er den ſehr natürlichen Regungen ihres Herzens gebieten, eilte er der Marcheſa nach. Herr von Walding ſchwieg einen Augenblick innerlich empört, und ſagte dann ſanft: der Graf hat meine Geſinnung ausgeſprochen, gewiß ich bin Ihr Freund: ich fühle, wie ſehr Sie allein ſtehn,

wie sehr Sie der Kraft und des Muthes bedürfen, welche selten der Jugend eigen zu sein pflegen. Erlauben Sie dem Freunde eine Frage: können, dürfen Sie es länger dulden, daß man so rücksichtslos mit Ihrem Herzen spielt? — Adelens Antwort waren einzelne Thränen, welche in großen Tropfen aus ihren milden Augen drangen. Ist es denn so schwer, von einem Undankbaren sich los zu winden? fragte Herr von Walding leise vor sich hin; nun wohl, fügte er hinzu, was auch kommen mag, rechnen Sie auf mich, wenn Sie meiner bedürfen; ich will Ihnen Freund, Bruder sein, sobald Sie es begehren. Glauben Sie es meiner Erfahrung, nie wird Ihnen der Lohn für so treue Zuneigung werden; ein so unbeständiges Herz kann nur durch den Schein von Liebe gewonnen, nur durch ein kaltes, berechnendes Gemüth gefesselt werden, wahre Liebe wird ein solches niemals rühren. —

Die Baronin setzte ihre Wanderungen mit immer wachsendem Eifer fort, immer lebhafter ward ihr Streben nach Belehrung, und da ihr die innere Ruhe gänzlich fehlte, welche Körper- und Geisteskräfte in glücklichem Verhältnisse zu einander erhält, so mußte ihre Gesundheit dieser fortwährenden Spannung am Ende unterliegen. Ein leichtes Fieber verließ sie fast nie, und zwang sie, ihre Zuflucht zu einem deutschen

Ärzte zu nehmen, welcher dieſes Unwohlſein als eine Wirkung des Clima's betrachtete, und die Rückkehr nach Deutſchland dringend anrieth. Dieſe Anſicht erſchreckte die Baronin auf's Aeußerſte; ſie hatte noch vor wenig Tagen den Kirchhof der Fremden beſucht, und dort mit echt weiblichem Gefühl es ſich geſagt, wie entſetzlich es ſei, einſam in fremden Landen dem ewigen Schlummer hingegeben zu ſein. Das Uebel, welches ſie bis dahin als unbedeutend kaum beachtet hatte, erſchien ihr jetzt, da es als Wirkung des Clima's betrachtet wurde, wichtig und Gefahr drohend; ihr Entſchluß war ſogleich gefaßt, und bald waren alle Anſtalten zur Abreiſe getroffen. Als der Graf dieſe unerwartete Mittheilung empfing, ſtutzte er einen Augenblick, und äußerte dann nachläßig, daß auch er abzureiſen beſchloſſen habe, und es höchſt erfreulich finde, ſich den Damen zu ihrem Schutze anſchließen zu können. — Herr von Walding, der völlig unabhängig, bei allen Plänen nur die eigne Neigung zu Rathe zu ziehen brauchte, hörte dieſer Unterredung nicht ohne innere Bewegung zu. Der unverhehlte Triumph, der aus den Mienen des Grafen ſprach, das tiefe Erröthen Adelens beſtimmten ſeinen Entſchluß; er hatte gelobt, ihr Freund ſein zu wollen, und war feſt geſonnen, ſie nicht rückſichtslos einem ungewiſſen

Schicksale zu überlassen. Der Verdruß, welcher sich in des Grafen Zügen aussprach, als Herr von Walding den Wunsch äußerte, sich der Gesellschaft anschließen zu dürfen, gewährte diesem eine Genugthuung, welche bei einem so ruhigen Manne fast befremdend erschien. Auf dringendes Bitten der Baronin schloß endlich auch der Gelehrte sich dieser kleinen Caravane an, nicht abgeneigt, ein Jahr theils auf den Gütern seiner Gönnerin, theils in München und Dresden zu verleben.

Auf der Reise fügte es sich bald, denn was vermöchten liebenswürdige und sehr dreiste Menschen nicht nach ihrem Sinne einzurichten, daß die Baronin dem Grafen einen Platz in ihrem Wagen anzubieten sich veranlaßt fand. — Gegen seine Gewohnheit übersah der Graf jede Unbequemlichkeit, oder ertrug sie mit unermüdeter Geduld. Adele hätte Jahre so verleben mögen; wie reizend war Alles! Die Gegend umher in immer anmuthiger wechselnder Gestaltung und ihr gegenüber der theure Freund, welcher sich freiwillig in so holde Gefangenschaft begeben hatte, der jeden ihrer Wünsche errieth, ihre kindliche Freude oft nicht ohne einen Anflug von Rührung beachtete, und durch seine Kenntnisse diese Reise auch zu einer nützlichen zu machen wußte. — Das Leben während derselben hatte

den wunderſamſten Reiz; dem Grafen erſchloß ſich darin ein neues ihm ſeit lange entfremdetes Daſein. Sein Wunſch, Adelen zu gefallen, war nicht über ſein Verlangen, aber über alles Erwarten erfüllt. Es bedurfte von ſeiner Seite keiner Kunſt, keiner Ueberwindung mehr, ruhig überließ er ſich der Eingebung des Augenblickes, völlig überzeugt, daß keine Verſtimmung, keine Laune ihm dies Herz entfremden werde, das ganz ſein war, und die Freude wie den Schmerz des Lebens nur aus ſeinen Augen entgegennahm. Befriedigt wie er dadurch ſich fühlen mußte, erwachten beſſere Gefühle in ſeiner Seele, und er vergalt das Bewußtſein, ſich ſo geliebt zu wiſſen, durch eine Hingebung, welche ſeiner Natur in früheren Jahren nicht fremd geweſen war. Reuevoll erinnerte er ſich daran, wie oft er ſie durch Eiferſucht geplagt, wie häufig er ſich durch ihre unſchuldigſten Aeußerungen habe verſtimmen und zu Unfreundlichkeit hinreißen laſſen. Er beſchloß dieß Unrecht auszugleichen, es ſchien ihm nicht mehr wünſchenswerth, ſie zu beherrſchen; mit Zartheit errieth er ihr leiſeſtes Verlangen und ſorgte für ſie mit wahrhaft liebevoller Umſicht. Für Adele lag in dieſer Umwandlung eine Aufforderung zu unbedingtem Vertrauem, wie ſie es bis dahin nicht hatte faſſen können. Jetzt erſt gehörte ſie in ihrem

Sinne ihm recht eigentlich an, da ſie keinen Gedanken ihrer Seele ihm zu verbergen brauchte. Der Baronin bezeigte der Graf die ausgezeichnetſte Höflichkeit, und ſie, die ihren Schickſalen wie ihrem Streben nach auf Anerkennung Rechnung machen durfte, ließ ihn in ſeinem Treiben ruhig gewähren; wenn gleich als Frau von Welt und Erfahrung ſie ſich nicht verhehlen mochte, daß die glückliche Stimmung des Grafen eben nur eine Stimmung ſei, ohne daß der Grund des Charakters ſich darin offenbare. — Sie hielt das Gefühl, welches er augenblicklich zeigte, für ungekünſtelt und wahr, aber ſie ſagte es ſich, wie es vielleicht nur eines zufälligen Anſtoßes bedürfe, um dieſes gänzlich umzuwandeln; ſeine Einbildungskraft war ſichtlich ergriffen, ob der Zauber bis zu ſeinem Herzen gedrungen war, wer hätte darüber entſcheiden mögen? So ward Dresden erreicht; Adele war ſeit lange außer Verbindung mit ihren Eltern, ſie hatte die heimiſche Stadt ſo lange nicht geſehn, und mit ſehr gemiſchter Empfindung, in welcher Wehmuth überwog, blickte ſie aus dem Schlage auf die Häuſer und Menſchen umher. Mit lebhaftem Erröthen, mit unwillkührlichem Ausruf fuhr ſie plötzlich zuſammen. Wen erblickten Sie, fragte der Graf ernſthaft. Meinen Vater, entgegnete ſie leiſe. Ihren Vater? fragte er gedehnt, faſt gering-

ſchäbig, und blickte dem beinahe weniger als einfach gekleideten Manne nach. Adele erröthete, ein unbeſchreibliches Weh durchzuckte ihr Herz, ſie ſchlug die Augen nicht auf, aber fühlte die Blicke, welche auf ihr ruhten. — —

Nachdem im Gaſthofe alles für die Baronin geordnet war, fragte Adele: darf ich jetzt zu meinen Eltern? — Die Baronin nickte bejahend: Franz kann Dich hinbringen, mein Kind. Gewiß, das werden Sie mir erlauben, ſagte der Graf bittend, nicht wahr, ich darf Sie geleiten? Adele ſah ihn flehend an, er wollte ſie nicht verſtehn, und bot ihr den Arm. Auf der Gaſſe beſtand er darauf, ein kleines Päckchen tragen zu wollen, welches Geſchenke für die Eltern enthielt, und da es ihm verweigert wurde, ſagte er, mit ſanfter Gewalt es nehmend: Wiſſen Sie denn wirklich nicht, wie gerne ich Alles für Sie thun, wie gerne ich Ihnen immer auch die kleinſte Laſt abnehmen möchte? — Er ſah ihr bei dieſen Worten mit tiefem, herzlichem Gefühl in's Auge, und verſcheuchte während des langen Weges jeden beſorglichen Gedanken. Endlich war das Ziel der Wanderung erreicht, Adele ſtand vor der kleinen Wohnung ihrer Eltern. Der Graf betrachtete dieſelbe mit unverhehlter Verwunderung. Hier wohnen Ihre Eltern? fragte er; das ſchmerzt mich, fügte er nach einer Pauſe hinzu, es

wird mir schwer, Sie in solchen Räumen mir zu denken, denn es giebt keinen Reiz des Lebens, von welchem ich Sie nicht umgeben sehn möchte. Jede Beschränkung, welche Sie trifft, scheint mir völlig unbillig. Sagen Sie es sich denn, daß ich mit einem peinlichen Gefühl an Sie denken, daß ich Sie schmerzlich vermissen werde, und kehren Sie bald zu uns zurück. — Das Schmeichelhafte, welches scheinbar in dieser Aeußerung lag, konnte Adelen nicht über die Kälte täuschen, welche sich darin aussprach, unwillkürlich zog sie ihren Arm aus dem seinen, und indem sie Abschied nehmen wollte, öffnete sich die Hausthüre und die Eltern traten hervor. — Der Vater, ein Mann ohne äußere Bildung, in veralteter Kleidung und mit einem Antlitze, welches an sich gewöhnlich, durch keine Spur von Behagen oder innerer ausgleichender Zufriedenheit gehoben wurde. Die Mutter entsprach dieser Erscheinung, in Kleidung sowohl als durch den Ausdruck kleinörtlicher Beziehung in Mienen und Bewegungen. Dieser Eindruck ergriff den Grafen mit Blitzesschnelle, er stuzte, unangenehm berührt; als nach den ersten Ausrufungen die Mutter sich tief gegen ihn verbeugte, und mit einer Bewegung der Hand zum Eintreten in das Haus einlud, zog er wie mit Widerstreben den Hut, grüßte ziemlich

unhöflich, eigentlich nur Adele, und ging langsam fort. Das war zu viel für ihr leicht verletztes Herz, sie schwankte und sank in die ausgebreiteten Arme der Mutter, von welcher sie fast ins Haus getragen wurde. In der wohlbekannten Stube, bei dem Rückblick auf eine Vergangenheit, welche niemals erfreulich war, löste Adelens Schmerz sich in Thränen auf, sie schluchzte wie im tiefsten Jammer vergehend. Erstaunt und erschüttert stürmten die Eltern mit Fragen, mit Liebkosungen auf sie ein. Endlich gelang es ihr sich zu fassen, sie erwiederte die Zärtlichkeit, aber in ihren Augen war keine Seele. Nach langer Pein erlangte sie einen Augenblick des Alleinseins in ihrem früheren Stübchen. Mit ängstlicher Hast die Thüre schließend und auf ihre Knie sinkend, rief sie wiederholt mit erstickter Stimme: O mein Gott, ich bin verloren! — Nach einer Weile fuhr sie wie aus einem Traume empor, ihre Besinnung kehrte zurück; sie stand auf, warf einen trüben Blick umher, und gewahrte ihre Bibel, welche auf einem Tische neben ihr lag. Mechanisch schlug sie dieselbe auf, und die ersten Worte, auf welche ihr Auge traf, waren diejenigen göttlicher Ermahnung und Verheißung: „Sei getreu, und ich will Dir die Krone des Lebens geben.“ Sei getreu, sei getreu, wiederholte sie wie ge-

dankenlos, sei getreu! sagte sie noch einmal mit dem Laute des tiefsten Schmerzes. Dann sich auf einen Stuhl niederlassend sah sie ernst in ihre Bibel, und wieder und immer wieder auf diese tröstenden, verheißenden Worte. Ja, ich will getreu sein, sagte sie nach einer Weile, und unglücklich! fügte sie leise hinzu.

Zu ihren Eltern sich zurückbegebend, fand sie die Mutter in Betrachtung des Päckchens vertieft, und ergriff erfreut die Gelegenheit, ihre kleinen Gaben zu vertheilen. Sag' mir mein Kind, fragte die Mutter nach einer Weile: wer war der hübsche, feine Herr, der Dich zu uns brachte? — Mit Ueberwindung nannte Adele den Namen. — So? ein Graf? Ich dachte es wohl; da er doch merken mußte, daß ich Deine Mutter sei, so fand ich sein Benehmen höchst unmanierlich. Mich haben wohl eher Vornehmere gegrüßt! Adele hörte diesen Tadel über den Geliebten, der ihr Herz traf, schweigend an, die ungebildete Sprache der Mutter berührte sie fast eben so schmerzlich, aber alle Kraft zusammen nehmend, zeigte sie sich heiter und liebevoll. Nach 9 Uhr mußte sie an den Rückweg denken; der Vater war ihr Begleiter; im Fortgehn warf sie einen Blick voll unnennbarer Wehmuth auf das Haus zurück. Warum mußte sie es je verlassen? — Nun war sie völlig heimathlos. Nicht hier, nicht dorthin

gehörte ſie, mit ihrem weichen Herzen, mit ihrem fein gebildeten Geiſte. Einen Augenblick ſtand ſie wie unbewußt ſtill und blickte vor ſich hin; zum Erſtenmal empfand ſie, daß in einzelnen Minuten ſich Betrachtungen zuſammen drängen können, welche jahrelanges Nachſinnen nicht zu löſen vermag. Geſchehen war es um den erſten Zauber jugendlichen Glaubens, jugendlicher Hoffnungen. — Bald darauf begegnete ihnen Herr von Walding, welcher nach einer kurzen Unterhaltung mit Vater und Tochter Adelen den Arm gab. Höchſt freundlich verflocht er den alten Mann in eine Unterredung, in welche dieſer nicht ohne Verſtand und Umſicht einging, ſo daß bald beide Herrn ſich allein mit einander unterhielten. Adele hörte ſchweigend mit Befriedigung zu, und empfand tief, wie tröſtlich und unſchätzbar wahre Güte für ein ſchmerzlich verwundetes Herz iſt. —

Nach liebevollem Abſchiede von ihrem Vater betrat ſie von Herrn von Walding geführt das Zimmer, wo die Baronin mit beiden Herrn am Theetiſche ſaß. Der Graf ſagte nichts, indeſſen blickte er Adele oft verſtohlen an, und zwar um ſo öfterer, als ihre Bläſſe in hohem Grade auffallen mußte. Das Geſpräch ward bald allgemein, und kam zuletzt ziemlich unbegreiflicher Weiſe auf Heirathen zwiſchen Perſonen von ungle-

chem Stande. Herr von Walding verſuchte abzulenken, aber es gelang nicht. Der Gelehrte, welcher dem Grafen nie wohl wollte, mißdeutete eine Aeußerung deſſelben, und ſagte gereizt: Sie wiſſen, wie ich Ihnen ſchon einmal geſagt habe, wie ich keinen Unterſchied der Stände, und nur den der Bildung anerkenne. Der Graf lächelte: allerdings, indeß vermuthe ich nicht, daß daraus für mich die Verbindlichkeit hervorgehn könne, einer ſo ſeltſamen Meinung beizupflichten. Wie man nur das Vorhandene, Beſtehende nicht anerkennen mag! In Friede und Einigkeit, und mit nicht mehr Anwendung, als Sie ſelber daraus entnehmen möchten, ſei es geſagt: immer habe ich gefunden, daß Perſonen, welche den Vorzug des Adels verkleinern oder beſtreiten, ſelbſt nur zu häufig von dem Vorwurfe des Hochmuths getroffen werden. Was mich übrigens anbelangt, ſo finde ich, ein Mann kann ſeine Frau ſich aus jedem Stande wählen, er bleibt deßhalb doch, was er eben war; nur Derjenige pflegt gelegentlich ein Thor zu ſein, der ſich eine Frau gewinnt, deren Stand höher iſt als der ſeinige. Es iſt unnatürlich, und macht ſich ſtets als Unnatur fühlbar. — Die Frau meines Herzens würde immer in meinen Augen eine Königin ſein, der Engel meines Glücks, freilich aber würde ich niemals den Muth haben, mich

mit einer Schaar abgeſchmackter Verwandten zu beladen. Wie entſetzlich, wenn man an keinem Käſeladen vorüber gehn darf, ohne zu befürchten, der im Innern ſchaltende und waltende Krämer werde hervortreten, und ſich als Vetter zu erkennen geben!

Nach einer Weile benutzte Adele eine ſchickliche Veranlaſſung, die Baronin leiſe zu bitten, daß ſie während der 4 Wochen, welche die ganze Geſellſchaft bei der Fürſtin S. zubringen wolle, bei ihren Eltern bleiben dürfe. Die Baronin ſtutzte, ſehr betroffen: Wenn Du es wünſcheſt — wenn Du es wünſchen kannſt! ſagte ſie langſam. Ich bitte herzlich darum, entgegnete Adele. Gut — wie geſagt, wenn du es wünſchen kannſt! — Der Graf, der auch das leiſeſte Wort Adelens nie überhörte, der es in ihren Augen las, bevor es ausgeſprochen war, näherte ſich ihr und ſagte, ſie mit dem finſtern Blicke betrachtend, der ſtets noch Eingang gefunden hatte: Welch ein Einfall! Wie kommt er Ihnen nur? — Sie werden uns Ihre Geſellſchaft gewiß nicht entziehen wollen. Mir nicht, flüſterte er zärtlich, mir nicht, deſſen ſüßeſtes Glück ſie ausmacht. Sie können, Sie werden mich nicht ſo betrüben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich auf dieſe 4 Wochen mich gefreut habe, wie auf die Seligkeit meines Lebens. Später muß ich eine Reiſe nach Peters-

burg unternehmen, ich kann es nicht ändern, und so hoffte ich, ſetzte er kaum hörbar hinzu, Manches werde noch vorher beſſer, glücklicher ſich geſtalten! Adele, fügte er, da ſie fortwährend ſchwieg, mit aller Innigkeit ſeiner bethörenden Stimme hinzu, Adele, habe ich denn gar keine Gewalt über Ihr Herz? — Sie ſchlug die Augen zu ihm empor, erſchüttert ſenkte er die ſeinigen. In dieſem Blicke lag nicht irdiſche Liebe, nicht Zorn, nicht Verachtung; Schmerz und Verſöhnung lagen darin, Vergebung der Sünden, ſo weit ein Menſch ſie zu ertheilen vermag. — Ergriffen ſchwieg er einige Augenblicke, und ſagte dann: Antworten Sie mir, Adele, ich bitte Sie darum. — Ich wünſche bei meinen Eltern zu bleiben, entgegnete ſie leiſe, aber ruhig. Dieſer Widerſtand kam dem Grafen durchaus unerwartet, er betrachtete ſie mit zornflammendem Blick und ſagte dann, durch den leidenden Ausdruck ihrer Züge etwas beſänftigt, mit leidlicher Mäßigung: Sie wiſſen nur zu gut, Adele, daß ich nicht mit mir ſpielen laſſe, ſo bedenken Sie denn wohl, daß dieſer Augenblick entſcheidend iſt. — Meine Adele, fügte er ſanft hinzu, vergeben Sie mir eine Aufwallung, deren nur die zärtlichſte Neigung fähig iſt; wäre ich kälter, könnte ich beſonnen ſein, vielleicht hätten Sie dann wahrhafte Urſache, mir zu

zürnen. — Sprechen Sie mit mir, sein Sie gut, wie Sie es immer für mich waren, sagen Sie mir, daß Sie mich nicht betrüben wollen, nicht können. Er ergriff ihre herabhängende Hand, sie war kalt wie Eis, bewegt legte er sie zwischen die seinen, und sah ihr bittend in's Auge: Bekomme ich wirklich keine Antwort? — Theure Adele, sagen Sie mir, daß Sie uns nach J. folgen werden. Nicht wahr, Sie wollen? — Adelen schwindelte es vor Augen, aber ihrem Entschlusse getreu erhob sie den Kopf mit einer verneinenden Bewegung. Ungestüm ließ der Graf ihre Hand sinken: so sei es denn, sagte er bebend vor Zorn, Sie haben es gewollt, ich scheide von Ihnen. Rasch und ohne sich umzusehn verließ er das Zimmer, Adele blieb einige Augenblicke regungslos stehn, dann ging sie, mit Anstrengung sich fortbewegend, in das für sie bereitete Gemach. Die Baronin folgte ihr dorthin, ihr Blick ruhte mit ängstlicher Sorge auf dieser zarten Gestalt, auf diesem lieblichen Antlitze, dessen Bläße fast geisterhaft erschien. Mein liebstes Kind, sagte sie herzlich, ich muß ganz offen mit Dir reden; bedenkst Du auch, was Du zu thun im Begriffe bist? — Der Graf hat Rom und Alles, was ihn dort fesseln mochte, verlassen, einzig um Dir zu folgen. Deinen Wünschen gemäß scheint sich Alles auf's Beste zu fügen

und nun willſt Du durch Deine Entfernung ein Hinderniß in den ſo ſchön geebneten Weg legen? — Gewiß nicht, entgegnete Adele mit ruhiger, tonloſer Stimme, ich verſtehe es nicht, ihn zu feſſeln. — Die Baronin ſchwieg, Thränen drangen ihr in's Auge, Adele, ſagte ſie nach einer Pauſe ſehr ergriffen, wenn Du mich lieb haſt, ſo ſag' mir, daß Du nicht unglücklich biſt, ſag' es mir zu meinem Troſte, denn ich — o, ich hätte Manches verhindern ſollen! Theure Adele, ſag' mir, daß Du Dich tröſten wirſt. Niemals, entgegnete Adele, und ſank in Thränen wie zerſchmelzend in die Arme der Baronin. Beide hielten ſich feſt umſchloſſen, ſanft machte endlich Adele ſich los: Laſſen Sie mich morgen ganz in der Frühe zu meinen Eltern mich begeben; wiederſehn kann ich ihn nicht. Verſprechen Sie es mir, daß Sie niemals ihm Vorwürfe machen wollen; jedes Wort würde eine Demüthigung für mich ſein. Sein Herz mag richten zwiſchen uns; meine Liebe und meine Vergebung folgen ihm, ich zürne ihm nicht. Noch einmal ſchloß die Baronin ſie feſt in ihre Arme, und verließ dann langſam mit verhülltem Geſichte das Zimmer. — Am folgenden Morgen ging Adele in aller Frühe, Herr von Walding begegnete ihr auf der Treppe. Mit dem unnennbaren Ausdrucke von Güte und Gefühl,

der in ihren Augen liegen konnte, ſtreckte ſie ihm die Hand entgegen, welche er bewegt an ſeine Lippen drückte. Noch einmal ſah ſie ihn an, beugte den Kopf wie dankend gegen ihn und eilte fort. Er hatte zum Letztenmal dieſe liebliche Geſtalt geſehn, ſein Lebensweg traf nie mehr mit dem ihrigen zuſammen.

Fünf Jahre ſpäter kehrte der Graf nach Dresden zurück. Er war während dieſer Zeit in ganz Europa umher geſchweift. Adelen hatte er nicht wieder geſehn. In unzählige romanhafte Verbindungen mit den reizendſten Frauen verwickelt, war ſie dennoch ihm unvergeßlich geblieben. Bei der Huld, die ihm zu Theil ward, ſeufzte er oft unwillkürlich, derjenigen gedenkend, deren Anmuth ihm unnachahmlich erſchienen war, deren zärtliche Neigung ihm unerſetzlich bedünkte. — Vor drei Jahren hatte er mit den Gefühlen des tiefſten Neides erfahren, daß ſie ihre Hand dem General von Bardesleben gereicht habe. Der General war ein Würtemberger, nicht mehr jung, ein Bekannter des Grafen aus früherer Zeit, und jetzt in Dresden anweſend. Dieſer konnte dem lebhaften Wunſche nicht widerſtehn, Adelen noch einmal wieder zu ſehn. Er ließ ſich dem General melden, der ihn auf's Beſte empfing; zögernd fragte er nach deſſen Gemahlin. Meine Frau iſt für den

Augenblick nicht in Dresden, erwiederte der General, aber ich erwarte sie heute Abend. Sie müssen wissen, lieber Graf, daß mein Schwiegervater früher eine Fabrik besaß; er ist gänzlich zurückgekommen, da sich in seinem Kopfe stets Projecte bildeten, die sich mit der Wirklichkeit schlecht vereinen. Ich habe ihm, einige Meilen von hier, eine kleine Landstelle gekauft, wo er allerlei Versuche anstellt, die ihn ganz beglücken, und meiner Frau gelegentlich den größten Theil ihres Nadelgeldes kosten, ein Opfer, welches sie mit Freuden bringt, und welches ich nicht zu beachten scheine, da es zu ihrer Zufriedenheit gereicht. Ich ehre diese kindlichen Gesinnungen, und bringe sie, wenigstens ein Mal im Jahr, hieher zu den Eltern. — Der Graf erröthete, die gütige, einfache Handlungsweise des Generals erschien ihm beneidenswerth. Er empfahl sich bald darauf und erhielt beim Abschiede eine Einladung für den folgenden Mittag, welche er höchst erfreut annahm. —

Mit unruhigem Herzen ging er hin, die ganze Vergangenheit stand vor ihm. Als das Zimmer ihm geöffnet ward, wo noch sonst keine Gäste versammelt waren, sah er Adele bei seinem Anblicke bleich werden. Diese Erinnerung an entflohene Stunden ergriff ihn lebhaft, wie oft hatte sie die Farbe gewech-

felt, wenn er unerwartet zu ihr eintrat, wie oft war sie bleich geworden, wenn er ihr auf überraschende Weise begegnete! Einen Augenblick bebte Adelens Stimme, aber sie faßte sich mit sichtlicher Anstrengung. Als ihr Blick auf ein Epheublatt fiel, welches er trug, flog ein schmerzliches Zucken um ihren Mund; lauter Zeichen, die ihn beglückten. — Erkundigungen nach der Baronin boten erwünschten Stoff zum Gespräche. Adele sagte ihm, sie sei vor zwei Jahren nach Italien zurückgekehrt und lebe abwechselnd in Florenz, Rom und Neapel. Der Graf sagte manches zu ihrem Lobe, gedachte dankbar der gastlichen Aufnahme und fügte einige scherzhafte Bemerkungen über ihre künstlerische Begeisterung hinzu. Mit angenehmer Heiterkeit der kleinen Mystificationen gedenkend, an denen er es nicht hatte fehlen lassen, entlockte er auch Adelens Lippen ein feines Lächeln. Die ansprechende Einrichtung des Zimmers entging seiner Beachtung nicht, mehrere schöne Oelgemälde und darunter besonders Ansichten aus der Umgegend Rom's, zogen seine Aufmerksamkeit an und erweckten, fast ihm selber unbegreiflich, eifersüchtige Erinnerungen an seinen früheren Nebenbuhler. Er nannte den Namen, eine flüchtige Frage hinzufügend, bei welcher seine Augen forschend auf Adelen ruhten. Mir

iſt ſehr trauriger Aufſchluß über ſein Schickſal geworden, entgegnete dieſe; durch Herrn von Waldings briefliche Mittheilung erfuhr ich leider, ſein junger Freund ſei in Sicilien das Opfer eines dort herrſchenden Fiebers geworden. Ueber des Grafen Stirn flog eine düſtere Wolke, ein unheimlicher Gedanke durch ſeine Seele. Hätte er damals Pläne aufgegeben, mit denen es ihm ſo wenig Ernſt war, vielleicht wäre der Italiener noch am Leben, vielleicht Adele die Frau dieſes liebenswerthen Mannes. Der reuevolle Gedanke war indeſſen ohne Beſtand, wie hätte er ſie einem Andern gönnen mögen, den ſie geliebt haben würde! Während deſſen waren verſchiedene Gäſte angelangt; wie ſeltſam erſchien es dem Grafen, Adele Frau Generalin, und Excellenz nennen zu hören. Es war ihm, als ſei ſie noch daſſelbe reizende Mädchen, aus jener Zeit, noch daſſelbe unbefangene, kindliche Weſen, welches er im Coloſſeum kühn in die Arme ſchloß; und doch — wie verändert war Alles! Er mußte es mit anſehn, daß ihr Mund ein Lächeln, ihr Auge einen Blick für Alle hatte, er mußte es mit anſehn, und durfte es nicht wehren. Wie jedes, erſchien auch dieſes ihm jetzt anders, wie deutlich erkannte er, daß ein freundliches Bezeigen oft weder Neigung noch Gefallſucht

beurkundet, daß es rein und lauter aus einem wohlwollenden Gemüthe entſpringen kann. Hatte ſie ihn ſo angeblickt? — Ach! wie ganz anders! Wie viel würde er jetzt für einen ſolchen Blick gegeben haben, den er früher oft mit Gleichgültigkeit, ja nicht ſelten mit innerer Geringſchätzung vergolten hatte. Er kam von dem Tage an, ſo oft als thunlich war, alle die kleinen Künſte erſchöpfend, welche Neigung zu erwerben und zu wecken pflegen, aber ſie beachtete ihn nicht weiter. Unvergeſſen ſchien er zu ſein — ob noch geliebt? — Das war, was zu ergründen er nicht vermochte. — Oft ruhten Adelens Augen mit unbeſchreiblich tiefſinnigem Ausdruck auf ihm; Mitgefühl lag in dieſem Blicke, er konnte es nicht verkennen, aber kein Mitgefühl, welches ſeiner Eitelkeit Befriedigung gewährte. Ihre Lippen bewegten ſich in ſolchen Augenblicken, ſie ſchien etwas ſagen zu wollen, und wie gerne hätte er nun ahnden mögen was es ſei. — Auch die Eltern traf der Graf dort im Hauſe an, die beide in veränderter Kleidung keinen ſtörenden Eindruck hervorbrachten. Die Mutter ſchwieg größtentheils, der Vater ſprach viel und gut, wenn gleich nicht ohne einige Selbſtgefälligkeit. Das Benehmen des Generals gegen ſeine Schwiegereltern war offen und gütig, man merkte ihm auch nicht

den leiſeſten Zwang an. — Am erſten Tage überſah der Graf das ganze Verhältniß, er liebte Adelen, aber ſein Hochmuth war ungebeugt; erröthend bei dem Gedanken dieſe Frau Mutter, dieſen Mann Vater nennen zu müſſen, warf er den Kopf ſtolz in die Höhe; da begegneten ſeine Augen, im gegenüber hängenden Spiegel, den einzigen Augen, welche jemals tief in ſein Herz gedrungen waren. Er ſeufzte, und überließ ſich den ſchwermüthigſten Betrachtungen. Viel hatte er ſein genannt, es hatte ihn augenblicklich erfreut, befriedigt, aber dies Glück war ohne Nachhalt. Jetzt hätte er verſuchen mögen, wie es ſich in häuslichen Verhältniſſen lebe, aber nur mit ihr, mit ihr, die für ihn verloren war. — Endlich verflog auch dieſer Traum. Adelens Vater erkrankte plötzlich und ſtarb nach wenigen Tagen; mit aufopfernder Güte bot der General ſeiner Frau an, die Mutter mit ſich nach Stuttgart zu nehmen. Wider Erwarten lehnte die alte Frau das Anerbieten ab, und auf ihr dringendes Begehren ward für ſie eine Zufluchtsſtätte in Herrnhuth bereitet, wo ſie ihre übrigen Tage in Ruhe und Abgeſchiedenheit verlebte. Nachdem dieſes geordnet, verließ der General Dresden mit ſeiner Gemahlin; der Graf wagte es nicht ihnen zu folgen, er fühlte zu gut, daß ihm keine Aufforde-

rung dazu geworden war. Mit unbeſchreiblicher Leere im Herzen blickte er den Scheidenden nach; an wen ſollte er jetzt denken? Auf wen ſich freuen? — Alles Andere, ach! er hatte es tauſendmal erlebt. — Gegen das Ende des nächſten Jahres brachte ein Zeitungsblatt dem Grafen zuerſt die Kunde von dem an einem Schlagfluſſe erfolgten Tode des Generals. Regungslos hielt er einen Augenblick das Blatt in Händen, dann es lebhaft hinwerfend, ging er raſch im Zimmer umher. So war Adele wieder frei, und ſtand einſam und verlaſſen in der Welt. Welch' eine Fülle von Seligkeit, von Furcht, Ungewißheit und ſchwankendem Bedenken lag in dieſer Betrachtung. Ein Jahr nach dem Tode des Generals, wurde ihr folgender Brief des Grafen eingehändigt: —

„Darf ich es wagen? Darf ich Ihnen nahen? — Dieſe Anrede klingt ſo demüthig und doch fehlt mir der Muth nicht, der Muth wenigſtens nicht, zu bereuen was ich gethan, abzubitten was ich verſchuldete. Die ganze Vergangenheit ſteht klar und lebendig vor mir; kein Blick iſt vergeſſen, kein Wort iſt verloren, kein Unrecht gemildert, kein Schmerz überſehn. Wie mir dabei zu Sinne iſt? — Wie Einem, der einen Engel beleidigte, und dem nur ein Engel vergeben kann. Theure Adele, wenn Sie wüßten, was Sie

nicht ahnden können, wie mächtig die Verleitung iſt, wie hinreißend, wie lockend, vielleicht würden Sie ſo nachſichtig ſein wie ich es von Ihnen zu erflehen wage. Andere Frauen hatten mich verwöhnt, bethört bevor ich Sie ſah. Wären Sie mir im Frühling meines Lebens begegnet, zu der Zeit, als mein Herz noch fähig war das Gute in ſeiner himmliſchen Reinheit zu würdigen, ich würde nicht geſchwankt haben, ich wäre ein glücklicher, beglückender Menſch geworden. Dem war nicht ſo; ich ſah Sie zu ſpät. Meine verwöhnte Eitelkeit nahm die freundliche Geſinnung, welche ich Ihnen einflößte, mit ruhigem Uebermuthe hin. Ich hatte Ihnen gefallen wollen, es war mir gelungen; ich fand es ganz natürlich und — denn ich bin ganz offen gegen Sie, es ſtellte Sie nicht höher in meiner Meinung. Unglückſelig der Mann, dem es leicht wird zu gefallen! Er wird bald, wenn der Gott in ſeinem Herzen nicht ſtärker iſt als der Dämon, Glauben, Liebe und Vertrauen verlieren. — Und doch, Adele, ich liebte Sie, ſchon damals liebte ich Sie, aber meine Eitelkeit, mein Stolz, waren ſtärker als meine Neigung. Als ich mich in Dresden von Ihnen trennte — Sie können das nicht erduldet haben was ich litt, Sie waren ſchuldlos, ich war der Schuldige. Meine unſelige

Thorheit ſiegte, aber ich habe dieſen Sieg ſchmerzlich bereut. Nach fünf Jahren, als ich Sie in Dresden wiederſah — wie ſoll ich Ihnen wiederholen, was Sie geſehen haben? — Die Qualen, welche mein Herz damals erduldet, haben Sie hinreichend gerächt. Zweifle nur Niemand an einer Vergeltung! — Dies iſt die Vergangenheit, in welche ich bereuend zurückblicke. O alle die Tage, in denen ich glücklich hätte ſein können, und die ich, wie ein Thor, vorübergehen ließ, um es auf's bitterſte zu beklagen. — Aber die Gegenwart? — Mit dieſer Frage ſtehe ich an dem Wendepunkte meines Lebens. Adele, ſoll, darf die Gegenwart die Vergangenheit nicht vergeſſen machen? — Rauben Sie mir nicht den einzigen Troſt, daß es möglich ſei. — Gewiß, es giebt eine Regeneration der Gefühle; wer wahr, wer innig, wer über alles liebt, der kann wie neugeboren aus einer dunkeln Vergangenheit hervorgehn. Für ihn giebt es eine zweite Jugend, eben ſo hell, ſo ſtrahlend, ſo beglückend wie die erſte. — Und nie habe ich Sie vergeſſen; Ihre Huld, Ihr ſchuldloſes Vertrauen, ſind ſtets für mich geweſen wie Sonnenlicht, welches man nie entbehren kann, wonach man ſich ewig zurückſehnte. — Geliebte Adele, ich bitte jetzt um Ihre Hand, können Sie mich zurückweiſen? —

Sie haben mich geliebt — ich wage zu glauben, daß Sie, nach mir, niemals Jemanden ſo geliebt haben, daß dieſe Neigung ein Gefühl iſt, welches, abgeſondert von allen übrigen, für ſich beſteht. — Ich weiß, daß Sie mich geliebt haben — muß nun nicht für Sie eine Beruhigung darin liegen, dem Manne anzugehören, der dieſe Kunde hat, der mit Entzücken ſich daran erinnert, der, mit voller Hingebung und Treue, ewig dankbar dafür ſein will? — Reichen Sie dem, der in ein neues Leben eingehen wird, Ihre liebe, theure Hand; beurtheilen Sie ihn nicht mit zu viel Härte, ſtoßen Sie ihn nicht mit Verachtung zurück. Vergeſſen Sie, was er war — was er ſein wird, die Beſtimmung liegt in Ihrer Hand. Segen oder Verdammniß, die Entſcheidung ſteht bei Ihnen. Was ſoll ich noch ſagen? Wie Sie beſchwören? — Gedenken Sie denn des Abends, wo tauſend ſtrahlende Sterne auf uns herab blickten, wo mein Arm Sie umfing, wo das Wort, welches ich vergebens erflehte, nicht auf Ihren Lippen, aber in Ihrem Herzen war. Das einzige kleine Wort, welches eine Unendlichkeit, eine Unwandelbarkeit in ſich faßt; das Wort, was ich mit gläubiger Seele ausſprechen werde, wenn ich Ihnen vor dem Altare Liebe und Treue geloben darf.

Die Generalin von Bardesleben an den Grafen von Felseck.

„Ihr Brief hat mich nicht überraſcht, bei Ihnen muß man auf Alles gefaßt und vorbereitet ſein. Ueberraſcht hat er mich nicht, aber tief bewegt, ſo tief, daß ich wünſchte, Sie könnten, mit einem Blick in meine Seele, alle meine Gedanken darin leſen. — Auch mir iſt die Vergangenheit vor Augen, im Herzen, auch mir iſt Alles gegenwärtig, jeder Blick, jedes Wort, jedes Leid! Wie mir dabei zu Sinne iſt? Wie Jemanden, der aus einem ſchmerzlich verworrenen Traum erwacht und das Tageslicht erblickt. Das betrübende, verwirrende Princip dieſes Traums waren Sie; ich bin erwacht — verſtreut ſind die Nebel, welche meinen Geiſt umfangen hielten, aber die Strahlen des Lichtes, welches ſie verſcheuchten, haben mein Herz nie wieder erwärmt. — Mußten Sie ſo verloren gehn? Mußte ſo viel Gutes, ſo viel Scharfſinn, ſo viel einnehmender Verſtand, ſo nutzlos verſchwendet werden? — Und wofür? — Für ein unmäßiges Verlangen nach Allem was das Leben ſchmückt, für die oberflächliche Befriedigung einer unerſättlichen Eitelkeit. Dafür — ſo viel Gutes, ſo anſprechende Gaben! — O noch jetzt möchte ich es beweinen. — Gewiß, die Natur beſtimmte Sie dazu, ein ſehr

guter, ein sehr liebenswürdiger Mensch zu werden. Liebenswürdig sind Sie geworden, nur nicht in dem Sinne, wie ich es verstehe. Wen hat diese Geistesanmuth beglückt? — Wie hat dieser richtige, durchdringende Verstand der Welt genützt? — Sie haben immer auf der Erde nur Sich gesehn. Sie waren Staat und Welt, um den sich alles drehen sollte, um den, in dem Kreise den Sie beherrschten, sich alles drehte. Ihre Absicht, Ihre Berechnung, die tausend kleinen Künste, in denen Sie so wohl erfahren sind, gewannen Ihnen, was Sie Sich gewinnen wollten, es beschäftigte, es zerstreuete Sie, weil eine Art Studium dazu gehört, aber veredeln konnte es Sie nicht. — Wenn es möglich ist, wenn es eine Rückkehr giebt, werden Sie noch, was Sie stets hätten sein können! Widmen Sie dem Staate Ihre, gewiß wünschenswerthen Dienste, suchen Sie, in ernster Beschäftigung, den wahren würdigen Zweck des Lebens, den einzigen, der volle Befriedigung gewährt. Denken Sie nicht, daß ich Sie mit Härte beurtheile. Nie habe ich die liebenswürdigen Anlagen Ihres Gemüthes verkannt; es waren Lichtblitze, die selten, aber glänzend, aus Nacht und Dunkel hervordrangen. Wie klar ist mir Alles im stillen Nachsinnen über die Vergangenheit geworden. — Die tiefste Verstel-

lung, und dann, so unerwartet, so beglückend möchte ich sagen, die reinste Offenheit. So viel List, so viel Berechnung, so viel Studium; und das alles beseitigend, überwältigend, ein Silberblick des Gefühls, der aus dem Herzen kam. Wenn ich mir das Alles zurück rufe, das Alles, was mich nur fester an Sie band, dann darf ich auf eine bessere Zukunft für Sie hoffen. Möge sie Ihnen zu Theil werden, und mit einer Andern, die Ihre Vergangenheit nicht kennt, die ihr Herz noch zutrauungsvoll an das Ihre legen kann. Denken Sie nicht an mich, das ist vorbei, und für immer. Ich zürne Ihnen nicht, aber so gewiß ich Sie über Alles geliebt habe, eben so gewiß ist es, daß Sie mich für immer verloren haben. In dem Bewußtsein, daß Sie meine Neigung für Sie erkannten, liegt für mich keine Beunruhigung. Ihnen ward, was Sie mit Kunst und Ausdauer suchten, sollte ich darüber erröthen, daß ich menschlich zu fühlen im Stande bin? — Daß ich nur in den Beziehungen dieser Neigung lebte, in der ganzen Welt nur Sie sah, das habe ich mir vorzuwerfen, aber gewiß es ist gebüßt, Sie haben dafür gesorgt, daß ich mit dem bittersten Leide es sühnen mußte. — Als ich Mädchen war, raubten Sie mir das Glück, den Frieden der ersten Jugend, als Sie mich verheirathet

wieder fanden, versuchten Sie mich wankend zu machen. Nie kam ein Gedanke von Mitleid mit mir in Ihre Seele. Denken Sie nicht, daß ich mich rächen will, die Strafe würde auf mich zurückfallen, aber sagen Sie es sich mit Ueberzeugung, daß ich die Frau des Mannes nicht werden kann, nicht werden will, der mich stets in seinem Sinne so tief erniedrigte. Nein, ich kann nicht — ein inneres Widerstreben verwehrt es mir! — Mein Entschluß wird Sie schmerzen, Sie werden ihn tadeln, aber ich kenne Sie zu gut, Ihr besseres Gefühl wird ihn billigen; für mich giebt es keine Täuschung mehr! — So scheide ich von Ihnen, aber nie werde ich aufhören Ihrer zu gedenken; mit Wehmuth, mit tiefer Wehmuth, betheure ich es Ihnen. Ihr Bild ist für immer verwebt mit dem unvergeßlichen Traum meiner Jugend. Und Sie — wenn Sie mich je geliebt haben, wenn Sie mich jetzt lieben, gedenken Sie Ihrer eigenen Worte: Es giebt eine Vergeltung. O gewiß, aber eine andere, als diejenige, welche in dem Verluste eines Frauenherzens besteht.

Schätzenswerthe Verwandte meines Mannes haben mir, deren ökonomische Lage höchst günstig ist, eine Freistätte angeboten. Ich werde fortan, bei seiner Tante, der Aebtissin von Bardesleben wohnen.

Beruhigt es Sie? — Betrachten Sie mein Leben als abgeſchloſſen, denken Sie nie mit eiferſüchtiger Aufwallung an mich, ſondern gedenken Sie meiner, wie man an Menſchen ſich erinnert, die es unbeſchreiblich gut und treu mit uns meinen, die wir aber in dieſer Welt nicht wiederſehn werden. Leben Sie wohl, und für immer! Adele.

Graf Felſeck ſuchte und erhielt einen Geſandtſchaftspoſten, er war hier ganz in ſeinem Elemente, und ſeine diplomatiſche Laufbahn eine ſehr glänzende. Er vermählte ſich nicht und erſchien als Lichtpunkt des geſelligen Lebens; alle Gaben der Bildung und des Verſtandes, ſelbſt die Ungleichheit ſeiner Laune machten ihn zu dem Gegenſtande ungetheilter Aufmerkſamkeit. Man ſah es dieſer Stirn an, daß nicht allein Nachdenken, daß Schmerz darüber hingezogen war, und ſo oft er in Sinnen verſank, nahmen ſeine Züge einen Ausdruck an, der nicht nur auf Ueberdruß, der auf Herzeleid deutete.

III.

Skolien

von

Dr. Mises.

Ein Faß aus der Muſen Keller
Zu kaufen, reicht hin nicht mein Heller,
Doch will ich euch Zecher beſcheren
Von einer Traube die Beeren.

1.

Die Erde giebt den Saft,
Die Lüfte geben Kraft,
Die Sonne giebt den Geiſt;
Gar ſchön der Wein beweiſt,
Was er empfing für Leben,
Weil er's kann wiedergeben.

2.

Wer trinken will den Wein,
Der ſitze nicht allein,
Der Wein hat keine Kräfte
Bei einſamem Geſchäfte.

Der Teich, das Meer ſich freut
Ob ſeiner Einſamkeit;
Nicht lernte dieſe Tugend
Der Wein in ſeiner Jugend.

Es ragen im Verband
Die Berge in das Land
Und drauf die grünen Reben
Führ'n ein geſellig Leben.

Und an der Rebe hängt
Dicht Traub' an Traub' gedrängt,
Und jede Traub' im Kleinen
Ein Völkchen will erſcheinen.

So, was den Wein erſchafft,
Lebt ſchon in Brüderſchaft;
Ihn endlich zu gebären,
Vereint die Säfte gähren.

Das iſt dem Wein geblieben,
Die Nachbarſchaft zu lieben,
Drum, ſtellt ihr ihn allein,
Macht's euch und ihm nur Pein.

Viel Fäſſer in den Kellern,
Viel Gläſer vor den Tellern,
Viel Herzen rings im Bund,
Das macht den Wein geſund.

3.

Das Waſſer iſt ein Bau'r,
Denn fruchtbar macht's die Erde,
Dann brubelt's auf dem Herde,
Das Leben wird ihm ſau'r.

Das Bier iſt Bürgersmann,
Ein philiſtröſer Meiſter,
Stets geifernd ohne Geiſter,
Der nie was Hohes ſann.

Doch König iſt der Wein,
Drum ſteigt er gleich nach Oben,
Zieht, ſeine Macht zu proben,
Ins Haupt als Hauptſtadt ein.

4.

Es ſtritten zwei mächtige Geiſter,
Wer in dem Schaffen ſei Meiſter:
Der eine ſchuf die Meere,
Der andre am Weinſtock die Beere.

Der ſchuf im Meere die Fiſche,
Darunter auch Auſtern ganz friſche;
Doch der aus dem Wein die Gedanken,
Darunter die luſtigſten, blanken.

Wer hat den Streit nun gewonnen?
Der Schöpfer der Brunnen? der Tonnen?
Sie konnten den Streit nicht entſcheiden,
Da reichten die Hand ſich die beiden.

Drum, wo's nun giebt Auſtern, Sardellen,
Sollt ſtets auch den Wein ihr beſtellen,
Zu feiern den ewigen Frieden
Der ſchaffenden Geiſter hienieden.

5.

Was macht wohl Schwache ſiegen?
Des Weines Zauberſaft.
Was Starke unterliegen?
Des Weines ſtärkre Kraft.

Was kann den Schmerz verſöhnen?
Des Weines Lieblichkeit.
Was eure Freude krönen?
Des Weins Vergnüglichkeit.

Welch Band, als das der Reben,
Läßt den entfernten Freund,
Läßt Todte ſo mit leben,
Wie's Lebende vereint.

Bald mag der Wein euch bringen
Den Schlaf als ſeine Fracht,
Bald mit dem Schlafe ringen
Und ſiegen in der Schlacht.

Zum Thor macht er den Weiſen,
Dem Thor er Weisheit ſchafft,
So weiß er alle Weiſen,
So übt er jede Kraft.

6.

Die Eiche ſtand voll Stolze,
Ob ihrem feſten Holze,
Umſchlungen vom Gewebe
Der blätterreichen Rebe.

Und wiegend ihre Krone
Zur Reb' ſprach ſie mit Hohne:
Willſt armes, ſchwaches Weſen
Du Eicheln bei mir leſen?

Die Rebe hört's voll Demuth
Und ſprach zu ſich voll Wehmuth:
Ich hab' doch edle Säfte,
Was fehlen mir die Kräfte!

Nach oben treibt lebendig
Die Sehnſucht mich inwendig;
Warum, empor zu bringen,
Muß Andres ich umſchlingen? —

Der Becher ſtand voll Stolze,
Auf feſtem Eichenholze,
Gefüllt mit Saft der Traube,
Umkränzt von Eichenlaube.

Es naht ein edler Zecher,
Setzt an den vollen Becher;
Da mocht' der Geiſt der Reben
Frei auf zum Geiſte ſchweben.

So lohnt' ein edles Streben
Sich noch im zweiten Leben,
Und was hochmüthig grünte,
Demüthig jetzt ihm diente.

7.

Die Häuſer, worin die Geiſter weilen,
Haben nicht Backſtein', noch Säulen,
Sie ſind nicht gezimmert mit Mühe und Noth,
Was nützt den Geiſtern ein Haus, was todt.

Der eine ſchaut trüb' wohl vom Monde herunter,
Andre unten tanzen ganz munter;
Dort einer auf einem grünen Blatt
Sich in einem Thautröpflein bad't.

Der eine liebt einſame Bergesſpitzen,
Andre gern traulich zuſammenſitzen,
Und was das Auge kaum erkannt,
Iſt manchmal ein ganzes Geiſterland.

Doch haben ſie vor Allen liebgewonnen
Die Plätze an den kühlen Bronnen,
Und wo eine Linde Schatten giebt,
In ſolche ſind ſie gar verliebt.

Auch manche, die ſich lieber wärmen,
Am Tage in der Sonne ſchwärmen,
Oder ſitzen in ihrem Blumenhaus
Und gucken den ganzen Sommer hinaus.

Will's ihnen wo nicht mehr gefallen,
Fort ziehn ſie ohne Pack und Ballen,
Und legen in einem Augenblick
Wohl tauſend Meilen gleich zurück.

Wollt ihr aber etwa erkunden,
Wo ich die meiſten beiſammen gefunden,
Das iſt in der Beere des Weins,
Von allen Dingen hat ſo viel keins.

Da haben ſie den Stral der Sonnen,
Im Thaue auch den kühlen Bronnen,
Dazu den Schatten giebt das Blatt,
Da werden ſie von Luſt recht ſatt.

Sie drängen ſich ſo in der Beeren Zellen
Zuſammen, daß die davon wachſen und ſchwellen;
S' ſind Geiſter von mancherlei Art;
Auch Manches, was ſchlecht ſich zuſammenpaart.

Zuletzt kann die Beere ſie nicht mehr faſſen,
Auch kommt der Herbſt, und da verlaſſen
Die Geiſter ſie alle auf einmal
Und verſammeln ſich in einem Saal.

Der will den Menſchen, den gemeinen,
Nur eine ſchlechte Tonne ſcheinen;
Und ihr hört doch, wie's drin ziſcht und gährt;
Das iſt nichts, als der Geiſter Herd',

Die ſich darin berathen mit Lärmen,
Wohin ſie fürder wollen ſchwärmen.
Zuletzt theilt ſich die Geſellſchaft;
Da ſagen die Menſchen: der Wein wird gezapft.

Es bleiben aber immer noch in jeder Flaſche
Mehr zuſammen, als Geld in mancher Taſche,
Und manchmal fahren ſie gar mit Gebraus,
Sind's nur die rechten, oben hinaus.

Doch andre bleiben ſtill bei einander,
Und leben ſich immer mehr ein ſelbander;
Ihr glaubt nicht, was in einer Flaſche voll altem Saft
Lebt für eine herrliche Geiſter-Gemeinſchaft;

Und was die weiß für ſchöne Geſchichten,
Und wie ſie zuſammen ſchwatzen und dichten. —
Ihr fragt mich, woher ich das Alles erfuhr;
Ei nun, von den Geiſtern ſelber nur.

Denn als ich aus der Flaſche thät trinken,
Da wollt' es mich ſogleich bedünken,
Das Alles geſchehe in meinem eigenen Kopf,
Der ſonſt doch nur iſt ein leerer Topf.

Und damit ihr es ſelber mögt erproben,
Hab' ich dieſe Flaſche für euch aufgehoben;
Nur macht recht leicht erſt Kopf und Sinn,
Daß für die Geiſter auch Platz wird drin.

8.

Zu Kopf blos ſteigt der Wein,
Doch keiner ſteigt in's Bein,
Drum laufen die Gedanken,
Die Füße aber wanken.

9.

Was wir bei Dir eſſen,
Iſt andern Tags vergeſſen,
Gut Deiner zu gedenken,
Muſt uns mit gutem tränken.

10.

Die Lieb' iſt jung, der Wein iſt alt,
So paſſen ſie trefflich zuſammen,
Iſt Schmerz zu heiß, iſt Luſt zu kalt,
So löſcht oder ſchürt er die Flammen;
Drum, gebt ihr gleich der Jungen den Preis,
So ehrt mir doch auch den verſtändigen Greis.

11.

Zag' nicht, o holde Kleine,
Zag' nicht vor dieſem Weine,
Nur uns zu Kopf er ſteigt.
Nicht deinen wird er ſchmerzen,
Euch ſteigt er zu dem Herzen,
Macht Lieb' und Lachen leicht.

12.

Die Liebe ſaß im Herzen
Und jammerte voll Schmerzen;
Da lief vorbei der Wein,
Der hörte ihre Pein.

Und wie er war im Magen,
Da hub er an zu fragen,
Weßhalb ſie Klage führt?
Die Liebe ſprach: mich friert;

Verloſchen meine Sonnen,
Die Bronnen meiner Wonnen;
Der Wein ſprach: habe Muth!
Ich mach' es wieder gut.

In's Blut iſt er gelaufen,
Mit Feuer es zu taufen,
Und wie von tauſend Kerzen
Wird's warm und hell im Herzen.

13.

Du Alter von dem Rheine,
Dein Stündlein iſt nun nah;
Vor dem Gericht erſcheine,
Das ſitzt im Kreiſe da.

Und gieb ihm offne Kunde,
Was in der langen Friſt
Bis zu der jetz'gen Stunde
Aus dir geworden iſt.

Haſt du dann gut beſtanden,
Erhebt's zum Himmel dich,
Doch wenn ſie ſchlecht dich fanden,
Zur Höll' ſchickt's dich und mich.

14.

Nicht ſeid, nein trinkt euch Zöpfe,
Woll'n ſelber Traube ſein,
Die Beeren unſre Köpfe,
Nichts drin, als lautrer Wein:
Die Stühle unſre Stiele,
So feſt ſitzen wir drauf,
Und fall'n wir ab am Ziele,
Lieſt man uns doch wohl auf.

15.

Bei Tiſche ſaß ich geſtern,
Da waren auch zwei Schweſtern,
Die eine, die war blaß,
Die andre roth wie Roſen,
Mit welcher ſollt' ich koſen?
Gefiel'n mir beide baß.

Die eine ſchien voll Feinheit,
Voll Klarheit und voll Reinheit,
Drob Mancher um ſie warb;
Die and're hatt' viel Freier
Ob ihrem Geiſt und Feuer
Und ihrer ſchönen Farb'.

Doch wen ſie hat entzücket,
O weh, dem war verrücket

Gar bald der arme Kopf;
Die andre ſchien wohl milde,
Führt' auch nichts Gut's im Schilde,
Erfuhr es bald ich Tropf

Ich dacht' in meinem Herzen:
Mit beiden wechſelnd ſcherzen
Bringt wohl am meiſt Gewinn;
Wendt' bald mich zu der blaſſen,
Bald wieder ſie zu laſſen,
Liebäugelt' her und hin.

Das hat ſie wohl verdroſſen,
Daß ich nicht angeſchloſſen
Mich einer ganz und gar.
Wie ich mit der mich neckte,
Die andre heimlich ſteckte
Ein Zöpflein mir an's Haar.

Doch wie ich wieder drehe
Zur andern mich, o wehe,
Das Zöpflein fiel vom Kopf,
Und jene nun voll Tücke
Steckt an mir lang und dicke
Statt ſeiner einen Zopf.

Hätt's dennoch nicht gespüret,
Wie's Schwesternpaar gezieret
So schön mich gestern hat,
Sprächt' nicht vom langen Zopfe,
Den ich trug an dem Kopfe,
Nun heut die ganze Stadt.

16.

Die ſchwarzgeflügelten Sorgen
Von geſtern, heute und morgen,
Die niſteten ſich ins Haus;
Auf meinem Scheitel ſie hupften,
Und neckten und zweckten mich, zupften
Faſt alle Haare mir aus.

Nicht wußt' ich mehr, was mich rette,
Sie fielen mich an im Bette,
Sie huckten mir auf bei Tag',
Sie gruben ſich in die Stirne,
Sie krochen mir in's Gehirne,
Mehr als ägyptiſche Plag'.

Da ſucht' ich in alten Schriften,
Womit man könne vergiften
Das Ungeziefer zumal,
Und fand mit deutlichen Zeichen,
Kein Mittel ſei zu vergleichen
Dem Wein im goldnen Pokal.

Und ſeit ſie den Wein gerochen,
So ſind ſie zu Kreuze gekrochen,
Die Flügel, die ſchrumpften ein;
Nur darf ich nicht ſäumen, nicht feiern,
Muß immer den Gifttrank erneuern,
Sonſt kehret die alte Pein.

IV.

Protestantische

Bilder aus Böhmen.

Von

Th. Mundt.

1.

Die Schweſtern von Troßky.

— Auf den grünen Haiden von Böhmen ſchleichen noch einige Sagen umher, die als proteſtantiſche Erinnerungen des Landes wie in ſcheuer Wehmuth hier und da auf alten Burgruinen ſitzen geblieben ſind. Es ſind verſteinerte Thränen eines großen Volkes, das ein kleines Schickſal gefunden hat, und dieſen tragiſchen Gram hat die böhmiſche Sage oft in ein burleskes Bild eingekleidet, über deſſen Formen man lachen muß in demſelben Augenblick, wo man den Inhalt beweint. Auf den Trümmern von Troßky haſchte ich ein ſolches ſcherzendes Sagenkind, das geheim verweinte Augen hatte, und als ich mit ihm zu lachen und zu tändeln begann, hatte es mich auch ſchon angeſteckt mit ſeinem Kummer. Dieß iſt eine wahrhaft proteſtantiſche Sage, die aus den Ruinen von Troßky

herauslacht, denn sie ist so spitzfündig wie eine wittenberger Magisterdisputation aus den Reformationszeiten, indem sie auf einer Burleske der Gegensätze beruht.

Troßky war eine seltsame alte Veste, ungefähr elf Meilen von Prag, und nicht weit von der Stadt Turnau gelegen. In steiler Höhe ragen zwei konische Felsen, die nur in geringer Entfernung neben einander stehen, als Grundlage des sonderbarsten Baues hervor. Diese beiden Felsen, die in ihrem Fuß zusammen laufen, muß man sich ungefähr in ihrer Mitte durch eine Doppelmauer verbunden denken, welche den eigentlichen Schloßraum umfaßte. Auf dem Gipfel beider Felsen, die als unüberwindliche Citadellen gedient haben müssen, erhoben sich in früheren Zeiten thurmartige Gebäude, die dem Anschein nach sehr geräumige Wohnungen abgegeben haben. Der eine der Felsen überragt den andern wohl um ein Drittheil, und dieß vermehrt den bedeutsam bizarren Anblick, welcher sich hier vor Augen stellt, und der die drollige Sage in ihrer Wirkung unterstützt.

Auf dieser Veste wohnten vor alten Zeiten zwei Schwestern, die aber sehr verschiedener Sinnesart waren, obwohl sie von einer und derselben Milch einer liebenden Mutter getrunken. Die Eine war hussitisch, und die Andere war katholisch. Es ging ganz natürlich

zu, daß ſie es nicht mehr im Schloſſe miteinander aushalten konnten, denn ſie zankten ſich Tag und Nacht, und die Huſſitin ließ der Katholikin und die Katholikin ließ der Huſſitin keinen Augenblick Ruhe. Da war es ein Glück, daß die beiden Citadellen auf den beiden Felſen da waren, und in einem wohnlichen Zuſtande ſich befanden. Der eine dieſer Felſen, welcher der höhere war, hatte beim Volke den Namen Panna oder die Jungfrau, während der kleinere Baba, das heißt: die alte Mutter, genannt wurde. Die huſſitiſche Schweſter, die ſelbſt noch eine Jungfrau war von friſchem und keckem Weſen, zog nun auf die Panna hinauf, während die katholiſche, die eine Witwe war und bei herannahendem Alter nicht mehr ſo viele Treppen ſteigen konnte, ſich die niedrigere Baba zu ihrem Wohnſitze ausbedung. Nun wohnten ſich die beiden feindlichen Schweſtern gegenüber, und konnten ſich einander am Fenſter ſitzen ſehn, ohne ſich zu erreichen. Statt aber ihrer Feindſchaft dadurch ein Ende zu machen, brach dieſelbe durch dieß Gegenüber in immer heftigern Flammen aus. Wenn die Huſſitin in ihrem Jungfrauentrotz auf ihrer Panna ſaß, und ſich lachend und luſtig zum Fenſter hinauslegte, machte ihr die Katholikin gegenüber auf ihrer Baba ein Geſicht, und ſchlug ihr ein impertinentes Schnippchen. Und

wenn die Katholikin auf ihrer Baba am Fenster saß und den Rosenkranz betete, bohrte ihr wieder die Hussitin auf der Panna einen Esel, und sang ein schönes weltliches Lied dazu mit ihrer Lerchenstimme, die weit über Hain und Felder hinaus jubelte. Um sich zu ärgern, saßen beide den ganzen langen Tag am Fenster, und der Einen mißfiel stets, was die Andere that. An den katholischen Fasttagen setzte die Hussitin einen großen dampfenden Gänsebraten an das Fenster der Panna, was offenbar unrecht war, denn die Katholikin auf ihrer Baba, die von Natur üppig und gutschmeckerisch war, gerieth dadurch in Verzweiflung. Genug, sie thaten sich allen möglichen Schabernack an, die Hussitin lachte, wenn die Katholikin weinte, und wenn die Hussitin betete, fluchte wohl gar die Katholikin. Dann öffneten sie oft beide zugleich in ihrem wuthentbrannten Eifer das Fenster, und geriethen in einen lauten Zank, zuweilen auch in ein förmliches theologisches Disputiren, denn sie waren gelehrt, und jede kannte genau ihren Glauben. Dann hechelten sie von Fenster zu Fenster noch einmal alle Streitigkeiten der Kirche durch, und die Hussitin auf ihrer hohen Panna rühmte sich ihres hohen Standpunctes, und rief verächtlich zu der Andern: Baba! Baba! Baba! hinüber. Dann schalt die Katholikin

ſie ein naſeweiſes Ding, und, in ihren Witwenſchleier ſich hüllend, berief ſie ſich auf ihre Erfahrungen. Die Andere aber ſagte: es ſei eben ihr Stolz und ihr Vorzug, daß ſie noch Jungfrau ſei, worauf die Witwe mitleidig die Achſeln zuckte. Der Wind, der ſcharf um die Felſen blies, pfiff dazu, und entführte oft der Einen die Worte der Andern, ſo daß dadurch die Verwirrung noch höher ſtieg, indem beide im eigentlichſten Sinne in den Wind reden mußten. Zuweilen war es zum Verzweifeln, daß man von der Panna nicht nach der Baba, und von der Baba nicht nach der Panna hinübergreifen konnte, um mit einer einzigen Handbewegung die Gültigkeit eines Dogmas zu entſcheiden. Jede behauptete übrigens ihre Sache auf das Siegreichſte, und in dem ihnen gemeinſam gehörigen Dorfe, das Troßkowitz geheißen war, hatten ſie zwei Kirchen erbauen laſſen, die ſich dort in gleicher Entfernung, wie die Felſen Panna und Baba, gegenüber ſtanden, und wo dann jede nach ihrem Glauben ſich Gottesdienſt halten ließ. Wirklich erblickt man auch noch heutzutage zwei Kapellen an dieſem Ort, die ſich durch ein ſolches Gegenüber bemerklich machen. Was nun aber unſere glaubensfeindlichen Schweſtern anbetrifft, ſo iſt es vorauszuſehn, daß ſie beide ein tragiſches Ende nehmen mußten, und dieß geſchah denn

folgendermaßen. Eines Tages, als diese beiden Frommen, wie gewöhnlich, zum Fenster hinaussahen, um sich über ihre Religion zu zanken, gaben sie ein so gewaltiges Feuer auf einander, daß sie es gar nicht mehr aushalten konnten. Die Katholikin behauptete dießmal mit solchem Nachdruck, sie habe einzig und allein Recht, daß die Hussitin vor Aerger zum Fenster hinausfuhr, um ihrer Nebenbuhlerin im Reiche Gottes in die Haare zu fahren. Die Katholikin aber hatte sich ebenfalls nicht mehr zurückhalten können, und war in demselben Augenblick zum Fenster ihrer Baba hinausgestürzt, um auch auf ihre Gegnerin loszuschießen, und sie endlich einmal zu packen. So fielen beide in ihrem Glaubenseifer zum Fenster hinaus, und langten zerschmettert am Fuße der Panna und der Baba an, wo sie ihre Todesseufzer aushauchten. Schwermüthig flüstern noch jetzt die Gesträuche, die sich an den Felsen winden, die Trauermähr von den beiden Schwestern.*) —

Dieser burlesk-tragische Charakter geht fast durch die ganze böhmische Geschichte, deren verblaßte Ge-

*) Etwas abweichend erzählt diese Sage Meißner in seinen historisch-materischen Darstellungen von Böhmen, S. 255.

ſtalten jetzt, unter Ruinen und Trümmern, vor mir aufſtanden, und in ihrem lockenden Geſpenſterreigen mir unheimlich winkten, ihnen in die alten fernen Zeiten zu folgen. Ich liebe Dich, Du herrliches unglückliches Böhmen! Du hatteſt ein ungeduldiges Jünglingsherz hinter Deinen Waldungen und Bergen, und als der Geiſt der Geſchichte ausging, weltbindende und welterobernde Kräfte zu ſuchen, fand er Dich junges friſches Slawenvolk in unruhigen Gedanken auf der Haide ſitzen; Du dachteſt an große Beſtimmungen und Beſtrebungen, und fühlteſt Dir eine eherne Bruſt dazu. Der Geiſt der Geſchichte ſchlug wie ein Blitz ein in Ottokar's des Zweiten großdenkendes Herz, und dieſer muthige Böhmenkönig holte aus mit den ſiegreichen Waffen, um ein ſlawiſches Weltreich zu ſtiften, deſſen Mitte das grüne Böhmen ſei. Er trug das Schwert bis zu den fernen heidniſchen Preußen, beſiegte, bekehrte und taufte, und hieß ſie dort auf den Hügeln das weitausſehende Königsberg gründen. Und ganz Oeſterreich und Stevermark hatte er bald erobert, Kärnthen, Krain und andere reiche Landſchaften geerbt, und wie er im Norden mit dem einen Arm die Oſtſee erreichte, ſtreckte er den andern immer weiter aus gegen das adriatiſche Meer. Nur des deutſchen Reiches Kaiſer zu werden, verſchmähte ſein

Uebermuth, da er schon damals diese zweifelhafte Würde für verfallen, mindestens für nutzlos anzusehen schien, und so grub er sich, wie jeder Held, dadurch selber das Grab seines Glückes. Aber seine Böhmen jauchzten ihrem ruhmvollen Führer, der sie zuerst auf die Bahn der Weltgeschichte geleitet, Dank und Freude zu, und das dreizehnte Jahrhundert schien erstaunt abzuwarten, ob dem Slawenstamm die Weltherrschaft beschieden sein solle! Indeß war das Schicksal auf andere Gedanken gekommen, das Glück der Geschichte wandte sich fliehend von Ottokar's Bannern ab, und mit ihm der Muth der großen Bestrebung. Die ganze Frucht seiner stolzen Siege, selbst das paradiesische Wien und die mächtigen Stromufer der Donau mußte der Böhmenkönig wieder verlieren an den habsburgischen Kaiser Rudolf I., und Kunigunde von Ungarn, seine Gattin, bekannte ihm, daß sie den gefallenen Helden, der Alles verloren, nicht mehr liebe, und gab sich zu seiner Schande ihrem Buhlen hin. Ottokar, einst der Glückliche, konnte nicht mehr leben, und in der gewaltigen welthistorischen Schlacht bei Marchek sanken die Hoffnungen des Slawenstammes verblutend zusammen, und das Haus Habsburg erhob sein Haupt, und befestigte sich für die folgende neuere Geschichte.

Aber das grüne Böhmen war ſo ſchön, das grüne Böhmen war ſo reich an innerem Segen, an Kraft der Natur und des Volkes, an Mann und Gemüth! Es war berufen, und die Beſten wußten ſich's nicht zu ſagen, warum ſie nicht auch Auserwählte ſeien? Da gereute es den Geiſt der Geſchichte noch einmal, und nachdem noch nicht zwei Jahrhunderte verfloſſen, trat er zu einem zweiten Verſuch an das Land Böhmen, und berührte es mit dem herrlichſten Gedanken, der ihm durch Gottes Rathſchluß eingegeben war. Es war der Gedanke der Religionsfreiheit durch die ſtarkgewordene Vernunft. Wahrlich, Böhmen ſchien zu einer hiſtoriſchen Macht berufen, und nachdem es ihm nicht gelungen, durch Gewalt ſeiner Waffen ein Weltreich zu werden, ſollte es durch die Gewalt des denkenden Geiſtes, die in ſeiner Mitte losbrach, tonanſchlagend ſein für eine neue Weltperiode. Das Slawenthum ſtand zum zweiten Mal auf dem Punkt, ſich auf den Völkerthron Europa's zu ſetzen, und man hätte denken ſollen, dies ſei der auserwählte Stamm der neueren Geſchichte! Diesmal war es kein König, kein Held mit Schwert und Lanze; es war ein ſtiller, frommer, gelehrter Magiſter der freien Künſte. Der freien Künſte Magiſter nannte ſich mit Recht Johannes

Huß, denn in einem verfinsterten Menschenalter trug sich seine Seele mit der wunderbaren Ahnung, daß der Mensch frei sei, und daß das wahre Leben in der Kunst bestehe sich frei zu machen. Schon ward der Geist der neuen Lehre unter den Böhmen verständlich, und an den Flammen des Scheiterhaufens, auf dem der Märtyrer Huß mit einem frohergebenen Psalm sein Leben aushauchte, schürte sich ein großer Weltbrand an mit vielverheißenden und weitleuchtenden Feuerzeichen. Diese böhmischen Wahrsagungen einer allgemeinen Reformation unter den Menschen gewannen immer mehr an Kraft und Glauben, und bald geschah es, daß die Böhmen sogar ihre Königskrone nur Dem geben wollten, welcher der hussitischen Religion zugethan sei, wie die meisten von ihnen. So hatten die Böhmen den freieren Glauben liebgewonnen, und der männliche, kräftige, kluge Georg von Podiebrad, der Hussitenfreund, von dem Rokyczana gepredigt hatte, bestieg ihren Thron. In den folgenden Jahrhunderten aber reate sich allgemach wieder das alte Unglück über den Häuptern der Czechen, und der historische Geist, der es hatte tragen wollen, begann von Böhmen zu weichen. Noch konnte man jedoch immer hoffen, bis endlich die bejammernswerthe Schlacht am weißen

Berge bei Prag mit dem letzten Todesſtreich herabſank auf Böhmen. An dieſe beiden Schlachten, an die Schlacht bei Marchek und an die Schlacht beim weißen Berge, haben die Böhmen in verſchiedenen Zeiten ihre ſchönſten Nationalhoffnungen verloren, und aus dieſen beiden großen Wunden ſah das dreizehnte und ſiebenzehnte Jahrhundert ſie bluten bis in den Tod. Sie hatten ſich den proteſtantiſchen Churfürſten Friedrich von der Pfalz zu ihrem König gewählt, der eine ſchöne Frau hatte und ein kindiſches Herz. Er war wahrhaftig ſo kindiſch, daß er vor Freuden weinte, als er ſich die Königskrone auf's Haupt ſetzte, was ihm freilich bald ernſthafte Thränen bedeuten ſollte, die an dieſer Krone hingen. Statt ſich nun mit Mannesgewalt zum Kriege zu rüſten für Böhmen gegen Ferdinand von Oeſterreich, freute er ſich bloß, daß er der Böhmen König geworden, und verjubelte ſeine Zeit in dem üppigen Prag, als wäre in der ganzen Welt heller Feiertag, und ſeine ſchöne Frau hielt es mit tauſend Anbetern. Eine ſo leichtſinnige Wirthſchaft wurde an dem Todestage Böhmens getrieben, aber den Leichtſinn und die Ueppigkeit beſchleicht die ſchneidende Tragödie raſch bei praſſender Tafel. Bei Prag wurden die Böhmen geſchlagen am weißen Berge, und Ferdinand II. hatte geſchworen, den proteſtantiſchen Glauben mit

Feuer und Schwert zu tilgen, und er hielt Wort, und das Haus Habsburg befestigte sich abermals, wie zuerst nach der Schlacht bei Marchek. Da wurde Böhmen seiner Verfassung entsetzt, auf der Wahlstatt begrub es mit seinen Todten alle seine Wünsche und Gedanken in die mütterliche Erde, und sah sich für immer in ein katholisches Erbreich verwandelt. Und der böhmische Protestantenkönig, der letzte, floh bei Nacht und Nebel davon, und nahm seine schöne Frau und sein kindisches Herz wieder mit sich, und ließ die Krone zurück und weinte.

So hat die slawische Jungfrau geliebt und gelitten, gehofft, gestrebt, geblutet und gerungen, und endlich all ihr Leid und ihre alte Liebe wieder vergessen. Ihre alte Liebe zur Freiheit des Glaubens hat sie vergessen, und ihre schöne Hoffnung zur Thür hinaus gestoßen, und statt des Hussitenschwertes den Rosenkranz wieder in die Hand genommen. Kein katholischgläubigeres Land jetzt in Deutschland, als das Böhmen, das einst katholische Reichsräthe zum Fenster hinaus geworfen hatte. Nun siehst du fast an jedes Haus wieder einen Schutzpatron gemalt mit goldenem Firniß, und dem Böhmen ist es Ernst, wenn er Ave Maria flüstert. Selbst Oesterreich scheint hell protestantisch zu sein gegen Böhmen. —

2.

Geſchichten vom faulen Wenzel.

— Man kann nicht durch Böhmen reiſen, ohne in jenem burlesk-tragiſchen Geiſt, der überall aus der böhmiſchen Geſchichte herausbricht, an den Kaiſer Wenzel erinnert zu werden, der gewiſſermaßen das Normalbild in dieſem ſchwermüthig luſtigen Genre abgiebt. Wenzel der Vierte, deutſcher Kaiſer und Böhmenkönig, lebt noch heutzutage als ein humoriſtiſches Mondkalb in der Vorſtellung des Volkes, und das komiſche Schreckbild, das der Aberglaube in der Geſchichte aus ihm geſchaffen, tanzt überall vor mir her auf den böhmiſchen Haiden, daß man lachend ſich vor ihm fürchten muß! Bei keiner hiſtoriſchen Perſon iſt die plumpe Vorſtellung des gemeinen Mannes ſo in die geſchichtliche Aufzeichnung übergegangen, wie bei dem armen Wenzel, der

zu einer Schmutzgestalt vermahlt durch ebenso lächerliche als unsaubere Märchen, auf die Nachwelt gekommen ist. Die abergläubische Volksvorstellung hat diesen König der Böhmen so arg zugerichtet, und ihn zu einer solchen Karikatur verwaschen, daß er in einem bekannten Schauerstück auch auf der deutschen Bühne als ein spaßhafter Unhold erscheinen konnte. Man sieht daraus, wie wenig man sich auf die historische Gerechtigkeit in der Welt und auf das Urtheil der Nachwelt verlassen kann, wenn es einem nicht gelingt, sich mit seinen Zeitgenossen zu verständigen und deren Wahn, Dummheit oder Bosheit zu besiegen. Nirgends giebt es weniger Gerechtigkeit als in der Geschichte. Manche historische Gestalten tragen den Makel, mit dem ihre Zeit sie beworfen, bis in alle Ewigkeit an sich, und büßen so für die Schlacken ihrer Zeit, von denen sie vielleicht selbst die Reinsten waren. So ist auch bis auf den heutigen Tag Wenzel ein lächerliches Scheusal geblieben, und seine Zeitgenossen gaben ihm den Beinamen des Faulen, obwohl sein Jahrhundert keinen König kannte, der thätiger, beweglicher, freigesinnter, aufgeweckter und für den Fortschritt der Menschheit wirksamer gewesen wäre. Denn nur unter seiner Regierung konnten die hussitischen Versuche um die Befreiung des

menſchlichen Geiſtes ſo bedeutend um ſich greifen und Wenzel ſelbſt war, komiſcher Weiſe, der erſte proteſtantiſche Kopf ſeiner Zeit. Aber all dies Gute freilich in jener burlesken, phantaſtiſchen und ſelbſt ſchmutzigen Manier ausgeführt, wie ſie dem Geiſt ſeines Jahrhunderts eignete, und die ſo hervorſtechend war, daß ſie in der ſich fortpflanzenden Meinung des Volkes als das Weſentliche haften blieb.

Wenzel war freilich vom Anbeginn ſeines Lebens ein ſeltſamer Kauz! Seine Mutter, als ſie ihn zur Welt gebracht hatte, bekam einen ſolchen Schreck über ihn, daß ſie vor Entſetzen den Geiſt aufgab, denn der junge Wenzel erwies ſich als ſehr garſtig, krumm und verwachſen. Indeß erſetzte er die Häßlichkeit ſchon als Kind durch ſeine innere Schwere, denn er ſoll bei ſeiner Geburt zwölf Pfund gewogen haben, weshalb ſein frommer Vater, Carl IV., an die heilige Mutter Maria zu Aachen dankbar ſoviel Gold einſchickte, als ſein Kind Gewicht hatte. Als der junge Wenzel getauft wurde, ließ er ſeinen Urin in das Taufwaſſer, was ihm einige Geſchichtſchreiber ordentlich zum Vorwurf angerechnet haben. Es war in der St. Sebalduskirche in Nürnberg, wo die Taufe geſchah, und als man das Waſſer dazu wärmte, ſoll bei dieſer Gelegenheit Feuer ausgekommen ſein, das den

ganzen Pfarrhof in Asche legte. In seinem dritten Jahre ließ ihn sein Vater zum böhmischen König krönen, und, wie ein gar zu boshafter Chronikenschreiber erzählt, widerfuhr es dem armen Wenzel bei dieser Krönung, seinen Unrath auf den Altar fallen zu lassen. All solch Unglück kann jedem ehrlichen Mann begegnen, und es ist schrecklich, daß die Geschichte dafür ein Gedächtniß hat und es bis zum jüngsten Gericht aufbewahrt. Die Weltgeschichte hält aber einmal strenge Buch über alle die gepreßten Seufzer der Menschheit, und so zeichnet sie sowohl das Tragische wie das lächerliche Unglück unerbittlich ein mit dem Griffel, welchen man nennt den Griffel der Gerechtigkeit! Mit Wenzel's Schönheit wollte es sich aber nicht bessern, als er heranwuchs, und aus einem Bilde, das ich in Prag von ihm gesehen, blickte mir eine etwas thierische, aber keineswegs gedankenlose Physiognomie entgegen. Das Thierische in seinem Gesicht drückt sich aber mit einem gewissen edlen Groll gegen das Schicksal aus, wodurch wieder das Menschliche bei ihm auftaucht, und sein tückisch aufgewecktes Auge blitzt von der Klugheit, mit der sich seine Wildheit fast immer verbunden zeigte. Dagegen muß der speculative Zug, der sich in seiner rüsselförmigen Nase an den Tag legt, allerdings nicht

angenehm gewirkt haben, und ſein Kopf ſaß ihm ſehr ſchief auf dem verwachſenen Rumpfe. Aber, lieber Gott! hat man denn nöthig, ſchön zu ſein in dieſer armſeligen Welt? Wenzel hatte es in ſeiner Zeit am allerwenigſten Urſach, denn ſeine Zeit war verworren, zerriſſen und ſchmutzig, und auf dieſem Grunde ſtrahlt der faule Wenzel noch immer ſchön und lieblich wie eine Lilie. Sein ſchiefaufſitzender Kopf hatte die geradeſten Anſichten in ſeinem Jahrhundert, und daß er ſo wild und gräulich war, trug Viel dazu bei, ſeiner Zeit die ihr nöthige Bewegung und Aufregung zu geben.

Im Jahre 1378, in ſeinem ſiebzehnten Lebensjahre, gelangte Wenzel zur Regierung, und ließ es ſich ſogleich aus allen Kräften angelegen ſein, ſich den Beinamen des Fleißigen im Lande zu verdienen, obſchon er nachher den des Faulen in der Geſchichte davontragen mußte. Er reiſte eifrig im ganzen Reiche umher, und ſuchte die innern Zwiſtigkeiten der Zeit, die Kirchenſpaltungen und die Unruhen der Reichsfürſten auf dem Wege der Güte und durch Friedensſchlüſſe und Reichstage beizulegen. Er beſtrebte ſich wenigſtens in der Handhabung der Reichsangelegenheiten im Geiſte ſeines Vaters Karl zu handeln, wenn ihn auch in Böhmen ſelbſt ſein eigenthümlicher Sinn bald auf ganz entgegengeſetzte Bahnen trieb. Böh-

men hatte unter der Beherrſchung Karls IV. ohne Zweifel ſeine herrlichſte und gewaltigſte Zeit gehabt, inſofern es ſich blühend ausdehnte nach allen Seiten und ein bedeutendes Gränzgebiet mit immer ſteigender politiſcher Uebermacht behauptete. Die Weltgeſchichte wollte jetzt noch weiter fortſchreiten mit Böhmen und erweckte in ihm den Geiſt des proteſtantiſchen Widerſpruchs, nicht nur in den religiöſen, ſondern auch in den politiſchen Dingen. Und hier ereignete es ſich ſeltſam, daß König Wenzel es ſelber war, welcher zu dem Kampfe gegen die Geiſtlichkeit und gegen den Adel in ſeinen Landen den Ausſchlag that und die erſte Hand aufhob in der neueren Geſchichte, um die ariſtokratiſch-hierarchiſchen Elemente des modernen Staates niederzudrücken. Wenzel war gewiß ein guter Sohn, denn er ehrte in allen Stücken die Vorſchriften ſeines frommen und abergläubiſchen Vaters, nur hatte er doch nicht ſo viel Frömmigkeit von ſeinem Vater ererbt, um bei den zum Himmel ſchreienden Umtrieben und Laſtern der Cleriſei andächtig die Hände falten zu können, wie Karl IV. es gethan, ſondern ſeine Hände ballten ſich vielmehr zornig und griffen alſobald nach dem Schwert.

Wenzel beſaß einen weltlichen und weltluſtigen Sinn, und die Natur hatte ihn mit Witz und ei-

nem durchtriebenen Verſtand begabt, ſo daß die Heiligenkrämerei, die ſein Vater zeitlebens getrieben, nichts Verlockendes für ihn haben mochte. Einen ſchneidendern Gegenſatz zwiſchen Vater und Sohn hat es wohl nie gegeben, als Karl und Wenzel, und doch verrathen ſich eben hierin auch die zarteren Stoffe, die ohne allen Zweifel in dem wilden vielgeſchmähten Wenzel vorhanden waren, wenn man bedenkt, welche Pietät er gegen die Burg Karlſtein und das dort geſtiftete Reliquien-Muſeum ſeines Vaters bewieſen. Einige Meilen ſüdweſtlich von Prag, in einer düſter romantiſchen Gegend, liegt, von vier Bergen umſchloſſen, das weltberühmte Schloß Karlſtein, wo Karl IV. alle Reliquien der Welt zuſammengeſchleppt hatte. Wie bei uns heutzutage Kunſt- und Gewerbe-Ausſtellungen in Mode gekommen ſind, ſo veranſtaltete Karl damals häufig Reliquien-Ausſtellungen, in eigens vom Papſte beſtätigten Feſten, die zu Prag gefeiert und oft von funfzig bis ſechzig tauſend Menſchen beſucht wurden. Unter dieſen Heiligthümern befand ſich, außer dem berühmten Stückchen von der ägyptiſchen Finſterniß, auch das Peplum matris dei, mit den unterm Kreuze aufgefangenen drei Blutstropfen des Sohnes, das aber ſeiner außerordentlichen Heiligkeit wegen nur alle ſieben Jahre

einmal dem Volke gezeigt wurde. Wenzel, als er zur Regierung kam, spürte nicht den geringsten Sinn in sich für alle diese Reliquien, doch beschloß er aus Rücksicht für das Andenken seines Vaters, wenigstens die Anzahl derselben noch zu vermehren, indem er beständig so viel Heiligenknochen und Märtyrergebeine dahin schaffen ließ, als er nur im Lande auftreiben konnte. Er hatte Recht, mit diesem alten Martyrthum aufräumen zu lassen und es zu begraben in einem Museum, damit in der Welt Platz würde für das neue Martyrthum, das mit dem Zeitalter Wenzels und Hussens über die Menschheit kam, denn jetzt errichtete die Menschheit ihre Scheiterhaufen der erwachenden Vernunft und zündete der freien Idee ein Mordfeuer an, das noch nicht verglommen ist, heutzutage noch die edelsten Herzen brennt. Was haben alle Märtyrerknochen der katholischen Zeit zu bedeuten gegen die geistigen Seufzer, gegen die geistigen Verstümmelungen und Folterqualen, welche seit Huß das Martyrthum der Idee über die Besten unter den Sterblichen gebracht hat! Wollte man ein Museum der am Freiheitsdrange gebrochenen Herzen stiften, kein Karlstein würde dazu ausreichen, aber auch kein königlicher Herr, wie Karl, würde sich dazu finden, um eine öffentliche Ausstellung davon zu ver-

anſtalten! Auch würde der Papſt nicht ſolche Ausſtellungen beſtätigen. —

Wenzel war alſo, wie wir geſehen haben, ein guter und wackerer Sohn, er vermehrte die Reliquien. Dagegen konnte er ſich doch nicht enthalten, Karlſtein zu gleicher Zeit als Jagdſchloß zu brauchen, weil ſich in der Nähe ſo vieles und herrliches Wild befand, und dadurch fing er allerdings ſchon an, das Reliquienſchloß bedeutend zu verweltlichen. Mit einer Vorſchrift ſeines frommen Vaters befand ſich aber ſein lebensluſtiges und weltluſtiges Herz beſonders im Widerſpruch. Karl hatte nämlich ein förmliches Geſetz gegeben: daß niemals ein Frauenzimmer in Karlſtein übernachten dürfe, und zwar, wie er ſelbſt das Geſetz erläutert: „aus Ehrfurcht gegen die heiligen hier aufbewahrten Reliquien“. Es durften wohl bei Tage Frauen auf Karlſtein erſcheinen, aber nimmermehr da ſchlafen, und ſelbſt die Kaiſerin machte von dem Geſetz keine Ausnahme. Karl fürchtete alſo bloß die feurigen Nachtträume ſeiner ſchönen Böhminnen und beſorgte, daß die Gebeine ſeiner Heiligen mit Weltluſt möchten behaucht werden von den Ausathmungen zärtlicher Schläferinnen. Wenzel aber bewies ſeinen proteſtantiſchen Geiſt zuerſt dadurch, daß es ihm unmöglich fiel, gerade dieſer Verordnung ſeines

Vaters auf Karlſtein nachzukommen, denn Wenzel liebte die Frauen mehr als alle Märtyrer und Heiligen. Wenzel liebte Wein, Weiber und Geſang, wie Luther, deſſen erſte Proteſtation gegen den Katholizismus mit der Liebe zu einer Frau anfing. Man kann annehmen, daß unter Wenzels Regierung manche Böhmin in Karlſtein übernachtet hat während der Jagdzeit, doch findet ſich in der Geſchichte keine Spur, daß ein Unglück dadurch entſtanden, oder daß die Heiligen der alten Zeit, die dies auf Karlſtein mit anſehen mußten, ein Aergerniß daran genommen.

Man irrt jedoch, wenn man glaubt, daß Wenzel ſeiner Zeit vorangegangen wäre in der Verderbniß der Sitten, worin mit der Geiſtlichkeit zu wetteifern ihm hätte ſchwer werden ſollen. Vielmehr war es gleich zu Anfang ſeiner Regierung eine der wichtigſten Aufgaben, die er ſich geſtellt, dem Unweſen und den Ueppigkeiten der böhmiſchen Geiſtlichkeit zu ſteuern, die ſowohl unter der langen Regierung Karls IV., als auch durch die vielen Stiftungen des pfäffiſch geſinnten böhmiſchen Adels, übertriebene Einkünfte an ſich geriſſen hatte. Die Cleriſei dieſer Zeit lebte deshalb in einer mehr als weltlichen Schwelgerei und hielt jetzt, wie es immer bei ſolchen Wendepunkten der Geſchichte geſchieht, in üppigen Bacchanalen die

Vorfeier ihres Unterganges. Das Volk ſelbſt entſetzte ſich vor den Ausſchweifungen und Laſtern, welche dem geiſtlichen Stande eigenthümlich geworden waren. Der faule Wenzel aber nahm ſein Schwert und fuhr wie ein friſcher Sturmwind mitten unter dieſe entartete und laſterhafte Cleriſei. Sowohl in Prag als auf dem Lande beſtrafte er mit eigener Hand die Geiſtlichen, deren unzüchtiges Leben ruchbar geworden war, und die Prieſter, die ſich Beiſchläferinnen hielten, ließ er auf öffentlichem Markte in Prag am Pranger ausſtellen, neben den andern armen Sündern. Dies war freilich zu hart, denn die Geiſtlichkeit Böhmens büßte dadurch vollends alles moraliſche Anſehen beim Volke ein, und ſie wurde in ſich ſelber immer mehr entſittlicht durch ein Verfahren, das alle geheimen Schäden der Cleriſei ans offene Tageslicht zog. Dadurch legte aber Wenzel, ohne es zu wiſſen, im Volke ſelbſt zu der religiöſen Revolution den Grund, die unter allen Landen zuerſt und am tiefſten in Böhmen Wurzel und Uebermacht gewann. Das Anſehen der Geiſtlichkeit zu untergraben lag ihm in jeder Weiſe am Herzen, und ſo entſagte er auch dem Ruhm, den alle ſeine Vorfahren geſucht hatten, neue Klöſter im Lande zu ſtiften. Die von den Biſchöfen errichteten Zölle, namentlich in

der Wetterau, bemühte er sich zu zerstören, und schonte bei allen diesen Reformationsversuchen keine Mühe, aber auch kein Blut. Er führte überhaupt ein strenges und gewaltiges Regiment ein in seinen Erblanden Böhmen, denn er hatte es dort, außer mit der entarteten Geistlichkeit, auch mit dem ebenso entsittlichten und aufrührerischen Adel zu thun, der sich mit aller Uebermacht, zu der er im Staatsleben erwachsen war, gegen Wenzel empörte. Beständig bildeten sich aristokratische Aufstände gegen König Wenzel, die ihm oft sehr schwer zu unterdrücken waren, obwohl er eine eigenthümliche Methode besaß, sich bei Revolutionen und Verschwörungen zu benehmen. Er ließ nämlich Alles enthaupten, was ihm irgend unter die Hände gerieth, und ein Geschichtschreiber sagt, der Adel sei erschrocken gewesen, daß ihm der König nach dem Kopfe gegriffen. Die Sage aber hat davon Anlaß genommen, aus Wenzel eine blutrothe Gestalt im scharlachenen Henkermantel zu bilden. Sein großer englischer Hund und sein Gevatter Scharfrichter, dessen Kind er aus der Taufe gehoben, seien Tag und Nacht und überall um ihn gewesen, erzählt ein fabelhafter Chronikenschreiber. Wenn Wenzel ausritt, heißt es dort, so ritt der Scharfrichter zunächst nach ihm, und der Hund lief voran.

Jener mußte auf der Straße oft vom Pferde ſpringen und ſein Amt verrichten, wenn Wenzel Jemanden, der ihm begegnete, todt haben wollte. Der Hund aber, wird ferner dort erzählt, fiel, ſobald Wenzel nur winkte, die Leute an, und biß ſie auf die jämmerlichſte Weiſe todt. Die niederländiſche Chronik erzählt ſogar bei dem Tode von Wenzels Gemahlin, Johanna, die eine Tochter Herzog Albrechts in Baiern war, ſie ſei bei Nacht in ihrer Schlafkammer, in die Wenzel ſeine Dogge gehetzt, von derſelben erbiſſen und zerriſſen worden. Dies iſt eben ſo thöricht, als die Verbindung, in welche man den Tod des heiligen Nepomuk mit dieſer erſten Gemahlin Wenzels gebracht hat. Die Sage berichtet nämlich, Wenzel habe einen ſo liederlichen und abſcheulichen Wandel geführt, daß ihn ſeine ſanfte Gemahlin Johanna beſtändig und dringend von dieſem Unleben habe abmahnen müſſen und ſich herzlich darüber betrübt habe. Es ſei dem Wenzel jedoch keineswegs gleichgültig geweſen, was ſeine Frau von ihm gedacht, und ſo habe er, argwöhniſch wie alle Tyrannen, ihren Beichtvater Nepomuk nöthigen wollen, ihm zu ſagen, was die Königin in der Beichte vertraut. Da ſich Nepomuk geweigert, ſo habe ihn Wenzel von der Moldaubrücke

in den Fluß hinunterstürzen lassen. Die Königin aber habe sich in Kurzem zu Tode gegrämt. Daß dies Märchen nicht den geringsten historischen Grund hat, geht schon aus der bloßen Angabe der Jahreszahlen hervor. Denn wenn wirklich Nepomuk der Beichtvater der Königin gewesen, so ist bekannt, daß derselbe erst im Jahre 1393 starb, während Johanna schon 1386 das Zeitliche segnete. Es ist aber merkwürdig, hier unter aristokratisch-pfäffischen Einflüssen Volkssagen sich bilden zu sehen, während sonst die Volkssage in der reinsten und freiesten Unabhängigkeit, in der naivsten Unschuld der Gesinnung, sich gestaltet, oder wohl auch zu Adel und Geistlichkeit das Verhältniß der treuherzigsten Persiflage annimmt. Bei unserm Wenzel aber, der in seinem Kampf mit der Aristokratie und Clerisei häufig auch eine allzu verdumpfte Volksmeinung verletzen mußte, zeigte es sich umgekehrt auf eine sehr komische Weise.

Wie aber Nepomuk oder Johanko von Pomuk durch den ungestümen Sinn Wenzels seinen Tod gefunden, ist aus der Geschichte dieser Zeit in anderer Art bekannt. Es war dem König in seinen Reibungen mit der Geistlichkeit daran gelegen, die Bedeutung des prager Erzbisthums soviel als möglich herunterzubringen, und er beschloß deshalb, aus der Abtei

Kladrub ein Bisthum zu errichten. Die Ausführung dieser Absicht wollte er jedoch so lange verschieben, bis den alten Prälat dieses Stiftes der Tod von seiner Stelle abgerufen haben würde. Derselbe starb auch nicht lange darauf, aber durch priesterliche Intriguen wurde nun sogleich ein anderer Abt für Kladrub gewählt, den zu bestätigen sich das erzbischöfliche Consistorium in Prag flugs beeilt hatte. Wenzel gerieth darüber in einen so fürchterlichen Zorn, daß der Erzbischof von Prag seines Lebens nicht mehr sicher zu sein glaubte, sondern eilig die Flucht ergriff. Wenzel aber konnte sich dabei nicht beruhigen, und tobte nunmehr seinen ganzen Grimm an dem General-Vicar des Erzbisthums aus, welches Johanko von Pomuk war. Diesen ließ er greifen, in einen Sack stecken, und bei Nacht über die prager Brücke in die Moldau hinunterwerfen. Als der heilige Mann in den Fluthen untersank, stiegen über seinem Wellengrab goldene Sternlein empor, zu denen das entsetzte Volk betete. Diese Sternlein kann man noch heut auf der Nepomukbrücke in Prag sehen, aber freilich in Erz gegossen, und der Stein des Brückengeländers, auf welchem die Bildsäule des Heiligen sich erhebt, ist ganz ausgehölt von den Küssen der Andächtigen, welche seit Jahrhunderten ihn geküßt haben.

Denn Nepomuk ſtand in großem Rufe und hatte viele Liebe beim Volke, ſodaß Wenzel, als er ſah, welchen Schrecken er durch ſeine Uebereilung unter den Böhmen verbreitet, ſelbſt in eine große Angſt gerieth. Hier trat nun wieder die gute Seite ſeiner Natur, die begangene Fehler gern ſühnen möchte, hervor, und er beſchloß, ſich für ſeine blutige That einer Kirchenbuße zu unterwerfen, indem er den entflohenen Erzbiſchof dringend und mit andächtigem Flehen zurückberief. Der Erzbiſchof wollte aber nicht kommen, ſondern ging nach Rom, wo er den König beim Papſte verklagte, und ſo that denn Wenzel auch natürlich keine Kirchenbuße, die auf ſeine eigene Hand zu unternehmen er keine Luſt verſpürte. Dies Ereigniß ſoll aber Viel zu Wenzels nachmaliger Abſetzung vom Kaiſerſtuhl Deutſchlands beigetragen haben, die ſpäter in der That durch die Intriguen des Papſtes Bonifacius zu Stande gebracht wurde.

Dies begab ſich gegen das Ende des Jahres 1393, wo, durch die Unpopularität Wenzels ermuthigt, der aufrühreriſche Adel, der gewiſſermaßen in Bevormundung des Königs die Verwaltung des Landes an ſich bringen wollte, in einem neuen Sturm gegen Wenzel losbrach. Die Herren von Roſenberg, von Michelsberg und von Neuhaus werden beſonders bei dieſer

aristokratischen Revolution genannt. Diese Herren hatten sich diesmal mit dem Markgrafen Jodok von Mähren verbündet und zeigten sich so gewaltig, daß es ihnen gelang, sich Wenzels zu Beraun zu bemächtigen und ihn aufzuheben. Sie führten ihn als Gefangenen nach Prag, wo er im Schlosse eingesperrt wurde, und aus dieser Gefangenschaft, die durchaus historisch ist, hat die Volkssage ebenfalls wieder die abenteuerlichsten Albernheiten gewoben. Die Erzählung von der Bademagd, welche Wenzel aus der Gefangenschaft errettet haben soll, wird von Pelzel, dem Geschichtschreiber Böhmens und Biographen Wenzels, als fabelhaft abgewiesen, doch ist sie in ihrem Unsinn zu charakteristisch für alle Fabeln dieser Art, mit denen die Geschichte Wenzels durchwebt ist, um sie nicht hier mitzutheilen. Ich entnehme sie aus einem alten voll der ergötzlichsten Faseleien steckenden Buche de regibus Boheniae, das mir zufällig in Prag in die Hände gerathen.

„Die Böhmen erhoben sich endlich, nachdem das Blut zweier Landherren, auch zweier Bürger von Prag, die er allererst hinrichten lassen, gleichsam noch nicht erkaltet war, ließen ihn zu Beraun, im Jahre 1393, am Tage Stanislai, durch 16 Mann aufheben, und heimlich nach Prag, aufs Rathhaus in

der alten Stadt, zu Gefängniß (wohin man die armen Sünder, die das Leben verwirkt, zu ſetzen pflegte) bringen; in welchem er 15 Wochen, bis auf Bartholomäi, in Stank und Unluſt gelegen. Endlich ließ er den Rath bitten, ſie wollten ihm vergönnen, im nächſten Bad ſich abzuwaſchen. Er wurde von vier vertrauten Stadtdienern heimlich und verkleidet dahin begleitet. Zwei hielten Wache, zwei badeten mit ihm. Nach langem Baden ſagte Wenzeslaus: Er wolle ſich etwas an der Luft erkühlen, welches ihm die Diener zuließen. Nun lag das Badhaus an der Moldau, und hinten war ein Fiſchernachen angehängt. Wenzel fragte die Badmagd, ob ſie mit dem Nachen fahren könne. Als ſie ſolches bejahete, bat er ſie, ſie wolle ihn eilends ans andere Ufer führen und verſprach ihr ein ſtattliches Trinkgeld. Die Magd, ſo ihn nicht kennete und gern Geld verdienen wollte, faſſe mit ihm, wie nacket ſie beide waren, in dem Nachen und ruderte hinüber. Im Ausſteigen ſtieß Wenzeslaus den Kahn vom Lande, daß die Magd nicht wieder herüberfahren und ihn verrathen könnte. Danach befahl er ihr, ſie ſollte ihm mit dem Ruder folgen, mit Verſprechen, er wollte ſie, zum Dank, mit 100 Gulden begaben. Alſo liefen ſie miteinander durch das Geſträuch, längſt des Stromes, bis zum Dorfe Ku-

chel: allda ſie wieder einen Nachen fanden, auf ſelbigem zurücke hinüberfuhren, und durch den Wald vollends bis zu einem Schloß eileten, welches Wenzeslaus vor zwei Jahren zu ſeiner Sicherheit hatte aufbauen und beveſten laſſen. Der Thorwart erkennete ihn an der Stimme, liefe und ſagte es dem Hauptmann, der ihn alſobald ſammt der Magd einließ, ankleidete und mit einem Nacht-Imbiß ergötzte. Nach der Mahlzeit ließ Wenzeslaus 100 Goldgülden herbringen, ſchenkte ſie der Magd zur Dankſagung und ſagte ferner zu ihr: Weil ſie ſeine Erlöſerin, ſeine Gefährtin und Tiſchgenoß geweſen, ſo ſollte ſie nun auch ſein Schlafgeſell ſein. Welches die Dirne, ſo Suſanna hieß aber nicht war, gerne geſchehen laſſen. Als er nun daſelbſt mit ihr etliche Tage ſich erluſtiget, nahm er ſie mit ſich nach Ziebrak, dahin er die Herren von Prag zu Gaſt berief. Die wollten aber nicht kommen und ließen ihm ſagen: ſie hätten es zu Prag beſſer als auf dem Ziebrak. Er war nun nicht milder als zuvor, und gleichwie ein wildes Thier, das aus dem Stalle ledig gekommen, wüthete er wider alle ſeine Widrigen, die er bekommen konnte; von Niemanden ihm einreden laſſend als von ſeiner lieben Suſanna, die mit ihm kürzlich in ſolche Vertraulichkeit

gerathen, daß ſie auch völlig Meiſterin ſeines Sinnes worden war." u. ſ. w.

Die Befreiung Wenzels aus dieſer ſeiner erſten Gefangenſchaft — denn daß er ſich zweimal in ſeinem Leben in dieſer Lage befunden, iſt aus den hiſtoriſch erwieſenen Begebenheiten ſeiner Regierungszeit offenbar — geſchah jedoch auf eine glaubhaftere Weiſe, indem ſein Bruder, der Markgraf Johann von der Lauſitz, herbeieilte, um ihn aus der ſchmählichen Haft zu retten. Als er indeß vor Prag rückte, hatten die Herren von Roſenberg ſich ſchon mit König Wenzel davon gemacht, und ihn auf ihrer Burg Starkenberg in Oeſterreich verſteckt, damit er von Niemanden aufgefunden werden könnte. Der Adel hatte eine Art von Statthalterſchaft in Böhmen eingeſetzt, welche das Land regieren ſolle. Den armen Wenzel wollte man zwar als König beibehalten, doch er ſollte nichts weiter thun dürfen als auf die Jagd gehen, aber gänzlich aller Regierung ſich entſchlagen. Zu ſeinem Glück aber ließ es ſich ſein Bruder Johann eifrig angelegen ſein, ihn auszukundſchaften, aus dem Kerker zu befreien und wieder in ſeine Rechte einzuſetzen. Eine nicht unwahrſcheinliche Sage geht dahin, daß man verſucht habe, Wenzel auf Starkenberg zu vergiften. Das Gift aber habe ſeiner ſtarken und unbändigen

Natur nichts anhaben können, und Wenzel habe keine weitere Wirkung davon verſpürt als einen beſtändigen Durſt, der ihm ſeitdem zeitlebens nachgeblieben. Der unglückliche Wenzel! Dadurch kam er in den Ruf eines Säufers, der ihm noch heutzutage in der Weltgeſchichte anklebt, und der ihm noch die Verachtung der allerſpäteſten Nachwelt zuzieht! Welche Ungerechtigkeit des Schickſals! Wenzel ſollte tragiſchen Todes durch Gift ſterben, und wird darüber zum Säufer. So ſchlägt das Trauerſpiel wieder in die Burleske um, und Wenzel iſt vor dem Schickſal gerechtfertigt, aber die Moral klagt ihn dennoch an. Es ließ ſich freilich nicht läugnen, daß Wenzel ein ſehr ſtarker Eſſer und Trinker war, auch noch vielleicht über das große Maaß hinaus, das ihm jenes tragiſche Schickſal vorſchrieb, aber um ſo höher muß man ſeine Charakterfeſtigkeit ſchätzen, wenn man bedenkt, daß er in einer ſo ſchlimmen Zeit, wie die ſeinige war, ſich niemals den Appetit verderben ließ, ſondern es mit der Geiſtlichkeit, die er bekämpfte, auch in dem aufnahm, was die Freuden der Tafel betraf.

Wenzel war von Natur zur Heiterkeit und Harmloſigkeit geneigt und liebte die frohen Geſichter um ſich her. Aus dieſem Grunde hatte er bald zu Anfang ſeiner Regierung ſich ſehr vertraulich an den Erzbiſchof

Johann von Jenezenſtein angeſchloſſen, der bei ſeinem prieſterlichen Stande zugleich ein heiterer Lebemann war und den Genüſſen der Welt ſich hingab. Johann von Jenezenſtein hatte früher das Bisthum Meißen bekleidet und war ſchon dort als ein Mann von fröhlichem Temperament bekannt geweſen, der zwar in der Theologie wohlerfahren, aber noch beſſer gewiegt in allen Lebenskünſten ſich zeigte. Er liebte Wein, Weiber und Geſang wohl mehr als gerade der Theologie zukam, und ſeine weſentlichſte Dogmatik beſtand in dem Satz, den lieben Gott einen guten Mann ſein zu laſſen, worüber denn nicht leicht theologiſche Streitigkeiten entſtehen konnten. Er ſchweifte luſtigen Sinnes überall umher und war, wie ſein eigener Biograph von ihm ſagt, in Feldern und Wäldern fleißiger anzutreffen als in Kirchen und Kapellen. Er ſaß vortrefflich zu Pferde, war im Turnier mit der Lanze geſchickt, und in allen ritterlichen Uebungen ein Meiſter. Er liebte luſtige Geſellſchaften und Bacchanale, verbrachte ſeine Zeit am liebſten beim gefüllten Weinglas, und widmete ſchönen Frauen ſeine Nächte, der Jagd und dem Spiel ſeine Tage. Er war als der größte Spieler ſeiner Zeit verſchrieen und auf Brett und Würfel ſetzte er oft ſeine ſämmtlichen Einkünfte. Er beſchäftigte ſich viel mit der weltlichen Poeſie und

las die heidnischen Dichter mehr als die Kirchenväter. Wenzel war entzückt, einen so aufgeklärten Mann in seinen Staaten kennen zu lernen, und drückte ihn, jauchzend, daß er diese Seele gefunden, an seine Brust. Noch erfreuter wurde er, als der Papst bald darauf diesen Johann von Jenczenstein zum Erzbischof von Prag erhob, und Wenzel machte ihn nun seinerseits zu seinem Kanzler und nachher auch zu seinem Gewissensrath, denn wie hätte er einen fröhlicheren und liebenswürdigeren Menschen zu diesem Posten auffinden können! Er verbrachte seine heitersten und vertrautesten Stunden mit diesem Gewissensrath und es befand sich sein Gewissen dabei vortrefflich. Einstmals aber reiste Johann von Jenczenstein nach Magdeburg, um einem Lustgelage beizuwohnen, zu dem ihn ein wohlverwandter Freund, der dortige Erzbischof Ludwig, bei der Fastnachtszeit eingeladen. Die Herren verbrachten eine schöne Nacht, indem sie die besten Weine zechten und mit den lieblichsten Edelfrauen der Umgegend tanzten. Da erscholl plötzlich im Hause ein Geschrei: es sei Feuer! Lichterloh verriethen sich auch bald die Flammen, und ein Gast stürzte über den andern, um Ausgang und Rettung zu finden. In dem verzweiflungsvollen Gedränge sprangen Viele zum Fenster hinaus und brachen den Hals. So kamen die

meiſten Tänzer ums Leben und der Erzbiſchof Ludwig ſelbſt verunglückte bei ſeinem Sprung aus dem Fenſter, indem er ſich das Genick zerſchlug. Johann von Jenczenſtein aber entkam glücklich, doch iſt es zweifelhaft, ob ein Glück zu nennen, was ihm aus dieſer Rettung entſprang. Denn als er wieder in Prag angelangt war, und Wenzel voller Sehnſucht ſeinen Gewiſſensrath zu ſich berief, wußte ſich der König beim Anblick deſſelben gar nicht zu faſſen. Mit dem größten Erſtaunen betrachtete er ihn, denn Johann von Jenczenſtein hatte ſich gänzlich verändert. Seine ſonſt ſo lachende Miene hatte ſich in eine finſtere und bußfertige umgewandelt, und er bewillkommte diesmal den König Wenzel mit einem frommen Spruch, worüber dieſer einen großen Schreck bekam. Ei, was iſt Dir denn widerfahren, mein lieber Jenczenſtein? fragte ihn Wenzel einmal über das andere Mal, und Jenczenſtein erzählte nun den Vorgang, der plötzlich einen Pietiſten aus ihm gemacht hatte. In ſeiner wunderbaren Errettung aus der Gefahr und in dem kläglichen Ende des Erzbiſchofs Ludwig hatte er eine unmittelbare Warnung des Himmels erkannt, das frivole Leben einzuſtellen, das er bisher geführt, und endlich einen bußfertigen und gottwohlgefälligen Wandel anzufangen. Johann von Jenczenſtein wurde nun der

größte Büßer seines Jahrhunderts, er faſtete, wallfahrtete, geißelte und zerfleiſchte ſich, kniete auf Dornen, ſchlief auf harten Steinen, und quälte ſich ſo, daß er ganz ſterbenskrank und elend wurde. Nicht minder plagte er jetzt den König Wenzel, indem er die ſtrengſte Erfüllung ſeiner prieſterlichen Pflichten auch gegen ihn in Anwendung brachte. Wenzel gerieth in große Noth und half ſich zuerſt damit, den Johann von Jenczenſtein ſeiner Pflichten als Kanzler und Gewiſſensrath zu entbinden. Er hatte einen fröhlichen Geſellſchafter und vertrauten Freund an ihm verloren, und dafür einen quälenden Moraliſten an ihm bekommen, der ihm in jeder Weiſe zu ſchaffen machte. Wenzel war ſehr betrübt, denn auch im Lande begann die herbe Frömmigkeit des Prälaten jetzt manches Widerwärtige anzurichten und der Ausübung der weltlichen Macht die geiſtliche feindlich entgegenzuſtellen. Dieſe Erfahrungen, die Wenzel an ſeinem Freunde machte, waren die Haupturſachen ſeines Zerfalls mit der Kirche und der Geiſtlichkeit, der er ſich nur immer hartnäckiger gegenüberſtellte, dadurch unbewußt die erſten Grundſteine zur neuen Reformation der Menſchheit legend. Dieſer Jenczenſtein war der nämliche Erzbiſchof, welcher endlich vor Wenzels Grimm gen Rom entfloh, um ihn beim heiligen Va-

ter zu verklagen. Jenczenſtein kam ſpäter wieder nach Prag zurück, um ſich auszuſöhnen und Genugthuung zu erhalten. Da hatte er in der Nacht einen merkwürdigen Traum. Er ſah Prieſter in einer hochherrlichen Prozeſſion, aber die Prieſter wurden plötzlich vom wüthenden Pöbel beſchimpft und angefallen, er ſah Kirchen und Klöſter, aber ſie wurden vom Volke geſchleift, er ſah die biſchöfliche Reſidenz, in der er ſich wieder einzurichten gedachte, aber ſiehe, rothe Flammen ſchlugen aus ihrem Dache heraus. Am andern Morgen faßte er den Entſchluß, abzudanken, und begab ſich wieder in die Einſamkeit, wo er ſich bis aufs Blut geißelte. In Rom ſtarb er, nicht in geiſtlicher Armuth, ſondern in weltlicher, denn er ſoll faſt verhungert ſein. Wenzel aber, der ſich freundlos in ſich ſelbſt zurückzog, wehrte dem Volke nicht, welches das Traumbild Jenczenſteins zu verwirklichen begann. —

3.

König Wenzel und Magiſter Huß.

Um dieſe Zeit laſen die Böhmen ſehr fleißig in der Bibel. Ein katholiſcher Geſchichtſchreiber, Pelzel, erzählt mit einigem Achſelzucken, daß die ganze böhmiſche Nation damals faſt nichts als die Bibel geleſen, und dieſe zu weit und zu allgemein getriebene Wiſſenſchaft habe den Böhmen nach und nach das Gehirn verwirrt, ſodaß ſie hernach wie hungrige Wölfe über einander hergefallen ſeien und ſich auf das grauſamſte gemordet hätten. Das Licht der Bibel iſt die Morgenröthe und zugleich die Brandfackel für die neue Zeit der Menſchheit, aber wenn jedes Ding in der Natur raſch vom Lichte gereizt wird und ſelbſt

das leblose Holz vom Lichtstrahl zu erzittern scheint, so ist es merkwürdig, daß dies Naturgesetz bei den Menschen und Völkern sich am spätesten und langsamsten entwickelt. Thier, Blume, Holz und Stein sonnen sich freudig im Lichte und scheinen jauchzend ihr Sein darin zu entfalten, nur der Mensch öffnet zögernd und unschlüssig sein Auge dem Morgenstrahl, er wird zuerst trübe und unglücklich nach dem Licht, das für ihn nur in einem blutrothen Schimmer aufgeht, und die ganze Schöpfung scheint dann zu spotten über ihr armseligstes Geschöpf. Mit kalten und heißen Fiebern schüttelt die Menschheit dieser Lichtreiz, und Verwirrung und Verheerung bezeichnen ihr Streben nach dem göttlichen Strahl. Die armen Böhmen empfanden zu allererst diesen herben Lichtreiz der Neuzeit, und die Forschung der Bibel, die plötzlich ihre Seele durchdrang, wurde zuerst zum Schlachtschwert und Mordgewehr in ihren Händen, nach jenem unglücklichen Gesetz der Menschengeschichte. Auf der Universität Prag befand sich damals die Gottesgelehrsamkeit in einer gewissen Blüthe, und Alles, was diese Zeit an Studien trieb, war sogenannte Gottesgelehrsamkeit oder lief darauf hinaus. Der fromme Karl IV. hatte diese Hochschule in religiösem Geiste gestiftet, und Wenzel bemühte sich ebenfalls

während seiner ganzen Regierung, sie zu immer größerer Bedeutung zu erheben.

Johann Huß war Lehrer an der Universität zu Prag. Er hatte eines von den Gesichtern, wie Julius Cäsar sie fürchtete, und wie sie zu gewissen Zeiten nicht gern von Königen und Gewalthabern gesehen werden. König Wenzel aber liebte den bleichen und hagern Mann und fürchtete sich nicht vor seiner langen Prophetengestalt, die plötzlich ernst, drohend, klar und entschieden in dieser verworrenen Zeit emporragte. Es waren auch viele Sympathieen da, welche König Wenzel und Magister Huß verbanden, und wenn diese Sympathieen zwischen König und Magister auch nicht ausdrücklich ausgesprochen werden konnten, so that doch Wenzel im Geheimen, und ohne es sich merken zu lassen, außerordentlich Vieles, um Huß zu unterstützen und aufrecht zu halten. Huß war bei aller Strenge seiner Sitten doch zugleich ein freundlicher und gutmüthiger Mann, treuherzig und dienstfertig gegen Jedermann, sodaß er in ganz Prag beliebt war. Wenn aber sein Herz rein und lieblich war, so war seine Stimme gewaltig in ihrer Beredsamkeit, und er predigte auf seiner Kanzel zu Bethlehem vor einer außerordentlichen Masse Volkes, das an seinem Munde hing. Huß hatte zuerst damit an-

gefangen, gegen den böhmischen Adel zu predigen, dessen Ausartungen und Laster er öffentlich auf seiner Kanzel aufdeckte, was ihm einen großen Volkszulauf verschaffte. Und diese antiaristokratische Richtung des neuen Reformators war die erste stillschweigende Sympathie zwischen ihm und dem König, die dieser sehr wohl empfand. Bald darauf predigte Huß auch von seiner Kanzel gegen den Papst Bonifacius, welcher sich bei der Entsetzung Wenzels als römischen Königs in Böhmen sehr verhaßt gemacht hatte und überhaupt keine Liebe im Lande hatte. Huß wurde immer kühner und mächtiger in seinen Reden, beim Volke aber immer angesehener. Vom Oberhaupte der Kirche ging er nun bald zu den Gliedern derselben über und griff in seinen Predigten auch die Sitten der böhmischen Geistlichkeit an, deren Verderbniß der König ebenfalls mit Feuer und Schwert zu bessern trachtete. Der Erzbischof von Prag, Wolfram, wurde immer unruhiger über diese Feuerzeichen der Zukunft, und in seiner Angst begab er sich zu König Wenzel, um bei ihm den Magister Huß zu verklagen. Wenzel aber antwortete lächelnd: „So lange Huß wider uns Laien predigte, so lange habt Ihr Eure Freude darüber gehabt, und wir selber litten es mit Geduld; da jetzt aber die Reihe an

Euch gekommen iſt, ſo mögt Ihr auch zufrieden ſein!“ So wurde Huß durch dieſe abermalige Sympathie des Königs immer mehr ermuthigt und angefeuert, und donnerte nun gewaltig gegen Papſt, Kardinäle und Biſchöfe los, worüber der Hof, der dadurch ſein Rachgefühl an Bonifacius befriedigte, die größte Freude hatte.

Wenzel verlor indeß dieſe Sache wieder aus dem Geſicht, da ſeine Händel mit dem deutſchen Reich ihm Viel zu ſchaffen machte. Er wollte ſich nämlich durchaus nicht dazu bequemen, der kaiſerlichen Würde zu entſagen, worauf auch die Reichsfürſten durch Abgeordnete bei ihm angetragen hatten, ſondern er ſchickte ſich vielmehr zu einem Kriege gegen den an ſeiner Statt erwählten Ruprecht von der Pfalz an. Nach Ausgang dieſer Wirren, die dem König Wenzel ſo viele Kümmerniß brachten, ſah er ſich wenigſtens in ſeinem eigenen böhmiſchen Erbkönigreich wieder dauerhafter auf dem Thron befeſtigt. Er ſaß nun meiſtentheils ganz ſtill auf dem Wiſſehrad bei Prag, aß und trank ſoviel es ihm ſchmeckte, und wandte von Zeit zu Zeit ſeine alte Methode an, Solchen, die ihm verdächtig ſchienen, die Köpfe abſchlagen zu laſſen. Zuweilen ging er auch verkleidet durch die Straßen von Prag, und machte ſelbſt bei Bäckern

und Fleischern Einkäufe, um Handel und Wandel im Lande kennen zu lernen. Fand er dann Maaß und Gewicht betrügerisch, so wurde die Waare unter die Armen vertheilt, der Schuldige aber häufig enthauptet. Dies Kopfabschlagen war nun einmal im Zeitgeschmack, und daß Wenzel sonst eben kein barbarisches Gemüth hatte, läßt sich wohl aus mancherlei Zügen seines Lebens darthun. Ihn beherrschte im Gegentheil oft eine gewisse Gutmüthigkeit, er trug niemals empfangene Beleidigungen nach, und verzieh häufig selbst Denen, die das Schwert gegen ihn erhoben hatten.

Inzwischen brachen die verhängnißvollen Streitigkeiten zwischen den Böhmen und Deutschen bei der Universität Prag aus, von denen auch Wenzel wieder aus seiner Ruhe emporgeschreckt wurde. Es waren dies nationale Bewegungen, die mit der Erweckung des höheren Bewußtseins bei den Böhmen zusammenfielen, und an deren Spitze wieder Johannes Huß sich befand. Den Deutschen waren schon durch Karl IV. außerordentliche Begünstigungen bei der Universität eingeräumt, indem ihm daran lag, diese Nation und ihr tüchtiges Wissen und Streben vorzugsweise zu seiner Hochschule herbeizulocken. Die Deutschen hatten sogar bei allen akademischen Angelegenheiten

drei Stimmen, während den Böhmen nur eine einzige zugeſtanden war. Dadurch kam es, daß allmählig die vornehmſten Aemter, die Lehrſtühle der Univerſität und die drei Rathhäuſer ſich überwiegend mit Deutſchen beſetzt fanden. Je tiefer die Bildung und mit ihr das Selbſtgefühl unter den Böhmen Wurzel faßten, deſto heftiger wurden die Reibungen, die ſich aus dieſer Stellung erhoben. Es entſtanden immer häufiger Unruhen zwiſchen Böhmen und Deutſchen, auf dem Obſtmarkt fand eine große Schlägerei Statt, und neun Menſchen wurden dabei getödtet. König Wenzel lachte dazu und ſagte, er habe ſein Vergnügen daran, wenn die Böhmen und die Deutſchen ſich recht miteinander herumrauften. Huß hatte ſchon längſt dieſe Sache mit Energie zu betreiben geſucht, um die nationalen Rechte gegen die Fremden bei der Univerſität geltend zu machen. Er berief alle böhmiſchen Mitglieder der Univerſität zu einer feierlichen Sitzung zuſammen, um über entſcheidende Maßregeln zu berathſchlagen. Es entſtand darüber ein großes Aufſehen, und der König entſchied endlich nach langem Zögern, daß die Böhmen künftig in allen Sachen der Univerſität drei Stimmen und die Deutſchen nur eine haben ſollten. Huß aber ſuchte noch weiter zu gehen, und es gelang ihm im

Vereine mit seinem Freunde Hieronymus von Prag, der sich ihm zugesellt hatte, beim König auszuwirken, daß auch in den prager Rathhäusern, wo bisher sechszehn deutsche und nur zwei böhmische Rathsverwandte gesessen hatten, künftig nur zwei deutsche und sechszehn böhmische eingesetzt würden. Die Deutschen verließen nun in großer Masse Prag. Huß aber wurde Rector der Universität, seit dreißig Jahren der erste Böhme, welcher zu dieser Würde gelangte. Dieser Sieg, welchen er dem nationalen Selbstgefühl verschaffte, brachte ihn in ein großes Ansehen, und trug viel dazu bei, auch die religiöse Sache, deren er sich immer muthiger bemächtigte, zur Volkssache in Böhmen zu machen.

Bis jetzt stand jedoch Johannes Huß noch nicht im eigentlichen Rufe der Ketzerei. Sein Predigen gegen Bonifacius IX. und dessen Ablaßkrämerei war ihm damals in der allgemeinen Mißstimmung gegen diesen Papst so hingegangen, und man konnte Huß sonst für rechtgläubig genug halten, denn er hatte noch auf einer vom Erzbischof von Prag veranstalteten Synode 40 Sätze Wiklefs als ketzerisch verdammt. Jetzt aber sollte das Werk Hussens seiner schnelleren Reife entgegengehen, und zwar bei Gelegenheit der neuen päpstlichen Händel, die durch Benedict XIII. und Gre-

gor XII. in der Chriſtenheit ausbrachen, und faſt ganz Europa, das ſich gegen Beide erklärte, beſchäftigten. Die Kardinäle waren ſchon zu einer neuen Papſtwahl zuſammengetreten, Huß erklärte ſich ebenfalls für ein ſolches Verfahren der Kardinäle, und ſuchte die ganze prager Univerſität für dieſe Meinung zu ſtimmen. Der Erzbiſchof Zbinko war aber ein Anhänger Gregors XII. und widerſetzte ſich aus allen Kräften dem gegneriſchen Treiben des Huß in Prag. Huß aber predigte nun gewaltig auch gegen den Erzbiſchof, der ihm jedoch bald alles Predigen und Meſſeleſen in ſeiner Diöceſe verbot. Hierdurch war der erſte Ausſchlag gethan, um Huß zu einem offenen Kampf mit der Kirche herauszufordern, denn die katholiſche Kirche hat ſich immer nur ſelbſt ihre tiefſten Wunden geſchlagen. Huß gerieth nun in jenen bacchantiſchen Zorn hinein, durch den lediglich ein weltgeſchichtliches Werk vollbracht wird. Die Kanzel von Betlehem erzitterte von ſeinen Reden gegen Päpſte und Biſchöfe, und auf ſeinem Lehrſtuhl im Carolinum lehrte er jetzt vollkommen nach den Grundſätzen Wikleffs, den er nun in allen Dingen als Muſter im Glauben und Wiſſen aufſtellte. Sein Anhang mehrte ſich, und die ganze Sache gewann einen immer volksthümlicheren

Charakter. Huß ſollte in Rom vor dem neuerwählten Papſt Johann XIII. erſcheinen, um Rechenſchaft abzulegen von ſeinem Treiben, und ward in den Kirchenbann gethan, weil er ſich weigerte, die Reiſe anzutreten. Huß aber ließ ſich durch dieſen Bann nicht anfechten, er erklärte, es nur mit Chriſtus, aber nicht mit dem Papſt zu thun zu haben, berief ſich übrigens auf die nächſte Kirchenverſammlung, die über ihn richten ſolle. Die Unruhen und Bewegungen, die bald darauf in Prag entſtanden und ſich bis zur Kirchenverſammlung von Konſtanz hinzogen, ſind bekannt. Huß verließ Prag, und damit auch die Huſiten ihre Wartburg hätten, verweilte er einige Zeit auf der Burg Krakow, die ſieben Meilen von Prag auf einem ſteilen Felſen liegt. Hier ſchrieb er einige Aufſätze, die in einer ausführlicheren Darlegung von ſeinem Reformationswerk handelten und ſein Glaubensbekenntniß zuſammenfaßten, wie er es gegen die zu Konſtanz verſammelten Väter ausſprechen wollte. Dies aber lautete ſo: „Man ſolle weder an die Jungfrau Maria, noch an die Heiligen, noch an die Kirche und den Papſt, ſondern einzig und allein an Gott glauben; die heilige Jungfrau aber, die Heiligen, die Kirche und der Papſt ſeien nicht Gott!“ — Da ſetzten ihm die frommen Väter zu Konſtanz eine hohe

papierene Mütze auf, die mit 4 Teufeln bemalt war, und ließen ihn zum flammenden Scheiterhaufen führen. An einen Pfahl gebunden, verlangte Huß noch einen Beichtvater, denn er hing, gleichwie auch Luther, streng am Ritual der Kirche, ohne das er nicht selig werden zu können glaubte. Der hartherzige Priester, der herbeigerufen wurde und dessen Namen die Geschichte aufbewahrt hat, verweigerte aber dem Ketzer die Beichte. Sein Körper wurde in Stücke zerrissen, um desto rascher zu verbrennen. Das Herz des Johannes Huß aber steckte man auf eine Stange, und verbrannte es noch besonders, denn dies war das beste Theil an ihm gewesen. Seine Asche wurde gesammelt und in den Rhein geworfen, der seit dem Nibelungen-Hort kein so großes Vermächtniß empfangen. Die Böhmen aber nahmen von der Erde, auf der Huß verbrannt worden, und trugen sie als ein Heiligthum mit sich in ihr Vaterland. Hieronymus von Prag, Hussens leidenschaftlicher, witziger und enthusiastischer Freund, der anfangs auf Konstanz seinen Meister verläugnet hatte wie Paulus, nachher aber zu der gleichen göttlichen Schuld mit ihm sich bekannte, Hieronymus küßte zuerst mit Andacht die durch Huß geweihte Erdstelle, als er an derselben Stätte auf den Scheiterhaufen gesetzt wurde. Von dieser heiligen

Marterſtelle rechnet die Freiheit des menſchlichen Geiſtes ihre erſte Stunde, bis Zwei zählte ſie durch die Reformation Martin Luthers, bis Drei durch die franzöſiſche Revolution. Sie wird noch lange zählen können, bis ſie den Namen der Freiheit verdient, denn der Menſchengeiſt iſt langſam und träge, und die Sterne ſind ihm nicht günſtig. —

Und was that der faule Wenzel? Bei den huſſitiſchen Dingen, die nun immer gewaltigere Fortſchritte machten, fing er in der That an, ſich dieſen Beinamen des Faulen als einen Ehrennamen zu erwerben. Sein armer Freund Huß war todt, und Wenzel ſaß den ganzen Tag auf ſeinen Schlöſſern und aß und trank, und hütete ſich vor jedem Eingreifen in den Gang der neuen Bewegung, bei der ihm freilich allmählig etwas unheimlich zu Muthe wurde. Soviel er konnte, machte er auch unmittelbar den Huſſiten Zugeſtändniſſe, und räumte ihnen eine Kirche ein, in der ſie das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt empfangen konnten, denn dieſe Lehre des Jakobellus von Meißen war noch von Huß ſelbſt auf Konſtanz gebilligt und angenommen worden. Bald erklärte ſich auch die Univerſität Prag ſelbſt für dieſe Art der Communion und ließ es durch ihren Rector Johann Cardinal öffentlich verkündigen. Dies erregte ſo großes

Aufſehen, daß den König Wenzel eine unüberwindliche Angſt befchlich. Er verließ eilig Prag, und ſperrte ſich auf ſeinem Schloſſe Tocznik ein, wo er Niemanden zu ſich ließ, und als er hörte, daß man eine Abgeordnetſchaft zu ihm entſenden wolle, um ihn zur Rückkehr nach Prag und zur Zügelung der dortigen Unruhen zu bewegen, verdoppelte er die Wachen an ſeinen Thüren. Endlich ließ er ſich doch, gutmüthig wie er war, von den böhmiſchen Großen überreden und ging wieder mit ihnen nach Prag, wo er auf der Wiſſehrad ſeine Wohnung nahm. Jetzt bewilligte er den Huſſiten von Neuem Kirchen für das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, und trug dadurch Viel bei, daß auch die Großen und Vornehmen unter den Böhmen ſich zu der neuen Lehre zu bekennen anfingen. Ja, der Huſſitismus gewann plötzlich einen ſolchen Anhang beim böhmiſchen Adel, daß er in dieſer Sphäre faſt wie eine Modeſache um ſich griff. Dies muß noch irgend einen verborgenen Grund gehabt haben, und es iſt wahrſcheinlich, daß der Einfluß der Königin Sophie, Wenzels zweiter Gemahlin, einer ſchönen, klugen und ſinnreichen Frau, die den Huſſiten ſehr günſtig war und vielleicht heimlich ſelbſt zu ihrem Glauben neigte, dahin gewirkt habe, die Sympathie der Mächtigen des Landes für dieſe Religionsreform zu

erwecken. So mußte auch die lutherische Reformation erst durch den Beistand der deutschen Fürsten gedeihen, die dadurch mit der Sache des Volkes sich verbanden. Denn das Volk zeigt sich in der modernen Geschichte fast durchgehends zu unentwickelt und zu verzagt an seiner eigenen Kraft, um sich als eine Macht zu begreifen, die durch sich selbst ihre Sache zur Entscheidung führen könnte! Darum, wenn es eine ewige Gerechtigkeit giebt, so wird den Fürsten, welche die Sache des Volkes verrathen haben, ihre Sünde nimmer vergeben werden! Denn das Volk ist bisjetzt der Paria in der Geschichte gewesen, es kennt wohl seine Rechte, es seufzt und grollt wohl um die Sonne der Existenz, die Freiheit, aber durch die jahrhundertlange Knechtsgewohnheit habt ihr ihm das Auge blöde werden lassen, daß es noch immer die Wimper senkt, wo es geradezu schauen sollte mitten in das Licht der Sonne! Wenn die Fürsten und Mächtigen dem Volke nicht beistehen, um es frei zu machen, was soll aus dem armen Paria werden?

König Wenzel hatte seine Aufgabe sehr wohl begriffen und er ließ die Bewegung gewähren, die er nicht aufzuhalten vermochte noch gewillt war. Nur wenn es anfing, gar zu arg drunter und drüber zu gehen, wo er hätte einschreiten müssen, fürchtete er

ſich, und verkroch ſich auf einer ſeiner Burgen. Der zu Konſtanz neuerwählte Papſt, Martin V., war ſehr wüthend auf Wenzel und maß demſelben alle Schuld von dem Umſichgreifen des Huſſitismus bei. Wenzel aber wollte von nichts hören, er hatte ſich auf ſeinem Schloſſe Kundratitz eingeſperrt, wo er ſich mit Eſſen und Trinken Zeit und Sorgen vertrieb. Es giebt in der That Perioden und Situationen in der Weltgeſchichte, wo man in eine Zwiſchenſtellung hineingetrieben iſt, in der man nichts Weiteres und Beſſeres thun kann, als eſſen und trinken. Viele Fürſten haben ſich in der Geſchichte in ſolcher Lage befunden, und wohl ihnen, wenn ſie immer ſo zweckmäßig mit Eſſen und Trinken ſich begnügt haben, wie König Wenzel, der dadurch den Huſſiten die größten Vortheile bereitete. Dieß wurde auch von ihnen anerkannt, denn als bei einer Verſammlung auf dem Berge Tabor der perſönlich gegen Wenzel gereizte Niclas von Huſſynetz vorſchlug, einen andern König zu wählen, äußerte Einer der Huſſiten, Namens Coranda, folgende Worte, die man bei Aeneas Sylvius findet: „Wir haben einen König und haben auch keinen. Es wird zwar Wenzel unſer König genannt, aber er macht ſich nicht mehr geltend als ein gemalter König. Seine Faulheit iſt uns nützlicher,

als wenn wir einen unverdroſſenen und regſamen König hätten, der uns mit Liſt und Gewalt ſchaden würde! So ſind wir auch unter ihm ſicher vor dem Papſt und römiſchen Kaiſer, weil er ihres Glaubens iſt, wogegen ſie Einen aus unſerer Mitte nicht lange würden regieren laſſen!" — Als dem König Wenzel dieſe Worte des Coranda hinterbracht wurden, billigte er ſie ſehr und fand ſie ſo vernünftig, daß er dem Coranda deshalb eine beſondere Belobung zukommen ließ. —

Daß ſo viele und große Verdienſte des faulen Wenzels um die Menſchheit doch nicht vermochten, ſeine Geſtalt rühmlich auf die Nachwelt zu bringen, iſt eine merkwürdige Thatſache. Aeneas Sylvius giebt ihm zwar das Zeugniß, daß er, wann er nüchtern, nicht unklug geweſen, aber über dies ſchmählich bedingte Lob wird Jedermann den faulen Wenzel erhaben finden. Tragiſch aber iſt es, daß ſich Wenzel doch an den Händeln und Wirren ſeiner Zeit zu Tode ärgern mußte! Er ſaß eben bei Tafel und aß und trank wie gewöhnlich gut, als ihm die Nachricht gebracht wurde, daß dreizehn Rathsherren von einem Huſſitenhaufen, an deſſen Spize ſich ſein Liebling und Kammerherr Zizka befand, zum Fenſter hinausgeworfen worden. Wenzel gerieth darüber in ein gro-

ſtes Schrecken und einen gewaltigen Zorn, daß er faſt ſinnlos wurde. In ſeiner Wuth beſchloß er nun, alle Anhänger des Huß, beſonders aber die Prieſter dieſer Partei, die ſeine Nachſicht ſo ſehr mit Undank vergolten habe, mit Stumpf und Stiel zu vertilgen. Seine Umgebungen hielten ihn aber davon zurück, und Wenzel mußte zu ſeinem Erſtaunen gewahren, daß er keinen einzigen Rath mehr in ſeiner Nähe hatte, der nicht ſchon huſſitiſch geworden wäre. Er konnte es nicht mehr aushalten, und bald darauf rührte ihn der Schlag, nachdem er 44 Jahre der merkwürdigſten Regierung und 58 Lebensjahre zurückgelegt hatte. —

V.

Der Gefangene am Kaukaſus.

von

Alexander Puſchkin.

Aus dem Ruſſiſchen übertragen von Robert Lippert.

I.

Inmitten weißer Zelte Reih'n,
Dicht vor der Eingangspforte Schwellen,
Pflegt der Tſcherkeß der Ruhe ſein,
Umſpielt vom Mondesſtrahl, dem hellen.
Der heitern Rede Wechſelgang
Umkreiſt die Schaar der Bergesſöhne,
Von Kriegeslärm und Waffenklang —
Von ihrer Roſſe ſtolzer Schöne. —
Wie Ruhe ſüß nach Schlachten iſt —
— Sonſt war ihr Ausgang unbezweifelt! —
Von der Uſdenen [1]) Trug und Liſt, —
Wie Blut von blanken Säbeln träufelt, —
Wie ſchnell ihr Pfeil ſein Ziel erreicht, —
Wie Dörfer auf in Flammen lodern, —
Und wie man ſelbſt Gefangnen weicht,
Wo dunkle Augen Liebe fodern ....
— Solch Wort und mehr durchfloß die Nacht;

Der Mond ſchwamm auf des Nebels Wogen,
Als in den Kreis mit Sturmesmacht
Ein Roß und Reiter brauſend flogen:
An langem Haken hinterdrein
Schleift er den Feind, den er bezwungen.
Schon hat ſein Ruf —: der Ruſſ' iſt mein!
Den Raum des ſtillen Auls [2]) durchdrungen.
Des Odems wie des Lichts beraubt
Den Mann umringt die wilde Rotte,
Doch blieb des Feindes blutig Haupt
Schon längſt gefühllos ihrem Spotte;
Er hört nicht mehr ihr böſes Dräu'n,
Ein Todesſchlaf ſchwebt auf ihn nieder,
Umwehet modernd ſein Gebein
Und eiſeskalt die ſtarren Glieder.
So lag der Jüngling lange Zeit
Im Traum des Todes, der ihn deckte,
Als aus der nächt'gen Dunkelheit
Des Mittags Glutſtrahl ihn erweckte.
Die Lebensgeiſter wurden wach,
Ein irrer Ton ſchwirrt aus dem Herzen,
Der Stahl, der in das Dunkel brach,
Heilt, ihn durchdringend, ſeine Schmerzen.
Doch ach! ſein erſter Blick erſchaut
Den Fels, ſich thürmend bis zur Wolke,

Ein Wall, von der Natur gebaut
Dem freigebornen Räubervolke.
Die eigne Freiheit, ihm entwandt,
Dünkt ein Geſicht nur wüſter Träume, —
— Er regt ſich —, doch die Feſſel bannt
Ihn feſt an die verhaßten Räume.
Die bange Ahnung iſt erfüllt,
Der heil'ge Freiheitsſchimmer ſchwindet,
Und tiefe Finſterniß umhüllt
— Den Sklaven — der im Staub ſich windet! —
Den öden Aul deckt düſt'res Schweigen,
Nicht ſtören Wachen ſeine Ruh,
Da wand er ſeine Blicke zu
Den Felſen, die in's Thal ſich neigen;
Ein grüner Teppich ſchmückt die Flur,
Ein Schleier ſchmiegt ſich um die Firnen,
Und hoch am Himmel ihre Spur
Verliert ſich über den Geſtirnen.
„Dort, jenſeit jener Bergeswand"
— Begann im Herzen er zu klagen —
„Stolz ſchaut' ich auf mein Vaterland
Und ſorglos einſt in jungen Tagen.
Dort hat zuerſt des Jünglings Herz
Der Luſt und Schönheit ſich erſchloſſen,
Manch' bittres Leid, manch' tiefen Schmerz

Dort an der Heimath Quell genoſſen!
Mir blieb nach wilder Lebensluſt
Statt froher Unſchuld herbe Klage,
Doch in der welken Jünglingsbruſt
Grünte Erinn'rung beſſrer Tage!
Ich ſuchte Menſchen — und ich fand
Am Lebensbaum verdorrte Keime,
Der Freundſchaft unzertrennlich Band
Und Liebe waren hohle Träume!
Dem Schickſal ſpottend ſtrebt' ich nur
Zu brechen leid'ge Sklavenketten,
Ein Feind der Welt, Sohn der Natur,
Im Arm der Freiheit mich zu betten!
Mein Tagewerk iſt nun vollbracht,
Der ſchöne Jugendtraum verflogen
Und als ich aus dem Schlaf erwacht
Hatt' ich der Knechtſchaft Loos gezogen! —"
So klagend war erſchöpft im Thal
Auf einen Stein ſein Haupt geſunken,
Gewärtig, daß ſein Lebensfunken
Verlöſche, wie der Sonne Strahl. —
Der Sonne letzter Scheideblick
Vergoldete die grünen Höhen,
Und mit Geſang zum Aul zurück
Hört man das Volk der Schnitter gehen.

Das Zwielicht in dem Aule wich
Den Feuern, die ihn rings erhellten,
Und tiefes Schweigen lagert ſich
Und nächt'ger Schatten auf den Zelten.
Des Kaukas Häupter ſchlummern ein
Im ſilbergrauen Wolkenbade,
Ein Bergquell bricht am Felsgeſtade
Wild ſchäumend ſich im Dämmerſchein.
Doch horch! War's nicht, als unterbrach
Ein leiſer Schritt die nächt'ge Stille?
Geborgen in des Schleiers Hülle
Ein Mädchen ruft den Schläfer wach.
Das müde Haupt erhob er kaum
Daß er der Störung Grund erſpähe,
Der Jungfrau zaubergleiche Nähe
Scheint ihm, wie er auch ſchaut, ein Traum.
Ihr Haupt umſpielt ein Strahlenrund,
Sie beugt, des Mitleids Troſtgedanke,
Mild lächelnd ſich, des Kranken Mund
Zu kühlen mit dem Labetranke.
Die Jugendkraft kehrt ihm zurück,
Der Leidenstraum brach ſchnell zuſammen,
Er ſaugt der Heilung Liebesflammen
An ihren Tönen, ihrem Blick. —
Zwar kennt er nicht den fremden Laut,

Doch Blick und Stimme ſagt ihm: Lebe!
Der Augen Wink, den er erſchaut,
Bedeutet, daß er ſich erhebe.
Die Himmelsglut hat ihn geſtählt,
Daß er den müden Leib erraffte,
Zu ſtillen mit dem kühlen Safte
Des Durſtes Leiden, das ihn quält.
Matt ſank ſein Haupt dann auf den Stein,
Der welke Blick ihr zugewendet,
Der Jungfrau, die ihm engelrein
Des Antheils Troſtesblicke ſpendet.
Des Mädchens Lippen öffnen ſich
Zu unwillkürlich ſüßer Rede,
Aus ihrer Bruſt ein Seufzer ſchlich
Durch Thränen in die Nacht, die öde. —
So ſchwand dem Sklaven mancher Tag —
Vor Gluten ſchützt der Höhlen Kühle,
Der ſtarre Fels dient ihm zum Pfühle,
Wenn er bei ſeinen Heerden lag.
Doch wenn des Mondes Silberhorn
Mit Strahlen kränzt die ſchwarzen Höhen,
Sieht man ein Weib durch Hag und Dorn
Zu dem verlaßnen Fremdling gehen.
Aus düft'gem Honig, Brod und Wein
Das Mahl, das heimliche, ſie theilen,

Und Liebesblicke miſcht ſie drein,
Die zärtlich auf dem Freunde weilen.
Die klaren Augen deuten ſchnell
Dem Ohr die unbekannten Klänge,
Sang ſie ihm Gruſiens Geſänge,
Ward ihm der Rede Dunkel hell.
Hier in dem jungfräulichen Herzen
Barg ſie zuerſt der Liebe Glück,
Ihm kehrten nimmermehr zurück
Der erſten Neigung Wolluſtſchmerzen!
Erſchlafft in des Genuſſes Arm,
Den Jüngling ſcheucht, den lebensmatten,
Des alten Traum's geſpenſt'ger Schatten
Von ihrem Herzen liebewarm.
— Nicht plötzlich bricht der Jugend Kraft,
Der Freude Taumel, Ole zuſammen,
Doch erſter Liebe Himmelsflammen
Verlöſchen mit der Leidenſchaft! —
Bald ſchien der Jüngling hoffnungslos
Des Sklavenlebens Laſt zu tragen
Des Ungeſtümes bittre Klagen
Verbarg er tief im Herzensſchoos.
Wenn ihn des Morgens Kühle ruft
Sucht er der Hügel öde Läger,
Zu ſchaun die Berg' im Farbenduft,

Des Sternendoms prachtvolle Träger.
Gekettet an das Wolkenzelt
Sind, schneebesäumt, die ew'gen Throne,
Der Elbrus [3]), mit kristallner Krone,
Inmitten ragt im blauen Feld.
Wo Sturm und Donner sich begrüßen
Hoch über'm Aule saß er gern,
Der Staub bewölkt die Steppe fern,
Und Wolken rauschen ihm zu Füßen.
Der Hirsch flieht mit behendem Huf,
Und birgt sich furchtsam in den Hügeln
Die Adler, rauschend mit den Flügeln,
Entfliehn dem Horst mit heiserm Ruf.
Des Sturmes Stimme übertönt
Laut das Geräusch der Pferdehorden
Und brausend von der Berge Borden
Die Wolke in die Ebne dröhnt.
Der Welle Sturz durchbohrt den Stein
Und wälzt der Felsen Last zusammen —
Doch drüber, von der Blitze Flammen
Umleuchtet, stand der Sklav — allein.
Dort harrend neuer Sonnenglut,
Wo sich die Wolken um ihn thürmten,
Lauscht er der Elemente Wuth,
Der feindlichen, die ihn beschirmten.

Oft ſtieg er in die grünen Au'n,
Vergaß der Freiheit, der verlornen,
Um Sitt' und Lebensbrauch zu ſchau'n
Des fremden Volks, des berggebornen.
Die Gaſtlichkeit, des Glaubens Art
Bewundernd, und die Kampfbegierde,
Gewandheit, Schnelle, die gepaart
Mit Kraft, der freien Männer Zierde.
Wenn der Tſcherkeß zum Kampfe zieht,
Sich zierlich lehnend an die Bügel,
Raſch über Berg' und Steppen flieht
Das Roß, entledigt ſeiner Zügel,
Es prangt der bunte Waffenſchmuck
Auf des Gebirgsſohns reichem Kleide,
Die Waffe ſchützt vor fremdem Druck,
Sie iſt ſein Troſt in bitterm Leide.
Mit Burk' [4]) und Panzer angethan,
Trägt er den Piſchtſchal, [5]) Köcher, Bogen,
Den Dolch, im Sattel den Arkan, [6])
Den Säbel treu, dem er gewogen.
Zu Fuß, zu Roſſe kennt der Krieger
Nicht Hinderniß und nicht Beſchwer,
Das Antlitz frei, die Stirne hehr
Verkündigt im Beginn den Sieger.
Sein Reichthum und getreuſter Sklave

Ein feurig Roß, des Bergwalds Sohn,
Schreckt den Koſaken aus dem Schlafe
Und ſpricht dem kühnſten Feinde Hohn.
Es lauſcht der Räuber mit dem Roß
Im Schilf' und Schluchten, den entlegnen,
Da ſtürzt es wie ein Pfeilgeſchoß
Sich auf den Wandrer, den verwegnen.
Sein kräft'ger Hufſchlag hat im Nu
Den Sieg, den ſichern, hier errungen,
Und am Arkan der Höle zu
Schleift es den Feind, ſo ſchnell bezwungen.
Nichts hemmt des Roſſes wilde Flucht,
Ein Sturmwind brauſt es durch die Fluren,
Moräſt' und Wälder, Fels und Schlucht
Bezeichnen ſeine blut'gen Spuren.
Weit durch die Steppe dröhnt ſein Huf —
Da — vor ihm — eines Stromes Schnellen —
— Es ſtürzt ſich in die ſchwarzen Wellen,
Umſonſt des Wandrers Weheruf —!
Geſchleudert in des Abgrunds Pfade,
Saugt ſterbend er die trübe Flut, —
Da er im Arm des Todes ruht,
Trägt raſch das Roß ihn — an's Geſtade.
Wohl mond- und ſternlos war die Nacht,
Die Berg' und Thäler rings bedeckte,

Der Eichſtamm, der vom Blitz geſtreckte
Nur leuchtet in des Stromes Pracht.
Drauf der Tſcherkeß ſein Kriegsgewand,
Den Schild, den Helm, die Pfeil und Bogen
Feſt an des Baumes Wurzeln band,
Und warf ſich ſchweigend in die Wogen.
Still iſt die Nacht — die Welle rauſcht
Und trägt ihn an die Uferhügel,
Wo der Koſak bewaffnet lauſcht
Dem dunkeln Streif am Waſſerſpiegel.
Die ſchwarzen Waffen birgt die Nacht, —
Sag' an, Koſak, was ſinnſt Du wieder?
Gedenkeſt Du der heißen Schlacht,
Des Lagers und der Kriegeslieder?
Nicht mehr — es täuſchte Dich ein Traum —
Wirſt Du die freie Heimath ſchauen,
Den Don, der Väter ſtillen Raum,
Den Kampf und Deine ſchönen Frauen!
Es naht der Feind! — die Senne ſchwirrt! —
— Er flieht zurück zum Waſſerſpiegel, —
Und als der Pfeil die Luft durchirrt,
Stürzt blutend der Koſak vom Hügel.
Im Thale tobt der Stürme Wuth,
Und in der Seinen ſtillem Kreiſe
Am Herde, nach der Väter Weiſe,

Sich wärmend der Tſcherkeſſe ruht.
Der müde Wandrer, der zu weit
Drang in der Berge Einſamkeit,
Er nähert mit dem treuen Pferde
Sich zagend dem Tſcherkeſſenherde.
Doch als den Becher er geleert,
Geboten von dem güt'gen Wirthe,
Naht mehr der Fremdling, der verirrte,
Des ſüßen Schlafes ſich erwehrt.
Und in der Hütte Rauch bedeckt
Mit einer Burke Haut, der naſſen,
Hat er, vom Strahl des Tags geweckt,
Das Dach, das gaſtliche, verlaſſen.
Der muntern Gäſte ſtrömen viel
Herbei zum Bairamsfeſt [7]), dem hellen,
Die Schaar der jungen Berggeſellen
Erluſtigt ſich an Wett' und Spiel.
Die Köcher leeren ſie in Eil,
Und da, wo ſich im Wolkenzuge
Der Adler ſchwingt mit mächt'gem Fluge,
Wählt ſich ſein Ziel ihr ſichrer Pfeil.
Ein Zeichen! — von den ſteilen Höh'n
Sie ſtürzen ſich wie Sturmesweh'n;
Den Rehen gleich, in raſchem Jagen
Sie dann den Staub der Fläche ſchlagen.

— Den Frieden ſchlicht verſchmäht ein Herz,
Das nur zu blut'gem Kampf geboren,
Das Spiel, zum Zeitvertreib erkoren,
Verdrängt gar oft grauſamer Scherz.
Wild blitzt der Säbel in der Hand —
Beim Mahle kreiſt das Blut geſchwinder —
Des Sklaven Haupt rollt in den Sand —
Und klatſchend jubeln ſelbſt die Kinder.
Dem Ruſſen nur blieb kalt die Bruſt,
Da er geſchaut die blut'ge Luſt,
Einſt Freund dem Kampfſpiel, dem verwegnen,
Brannt' er, dem Tode zu begegnen.
Der Ehre Sklav, der ungefügen,
Sah in des Zweikampfs Blutgericht,
Das Todesblei im Angeſicht,
Er oft das nahe Ende liegen.
Verſtrickt in düſt'res Traumgeflecht
Gedacht er wohl der alten Tage,
Wo er noch frei von herber Klage
Im Arm der Freunde wild gezecht. —
Wenn er die alte Zeit beklagt,
Die, was er hoffte, ihm verſagt, —
Die Spiele ſchaut, wo ungezügelt,
Des Bergvolks freier Geiſt ſich ſpiegelt —
Verborgen immer blieb im Herzen,

Was ihn gewaltig oft bewegt,
Nie haben Freude ſich und Schmerzen
Auf ſeine hohe Stirn gelegt. —
Die wilden Männer nahten ſcheu,
Bewunderten des Jünglings Weiſe,
Und ſagten ſich einander leiſe:
Wie rühmlich ſolche Beute ſei! . . .

Anmerkungen des Ueberſetzers:

1) Uſdenen. Die Anführer oder Fürſten der Tſcherkeſſen.
2) Aul. Ein aus Zelten beſtehendes Tſcherkeſſendorf.
3) Elbruz. Der höchſte Berg (16830 Fuß) des Kaukaſus.
4) Burke. Der Pelzüberwurf, den die kaukaſiſchen Völker über dem Panzer tragen.
5) Piſchtſchal. Eine lange Vogelflinte.
6) Arkan. Ein am Sattel des Pferdes befeſtigter Haken mit einer Schlinge, deſſen ſich die Gebirgsvölker bedienen, um den beſiegten Feind mit ſich fortzuſchleifen.
7) Bairamsfeſt. Bei den Muhamedanern die Feſte, die am Schluſſe der Faſten (Ramaſan) beginnen, dem Laubhüttenfeſt der Juden zu vergleichen.

II.

Dein Herz ging auf, Bergmädchen fein,
Du trankeſt von dem Lebensbronnen,
Dein Feuerblick, ſo unſchuldrein,
Strahlt nie gefühlte Liebeswonnen.
Und wenn der Freund in dunkler Nacht
Die Purpurlippen ſchweigend küßte,
Vergaßeſt Du der Erdenpracht,
Und ſpracheſt zu dem Sohn der Lüſte:
„Reich', ſchöner Sklave, mir die Hand,
Komm' und vergiß an meinem Herzen
Die Freiheit und Dein Vaterland,
Erhelle Deinen Blick voll Schmerzen!
Gern theilt' ich eine Wüſtenhöle,
— Sprächſt Du das Wort: ich liebe Dich! —
Mit Dir, dem Herrſcher meiner Seele!
Noch Keiner, wiſſe, küßte mich,

Zu meinem Lager, einſam, haben
Die ſtillen Nächte nie geführt
Schwarzäugige Tſcherkeſſenknaben.
Was hilft's der Dirne, daß ihr Ruf
Die Unerbittliche ſie nannte,
Da ach! das Schickſal, das bekannte
Mir nichts als bittres Leiden ſchuf.
Der Vater hart und Bruder drohn
Mich Aermſte bald, nach fremden Haufen,
Für eitlen Goldes ſchnöden Lohn
Verhaßtem Manne zu verkaufen.
Zum letzten Male will ich flehend
Mich betten in des Vaters Schoos,
Dann aber, freudig untergehend,
Vereiteln ſo verhaßtes Loos! —
— Es hat gewalt'ger Zauber mich
Zu Dir, Du ſchöner Sklav, gezogen,
Und meine trunkne Seele ſich
An Deinen Blicken feſt geſogen!" — —
Voll Schmerzes ſchaut er auf die Dirne,
Von beſt'ger Leidenſchaft berauſcht,
Ein ſchwerer Traum umwölkt die Stirne,
Da er den Liebesworten lauſcht.
Vergeſſend, daß in ſeinem Herzen
Erinn'rung früh'rer Tage floß,

Wo einſt der Thränenquell der Schmerzen
In Strömen aus dem Auge ſchoß, —
Der Liebe Leid, das hoffnungsloſe,
Wie Erz des Jünglings Bruſt umfängt,
Bis in des Mädchens zartem Schooſe
Die Klag' er barg, die ihn bedrängt:
„Vergiß des Manns, des undankbaren,
Verſchwende nicht Dein köſtlich Gut,
Solch' hoher Liebe reine Glut
Magſt beſſerm Jüngling Du bewahren!
Flieh' meine Herzensnacht! — Erwarmen
Sollſt Du in treuen Liebesarmen!
Dort ſpende zarter Rede Fluß
Und holden Blick und Feuerkuß.
In meiner glühend wilden Bruſt
Tobt nur die Flamme böſer Luſt!
Flieh' den der Liebestrauer Plage
Verfolgt — und weih' ihm eine Klage! —
O daß Dein ſüßes Bild ich ſchaute,
Da ich der Hoffnung noch vertraute,
Als ich noch ſel'gen Liebestraum
Gewiegt im ſtillen Herzensraum!
In Nacht und Nebel iſt zerfloſſen
Der Hoffnungsſtrahlen goldner Schein,
Der Liebe Thor ward mir verſchloſſen,

Und der Empfindung Quell zu Stein!
Erſtarrte Lippen böt' ich dar,
Begegnend Deinen Feuerküſſen! —
Könnt' ich Dein thränend Augenpaar
Mit kaltem Lächeln nur begrüßen?
Vermag in ſtiller Herzensbucht,
Voll Liebesglut, ich einzuſchlafen —
Gepeinigt von den Höllenſtrafen
Verraths und ſchnöder Eiferſucht? —
Und wenn Du zagend meinem Munde
Die Küſſe nimmſt und wiedergiebſt,
— O Mädchen, raſch verfliegt die Stunde
Dir mit dem Manne, den Du liebſt! —
Dann trink' ich heimlich meine Thränen,
Und mich erfüllt ein ſchönes Bild,
Das, unbewußt, mein banges Sehnen
In Deinen Liebesarmen ſtillt.
Dem Bilde gelten meine Klagen,
Es folgt mir nach in Wüſtenei'n
Und gift'gen Zweifels harte Plagen
Flößt's dem verwaiſten Herzen ein!
Laß' mich in Ketten einſam weilen,
Mit meinen Träumen, Leid und Luſt,
Sieh' ganz erſchloß ich Dir die Bruſt,
Doch darfſt Du nie mein Schickſal theilen!

Reich' mir die Hand zum Scheidegruß,
— Nicht lange quälen Trennungsſchmerzen! —
Das alte Bild in Deinem Herzen
Zerfließt im neuen Liebeskuß! .....
Lang ſaß die Dirne, ohne Ziel
Die Lippen offen, wie zur Rede,
Und thränenlos der Seufzer viel
Sich ſchlichen aus des Herzens Oede.
Erſtarrt, doch vorwurfsvoll zugleich
Der Blick, — die Wange todtenbleich —
Und ihre Hand, die wärmeloſe,
Lag läſſig in des Liebſten Schooſe. —
„O Fremdling!" — hob ſie rührend an —
„Warum hab' ich mein junges Leben
Dir, einem unbekannten Mann,
Für Zeit und Ewigkeit ergeben?
Warum vergaß in ſüßer Luſt
Ich ach! der Welt an Deiner Bruſt?
— Nicht viele ſolcher ſel'gen Nächte
Geſtatteten die Schickſalsmächte! —
Der Luſt blüht keine Wiederkehr,
Mein Glücksſtern leuchtet nimmermehr!
Mitleidig konnteſt Du's bewahren,
Das Wort, das meinen Traum zerſtört
Die Dirne hätte, unerfahren,

Dein holder Schmeichelblick bethört.
Dein Schickſal dacht' ich zu verſüßen
Durch zarte Pflicht, gar treu erfüllt,
Ihn hüten, der Dein Leiden ſtillt,
Den Schlaf, wenn ſich die Augen ſchließen ...
Doch nimmer wollteſt Du vertrauen
Dem Troſt, den treu mein Herz Dir giebt! —
O Mann, Du liebſt und wirſt geliebt! ...
... Wer iſt die glücklichſte der Frauen? ...
Ich hab' erkannt Dein banges Sehnen
Und Deine Leiden fühl' ich nach,
Vergieb auch Du dem Herzen, ſchwach, —
Und ſpotte nicht ob meiner Thränen!" .....
Sie ſchwieg — und Seufzer unbewußt
In Thränen ſchwellten ihre Bruſt,
Die Lippen ſtammeln Vorwurfsklagen,
Da ſie dem Wort den Dienſt verſagen.
Die Jungfrau, ſinn- und athemlos,
Umfaßte des Geliebten Schoos,
Doch, ſie vom Boden ſanft erhebend,
Sprach der Gefangne, leiſe bebend:
„Geh', ſtille Deine Klagen ſchnell,
Verſiegen laß' den Thränenquell,
Auch mich verfolgt dein Loos, das trübe,
Auch ich blieb — ohne Gegenliebe! —

— Ich liebte und ich litt allein! —
Vergehend jetzt in meiner Pein,
— Gleich dem vergeßnen Feuerbrande,
Erlöſchend in der Wüſte Sande —
Fern von der Heimath ſterb' ich hier,
Es dient als Sarg die Steppe mir,
Und, roſtend, in dem Grabe betten
Sich des Verbannten ſchwere Ketten!" —
Es war juſt als das Tagsgeſtirn
Des nächt'gen Himmels Lichter bleichte,
Und des Gebirgs ſchneehelle Firn
Sich klar in grauer Ferne zeigte, —
Da ſchied — vielleicht auf immerdar —
Geſenkten Blicks, die Häupter neigend,
Das hart bedrängte Liebespaar,
Und reichte ſich die Hände ſchweigend.
Seitdem ſchlich um der Zelte Reih'n
Betrübt der Fremdling und allein. —
Am Himmel hoch, dem ſtrahlendhellen,
Geführt vom Morgenroth, dem ſchnellen,
Die Tage raſch zur Erde wandern,
Es folgt wohl eine Nacht der andern,
Doch dem Gefangnen blüht kein Glück —
Die Freiheit bringt kein Tag zurück.
Wenn Nachts die Antilope rauſcht,

Im Buſch die Hindinn ſteht, die bange,
Dann röthet ſich des Jünglings Wange,
Der, raſſelnd mit der Kette, lauſcht:
Ob der Koſak im Dunkel ſchleicht,
Des Aul's Nachtſtürmer, wild und blutig,
Wie des Gefangnen Hort, der muthig
Die Hand gern zur Befreiung reicht.
Er ruft — die ferne Welle brauſte,
Das Wild, vom Schalle aufgeſtört,
Heim in die dunkle Wüſte ſauſte,
Doch ach! — kein Retter — der ihn hört! ....
Einſt in die Thäler niederwallte
Der Ruf: In den Tabun[1]), herbei!
Und rings um den Gefangnen ſchallte
Der Männer wildes Kampfgeſchrei.
Wild ſchnaubend ſtampft das Roß, das ſchnelle,
Der Zügel klirrt, der meſſinghelle,
Wie flimmerte im Sonnenſtrahl
Der Panzerhemden blanker Stahl.
Gerüſtet naht, des Sieges voll
Die Schaar, zum Streifzug hergeladen,
Zu fordern ihren Kriegeszoll
Fliegt ſie nach des Kuban's[2]) Geſtaden.
Still wird's im Aul, — die treuen Hunde
Behaglich ruh'n im Sonnenſchein,

Die Kinder toben, nackt, im Frei'n,
Die Alten ſitzen in der Runde,
Der Pfeif' entſteigt die blaue Wolke,
Und ſchweigend lauſchen ſie dem Sang,
Der, angeſtimmt vom Dirnenvolke,
Gar friſch das alte Herz durchdrang:

Tſcherkeſſiſches Lied.

Die Welle rauſcht im Strome tief,
Und Schweigen deckt den Hügelreih'n,
Gelehnt auf ſeine Pike ſchlief
Wohl der Koſak ermüdet ein.
Koſak, nicht ſchlummre bei der Nacht!
— Am Ufer der Tſchetſchiner[2]) wacht!...

Im Strom ſchwimmt des Koſaken Kahn
Indeß ſein Netz im Grunde blinkt.
Gieb Acht, Koſak! Glatt iſt die Bahn
Wo manch' ein Knabe unterſinkt,
Wenn ihn entführt des Strudels Macht...
— Am Ufer der Tſchetſchiner wacht!....

Dort an des Lieblingsſtrom's Geſtad
Tanzt man gar frohen Ringelreih'n,
Zur reichen Flur führt dich ein Pfad.....
— Stellt, Mädchen, Tänz' und Lieder ein!
Ihr Sängerinnen habt wohl Acht!...
— Am Ufer der Tſchetſchiner wacht!.....

Das Lied verſtummt. — Der Ruſſe ſinnt
Wie er die Freiheit jetzt gewinnt, —
Doch hemmt nicht ſeine Flucht die Kette? —
Und vor ihm tief des Stromes Bette! ...
Die Wüſte ſchläft — die Nacht wird wach, —
Die nahen Bergesgipfel dunkeln,
Und auf der weißen Zelte Dach
Sieht man das blaſſe Mondlicht funkeln.
Der Adler Ruf hat ausgetönt,
Der Hirſch ſchläft an den Uferborden,
Nur in den Bergen wiederdröhnt
Der Hufſchlag ferner Pferdehorden. —
— Da hört der Jüngling leiſen Schritt ...
Bekannten Schleier ſieht er leuchten ...
Und bleich den Blick, den thränenfeuchten,
Sie ſelbſt, die Jungfrau, vor ihn tritt ...
Auf Bruſt und Schultern feſſellos
Das dunkle Haar herniederwallte,
Die Stirn durchfurcht des Kummers Falte,
Die Lippen — ſtammeln Seufzer blos.
Ein Dolch blizt in der Hand, der blanke,
Und eine Feile, ſcharfgezahnt,
Die an geheime Kriegsliſt mahnt.
— Durchzuckte Sie ein Kampfgedanke? —
Die Jungfrau ließ die Blicke ſtier

Gar lang auf dem Gefangnen weilen,
Dann ſprach Sie: „Fliehe, Mann, von hier
Denn kein Tſcherkeß wird Dich ereilen!..
Nimm dieſen Dolch — und ſei bedacht
Gar raſch entweicht die ſich're Nacht,
Im Dunkel, zwiſchen Fels und Gründen
Mag Keiner Deine Spuren finden!“ —
Zur Feile greift die zarte Hand —
Schon beugt Sie ſich zu ſeinen Füßen —
Das Eiſen klirrt — die Thränen fließen —
Die Kette — raſſelt in den Sand.
„Frei biſt Du — ſprach Sie — flieh' geſchwind!“
Es blitzt des Wahnſinns Liebesfeuer
Aus ihrem Blick... Sie litt..... Der Wind
Durchbrauſt der Jungfrau Kleid und Schleier. —

„Für ewig — rief der Jüngling warm —
Geſchloſſen iſt der Bund der Herzen,
Verlaſſen wir dies Land voll Schmerzen,
Geliebte! Flieh an meinem Arm!“ ....

„Nie, Fremdling, nie!“ — ſprach Sie im Scheiden —
„Des Lebens Reiz hab' ich erkannt,
Ich kannte ſüße Herzensfreuden,
Doch jetzt iſt alle Luſt gebannt!
Du könnteſt eine Andre lieben!

Wär's möglich? ... Suche Dir ein Herz!
Was will mein Herz ſich noch betrüben?
Wozu dein Brennen, böſer Schmerz?
Sei froh! — Mit Dir mein Liebesſegen,
Reich' mir zum letzten Mal die Hand,
Dein Bild will ich im Herzen hegen,
Vergiß mein Leid in Deinem Land!" .....

Der Jüngling breitet ſeine Arme
Nach ihr, — der Seelen Liebesbund
Beſiegelte der Kuß, der warme, —
Sie ruhten lange Mund an Mund. —
Still war die Nacht. — Vom Bergespfade
Stieg Hand in Hand das Leidenspaar
Hinab an's felſige Geſtade. —
Der Jüngling ſpottet der Gefahr, —
Schon faſſen ihn des Stromes Schnellen ...
Schon ſchlägt er ſchäumend ſeine Wellen ...
Er ſieht des Ufers Felſenwand ...
Sein Arm erreicht der Klippe Rand .....
— Ein ferner Seufzer trifft ſein Ohr
Von drüben durch des Windes Sauſen ...
Dann hört er's dumpf im Strome brauſen ...
— Am Ufer klomm er ſchnell empor,
Die Berge färbten ſich, vom Schaume

Der weißen Wolken rings umwallt,
Doch nirgends in dem weiten Raume
Schaut er des Mädchens Lichtgeſtalt....
— Rings Schweigen.. Wind und Woge bricht
Am ſtillen Ufer nur ſich leiſe,
Im Strome zeigt des Mondes Licht,
Zerfließend dichte Wellenkreiſe.....
.... Das iſt, wenn auch kein Laut erklungen,
Dem Jüngling tief in's Herz gedrungen! —
Dann ſandt' er ſeinen Abſchiedsblick
Dem Aul, den er verließ, zurück;
Der Flur, wo er ſo-manchen Tag
Gefeſſelt bei den Heerden lag;
Dem Fels, zu dem mit bittern Klagen
Er ſeiner Kette Laſt getragen;
Dem Bach, an deſſen Uferkühle
Er ruhte in der Mittagsſchwüle,
Wenn des Tſcherkeſſen Freiheitsſang
Von ſeinen Bergen zu ihm drang!.....

Die dichte Finſterniß zerſtob,
Die Morgenröthe kam geflogen,
Indeß der Tag am Himmelsbogen
Sein Lichtnetz um die Erde wob.
Der Wandrer eilt... Es ſchwand die Nacht...

Horch! rief nicht die Kosakenwacht? . . .
. . . . Vor ihm, im Nebel, blitzen wieder
Die Bajonette seiner Brüder! . . . . . .

Moskau. Am Todestage des Dichters.

Dr. Robert Lippert.

Anmerkungen des Uebersetzers.

1) Tabun. Die Plätze, wo die Gebirgspferde eingehegt sind.
2) Kuban. Der Hauptstrom des Kaukasus.
3) Tschetschiner. Ein Tscherkeß.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Neuigkeiten von 1838.

Folgende höchst wichtige und interessante Bücher sind bei **J. F. Hammerich** in **Altona** erschienen, und in allen Buchhandlungen in Deutschland, Oestreich, Ungarn, der Schweiz, Dänemark und Rußland zu haben. **Alle Freunde** der deutschen Literatur werden ergebenst eingeladen zur aufmerksamen Durchsicht dieser Anzeigen, die Bücher alle sind in jeder Buchhandlung **vorräthig** und zur Einsicht bereit.

Th. Mundt's Weltfahrten.

Eben ist bei mir erschienen:

Spaziergänge und Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Zwei Bände.

1. Briefe aus London.
2. Tagebuch aus Paris.
3. Deutschland in Frankreich.

8. elegant geheftet. à 2 ℳ.

Diese lebendigen Skizzen, die unter einem begünstigten Aufenthalte des Verfassers in London und Paris entstanden, dürften

als Ueberlieferungen zur Zeit- und Tagesgeschichte ein dauerndes Interesse ansprechen, da sie wahre Culturbilder der Gegenwart sind, und in einer klaren und piquanten Anschauung ein lebensgetreues Tableau der großen Welthauptstädte liefern. Es wird diese Bilder Niemand aus der Hand legen, ohne sich über die wichtigsten Angelegenheiten des Tages und die berühmtesten Persönlichkeiten der Jetztwelt, darin auf eine neue Weise orientirt zu haben, weshalb wir dies an Anregung und Unterhaltung so reiche Werk gebildeten Lesern aller Stände dringend empfehlen. — Der zweite Band, der eine Reihe humoristischer Briefe unter dem Titel: „Deutschland in Frankreich; Briefe an einen deutschen Kleinstädter", enthält, ist gleichfalls von hohem Interesse.

So eben ist das 3te Heft vom

FREIHAFEN.

Gallerie von Unterhaltungsbildern.

Mit Beiträgen

von

C. G. Carus, H. König, Dr. Mises, K. Rosenkranz, Veit, Th. Mügge, Varnhagen v. Ense, Fr. v. W., Dr. Strauß und Pickler-Muskau ꝛc.

erschienen!

Diese durch die steigende Gunst des Publicums ausgezeichnete Vierteljahrsschrift, die bereits zu den verbreitetsten Organen der Oeffentlichkeit in Deutschland gehört, fährt fort die wichtigsten Beiträge für die Interessen der Gegenwart zu liefern. Das 3te Heft enthält:

„Vergängliches und Bleibendes im Christenthum

von

Dr. Strauss.

(als Vorläufer zu der neuesten Ausgabe von des Verfassers Leben Jesu, vom wesentlichsten Interesse!!!)

„Streifereien durch Belgien, von Dr. Müggez; zur Jugendgeschichte „der Königin Sophie Charlotte von Preußen, nach französischen Quellen, von Dr. Guhrauer in Paris; eine neue Novelle von d. „F. v. W.; Gedichte von F. Gustav Kühne; Literaturblätter;

„Fortgeſetzte Mittheilungen über Niebuhr und ei„nige ungedruckte Briefe deſſelben; Correſpondenznach„richten aus Paris, Berlin, Prag, Hanau, Leipzig, Dresden, Bre„men, Hamburg ꝛc.“

In jeder ſoliden Buchhandlung Deutſchlands ſind die bis jetzt erſchienenen 3 Hefte des Archivs vorräthig, der Preis für jedes Heft iſt 1 1/2 Thlr.

So eben iſt erſchienen:

Erſte und letzte Liebe.

Roman

von

L. Mühlbach.

8. Altona, 1838. geh. 1½ ℳ.

Mit entſchiedenem Talente ausgeſtattet, tritt in dem vorſtehenden Romane — dem übrigens wohlbekannte Thatſachen zu Grunde liegen — eine neue Schriftſtellerin auf. Das Intereſſe, welches dieß, elegant gedruckte, Buch bereits an einigen Orten erregt, wird ſich gewiß immer noch ſteigern, und der Name Mühlbach bald den Lieblingsſchriftſtellern Deutſchlands beigezählt werden.

Sämmtliche ſolide Buchhandlungen Deutſchlands ꝛc. haben Exemplare vorräthig.

Wir beeilen uns das gebildete Publikum auf ein höchſt intereſſantes Werk aufmerkſam zu machen, das mit dem Titel:

Der Pilger der Elbe

von

L. Mühlbach.

gr. 8. Altona, 1838. Geh. 2 ℳ.

in ſchönſter Ausſtattung, geziert mit 4 herrlichen Stahlſtichen, eben erſchienen iſt, und welches die allgemeinſte Beachtung

eben so sehr verdient, wie das vor einigen Jahren erschienene Pilger des Rheins von Bulwer.

In sämmtlichen soliden Buchhandlungen ist Mühlbachs Pilger der Elbe vorräthig und zu haben.

Höchst interessant, belehrend und unterhaltend ist nachstehendes eben erschienene Werk, welches der Aufmerksamkeit jedes gebildeten Deutschen empfohlen wird:

Deutschland

und

die Deutschen

von

Eduard Beurmann.

8. Altona. Jede Lieferung nur 9 Gr.

Dieses Werk erscheint in 16 Lieferungen, wovon bereits 3 in jeder Buchhandlung Deutschlands zu haben sind.

Herr Dr. Eduard Beurmann gehört zu den beliebtesten Schriftstellern, hat Deutschland nach allen Richtungen bereist, und bringt neben seiner Beobachtung und geistreicher Auffassung, eine freimüthige Darstellung.

Anzeige für Leihbibliotheken und Lesevereine.

Als eine interessante Lectüre ist der eben erschienene historische Roman:

Jacob von Molay
der letzte Templer.

Historischer Roman

von

F. Th. Wangenheim.

3 Bände. 8. Altona, 1838. geh. 3 *ℳ*.

zu empfehlen.

Wangenheim's Romane werden überall gern gelesen, und dürfen in einer gutversehenen Leihbibliothek nicht fehlen.

Allen Freunden und Verehrern des um die Pferdezucht und Thierarzneikunde hochverdienten Herrn Major's von Tennecker wird es eine angenehme Nachricht sein, wenn sie erfahren, daß dieser würdige Veteran sich entschlossen hat, unter dem Titel:

Erinnerungen
aus meinem Leben.
Zum Theil Studienbilder
für
Cavallerieoffiziere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde
von
F. von Tennecker.

8. Altona 1838, Hammerich. 1r Band. geh. 1 ℳ.

ein Werk herauszugeben, welches die Erfahrungen seines vielbewegten Lebens enthalten soll. Der erste Band ist bereits erschienen, und in sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben.

In allen Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Thespis.
Original-Spiele für die deutsche Bühne
von
Friedr. Clemens Gerke.
1r Band.

8. Altona, 1838. geh. 1½ ℳ.

Inhalt: Die Auswanderer am Ohio, Lustspiel in 5 Aufzügen.
Das Zöpfchen, Lustspiel in 2 Aufzügen.
Das Automat, dramatische Skizze.

Für Romanleſer und Leihbibliotheken.

So eben iſt erſchienen:

Die Memoiren des Teufels.

Frei nach dem Franzöſiſchen

des

Frédéric Soulié

von

Julius Schoppe.

2 Bände. 8. Altona, 1838. Geh. 3 ℳ.

Die Memoiren des Teufels haben, wie bekannt, in Frankreich ein ganz außerordentliches Aufſehen erregt. Eine neue Auflage nach der andern erſcheint, und ſtets wächſt das Intereſſe an dieſes ſo ſehr unterhaltende Werk, welches wir, in einer fließenden Ueberſetzung, hiemit der deutſchen Leſewelt überreichen.

Sämmtliche ſolide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dies ausgezeichnete Werk vorräthig.

Völkerſchau auf Reiſen.

Von

Theodor Mundt.

Erſter Band.

Völkerschau auf Reisen.

Von

Theodor Mundt.

Erster Band.

I. Südfranzosen. — II. Polen. — III. Naturvölker.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1840.

UNIV. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

-B G 155 i
(1)

Wenn beim neuergrünten Frühling sich alle Blüthen zu dir drängen, um dein heiteres Angesicht zu grüßen, und von deinen Augen gegrüßt zu werden, so erblicke unter dem frohen Getümmel derer, die deine Sympathie suchen, auch diese Denkblätter eines strebenden Wanderlebens, das sich zum Theil mit deinem Segen und an deiner Seite aufgemacht hat, um die Werdelust der Völker und Staaten zu belauschen, und von dem großen ewigen Frühling, welcher in lauten und geheimen Zuckungen durch die Geschichte wirbelt, einige Blüthen auf dem Wege zu erhaschen.

Werden die Blüthen, welche ich dir hier zu einem rasch zusammengedrängten Kranz

gewunden, auch nicht immer so heiter sein, wie diejenigen, welche dir sonst der Lenz unter dem Strahl deiner sonnigen Augen erweckte, so weißt du, daß die Völker dem Weinstock in deinem Garten gleichen, der im Drang des Frühlings neulich so viele heiße Thränen vergoß. Und als ich dich, in deiner milden Beschaulichkeit, vor diesen geheimnißvollen Zähren der Natur lächeln sah und dann davon hüpfen, wie ein glückliches Kind, faßte ich den Muth, dir von den Früchten meiner Wanderschaft auch die zu widmen, welche mit einigen großen Tropfen der Schwermuth bethaut sind. Nimm darunter auch solche, in die schon der Wurm des Todes sich eingefressen hat, mit derselben Kraft der Gedanken auf, die ihre lächelnde Sicherheit in Gott haben!

Für mich naht nun wieder die schöne Zeit neuer Dichtungen, zu denen ich mich durch die unmittelbare Anschauung objectiver Völkerverhältnisse, die mich so lange vom eigenen Hervorbringen zurück hielt, habe stark und würdig machen, und gewissermaßen wiedergebären wollen!

Was ich in den letzten Jahren, wo ich einsam oder gesellig so manche Gegend durchwanderte, gethan, war wohl kein ganz verlorenes Werk, denn es galt den Versuch, für die Behandlung öffentlicher Fragen und Verhältnisse im Staatenleben wie in der Gesellschaft eine Darstellung zu gewinnen, die, für alle Kreise des heutigen Lebens verständlich und wirksam, mit dem schwereren Inhalt ebenso in die leichtere Sphäre eindringen, wie mit dem leichtern Inhalt in der schwereren Sphäre willkommen geheißen werden könnte, und dies auf den Grund der sich immer mehr ausbreitenden harmonischen Bildung des Völkerlebens, welche eine große ausgleichende Melodie des Geistes erstrebt, wo sonst lauter getrennte und vereinzelte Takte in der Menschheit schlugen.

Aber du weißt besser, als ich selbst, was ich will und strebe, denn du lebst in meinem Leben, und dein Leben feuert das meinige immer zu den schönsten Thaten an. So empfange diese zerstreuten Skizzen des Völkerlebens als die nothwendigen Uebergangsstufen

zu zusammenhängenderen poetischen Thaten, und gieb, geliebter Kumpan und Wanderbursch, für das, was gelingt, aus deinen Augen mir dein Lob, welches das einzige ist, nach dem ich trachte! — —

Inhaltsverzeichniß.

I. Südfranzosen.

1. Das Amphitheater in Nismes.

Erster Eindruck von Nismes. — Die Commissionairs und die Alterthümer. — Das alte Amphitheater der Römer. — Verschiedenartigkeit des Eindrucks antiker und gothischer Ruinen. — Die heidnische Größe der römischen Bauwerke. — Aufwand des Erhabensten in dieser Baukunst, um den kleinsten Zwecken zu dienen. — Gegenwärtiger Gebrauch der Arena von Nismes. — Kurze Beschreibung dieses Amphitheaters. — Leichtere Bewältigung und Bearbeitung der Natur im Alterthume. — Die Art, wie die Römer bauten. — Komische Illusion der heutigen Nismer, Römer zu sein. — Eine moderne Scene in der Arena von Nismes. — Eine Bekanntschaft aus der Provinz. — Näheres über Herrn l'Allemand . . .

S. 1—20.

2. Ein Diner im Landhäuschen des Herrn Laurent.

Spaziergang durch Nismes mit Monsieur l'Allemand. — Literarische Sympathien der Nismer. — Der poetische

Bäckermeiſter Reboul. — Das maison carrée. — Neue Bekanntſchaft des Monſieur Laurent. — Die beiden Alten und ihre Freundſchaft. — Antiquariſche Leidenſchaft des Monſieur l'Allemand. — Monſieur Laurent, ein großer Gegner Ludwig Philipps. — Die alte Fontaine von Nismes. — Die Quelle und das Baſſin. — Reſtauration der Fontaine unter Louis XIV. — Plaſtiſche Lebensgenießlichkeit der antiken Welt im Vergleich mit der haltungsloſen Schwelgerei der modernen. — Monſieur l'Allemand und die Damenbäder. — Der Tempel der Quelle. — Ein Bierhaus bei dem antiken Tempel. — Wanderung zu dem Tour magne. — Das Meer in alten Zeiten bei Nismes. — Ueberraſchende Mittagseinladung des Herrn Laurent. — Eine Bemerkung über Gaſtlichkeit der Franzoſen überhaupt, und über ſüdfranzöſiſche Lebensſitte. — Das idylliſche Gartenhaus. — Madame Laurent und ihr Embonpoint. — Laurents Töchterlein. — Erinnerung an die Hütte von Philemon und Baucis. — Tiſchgeſpräche. Eine Zwiſchenbemerkung über den Charakter einer franzöſiſchen table d'hote. — Deutſche, franzöſiſche und engliſche Perſönlichkeit in geſelliger Beziehung. — Abſchied. — S. 21—45.

3. Das Hoſpital von Nismes und die barmherzigen Schweſtern.

Eine junge Wahnſinnige von vierzehn Jahren im Hoſpital von Nismes. — Die barmherzigen Schweſtern als Verwalterinnen des Hauſes. — Ueber die Geſchichte der barmherzigen Schweſtern und ihr Verhältniß zum Katholicismus. — Ein Vergleich mit dem Orden der Jeſuiten. — S. 46—54.

4. Reiſe nach Montpellier.

Kernhafter und unverdorbener Zuſtand der franzöſiſchen Provinz, verbunden mit der geiſtigen Philiſterhaftigkeit.

— Vorherrſchen der kommerziellen Richtung. — Die legitimiſtiſche und carliſtiſche Richtung der franzöſiſchen Provinz. — Politiſche Sympathien der jungen Mediciner von Montpellier. — Lage von Montpellier. — Die Heilkraft des Klimas. — Die Aerzte. — Fülle der Vegetation und der Lebensmittel. — Montpellier ein Sterbewinkel. — Gräber aller Nationen. — Der Place Peyrou. — Ausſicht auf die Schneeſpitzen der Pyrenäen und das Mittelmeer. — Das Waſſerſchloß. — Die Reiterſtatue Ludwigs XIV. — Eine Bemerkung über Mißverhältniß zwiſchen Reiter und Roß. — Die hohe Schule der Medicin. — Der Hörſaal des anatomiſchen Theaters. — Die anatomiſchen Wachspräparate. — Der botaniſche Garten. Das Begräbniß der Tochter Youngs. — Die Studirenden auf der Ecole de medicine. — Das Hotel du midi. — Der kranke Engländer und der garçon, eine Gaſthofsgeſchichte. — Eine Berlinerin an der table d'hote. — Das Wort ſchweigſam. — . . . . S. 55—68.

5. Lebensintereſſen der Provinz.

Der vorherrſchende Krämergeiſt im mittäglichen Frankreich. — Der heutige Kaufmannsgeiſt und die frühere Romantik in Südfrankreich. — Ueberreſte der alten poetiſchen Spiele. — Heutige Uebervölkerung des Landes durch Pfaffen und Handlungscommis. — Die Eſel in der Provence. — Die geiſtige Verarmung der Provinz, als Folge des franzöſiſchen Centraliſationsſyſtems. — Vernachläßigung der Individualität der Provinzen in der Verwaltung. — Die allgemeine Verwaltung der verſchiedenſten Departements iſt das Intereſſe der Hauptſtadt. — Die abſolute und despotiſche Adminiſtration der Provinz. — Abhängigkeit der Präfekten und Maires. — Frühere ſelbſtkräftige Entwicklung der franzöſiſchen Provinzen. — Die Parlamente und Stände der Provinzen. — Der heutige Oppoſitionsgeiſt in der Provinz. — S. 69—74.

6. Suchen nach dem Meere.

Sehnsucht nach dem Gesammtbild des Meeres. — Blick auf den ersten Meeresstreifen mit dem Schloß If und seinem Staatsgefängniß. Ein Gefängniß mitten in dem Elemente der Freiheit. — Neue Bemühung das Meer zu finden. — Wanderung nach dem Hafen. — Schilderung des Hafenlebens von Marseille. — Der Hafen von Marseille der Brennpunkt des modernen Welthandels. — Fortschritte der modernen Menschheit in der Vielfältigkeit der Weltverbindungen. — Einfachheit der Lebensbeziehungen der alten Welt. — Die Geographie des Herodot. Ob die moderne Welt dadurch weiter gekommen, als die antike? — Erneutes Suchen das reine Meer zu finden. — Der Meeresstrand bei der Porte d'Aix. — Schmutzige Wäsche am Meeresstrand. — Das Pestlazareth. — Abermaliges Mißglücken das Meer zu finden. — Am andern Tage das Meer in seiner Allmacht und Freiheit. — Die Kapelle Notre Dame de la garde. — Ausschau auf das mittelländische Meer. — Hymne der Schöpfung . . . S. 75—86.

7. Marseille.

Das Klima. — Einfluß des Südens in den städtischen Lebenseinrichtungen. — Das Leben und Treiben der Stadt in den Abendstunden. — Der lebensgenießliche Charakter von Marseille. — Die Seeleute und der sinnliche Genuß auf dem Lande. — Die Stadt Marseille, eine Zugabe zu dem Hafen. — Das heutige Marseille und das alte Massilia. — Vernichtung aller Ueberreste der großen Vergangenheit. — Das heutige Marseille ein Philister. — Die Volkstrachten, namentlich unter den Weibern. — Das Volksleben in Marseille. — Die Cafés der Matrosen. — In Marseille ist Paris überwunden und verdrängt. — Das Meer und die Combination der fremden Welttheile. — Die Bedeutsamkeit der Beziehung zu Afrika. — Die

Aehnlichkeit Marseilles mit Hamburg. — Mißbehagen des Aufenthalts in Marseille. — Die Hitze und der Mistral. — Ausflug auf das Land. — Die Dörfer in der Provence. — Erinnerung an Margots Hütte. — Die provencalische Mundart. — . . . . . S. 87—95.

8. Frankreich und die afrikanische Küste.

Belebung der Intressen des südlichen Frankreichs durch das Verhältniß zu Afrika — Unnatürliche Stellung für Frankreich sich zur Seemacht zu bilden. — Die Nordküste von Afrika, einst der Sitz einer alten Kultur, jetzt ein Carnevalsplatz für die französischen Parteien. — Civilisiren, das französische Modewort. — Die Folgen der Eroberung von Algier für die Civilisation. — Algier als bischöflicher Sitz. — Die Bulle des Papstes. — Louis Philipp als roi très chretien des Français. — Eine spöttische Bemerkung der Gazette de France. — Die Christianisirung der afrikanischen Küste, ein Gedanke der Restauration. — Die protestantische Kirche in Algier. — Die verschiedenen Systeme in der Behauptung Algiers. — Das System Guizots. — Graf Bourmont. — Clauzel, als Begründer eines Eroberungssystemes in Afrika. — Segnung Algiers mit der französischen Civilisation. — Die neuen Fleischtöpfe Aegyptens. — Auswanderer als Reisegefährten. — Eine auswandernde Familie, die nach Afrika geht. — . . . . . S. 96—103.

9. Toulon und die Galeere.

Toulon als Stadt. — Der militärische Hafen. — Der Brennpunkt der Beziehungen Frankreichs zu Algier. — Ein Spaziergang durch den Hafen. — Die Galeere. — Dreitausend Galeerensklaven — Ihre Verrichtungen im Arsenal. — Die Geschichter der Verbrecher. — Die Sünde als ein selbstkräftiges, wirkendes und schaffendes Element

im Menschen. Die Aufhebung aller individuellen Unterschiede durch die Alles gleichmachende Gewalt der Sünde. — Die Strafe der Galeeren, ein Ueberbleibsel alter Zeiten. — Unmoralische Wirkung dieser Strafe. — Behandlung der Verbrecher bei ihrer Ankunft im Bagno, ihre Kleidertracht. — Die paarweise Ankettung. — Die Kerkersäle. — Die Wohnungen der Verdammten. — Das Krankenhaus. — Die barmherzigen Schwestern. — Eine Kapelle zur Verrichtung des Gebetes für die Verbrecher. — Frühere Anordnung eines religiösen Cultus für alle Forçats, [illegible]gen des Hohngelächters der Masse eingestellt. — Technische Arbeiten und Erfindungen der Verbrecher. — Ihre auffallende Geschicklichkeit. — Ueber die Unmenschlichkeit der Sklaverei des Bagno. — Geheimes Einverständniß aller Verdammten. — Unsittliche Einwirkung des Bagno auf die Volksklassen in den Hafenstädten. —

S. 104—122.

II. Polen.

Aus dem Tagebuche meines Aufenthaltes in Krakau im [illegible]mer 1839

1. Auf dem Schloßberg in Krakau.

Ausschau auf die Ebene Polens. — Die Weichsel. — Die reiche Landschaft um Krakau. — Die Weichsel als Gränze zwischen Oesterreich und dem Freistaat Krakau. — Die Gränze mitten im Flusse. — Die österreichische Maut. — Der Freistaat Krakau als Kind der Wiener Traktate vom Jahre 1815. — Der Name Freistaat. — Die allgemeinen Hoffnungen des Jahres 1815. — Die Krakauer Zustände als Studien der Anatomie der Tagespolitik. — Die natürlichen und statistischen Verhältnisse von Krakau. —

S. 123—133.

2. Der Kosciusko-Hügel.

Die Wanderung zum Denkmal eines Helden. Das ewige Leben der Völker in der Unsterblichkeit ihrer Helden. —

Beschreibung des Kosciusko-Hügels. — Geschichte der Aufrichtung des Hügels. — Ueber die Art der Slaven Denkmäler zu errichten. — Eine Bemerkung über Naturmonumente. — Ihr Vorzug vor der plastischen Denkmalbildnerei unserer Zeit. — Erinnerungen aus der Geschichte Kosciuskos. — Krakaus ruhmvolles Voranschreiten in der polnischen Nationalsache. — Anschauung des Sonnenuntergangs über Polen vom Kosciusko-Hügel aus. — S. 134—154.

3. Lebenszustände von Krakau.

Die südliche Physionomie der Stadt. — Die Leere in allen Straßen. — Die brütende Stille in den Häusern. — Aengstliche Spannung auf allen Gesichtern. — Das gesellschaftliche Leben von Krakau vor der Revolution von 1830. — Ausweisung der angesehensten Familien nach der Revolution. — Chlopickis unangefochtener Aufenthalt in Krakau. — Chlopickis politische Wirksamkeit und sein Charakter. — Seine gegenwärtigen Verhältnisse in Krakau. — Die öffentlichen Vergnügungsorte in Krakau. — Die polnischen Zuckerbäckereien. — Die niedrigeren Caffeschenken. — Ein Sonntagsconcert im Schützengarten. — Die polnischen Frauen. — Die Frauen und die Bauern als Kern der polnischen Nation. — Das eigenthümliche Leben des polnischen Landmannes. — Die Emancipation der Bauern im Krakauischen. — Die Hütten der polnischen Bauern. — Die Bauern der Gräfin Potocka. — Mischung von Stoicismus und humoristischer Lebenslust im Charakter der polnischen Bauern. — Ihre Sonntagslust in den Schenken. — Der Krakowiak. — Die Lebenssitten des krakauischen Bauern im Innern seiner Hütte und seiner Familie. — Das Anzeigen der heirathsfähigen Mädchen durch Bemalung der Häuser. — Gebrauch beim Freien. — Der Branntwein der Vermittler bei allen Lebensbeziehungen des polnischen Bauern. — Achtund-

dreißig adeliche Herrschaften in der Umgegend von Krakau, ein Bild des Zerfalls von Polen. — Die Sünden der polnischen Aristokratie . . . . . S. 155—173.

4. Das Constitutionsfest am 11. September.

Nationalfestlichkeiten. — Die Reden der drei Abgeordneten der Schutzmächte im Jahre 1818, bei der Einsetzung der Constitution. — Befohlene Feier der Constitution von 1818. — Der Festzug vom Senatsgebäude in die Marienkirche. — Die Messe. — Der preußische und russische Consul als Protestanten. — Parade, Illumination und Feuerwerk. — Der Constitutionsball. — Die Satire. S. 174—181.

5. Die öffentlichen Zustände von Krakau.

Die beiden Constitutionen von 1818 und 1833. — Der Senat von Krakau. — Drei Priester als Senatoren. — Der Präsident des Senats. — Regierung der drei Schutzmächte unter der Form einer Conferenz. — Joseph Schindler als Vicepräsident des Senats und Factotum der Regierung. — Schindlers Laufbahn und Charakter. — Etwas über die gekniffenen Charaktere in unserer Zeit. — Die Besetzung der Senatorstellen. — Der Landtag und das Institut der Volksrepräsentanten. — Die Gerichtsverfassung. — Aufhebung der durch die Constitution von 1818 gebotenen Jury. — Besetzung der Richterstellen und Polizeibeamten. — Reform der krakauer Polizei durch Guth. — Die neue Organisation der krakauer Stadtmiliz. — Antipathieen gegen Deutschland und deutsche Zugehörigkeit in Krakau. — Die slawischen Sympathieen in Krakau und Polen. — Eine Andeutung über den slawischen Bund. — Das Appellationsgericht. — Bestimmungen über die Preßfreiheit in der Constitution von 1818. — Aufhebung dieses Artikels. — Die Censur

Der literarische und buchhändlerische Verkehr. — Vortheile durch das preußische Postamt in Krakau. — Verbreitung der preußischen Staatszeitung und der Leipziger allgemeinen Zeitung. — Haß der Polen gegen die Augsburger allgemeine Zeitung. — Ueber neue Erscheinungen in der polnischen Literatur. — Meciszewski, der krakauer O'Connel. — Seine Wirksamkeit im Freistaat. — Seine politische Geschichte Krakaus. — Die Untersuchungen über die politischen Umtriebe. — Die eingekerkerten Studenten in Krakau. — Sendung des Kammergerichtsraths Sulzer aus Berlin. — Die Mörder des Siclak. — Der Mordanfall auf den Polizeidirektor Guth.
S. 182 – 208.

6. Die Universität von Krakau.

Reorganisirung der Universität im Jahre 1833. — Die Anzahl der gegenwärtig Studirenden. — Beschränkung des Besuchs auf die Einwohner des krakauer Gebiets. — Behagliches Leben der krakauer Studenten. — Einfluß des österreichischen Elements auf die Universität. — Oesterreichischer Zuschnitt derselben. — Der Regierungs-Commissair als Curator und höchste Instanz der Universität. — Der Regierungs-Commissair Schindler. — Schindlers Einfluß in dieser Beziehung. — Besetzung der Professorsstellen durch Concurrenz. — Verfahren dabei. — Die Sprache, in welcher die Vorlesungen gehalten werden müssen. — Lateinisch und Polnisch. — Maaßregeln gegen die Popularität der polnischen Sprache. — Die theologische Fakultät. — Der Jesuit Stachowski lieset Religionsphilosophie. — Früherer Kampf der Universität Krakau gegen die Jesuiten. — Der Schutzheilige der Universität. — Johannes Cantius. — Die philosophische Fakultät. — Der Kantianer Jankowski. — Eine Geschichte der polnischen Literatur in 8 Bänden, von Professor Wiszniewski. — Ausrottung vieler Bücher

der polnischen Literatur. — Verschwinden einzelner Bücher und ganzer Bibliotheken. — Früherer Reichthum der polnischen Bibliotheken. — Deutsche und russische Sprache. — Die eingegangene Professur der Bildhauerkunst. — Eine Bemerkung über den Reichthum an Kunstmaterial in der Gegend von Krakau. — Die juristische Fakultät. Oesterreichisches Criminalrecht. — Ein krakauer Staatsrecht. — Die medicinische Fakultät. — Betrachtungen über die Universität Krakau als das letzte Ueberbleibsel polnischen Geisteslebens. — Polnische Nationalerziehung. — Mangel des Volksunterrichts in Polen. — Unterschied der deutsch-polnischen und der russisch-polnischen Landestheile hinsichtlich des Bildungszustandes. — Der Unterricht als ein Monopol der Aristokratie in Polen. — Die aristokratische Erziehung. — Die Hauslehrer. — Einfluß der Piaristen auf den Unterricht in Polen. — Einzelne rühmliche Bemühungen aufgeklärter Aristokraten um Errichtung von Elementarschulen. — Graf Potocki. — .

S. 209—226.

7. Die schwarze Madonna in Krakau und Polen.

Die Ablaßwoche in Krakau. — Anbetung der schwarzen Maria. — Cultus auf offener Straße vor dem Madonnabilde. — Etwas zur Geschichte der schwarzen Madonna in Polen und Schlesien. . . . . S. 227—235.

8. Katholische und protestantische Bewegungen der Polen.

Ein Bettler als Peter für das Volk. — Die Bigotterie des armen polnischen Volkes. — Das Volk, die Hauptstütze des Katholicismus in Polen. — Die protestantische Richtung der polnischen Aristokratie. — Die Partei des protestantischen Adels unter Siegmund August I. —

Die Sucht des polnischen Adels nach ausschließlichen Vorrechten auch in der Religion. — Siegmund August's Edikt der allgemeinen Glaubensfreiheit. — Die Auswanderung der Krakauer Studenten, ein Beförderungsmittel der Reformation in Polen. — Die Eitelkeit des polnischen Adels, eine Haupttriebfeder der Ausbreitung der Reformation in Polen. — Frühere Vorrechte des Adels beim katholischen Cultus. — Die religiösen Ceremonien des polnischen Katholicismus in früherer Zeit. — Die Aufzüge der Leidensgeschichte Christi. — Drei Lieblingsgeschichten der Polen. — Eine Bemerkung über Volkssatyre und aristokratische Satyre. — Zweideutiges Verhältniß der katholischen Geistlichkeit zu den nationalen Beziehungen Polens. — Skurkowski, der entsetzte Bischof von Krakau und sein administrirender Nachfolger. — Allgemeine Verhältnisse des Bischofs von Krakau. — Der Ukas des Kaisers von Rußland über die Vereinigung der unirten griechischen Kirche mit der griechischen Mutterkirche. — Die Folgen dieses Schrittes für das heutige europäische Staatenleben und für die polnischen Nationalitäten. — Historische Betrachtung über den Katholicismus und Protestantismus in Polen. — Die ersten Reaktionen gegen den Protestantismus unter Heinrich von Valois und Siegmund III. — Siegmunds Bestrebungen das Land wieder katholisch zu machen. — Unheilschwere Folgen der Unterdrückung der Protestanten für die inneren Landesverhältnisse. — Die Bedrückung der protestantischen und griechischen Kirche ladet zuerst die fremden Mächte nach Polen. — Friedrich der Große als Schutzherr der polnischen Protestanten. — Rußlands offene Unterstützung derselben. — Innere Ursachen der Theilung Polens. —

S. 236—263.

9. Kirchen und Klöster in Krakau.

S. 264—269.

10. Dom und Schloß von Krakau.

Der Dom, das polnische Westminster. — Die in Denkmälern verherrlichte Geschichte Polens. — Der äußere Anblick des Doms. — Die goldene Kuppel. Uneigennütziges Anerbieten der Krakauer Juden, sie zu reinigen. — Die Kapelle des Bischofs Stanislaus. — Seine Ermordung durch Boleslav II. — Der Hauptaltar. — Der Thronbaldachin. — Ein Fußteppich mit Scenen aus der Geschichte des Hundes des Aubry. — Das Monument Kasimirs des Großen. — Die Gruft der Jagelloniden. — Denkmal des Bischofs Peter Gamrat. — Die Kapelle Sigmunds des Zweiten. — Anna, Stephan Batoris Frau. — Die königliche Hauskapelle. — Das Bildniß Stephan Batoris. — Die Kapelle des Bischofs Solyk. Die Kapelle des Bischofs Zodzick. — Monument Johann Sobieskis. — Die Gobellins, welche Johann Sobietki den Türken abgenommen. — Heraustreten aus der Kirche auf den Schloßhof. — Gegensatz der Gegenwart zur Vergangenheit. — Die Einrichtung des Schlosses zur österreichischen Kaserne. — Planmäßige Verstümmelung des alten Schloßgebäudes. — Besuch eines österreichischen Generals. — Der Reichsschatz der Polen. S. 270—284.

11. Das Eckhaus in der Stadt Kuckurowitz.

Eine Allegorie der Geschichte Polens.

S. 284—309.

12. Kasimirez die Judenstadt.

Der christliche und der jüdische Kasimirez. — Die erlaubte Civilisirung der Juden. — Die Juden zur Hälfte sämmtlicher Staatslasten verurtheilt. — Der Kasimirez, eine Höhle des Unglücks. — Die Wohnungen der armen Juden. — Die Läden mit allem Trödel und Schacher von Israel.

— Die Sekte des Koscidim und ihr mystischer Charakter. — Die mäßige Lebensweise der armen Juden. — Ihre Vielgeschäftigkeit um den geringfügigsten Erwerb. — Ihre Dienste als Faktoren, oder Lohnlakaien. — Scheinbar gutartiger Charakter der Juden. — Der schwermüthig leidende Zug bei Allen. — Die schönen Formen ihrer Gesichter. — Ihre Sympathie für die Russen bei der letzten Revolution. — Ihre Beschränkung im Betreten der Stadt. — Die große Synagoge in Krakau. — Die Säule aus dem Tempel von Jerusalem. — Die jüdischen Frauen und Mädchen. — Die kostbaren Hauben der Frauen im Contrast zu Schmutz und Armuth. — Das schöne lange Lockenhaar der Mädchen. — Seltene Schönheiten unter den Jüdinnen. — Die Kinderheirathen unter den Juden. — Bemühung der Regierung sie zu hindern. — Patriarchalischer Familiensinn der Juden in ihrer tiefsten Erniedrigung. — Der Rang des Rabbiners in der Krakauer Judengemeinde. — Der Reichthum des gegenwärtigen Rabbiners Meisel. — Seine orthodoxe Strenge. — Gebräuche der polnischen Juden beim jüdischen Osterfeste. — Ein Bannfluch des gegenwärtigen Rabbiners gegen einen jüdischen Essigbrauer. — Bemühungen zweier englischen Missionaire in Krakau, zur Bekehrung der Juden. — Uebertritt der bekehrten Juden zum Katholicismus und Protestantismus. — Der polnische Jude ein Ausgestoßener der Menschheit. — Beschränkungen der polnischen Juden in ihrem Handel und Wandel. — Ihre Intriguen, um den verbotenen Hausirhandel durchzusetzen. — Ein Judenweib als wandelndes Waarenmagazin. — Die verderbten Sitten der polnischen Juden, besonders des weiblichen Geschlechtes. — Die entsittlichende Macht des Unglücks und der Armuth. — Das Deutsche, vorzugsweise die Sprache der polnischen Juden. — Die überwiegende Hinneigung zu dem germanischen Elemente bei allen Juden. — Die Juden als Dollmetscher und Schenkwirthe. — Der Jude und der Deutsche. . S. 310—328.

XXII

Auszug aus der Morning Chronicle: Die Ankündigung von Mr. John Ellis, eine Untersuchung über die gegenwärtigen politischen und commerziellen Zustände von Krakau, nach Ostern 1840 vor das Parlament zu bringen. S. 329—330.

III. Naturvölker.

Auf einer Karpathenreise, im Herbste 1839

S. 331—359.

Druckfehler,

deren sich mehrere sinnverwirrende, bei der Entfernung des Verfassers vom Druckort, eingeschlichen, und von denen besonders folgende vor der Lecture zu berichtigen der geneigte Leser ersucht wird:

Seite 4	Zeile 4	von unten	lies	Aber statt Ueber
„ 18	„ 8	„	„	Demirelief statt Demrelief
„ 25	„ 12	„	„	länger statt langere
„ 30	„ 12	„	„	daran statt dazu
„ 31	„ 11	„	„	Anregung statt Bewegung
„ 41	„ 3	„	„	Citaten statt Citation
„ 48	„ 12	„	oben	ein statt im
„ 66	„ 5	„	„	Laute statt Leute.
„ „	„ 11	„	unten	blaß statt bloß
„ 67	„ 3	„	„	welcher statt welche
„ 77	„ 2	„	„	Laute statt Leute.
„ 108	„ 5	„	„	den statt dem.
„ 111	„ 7	„	„	Reren statt Versen.
„ 122	„ 5	„	„	allerschädlichste statt allerschändlichsten.
„ „	„ 7	„	„	Höhle statt Holle.
„ 127	„ 2	„	oben	vor statt von
„ 137	„ 3	„	unten	seiner statt einer
„ 145	„ 8	„	„	Revolution statt Revolutionen
„ 153	„ 11	„	„	in Nacht sich hüllend statt in sich hüllend.
„ 159	„ 3	„	oben	der statt da.
„ „	„ 1	„	unten	seinen statt seinen
„ 160	„ 5	„	„	verdächtigtes statt verdächtiges.
„ 164	„ 3	„	oben	Potock statt Potocka

Seite 175 Zeile 12 von oben lies welchen statt welche.
- 196 - 11 - - - feingezeichneten statt freigezeichneten
- 193 - 1 - unten - ihnen statt ihm.
- 194 - 3 - oben ist nach Hoffnungen das Semicolon zu tilgen, und nach Verbindungen ein Komma zu setzen

I.

Südfranzosen.

1. Das Amphitheater in Nismes.

Nismes iſt eine artige Stadt, mit ſchönen Boulevards, gutmüthigen Menſchen, und den berühmten römiſchen Alterthümern, von denen hier alle Straßenjungen ganz gelehrt zu ſprechen wiſſen. Les Antiquités, Monsieur! ſchreit dem Fremden bei ſeinem Eintritt in Nismes jeder induſtriöſe Bettelbube in die Ohren, denn in Frankreich, wo die Armen ſo ehrgeizig ſind, verdienen ſie ſich lieber ihren Sous durch irgend ein Geſchäft, das ſie ſich aus einem Nichts erfinden, als daß ſie ihn umſonſt nehmen. Je vous ferai voir les antiquités de Nismes, Monsieur! rufen mit wichtiger Gebärde zehn baumſtarke Menſchen auf einmal, alle in blauen Blouſen gekleidet, jener zweideutigen und gefährlichen Volksklaſſe angehörig, welche ſich Commiſſionnairs nennt, Leute, zu allem Guten und Schlimmen brauchbar, mit den ſonnverbrannten liſtigen Geſichtern, und

dem verschmitzten Ausdruck der Augen, die zugleich so viel Stolzes haben, und jeden Augenblick zu sagen scheinen: mein Herr, wenn Sie auch bessere Kleider tragen als ich, und zufällig mehr Geld im Beutel führen als ich, so bin ich nichts destoweniger ein Mann von Ehre, von dem bedient zu werden, Sie sich zum besondern Glück schätzen sollten! —

Bei dem ersten Gang durch die Straßen von Nismes erblickt man jedoch schon von selbst das alte Amphitheater der Römer, das noch in den colossalen Trümmern, die von ihm übrig geblieben, ein gewaltiges Leben fortführt und selbst von seiner erhabenen Symmetrie noch eine Anschauung gewährt, die zur Bewunderung hinreißt, wenn auch nur zu einer kalten Verstandesbewunderung. Denn die bis auf uns gekommene Ueberbleibsel dieser römischen Bauten, wie sehr sie auch die hohe Kraftnatur ihrer Schöpfer erkennen lassen, ziehen uns doch nie mit solcher Innerlichkeit zu sich heran, wie andere Ruinen, z. B. der mittelalterlichen gothischen Architektur, deren Ueberlieferungen ebenfalls in einem unser heutiges Geschlecht so weit überragenden Geiste auf uns herabblicken. Ueber diese uns überragende Vergangenheit, welche aus den gothischen Bauten uns anschaut, ist die große Vergangenheit des christlichen Geistes, als derselbe noch in die Fülle des Lebens

ergoſſen war, aus der er ſich eine alle Inſtitutionen des Daſeyns umfaſſende Harmonie gebaut hatte, und dies weckt dann in uns ein Gefühl der Betrachtung, das uns erhebt und zertritt, demüthigt und zu Thränen rührt. Aber die heidniſche Größe der römiſchen Bauwerke, wo wir ihnen noch begegnen, läßt uns bloß ein rieſenhaftes Meiſterwerk des Verſtandes anſtaunen, das in eiskalter Hoheit uns überwältigt, und in ſeine finſter ſchweigende Pracht gehüllt, einem verſpäteten Geſpenſt ähnlich, welches der nüchterne Morgen überraſcht hat, in entſetzenvoller Starrheit den Tag begrüßt, dem es nicht angehört. Dies ſteinerne Römerthum, das ſich mitten in unſere Zeit verlor und von unſerer Gegenwart ſo komiſch umringt wird, gleicht einem auf dem Schlachtfelde hingeſtreckten Helden, den man vergeſſen, mit den übrigen Todten zu beerdigen, und welchen am ſpäten Abend ein Bauer aus dem nächſten Dorfe gefunden hat. Er nimmt ihn auf, legt dem königlichen Helden ſeinen Bauernkittel um die Schulter, und bringt ihn zum Dorfſchulzen, der nun mit allem kleinkrämeriſchen Ceremoniell das Begräbniß anordnet — ſo dorfſchulzenartig verhält ſich unſere kleinkrämeriſche Zeit, zu den großen Ruinen des Alterthums, welche ſie zu begraben hat, und denen gegenüber ihr ehrfurchtsvoller Reſpect wie

ihre eigene Winzigkeit einen gleich burlesken Eindruck machen. Oft saß ich in Nismes auf der schönen Esplanade, und wählte mir eine Bank, von welcher ich den noch so großartig geordneten Trümmerhaufen des Amphitheaters, wie es mitten in das kleinstädtische und kaufmännische Treiben des heutigen Nismes hineingestreut ist, überschauen konnte. Ich betrachtete das bewundernswürdige elliptische Oval, die Bögen und Pfeiler, die sich noch so stolz in die Höhe wölben, die Säulenhallen, die, halb gekrümmt unter der Last ihrer Jahre, doch unzerstörbar scheinen von den Wettern der Zeit. Und neben diesen gigantischen Steinmassen läuft das kleine Provinzialleben von Nismes so geschäftig fort, es spielt so warm und heiter und unschuldig um diese Ruine herum, wie die Kinder um einen Riesen, den sie sich selbst aus Eis und Schnee zusammengewälzt haben. Dem schwermüthigsten Reisenden muß dieser Contrast ein Lächeln abgewinnen.

Wenn aber in die Betrachtung jedes Gebäudes aus den Zeiten des Mittelalters sich einige Wehmuth oder irgend ein Gefühl der Sympathie einmischt, so wird man dagegen vor den großen Bauwerken des Alterthums ernüchtert, wenn man bedenkt, wie hier oft das Erhabenste geleistet worden, um den kleinsten Zwecken zu dienen! Dies gewaltige

Amphitheater, mit einem Kraftaufwand hingestellt, den andere Zeiten und Völker kaum zur Verkörperung ihrer heiligsten Ideen, zur Verherrlichung ihrer Religionen, vermocht haben, was war denn seine große Lebensbestimmung? Wozu dienten diese himmelstürmenden Anstalten anders, als zum Schauplatz für armselige Hahnenkämpfe, Stiergefechte, Gladiatorenkämpfe, und andere die Menschheit beleidigende Kampfspiele, welche arme zum Tode verurtheilte Verbrecher mit wilden Thieren aufführen mußten. Auch die Komödie und Tragödie und andere scenische Spiele schlugen wohl, obgleich gewiß seltener, auf dieser Arena ihr Schaulager auf, in der Regel aber diente sie der bloßen Frivolität des Volksvergnügens, der schlechtesten Kurzweil des Augenblicks. Die Arena von Nismes scheint auch selbst zu naumachischen Belustigungen gebraucht worden zu seyn, denn noch heute sieht man die Canäle, welche ohne Zweifel dazu bestimmt gewesen, das Wasser hineinzuleiten, auf dem dann die kleinen Lustgefechte zu Schiffe oder andere Wasserkampfspiele, in welchen die Römer so kunstreiches leisteten, ausgeführt wurden.

Das war die ganze Herrlichkeit, um deren willen dies staunenswürdige Amphitheater mit seinen gigantischen Steinmassen sich erhob. Dies Mißverhältniß zwischen dem Zweck und den Mitteln macht

ſich gerade bei den großartigſten Bauten der Römer, bei ihren Brücken, ihren Waſſerleitungen und Coloſſeen. geltend, und es iſt die materielle und irdiſche Natur des Römergeiſtes, der aller Idealität abgewandte Nützlichkeitsſinn, welcher gerade diejenigen Architekturwerke, die der Weltlichkeit und dem friſchen Lebensverkehr dienten, mit höchſter Kraft und Kunſt entſtehen ließ. Mit weit einfacherem Aufwand bauten dagegen die Römer ihren Göttern die Tempel, die ſich wenigſtens nicht meſſen konnten mit jenen ſtolzen Aquädukten, die durch ihre zauberartig emporgeſchoſſene Mauerwerke ſelbſt die Regel der Natur meiſterten, indem ſie dem Element des Waſſers wider ſeinen Willen und ſein Geſetz einen Lauf anwieſen über Berg und Thäler in die entfernteſten Gegenden. Dieſe praktiſche Weltlichkeit der Römer, dieſe Virtuoſität der Thatkraft war auch ihre eigentliche Volksreligion geworden, die Religion des ganzen Alterthums hatte ſich in dem Alles verweltlichenden Römerthum zu dieſer Religion des Nutzens aufgelöst. Und ſo kommt es, daß Alles, was dies Volk für den Nutzen und das Weltinterreſſe baute, durch ſeine erhabene Größe einen weit religiöſeren Eindruck gewährt, als ſeine Gottestempel ſelbſt, die dagegen nur eine kleine Liebhaberei des Gefühls zu ſeyn ſcheinen.

In toskanischem Stil stellt sich das Amphitheater von Nismes dar, das man noch heut in seinem ganzen Umfang, der auf 1136 Fuß angegeben wird, betrachten kann. Man erblickt zwei Stockwerke, welche auf sechszig zu offenen Thoren gewölbten und durch starke Pfeiler von einander geschiedenen Bögen ruhen, und über diesen beiden Stockwerken liegt die Attica, die den einfachen Schluß des Gebäudes bildet und auf ihrer Plattform zum Theil noch einen Spaziergang verstattet. Vier Hauptpforten die den vier Weltgegenden entsprechen, und in gleichen Zwischenräumen, also immer in der fünfzehnten Arkade, angebracht sind, öffnen sich zum Eingang in die Arena. Durch Umgänge und Säulenhallen war im ganzen Gebäude eine fortlaufende Verbindung vorhanden, und bequem kann man noch heut von einem Stockwerk zum andern und zu den Zuschauersitzen gelangen, die in einer wunderbaren Harmonie sich hinlagern. Diese Construktion eines öffentlichen Schauplatzes hat etwas außerordentlich Volksthümliches und erregt sogleich die Vorstellung eines freibewegten Nationallebens, das in einer so behaglichen und kunstvollen Gruppe, eben so sehr durch die symmetrische Nothwendigkeit begränzt als in heiterer Freiheit hingelagert, sich zusammenfinden konnte. Diese amphitheatralische Form ist ein charakteristischer Ausdruck

des ganzen antiken Lebens und Nationalzuſtandes, indem hier der einzelne überall in einem gleich berechtigten Verhältniß zum Ganzen erſcheint und die Vielheit der Sitze doch wieder zu einer Einheit der Verſammlung, gewiſſermaßen zu einem Bild republikaniſcher Gemeinſchaft wird. Und dieß verdient die meiſte Bewunderung an dieſer Bauart, das man auf jedem Sitz, wo man ſich auch befinden mag, gleich nahe dem Schauplatz zu ſtehen glaubt und von jedem einzelnen Standort aus überall das Ganze überſchaut, ſo daß jeder Zuſchauer hier in der That die gleiche Berechtigung genoß, wenn es auch ſonſt an einer Rangordnung in den Plätzen nicht gefehlt haben mag. So faßte dies Amphitheater von Nismes auf zweiundreißig Stufenreihen von Sitzen gegen 20,000 Zuſchauer, die auf ihren Plätzen den bequemſten Raum hatten, welche Volksmenge zugleich einen Begriff von der Größe und Ausdehnung gibt, die Nismes als römiſche Colonie in jenen alten Zeiten gehabt haben muß. Bedenkt man aber dieſe Menge der Zuſchauer, welche das Amphitheater faſſen konnte, ſo beſtätigt ſich auch hier die alte Wahrnehmung, daß die im antiken Stil aufgeführten Gebäude kleiner ausſehen als ſie ſind, während dagegen die altdeutſchen Bauwerke, mit ihrer Perſpektive in die Unendlichkeit, auch ihren Raum gewiſſermaßen überfliegen

und ihm durch eine transcendente Vergeistigung eine Größe geben, die er nach seinem wirklichen Maaß nicht hat.

Die Massenstärke dieses römischen Amphitheaters ist beispiellos in heutiger Zeit. Die Steine, aus denen es zusammengefügt ist, sind von einer Größe, daß man sich verwundern muß, wie sie in dieser ihrer natürlichen Massenhaftigkeit zu hohen Stockwerken aufeinandergethürmt werden konnten, und es wird immer ein Räthsel bleiben, wie die Römer es machten, um zu ihren Bauten so gewaltige Steine zur Stelle zu schaffen, und mit dieser spielenden Leichtigkeit, wie durch einen einzigen kecken Wurf, zum Bau zu verwenden. Dies Geheimniß war das praktische Genie, welches selbst das Unglaubliche auf einem ganz natürlichen Wege zu leisten versteht, und in seinem Instinkt unwillkürlich die Mittel findet, die ihm dann auch gehorchen müssen zur Verwirklichung seiner Zwecke. Es scheint überhaupt, daß das Alterthum sowohl wie das Mittelalter auf eine leichtere Bewältigung und Bearbeitung der Natur sich verstanden haben als wir Neueren, die wir, im Charakter unserer Architekturwerke richtungslos und ohne eine ideell nothwendige Bestimmung, auch im Material immer Kleinlicher und beschränkter geworden sind, und gar keine Mittel

mehr zu haben scheinen, um coloſſale Naturmaſſen in Bewegung zu ſetzen. Weder Schauſpielhäuſer noch Kirchen verſteht unſere thatloſe Intelligenz, mit der ſich unſer Zeitalter ſo ſehr in die Bruſt geworfen, mehr würdig und großartig zu bauen, denn zu beiden fehlt die lebendige Idee, zu den Theatern die Idee einer nationalen Oeffentlichkeit, die Grundlage des Drama's, zu den Kirchen nicht minder die Volksthümlichkeit des religiöſen Cultus. So gewinnen alle Neubauten in unſerer Zeit, ſelbſt die Kirchen, den Charakter von Geſellſchaftsſalons, und überall ſieht man es unſern öffentlichen Gebäuden an, daß ſich kein volksthümlich bewegtes Nationalleben darin niederläßt.

Die Art, wie die Römer bauten, überraſcht aber an Einfachheit Alles, was man ſonſt in der Baukunſt kennt. Während das Mittelalter zur Aufrichtung ſeiner ungeheuren Thürme, die nur durch die Frohndienſte möglich wurden, die Inſtitutionen der ganzen Feudalwelt als Bedingung vorausſetzen mußte, führten die Römer ihre Rieſenbauten lediglich durch eine geniale Mechanik zu einer ſolchen Dauer aus. Was an dem Bau des Amphitheaters von Nismes zuerſt meine Bewunderung feſſelte, war die Wahrnehmung, daß es bloß aus einer kunſtreich gelagerten Steingruppe, aber keineswegs aus einem eigent-

lichen Mauerwerk beſtand. Hier iſt mit einer merkwürdigen Kühnheit bloß Stein auf Stein geſtellt, und dieſe gewaltigen Steinwürfel ſind nicht etwa durch Kitt aneinander befeſtigt, ſondern durch Klammern von Eiſen, welche hineingeſchlagen und mit Blei ausgegoſſen ſind. Dies gab einem ſolchen Bau eine ſo unerſchütterliche Feſtigkeit, daß man ihn über jeden Untergang erhaben glauben ſollte, und nur die Verwüſtung, welche nicht bloß die phyſiſchen, ſondern auch die hiſtoriſchen Einflüſſe der Zeiten ausübten, läßt die wirkliche Zerſtörung eines Gebäudes, wie das Amphitheater von Nismes iſt, begreifen. Die Weſtgothen, in deren Gewalt die Stadt Nismes im fünften Jahrhundert gerieth, hatten eine Feſtung daraus gemacht, welche Beſtimmung es auch in den kriegeriſchen Unternehmungen ſpäterer Jahrhunderte behielt. Karl Martell, der es belagerte, ſuchte es durch die Gewalt des Feuers zu zerſtören, und die nachfolgenden Zeiten trugen ebenfalls das Ihrige dazu bei, dieſen Steincoloß immer mehr auszuſaugen und abzuſchwächen, aber den Todesſtoß verſetzte ihm keine Zeit, und noch immer hebt es ſein Haupt in dem Bewußtſeyn einer unvergänglichen Größe.

Die guten Nismer, die noch nicht vergeſſen zu haben ſcheinen, daß ſie unter Auguſtus Römer

waren, verſetzen ſich noch heute gern in dieſe komiſche Illuſion ihres Römerthums hinein, indem ſie an den Sonntagen ebenfalls ihre Spiele in dieſer antiken Arena feiern. Man nennt das hier, wie ich auf den Anſchlagzetteln an den Straßenecken ſah, eine Grande Ferrade, die im Hetzen von Bullochſen (taureaux terrassés) durch Hunde und Reiter, ſpaniſchen Reiterkünſten, auch Feuerwerken u. dgl. beſteht. Die Thierkämpfe namentlich ſind im ſüdlichen Frankreich noch ſehr beliebt und an der Tagesordnung; auch in Paris wohnte ich einmal einem ſolchen jämmerlichen Schauſpiel in einem entlegenen Stadttheil bei, wo man an den Sonntagen ein zuſammengelaufenes Vorſtadt-Publikum damit unterhält. Die Nismer aber ſetzen ſich dann, im vollſten Gefühl ihrer Würde, auf das Amphitheater der alten Römer, und klatſchen, wie dieſe, ihren hochtönenden Beifall zu dem wuthentbrannten Hahn oder dem niedergeſtochenen Stier. Alte Brettergerüſte und hölzerne Stühle, welche an einigen Steilen das Amphitheater bedecken, ſind die Zeugen des poſſirlichen Contraſts, in dem dieſe moderne Zuſchauerwelt zu dieſer Ruine längſtvergangenen Lebens ſteht, einem Kinderſpielzeug vergleichbar, das man aus dem Rieſengerippe eines Urthiers gedrechſelt hat. Und zum Ueberfluß ſieht man noch unten in den

Arcaden, welche jetzt mit eisernen Gittern verschlossen sind, schmutzige Wäsche trocknen. Auch das thun die guten Nismer, diese braven Römer, und wenn man sieht, welche vielfältigen Vortheile sie aus diesem Amphitheater zu ziehen verstehen, so muß man ihnen nachsagen, daß sie ihre große Vergangenheit in jeder Beziehung bis auf den heutigen Tag zu nutzen wissen.

Auch noch zu andern Dingen wird die alte Arena heutzutage in Nismes gebraucht, nämlich zum Manègereiten. Als ich auf den alten Sitzen des Amphitheaters umherkroch, sah ich plötzlich einen jungen Herrn mit einer schönen, schlankgewachsenen Dame unten in die Arena eintreten. Bald darauf wurden ihnen zwei Reitpferde nachgeführt. Die Dame nahm den modischen Schleierhut ab und verbarg ihn hinter den Steinen der Ruine. Der Diener hatte einen Amazonenhut bereit, welchen sie sich mit einer anmuthigen Bewegung über die schwarzen Locken drückte, ihr Cavalier half ihr nun zu Pferde, und nachdem noch ein Unterkleid à l'Amazone über sie gebreitet worden, ritten sie beide im Circus umher, was an diesem Ort ein romantisches Schauspiel gewährte. Die Schöne ritt noch sehr schlecht und furchtsam, und ihr Ritter schien zugleich ihr Lehrmeister im Reiten zu seyn, denn er gab ihr

allerhand Vorschriften und war außerdem mit der sorgsamsten Zärtlichkeit um sie bemüht. Sie aber lachte viel und mit einer schönen kräftigen Stimme, die bis hinauf zur Attica des Amphitheaters schallte, wo ich meinen Standpunkt der Betrachtung genommen. Wahrscheinlich ein blutjunges Ehepaar, das aber erst sehr kurze Zeit verheirathet seyn muß, denn wo käme sonst, nach den französischen Begriffen der Ehe, diese glühende Gegenseitigkeit her, mit der Beide für einander interessirt waren, und die dann kaum zur guten Lebensart gehört haben würde? Aber man muß bedenken, daß es ein Ehepaar aus der französischen Provinz ist, aus der Provinz, wo noch die Frömmigkeit des Familiensinns, inniger Gemüthsverkehr, Wärme des Herzens und Heiligkeit des Hauses sich vorherrschend erhalten haben in dem Charakter der ganzen Bevölkerung. Und da mir noch dazu ein ältlicher Herr, welcher jetzt in der Ruine zu mir herantrat, und der in Nismes wenn nicht einheimisch doch bekannt zu seyn schien, die Versicherung gab, daß es ein Ehepaar sey, welches schon drei Jahre miteinander verheirathet, so sah ich von dem idyllischen Lebensglück, das man der Provinz Frankreichs so oft nachgerühmt hat, nun wirklich ein unzweifelhaftes Bild vor mir, denn diese beiden Eheleute zu

Roß, welch eine friedliche Idylle, so zuthulich zu einander und seelenvergnügt, so jugendfrisch und modern und doch mit einem Anstrich patriarchalischer Sitten!

An dem alten Herrn, welcher mich oben auf dem Amphitheater anredete, machte ich auch eine interessante Bekanntschaft aus der Provinz! Mit einer großmächtigen Brille auf der Nase, und in einem Buch, welches ohne Zweifel eine antiquarische Beschreibung des Amphitheaters enthielt, von Zeit zu Zeit nachschlagend, in einem hechtblauen Frack mit Messingknöpfen, ein kleines hageres aber höchst freundseliges Männchen, hatte er das Ansehen eines Provinzialgelehrten, in welcher Vermuthung mich auch gleich unser erstes Gespräch, in dem er sofort über Oval und Ellipse sich mitzutheilen begann, bestärkte. Dabei hatte er in seinem ganzen Wesen viel Sentiments der Provinz an sich, was mir außerordentlich wohl gefiel, und dieser gemüthliche Charakter mischte sich in ihm mit einer altväterischen Drolligkeit, in der zugleich der betagte Garçon sich verrieth. Er war aus der Provence, in der Nähe von Marseille, zu Hause, und hatte sich noch auf seine alten Tage zu einer Lust- und Beobachtungsreise durch den Midi entschlossen, weil er ein

hübſches Sümmchen ererbt, und zu einer gelehrten Arbeit über die römiſchen Alterthümer Südfrankreichs noch an Ort und Stelle ſeine Studien machen wollte. Er vertraute mir, daß er ſich Monſieur l'Allemand nenne, und ſetzte in ſeiner freundſeligen Geſprächigkeit hinzu: c'est bien drôle, Monsieur, vous êtes Allemand et moi je m'appelle l'Allemand. Dann unterrichtete er mich, daß es ſehr viele franzöſiſche Familien dieſes Namens gebe, beſonders hier im Süden, und während wir im Begriffe waren, miteinander das Gebäude zu verlaſſen, befand er ſich eben im beſten Zuge, mir die gelehrteſten Nachweiſungen über dieſen Familiennamen aufzutiſchen, wenn nicht glücklicherweiſe ſein Blick und ſeine Zunge draußen an der Façade eines Pfeilers, nahe am nördlichen Thor des Amphitheaters, haften geblieben wäre. Dort ſchaut man in einem Domrelief eine Wölfin mit ihren beiden Jungen, von denen ſie das eine nährt, während das andere ebenfalls nach der Bruſt haſcht um daran zu ſaugen. Monſieur l'Allemand konnte nun allerdings keine erwünſchtere Gelegenheit finden, um die wahrhafte Gründlichkeit ſeiner Alterthumsforſchungen an den Mann zu bringen, als dieſe alte bildliche Darſtellung, auf die er mich ſogleich mit einem

ordentlichen Feuereifer aufmerksam machte, indem er sie ein Symbol nannte. Dies Symbol, schrie Monsieur l'Allemand so laut, daß die kleinen lustigen Savoyardenjungen, welche die Plätze von Nismes bevölkern, uns zu umringen anfingen — dies Symbol bedeutet nichts mehr und nichts weniger als das römische Bürgerrecht, welches den alten Einwohnern von Nismes zuertheilt gewesen, und in dieser Bedeutung wurde die Wölfin überhaupt als Sinnbild für die Colonieen Roms gebraucht, was ich aus verschiedenen Stellen der Alten sowie aus mehreren Medaillen, die sich in meinem eigenen Besitz befinden, Ihnen unwiderleglich zu beweisen die Ehre haben kann!

Ich glaubte dem guten und wohlgesinnten Monsieur l'Allemand auf's Wort, was ihn so zu rühren schien, daß er mich auf die verbindlichste Weise einlud, in seiner Gesellschaft zu bleiben, und auch die übrigen Alterthümer von Nismes gemeinschaftlich zu besichtigen. Da ich gar keine Bekanntschaften weiter in Nismes hatte, und unter den kalten und gespensterhaften Steincolossen der Vergangenheit selbst der Geist eines Monsieur l'Allemand immer noch ein menschlicher Geist ist, der einige Lebenswärme von sich strömt, so nahm ich, zu Zeiten innern Fröstelns

dankbar für allen und jeden Menſchenverkehr, auch das Anerbieten gerne an, mit dem zutraulichen Alten weiter durch die Straßen zu ſchlendern, nicht ahnend, wie viel Angenehmes ich noch durch ihn in Nismes erleben ſollte! —

2. Ein Diner im Landhäuschen des Herrn Laurent.

Der schöne sonnige Vormittag begünstigte unser gemächliches Spazierengehen. Mir wurde so friedlich wohl bei meinem Monsieur l'Allemand, der die Ehrlichkeit und Harmlosigkeit selbst war, und so vergnügte Augen machte, weil noch auf seine alten Tage ein gelehrter Reisender oder ein reisender Gelehrter aus ihm geworden war. Dazu das reizende Klima von Nismes, dessen Gesundheit man in stärkenden Zügen einzuathmen glaubt. Es hat hier schon seit vier Monaten nicht geregnet, während man sonst fast in der ganzen Welt heuer einen naßkalten und durch Regen verschlammten Sommer gehabt hat, und bei dieser Trockenheit steht doch ringsum das herrliche Gartenland von Nismes überall in der üppigsten Blüthe. Und dann die

gutmüthig frohen Gesichter der Nismer, deren jeder mit dem possirlichen stolzen Selbstbewußtseyn, daß er ein Nismer ist, seines Weges zieht. Die Nismer sind sehr literarisch und lieben vor allen Dingen ihre alten Klassiker, das sieht man schon an den Straßenecken, denn da gibt es eine Rue Racine, Rue Voltaire u. s. w. Ihr poetischer Bäckermeister Reboul ist sogar gegenwärtig in Paris ein Lion des Tages geworden, und beweist sich auch dort, wie mir Monsieur l'Allemand erzählt, als den braven royalistischen Nismer, der, nachdem er kurze Zeit in den pariser Salons seine poetische Haut zu Markte getragen, und alle an ihm geübten Bekehrungsversuche zum Liberalismus durch sein herrliches Gedicht an Altaroche zu Schanden gemacht, gern wieder heimkehren wird zu seinen alten Kunden in Nismes, welche ihm die Semmeln abkaufen und seine Lieder auswendig wissen.

Wir gingen über die Boulevards, um zu den sogenannten Maison carrée zu gelangen, welches ein prächtiger römischer Tempel war, der zu Ehren zweier Adoptivsöhne des August, des Cajus und Lucius, aufgeführt worden, und der noch heut, in der Massenhaftigkeit seiner schönen weißen Steine, aus denen er gebaut ist, mit seinen zierlich gearbeiteten corinthischen Säulen, und in dem harmonischen

Parallelogramm seiner Form, als ein Glanzstück der alten Baukunst lebendig dasteht. Er dient jetzt zu einer Art von Museum, in welchem mancherlei Kunstgegenstände, eine Anzahl von Gemälden, ein mit allerlei Thieren, Köpfen und Blumen ausgezierter Mosaikboden von beträchtlichem Umfang, Gypsabgüsse alter Sculpturwerke und andere Sehenswürdigkeiten aufgestellt sind. Während Monsieur l'Allemand im Eifer seiner Betrachtungen an der Ecke stillstand, und mich auf die höchst edeln und geschmackvollen Verhältnisse des Gebäudes aufmerksam machte, näherte sich uns noch ein anderer Alter, welcher uns auf das Freundschaftlichste begrüßte, und dessen Gastfreund eigentlich Monsieur l'Allemand hier in Nismes war, wie sich mir bald ergab. Er hieß Monsieur Laurent, und Monsieur l'Allemand stellte mich ihm sofort vor mit der einfachen und durch eine graciöse Handbewegung begleiteten Bezeichnung: Monsieur est amateur comme moi, und wir haben zusammen die Ruine besehen! Dieß genügte schon, um mir auch sogleich die ganze Freundlichkeit des trefflichen Monsieur Laurent zu gewinnen. Dieser hatte ebenfalls einen Ausdruck von Herzlichkeit und Bravheit in seinem Wesen, wie sie sonst dem französischen Charakter durchaus nicht eigen und nur ein Vorzug der provinziellen Lebenseinfachheit

ſind. Wir traten zuſammen in das Maison carrée ein, wo ſich antiquariſche Unterhaltungen zwiſchen uns entſpannen, nach denen der geneigte Leſer gewiß nicht lüſtern ſeyn wird, und aus denen ich ſelbſt nur ſo viel behalten habe, daß dieſer wunderſchöne Bau, im Lauf der Zeiten, ſogar einmal zum Pferdeſtall gedient: ein Schickſal, welches dem heidniſchen Tempel nicht gerade zur Schande gereichen kann, da ſo manche chriſtliche Kirche dieſelbe Beſtimmung, und oft noch eine ſchlimmere, erlitten hat. Dabei fingen die beiden Alten auch an, mir über ihr gegenſeitiges Verhältniß etwas vorzuplaudern, und mir zu erzählen, wie ſehr lieb ſie ſich hätten ſeit Jugend auf, was denn ebenſo liebenswürdig wie naiv herauskam. Sie ſagten mir, daß ſie alle Sympathieen des Lebens miteinander theilten, und dies mache ihr Glück aus. Dazu blickten ſie ſich wahrhaft zärtlich an, und die verrunzelten Geſichter gewannen durch dieſen Ausdruck einen verklärenden Jugendſchein. Bei dieſer Uebereinſtimmung ihrer Charaktere hatte doch jeder etwas Verſchiedenartiges, und wenn mein Monſieur l'Allemand mehr ſentimental patriarchaliſch war, ſo hatte dagegen Monſieur Laurent mehr Entſchiedenes und Kräftiges an ſich, er ſchien früher Militär geweſen zu ſeyn, und beſaß ſehr beſtimmte politiſche Grundſätze. Wenn

ich auch von den letztern nicht mehr weiß, ob sie radical oder legitimistisch waren, so ist mir doch noch sehr gut erinnerlich, daß Monsieur Laurent ein großer Gegner Louis Philipps war, und daß er mich wegen einer gelegentlichen Aeußerung, welche ich über das Bürgerkönigthum machte, vor Freuden mit einem Handschlag beehrte, dessen elektrische Gewalt ich in allen meinen Gliedern empfand. Es gab aber zugleich nichts Rührenderes zu sehen, als diese Freundschaft zweier Alten, die, als reife Frucht eines ganzen vergangenen Lebens, erprobt unter so manchen wechselvollen Geschicken, frisch und kräftig geblieben war wie der Baum des Urwaldes, der immer blühender seine Zweige schüttelt und immer labender seinen Schatten ausbreitet, je längere Zeit und Elemente in ihm gewirkt haben.

Von dort begaben wir uns nun zu Dreien nach der berühmten Fontaine von Nismes, in deren Inneres wir hinunterstiegen, um die alten römischen Bäder, welche man dort zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wieder auffand, zu beschauen. Die Quelle, eines der lieblichen Naturwunder, an welchen das südliche Frankreich so reich ist, ist viel schwächer geworden als sie in alten Zeiten gewesen seyn muß, und bot in diesem Augenblick außerordentlich wenig Wasser dar, doch versorgt es noch immer

die ganze Stadt mit ſeinem heilſam erquicklichen Element, das in einem ſehr geräumigen und ſchön gemauerten Canal durch die Straßen geführt wird. Das Baſſin befindet ſich in einem auf das Anmuthigſte gepflanzten Park, in welchem die Nismer ihren Lieblingsſpaziergang machen. Das Bauwerk der Fontaine iſt halb antik und halb modern, denn bekanntlich iſt ſie auf dem Grunde des alten Gemäuers, das man noch überall von dem neuen unterſcheiden kann, unter Louis XIV. reſtaurirt worden. Die Hallen der alten Bäder ſtehen noch ziemlich wohlerhalten da, und man kann die Frauenbäder von den Männerbädern unterſcheiden. Auch hier wird man mit einem gewiſſen Wohlbehagen gewahr, wie die alte Welt es verſtanden, ihrer Ueppigkeit und Lebensgenießlichkeit ſtets einen künſtleriſchen und plaſtiſch gediegenen Charakter zu geben, und dadurch ſelbſt das Triviale in eine erhöhte Sphäre zu verſetzen. Bei den Modernen nimmt der Genuß ſo leicht ein dämoniſches und durch ſkeptiſche Nebenideen getrübtes Weſen an, die Alten aber waren ſo ſehr Virtuoſen des Genuſſes, daß ſie ihn ſelbſt in ſeinen gewöhnlichſten Beziehungen als etwas Berechtigtes zu dieſer klaren Harmonie ausprägten. Selbſt in dieſen Bädern, die doch nur den materiellſten Zwecken dienten, welch ein edler

und sinniger Geist weht uns hier an, man fühlt, daß nur ein Volk, welches von der Schönheit und Würde des menschlichen Körpers so groß gedacht hat, wie die Alten dachten, Bäder in einem solchen Styl, in dieser heitern Anmuth und doch ernsten Bedeutsamkeit, aufführen konnte! Und wenn man dabei an das Zeitalter Ludwigs XIV. sich erinnert, das hier seine Bausteine in das alte römische Mauerwerk eingeflickt, ein Zeitalter, das in Schwelgerei und Genuß mit den verderbtesten Perioden der antiken Welt wetteiferte, und zugleich in bestimmter Wahlverwandtschaft mit der Antike eine neue Nationalpoesie gründete, so wird man sich recht der größeren Verlorenheit und Haltungslosigkeit der modernen Welt bewußt, die gerade darin immer bestanden, daß die höhere Aufgabe der modernen Zeit so viel Schwierigkeit gehabt, sich bis auf den Gipfelpunkt des Lebens zu gestalten, wo die Innerlichkeit der Alles durchdringenden christlichen Religion sich mit der Freiheit des Weltlebens vollkommen ausgeglichen und in Eines gebildet hat!

Die guten unschuldigen Augen, mit welchen Monsieur l'Allmand die Damenbäder musterte, brachten mich wieder ab von allem Trübsinn der Reflexion. Sein nicht allzufein gestiefelter Fuß stolperte so harmlos über diese Steine fort, auf denen früher

ſo mancher ſchöne Leib, umſpült von der anſchmiegens-luſtigen Quelle, ſich hingeſtreckt haben mochte. Nun trat der rückſichtsloſe Schritt des Monſieur l'Allmand auf dieſe Stätte, auf der die alte Zeit ſo viele wollüſtige Seufzer verhaucht hatte, und als ich ihn erſuchte, leiſer aufzutreten und zu lauſchen, ob nicht die Echo der Badehallen noch einiges Liebesgeflüſter und ſüßes Geplätſcher aufbewahrt hätte, ſah er mich mit einer ſo niederdonnernden Verwunderung an, daß ich ihn wie zur Entſchuldigung bat, mir noch einige antiquariſche Nachweiſungen über die Quelle aus ſeinem Buche, das er immer in der Hand trug, vorzuleſen. Wir ſtiegen darauf wieder hinauf, um noch den ſogenannten Tempel der Quelle zu betrachten, welcher wegen ſeiner Nachbarſchaft dieſen Namen empfangen, der auch der einfachſte und unbeſtrittenſte iſt, da, wie mir Monſieur l'Allmand auseinanderſetzte, die Alterthumsforſcher ſich nicht haben vereinigen können, ob dieſe Tempelruine einſt ein Heiligthum der Diana oder der Veſta oder auch eines alten Schutzgottes von Nismes, des Nemauſus, geweſen. Ueber alle dieſe Zweifel beruhigte er ſich jedoch bald bei einem Glaſe Lyoner Bier, denn dicht neben dem antiken Tempel iſt jetzt ein Caffee- und Bierhaus in Form eines niedlichen Pavillons aufgeſchlagen, wo man unter traulichen Laubſchatten,

im Hinblick auf dieſe Ruine, an dem modernen Gebräu ſich erlabt. Um ſein Bier recht kühl zu erhalten, hat der Beſitzer des Kaffees ſeinen Bierkeller dicht an den alten Tempelſteinen, an dem Gang, welcher ſonſt zum Opfer der Thiere gedient hat, angebaut, und ſo dieſem Heiligthume, für das die Antiquare gar keinen Gott haben ausfindig machen können, durch eine glückliche Speculation einen neuen Gott gegeben, den brodelnden Gott des Bieres, der in unſerm Zeitalter der Dämpfe einen ſo weitverbreiteten Kultus hat — ſo ſcheint es, als ſollte ſich, nachdem die Speculation der Philoſophen ſo oft von den Göttern abgeführt hat, vielleicht durch die Speculation der Bierwirthe ein Gleichgewicht in der Götterwelt wiederherſtellen.

Nachdem wir uns erquickt, wanderten wir weiter, die grünenden und ſchattigen Bergterraſſen hinauf, welche unmittelbar hinter dem Park beginnen, und zu dem berühmten Tour magne führen, der wahrſcheinlich früher als Leuchtthurm gedient hat. Und Monſieur l'Allemand verſicherte mich, daß dieſe Annahme unterſtützt werde durch die Behauptung der gelehrteſten Männer, wonach das Meer in alten Zeiten bis Nismes gereicht habe, von wo es ſich aber ſeitdem ſo beträchtlich zurückgezogen. Dieſer alte Thurm bietet nur noch einen aufrecht ſtehen-

den Haufen von Steintrümmern dar, in dem man noch mit Lebensgefahr bis zu seiner Spitze emporklimmen kann, was eben von einigen fröhlichen Buben aus Rismes versucht wurde. Die Gegend lag in einer reizenden Heiterkeit zu unsern Füßen, die vielen Gärten prangten wie grüne glückselige Inseln, in Naturfrieden eingewiegt, durchsäuselt und durchsungen, im Schmelz der blauen Lüfte, die uns wie ein warmer Gottesathem umflossen. Inzwischen war es fünf Uhr und Zeit zum Mittagessen geworden. Wie sehr wurde ich aber überrascht, als Monsieur Laurent, welcher mir in einem dieser vor uns liegenden Gärten ein kleines Landhaus mit dem Finger gezeigt und dazu so wohlgefällig und bescheiden geschmunzelt hatte, jetzt die Einladung dazu knüpfte, doch in dieser Villa, welches die Seinige war, mit ihm zu Mittag zu speisen und, wie er sich ausdrückte, de partager notre petit repas. Eine solche Gastlichkeit ist etwas so außerordentliches unter den egoistischen und ungastlichen Franzosen, und die beiden Alten waren so liebenswürdig, daß ich nicht umhin konnte, diese fast rührende Einladung anzunehmen, vielleicht auch halb aus Neugierde, um zu sehen, wie es hergehen werde in einem solchen Haushalt, der mir von der südfranzösischen Lebensitte, in ihrer Grundverschiedenheit von dem durch die Haupt-

ſtadt dargeſtellten franzöſiſchen Typus, das anmuthigſte Bild zu bringen verſprach. Ich ſchüttelte daher dem guten alten Monſieur Laurent dankbar die Hände, wogegen er mit altchevalereſker Höflichkeit bedauerte, daß ich nun um ſo Vieles ſchlechter ſpeiſen würde als in dem prächtigen Hotel Luxembourg an der Esplanade, wo ich abgeſtiegen war. Da indeß noch Zeit übrig blieb, ehe ſeine Hausfrau angerichtet haben würde, ſo ſtiegen wir mit einem Umweg durch die Stadt in das Thal hinunter. Wir beſahen noch zuſammen die alte Porte d'Auguste, über der jetzt, in bizarrer Zuſammenſtellung, das Tricolor flattert, wovon ſich der legitime Auguſtus ſicherlich nichts hat träumen laſſen. Dieß ſchöne Thor dient jetzt einer Gensdarmerie-Kaſerne zum Eingang, und eben ſollte auch noch, auf Bewegung des immer unerbittlicher werdenden Monſieur l'Allemand, ein antiquariſches Geſpräch über das Thor angeknüpft werden, als der bei weitem vernünftigere Monſieur Laurent, ihm auf das Freundſchaftlichſte geradezu den Mund verbot und uns nun antrieb, ihm zum Eſſen zu folgen, wo Madame ſich glücklich ſchätzen würde, auch noch den fremden Gaſt zu empfangen. Dieß geſchah denn auch mit allgemeiner Heiterkeit, nachdem unſer Monſieur l'Allemand noch zuvor das Verſprechen hatte ablegen müſſen, bei Tiſche

seinen großen und geistanstrengenden Alterthumsforschungen zum Besten seines Magens gänzlich zu entsagen, was er auch so edelmüthig war einzugehen.

Jezt traten wir in das kleine Gartenhaus, an dessen Schwelle uns schon die stattliche und wohlehrwürdige Hausfrau empfieng. Hinter ihr steckte sich noch ein lieblicher Mädchenkopf durch die Thür, welcher ohne Zweifel der jungen, vielleicht kaum fünfzehnjährigen Tochter angehörte. Madame Laurent, in einem etwas vorgerückten Alter, aber von einer strahlenden Jugendlichkeit des Geistes belebt, und körperlich mit demjenigen Embonpoint begabt, in welchem die Französin sich mit so vieler Grazie darzustellen versteht, diese wackere Dame bewillkommte mich mit einem so gutmüthigen und treuherzigen Knix, wie man ihn in Paris mit der Diogenes-Laterne suchen könnte, ohne ihn auch nur einmal zu finden, es müßte denn etwa in der Straße St. Denis seyn, bei der Frau Gewürzkrämerin, oder bei der Frau Pappendeckelmacherin, in welchen die pariser Bourgeoisie ihre kernhafte Verherrlichung findet. Eine schöne Rose aus der Provinz aber war Laurent's Töchterlein, die sogleich mit Erröthen wieder in die Thür zurückschlüpfte und sich, auf den herrschgewohnten Blick der Mutter, mit dem neuen Gedeck zu schaffen machte, das der eingedrungene

Gaſt an der bereits weiß und zierlich geordneten Tafel noch erforderte. Madame Laurent, friſch, kräftig und heiter, wie ſie war, dazu nicht im Mindeſten in Verlegenheit unſer Tiſchgeſpräch zu beginnen, erſchien mir nicht minder liebenswürdig als Herr Laurent, und wenn ich mir beide betrachtete, wie ſie ſo aufmerkſam und zärtlich gegen einander waren, in dieſer patriarchaliſchen Häuslichkeit der kleinen abgelegenen Villa, ſo konnte ich glauben, in der Hütte von Philemon und Baucis zu ſeyn. Aber es fehlten die olympiſchen Gäſte, denn weder konnte Monſieur l'Allemand, in ſeiner gar zu ſentimentalen Huldigung für Madame Laurent, mit ſeiner Brille und ſeinem ſpärlichen grauen Haar, für einen wohlconſtruirten Jupiter gelten, noch hätte ich, ſelbſt in einem ſo induſtriellen Weltalter, Luſt gehabt, in der Geſtalt des Merkur die Rolle eines Mythus zu übernehmen, mit dem man in unſerer Zeit ſo ſchlecht wegkommt und als ſolcher Gefahr läuft, zu einem bloßen Begriff aufgeklärt und verflüchtigt zu werden, was mir jetzt, wo ich Tiſchnachbar der jungen Tochter des Hauſes, der holdſeligen Mademoiſelle Adolphine geworden, doppelt unerwünſcht gekommen wäre.

Das Geſpräch knüpfte ſich wie unwillkürlich an das Thema an, ob die Fremden in Frankreich

beliebt seyen?" Im allgemeinen kann man sagen, daß sie es weder in der Hauptstadt noch in der Provinz sind, obwohl meine beiden guten Alten behaupteten, daß die Franzosen unter allen Völkern der Erde das gastfreiste, bequemste und geöffnetste für Fremde und Reisende zu nennen seyen. Diese französische Gastfreiheit ist jedoch keine Gastfreundschaft, wie sie in England und Deutschland als heimische Nationalsitte gelten kann, sondern sie besteht in der Regel nur in jener passiven Freiheit, welche die Fremden sich selbst und ihrem ungehinderten Belieben auf das Höflichste überläßt, und sie um so weniger beeinträchtigt, als die nationale Scheidewand zwischen jedem Franzosen und jedem Fremden von vorn herein so bestimmt festgestellt ist. Die Trennung der Nationalität empfindet man in keinem Lande so scharf als in Frankreich, und der Franzose thut gar nichts, um diesem Gegensatz eine mildere Gestalt oder einen freundlichen Uebergang für den Fremden zu geben. Selbst in England, wo auf den ersten Anblick Alles abgeschlossener und wie hinter unübersteiglichen Schanzen auftritt, überwindet der Reisende leichter das Gefühl der Fremde, und trifft Uebergangspunkte an, welche es ihm erleichtern, sich anzuschließen, vollgültig mitzuleben und heimisches Behagen zu gewinnen. In Paris öffnen sich dem

Fremden wohl mit der Zeit die Salons, in denen eine so bequeme Gastfreiheit ohne alle Unkosten ausgeübt wird, aber gerade hier pflanzen sich die festgeschlossenen Reihen einer Nationalität auf, die gar kein fremdes Element duldet, nur von ihren eigensten Interressen bewegt wird, und gar nicht anzugreifen oder zu durchbrechen ist von einem Nichtfranzosen. Die französische Gastfreiheit nimmt den Fremden auf, aber sie isolirt ihn auch zugleich wieder durch diese Aufnahme, indem sie ihn als einen gleichgültigen Stoff für sich bestehen läßt, während die englische und deutsche Gastfreundschaft, wenn sie sich einmal entschieden hat, sofort die humansten Vermittelungen des fremden und heimischen Charakters anknüpft. Diese Gutmüthigkeit, den Fremden heimisch einzuspinnen, haben Deutsche in England, und Franzosen in Deutschland wohl hinlänglich erfahren, wie viel Fremde aber wohl das Gleiche in Frankreich? In Paris wird diese nationale Absperrung gegen die Fremden noch bestimmter durch den Mangel des Familienlebens, das hier nicht die Weichheit und Elasticität besitzt, um vermittelnd wirken zu können. In der französischen Provinz erscheint mit dem Familienleben zugleich auch die Gastfreundschaft lebendiger ausgebildet, obwohl hier wieder die Vorurtheile gegen gewisse fremde Nationalitäten noch

ziemlich schneidend in den Weg treten. Namentlich sind im südlichen Frankreich noch die Engländer von aller Antipathie alter Zeiten bedroht, was sich in Paris durch Gewohnheit und Mode so sehr ausgeglichen hat. Man sieht auch diese von so vielen lächerlichen Vorurtheilen verfolgten Söhne Englands hier im französischen Süden in bei weitem geringern Massen als anderswo, obwohl ich in Nismes, wo es Antiquitäten zu durchforschen gibt, schon wieder mehreren begegnet bin, und zwar recht lieben und feingebildeten Leuten. Ich wagte auch Herrn Laurent und Herrn l'Allemand, die sich mit einem wahren Fanatismus gegen die Engländer äußerten, meine Vorliebe für diese Nation zu bekennen, was augenblicklich den beunruhigendsten Eindruck auf die ganze Tischgesellschaft hervorbrachte. Madame Laurent rümpfte ihre sonst so wohlwollende Nase, und schoß mir einen fürchterlichen Blick zu, von dem ich in allen meinen Nerven erbebte, denn dieser Blick drückte den schrecklichen Argwohn aus, daß ich wohl am Ende selbst ein Engländer wäre? Die beiden Alten sahen sich aber eine ganze Weile lang schweigend an, und nickten sich dann, als hätte sie Jemand zugleich angestoßen, beide auf Einmal so bedeutungsvoll mit den Köpfen zu, daß ich wohl sah, sie hatten beide schon längst den schwarzen Gedanken gehegt,

ich möchte wohl ein Engländer seyn, und hätte mich nur fälschlich für einen so ganz harmlosen und unschuldigen Deutschen ausgegeben. Und Mademoiselle Adolphine ließ vor Schreck die Gabel, mit welcher sie eben ihr Stückchen Geflügel hatte zerlegen wollen, den kleinen Händen entgleiten, und sah mich hocherröthet mit so schönen flehenden Augen an, daß ich, wenn ich auch wirklich ein Engländer gewesen, doch Kreuz und Bein geschworen haben würde, ich sey keiner!

Ich hielt es für meine Pflicht, dem Tischgespräch eine beschwichtigende Wendung zu geben, und kam wie von selbst darauf, mein dankbares Behagen auszudrücken, daß ich mich hier an einem so gastfreundlichen Familientisch befand, eine Erquickung, die einem Reisenden in der französischen Provinz um so wohlthuender ist, als er in den Gasthäusern fast nie nach der Karte speisen kann, sondern immer an der so chaotisch durcheinanderbewegten Table d'hôte, die man wohl mit dem polnischen Reichstag vergleichen kann. Nichts Unausstehlicheres gibt es in der That als eine französische Table d'hôte, welche die anständige Gastlichkeit, die selbst in einem Wirthshause wenigstens den Schein aufrecht erhalten muß, so plump verletzt. Nicht nur werden alle Speisen des ganzen Diners auf Einmal aufgesetzt, ohne vor-

gelegt oder auf irgend eine bequeme Art zugänglich gemacht zu werden, sondern die Tischgesellschaft bleibt auch in dieser Anarchie der aufgestellten Gerichte lediglich sich selbst überlassen, indem die umherstehende Bedienung die lässigste und unbequemste von der Welt ist. An der langen und unabsehbaren Tafel befindet sich jeder Einzelne in der unangenehmen Verlegenheit, daß er eine völlige Jagd auf die überall umhergestreuten Schüsseln machen muß. Dadurch entsteht eine unanständige Hast, ein tumultuarisches Umhergreifen nach den Speisen und während Einige im Ueberfluß schwelgen, müssen andere, die, von der Quelle entfernt, nicht die erforderliche Unverschämtheit ausüben, darben oder in der unordentlichsten Art von dem zufällig ihnen Zukommenden oder Uebriggebliebenen ihr Diner bestreiten. Man hat daher an einer französischen Table d'hôte, immer Ursache, gute Tischnachbarschaft zu halten, und dieser Eigennutz ist auch fast das einzige Band des Wohlwollens, welches eine französische Gesellschaft an einem öffentlichen Ort lebhafter mit einander verknüpft. Die Bekanntschaft mit dem Nachbar entspinnt sich gewöhnlich durch die Gefälligkeit, die man sich gegenseitig durch Weineinschenken erweist, indem in der Regel für zwei Personen eine Flasche aufgestellt wird. Der Eine reicht dann

dem Andern, wessen er gerade habhaft werden kann, und so muß man sich einen förmlichen Operationsplan bilden, um immer am rechten Ort angreifen, sich vertheidigen und den vollkommensten Sieg für seinen Magen erkämpfen zu können. In der größten Verlegenheit befinden sich in der Regel die Engländer an einer französischen Table d'hôte. Nichts ist ihnen recht und bequem in diesem ungastlichen Chaos, und wenn sie alle ihre heimischen Gewohnheiten hier vermissen, so verhindert sie noch dazu die eigenthümliche Scheu, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, daß sie ihre Rechte, die in diesem Fall nur durch ein geschicktes Manöuvre errungen werden können, wahrnehmen.

An der gestrigen Table d'Hôte saß eine schöne weiße Engländerin zwischen zwei schwarzen Priestern, die in ihrem Ordenskleid einen wunderlichen Eindruck an einer buntgemischten Wirthshaustafel machten, woran man sich in dem priesterbesäeten Süd-Frankreich bald gewöhnt. Die verstockte Unhöflichkeit dieser geistlichen Herren im gewöhnlichen menschlichen Lebensverkehr übersteigt aber oft alle Gränzen. Die Lady saß in der Mitte der beiden Propheten so hülflos und verzagt da, ohne daß ihr irgend Etwas angeboten oder dargereicht worden wäre, und gerieth über diesen Mangel an Aufmerksamkeit

endlich in eine ſolche Miſſtimmung, daß ſie auch die höflichen Darreichungen ihrer gegenüberſitzenden Nachbarn zurückwies, und, mit einer ſtolzen Bewegung aufſtehend, den Saal verließ, während die beiden geiſtlichen Beiſtände in aller Seelenruhe fortfuhren, in den irdiſchen Freuden der Tafel das Unglaublichſte zu leiſten. Dieſer Vorfall ſtörte auch nicht im Geringſten die übrigen Gäſte, die ihn gar nicht beachteten, wie man denn überhaupt bei ſolchen Gelegenheiten häufig bemerkt, daß bei den Franzoſen das ſo ſehr ausgebildete Schicklichkeitsgefühl, das dem Andern niemals durch eine Beachtung zu unrechter Zeit zu nahe tritt, doch im Grunde nur in einer egoiſtiſchen Intereſſeloſigkeit für den Nächſten wurzelt. Dagegen entſpringt umgekehrt bei Engländern und Deutſchen ein täppiſches Dareingreifen oft aus dem gemüthlichen Drang des Herzens, dem Andern etwas zu werden, und es iſt eine verhüllte Nächſtenliebe, die ungeſchickt ihren Schleier lüftet, was bei den Franzoſen eine offen ſich gehen laſſende Selbſtliebe iſt.

Ich war eben im Begriff, mich bei der Familie Laurent ſowohl wie bei meinem Freund Monſieur l'Allemand wieder recht hineinzureiten, denn wenn ich auch dieſe Aeuſſerungen möglichſt glimpflich ausdrükte, ſo geriethen ſie doch ſehr bald wieder

auf die Spitze hin, namentlich die engliſche Perſönlichkeit gegen die franzöſiſche, von der ſie ſo häufig blokirt wird, in Schutz zu nehmen. Und ich habe in der That nie begreifen können, warum die Perſönlichkeit der Engländer ſo vorzugsweiſe dazu geeignet wäre, der Lächerlichkeit und der Antipathie aller Welt preisgegeben zu werden. Betrachtet man den Franzoſen, wie er ſich auf Reiſen und in der Fremde zeigt, ſo hat er wahrlich, was das Geſchick anbetrifft ſich in fremde Verhältniſſe zu fügen, wenig vor dem Engländer voraus. Vielmehr ſpringt die Unfähigkeit des Franzoſen, irgend eine fremde Sprache geläufig zu ſprechen, bei weitem greller in die Augen, als bei den Engländern, unter denen man jetzt ſehr vielen begegnet, die gut Franzöſiſch und Deutſch ſprechen. Die Engländer haben in dieſer Hinſicht in der letzten Zeit außerordentliche Fortſchritte zu einer allgemeineren Weltbildung gemacht, und die lächerlichen Eigenthümlichkeiten, mit denen man ſie noch immer in Romanen und Reiſebeſchreibungen figuriren läßt, ſind zum großen Theil veraltete Traditionen, oder eigenſinnig verhärtete Vorurtheile. Ihr Aufzug auf Reiſen iſt oft ridicül, aber der eines Franzoſen iſt es nicht minder. Bei Tage ſitzt der Franzoſe vollkommen en parure auf dem Reiſewagen, wie unbequem ihm

auch der modiſche Hut falle, er wird ſich nicht entſchließen können, ihn mit der Reiſemütze zu vertauſchen, noch verdeckt er gern den eleganten Oberrock, aus dem die zierliche Manſchette hervorſieht, mit einem Mantel. Sobald dagegen die Nacht einbricht, umwickelt ſich jeder Franzoſe wie inſtinktmäßig ſeinen Kopf mit dem bunten Schnupftuch, indem er den Hut vor ſich zwiſchen die Kniee nimmt. Dieß halb lächerliche halb eckelhafte Schauſpiel wiederholt jeden Abend jede franzöſiſche Reiſegeſellſchaft, denn der vornehmſte wie der gemeinſte Franzoſe hat dieß ſeltſame Bedürfniß, ſich ſein Schnupftuch turbanmäßig um den Kopf zu ſchlingen, was doch mindeſtens denſelben Effect macht, wie die Schlapp-Pantoffeln eines reiſenden Mylord, oder die rieſengroßen Albums einer bebrillten blondlockigen Lady. Die Abgeſchloſſenheit und Unzugänglichkeit des Franzoſen auf Reiſen iſt aber noch bei weitem größer, als die des Engländers. Der reiſende Franzoſe erſcheint überall als ein ſtarres und ſchroffes Element, wenigſtens wo man ihm auf franzöſiſchem Boden begegnet, und im Auslande, wo er in der Regel geſchmeidiger wird, zeigt er ſich nur ſeltener, denn die Franzoſen ſind unter allen die am wenigſten reiſeluſtige und am meiſten heimathgetreue Nation. Dagegen iſt ein Engländer viel leichter aus ſeiner

Abgeschlossenheit herauszubringen. Der dem englischen Charakter durchweg eigenthümliche Humor, welcher so innig mit dem Gemüth zusammenhängt, mischt sich bei ihm bald in jedes Verhältniß ein und erzeugt mildere und wärmere Uebergänge. Dieser Humor des Gemüths fehlt dem Franzosen gänzlich, dafür hat er die blitzende Laune des Verstandes und das Bonmot des Augenblicks, das ihm jederzeit gehorcht, und, wenn er will, immer heiter vermittelt, aber niemals tiefer verbindet. —

Ich verschluckte alle diese Betrachtungen, welche sich mir jetzt aufdrängten, mit so unbefangener Miene als es nur immer gehen wollte. Und wenn ich Grund hatte, die Empfindlichkeit, welche in jedem deutschen Reisenden in Frankreich zu Zeiten aufgereizt wird gegen den französischen Charakter, zu vergessen, so war es vor diesem lieblichen Bilde einer südfranzösischen Häuslichkeit, die einen Fremden und Unbekannten so wohlwollend an ihren Herd genöthigt hatte. Das Gespräch kam jetzt auf andere Dinge und Herr Laurent erzählte von den vielen armen Seidenarbeitern, deren sich gegenwärtig auch in Nismes eine große Anzahl befindet. Ueberhaupt gibt es hier, in diesem gewerbsamen Theil Frankreichs, eine Menge von Fabrikanten, deren Nahrungslosigkeit aber wenigstens in Nismes nicht

dieſelben Symptome der zerfallenden Geſellſchaft wiederholt, wie man es noch vor Kurzem bei den Arbeiterklaſſen in Lyon und an andern Orten der Welt geſehen. Unter den Arbeitern von Nismes gab es aber von jeher viele Deutſche und wahrſcheinlich hat dies leichter zu befriedigende Naturell dazu beigetragen, daß die Armen von Nismes mit ſo vieler Ruhe und Geduld hungern, wie ihnen hier allgemein nachgerühmt wird. Die Deutſchen bewähren alſo überall, daß ſie einen guten Magen haben, und das Talent, Alles zu verdauen, erſtreckt ſich bei ihnen ſogar auf das, was ſie nicht zu genießen bekommen. —

Schon dämmerte der Abend in das idylliſche Stübchen hinein, und wir plauderten noch am Mittagstiſch, an den uns die freundſelige Bewirthung ſo lange gefeſſelt hatte. Nach einem Gang durch den kleinen Garten, der in muſterhafter Ordnung blühte, und die berühmte Gartenkunſt der Nismer auch in ſeinem beſchränkten Maßſtab verherrlichte, nahm ich endlich meinen Abſchied von der Familie Laurent und unſerm Freund Monſieur L'Allemand, welcher während der ganzen Unterhaltung wenigſtens ſechsmal mit Citation aus Cäſar's bellum gallicum angeſetzt hatte, um uns Aufſchlüſſe über den Zuſtand des alten Galliens zu geben, ſie aber im Hinblick

auf den alten Laurent jedesmal mit einem wehmüthigen Lächeln, das großen Seelen so wohl steht, unterdrückt hatte. Herr und Madame Laurent entließen mich mit der würdigen Herzlichkeit, die bis auf den letzten Augenblick ausgedauert, und welche ein wenig Selbstgefälligkeit über die Gastfreundschaft, die sie gegen einen Fremden ausgeübt, nicht verhehlte. Monsieur L'Allemand aber ließ es sich nicht nehmen, mich bis vor mein Haus zu begleiten, weil er meinte, ich könnte mich, der Straßen unkundig, auf dem Wege durch die Stadt verirren. So schied ich denn von diesen guten Menschen, den französischen Provinzialcharakter segnend, und denke noch oft an diesen Mittag zurück, wo die wohlwollenden Beziehungen eines freundlichen Kleinlebens, die einfachsten menschlichen Berührungen, alle Nationalverschiedenheit inniger vermittelten, als es allen Anstrengungen der Weltliteraturfreunde bisher gelungen ist. —

3. Das Hospital von Nismes und die barmherzigen Schwestern.

Das Hospital in Nismes, welches zugleich zum Findelhause wie zum Irrenhause dient, ist ein sehr freundliches und ziemlich geräumiges Gebäude, das an dem Boulevard liegt. Es athmet in seiner innern Einrichtung den Geist der Ordnung und Sauberkeit, welcher alle französische Anstalten dieser Art in der Regel auszeichnet und besonders durch ihre milden Verwalterinnen, die barmherzigen Schwestern, so bewundernswürdig vertreten wird. Die Abtheilungen dieses Hospitals, zu dessen Besuch ich eine müßige Stunde verwendete, sind alle nach einem musterhaften Plan angeordnet, und nur die Art, mit welcher die Irren hier in kleinen abgesonderten Verschlägen, die wie Käfige aussehen, gehalten werden, machte in mir die lebhafteste Mißbilligung rege. Selbst

wenn diese Art der Einsperrung nur bei unheilbaren Kranken, bei denen also der Wahnsinn durch die Einwirkung des Gefängnisses nicht mehr verschlimmert werden kann, angewendet wird, so bleibt sie doch immer zu tadeln, da sie die Krankheit wie ein Verbrechen behandelt, und das, was menschliches Leiden ist, und als solches noch seine heilige Würde hat, in eine thierische Buße verwandelt. Das kleine mit Eisen vergitterte Loch, welches die Fensteröffnung eines solchen Käfigs bildet, ist kaum so groß, um den Kopf hindurchzustecken, und gibt zugleich die einzige Oeffnung ab, durch welche den armen Gefangenen etwas Licht und Luft zuströmt. In einem dieser Kerker sah ich ein schönes junges Mädchen, vielleicht kaum vierzehn Jahr alt, die tief in sich versunken auf ihrem Strohlager dasaß. Ein weißes halb heruntergestreiftes Kleid verhüllte theils, theils auch entblößte es den feinsten jungfräulichen Körper, der jedoch schon von den Wirkungen der Krankheit zu vergelben und abzumagern begonnen. Das schwarze Haar hieng ihr in den langen aufgelösten Flechten bis zu den Knieen herab, und sie hielt ihre kleinen Hände darin eingewickelt. Einen Fuß über den andern geschlagen, das Köpfchen auf die Brust gesenkt, saß sie so bewegungslos da, wie ein Gebilde von Stein, und doch war es eben die Geschichte

ihres Unglücks, daß sie nicht von Stein gewesen, sondern ein zu früh entbranntes Feuer, an dem ihr ganzes Leben hingeschmolzen war, in sich genährt hatte. Dies so junge Kind, aus Nismes gebürtig, hatte eine leidenschaftliche Liebe zu einem älteren verheiratheten Mann gefaßt, die sie in unüberlegten Handlungen an den Tag gelegt, und nachdem sie dafür gemißhandelt und grausam gehöhnt worden, ward ihr Verstand an sich selbst irre, und gab sich an die dunkle Nacht gefangen, die statt des Grabes ihre Sinne in Vergessenheit wiegte. Ihre frühe Liebe war wie im Frühlingsgewitter gewesen, das mit Donner und Blitz die kaum aufgekeimten Saaten zerschlagen hatte. Eine Flamme des Himmels, in einem noch unreifen Herzen geboren, und auf einen Altar gestellt, der zu klein war, um sie zu fassen, hatte, statt zu erleuchten, die Finsterniß in allem ihrem dämonischen Wesen geweckt. Melanie war die Schlimmste unter allen Wahnsinnigen des Hospitals, wie der alte Führer, der uns sonst alle unter seiner Aufsicht befindlichen Irren als etwas Spaßhaftes und Lächerliches vorstellte, mit einer gewissen Gereiztheit gegen sie berichtete. Sie hatte Stunden, in denen die zügelloseste Wuth sie befiel, und dann schien in ihr der Zorn über eine so schnöde Lebenszertrümmerung sein volles Recht auszuüben,

der Zorn einer vom Schickſal verfluchten Jugend, die kindiſch tändelnd ſich den Stachel des Verderbens ins Herz gedrückt hatte. Jetzt aber ſahen wir ſie in jener ſtarren und entgeiſterten Ruhe, die, einem Bilde aus einer andern Welt gleich, ebenſo viel Schauerliches als Ehrwürdiges hatte, aber es war nur die äußere Kälte des Todes ohne ſeinen innern Frieden

Die barmherzigen Schweſtern, welche das Haus beſorgen, und auch hier den edelſten Beruf der Weiblichkeit mit ſolcher Heiterkeit, Grazie und Geſchicklichkeit ausüben, ſind überall in der Welt, wo man auf ſie trifft, und wo begegnete man nicht den milden Schweſtern von St. Charles, eine wohlthuende und bewundernswürdige Erſcheinung. Dieſer Orden, deſſen Stiftung dem praktiſchen Naturell Frankreichs ewig Ehre machen wird, iſt nicht bloß ein Inſtitut, das die Frömmigkeit geſchaffen, ſondern die moderne Geſchichte ſelbſt ſcheint ſich dieſe Wundenpflegerinnen der Menſchheit als ein nothwendiges Element hervorgerufen zu haben. Wie in der phyſiſchen Welt kein Uebel entſteht, gegen das nicht auch die entſprechende Heilkraft in der Natur ſelbſt ſich finden ließe, ſey es in der Pflanze, im Mineral, in der Luft oder im Waſſer, ſo bringt auch in der Geſchichte, nach demſelben natürlichen Geſetz,

jede Epoche mit den neuen Formen der Erkrankung zugleich noch nicht dageweſene Formen des Heils und der Labſal hervor. Die barbariſche Kriegführung in der neueren Geſchichte ſeit Anwendung der Pulvergeſchütze hatte in Epochen, wo alle geſchichtliche Entwickelung Krieg war, neue Arten der Verwundung und Verwüſtung geſchaffen, und neue Arten der Pflege und der Barmherzigkeit nöthig gemacht. Die Klöſter konnten die Pflichten der chriſtlichen Barmherzigkeit nur beſchränkt und einſeitig ausüben, beſonders ſeitdem ſie, in den aus der Reformation entſtandenen Religionskriegen, ſelbſt zu Parteien geworden waren. Und die Religionskriege, unter dieſen der dreißigjährige, hatten die größten Erſchütterungen in den moraliſchen und körperlichen Zuſtand der Menſchheit gebracht, und eben ſo viele Qualen, Wunden, Verſtümmelungen, Krankheiten und Entbehrungen über den Einzelnen wie über das Ganze verhängt. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erhob ſich auch zuerſt der Orden der barmherzigen Schweſtern, von dem Wohlthäter ſeines Jahrhunderts, dem heiligen Vincenz von Paula, in dem vom Kriege zerfleiſchten Lothringen aufgerufen, und in dem Hoſpital von St. Charles in Nancy, unter dem frommen Prämonſtratenſer-Abt Epiphanius Louys, ſein erſtes Leben entfaltend.

Die kranke und leidende Menschheit bedurfte eines Instituts, das, im Geiste der reinsten göttlichen Barmherzigkeit darüberstehend über alle Formen, Parteien, Rücksichten und Gewohnheiten des irdischen Lebens, die Armen und Kranken pflegen und heilen wollte, weil sie arm und krank waren, und aus sonst keinem Titel und Verdienst. Es war die wohlthätige Natur der Weiblichkeit selbst, die sich zum frommen Gnadendienst für die Welt constituirte und in einen Orden zusammentrat, welcher die Milde und den Segen des weiblichen Geistes ausströmen sollte über die ganze Erde, in einer Mission des Heils, das sich wie ein irdisches Himmelreich Jedem, der da kommen würde anzuklopfen, aufschließen sollte. Daher die Allbeweglichkeit dieses Ordens der barmherzigen Schwestern, der pflegespendend fast nach allen Welttheilen gewandert und unter allen Zonen sich niedergelassen, um den in ihm praktisch gewordenen Geist des ächten Christenthums aller Welt durch die That zu offenbaren. Merkwürdig ist es, daß die französische Revolution in dem Grade, in welchem sie sich vom Christenthum abwandte, auch ihren Sinn verwildern ließ für dieß Institut des menschlichen Erbarmens und den Orden aus dem Lande vertrieb, während zu dieser Zeit die französischen Hospitäler das Bild der entsetzlichsten

Anarchie darboten, und in Hände geriethen, welche mit der armen Krankheit den Wucher der Habſucht trieben, und die Leidenden plünderten ſelbſt um die Gabe, die ihnen helfen ſollte. Nachdem die Revolution ſich in der Perſon Napoleons zugeſpitzt und organiſirt hatte, fand ſich durch die geſunden Auswege, welche die militäriſche Thatkraft eröffnete, auch das humane Bedürfniß nach Milde und Barmherzigkeit wieder ein. Mitten im Getümmel ſeiner Schlachten, im Anblick der Wunden ſeiner Krieger, gedachte Napoleon der barmherzigen Schweſtern, die nun bald in Frankreich wieder hergeſtellt wurden, und ſich von hier aus mit erneuter Energie über alle Theile der Welt verbreiteten. Dieſe Energie ihrer Ausbreitung verdient in der That die größte Bewunderung. Haben ſie doch in der neueſten Zeit ſelbſt im Morgenlande und in Afrika zu wirken geſucht, und in Conſtantinopel eine Mädchenſchule geſtiftet. Die unermüdlichen Anſtrengungen dieſes Ordens erſcheinen bei der Freiwilligkeit und Auflösbarkeit ſeiner Gelübde in einem um ſo glorreicheren Lichte, und können nicht im entfernteſten von dem Verdacht des Eigennutzes betroffen werden, da der Orden faſt nur aus dem eingebrachten Vermögen ſeiner Mitglieder, die in der Regel aus guten und wohlhabenden Familien ſind, ſeine Wirkungen

bestreitet. Man trifft unter den barmherzigen Schwestern viele sehr gebildete und unterrichtete an, vornämlich aber hat der Orden sich von jeher durch die geschicktesten Apothekerinnen ausgezeichnet. Ein frisches und körniges Element bewahrt er sich auch durch die Jugendlichkeit seiner Mitglieder, die bei ihrer Aufnahme nicht über vierundzwanzig Jahr alt seyn dürfen, und Jungfrauen seyn müssen, da Wittwen und geschiedenen Frauen der Eintritt in den Orden versagt ist.

An der durchdringenden Gewalt, mit welcher sich die barmherzigen Schwestern in der ganzen Welt ei[illegible]isten verstanden, können nur die Jesuiten mit ihnen verglichen werden. Diese beiden Ausstrahlungen des Katholicismus, die barmherzigen Schwestern und die Jesuiten, die man seit Jahrhunderten überall und in dem entlegensten Erdwinkel findet, haben im entgegengesetzten Sinne für die Verweltlichung der katholischen Kirche gewirkt. Die Schwestern-Propaganda des heiligen Vincenz, die mit dem Balsam des christlichen Wohlthuns ausgeschickt, um den werkthätigen Geist der Kirche zu verbreiten, trägt durch ihr positives Wirken ebenso sehr zur Auflösung des Katholicismus bei, wie die Propaganda des heiligen Ignaz durch ihr negatives. Die krankenpflegenden Schwestern haben durch das

Princip der Barmherzigkeit, das einen über alle confessionellen Formen der Kirche erhabenen Standpunkt begründet, ein freies, weltliches und protestantisches Element in den Katholicismus gebracht, und die Jesuiten ein revolutionäres durch das weltliche Eroberungs-System, durch das sie den reißenden Strom der Geschichte in die Kirche hineingeleitet haben. Beide Orden, die barmherzigen Schwestern und die Jesuiten, sind Zugeständnisse an das Weltleben der Geschichte, welche der Katholicismus gemacht hat, aber indem er durch diese Propaganda der Weltbeglückung, die er aussandte, die Gränzen seines Reiches zu erweitern und zu sichern trachtete, hat er sich nur in seinen eigenen Schlingen gefangen.

1. Reise nach Montpellier.

Es ist wahr, an der französischen Provinz muß man seine Freude haben, wenn man in den gemüthlichen und menschlichen Beziehungen des Daseyns ihren so kernhaften und unverdorbenen Zustand wahrnimmt, der wenigstens zum pariser Leben sich wie ein frischer Waldquell zu einem unermeßlichen Sumpf verhält. Aber mit dieser Unschuld des provinziellen Frankreichs verbindet sich zugleich eine große Philisterhaftigkeit, die commerzielle Richtung herrscht überall vor, und die Göttin Poesie hat dies schöne Land verlassen, in dem sie vor Zeiten ihren romantischen Blumenthron, umringt von dem Hofstaat ihrer Troubadours, sich gebaut. Namentlich die herrliche Provence selbst ist nichts mehr als ein Kaufmannsland, und ihre schönen Straßen sind überfluthet von dem Geschlecht der reisenden Commis-

Voyageurs, von zahllosen Frachtwagen und den im Galopp dahinrasselnden Diligencen, die so vollgepfropft mit Menschen sind, als wäre auch der Mensch nur eine Waare. Mit der Oberherrschaft des Commerziellen hat sich zugleich die legitimistische und carlistische Richtung der heutigen französischen Provinz fest begründet. Die liberalen Bewegungen sind dem Handel ungünstig, insofern sie den sichern Grund und Boden, dessen der Kaufmann bedarf, immer von Neuem auflockern und untergraben, und so erklärt sich hier jedes gute Handlungshaus sofort für legitimistisch. Man beschäftigt sich überhaupt in der Provinz sehr wenig mit der Politik, und nur unter der studirenden Jugend auf den Provinzial-Universitäten verbreiten sich immer mehr liberale, jedoch großentheils republikanische Regungen. Der junge Mediciner von Montpellier ist ein gewaltiger Politikus, und in den Caffee's an der Esplanade sieht man ihn unter eifrigen Staatsgesprächen bei seiner Demi-Tasse sitzen, indem er dazu mit lebhaften Gebärden die eben aus der Hauptstadt anlangenden Zeitungen verschlingt.

Auf einer Berghöhe reizend gelegen, steht das stille Montpellier da, dieser Sitz der alten weltberühmten Schule der Medicin, welcher, durch ein sympathetisches Einverständniß der Natur mit der Wissenschaft,

merkwürdigerweise zugleich der Aufenthalt und Sitz der Gesundheit selbst ist, indem das Klima hier durch die wunderähnliche Heilkraft, welche ihm inwohnt, die Kunst der Aerzte von Montpellier ergänzt und berichtigt. Die Milde und Schönheit des hiesigen Klimas ist weltbekannt und es halten sich blos um deßwillen viele Kranke und Gesunde in Montpellier auf. Auf den Spaziergängen der Stadt, unter den Platanen der Esplanade, krächzt so mancher schwindsüchtige Fashionable an uns vorüber, der mit den Lebensfreuden von Paris fertig geworden und der Weisung seines Arztes nach Montpellier gefolgt ist, um in dieser herrlichen Luft, welche die beste Ecole de médecine ist, noch etwas Lebensbalsam zur Fristung einiger Jahre einzuathmen. Montpellier ist ganz und gar von Quellenfrische durchsäuselt und dies macht den hiesigen Aufenthalt so erquicklich und zu einem Verjüngungsbad für alle Sinne und Organe. Die vielen Wasser und Quellen, welche durch den großartigen Aquädukt des Wasserschlosses auf den Peyrou-Platz sich in die Stadt hinein verbreiten, mischen sich hier mit den Berglüften der Pyrenäen und den Hauchen des nahen Weltmeeres, und bereiten daraus eine duftige Gesundheitsessenz, die nicht nur an Heilwirkung sondern auch an Wohlfeilheit alle die berühmten Aerzte von Montpellier, welche sich

bekanntlich so ungeheuer bezahlen lassen, beschämt. Zuträglich für einen kranken Organismus ist auch die außerordentliche Beständigkeit des Wetters, die wenigstens den größeren Theil des Jahres hindurch unter diesem Himmelsstrich herrscht. Kaum überzieht sich der Horizont einmal mit leisen dunkeln Wolken, die etwas Naß herunterthauen, bald aber wieder verschwinden, und dies ist, die zu Zeiten herrschenden heftigen Winde abgerechnet, fast die einzige üble Witterung zu der es das Klima von Montpellier bringt. Dazu kommt die prächtige Südvegetation welche hier im Languedoc schon so labend uns umgibt, Oelbaumpflanzungen, Maulbeerbäume, gewürzige Gesträuche und Kräuter. Eine Fülle von Südfrüchten, die schönsten Weine für den allerniedrigsten Preis, die Leckerbissen des Meeres und der Wälder, die gewöhnlichsten wie die seltensten Lebensmittel, Alles strömt hier den Einwohnern im Ueberfluß zu, und kann bei seiner beispiellosen Wohlfeilheit selbst von den Aermsten genossen werden, die hier mehr als irgendwo in der Welt an den Genüssen der Reichen Theil haben. Dies verbreitet dann eine heitere und wohlbehagliche Lebensstimmung durch die ganze Stadt, die ebenso gewerbsam bewegt wie zu aller Lust des Daseyns aufgelegt sich zeigt. So kann es allerdings kaum einen geeigneteren Ort

geben, um angenehm zu ſterben, als dies Montpellier, das den müden Leib noch einmal in alles phyſiſche Naturbehagen einwiegt und ihm in den Kelch des Todes den letzten ſüßen Balſam der Exiſtenz träufelt, nämlich das Wonnegefühl, ſich mit den letzten Kräften anzuſaugen an die ſtärkenden Elemente des Univerſums und dann an dieſem Urlabſal hinſchwindelnd ſelig in die Natur hinein zu vergehen. Dieſen ſanften Tod haben hier ſo Viele erlangt, die aus weiter Ferne hergezogen kamen, um in dieſem traulichen Sterbewinkel der Natur, aus dem die Wiſſenſchaft eine Ecole de médecine gemacht, die Heilung zu finden, die in einem Grabe von der Erde Montpelliers am beſten zu finden iſt. Und ſo ſtößt man hier auf Gräber aller Nationen, die im Tode geſchaart eine ſtille Völkerharmonie darſtellen, einen Gottesſtaat, deſſen ewigen Frieden die Geſchichte bisher nur auf Kirchhöfen errungen hat und der die letzte menſchliche Vollendung der hiſtoriſchen Individualität iſt.

Der ſchönſte Platz in Montpellier iſt der Place Peyrou, von dem aus wir zum erſten Mal mit unſern Blicken das einſt ſo herrliche, jetzt ſo unglückliche Spanien begrüßten. Bei heiterem Himmel reicht das Auge von dieſem Standort aus bis zu den Schneeſpitzen der Pyrenäen, die in klaren

Gruppen am Horizont schimmern, während man zugleich die tiefdunkeln wogenden Streifen des Mittelmeeres, mit seinen ziehenden Masten, gewahrt. Der Platz Peyrou, mit seinen herrlichen Platanengängen und dem großen Wasserschloß auf seinem Hügel, welches durch das in seinem Innern befindliche Bassin den Mittelpunkt der in unabsehbare Bogenreihen sich hinziehenden Wasserleitung bildet, umringt von einem langen Gelände der schönsten Gärten, Pflanzungen und Landhäuser, mit steinernen Ruhesitzen, die im Schatten der Bäume traulich einladen, dieser Platz ist gewiß durch Natur und Anlage einer der reizendsten, die man kennt, und das gute Völkchen von Montpellier benutzt ihn auch häufig zum Spazierengehen, denn immer tummelt sich hier fröhliche Gesellschaft aus allen Ständen umher. Die Reiterstatue Ludwigs XIV., welche auf diesem Platz steht, fand ich jedesmal von einer Schaar von Landleuten umringt, welche den Gott der alten Legitimität mit offenem Munde bewunderten. Dies vielgerühmte Kunstwerk, das von Pitot herrührt, machte nicht gerade den befriedigendsten Eindruck auf mich, weil ihm alle Einheit und Harmonie gebricht. Man hat besonders das galoppirende Pferd bewundert, das auf zwei Füßen steht und auf diesen das ganze Werk trägt, aber dies Pferd ist so wenig

edel gehalten, daß man es nur für ein Bauernpferd ansehen kann, und dies erklärt mir einigermaßen die Sympathie, welche die in die Stadt kommenden Bauern davor an den Tag legen. Der König an sich ist schön gestaltet, aber es zeigt sich ein offenbares Mißverhältniß zwischen dem Reiter und seinem Roß. Er scheint durchaus nicht zu reiten, sondern er verharrt in einer ruhigen triumphirenden Stellung die allerdings schön ist, aber es will diese ruhige gerade Lage nicht zu dem galoppirenden Pferde sich schicken. Man geräth auf seltsame Gedanken bei dieser prahlerischen Sicherheit des Ancien-Regime auf dem galoppirenden Roß, das auf zwei Füßen die alte Herrlichkeit so gutmüthig trägt, welche das galoppirende Roß der Zeit längst aus dem Sattel gehoben.

Nicht weit vom Platze Peyrou liegt die hohe Schule der Medicin, ein herrliches Gebäude, das sich durch einen seltsamen hohen Thurm schon aus der Ferne bemerklich macht. Im Innern bemerkt man zuerst mit Wohlgefallen die schönen mit Bäumen besetzten Höfe, mit ihren steinernen Ruhebänken. Der Hörsal des anatomischen Theaters, ein kunstvoll gebautes Amphitheater von den edelsten und heitersten Verhältnissen, ist ein Meisterwerk der Architektur. Der Herr Professor sitzt auf einem alten

römischen Stuhl, einer sella curulis, welchen man bei den Ausgrabungen in Nismes gefunden und der hier zur Zierde der Schule erstanden worden. Die weltberühmten anatomischen Wachspräparate auf dem Museum dieser hohen Schule erregen selbst die Bewunderung des Laien, für den sie, als künstlerische Abdrücke der Natur, um so mehr Lehrreiches darbieten, als sie aus einem Gegenstand des Ekels gewissermaßen eine Geschmackssache machen, und dadurch zur feineren Erkenntniß der Natur führen, indem sie auffordern, die Kunstmäßigkeit der Arbeit in allen Nuancen der Nachbildung zu verfolgen. Auch der botanische Garten, der Urgroßvater aller botanischen Gärten in Europa, wurde durchstreift. Hier soll die Tochter Young's des Dichters der Nachtgedanken, die schöne Narcisse, welche in Montpellier in jungen Jahren verstarb, unter den blühenden Pflanzungen ein Begräbniß gefunden haben, das die barbarigen Priester von Montpellier der Protestantin auf dem Kirchhof verweigerten; was in einer Stadt nicht auffallen kann, welche in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den evangelischen Prediger Desubac wie einen Verbrecher hinrichtete, und kein anderes Verbrechen an ihm wußte, als daß er ein protestantischer Geistlicher war. Aber das Grab der protestantischen Dichtertochter,

welches der freisinnige botanische Garten von Montpellier gewissermaßen als ein exotisches Gewächs unter seine Pflanzungen aufnahm, ist heutzutage nicht mehr zu finden, und die Asche des jungen Mädchens hat sich längst mit der andern Blumenerde vermischt, und wächst vielleicht in den vielen Lilien fort, deren dieser Garten eine so große Fülle hat.

Die Zahl der Studirenden auf der Ecole de Médecine beträgt zwischen sechs- und siebenhundert, die in der Stadt bei den Bürgern wohnen, und das Meiste zur Lebendigkeit des Verkehrs beitragen. Die Regel, nach der sie auf der Hochschule gehalten werden, hat viel mit den österreichischen Universitäten gemein. So müssen sie nach jedem Semester über die gehörten Vorlesungen ihre Prüfung bestehen, und sind überhaupt sehr schülerhaft disciplinirt. Dafür entschädigt sich dann der Student von Montpellier durch sein Auftreten in der Stadt und unter den Einwohnern, wo er sich als wahrer Mann zeigt, und in jeder Hinsicht den glorreichen Helden des Tages spielt. Auch er ist, so gut wie der pariser Student, in der Regel für die Dauer seiner Studienzeit verheirathet, und hat seine Grisette, mit der er zusammen wirthschaftet, und die ihm Pflege, Vergnügen und Unterhaltung gewährt. —

Ich war in dem großartigen Hotel du Midi abgestiegen, einer ungeheuern Anstalt, welche vielleicht die größte und glänzendste dieser Art in ganz Frankreich ist, und an das sich eine hübsche Geschichte knüpft, die mir hier erzählt wurde.

Vor einigen Jahren kehrte ein Engländer in diesem Gasthof ein und hatte das Unglück, bald nach seiner Ankunft gefährlich zu erkranken. Der Besitzer des Gasthofes will ihn ins Hospital schaffen lassen, weil es seinem Hause Schaden bringen könne, wenn Jemand darin stirbt, denn der arme Engländer ist bereits dem Tode nahe. Der ganz einsame und verlassene Fremde wäre übel daran gewesen, wenn nicht plötzlich in dem Garçon des Gasthofes, welcher ihn bediente, so viel Mitgefühl und Zuneigung für den Kranken entstanden wäre, daß er sich im Interresse desselben den beabsichtigten Maßregeln des Wirthes mit der größten Energie, und selbst mit Gewalt entgegenstellte. Der wackere Garçon erklärte heroisch, daß nur über seine Leiche der Weg zu den Zimmern des kranken Engländers gehe, und daß er Jeden, welcher den Leidenden in seiner Ruhe und Pflege zu stören käme, mit seiner Faust niederstrecken werde. Dies ist ein so seltenes Phänomen der französischen Bedienung, über deren Pietätslosigkeit man sich sonst in Frankreich so sehr zu beklagen hat, daß

Alle den für einen Engländer entflammten Garçon mit wahrer Verwunderung anstaunten. Indeß mit aller Verwunderung kann man die Sache doch nicht ändern und um kein Aufsehen entstehen zu lassen, entschließt man sich, den Kranken im Hause zu behalten, welcher unter der Pflege des treuen Garçons, und von den Aerzten Montpellier's für seine Guineen sorgsam behandelt, das Glück hat zu genesen. Bei seiner Abreise die Rechnung bezahlend, fragt er den Wirth mit ganz gelegentlicher Kaltblüthigkeit, ob er sein Hotel mit Allem, was darin sey, verkaufen wolle. Dieser bejahte es, der Engländer zahlt auf der Stelle den Kaufpreis und schenkte das Hotel dem trefflichen Diener, der ihm so hülfreich beigestanden, indem er ihm noch dazu eine bedeutende Summe zur Bewirthschaftung einhändigt. Dieser Garçon ist noch gegenwärtig der Besitzer dieses prächtigen Gasthauses, ein artiger, gewandter Mann, dem man an seinem menschenfreundlichen Wesen ansieht, daß es nicht bloß verabredete Geldspeculation gewesen, die ihm zum heldenmüthigen Beistand eines kranken Fremden gemacht. Vielmehr müssen wir annehmen, daß gerade diese Menschenfreundlichkeit, welche bei der in der Regel so erbitterten dienenden Klasse in Frankreich eine große Seltenheit ist, sich an dem getreuen Knecht belohnt

habe; sonst würde unsere Geschichte gar zu sehr der Nutzanwendung entbehren.

An der Wirthstafel wurde ich plötzlich durch die Erscheinung einer Berlinerin überrascht. Lange deutscher Leute ungewohnt, hörte ich auf Einmal ein „Na hören Sie mal!“ an mein Ohr tönen, und fühlte mich davon so sonderbar elektrisirt, als wäre ich von einem Zauberschlag berührt worden. Dieser in weite Fernen mich zurückversetzende Ton, welcher mich plötzlich mit allen Sandsteppen der Mark anheimelte, kam von einer hübschen jungen Dame, die mir am Tische gegenübersaß, und an der ich nun auch sogleich die Berlinerin herauserkannte, nicht nur an dem unläugbaren Stempel jener Worte, sondern an dem ganzen Zuschnitt des berlinischen Wesens, das, wie bloß schattirt und wenig hervorragend es auch scheinen mag, doch seine Spitzen hat, die es überall und unter allen Formen verrathen. Dieser Berlinismus besteht in dem scharfen Uebergewicht, welches das Gebildetseyn über die Freiheit des Naturells behauptet, das sich etwas peinlich innerhalb dieser Schranken der Bildung bewegt, und doch zugleich ebendarauf einen nicht besonders versteckten Stolz an den Tag legt. Und nun gar eine Berlinerin, welche den Mangel an Naturell durch alle Anmuth der Formen zu überkleiden

verſteht! Welch eine zierliche, bewußtvolle und geſchraubte Maſchinerie! Die raffinirteſte Franzöſin hat den Anſtrich eines einfachen Naturkindes gegen ſie. Eine Berlinerin iſt ein ſchönes kunſtvolles Uhrwerk, dem man die durchdachte Compoſition ſogleich anſieht, und das, wenn es mit dem rechten Schlüſſel aufgezogen wird, auch wohl ſüße und ſinnige Melodieen ſpielt, aber nur, wenn es dazu aufgeſchloſſen wird. Aus freiem Naturtrieb heraus, wie der Vogel, entwickelt ſie weder Klang noch Geſang, und wenn ihr das Herz überſchwellen möchte von Tönen, ſo bleibt ſie doch tonlos, wo das Gebildetſeyn und die geſellſchaftliche Rückſicht es erfordern. Dieſe Berlinerin an der Table d'Hôte in Montpellier war das Muſter einer Berlinerin. Alles war regelmäßig und hübſch an ihr, weiße Haut, lebendige und kluge Augen, wohlgeformte Geſtalt, anmuthige und ſichere Bewegungen. Ein harmoniſches Bild von lauter einzelnen ſchönen Theilen, die gut in Eintracht zu einander ausgebildet ſind, und doch keinen natürlichen Guß, keinen frei herausſprudelnden Born des Lebens, haben. Sie unterhielt ſich mit ihren Begleitern über den „ſonderbaren" Charakter, welche ihr an der Table d'Hôte zu herrſchen ſchien, und der in der allgemein beobachteten Stille beſtand, welche bei der Ungeſelligkeit der

Franzoſen an öffentlichen Orten immer vorzuwalten pflegt. Die Berlinerin fand die Leute hier alle ſo „ſchweigſam.“ Dies ſchöne Wort iſt auch in Berlin geboren, und hat bekanntlich einen ſehr berühmten Vater, den genialen Philologen Friedrich Auguſt Wolf, der es dem lateiniſchen taciturnus (taciturnus amnis bei Horaz) ſo ſinnreich und mit einem ſo deutſchthümlichen Gepräge nachgebildet hat, daß es ſogleich ein Lieblingswort, namentlich in Norddeutſchland, geworden. Wolf ſuchte auch Heilung hier im ſüdlichen Frankreich für ſeine kranke Bruſt, und fand den Tod in Marſeille, im Angeſicht des hohen Weltmeeres, deſſen Hauch ihn hatte neu erkräftigen ſollen. —

5. Lebensintereſſen der Provinz.

Ein Krämergeiſt, ein wucheriſcher Geſchäftsſinn, der von nichts Anderem weiß und ſpricht als von ſeiner Waare, mit der er handelt, beherrſcht jetzt in der That das ganze mittägliche Frankreich, in einem Grade, der den Reiſenden bei jedem Schritt, den er weiter in das Land hineinſetzt, immer trauriger und betroffener macht. Wie mit grauen Spinnegeweben überzieht der Kaufmannsgeiſt emſig und unverdroſſen aller Orten das ſchöne Land. Statt der früheren Minnehöfe haben die Südfranzoſen jetzt ihre Börſenplätze, ſtatt der Blumenſpiele ihre Tarife und Handelsbilancen, ſtatt der Poeſie ihre wichtigen Geſchäfte, in denen ſie ſich athemlos herumtummeln. Nur in einigen Städten des ſüdlichen Frankreichs hat man noch aus der ſchönen alten Zeit Spiele beibehalten, die jährlich gefeiert werden, z. B. die jeux du roi René in Beaucaire, einem

kleinen Ort an der Rhone, dem alten Urgenum. In der Bevölkerung sind die hervorstechenden Elemente die Kaufleute und die Pfaffen, welche beide um die Wette Geschäfte machen. Neben dem phantastisch aufgestutzten Handlungs-Commis streicht der schwarze Rock aller Orten durch das Land. Das neuermuthigte Pfaffenthum mehrt sich hier wie Sand am Meere, und tritt den Reisenden überall in den verschiedensten Anfügen in den Weg. Außerdem begegnet man noch am häufigsten dem harmloseren Geschlecht der Esel, die ich hier, namentlich in der Provence, in so großen Schaaren angetroffen habe wie nirgends.

Diese geistige Verarmung der Provinz ist nichts anders als die Folge des französischen Centralisations-Systems, welches der Provinz jede höhere individuelle Lebensbewegung raubt. Auf die Individualität der Provinzen wird in der Verwaltung gar keine Rücksicht genommen, sondern die verschiedensten Departements, mögen ihre natürlichen und volksthümlichen Grundlagen auch noch so entgegengesetzt seyn, werden alle nach einer und derselben Regel administrirt, und diese Regel, der sich Alles unterordnet, ist nichts als das Interesse der Hauptstadt. Die Provinz wird, was die Administration anbetrifft, durchaus nach einem absoluten und despotischen

Grundſatz behandelt und kann ſich gewiß nicht rühmen, daß ſie ſich conſtitutionell aus ſich ſelbſt ordnet und regiert, wie dies bereits in deutſchen Staaten nach einer bei weitem liberaleren Städteordnung geſchieht. Die Präfecten der Departements, die Unterpräfecten der Arrondiſſements, und die Maires der Gemeinden werden vom König ernannt, aber keineswegs um irgend eine ſelbſtſtändige Stellung einzunehmen oder die berechtigte Vertretung eines organiſchen Theiles, des Ganzen abzugeben. Die ſtädtiſchen Gemeinden hängen ebenſo ſklaviſch von dem Präfecten ihres Departements ab, als der Präfect wieder kein anderes Leben hat als das ihm das Miniſterium zu Paris gibt und zugeſteht, welches auf höchſter Stelle alle Verwaltungs-Angelegenheiten der Provinz, und gewiſſermaßen blindlings entſcheidet, indem es über Intereſſen zu beſtimmen hat, die ihm viel zu dürftig und fernliegend ſind, um ſich auch nur einen Augenblick lang über ihre etwaige Bedeutung zu beſinnen. Und wie ſollte auch ein Miniſterium in Paris, das mitten in den Brandungen des politiſchen Oceans beſtändig um ſein eigenes nothdürftiges Daſeyn zu kämpfen hat, Muße finden, ſich etwa in einen Brückenbau zu vertiefen, um den es ſich vielleicht in einer kleinen Commune der Ardennen handelt, und doch

kann dieſe Brücke eine Lebensfrage für eine ganze Bevölkerung ſeyn, ja es können ſich die allgemeinſten und wichtigſten Beziehungen daran knüpfen. Dennoch iſt bekannt, daß alle Intereſſen der Provinz nur dem hergebrachten Schlendrian der pariſer Bureaukratie verfallen. Die parlamentariſche Debatte von Paris verſchlingt alle übrige conſtitutionelle Freiheit des ganzen Landes, indem ſie ſich dabei den heuchleriſchen Anſchein gibt, dieſelbe zu vertreten. In der franzöſiſchen Staatsverwaltung hält ein Egoismus immer nur den andern Egoismus im Schach, und das daraus nothwendig hervorgehende Gleichgewicht iſt noch die beſte Garantie der Volksfreiheit, wenigſtens eine beſſere, als die Charte es iſt. Die Provinzen aber haben offenbar in der Entwickelung der allgemeinen Verfaſſungs-Verhältniſſe Frankreichs immer mehr an Recht und Selbſtſtändigkeit eingebüßt, und je conſtitutioneller ſich im Verlauf der Geſchichte das Parlament von Paris geſtaltet hat, deſto unfreier iſt der Geiſt und der Zuſtand der Provinzen geworden. In früherer Zeit griffen die Provinzen nicht bloß durch ihre Parlamente und Provinzialſtände, die ihnen eigen waren, ſondern auch überhaupt durch ihren Oppoſitionsgeiſt kräftig in die allgemeine Entwickelung der franzöſiſchen Verfaſſung ein, indem ſie die natürlichen Bundesgenoſſen der

pariſer Parlamente in deren Kämpfen gegen die Miniſterien waren. So ſchloß unter der Regierung Ludwigs XV. das Parlament von Paris die bekannte Conföderation mit den Parlamenten der Provinzen, und thürmte dadurch ein drohendes Bollwerk gegen die abſolute königliche Gewalt auf, die freilich damals noch Sieger blieb. Jetzt haben die Provinzen zwar ihren Oppoſitionsgeiſt gegen die Hauptſtadt, welche der Staat iſt, nicht fahren laſſen, aber jede ſelbſtſtändige politiſche Form, unter der ſie dieſelbe geltend machen könnten, iſt ihnen genommen. Ihre Repräſentanten, welche ſie nach Paris in die Kammern ſenden, ſind ſehr zweifelhafte Vertreter des Provinzialgeiſtes, und es iſt bekannt, durch welche Mittel die Miniſter auf die Wahlen in den Provinzen einzuwirken verſtehen, und wie man hier durch Geld und Dragoner Wunderkuren der conſtitutionellen Freiheit vollbringt. So iſt der Provinz faſt nichts übrig geblieben als die republikaniſche und legitimiſtiſche Emeute, in der ſie von Zeit zu Zeit noch politiſche Lebenszuckungen von ſich gibt. Außerdem hat ſie dem verzweiflungsvollen Genußleben der Hauptſtadt nichts als das: Bete und Arbeite! das ihr zugefallen, gegenüber zu ſtellen. Ihre Prieſter beten, ihre Kaufleute arbeiten, ihre Maſchienen

knarren, Alles hat einen Fabrikanſtrich, ſelbſt die Anſtalten ins Himmelreich zu kommen, in welcher Anwartſchaft aber die Provinz ohne Zweifel der Hauptſtadt einen Vorſprung abgewonnen hat, und leider den einzigen.

6. Suchen nach dem Meere.

Bei meiner Ankunft in Marseille war mein erster Gedanke das Meer, und mein erster Wunsch, es sogleich in seiner vollen Größe und Herrlichkeit zu finden, denn mich verlangte einmal wieder recht von Herzen nach diesem Element der Freiheit, das alle irdische Gränze frohlockend überwunden zu haben scheint, und in dem Luft und Aether, Gott und Geist uns mit den brausenden Urkräften der Schöpfung umwehen. Auf dem Wege nach Marseille hatte ich schon einen schönen großen Streifen des herrlichen Mittelmeeres erblickt, aber ich sehnte mich nach seiner Fülle, nach seinem Ganzen, nach seiner vollständigen Offenbarung im Donner und Blitz seiner Wogen, nach einem Gesammtbild seiner Schrecklichkeit und Lieblichkeit. Auf dem Meeresstreifen, den ich unterwegs mir gleichsam erhascht, hatte ich eine wunderschöne Insel gesehen. Aber wie wurde ich wieder

kleinlaut in meiner Freude, als ich erfuhr, daß das Schloß, welches auf dieser Insel steht, das Schloß If sey, das bekannte Staatsgefängniß, dessen schrecklicher Aufenthalt von allen Gefangenen, die hier früher geschmachtet haben, verflucht wurde, und in dem die letzten Seufzer, die darin erschallten, von Mirabeau kamen. Ein Gefängniß mitten in dem Element der Freiheit! Ein Kerker im Meere! Welch ein grausamer Gedanke! Ein Gefangener, der sich auf der Insel If befindet, muß auch zugleich alle Hoffnung aufgeben, daß es ihm gelingen könnte zu entfliehen, und diese Hoffnung sollte man wenigstens einem zeitlebens Eingekerkerten niemals rauben, denn wenn man auch nicht Gefängnisse erbauen soll mit der Absicht, die Gefangenen entrinnen zu lassen, so ist es doch unmenschlich, einen Kerker anzulegen, der den unrettbarsten Zustand der Einsamkeit und Abgeschnittenheit mit der lockenden Aussicht auf die ganze Freiheit des Alls vereinigt, einen Kerker, zu dessen Mauern Minute um Minute die Meereswellen heranbrausen aus ihrer weiten unbegränzten Ferne und an denen der Klang des Universums sich mit dem Jubelruf seiner Schrankenlosigkeit bricht.

Ich suchte das Meer, das große mittelländische Meer, und als ich in der Stadt war, wanderte ich sogleich nach dem Hafen, um dort das Meer zu

finden, nach dem mir die Sehnſucht ſo heftig im Buſen ſchlug, als wäre Liebe, Glück, harmoniſche Löſung des Daſeyns und Schlichtung aller Lebenszweifel dort an den Wellen des Oceans zu erlangen. Die hochemporragenden Maſten und Flaggen aller Nationen zeigten mir ſchon aus der Ferne den Weg zum Hafen, an deſſen Quais mich das gewaltigſte menſchliche Getümmel umfieng. So ſtand ich am Hafen, in einer gänzlich fremden und beiſpiellos bewegten Welt, und ſtatt das Meer in ſeiner Hoheit und Allmacht, in der Unendlichkeit ſeines Gewäſſers zu erblicken, ſah ich dies ungeheure Labyrinth von Schiffen und Segeln, dies dichtgedrängte coloſſale Bild menſchlicher Betriebſamkeit, welches das Meer gewiſſermaßen vor meinen Augen zudeckte und nur kleine trübe Zwiſchenſtreifen des durch den Verkehr überwältigten Naturelements ſichtbar ließ. Das Leben und Treiben des Hafens von Marſeille bietet ein beiſpielloſes Gewimmel aller menſchlichen Geſtalten und Verrichtungen dar. Halbnackte Träger von rieſenhafter Muskelſtärke ſchleppen gewaltige Laſten vom Land in die Schiffe, und von den Schiffen ans Land. Fremde aller Nationen wandeln hier auf und ab in allen Trachten der Welt. Spaniſche, engliſche, italieniſche Leute ſchlagen, neben dem provençaliſchen Dialekt der Bevölkerung, überall

an unſer Ohr. Handelsleute unterhalten ſich in lebhaft intereſſirten Gruppen, dort hat ſich ein Haufen von Matroſen verſammelt, in deren Mitte Muſik gemacht und ein luſtiges Volkslied geſungen wird. Schifferweiber in den abenteuerlichſten Anzügen treiben ſich umher, geziert mit dem Schmuck fremder Welttheile, der ihnen oft das barockeſte Anſehen gibt, und behangen mit ſo ſonderbaren Galanterien, daß ſie vielleicht der Häuptling irgend einer wilden Völkerſchaft der Schönen verehrt haben mag. Aus den Cafés am Quai des Hafens ertönt beſtändig Lärm und Getöſe. Hier ſitzt der behagliche Holländer und ſchmaucht ſeine Cigarre zu einem Glas Sorbet, dort trinkt ein Deutſcher eine Flaſche Lyoner Bier, das jetzt in Frankreich dieſelbe Rolle ſpielt wie bei uns das Baieriſche, und das die Südfranzoſen bereits zu leidenſchaftlichen Biertrinkern gemacht hat. Flöten, Harfen, Mädchengeſänge, Geklappe des Dominoſpiels, unverſtändliche Mundarten afrikaniſcher und oſtindiſcher Matroſen, Alles lärmt wild und wüſt durcheinander. Das bunteſte Schauſpiel zeigt ſich aber in den Boutiquen und Läden am Quai. Dort liegt zum Verkauf aufgeſtapelt, was nur irgend Natur und Verkehr fremder Länder haben zu Markte bringen können. Schreiende Vögel, gaukelnde Affen, duftende Früchte der glücklichſten Zonen, Muſcheln

und Steine vom höchsten Glanz und Werth, hier ein uns anglotzender Kopf eines seltenen Meerungeheuers, dort eine ausgestopfte Schlange, kostbare Thierfelle, schmackhafte Seefische, riesengroße Hummern, alle Herrlichkeiten und Sonderbarkeiten ferner Gegenden zeigen sich in einer wirr durcheinandergemengten Ausstellung. In einem künstlich gruppirten Chaos mischen sich auf diesem Weltbazar alle Erzeugnisse des Erdbodens, der Meere und des Völkerlebens. Es ist ein Faschingplatz aller Wunder und Seltsamkeiten der Welt, der Markt alles menschlichen Wucher- und Forschergeistes, ein Museum des Universums. Hier im Hafen von Marseille, dem eigentlichen Brennpunkt des modernen Welthandels, fühlt man sich unwillkürlich von dem Gedanken betroffen, welch ein schreckliches Geschöpf der Mensch sey, er, der Alles durchwühlt und durchackert, der den ganzen Erdball unterminirt und das ganze Weltall combinirt, immer Eines über das Andere stürzt, Alles zerreißt und Alles verbindet, und der doch bei all seiner verzehrenden Hast, mit der er beständig strebt und ringt, nur so langsam oder kaum weiter kommt. Wenn man an diesem Hafen steht, kann man sich die lebendigste Anschauung davon erwerben, welche ungeheuern Fortschritte die moderne Menschheit in der Vielfältigkeit und

Allſeitigkeit der Weltverbindungen gemacht hat, und wie es dem combinirenden menſchlichen Geiſt gelungen iſt, Alles, was die Natur in den weiteſten Verhältniſſen zerſtreut und in den tiefſten Gründen der Elemente verborgen hat, auf einen Punkt zu concentriren, auf dem es ihm gehorchen muß, auf den Punkt ſeines Alles verſchlingenden Egoismus, in dem er ſeine eigene Göttlichkeit anbetet. Bedenkt man dagegen die Einfachheit der Lebensbeziehungen der alten Welt, die Beſchränktheit ihrer Weltverbindungen und Handelsſtraßen, ihre ſo gänzlich unvollkommene Kenntniß des Weltalls, die märchenhafte Unſchuld der Geographie des Herodot, ſo ſollte man glauben, die modernen Völker und Menſchen, die ſo unvergleichlich reicher ſind an Macht und Beſitz in allen Weltbeziehungen, hätten bereits den Triumph der menſchlichen Exiſtenz gefeiert oder ſich doch wenigſtens den Idealen des Daſeyns um Vieles mehr angenähert, als jene alte einfache, auf ihr Nächſtes und Eigenſtes beſchränkte Welt! Aber leider dürfen wir uns nichts weniger als dieſem Glauben überlaſſen. Die Größe und Vielfältigkeit der heutigen Weltbahnen und Handelsſtraßen, als Erzeugniß der modernen Geſchichte allerdings deren unendlichen Beruf beweiſend, hat der neueren Menſchheit bis jetzt mehr Qual als Frucht gebracht. Die alte Welt ſtand in

ihrer concentrirten Beſchränktheit doch größer und glücklicher da an Harmonie des äußern und innern Daſeyns und an Verwirklichung der Freiheit, als die heutige in ihrer unbegränzten Ausdehnung, in der ſie ſo Vieles verloren und zerſplittert hat, was einſt ein ſcheinbar weniger begünſtigtes Geſchlecht ſchon beſeſſen. —

Doch nicht das war es, was ich ſuchen und finden wollte. Nicht in das Getümmel der menſchlichen Nothdurft und Werkthätigkeit, die mir hier das hohe Meer verdeckte, hatte ich mich ſtürzen wollen. Hier im Hafen fand ich das friſche lebendig bewegte Urelement nicht, und der eigennützige irdiſche Verbrauch, dem hier Alles diente, hatte mit ſeiner ſchweren Stickluft ſelbſt den Geruch des Meerwaſſers durchdrungen, das in dieſem innern Theil des Hafens häufig ſo unreine und giftige Dünſte ausſchickt. Das reine Meer wollte ich, ich wollte weit draußen im unbegränzten Ocean die Gewalt der Fluth ſchauen, in der mit Himmel und Erde ſpielenden Freiheit der Wellen wollte ich mir Auge und Gedanken baden, mich erfriſchen und kühlen, und in der Ausſchau auf das Unbegränzte außer mir mich ſtärken zur Wiedergebärung des Einfachſten in mir ſelber.

Ich ſchlenderte wieder durch die Straßen zurück und fragte mich nach der Porte d'Aix hin, wo

man mir die Aussicht auf das Meer gerühmt hatte, und das Meer suchte und wollte ich. Es war zum verschmachten heiß in den Straßen, und ein Soldat, den ich um Weisung des nächsten Weges anging, fragte mich, indem er mir mehrere Quergassen nannte, höchst gutmüthig: Savez vous lire, Monsieur? Wahrscheinlich war er besorgt, daß ich mich nicht zurechtfinden würde, wenn ich die Straßenschilder nicht lesen könne. Ach ja, guter Soldat, ich kann lesen, ich gehöre zur Compagnie der deutschen Literatur. Bei dir ist es noch etwas Besonderes, wenn Jemand lesen kann, und wie Mancher, der in Deutschland nur allzuviel gelesen hat, möchte eine Zeitlang mit Deiner gesunden Harmlosigkeit tauschen, die sich wahrscheinlich auf das Nichtlesenkönnen sehr gut versteht. Ich nahm Abschied von Ihm, und bog von der Porte d'Air in einige Querstraßen ein, die mich nach dem Meere führen mußten. Durch allerlei Schmutzgassen hatte ich mich hindurchzuwinden, und selbst am Meeresstrande noch, wo ich endlich anlangte, lag schmutzige Wäsche ausgebreitet, den armen Bewohnern der kleinen Uferhütten zugehörig. Ich sah eine Anhöhe, auf der ein grosses, von einer Mauer umgebenes Gebäude sich befand. Dahin stieg ich nun empor, um von dort das Meer zu sehen, da sich von dieser Höhe ohne Zweifel die freieste

Aussicht darbieten mußte. Ich täuschte mich nicht, da lag das herrliche stille dunkelgrüne Mittelmeer in seiner ganzen Größe vor mir, aber es wollte sich kein ganz bequemer Standort zum Ueberschauen hier darbieten. Ich beschloß deshalb in das Gebäude einzutreten, aber schon die Inschrift desselben, die etwas Unheilvolles verkündete, schreckte mich davon zurück. Es war das Pestlazareth, und gegenüber im Meere zeigte sich mir die Insel Pomegue, in deren Bucht alle aus dem Morgenlande herkommenden, also der Pest verdächtigen Schiffe ihre Quarantaine abhalten müssen. Die wirklich erkrankten werden in dies Pestlazareth gebracht, an dessen Pforte mich jetzt mein Meeressuchen geführt hatte. So sah ich mich wieder menschlicher Beschränktheit und Armseligkeit, dem Schmutz und der Krankheit des Erdenlebens, gegenüber, anstatt des hohen Elements der Freiheit, in dem ich all dies endliche Leid hatte vergessen und versenken wollen! Traurig und ermüdet begab ich mich auf den Rückweg. Ich hatte das Freie und Unbegränzte gesucht und war auf allen meinen Schritten der Alles bindenden und begränzenden Nothwendigkeit des Erdendaseyns begegnet.

Erst am andern Tage genoß ich das Meer in seiner Allmacht und Freiheit. Nach mannigfachen Spaziergängen durch die Stadt schlenderte ich den

Cours Bonaparte entlang, der von ſchönen Bäumen gezierten aber menſchenloſen Lieblingspromenade von Marſeille, und wanderte dann die ſteile ſteinigte Anhöhe hinauf, die zu den Forts und zu der Kapelle Notre Dame de la Garde emporführt, wo ſich zugleich das Lloyd von Marſeille befindet. Hier findet man entzückende Ausſchau über das ganze weite Meer. Hier traf ich das Mittelländiſche Meer unbegränzt in ſeiner dunkeln geheimnißvollen Fluth. Das Mittelmeer ſchien mir gegen die andern Meere, die ich bis jetzt geſehen, noch eine beſondere Weihe und Herrlichkeit an ſich zu tragen. Alles war ruhig und voller Frieden und das Meer lag ſtill und in ſich ſelbſt verſunken da, wie zu Kryſtall erſtarrt. Eine erhabene Selbſtvergeſſenheit des ganzen Alls lag in dieſem Meeresfrieden, in dieſer frommen Hymne der Schöpfung. Die Kapelle von Notre Dame de la Garde ſcheint hier in der That die Hut auszuüben über Meer und Land, die beide zu ihren Füßen liegen wie in einem Gebet der Liebe und dann und wann ein Wort hinaufzuflüſtern ſcheinen zu dem heiligen Felſenſitz, von dem Notre Dame de la Garde Alles beherrſcht und behütet. Die Welt bedarf der Hut, o Maria de la Garde! Behüte das Meer und die Stadt, die ſich dort auf den Knieen vor Dir ſonnen, aber noch mehr erſtrecke

Deine Hut auf die Herzen und Gedanken daß ſie nie Schiffbruch leiden in den Strömungen des Lebens, die gefährlicher ſind als alle Wirbel des Meeres da zu Deinen Füßen!

Nun kommt der Sonnenſtrahl angeflogen und das dunkle Meer blitzt auf in allen Farben und Feuern. Hier kann man ſtehen, bis ſich der Abend naht und dann breiten ſich beim Niedergang des flammenden Geſtirns Wunder von Farbenſpielen über dem mittelländiſchen Meere aus. Das Meer ſchmiegt ſich in ſich ſelbſt zuſammen wie in Träumen von Purpur und Roſa, und die Sonne thront dicht darüber wie eine Feuerroſe, bald in Orange erglühend, bald angehaucht von dunkleren Purpurſchatten. Die ganze Erde ſcheint in einem ſtillen Jubel verloren und überzieht ſich weit hin mit einer leiſe flammenden Roſengluth, in der ſie wie verſchämt ſich einhüllt, ihr Aufjauchzen in ſich zurückhaltend, gleichſam um den feſtlichen Augenblick der Stille im All der Schöpfung nicht zu unterbrechen. Dort auf fernen Bergen ſtrecken einige hochragende Bäume wie in Phantaſieen verſunken ihre Aeſte in dies ſanfte Himmelsfeuer hinauf. Das Meer verräth ſein Entzücken nur zuweilen durch leiſe flüſternde Töne, ſonſt liegt es ganz ſtill unter der Sonne da, wie ein ſelig berauſchtes Weib in der Umarmung ihres

Geliebten. So hatte ich endlich das Meer in ſeiner Stunde der Verzückung getroffen, wo die Freiheit des Elements im Sonnenuntergang ſich als Seligkeit verklärte und ſo im Einklang mit der Nothwendigkeit des Naturgeſetzes als eine Friedensfeier des Univerſums erſchien, eine Vollbringung der Harmonie, die ich der Natur beneidete, wenn ich dagegen an den noch unausgeglichenen Widerſpruch zwiſchen Freiheit und Geſetz in Menſchenwelt und Geſchichte denken muſte! —

7. Marseille.

In dem heißen, oft drückenden Klima, welches über dieser Stadt ruht, empfindet man schon im Schweiß seines Angesichtes den wahren Süden von Europa. In den städtischen Lebenseinrichtungen macht sich in allen Dingen der Einfluß und Anstrich des Südens bemerkbar. Die hohen schönen Häuser mit den verschloſſenen Fenstern und Jalousieen, welche nur spät der Abendkühle sich öffnen, machen einen geheimnißvollen Eindruck. Die Zelte der zahllosen Kaffeehäuser überspannen oft die ganze Straße und erhöhen dadurch den stillen heimlichen brütenden Charakter, welcher während der Sonnenzeit über der Stadt liegt. Das gewaltige Treiben auf den Gassen beginnt in der Regel erst in den Stunden der Kühle und des Schattens. Dann ertönt an allen Ecken von Marseille Musik und Gesang. In allen Kafés gibt es Sänger, Improvisatoren, Troubadours,

italieniſche und ſpaniſche Guitarrenmädchen, bei denen man oft die herrlichſten Stimmen findet, die unter den rohen Umgebungen ihrer Zuhörerſchaft wie gefallene Engel oder verlorene Kinder der heiligen Cäcilia erſcheinen. Auch aus den verhüllten Häuſern tönt häufig, bei ſchwülen Tagen als einziges Lebenszeichen der Bevölkerung, Muſik eines Inſtruments oder einer Menſchenſtimme hervor. Vielleicht gibt es keine Stadt in der Welt, in der ſo viel Muſik erſchallt, als in Marſeille, beſonders auf den Gaſſen, wo man faſt bei jedem Schritt irgend einer Drehorgel, einer Geige, Harfe oder Guitarre begegnet, die auf Unkoſten unſerer Ohren unſere Herzen fröhlich zu ſtimmen ſuchen. Dies liegt in dem luſtigen und lebensgenießlichen Charakter, der in allen Seeſtädten vorherrſcht, und der in Marſeille nach dem coloſſalen Maßſtab dieſer Welthafenſtadt auch in den coloſſalſten Zügen ausgebildet iſt. Die Seeleute wollen ſich freuen, wenn ſie nach den vielen Entbehrungen auf ihrem wilden Element endlich einmal ans Land ſteigen, und ſo groß und verzweifelt die Gefahr draußen war, ebenſo groß und verzweifelt wird nun auch der ſinnliche Genuß, an dem ſie ſich ſchadlos halten zu müſſen glauben.

Marſeille iſt in ſeinem ſtädtiſchen Leben gewiſſermaßen nur eine Zugabe zu dem Hafen, welcher der

Stadt Alles gibt und zugleich Alles nimmt, welcher ſie mit Leben und Reichthum überſchüttet, und ſie in demſelben Augenblick fortwährend ausſaugt und entſeelt. Marſeille iſt durch ſeinen Hafen Alles und Nichts geworden, es hat ſich in ſeiner immer wachſenden Handelsbedeutung an den eigennützigen Moment der Gegenwart gänzlich verloren, und darüber ſowohl ſeine alte glorreiche Vergangenheit eingebüßt, als auch die Saat einer Zukunft zu beſtellen vergeſſen. An ſeine Ahnherrin, das alte Maſſilia, kann das heutige Marſeille nur mit Schamerröthen zurückdenken, und hat auch ſelbſt mit den Erinnerungen an dieſe ſeine ehemalige Größe ſo liederlich gewirthſchaftet, daß in ſeinem gegenwärtigen Handelskram faſt gar nichts mehr davon aufzufinden. Der Strom der neuen Zeit, dem ſich Marſeille wucheriſch und ohne Pietät gegen die Vergangenheit überlaſſen, hat hier alle Ueberreſte des Alterthums ſo rein fortgeſpült und weggeſchwemmt, daß man ſich auf völlig modernem Boden befindet, und durch nichts mehr an die antike Stadt erinnert wird, die einſt mit Rom wetteiferte an Macht und Anſehen, und nicht nur Bundesgenoſſin der weltherrſchenden Römer war, ſondern auch Schützerin derſelben gegen die kriegeriſchen Gallier. Dies Marſeille, ſchon von den Alten mit Athen verglichen,

und bereits in vorchriſtlichen Zeiten lange der Sitz griechiſcher Bildung und Lebenscultur, die überhaupt in der Provence ſo frühe ihre zweite Heimath gefunden, dies Marſeille einer ſo geiſtig großen und in der Geſchichte gefeierten Vergangenheit iſt ſo gänzlich zerſtoben und verflogen, wie man kaum ein anderes Beiſpiel von ſolchem Untergang eines alten Daſeins zu finden vermag. Und man kann es nicht einmal Untergang nennen, da ſelbſt die Ruinen fehlen, um an ein zerſtörtes Leben zu gemahnen, ſondern Alles neu und modern, ganz und unzerſtückt in Marſeille iſt. Es iſt wie ein Menſch, der über Nacht ein Andrer wird. Heut hat er noch in Jugendträumen geſchwelgt, in Poeſie und Liebe ſich berauſcht, und morgen finden die Freunde plötzlich einen Philiſter aus ihm geworden. Er hat ſich mit dem Nutzen verheirathet und ſtellt fortan alles Andere in Abrede, was er früher gedacht und geträumt. Was ihn ſonſt erfüllte, iſt nicht mehr wahr, ſondern mit dem Nutzen hat er ſich eine neue Wahrheit gezeugt, deren Gewinn handgreiflich und die ſo ſicher iſt, daß ſie nach Maß und Gewicht beſtimmt werden kann. Nun verläßt ihn die Dichtung ganz und gar, und zieht ſelbſt ihre leiſeſten Blumenſpuren zurück aus ſeiner Seele. Nicht das kleinſte Blüthenſtäubchen von ſich gönnt ſie ihm

mehr, und wo es noch an ihm haften geblieben, tilgt sie es eifrig und eifersüchtig. So sind in Marseille alle Erinnerungszeichen an ehemals getilgt. Wozu bedarf auch ein Mann, der ein so großes und solides Geschäft angelegt hat, noch des Schmuckes seiner poetischen Vergangenheit. Vielmehr wird er sich derselben schämen als einer nutzlos verbrachten Zeit, die gegen die wohlangewandte Gegenwart verschwinden muß.

Dieser Philister ist in allen Beziehungen des Worts Marseille geworden. Nachdem es von seiner geistigen Höhe herabgesunken, herrscht nichts als ein wüstes Matrosen- und Kaufmannstreiben darin vor. Der industrielle Geist, der wie ein Sturmwind hier über die Stoppeln des Alterthums dahingefegt, hat auch hier wie überall seinen alle Vergangenheit des Völkerlebens zerstörenden Einfluß bewiesen. Auch was den Charakter der im Allgemeinen gutherzigen Einwohnerschaft anbetrifft, so zeigen sich an ihm die philisterhaften Elemente überwiegend. Man darf nur die Volkstrachten, namentlich unter den Weibern ansehen, um diesen Eindruck zu empfangen. Im Allgemeinen bringt der Schnitt dieser Trachten oft nicht üble Gestalten hervor. Die Taille ist nämlich sehr lang, und wo sie aufhört, wölbt sich der untere Theil zu einem reifrockartigen Umfang aus. Dies

gibt oft ein üppiges und doch zugleich pedantiſches Anſehen. Dazu kommt eine eigenthümliche Art von Hauben, die ſtark hintenübergeſtülpt ſind, und aus denen das meiſtentheils kleine und ſchmale Geſicht drollig hervorguckt. Höchſt komiſch nehmen ſich in dieſem Kleiderſchnitt die ganz kleinen Mädchen aus, die darin wie alte Frauen aufmarſchiren, und überall ſieht man auf den Straßen die Kinder in dieſer Tracht.

Das Volksleben in Marſeille erſcheint vorzugsweiſe durch die fremden Matroſen und Seeleute gefärbt. Eine beſondere Merkwürdigkeit in dieſer Art ſind die Cafés der Matroſen, die alle zugleich Aufenthaltsorte der Liederlichkeit ſind, und wo ſchon am hellen lichten Tage das wüſteſte und ausgelaſſenſte Treiben herrſcht, das ſich hier ungeſcheut auf die offene Straße hinausträgt und die ganze Stadt überſchwemmt. Dieſe Cafés, die meiſtentheils einen ſehr mythologiſchen Namen führen, z. B. Café Calypſo, Café Sappho, Café des Grâces, Café Telemaque, Café d'Apollon, befinden ſich keineswegs in einem abgelegenen Winkel der Stadt, ſondern vielmehr mitten in der ſchönſten und prächtigſten Gegend derſelben, dicht um das herrliche Gebäude des großen Theaters herum, und dabei in allen den ſchönen Straßen, welche nach dem in der Nähe

gelegenen Hafen ausmünden. Sie wenden, da ſie in Läden beſtehen, ihr Angeſicht offen nach der Straße heraus, und man kann ſehen, mit welchem Glanz und Luxus ſie oft eingerichtet ſind, und wie hier vor Marmortiſchen und an Spiegelpfeilern das ſchmutzigſte Laſter ſich prächtig geniſtet hat. Hier genießt der Matroſe, mit der elendeſten und unglückſeligſten Klaſſe von Geſchöpfen, die Freuden des Landes, und läßt eine Muſik dazu erſchallen, wie zum Tanz eines Bären.

Während faſt in allen Provinzialſtädten Frankreichs der Gedanke der großen Hauptſtadt Paris im Hintergrunde wie ein drückendes Geſpenſt laſtet, während der Provinziale meiſtentheils das Ungeheuer von Hauptſtadt haßt und ſie doch zugleich nie vergeſſen und verwinden kann, ja in allen ſeinen höheren Bedürfniſſen und Lebensanforderungen beſtändig daran gemahnt wird; ſo kann man dagegen von Marſeille ſagen, daß hier Paris faſt gänzlich überwunden, verdrängt oder durch andere mächtigere Beziehungen erſetzt iſt. Das Meer und die Combination der fremden Welttheile, dazu die Bedeutſamkeit der Beziehung zu Afrika, die einen politiſchen Charakter angenommen, geben hier den fortdauernden Anſtoß zu einer eigenthümlichen und in ſich abgeſchloſſenen Lebensbewegung, die der pariſer

Intereſſen nicht bedarf, aber durch dieſe Selbſtſtändigkeit eigentlich doch ärmer geworden oder vielmehr in der Philiſterhaftigkeit ſeiner eigenen Richtungen ſicher gemacht iſt.

Mehrere Reiſende haben ſchon die Aehnlichkeit Marſeille's mit unſerm deutſchen Hamburg bemerkt, und man kann in der That Marſeille das franzöſiſche Hamburg nennen. In der beſtimmten Abgeſchloſſenheit ſeines Lebens, die nur nach dem Meere zu in eine unendliche Perſpektive ſich öffnet, drückt Marſeille faſt einen deutſchen freireichsſtädtiſchen Charakter aus, der in Miſchung mit dem franzöſiſchen Typus etwas Sonderbares und nicht recht Anheimelndes hat. Zum Behagen kommt man überhaupt in Marſeille faſt nie, und wenn man nicht von der Hitze zu leiden hat, ſo erhebt ſich der heftige Miſtral, der in gewaltigen Wirbeln einherfegt und Wolken von Staub, die mit kleinen Steinchen und allerlei fühlbaren Maſſen gefüllt ſind, durch die Lüfte jagt.

Zur Erholung von dem etwas wüſt ſtimmenden tumultuariſchen Treiben der Stadt wurden einige Ausflüge auf das benachbarte Land unternommen. Die franzöſiſchen Dörfer in der Provence haben alle ein etwas ſtädtiſches Anſehen durch die meiſtentheils zweiſtöckigen, gemauerten und weißangeſtrichenen

Häuſer, doch liegen in der Regel ſeitwärts ab zwiſchen Bergen und Thälern reizende Häuſergruppen verſteckt, in welchen die ländliche Idylle zu hauſen ſcheint, und bei deren Anblick man ſich unwillkürlich an Margot's Hütte erinnert, in welcher der alte ſchalkhafte Thümmel ſeine Reiſe durch das mittägliche Frankreich ſchrieb und träumte. Solcher Mädchen, wie Thümels Margot war, trifft man wohl noch heute in der Provence, ſo ſchön, ſo ſinnig, ſo duftig und ſo naiv ſich ausnehmend in der maleriſchen provençaliſchen Bauernmädchentracht. Doch erſchwert die provençaliſche Mundart, ſo muſikaliſch auch ihr Klang iſt, den Fremden die Unterhaltung mit dieſen frohen und gutmüthigen Naturkindern, und nur allmählig gewöhnt man ſich, mit Hinzuziehung ſeiner Kenntniß des Italieniſchen, dieſe romantiſchen Laute und Miſchformen ſich zu deuten. —

8. Frankreich und die afrikanische Küste.

Die einförmigen Lebensintereſſen des ſüdlichen Frankreichs haben ohne Zweifel etwas mehr Schwung erhalten durch die kriegeriſchen Begebenheiten jenſeits des Meeres. Toulon und Marſeille ſind die beiden Steigbügel, in welchen ſich jetzt Frankreich in immer ritterlicherer Haltung zurückzuſetzen ſucht, um ſeinen neugebackenen Heldenruhm auf dem Ozean zu behaupten. Es iſt gewiß, daß dies eine ganz unnatürliche Situation für die franzöſiſche Nation iſt, in welche ſie zu ihrem eigenen Schaden wie zum Nachtheil der europäiſchen Diplomatie immer mehr hineingezogen wird, je gewaltſamer ſie genöthigt iſt, ihre Beſitznahme von Algier zu verfechten. Dieſe unatürliche Lage beſteht für Frankreich darin, daß es ſich nothwendigerweiſe zur Seemacht

ausbilden muß, welches Ausbilden jedoch nur ein Zersplittern der Kräfte seyn wird, die es zu seinem innern Lebensbedarf wie zur Erfüllung seines Berufs in der europäischen Politik nicht entbehren kann. So hat die Juliregierung eine feurige Kohle von der Restauration ererbt, die Affaire d'Alger, die lange zum Spielzeug der Nationaleitelkeit und zur Beschwichtigung der Oppositionsjournale gedient hat, endlich aber doch durch ihr Brennen sich so empfindlich verräth, daß man wohl sieht, der Teufel hat diese Kohle über den Weg geworfen. Der fromme Karl X. hatte zwar diesem Teufel, welcher zu der Eroberung Algiers getrieben, ein ganz hübsches Pfaffenmäntelchen umgehangen, und dieser überseeische Kreuzzug, der doch nur das Ministerium Polignac populär machen sollte, spreizte sich hinlänglich mit Religion und Humanität, die als Fahne aufgepflanzt waren. Der Legitimismus der Restauration, welcher sich Algier zur Beute für seine Tendenzen ausersehen, hatte aber nichts Besseres oder Schlimmeres gethan, als nachher geschah, wo die Juliregierung dieselbe Beute begierig ergriff, um sie für die entgegengesetzten Tendenzen zu nutzen.

So ward die Nordküste von Afrika, einst der Sitz einer alten Cultur und ein wichtiges Glied der römischen Weltherrschaft, zu einem Carnevalsplatz

für die französischen Parteien, die hier am fernsten Meeresstrande ihre eigenen Tollheiten austobten, und dabei, angesichts der blutigen Köpfe der Araber, doch beständig versicherten, daß sie nichts thäten als civilisiren! Und dies französische Modewort, Civilisation, läßt sich zu jeder Farce brauchen; es hat seine tiefe und im geschichtlichen Leben der Gegenwart wurzelnde Bedeutung, aber noch bezeichnender ist es für so viele Theatercoups der französischen Politik geworden, unter welchen die Besitznahme Algiers obenan steht. Welches sind bis jetzt die Folgen dieser Eroberung für die Civilisation gewesen? Allerdings hat man eine christliche Organisation des alten Barbaresken-Staates zu Stande zu bringen gesucht. In diesen Tagen ist die Bulle des heiligen Vaters von Rom erschienen, wodurch Algier sogar zu einem bischöflichen Sitz gemacht wird, und seine kirchliche Zugehörigkeit zu der Diöcese Aix in Frankreich erhalten hat, also selbst über das Weltmeer hinaus in eine religiöse Gemeinschaft mit dem französischen Reich getreten ist. In dieser Bulle des Papstes liest man nun auch von einem roi très chretien des Français, das Erstemal, daß Louis Philipp sich mit dieser alten Allerchristlichkeit beglückt sieht, obwohl die Gazette de France spöttisch meint, daß dieser Titel wahrscheinlich

sollicitirt worden, was bei dem strengen kirchlichen Gewissen, welches das Bürgerkönigthum in neuerer Zeit an den Tag gelegt hat, nicht sehr in Zweifel zu ziehen ist. Uebrigens meint die Gazette, was das Christliche, die Aufpflanzung des Kreuzes in dem andern Welttheil, anbeträfe, so sey dies der Gedanke der Restauration, und er gehöre ganz persönlich Karl dem Zehnten, welcher ursprünglich mit der Eroberung Algiers die Idee einer christlichen Kirche in Afrika verbunden habe. Die gegenwärtige Regierung aber habe nichts Anderes gethan, als diese Idee um acht Jahre verzögert. Die englischen Blätter, deren mir hier einige in die Hände fallen, sind aber ganz außer sich über diese Katholicisirung der afrikanischen Küste, und finden es unverantwortlich, daß Louis Philipp durch diese Bisthums-Errichtung dem Papismus in unserer Zeit einen solchen Triumph bereite. Sie haben nicht Unrecht, die guten Engländer, wenn auch ihr Eifer etwas komisch herauskommt, mit dem sie nun sogleich auffordern, protestantische Missionnärs mit Bibeln und Gebetbüchern an die afrikanische Küste zu senden, um nicht die Irrthümer der römischen Kirche ungestört dort wuchern zu lassen. Seitdem hat indeß, wie in neuester Zeit bekannt geworden, der kluge Louis Philipp selbst eine protestantische Kirche in

Algier bauen lassen. Soviel ist aber gewiß, daß die Restauration nicht weniger Heuchelei getrieben mit dieser Christianisirung und Civilisation der afrikanischen Nordküste, als die Juliregierung, der nachher die schwierige Aufgabe geworden, eine bestimmte und rühmliche Politik zu befolgen über ein Besitzthum, das nur als Noth[illegible] einer schwankenden und zweideutigen Politik aufgegriffen worden war. Bei allen Verlegenheiten jedoch, welche die Behauptung Algiers bereitete, blieb man nur immer hartnäckiger darauf versessen, die Eroberung nicht aufzugeben. Das vernünftigste System hatte in dieser Hinsicht ohne Zweifel Guizot während seines Ministeriums im Jahre 1835 aufgestellt. Der einmal errungene Besitz sollte aufrecht erhalten werden, jedoch ohne fortgesetzte Eroberungen daran zu knüpfen, oder überhaupt planmäßig in die Entwickelung der Colonie einzugreifen, die mehr ihrem Schicksal überlassen bleiben, und durch sich selbst das hervorbilden solle, was etwa für die Civilisation und Humanität von ihr ausgehen könne. Graf Bourmont hatte auch in diesem Sinne energisch genug gewirkt, und die Barbareskenstaaten hatten ihr altes Seeräuberhandwerk abgeschworen. Sein Nachfolger Clauzel aber veränderte das ganze System, und voll Eifers, für sich selbst aus Algier einen Schauplatz ruhm-

würdiger Thaten zu machen, begründete er dort zuerst ein ausgedehntes und um sich fressendes System der französischen Herrschaft in Afrika, das zu so weit aussehenden Verwickelungen, zu so glänzenden Tiraden und zu noch glänzenderen Geldopfern geführt hat. Dafür hat denn auch Algier die ganze Bescheerung französischer Civilisation reichlich überkommen. Algier hat sich als Klein-Paris schon lustig genug gestaltet, und versucht mit Meisterschaft die neuen Culturbewegungen im Takt der pariser Tanzkunst. Der raffinirte Lebensgenuß der französischen Hauptstadt brennt dort mit der orientalischen Gluth zusammen zum zügellosesten Feuer, durchknistert von all den schlechten und giftigen Stoffen, welche der europäische Westen nur irgend hat ausspeien können. Das südliche Frankreich fühlt sich jetzt gewissermaßen geheimnißvoll angezogen von diesen neuen Fleischtöpfen Aegyptens, die jenseits des Meeres winken, und aller Orten begegnet man jetzt hier Pilgern, die sich aufgemacht haben, allein oder mit Weib und Kind, um sich nach Afrika überzusiedeln und dort eine zweite Heimath zu gewinnen.

Der größte Theil meiner Reisegefährten auf der Diligence von Marseille nach Toulon waren Auswanderer. Eine gewöhnliche Frage, mit welcher sich Reisende auf dieser Straße einander annähern,

iſt die: Vous allez en Afrique? Eine ſehr jugendliche Familie erregte mein beſonderes Intereſſe. Die Frau war eine ungewöhnlich ſchöne, kaum achtzehn Jahr alte Franzöſin, mit einem kleinen Kinde, das aber ſehr häßlich war, und ihren Gatten, einen ſchönen, ſtillen, ſchwermüthigen jungen Mann, der niemals mit ihr ſpricht, ihr auch auf der ganzen Reiſe nicht die geringſte Aufmerkſamkeit beweiſt, indem er ihr weder beim Ausſteigen aus dem Wagen behülflich iſt, noch ſonſt anders als mit der finſterſten Miene ſich gegen ſie kehrt, was ſie aber durchaus nicht zu bemerken ſcheint. Sie iſt immer heiter, anmuthig und voller Grazie, und auf dem ſchönen ächt franzöſiſchen Geſicht ſpielt beſtändig ein ſeelenvolles Lächeln. Dies wendet ſie beſonders häufig ihrem garſtigen Kinde zu, das auf dem Schooß der Amme ſich bewegt. Bald küßt ſie es ab, bald ſcheint ſie ſich an ihrer jungen mütterlichen Autorität zu ergötzen, indem ſie dieſelbe in einer Straferecution an dem kleinen ſchreienden Ding ausübt. Solche Scenen ſind in einer franzöſiſchen Diligence nicht ſelten, ſtellten ſich aber hier mit einer ſo draſtiſchen Liebenswürdigkeit dar, daß ſie allgemeine Heiterkeit verbreiteten. Dieſe Familie ſchifft ſich nach Oran ein, um in dem neuen Welttheil ein neues Leben zu beginnen. Den jungen Mann ſcheint ein tief

zum Bewußtſeyn gebrachter Ueberdruß an den gegenwärtigen politiſchen Zuſtänden Frankreichs, die, wie er ſich ausdrückte, weder die neuen Verheißungen der Freiheit verwirklichen noch den alten Ruhm der Kaiſerzeit gewähren können, zur Auswanderung zu treiben. Ein Säbel, der unter ſeinem Reiſegepäck ſichtbar wurde, verrieth den Officier, und er beſtätigte ſeinen Stand durch die Mittheilung, daß er zum Kriegsdienſt nach Afrika gehe. Er ging mit Weib und Kind einer beſchwerlichen und zweifelhaften Zukunft entgegen, und vielleicht rafft alle zuſammen bald das fremde Klima, eine anſteckende Krankheit oder der wilde Ueberfall der feindlichen Bevölkerung dahin.

9. Toulon und die Galeere.

Toulon ist ein hübscher freundlicher Ort, voll rauschender Fontainen, deren es wohl an zwölf in der Stadt gibt und die ihre fließende Wasser durch alle Straßen verbreiten. Schöne Mädchen schöpfen an den Brunnen, anmuthige Kinder plätschern in den Quellen. Dies gibt der Stadt beständig eine frische Belebung und durchhaucht sie überall mit einem naturkräftigen Athem.

Toulon ist ein militairischer Hafen, die überseeischen Weltbeziehungen Frankreichs, welche Marseille in merkantiler Hinsicht darstellt, in kriegerischer behauptend. Hier ist jetzt der eigentliche Brennpunkt der Beziehungen Frankreichs zu Algier. Ungeheure Kriegsschiffe liegen im Hafen, an andern wird mit großer Anstrengung und dem gewaltigsten Kostenaufwand gebaut. Man wird an die etwas gewaltsam angespannte Energie erinnert, welche Frankreich

aufbietet, um ſich jetzt zu einer Seemacht zu erheben, was ſeinem durch die Geſchichte ausgeprägten Naturell noch immer nicht recht zu Geſichte ſtehen will.

Ein Spaziergang durch den Hafen bietet noch ein eigenthümliches moraliſches Schauſpiel dar. Das Arſenal von Toulon dient nämlich zugleich als Galeere und Sklavenkerker. Es gibt in dieſem Augenblick dreitauſend ſolcher Unglücklichen hier, und oft ſoll die Zahl derſelben auf viertauſend anſteigen. Sie werden alle in den gleichen rothen Sklavenkittel gethan, die ſchwere klirrende Kette am Fuß. So ſieht man ſie im Arſenal überall aus den andern Arbeitern hervorragen, zu den verſchiedenartigſten Geſchäften, Bauten und Tagesverrichtungen des Hafens verwendet. Man ſieht ſie Balken ſchleppen und zerſägen, Steine karren, Eiſen tragen, Taue drehen, auf den Kriegsſchiffen arbeiten, die Fähre zum Ueberſetzen im Hafen leiten, ſelbſt Maurerarbeiten und andere Dinge verrichten, wozu gerade Jeden Fähigkeit oder der früher im Leben betriebene Beruf geſchickt machen. Die verworfenſten und die edelſten, die ausgezeichnetſten und die widerwärtigſten Geſichter erblickt man hier durcheinander. Es iſt ein ungeheurer Anblick, auf dreitauſend Geſichtern die Laſter und Leidenſchaften der ganzen Menſchheit vertheilt zu ſehen. Es iſt keine Frage, daß ſich auch

viele Unschuldige hier befinden und daß bei den Einrichtungen dieser Welt Manchen die Strafe der Galeere getroffen für eine Handlung, für die er vielleicht die Krone des ewigen Lebens verdient hat. Die fürchterliche Buße, welche die Verurtheilten hier zu leiden haben, steht auch bei Vielen in gar keinem Verhältniß zu ihrer Schuld, besonders wenn man bedenkt, welche strenge Disciplinarstrafen in der französischen Armee gelten, wo oft die geringste Widerspenstigkeit gegen die Vorgesetzten, welche bei den Untergeordneten aus einem gerechten Ehrgefühl hervorbricht, die Verweisung auf die Galeere nach sich zieht. Aber die Meisten hat die Sünde hieher geführt und das Wort Sünde steht deutlich auf ihren braunen Stirnen geschrieben, auf ihren verhärteten und zerfallenen Gesichtern schattet sich breit und groß der Begriff der Todsünde ab. Wer noch nicht hat glauben wollen an die Sünde als an ein selbstkräftig wirkendes und schaffendes Element im Menschen, das als Keim in ihm liegt wie der Keim zu einer Pflanze, und Kraft hat zu wachsen wie ein Naturprodukt, der gehe hieher in diesen großen Sklavenkerker, der in der Sünden Blüthe steht und deren Bevölkerung mit allen Lebensqualen die Sünde des Daseyns abbüßt! Wenn die Sünde nicht eine Naturmacht wäre, wie hätte sie in allen diesen

verschiedenen Gestalten das Gleiche wirken können! Hier am Karren ein Vatermörder, dort in der Schmiede beschäftigt ein junger Mann, welcher seine Frau würgte, dort unter den Handlangern ein Scheusal in menschlicher Gestalt, das seine eigene Tochter geschändet hat! Sie sehen aus, als hätten sie nur eben gethan was ihres Handwerks war, nach dem Gebot der Natur, nach dem Gesetz ihres Innern. Und sie werden hier stark und alt in der Fülle ihrer Sünden, denn das mühselig arbeitsame Leben in freier Luft, das sie hier täglich im Arsenal führen, härtet ihre Körper ab und gibt ihnen, je länger sie dies elende Daseyn hinschleppen, desto mehr Ausdauer und Energie es zu ertragen und an neuer Missethat fruchtbar zu machen. Welche Kraft der Sünden gehört dazu, ein von Verbrechen ausgehöhltes Leben, unter der Last der anstrengendsten Tagesarbeit ungebrochen fortzusetzen! Einen wie starken und edeln Menschenkern setzt das nicht ursprünglich voraus?

Die Gesichter dieser Verdammten zu betrachten, ist ein merkwürdiges und erschütterndes Studium. Die dreitausendfach maskirte Sünde der Welt auf einem Platze, in einem Meereshafen sich herumtummeln zu sehen! Vor manchen dieser Verbrechergesichter muß man unwillkürlich die Augen nieder-

ſchlagen, denn entweder klagen ſie den Schöpfer an oder ſie höhnen in ihrer ungebrochenen Gemeinheit die Schöpfung. Ich ſah ſehr viele junge und außerordentlich rüſtige Leute unter ihnen. Manchen ſieht man es noch an ihrer Haltung, an ihrem ganzen Weſen an, daß ſie früher höheren Ständen angehört haben, und es hat ein eigenthümliches Intereſſe, aus der jetzigen Gleichheit des rothen Sklavenkittels die früheren Trachten und Unterſchiede der Welt wieder herauszuerkennen. Dieſer Sklavenkittel hat ſie jetzt alle gleichgemacht, die Armen und die Reichen, den Vornehmen wie den geringen Sünder. Die Sonnenhitze und die fürchterliche Laſt des Tages haben ihnen allen auf gleiche Weiſe die Geſichter gebräunt. Nicht die Freiheit iſt es alſo, die wahre Freiheit, welche die Menſchen in eine unnatürliche Gleichheit verſinken läßt, ſondern die Sünde und die Knechtſchaft ſind es, unter deren Joch ſich die eckelhafteſte Gleichheit und Einerleiheit alles Lebens erzeugt, die alle nach dem göttlichen Geſetz entſtandene Verſchiedenheit der Natur und des Geiſtes auf dem einen Typus der Verworfenheit und des unwürdigen Unglücks zurückführen. So iſt die Sünde der Despot, und ſo wird der Menſch der Sünde Knecht. So können in der Despotie keine großen menſchlichen Tugenden erblühen, weil alle individuellen

Unterſchiede in ihr aufhören, und ſo wird die Freiheit zugleich die Mutter jeder höheren Tugend, indem in ihrem Reich die Blüthe der Individualität ſich entfaltet. — —

Die Strafe der Galeeren iſt auch ihrer Benennung nach ein Ueberbleibſel alter Zeiten, wo die Verurtheilten an die Ruderbänke der königlichen Galeerenſchiffe angefeſſelt wurden und dadurch für die Marine unentbehrliche Arbeitskräfte abgaben. In neueren Zeiten, wo ſie vorzugsweiſe zu den Arbeiten im Arſenal gebraucht werden, iſt dieſer Name uneigentlich geworden, aber der Forçat vereinigt in ſich alle Schreckniſſe und alle Brandmarkung des ganzen Daſeyns, die nur jemals auf den Galeerenſklaven laſtete. Eine grauſamere Buße für das Verbrechen kann es nicht geben, als die Verweiſung in das Bagno, um ſo grauſamer, weil dadurch der Uebelthäter nicht in eine moraliſche Atmoſphäre gewieſen wird, die ihn heilen könnte, ſondern vielmehr in eine durch und durch verpeſtete, die, ſtatt ihn moraliſch geſund zu machen, ſeine Seele nur mit ſtärkeren Giftſtoffen ſchwängert und unrettbar verderbt. Bei der Ankunft im Bagno werden die Verbrecher zuerſt ihrer Kleider, die ſie bis dahin getragen und die verbrannt werden, entäußert. Dann ſteckt man ſie in das Koſtüm der Verdammten, deſſen Farben aus Roth,

gelb und grün bestehen. Den rothen Rock erhalten alle, obwohl mit verschiedenen Abzeichen, z. B. gelben Aermeln und Aufschlägen, wodurch man die besonderen Klassen der Verbrecher charakterisirt. Die Mützen sind verschiedenfarbig, grün für die lebenslänglich Verurtheilten, roth für die, welche nur auf bestimmte Zeit in das Bagno geschickt sind. Die weiten Beinkleider, entweder aus Linnen oder aus einer besondern Art dicken Tuches bestehend, sind gelb oder grau. Bei ihrer Aufnahme werden sie zuerst paarweise angekettet, immer Einer mit dem Andern, mit dem er sich dann täglich und stündlich, bei der Arbeit, beim Mahl, und bei jeder Bewegung und Verrichtung, zur unaussprechlichsten Marter, welche sich oft bis zur Wuth steigert, herumschleppen muß. Solcher unglücklichen Paare sah ich unendlich viele im Hafen umherlaufen. Bei ihrer Zusammenkoppelung wird nichts weniger als auf Gleichheit der Charaktere und Neigungen Rücksicht genommen, sondern, wie Alles in diesem gräßlichen Sklaven-Gefängniß auf das Prinzip der Grausamkeit gegründet ist, so ist es vielmehr Maxime, diejenigen Individualitäten, welche sich gegenseitig am meisten zur Qual werden könnten, aller prästabilirten Harmonie zum Trotz, an diese unheilvolle eiserne Harmonie der Kette zu zwingen. So läuft der Gutgeartete mit dem Schlimmen, der

Anfänger mit dem Meister des Bösen, an einer und derselben Kessel umher; der verlorene Sohn, der noch seine sentimentalen Rückerinnerungen hat, an Heimath, Eltern, Freunde, und vielleicht jeden Augenblick zur stillen Einkehr in sich selbst erhaschen möchte, sieht sich zusammengeschmiedet mit dem alten erstarrten, von Gott und aller Welt losgetrennten Böswicht, dessen Athemzüge Fluch gegen Gott und Hohn über die Menschheit sind, dessen Ausdünstungen das Gift und den Schmutz seiner Seele von sich strömen. Mit ihm muß er leben, sich bewegen, arbeiten, essen, sich als Eins wie im geschlossenen Organismus mit ihm betrachten, sich von ihm verspottet und mißhandelt sehen! Jede geheime Zuckung seines reuigen Herzens muß er vor diesem schrecklichen Genossen bergen, der ihn darüber grimmig anshöhnt, ihn schlägt, wenn er noch edlere Regungen des Gemüths verräth, und ihn zur Theilnahme zwingt an seinen eigenen gotteslästerlichen Scherzen. Es ist der Teufel des Bösen selbst, der sich an die Versen des reuigen Sünders geschmiedet hat, und gegen den nur die eine Rettung ist, sich ihm ganz zu ergeben. Und haben sie dann einen langen Tag des Elends miteinander hingearbeitet, dann lohnt sie auch die Nacht noch nicht mit Einsamkeit, und selbst den Schlaf, in dem auch die niedrigste Kreatur sich

selbst angehört, müssen sie in dieser unglücklichen Gemeinschaft theilen. An derselben Kette gleichzeitig sich niederstreckend, ist Einer von des Andern Bewegungen auch im Schlaf abhängig, und der Mörder greift vielleicht, seine Schreckensthat noch einmal durchträumend, an die Gurgel seines Gefährten, der neben ihm ausruht von unverschuldeter Qual. Wie oft hat es sich schon bei solchen zusammengefesselten Paaren ereignet, daß Einer den Andern getödtet hat, weil er die unentfliehbare Nähe eines so verhaßten Wesens nicht länger ertragen konnte! Und was bezweckt die Verwaltung mit diesem Prinzip der ungleichartigen Zusammenkoppelung dieser Sünder? Nichts Anderes, als daß dann schwere Meutereien, Entwürfe zu Flucht und Verschwörungen gegen die Vorgesetzten sich bilden können. So hat man, um einer in ihrem praktischen Erfolg noch sehr zweifelhaften Polizeimaßregel willen, ein System ausgebrütet, das in einem wohlorganisirten Höllenreich nicht besser gehandhabt werden könnte. —

Hat jedoch ein Verdammter Proben guter Aufführungen an den Tag gelegt, oder sind fünf Jahre im Erleiden dieser Strafe abgelaufen, so wird er von der paarweisen Fesselung erlöst und kann fortan allein gehen an seiner Kette die Fuß und Hüfte verbindet. Fährt er fort sich gut zu bezeigen, so wird

er auch von der läſtigen Kette ganz befreit, und es bleibt nur noch der Ring um den Fuß. Nach Verſchiedenheit ihres Betragens und ihrer ſonſtigen Eigenſchaften werden die Unglücklichen überhaupt verſchieden gehalten und haben in beſſer oder ſchlechter eingerichteten Kerkerſälen ihre Wohnungen. In dieſe Säle ſind ſie überhaupt nach den verſchiedenen Kategorieen, denen ſie angehören, vertheilt. Sie verſammeln ſich dort bloß zum Schlaf, zum Eſſen, oder in den Stunden, welche ihnen zum Ausruhen und zur Erholung vergönnt ſind. Den übrigen Theil des Tages ſind ſie im Arſenal beſchäftigt. Nur diejenigen, welche zur Arbeit untauglich oder denen aus irgend einem andern Grund erlaubt iſt, ſich mit leichteren Arbeiten zu beſchäftigen, dürfen den ganzen Tag in den Sälen zubringen. Außer dieſen Sälen des Bagnes gibt es auch noch bagnes flottants, Kriegsſchiffe, auf welchen die Forçats arbeiten und zugleich ihre Wohnungen haben.

Nichts ſchrecklicheres gibt es, als die Wohnſäle der Verdammten zu beſuchen, in Stunden, wo alle ihre elenden Bewohner darin verſammelt ſeyn müſſen. Dieſer Beſuch iſt nicht ohne Gefahr und bedarf einer beſondern Erlaubniß. Die ausdrückliche Genehmigung, welche man ſich vom Generalſtabe zum Eintritt in das Arſenal zu verſchaffen hat, muß von

der innern Hafenbehörde noch einmal visirt werden, wenn man in den Bagno selbst eingelassen werden will. Mein Sergeant, der mir zugeordnet war mich umherzuführen, war aber neben seinem Muth und seiner Unerschrockenheit, auch noch ein gutgelaunter Humorist, welcher die Wanderung durch die Säle mit witziger Harmlosigkeit betrieb. Dies ist der Aufenthaltsort des Schreckens, der nackten Schande, der Hoffnungslosigkeit, der blöden Lästerung. Ein dampfender Abgrund des Unglücks und der Sünde. Ein unheimliches Gemurmel läuft beständig umher, Flüche und Seufzer brechen sich an den Wänden, dort in einem unbemerkten Winkel hat Einer stille Thränen im Auge. Man glaubt unter einer Menschenschaar sich zu befinden, welche in dumpfer Erwartung dem jüngsten Tage entgegenharrt, der auch schon über ihren Häuptern wie eine schwarze Wetterwolke schwebt und sich jeden Augenblick im Weltgerichtsdonnern über ihnen entladen zu wollen scheint. Daher an allen Ecken dies Murren, Stöhnen, Zucken, Rascheln, diese seltsamen Laute, die ganz unbeschreiblich sind.

Den mittleren Raum dieser Säle nimmt die steinerne Pritsche ein, welche abschüssig gebaut und in mehrere Lager abgetheilt ist. Das Bett eines Jeden ist bloß durch ein grobes Tuch bezeichnet, welches

über die ihm gehörige Stelle der Pritsche gedeckt ist. In dem Saal, wo sich die auf Lebenszeit Verdammten aufhielten, fand ich, daß es am lustigsten zuging. Und ihnen ist in der That nichts Anderes übrig gelassen als lustig zu seyn; denn sie sind fertig, sie wissen genau ihre Zukunft, was jeder Tag derselben ihnen bringen wird. Sie kennen den schrecklich bestimmten Raum, auf dem ihre Zukunft ihnen zugemessen ist, und auf diesen Raum ist Alles, was Zeit heißt, gleichgültig, ein ödes leeres lächerliches Nichts, das keiner Veränderung in sich mehr fähig ist. Dem lebenslänglich Verdammten kann nichts begegnen, aber dafür gehört ihm der Augenblick ganz und gar, ihm gehört die Luft, die er noch einathmen darf, ihm gehört das Stück Brod, an dem er seinen Hunger stillt, ihm gehört das Lied, das er in lustiger Verworfenheit vor sich hinträllert, ihm gehört der Witz, durch den er sich zum Meister eines von ihm tausendfach verfluchten Schicksals macht. Und an all diesem Besitzthum nagt der lebenslänglich Verdammte mit teuflischer Gier, denn diese höllische Habe des Augenblicks ist seine ganze Lebensnahrung, sie ist seine einzige Religion. Es ist die Religion der Hoffnungslosigkeit, auf deren Altar ein ausgebranntes Herz langsam qualmt und zerstäubt.

Unter dieſen Hoffnungsloſen erblickte ich auch einen ganz jungen Menſchen, der mit einer wunderſchönen Stimme franzöſiſche Volkslieder ſang. Er ſchien gar keinen Begriff von ſeinem Elend zu haben und war fröhlich und guter Dinge. Der Plan der Flucht beſchäftigt wohl Viele und die Meiſten, aber zugleich iſt ihnen bekannt, daß von allen den Forçats, welchen das Entkommen gelungen, in der Regel mehr als dreiviertel in kurzer Zeit wieder zurückgebracht werden. Andere lagen auf ihrem Bett ausgeſtreckt und laſen, jene ſtrickten oder beſchäftigten ſich mit kleinen Schnitzarbeiten, denn es war Ruheſtunde. Am wildeſten und unangenehmſten gebärdete ſich die Einwohnerſchaft der Säle, in welchen die nur auf beſtimmte Friſt verurtheilten ſich aufhielten. Viele lachten uns in blödſinniger Bosheit aus, Andere führten freche Reden hinter uns her, oder bedrohten uns mit der Fauſt und durch ein unverſchämtes Nahetreten. Es iſt häufig vorgekommen, daß Fremde ihren Beſuch in dieſen Sälen auf eine ſehr empfindliche Weiſe gebüßt haben.

In einem andern Saal hielten ſich blos Schwache, zur Arbeit Unfähige und Blödſinnige auf. Es ereignet ſich nicht ſelten, daß Galeerenſklaven von Wahnſinn befallen werden. Entweder gleich zu Anfang aus einem tiefen Zuſammenſchrecken über ein ſo

unerträgliches Geschick, oder nach einem lange fortgesetzten Zwangsleben aus einer Abstumpfung, welche sie allmählig in ein wahnsinniges Alter auslaufen läßt. So scheint selbst die Natur, um die Schrecknisse dieses verwünschten Orts noch zu vermehren, da, wo sie sonst dem Entkräfteten mit milder Hand den Tod gibt, bei diesen Unglücklichen lieber den Wahnsinn zu erzeugen, der des Sünders zähen Leib noch hinfristen muß zu seinem eigenen Schauder und als Beispiel des Entsetzens.

Nachts im Schlafe liegen sie Alle an einer und derselben Kette, welche durch den ganzen Saal geht und an die sie mit den Fesseln, welche ihren Leib binden, angeschlossen werden. Es muß ein gräßlicher Anblick seyn, diese Schaar der schlafenden und schnarchenden Sünder zu betrachten, an denen aller und jeder Segen der Natur zum Fluch werden muß. Welche Hölle mag in der Traumwelt dieser Elenden wogen! Welche brennende Verdammniß mag die Phantasie, wenn sie mit ihren Nachtphantomen den Saal bevölkert und sich in schweren bleiernen Flügen auf diese Verbrecherhäupter niederläßt, hier unsichtbar ausüben! Aber von seiner Kette erlöst den Sklaven nichts, selbst nicht die Krankheit. Ist er erkrankt, oder hat er sich bei seinen schweren Tagesarbeiten verwundet, so wird er

in das Hospital des Arsenals gebracht, das sich innerhalb der Gränzen des Hafens befindet, und welches ich ebenfalls durchwanderte. Selbst die Kranken, die so schwach sind, daß sie das Bett nicht verlassen können, sind von der verhängnißvollen Fessel nicht frei. Sie liegen in ihrem Bett und klirren mit den Ketten, so oft sie sich bewegen. Die in der Genesung Begriffenen spazieren vor ihrem Bett auf und ab, aber nicht weiter als die Kette reicht, mit der sie an den Bettfuß angefesselt sind. Und diese traurige Maaßregel ist begründet genug, da die meisten Verbrecher sich durch die Krankenhäuser den Weg der Flucht zu bahnen wissen. Ein sehr feiner etwas ältlicher Mann, mit einem vornehmen Anstande, saß aufrecht in seinem Bett und schrieb eifrig in sein Portefeuille hinein. Er glich in der Zuversichtlichkeit und Bedeutsamkeit seiner Haltung einem Minister, der seine Depechen schreibt. Nur der rothe Kittel, der ihn umhüllte, erinnerte an die arge Wirklichkeit. Vielleicht schreibt er an dem Tagebuch seines unglücklichen, mit schweren Verhängnissen belasteten Lebens. Wer Lälia von George Sand gelesen, mußte bei dieser auffallenden Erscheinung an Trenmor denken. Auch hier sind es die barmherzigen Schwestern, welche die Krankenpflege übernommen haben, und die hier ohne Zweifel ihren schwersten

und gefahrvollsten Beruf ausüben. Auch erscheinen sie hier nicht so heiter, wie man sie an andern Orten beständig sieht. Alles bewegt sich hier in dumpfer freudloser Stille, ohne Lohn und Lust der Geschäftigkeit. Selbst diesen Verstoßenen Gutes zu thun, zeigt sich als Qual und erweckt den Hülfreichen ein traurig befangenes Gemüth.

Einen Tempel, einen Altar oder überhaupt eine besondere Stätte zu Ausübung der Religion gibt es in dem Sklavenkerker nicht. Nur im Hospital ist eine Art von Kapelle zur Verrichtung des Gebets eingerichtet, aber auch dies ist eigentlich nur ein gewöhnliches kleines Zimmer, in das ein Altar hineingestellt ist. Früher war auch im Allgemeinen ein religiöser Cultus für alle Forçats eingerichtet, indem ein Priester alle Sonntage in den Sälen die Messe las. Aber man hat dies, soviel ich hörte, jetzt gänzlich einstellen müssen, weil die heilige Handlung beständig durch das Hohngelächter der wilden Masse durch ihr Schimpfen, Spotten und Schelten unterbrochen wurde. Es war dies eine Rache, welche die sich selbst überlassene Immoralität an dem sanctionirten Glauben der Welt nahm, und zum Theil eine gerechte Rache. Denn was will man mit dem dargebotenen Trost der Messe sagen bei Menschen, denen man Alles genommen, denen man in dem

ſcheußlichen Abgrund, in welchen man ſie geſchleudert hat jede Gelegenheit zur Beſſerung, zur heilſamen Einkehr in ſich ſelbſt, zur innern Rettung von der Sünde verſperrt hat? Man hat ſie zur Strafe für ihre Vergehen einem Leben preisgegeben, in welchem die gränzenloſeſte Verwilderung alles menſchlichen Seyns gewiſſermaßen die Bedingung ihrer Exiſtenz wird, man hat alle Andacht bei den Grundfaſern aus ihrer Seele geriſſen, und verlangt noch, daß ſie andächtig ſich gebärden ſollen, wenn ihnen alle Sonntage ein Prieſter die Meſſe vorklingelt? Was will man noch durch die formelle Religion an ihnen retten, da man ihnen durch den Zwang des Geſetzes alle Religion des Herzens, allen Glauben der Menſchlichkeit, allen Cultus der Hoffnung genommen hat? —

Mehrere dürfen ſich mit Ausarbeiten künſtlicher Sachen, Schnitzen von Doſen aus Cocus u. dgl. beſchäftigen, und verkaufen dieſe oft ſehr zierlich ausfallenden Gegenſtände an die Fremden, welche das Arſenal beſuchen, oft zu ſehr theuren Preiſen. Dies ſind zum Theil ſolche, die für ihren Unterhalt etwas zahlen können, und daher größere Freiheit in der Wahl ihrer Beſchäftigungen haben. Ueberhaupt haben die Forçats von jeher eine große Geſchicklichkeit in techniſchen Arbeiten und Erfindungen

an den Tag gelegt und namentlich an letzteren sind oft überraschende Vorschläge von ihnen ausgegangen, welche die höchsten Staatsbehörden sich mit Glück zu Nutze gemacht haben.

Das Fortbestehen der Galeerenstrafen gereicht einem Lande, wie Frankreich, das sich so viel mit seinen Civilisationsideen gebrüstet hat, wahrhaft zur Schmach und Schande. Diese Sklaverei des Bagnos ist unmenschlicher und abscheulicher selbst als die Negersklaverei. Der Staat soll seine Verbrecher strafen und anfesseln, aber er soll und darf nicht zu diesem Zweck Institute unterhalten, die auf unmoralische Prinzipien gegründet sind, wie dies bei den Sklavenkerkern in den Meereshäfen der Fall ist. Auf der Galeere wird der Verbrecher in einen förmlichen Staat des Lasters eingeführt und als Mitglied desselben aufgenommen. Man sagt, daß diese Verdammten alle in einem geheimen Einverständniß miteinander stehen, das sie zu einem ordentlichen gesetzlichen Organismus unter sich ausgebildet haben. Sie haben unter sich ihre geheimen Tribunale, ihre Blutgerichte, und ihre Gesetze, nach denen die Vollstreckung derselben angeordnet und den dazu Erwählten aufgetragen wird. So findet man plötzlich auf oft unerklärliche Weise die Wächter und Aufseher, welche sich verhaßt gemacht, und selbst die Beamten

der Bureaur, ermordet, ſo wie diejenigen unter den Forçats ſelbſt, welche ſich nicht zum Anſchließen bereit oder des Verrathes verdächtig zeigen. So ſoll auch ein allgemeiner Verſchwörungsplan exiſtiren, wonach an einem beſtimmten Tage des Jahres Jedem alle Uebrigen zur Flucht behülflich ſeyn müſſen.

Iſt aber das Inſtitut des Bagno an ſich und in ſich ſelbſt ſchon ein unmoraliſches, ſo wirkt es auch nach Außen hin in den Hafenſtädten, wo ſolche Verbrecherwerkſtätte exiſtiren, unſittlich und auflöſend, und unterhöhlt die Sicherheit und die rechtliche Grundlage der Geſellſchaft. Dies geſchieht beſonders durch die Zuſammenmiſchung der freien Arbeiter mit den Forçats, die im Arſenal alle durcheinander bei denſelben Verrichtungen gebraucht werden. Dieſe Gemeinſchaft des Armen, der für den Taglohn und für Weib und Kind arbeitet, mit dem Verbrecher iſt von dem allerſchändlichſten Einfluß auf die Sittlichkeit des Erſteren und der Volksklaſſe einer ſolchen Stadt überhaupt. Wie viel Giftſtoffe werden nicht durch dieſe Berührung aus der Hölle des Laſters in das unmittelbare Volksleben hinübergeſchleppt!

II.

Polen.

(Aus dem Tagebuch meines Aufenthalts in Krakau, im Sommer 1839.)

1. Auf dem Schloßberg in Krakau.

An einem heitern Morgen ſtanden wir auf dem Schloßberge von Krakau, und ſchauten hinaus in die weite polniſche Ebene, durch welche ſich die Weichſel in ihren maleriſchen Windungen ſchlingt. Den Horizont begränzen die erhabenen Gebirgszüge der Karpathen, Bilder eines freien Naturlebens, ſtolz herabſchauend auf ein bezwungenes Land und Volk. Wenn wir in Gedanken die Freiheit der fernen Berge athmeten, ſo erleichterten wir dadurch unſer Herz von dem ſchweren Druck, mit dem es ſich beim Anblick all des Lebens, das uns hier in der Nähe umgab, belaſtet fühlte. Betrachteten wir nur zu unſern Füßen die Weichſel, und ihr jenſeitiges Ufer, an dem, gerade gegenüber von unſrem Standort auf dem Schloßberge, das Haus der öſterreichiſchen Mauth ſich zeigte; ließen wir unſern Blick dann weiter umherſchweifen zur preußiſchen

und ruſſiſch polniſchen Gränze, und wendeten wir nun das Auge wehmüthig hinter uns, wo uns zu Häupten das alte Königsſchloß der Polen emporragte, in ſeiner wunderlich chaotiſchen Bauart, die ſo bezeichnend iſt für den polniſchen Charakter, zeugend von ehemaliger Herrlichkeit noch in jetzigem Verfall und jetziger Erniedrigung, jetzt verwandelt in eine öſterreichiſche Kaſerne: ſo fanden wir uns auf dieſem Standpunkt von allen den verhängnißvollen Momenten umgeben, welche das Schickſal dieſes ſchönen Landes bilden.

Man kann kaum eine blühendere und prächtigere Landſchaft ſehen, als die ſich um das alte Krakau her ausbreitet. Die Gegend hat einen durchaus ſüdlichen Charakter, und eine Fülle friſchen Lebens liegt in bunter Mannigfaltigkeit vor uns ausgegoſſen. Da fallen unſere Blicke wieder auf das jenſeitige Ufer der Weichſel, und werden von den grünen Uniformen getroffen, welche ſich dort von Zeit zu Zeit herumtummeln. Es ſind die öſterreichiſchen Gränzjäger, welche auf der Lauer umherſchweifen. Die Weichſel bildet die Gränze zwiſchen Oeſterreich und dem Gebiet des ſogenannten Freiſtaats Krakau. Eigentlich liegt die Gränze zwiſchen dieſen beiden Gebieten mitten im Fluſſe, und der ſilbergraue Faden des Stromes iſt es, welcher ſie bezeichnet. Ein

Schiff, das auf dem Krakauer Theil der Weichsel schwimmt, ist steuerfrei von den Gesetzen der freien Stadt; sollte es sich durch eine auch nur zufällige Bewegung auf die österreichische Seite hinüberwenden, so würde es sofort abgabepflichtig werden. Ein Schwimmer, der sich beim Baden vom Krakauer Ufer aus nur etwas nach dem österreichischen hinüber verlöre, kann gewärtigen, mitten im Wasser von einem österreichischen Gränzjäger nach dem Paß gefragt zu werden, und es soll gefährlich seyn, sich anders in der Weichsel zu baden, als mit einem von dem österreichischen Residenten gezeichneten Paß im Munde. Die Natur aber in ihrer freien Lebendigkeit spottet dieser Gränzwuth der modernen Völker, und der Fluß rauscht hüben wie drüben, hier wo er die alte Burg der polnischen Könige und dort wo er das österreichische Zollgebäude wiederspiegelt, auf beiden Seiten mit derselben Lust seiner Gewässer. —

Der Freistaat Krakau ist das arme angenommene Kind, das die europäischen Großmächte durch die Wiener Traktate vom Jahre 1815 zu ihrem besondern Schützling sich auserkoren haben. Man gab ihm aber bei seiner Geburt einen unglücklichen Namen, indem man den neugebildeten Staat einen Freistaat nannte, und wie mancher Mensch sein Leben lang dafür büßen muß, daß er Gottschalk,

Stoffel oder Habakuk getauft worden, so hat auch Krakau seine Benennung als Freistaat schwer genug entgelten müssen, und entgilt es bis auf den heutigen Augenblick. In der Wiener Congreßakte heißt es. „Die freie, unabhängige und streng neutrale Stadt Krakau," und die gesetzliche Ausstattung, welche man damals dem jungen Freistaat mit auf den Weg gab, war liberal und großmüthig genug. Das Jahr 1815 war ein großmüthiges Jahr in der Weltgeschichte, es hatte alle Taschen voll von Völkerglück und Staatenfreiheit. Man schuf damals Begriffe und Worte, die nachher sehr unangenehm in die Ohren fielen, und ungefähr so nachsummten, wie auf einem Fastnachtsball der letzte Baßgeigenstrich, der mit seinem sonderbar durch die Nerven schrillenden Ton daran erinnert, daß man zuviel getanzt und des Guten mehr gethan hat, als die eigene Natur ertragen will.

Krakau bietet ein lehrreiches Beispiel von der Moralität der heutigen europäischen Politik dar. Man kann an den Krakauer Zuständen die Anatomie der Tagespolitik studiren und diese Bereicherung der Erkenntniß verdient schon einen verlängerten Aufenthalt in der merkwürdigen und einst so stolzthronenden Stadt, die jetzt vor Trauer und Scham sich in sich selbst zusammenkauert, und gern ihrem eigenen

Bewußtseyn entfliehen möchte. Alle europäischen Großmächte haben verantwortlichen Antheil genommen an dem Schicksal Krakaus. Oesterreich, Rußland und Preußen heißen seine drei Schutzmächte, welche die dem Freistaate gegebene Verfassung verbürgt haben. England und Frankreich haben den Wiener Traktat, welcher dem Freistaat das Daseyn gegeben, mit unterzeichnet. Aber die österreichische Politik ist es allein, welche hier die Zügel in die Hand genommen, in diesem versteckteſten Winkel ihres Einflusses einen tiefen Blick in ihre eigenen Staatsprinzipien eröffnend. Oesterreich ist aus der ersten Schutzmacht die erste und alleinige Zwangsmacht Krakaus geworden. Von den beiden andern ausdrücklich sich dazu bestimmenden Schutzmächten ist vielleicht nur noch Rußland mit verdecktem Spiel betheiligt, indem es auch hier die Klugheit beobachtet, die Gehässigkeit bei der öffentlichen Meinung auf die Schultern der andern Macht zu wälzen, für sich selbst aber im Stillen den ihm ersprießlichen Nutzen davon nicht zu verfehlen. Was Preußen anbetrifft, so wird es in Krakau selbst von den Männern der radicalen Partei bedauert, daß diese Macht nicht den entschiedenen Einfluß auf den Freistaat auszuüben unternommen oder nicht wenigstens eine bleibendere Spur seiner Einwirkung dort hinterlassen hat. In

der kurzen Zeit, welche ein preußiſches Uhlahnenregiment auf dem Krakauer Gebiet zubrachte, ſind unter der Bevölkerung manche Sympathieen für Preußen entſtanden, und man würde hier eine preußiſche Beſatzung ohne Zweifel der öſterreichiſchen vorziehen, welche letztere jetzt unumſchränkt alle Lebensregungen von Krakau überwältigt hat. Auch ſind die geringen Erleichterungen, welche der Freiſtaat in ſeiner bedrängten Lage doch nach manchen Seiten hin erfährt, nur dem Antheil Preußens als Schutzmacht zuzuſchreiben, obwohl dieſe Erleichterungen keineswegs politiſcher Natur ſind, ſondern ſich mehr auf einige humane Einflüſſe der Intelligenz beſchränken. Dies will aber nicht viel mehr ſagen, als einem an das Kreuz genagelten den Schwamm mit Eſſig reichen, welcher den Durſt nur heftiger reizt, und das Lechzen nach dem Tode ſteigert. Aber Preußen hat hier ſo viel gethan als es die diplomatiſchen Verhältniſſe zulaſſen. Mehr hätten England und Frankreich, die doch ebenfalls anerkannte Taufzeugen bei der Geburt dieſes Freiſtaats geweſen, für eine Bevölkerung thun können, die unter einem in der Geſchichte beiſpielloſen Zuſtand ſich befindet und welche als Bewahrerin des Kerns der polniſchen Nationalität die höchſte Theilnahme verdient. Die Debatte in Frankreich — und was iſt die franzöſiſche Politik noch anders als

Debatte? — ist zwar auch für Krakau einigemal in guten Raketen losgeprasselt, und in Zeiten wie den unsrigen muß man so oft den Lärm statt der That nehmen, daß man selbst den Phrasen, welche beim Beginn jeder französischen Kammersitzung regelmäßig für Polen erschallen, einigen Werth, vielleicht auch einige Wirkung beilegen möchte! Einen kräftigeren Willen hat die andere Frau Gevatterin Großmacht, das freie England, für den armen Täufling an den Tag gelegt. Schon im Jahre 1836 wurde es von Lord Palmerston für eine moralische Nothwendigkeit erachtet, einen englischen Consul nach Krakau zu senden, um vermittelnd in die dortigen Zustände einzugreifen. Es war dies ein Gedanke der Barmherzigkeit, und wer kann sich der Barmherzigkeit erwehren bei den Leiden eines tödtlich Verwundeten, der sich herumwindet in den äußersten Qualen des Daseyns, ohne leben noch sterben zu dürfen. Wem kämen nicht Thränen in die Augen beim Anblick einer Stadt, der unglücklichsten Stadt unter den Städten, deren Vergangenheit so reich an historischer Größe war und deren Gegenwart ein zum Tod gehetzter Bettler ist, der hungrig vor den Thüren seiner ehemaligen Größe liegen und von den Fremdlingen, die sein Besitz bewohnen, sich mit Füßen treten lassen muß! Aber dieser menschliche

Entſchluß Englands iſt bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen, doch hat man ihn in neueſter Zeit, wo die Noth Krakaus immer bitterer geworden, wiederholt aufgenommen, wenn auch fürerſt nur in den engliſchen Zeitungen. Sollte aber ein engliſcher Reſident nach Krakau abgehen, ſo würde die öſterreichiſche Politik dadurch in nicht geringe Verlegenheiten geſetzt werden, und es könnte ſich Oeſterreich bei dieſer Gelegenheit heilſam daran erinnert ſehen, daß es eine deutſche Macht iſt und daß ſeine Hingebung an den Einfluß Rußlands nie dazu führen ſollte, die ſonſt ſo viel zur Schau getragene Biederkeit und Ehrenhaftigkeit des deutſchen Charakters aufs Spiel zu ſetzen. —

Hier auf dem Schloßberge von Krakau, wo ich jetzt traurig ſtehe, begannen die erſten hiſtoriſchen Anfänge des nachher ſo groß gewordenen und weitmächtigen Polenreiches. Dies iſt der alte Berg Wawel, in welchem der Drache wohnte, den die tapfere Hand des alten Krakus erſchlug, und an dieſer mit Drachenblut gedüngten Stätte erhob ſich der erſte Anbau Krakaus, das der Mittelpunkt des polniſchen Reiches und der erſte Sitz ſeiner Könige wurde. Ein von der Natur reich geſegnetes Gebiet begünſtigte dieſe Anſiedelung. So weit man ſchaut, erblickt man hier ein ſchönes grünes Hügelland, das

auf ſeinen Wellenlinien in einer Fülle von Fruchtbarkeit wogt und thront. Alle Erzeugniſſe des Bodens gedeihen im Ueberfluß, hoch und dicht ſteht das Getraide, und der Bauer erntet oft drei bis viermal des Jahres ſeine Gemüſe. Dabei regt ſich auf zuſammengedrängtem Raum die zahlreichſte Bevölkerung. Der heutige Freiſtaat Krakau umfaßt auf einem Flächeninhalt von 20 Quadratmeilen 131,460 Bewohner, alſo auf einer Quadratmeile 6573 Seelen, ein ſo ſeltenes Verhältniß der Bevölkerung, daß es nur durch die außerordentliche Gunſt des Bodens zu erklären iſt. Dennoch hat Alles hier ein menſchenleeres und verlaſſenes Anſehen. Das Unglück des Menſchen iſt mächtiger als alle Pracht und aller Segen der Natur, ſein Leid überzieht mit ſchwarzen Schatten die blühendſte Landſchaft, ſeine ſtille Thräne iſt durchdringender als das Rauſchen der Seen und Flüſſe, die dort weit und breit im Sonnengefunkel das Land bewäſſern!

2. Der Kosciuszko-Hügel.

Die Wanderung zum Denkmal eines Helden iſt ein Kirchgang in den Tempel der Geſchichte. Man erneuert ſein Vertrauen auf die Vernunft und den lebendigen Prozeß der Weltgeſchichte, wenn man die nationale Verewigung eines großen Mannes erblickt, deſſen Daſeyn das höchſte Beſitzthum ſeines Volkes und eine heilige Verheißung für die ganze Menſchheit geworden. Und waren die Thaten des Helden auch nur wie die Blumen auf dem Felde, welche der Sturm wieder zerjagt, bezeichneten ſie auch in der Erhebung, welche ſie ihrer Nation gaben, nur einen kurzen Flug mit gebrochener Schwinge, das Trauerſpiel eines großen Willens, der mit all ſeiner Kraft nur die eigene Vernichtung erkämpft, ſo ſtrömt nichts deſto weniger von dem Gedächtniß eines ſolchen Helden ein Segen für die Zukunft aus. An ſeinem Hügel erſcheinen uns die Täuſchungen der Geſchichte

in einem versöhnlichen Glanz, und die Arbeit um die Freiheit des Menschengeschlechts, eine künstliche Mosaik aus Trümmern, verklärt sich uns in dem Licht unserer göttlichen Bestimmung, die, wenn sie kein Wahnsinn ist, zuerst und vor allen Dingen Freiheit ist.* Aus dem Untergang der Nationen, so spricht zu uns das Monument, ringt sich doch das ewige Leben der Person zu einem dauernden Sieg hervor, die Völker verkommen und erliegen ihrem Schicksal, aber sie haben ihre Unsterblichkeit in den großen Personen, welche in sich den besten Kern des Nationallebens zur That und zum Bewußtseyn gebracht hatten. Das ist, mitten unter aller Schmach und Schande, unter allen Lügen und Todsünden der Geschichte, doch die historische Seligkeit des Menschengeschlechts, daß die menschlichen Individualitäten, welche in der Geschichte wirken, erhaben sind über das Schicksal der Nationen, die an Unfreiheit und Zerrüttung verloren gehen können, während der Stern eines großen Menschen, welcher der Geschichte seines Volkes aufging, in die Ewigkeit hineinstrahlt und das Zeichen ist, unter dem auch sein Volk, mag es immer an Unterjochung gestorben seyn, mit Glorie in die Ewigkeit der ganzen Menschheit eintritt. So gewinnt der zerfleischte Körper der Völker durch die Unsterblichkeit ihrer Helden das ewige Leben, das

vor den Augen Gottes gesund macht, was krank war, und frei macht was unfrei war, eine Gesundheit und Freiheit, welche kein Despot der Zeitlichkeit mehr untergraben kann! So wird das Nationale am Ende durch das Menschliche erlöst und selig gemacht, und das Unglück der Geschichte geht auf in der höheren göttlichen Bestimmung des Geschlechts! —

Mit diesen Gedanken wanderte ich, während meines Aufenthalts in Krakau, häufig zu dem eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Kosciuszko-Hügel, dem Denkmal des größten und edelsten Polen, in welchem die höchsten Tugenden und die höchsten Leiden seiner Nation in reinster Gestalt unsterblich geworden, und in dem aus der Schmach des Unterliegens doch der Begriff der polnischen Nationalität sich für ewige Zeiten als etwas Hohes und Herrliches herausgerettet hat. Nichts Erhabeneres und Rührenderes kann man sehen, als diesen Hügel; ernst und schwermuthsvoll ragt er aus einer blühenden, in unermeßliche Weiten sich dehnende Landschaft empor. Es ist ein Schneckenberg, dessen Windungen sich in ansehnlicher Breite hinlagern und gegen 300 Fuß in die Höhe steigen, ein Denkmal nach ächt slawischer Volkssitte blos aus Erde aufgeworfen, ein Werk des Spatens, den die Hände der Nation selbst geführt, und woran kein Meißel des

Künſtlers, keine zuſammengeſetzte Berechnung der Architektur geholfen. In grünberaſeten Abdachungen ſteigt er, von Windung zu Windung ſich kreuzend, bis zu ſeiner Spitze empor, auf der noch immer der beabſichtigte Denkſtein mit dem Namen des Helden fehlt, obwohl der zu dieſer Höhe heranſteigende Wanderer keinen Augenblick ihn vermißt. Denn hier flüſtert die ganze Gegend den Namen Kosciuszko und die Pappeln, welche wie Grabeswächter in langer Reihe den Hügel umſtehen, ſäuſeln das Heldenlied von dem großen Raczelnik in den Wind hinaus, und die Winde tragen es von hier aus unaufhörlich durch das ganze Land Polen, das alte Heldenlied der unglücklichſten Nation, welche den Kosciuszko ihren Vater nannte. Die Cicaden in den Gräſern, welche den Hügel durchſingen, betrauern in ihren ſeufzenden Melodieen den Vater und ſeine Kinder, den Vater, welcher die große Schlacht bei Raclavice gewonnen, und die große Schlacht bei Macieiowice verloren, und ſeine Kinder, die armen Polen, die in ihrem Kosciuszko das Ideal des Vaterlandes anbeteten, und noch im Tode an ihn glaubten als an eine Kraft, die aus unſichtbarer Höhe ſegnend über einer Nation ſchwebe, und ſie einſtmals wieder aus ihrem Elend erretten werde. So geht von dem Hügel Kosciuszko's der ewige Schmerz und die ewige

Hoffnung der ganzen Nation aus, und gräbt ſich aus dieſer Erdpyramide fort mit der Gewalt eines unterirdiſchen Feuers durch alle Herzen der Polen, die in ihrem geheimſten Innern davon erglühen. Dies iſt hier das Grab und der Krater Polens, in welchem die ganze lebendig begrabene Nation eingeſenkt liegt und aus der Tiefe heraus ihre flammenden Seufzer ausſchickt wie eine feuerſpeiende Leiche, in der eines Volkes letztes Glück verlodert.

Dieſe den Slawen eigenthümliche Art, Monumente zu errichten durch Aufwerfung eines Erdhügels, verdient in vieler Hinſicht den Vorzug vor der plaſtiſchen Denkmalbildnerei, an die unſere heutige Zeit ſo viel Pietätscoquetterie und gefühlvollen Geldbettel verwendet hat. Die Naturmonumente der Slawen haben nicht nur die Dauer für ſich, welche den Elementen trotzt und allen Geſchmacks- und Formenwandel der Zeiten überlebt, ſondern ſie haben auch vor dem Kunſtwerk die größere Volksthümlichkeit voraus, indem ſie auf die einfachſte und ungezwungenſte Weiſe das Andenken eines großen Mannes an die Volkstradition anknüpfen. Zugleich hat hier das Volk ſelbſt die Arbeit des Künſtlers übernommen und iſt der Mitſchöpfer des Denkmals geworden, welches es aus dem ihm natürlichſten und heiligſten Stoff, der Vaterlandserde, und mit dem populairſten

Werkzeug gefertigt hat. So erhebt sich das Naturmonument unmittelbar aus der Volksmasse selbst und indem es als eine That des allgemeinen Willens hervorgegangen, erhält es sich auch in dieser rein nationalen Sphäre von Geschlecht zu Geschlecht. Bei der Errichtung des Kosciuszko-Denkmals ist diese Mitarbeit der ganzen Nation noch in besonders rührenden Zügen geschehen. Nachdem am 19. Juli 1820 auf den Antrag des Vincent Monkolski, Präsidenten des Civil- und Criminal-Tribunals von Krakau, die Aufrichtung eines solchen Monuments für den gestorbenen Helden beschlossen worden, kam man ohne Unterschied des Standes und Geschlechts herbei, um an der Arbeit zu helfen. Vornehme und zarte Frauen nahmen den Spaten in die ungewohnte Hand und neben dem armen Taglöhner arbeitete um die Wette die stolze Gräfin mit Thränen in den Augen, die um das Vaterland flossen. Mütter leiteten ihre unerwachsenen Kinder an, die vaterländische Erde zu graben und daraus den Hügel zu wölben für Kosciuszko, den großen Naczelnik, in dem sich alle Polen wie in ihrem Familienoberhaupt umfassen. Der Senator, der Krieger, der Bauer, der Greis und der Jüngling, alle gruben daran, und selbst ein hochherziger Feind, Kaiser Alexander von Rußland, hatte in der Gesinnung, welche diesen Fürsten immer

ausgezeichnet hat, seinen Beitrag zu den Kosten des Denkmals in ansehnlichen Summen gesandt. Solche Beiträge waren aus allen Gegenden des Polenlandes, von Reichen wie von Armen, eingegangen, und Jeder wollte sein Theil daran haben. So stieg allmählig der Mogila Kosciuszko empor, wozu die Erde aus allen Woywodschaften Polens herangeführt wurde, auch wie man sagt, selbst aus Amerika, wo Kosciuszko seine Heldenschule gemacht, und aus Solothurn, das seine Schweizererde beisteuerte, weil sie das letzte Asyl des sterbenden Feldherrn gewesen. Die Stätte, auf welcher der Hügel sich erhebt, ist der Berg Bronislawa, der als Heilige verehrten Tochter eines alten Königs von Polen zum Andenken so genannt, doch ist dieser Name in Beziehung auf das Kosciuszko-Denkmal dem Patriotismus der Nation auf das Sinnreichste entgegengekommen, denn Bronislawa bedeutet etymologisch zugleich Vertheidiger des Ruhms, oder mit einer Umänderung der Endung, er hat den Ruhm vertheidigt, so daß schon der Name des Bodens, auf welchem das Denkmal steht, die Inschrift desselben abgiebt.

Am 16. Oktober 1820 fanden die Feierlichkeiten der ersten Grundlegung des Kosciuszko-Hügels Statt. Zuerst wurde von dem Schlachtfeld Raclawice Erde mit den Gebeinen der dort gefallenen tapfern Polen

heran gefahren, um als Kern des Monuments zu dienen. Denn diese Schlacht, welche am 4. April 1794 geschlagen wurde, war die erste, in der Kosciuszko, von Krakau ausrückend, gegen die Russen sich stellte und an der Spitze eines begeisterten Heeres, dem selbst die Sense des Bauers sich zugesellt hatte, ein widererstehendes und siegreiches Polen verkündete. „Kosciuszko und Freiheit" war das Feldgeschrei dieser Schlacht, welche als die neue Morgenröthe Polens betrachtet wurde. Sodann kamen auf einem Schiff der Weichsel zwei große Kisten mit anderer Erde zu dem Denkmal Kosciuszko's herbei, gesandt von der Fürstin Isabella Czartoryska, der edlen Freundin des Helden, welche den Säbel Johann Sobieski's, den Kosciuszko einst von seiner Nation zum Geschenk erhielt, von ihm ererbt hat. Aber diese Erde, die auch Schlachterde war, war nicht, wie die von Raclawice, junge Saaterde zum neuen Nationalfrühling, dies war Erde von der Schlacht bei Macieiowice, also von dem Grabe Polens, das die Rosseshufe der Kosaken auf dieser Wahlstatt gegraben haben. Und zwar enthielt die eine Kiste, welche Isabella Czartoryska geschickt, die Erde vom Schlachtfelde selbst, die andere aber Erde von derjenigen Stätte, wo Kosciuszko, verwundet niedergesunken in dieser Schlacht, Gefangener der Russen wird, und

das Ende Polens weissagend, mit dem weltdurchdröhnenden Ausruf: Finis Poloniae! zusammenstürzt. Solche Erde wurde nun auch genommen zu dem Denkmal Kosciuszko's, und indem man sie feierlich dazu vergrub, ertönte dabei die Kosciuszko-Polonaise, der Mazurek-Dombrowski und der Poniatowski-Marsch, in jenen herzbewegenden Nationalmelodieen. Bei hereinbrechender Nacht stiegen flammende Feuer von den umherliegenden Hügeln auf, unter denen man auf dem linken Ufer der Weichsel den Wandahügel, auf dem rechten den Krakushügel, aus Erde aufgeworfen wie das Kosciuszko-Monument, als Denkmäler der alten grauen Vorzeit erblickt. Von diesem Tage an wurde noch drei Jahre lang an dem Hügel gearbeitet, und während dieser Zeit führte man immer noch mehr Erde von andern Schlachtfeldern, auf denen Kosciuszko's Beruf verherrlicht worden, herbei, z. B. von Dubienka, um den Schneckenberg davon immer umfangsreicher zu gestalten. Die Kosten der Aufrichtung werden auf 87,482 polnische Gulden angegeben, ungeachtet die Handleistungen der Patrioten so beträchtlich dabei mitwirkten. Gleichwohl war von den beigesteuerten Geldern noch eine so namhafte Summe übrig geblieben, daß davon für vier arme Krieger aus Kosciuszko's Heer in der Nähe des Denkmals ein Haus erbaut

werden konnte, um ſie zu Wächtern und Pflegern des geweihten Raſens zu beſtellen.

Die Stadt Krakau darf es als eine Anerkennung ihres ruhmvollen Voranſchreitens in der polniſchen Nationalſache betrachten, daß ihr das Vorrecht geworden, auf ihrem Gebiet das Monument des großen Feldherrn zu beſitzen. Nachdem Kosciuszko aus Amerika zurückgekehrt war, wo er in der Heldenſchule Washington's und als Waffengenoſſe Lafayette's ſeine erſten Thaten gethan, um einem Volke die Freiheit erobern zu helfen, wandte er ſich mit dem ſchmerzlichen Heimathsgefühl, das keinen Polen verläßt, wieder nach ſeinem Vaterlande, von dem er früher eines ritterlichen Liebeshandels wegen geflohen war, denn er hatte die ſchöne Tochter des Litthauiſchen Marſchalls Sosnowski, entführt. Der gutwillige aber ſchwachherzige Polenkönig Stanislaus Auguſt hatte damals wenigſtens noch den Muth, eine nationale Stellung zu behaupten, und das durch den fremden Einfluß hin und hergezerrte Land als erſter Patriot an ſeine vaterländiſche Bruſt zu nehmen. Darum wurde auch Kosciuszko's Rückkehr nach Polen mit beſonderer Freude von dem König begrüßt, und für den jungen Helden gab es keinen günſtigeren Augenblick auf den Schauplatz zu treten, als jetzt, wo Stanislaus die Feſſeln der von Rußland

unter ſcharfe Hut genommenen Conſtitution von 1774 abzuſchütteln trachtete. Der Entwurf der neuen Verfaſſung, die auf nationalem Grunde alle Unabhängigkeit von Rußland gewähren ſollte, hatte der König ſelbſt ausgearbeitet, und ging damit im erſten Feuer ſeiner Begeiſterung in die Kirche, hinter ihm her die Reichsverſammlung, und hier wurde in einer feierlichen Scene, während die untergehende Sonne mit ihrem Gold den alten Dom durchflog, die Conſtitution vom 3. Mai 1791 beſchworen. Kosciuszko bekannte ſich ebenfalls zu dieſer neuen Nationalverfaſſung, welche bald eines bewaffneten Heeres bedurfte, um ſich gegen die ruſſiſche Partei, welche ihr die ſogenannte Conföderation von Targowica entgegenſetzte, auf Leben und Tod zu ſchlagen. Polen rüſtete ſich mit dem alten brennenden Vaterlandseifer, und Kosciuszko ward Generallieutenant der Armee. Schon hatte er den Freiheitskampf durch die gewaltige Schlacht bei Dubienka als Sieger eröffnet, als König Stanislaus Auguſt, den man noch immer vergeblich beim Heere erwartete, inzwiſchen auf ſeiner Hofburg bange und verzagt geworden war in ſeinem Herzen. Katharina, die Kaiſerin, hatte kluge und dringende Briefe an ihn geſchrieben und mitten im Wirbel der neuen Siege, die ſein eigenes Werk krönen wollten, verlor Stanislaus den Kopf, indem

er wie ein Besiegter handelte. Der Waffenstillstand, den er abschloß und wodurch er Rußlands Oberheit anerkannte, vernichtete sogleich die neuemporkommende Sache Polens. Kosciuszko wanderte wiederum aus und verlebte ein Jahr der Einsamkeit in Deutschland, wo er nur mit geheimen Gedanken an Polen sich beschäftigte. Er blieb der eine und feste Mittelpunkt der Nation, die, äußerlich erkrankt durch die Theilung ihres Organismus, in Kosciuszko das Bewußtseyn ihrer Gesundheit und Freiheit behielt. Kosciuszko, die Fäden der großen Verschwörung in den Händen haltend, führte mit Riesenfleiß ein unsichtbares Gebäude von Polens Freiheit auf, das, aus Zukunftsträumen gefügt und durch die Hoffnungen auf die Gerechtigkeit eines in der Geschichte waltenden Schicksals verfestigt, aus dem Blut und den Thränen einer ganzen Nation zur Wirklichkeit erstehen sollte. Krakau, die alte Stadt der Könige von Polen, wurde der Ausgangspunkt der Revolutionen von 1794. In Krakau trat Kosciuszko zuerst wieder aus seiner geheimnißvollen Einsamkeit hervor. Durch die verhängnißvolle Insurrectionsakte der Bürger von Krakau wurde Kosciuszko zum Naczelnik Polens erklärt und ihm durch diesen hohen Namen den Oberbefehl über die ganze bewaffnete Macht und eine Art von Dictatur über Polen übertragen. Im Rathhause

von Krakau entfaltete der Kanzelmönch Kosciuszko die Fahne Johann Sobieski's und vereidete auf diese das mit den Waffen versammelte Volk zur Treue gegen das Vaterland. In seinen Proclamationen richtete er sich auch an die polnischen Frauen, deren Liebling er stets gewesen, und in deren hoher Gesinnung Polen immer eine Art von Gewährleistung für seine Freiheit gehabt hat. Der große Geist Kosciuszko's zeigte sich im Rath wie in der Schlacht von einer gottähnlichen Ueberlegenheit, und in dieser Hoheit seines Wirkens kannte er keinen größeren Schmuck, als seinen schlichten Bauernkittel, in welchem er am liebsten in die Schlacht zog, dazu die pelzverbrämte Krakusenmütze, mit dem Säbel, der ihm einfach von der Schulter herabhing. So waltete er an der Spitze seines Heeres, ein Mann von eisernem Charakter, kindlichem Gemüth, und jener Einfalt der Sitten, wie sie die Helden in den alten Zeiten der Geschichte gehabt. Aber Kosciuszko zeigte sich auch darin als der größte Held seines Vaterlandes, daß das Vaterland den Helden nicht überlebte, sondern der Fall beider ein gleichzeitiger war. Wie Oginski in seinen Memorien erzählt, wurden viele in Polen wahnsinnig vor Schmerz, als sich nach der unglücklichen Schlacht bei Macielowice zuerst die Nachricht verbreitete, daß Kosciuszko

in russische Gefangenschaft gerathen. Bei dieser Schreckensbotschaft, gebaren die polnischen Mütter zu früh todte Kinder, Kranke schwanden in Fieber und Schlagfluß dahin, und wie Verzweifelte und Rasende stürzten Männer und Weiber durch die Straßen, im Untergang Kosciuszko's den Fall Polens bejammernd. Indessen nahm Suwaroff Warschau und während Polen ausgetilgt wurde aus der Reihe der lebendigen Staaten, beschäftigte sich Kosciuszko in seinem Gefängniß zu St. Petersburg an der Drechselbank, wo er zur Beschwichtigung seiner Schmerzen und seiner Wunden hübsche Kunstsachen drechselte. Aus Katharina's Kerker erlöste ihn die Thronbesteigung Pauls I. Von der eigenen Hand des Kaisers empfing Kosciuszko seinen Säbel zurück, und tauschte dafür sein Wort aus, denselben niemals wieder gegen Rußland zu führen. Ob es dies verpfändete Ehrenwort gewesen, welches Kosciuszko später von jeder Unternehmung für die Freiheit Polens zurückhielt, oder ob ihn von jetzt an der Gedanke beherrschte, daß sein eigenes Wort: Finis Poloniae! der unwiderrufliche Grabgesang für sein Volk gewesen, man kann es aus Kosciuszko's fernerem Leben nicht klar entscheiden. So viel ist gewiß, daß er Polen wie einen Todten betrachtete, den er in seinem Herzen begrub, und wie er früher die Lebensblüthe seiner

Nation dargeſtellt, ſo ſtand er jetzt wie ihr Grabesmonument da, ein erhabenes Denkmal des Unterganges, das in ſeiner groſſen Trauer ſelbſt den Feinden Ehrfurcht für Polen erweckte. So wanderte Kosziuszko zum dritten Male aus, diesmal aber weder mit geheimer noch lauter Hoffnung, doch an der Gränze ſandte er dem Czar die Geſchenke wieder zurück, womit ihn dieſer zu ehren geſucht, und die er perſönlich nicht hatte ablehnen können. Kosciuszko ging nach Amerika, um ſeinen Vater Washington wieder zu umarmen und an der Bruſt des alten Helden um Polen zu weinen. Es iſt bekannt, wie nützlich auch in der neuen Hemiſphäre wieder Kosciuszko's Wirkſamkeit wurde, wie er hier für die armen Negerkinder ſorgte, zu deren Gunſten er Freiſchulen ſtiftete, und wie er endlich zum Bevollmächtigten in Handelsſtreitigkeiten zwiſchen Frankreich und den vereinigten Staaten erwählt, von Neuem in die Weltthätigkeit zurückkehrte und ſich nach Paris begab. Abgehärtet in der Schule der Geſchichte, ließ ſich Kosciuszko während eines fortgeſetzten Aufenthalts in Frankreich durch nichts blenden, was ihm etwa Illuſionen hätte vorſpiegeln können für eine Wiedererweckung Polens von den Todten, wie ihm z. B. dieſe zweideutige Ausſicht durch die Anerbietungen Napoleons eröffnet werden ſollte. Zu den

Plänen, welche der Kaiser der Franzosen mit Polen hatte, sollte Kosciuszko seinen, den Polen geheiligten Namen hergeben, um zur Fahne eines für Napoleons Zwecke erstrebten Nationalaufstandes zu dienen. Aber Kosciuszko mißtraute den Erfolgen, welche für Polens Heil daraus erwachsen konnten, und lehnte hartnäckig alle Anträge zu einer Mitwirkung ab. Dennoch ließ Napoleon in Kosciuszko's Namen jene bekannte Proclamation an die Polen ergehen, gegen deren Unächtheit sich der dazu gemißbrauchte Held erst in späteren Jahren erklären durfte. Gleichwohl unterließ Kosciuszko nicht, da für sein Vaterland zu wirken, wo sich ein begründeter Anker für die Hoffnung zeigte. Dies war der Kaiser Alexander, welcher mehr als einmal seine große Verehrung für Kosciuszko an den Tag gelegt, und der zu der neuen nationalen Constitution, welche er den Polen bewilligte, nicht wenig durch Kosciuszko's Einfluß und Gespräche bestimmt wurde. Kosciuszko trug auch später eine Geldsumme zur Errichtung des Triumpfbogens bei, welchen man dem Kaiser Alexander in Warschau beschlossen hatte, und Alexander zahlte diese Schuld der Pietät später an Kosciuszko, als dieser gestorben war, in ähnlicher Weise zurück, so daß man jetzt, im Angesicht des Kosciuszko-Hügels bei Krakau, die feindliche Freundschaft dieser

beiden großen Männer für quitt halten muß, denn Alexander gab dem Kosciuszko wieder, was Kosciuszko dem Alexander gegeben hatte, und das, was aus ihrer persönlichen Begegnung hervor gegangen war, die Constitution Polens, hängt auch als Leichentuch über den Gräbern des russischen Kaisers und des polnischen Patrioten. Kosciuszko war in Solothurn gestorben, in den Armen der schweizerischen Familie Zeltner, bei der er seine letzten Lebensjahre verbrachte, als Hausfreund mit den Kindern, als Wohlthäter mit den Armen, als Bauer mit der Natur sich beschäftigend, nachdem er als Held und Staatsmann mit der Geschichte sich auseinander gesetzt hatte. Nicht lange vor seinem Hinscheiden bezeichnete er noch sein großes Daseyn durch eine Handlung, die an sich nur ein Act der Humanität scheint, durch welche er aber den Polen ein Beispiel vorzeichnete, dessen allgemeine Befolgung namentlich in der Revolution von 1830 die größte Politik gewesen wäre. Kosciuszko sprach nämlich alle leibeigenen Bauern auf seinen Gütern frei. Sonst ist sein Testament in mancher Beziehung ein Räthsel geblieben, das vielleicht später einmal auch als ein Vermächtniß erhabener Gesinnungen und großer politischer Ideen für die Nachwelt bekannt wird. Gestern stand ich im Dom von Krakau, im Mausoleum der

alten Könige von Polen, und ſtieg durch die kleine Fallthür, welche ſich im Boden öffnet, zu einem Grabgewölbe hinunter, das, von der Gruft der Jagellonen geſondert, für ſich eine eigene Todtenſtätte bildet, die nur drei große Helden in ſich aufgenommen hat. Hier liegen Johann Sobieski, Poniatowski und Kosciuszko in ihren Särgen, eine ausgewählte Helden-Trias, in ihrer ſchweigenden Gemeinſchaft ein Heiligthum menſchlicher Größe darſtellend. Unter dieſen drei Särgen iſt der eine ganz einfach und ſchmucklos, aus braunem Eichenholz gezimmert, und als der Kirchenwärter mit ſeiner ſchwachen Leuchte, die das Dunkel der Gruft kaum zu einer Dämmerung erhob, über den Sarkophag hinfuhr, blitzte uns das eine Wort: Kosciuszko in großen Schriftzügen entgegen. Dies ſind die Gebeine Kosciuszko's, die hier modern, und welche, obwohl in der Fremde ſchon begraben, Polen nicht hat entbehren wollen unter ſeiner nationalen Habe. Kosciuszko kam als Leiche wieder nach ſeinem Polen zurück, und ſelbſt ein Abgeſandter des Kaiſers, der Fürſt Jablonowski, geleitete die Ueberreſte des polniſchen Helden aus der Schweiz nach Krakau zu einem patriotiſchen Begräbniß. So war ich in der Nähe ſeiner Aſche, und durch die Nacht ſeiner Grabesſtätte leuchtete mir ſeine lebendige Geſtalt auf, die ſich mir nach

den Ueberlieferungen der Geſchichte immer deutlicher zuſammenſetzte und mich in Ehrfurcht die perſönliche Gegenwart eines Mannes empfinden ließ, der den hohen Beruf, der Erſte ſeiner Nation zu ſeyn und ihr Leben wie ihr Sterben ruhmwürdig darzuſtellen, mit den mildeſten menſchlichen Tugenden, mit aller Einfachheit und Lieblichkeit des Charakters verband und ſo das Geſchichtliche mit dem Menſchlichen in jener Harmonie, welche das Ideal des Völkerlebens iſt, vereinigte. —

Will man die Sonne über Polen untergehen ſehen, ſo kann man zur Umſchau über das Land keinen geeigneteren Punkt erwählen, als den Kosciuszko-Hügel, zu dem wir oft, wann der Tag ſich neigte, zu ſtillbeſchaulicher Abendfeier hinauf wandelten. Oben auf der Spitze des Hügels ſetzen wir uns auf die dort befindliche Ruhebank, und laſſen das groſſe Tagesgeſtirn allmählig vor unſern Blicken ſich auflöſen in die ſelige Farbenverklärung, von der Himmel und Erde wie in einer Verzückung überfloſſen werden, und in welcher die Natur ihre Transfiguration feiert, die auch den kühlen Menſchenverſtand durchglüht und den Geiſt in ein ſinnendes und gläubiges Anſchauen wiegt. Dann ſteht dort im Weſten das duftige Gold der Abendröthe, wunderbar im Blau verſchwimmend, und umkränzt mit

Glorienſchein das auf ſeinem hohen Felſen hinter uns thronende Bielany, das Kloſter der einſiedleriſchen Camaldulenſer, die eben nicht im Geruch großer Heiligkeit leben; und deßhalb thut die Sonne ein mildes göttliches Werk, indem ſie, am Abend ihres Tagewerkes gleichſam Sünden vergebend, dieſe Glorie ausgießt auch über das unheilige und verrufene Kloſter. Dort im Oſten aber legt ſich ſchon allmählig die Nacht über die Stadt, deren Thürme und Kirchen in vielfältigen Gruppen hervorragen, ein ſtolzer Anblick und zugleich ein melancholiſcher, Pracht und Verfall in ein harmoniſches Bild gedrängt. Zu unſern Füßen die in Schlangenwindungen ſich hinziehende ſilbergraue Weichſel, die alle Tiefen des Abendhimmels nachzittert, jetzt an der einen Stelle halb in ſich hüllend, dort wie in hellen Thränen wehmüthig erglühend, ein zweifelhafter Fluß, reich an Untiefen und tückiſchen Strömungen, dem polniſchen Charakter ähnlich. Nun verfließen die Farbenwunder der Abendröthe, hier in Orange, dort in Lilla. In der Ferne, die ganze Ausſicht umkränzend, lagern groß und ſchweigend die Karpathen, in einem feierlichen Hintergrund. Die gewaltigen Maſſen des Tatra-Gebirges begränzen den Horizont und werfen von ihrer erhabenen Höhe wie in Trauer einen Blick auf das arme Polen zurück. Von unten,

ganz in unſerer Nähe, tönt ein andächtiges Glocken-läuten zu uns herauf. Es kommt aus der kleinen Kapelle der heiligen Bronislawa, die ſeitwärts am Fuß des Kosciuszko-Hügels ſteht. Dort läutet der Bruder Eremit, der nebenbei in einem Bosquet ſeine Wohnung hat, ſobald ein Fremder die Kapelle betritt, für ein paar polniſche Groſchen zur Andacht für die Geſchichte und den Helden Polens. — — —

3. Lebenszustände von Krakau.

Die südliche Physiognomie der Stadt bringt beim ersten Eintritt in Krakau eine angenehme und behagliche Wirkung hervor. Bald aber wird man aufmerksam auf die Leere, die in allen Straßen herrscht, auf die brütende Stille in den Häusern, auf die dumpfe Schwüle der ganzen Stadt, die jeden Augenblick das Losbrechen irgend eines verhängnißschweren Ereignisses erwarten läßt. Krakau sieht beständig aus wie ein geladenes Pistol, das plötzlich losschießen wird, man weiß nicht aus welcher Ecke und auf welches Ziel. Daher die ängstliche Spannung auf allen Gesichtern, das Lauern und Harren, das verstohlene Zischeln und Flüstern, das flüchtige Schleichen, die schattenartigen Bewegungen, das Athemanhalten der ganzen Stadt.

Die kopfhängerische Miene Krakaus macht den Eindruck eines durch Unglück zerrütteten Genies,

das an sich selbst verzagt geworden, und nicht mehr den Muth hat, an seine eigene Größe zu glauben noch etwas Hohes, ins Leben Greifendes ferner damit zu wollen. Dies große verunglückte Genie sind die Polen, erlahmt in Ueberfülle von Kraft, ein Held, der matt geworden aus gebrochenem Herzen.

Das heutige Krakau ist dem äußern Anschein nach nur eine Bettlerstadt. Zerlumptes Gesindel, schmutzige Juden, Gestalten des Elends und der Armuth, bevölkern fast einzig und allein die Straßen, und gleichen den Käsemilben, die sich auf der Fäulniß des großen polnischen Körpers angesetzt haben, während der edlere Theil der Nation sich vor Scham und Schmerz verkrochen hat. Von den höheren Bedürfnissen des Daseyns ist hier fast nirgend mehr eine Spur zurückgeblieben, wenigstens gewahrt man öffentlich nichts davon, denn Alles, was sich noch Kraft und Leben bewahrte, hat sich damit irgendwohin in die Stille geflüchtet und gerettet, und existirt als Geheimniß, nicht zum Vortheil derer, vor denen es sich zu scheuen hat. Denn die in das Geheime zurückgedrängte Kraft hört auf blos eine Tugend zu seyn, sie wird zur Verschwörung.

Bis zur Revolution von 1830 stand das gesellschaftliche Leben von Krakau auf einer sehr hohen Stufe und vereinigte die mannigfaltigsten Genüsse

des Luxus und der Bildung. Auch noch unmittelbar nach der Revolution hatte sich hier eine große Anzahl vornehmer und reicher Refugiés zusammengefunden, die Mittel genug aufwandten, glänzende Häuser zu machen und die hiesigen Privatverhältnisse in einem großen Schwung zu erhalten. Dies dauerte bis zum Jahre 1833, wo die Mächte sich bemühten, alle in Krakau sich aufhaltenden Flüchtlinge und Ausgewanderten fortzutreiben. Alle nur irgend Verdächtigen, oder wenn sie einen verdächtigen Namen führten, wurden mit der größten Rücksichtslosigkeit aus der Stadt gewiesen, eine Menge der angesehensten Familien mußten ihren schon eingewohnten Haushalt abbrechen und mit Frauen und Kindern wie Abenteurer zum Thor hinaus wandern. Damals fiel es als ein merkwürdiger Umstand auf, und wird noch heutzutage als solcher betrachtet, daß, während alle Andern Krakau verlassen mußten, der bekannte Chlopicki allein die Erlaubniß erhielt, in der Stadt zu bleiben, wo er sich auch noch diesen Augenblick unangefochten befindet. Es ist dies eine Art von politischem Räthsel, eben so zweideutig als dunkel. Chlopicki's ungehinderter Aufenthalt in Krakau, wo er sich noch dazu einer besondern Gunst der Schutzmächte zu erfreuen scheint, hat die alten Zweifel, welche die polnischen Patrioten gegen diesen einst so hochgefeierten Kaczelnik

der Revolution gehegt, nur bestärkt und bestätigt. Jedenfalls möchte aber Krakau gegenwärtig der einzig sichere Aufenthalt für Chlopicki seyn, da er in Paris oder London, oder wo sonst polnische Flüchtlingen in großer Anzahl beisammen sind, von diesen schwerlich unangefochten bleiben würde. Vielleicht möchte er dann dasselbe Schicksal erleiden wie der bei den Polen noch viel verhaßtere und als Hochverräther von ihnen verwünschte Skrzynecki, der ebenfalls durch sein Zauder- und Mäßigkeits-System diesen Verdacht auf sich geladen und nachher in der Fremde den größten Schmähungen von Seiten seiner eigenen Unglücksgenossen nicht entgehen konnte, bis er jetzt, wenn ich nicht irre, in den Vereinigten Staaten sich ein fernes Asyl gesucht hat. Was Chlopicki anbetrifft, so würden allerdings einige starke Schatten auf seinen Charakter fallen, wenn die Nachsicht, welche die Mächte jetzt gegen ihn ausüben, nichts anderes als ein Ausdruk der Dankbarkeit für sein Benehmen in der Revolution wäre. Es fragt sich aber, ob Chlopicki durch die vielbesprochene Niederlegung der ihm anvertrauten Dictatur in der Revolution von 1830 diesen Argwohn mit Recht verdient hat? Daß Chlopicki als Naczelnik des Revolutionsstaates mehr vermittelnd als gewaltsam wirken und lieber mit Klugheit organisiren als

in Leidenſchaft Alles immer von Neuem wieder über den Haufen werfen wollte, kann ihm zunächſt nicht als Hochverrath an der Nationalſache, da er die weſentlichſten Dienſte geleiſtet, ausgelegt werden. Die Haupttriebfeder ſeiner Handlungen als Dictator ſcheint die Anſicht geweſen zu ſeyn, daß das neue Organiſationswerk Polens den größten Nutzen von einer Vermittelung mit Rußland, den größten Schaden durch eine von den Exaltirten drohende Contrerevolution empfangen würde. An den Klippen, die er in dieſem Sinne zu umſchiffen hatte, konnte er leicht zerſchellen, und ſobald er einſah, daß das Friedensprincip ſeiner Dictatur nicht anerkannt wurde, gab er dieſelbe zurück, indem er in demſelben Augenblick als gemeiner Soldat in das Revolutionsheer eintrat. Jetzt lebt er hier in Krakau ſehr eingezogen und beſchränkt, umgeben von einigen Freunden, die ſeinen Charakter und ſeine ganze Stellung in der polniſchen Revolution lebhaft vertheidigen. Er iſt in Krakau ein ſehr vielgeſehener Spaziergänger, dem man unter den ſchönen Baumgängen, welche ſich um die Stadt herum erſtrecken, und in der Stadt ſelbſt auf dem Ring, häufig begegnet. Wenn man dort einen Mann trifft von hoher impoſanter Geſtalt, bedeutend ergraut, aber noch kräftig und markig in ſeinem Ausſehen, mit ſeinen etwas diplomatiſchen

Bewegungen, gewöhnlich in einem langen grünen Ueberrock und mit der eigenthümlich geformten polnischen Mütze bekleidet, so hat man den Helden Chlopicki gesehen, den Sieger in so vielen blutigen Schlachten, den Mann des Volkes, dem der Schmerz um seine Nation, und der undankbare Argwohn, der auf ihm lastet, die Seele umdüstern. In seinen Wunden, die er als Soldat für sein Vaterland empfangen, trägt er noch heut in allen brennenden und fiebernden Erinnerungen die ganze Geschichte Polens seit 1792 mit sich herum, denn Chlopicki kämpfte schon mit hoher Tapferkeit in der Schlacht bei Raclawice neben Kosciuszko, der ihn hier im Angesicht des ganzen Heeres als ebenbürtigen Helden umarmte. Seine letzte Schlacht focht er bei Grochow im Jahre 1831, wo die Granatenkugeln der Russen ihm Hände und Füße verwundeten. Jetzt ist die ganze große Bewegung jener Zeiten verrauscht, die Helden derselben sind Begrabene, Unglückliche, Ausgestoßene, Verschmachtende. Ein Mann wie Chlopicki, nach solcher Vergangenheit ohne Zukunft, an ein verkümmertes und verdächtiges Fortleben gefesselt, welche Kraft muß er nicht aufzuwenden haben, um diesen abgestandenen Rest des Daseyns noch zu ertragen? Das hohe Meer der Geschichte hat ihn ausgeworfen wie einen Schiffbrüchigen auf

eine einsame troſtloſe Inſel. Alles iſt ſtill und todt um ihn her, die ferne Brandung des Lebens klingt in ſeine Oede nur wie Hohn herüber, denn für ihn hat ſie keinen Hoffnungsklang, keine Verheißung der Rettung. Tapfer, edel, groß, und vor allen Dingen ehrlich iſt er geweſen, als noch ſein Wirken es war, das ſeiner Nation Schickſal bewegte. Was hat er nun, was iſt ſein Dank, ſein Lohn, ſein Troſt, ſeine Befriedigung beim Sterben? Chlopicki geht alle Tage Spazieren und Mittags hält er ein gutes Mahl im Gaſthof zur Roſe, wo er ſich die italieniſche Küche behagen läßt. Spazierengehen, Eſſen und Trinken ſind alſo noch übrig geblieben von der ganzen welthiſtoriſchen Herrlichkeit. Nachdem die Ideale der Geſchichte verflogen, hält noch die zähe Nothdurft des täglichen Lebens Stich, und erweist ſich als das Dauerhafteſte. —

Von öffentlichen Vergnügungsorten erblickt man faſt gar nichts in Krakau. Die Stadt ſcheint jetzt in jeder Hinſicht darauf angewieſen, ohne Vergnügen zu leben und kann ſich in ihrem Unglück nicht einmal Zerſtreuung verſchaffen. In den wenigen Cafés geht es ſtill und freudlos her. Nur an Zuckerbäckereien ſieht man einen großen Ueberfluß und in den Hauptſtraßen iſt faſt ein Haus um das andere eine ſolche Cukiernia, ohne welche die Polen einmal

nicht bestehen können. Selbst in den kleinsten polnischen Städten findet man immer mehrere Conditoreien, die stets zahlreich besucht sind. Es ist die größte Nationalliebhaberei der Polen, Kuchen zu essen, was ein berühmter Humorist bekanntlich als ein Kennzeichen unglücklicher Genies angegeben hat. Die niedrigeren Kaffeeschenken, deren es eine zahllose Menge gibt, sind meistentheils Aufenthaltsörter des Schmutzes und des Lasters. Unter den Kaufläden fallen die vielen Modehandlungen in die Augen und zeigen den eigenthümlichen Sinn der Polen für schöne fashionable Toiletten an.

Gestern verbrachten wir den Nachmittag im Schützengarten. Dies ist der einzige öffentliche Ort, wo sich zu den Concerten, die hier in der Regel am Sonntag stattfinden, einiges Publikum auch aus den höheren Ständen versammelt. Es war ein solches Sonntags-Concert, das uns in den anmuthigen und ziemlich geräumigen Garten lud. Für den Eintritt wird nichts bezahlt, es ist ein militairisches Musikchor, das hier auf Anordnung der Polizei alle Sonntage einige Stunden lang musiciren muß, damit man der Verwaltung nicht nachsagen könne, daß sie gar nichts für die Erheiterung der Stadt thue. Nichts Befremdlicheres aber kann es geben, als den Anblick der Versammlung, die sich hier eingefunden. Wir

erblickten zuerſt um die Tribune der Spieler herum einige Reihen von Bänken, auf denen, wie zur Erwartung irgend eines beſondern Ereigniſſes aufgepflanzt, in lautloſer Stille Herren und Damen ſaßen. Andere Gruppen bewegten ſich in den ſchönen Baumgängen des Gartens auf und nieder, aber ſelten hört man ein Wort von den oft bedeutungsvollen, durch ſtolze Haltung ausgezeichneten, aber immer ſcheu in ſich gekehrten Geſtalten. Nun erſchallt die Muſik, aber ſtatt der polniſchen Nationalmelodieen werden Walzer von Strauß geſpielt. Aber auch der Walzer verbreitet keine Heiterkeit, ſondern klingt nur wie Hohn. Indeß hat ſich die Geſellſchaft, die ſtark von öſterreichiſchen Uniformen durchſchimmert iſt, hier und da vor einigen Tiſchen niedergelaſſen, um Erfriſchungen einzunehmen, aber Alles ohne Behagen, ohne Ruhe, mit einer Haſt, die jeden Augenblick eine unwillkommene Störung zu befürchten ſcheint. Es dauert auch nicht lange, ſo iſt die Muſik verſtummt, und dann im Nu die ganze Geſellſchaft zerſtoben. Man drängt ſich in der größten Eil wieder zum Garten hinaus, der nach wenigen Secunden ſo leer und einſam iſt als hätte ihn nie ein menſchlicher Fuß betreten. Manche Geſichter, die man hier ſchaut, beſonders unter den Frauen, laſſen einen unverlöſchlichen Eindruck in dem Beobachter zurück.

Verſtecktes Rachegefühl lodert in ſchönen glühenden Augen, die Jeden, welchen ſie durchdringend anſehen, zur That begeiſtern möchten. Welche Fülle von Muth, Lebenstrotz und Nationalſtolz thront nicht auf den Stirnen dieſer Frauen! Welche Kraft der Verachtung umſpielt dieſe Lippen! Man glaubt auf dieſen Geſichtern den trauernden und zürnenden Genius der Nation zu ſehen, und welche Zukunft möchte man ihm noch erhoffen, wenn man ihn in dieſer Offenbarung erblickt!

Die Frauen und die Bauern hat man von jeher für den Kern der polniſchen Nation angeſehen, und muß ihn noch heut, im Zuſtande der Knechtſchaft bei ihnen ſuchen. Eine junge Gräfin in Krakau ſtarb in der letzten Revolution, weil ſie aus patriotiſcher Entzückung die Wunden der Krieger geküßt hatte, ſich daraus eine tödtliche Krankheit in ihre Adern ſaugend. Solchen Rauſch der Vaterlandsliebe nenne man bei einem unglücklichen Volke nicht Schwärmerei, ſondern es iſt vielmehr ein hoher menſchlicher Zug, die reinſte Bethätigung des Menſchlichen, das mit dem Nationalen auf einem Brennpunkt zuſammengetroffen. Und die heilige Gluth dieſes zuſammengeſchürten menſchlichen und nationalen Bewußtſeyns gehört vorzugsweiſe den Frauenherzen an, in denen es ſich als die reinſte Vollendung des

Volkscharakters darstellt. Der Pole zollt daher auch den Frauen seiner Nation eine wahrhaft bewundernswürdige Verehrung, die sich in allen Beziehungen des Lebens durch eine Aufmerksamkeit, hinter der selbst alle Galanterie der Franzosen zurückbleibt, zu äußern pflegt.

Von den polnischen Bauern kann man insofern sagen, daß in ihnen ein gesunder und tüchtiger Kern der Nationalität sich erhalten hat, als sich durch ihre Lebenssitten und ihren Charakter noch ein biederes religiöses Element hindurchzieht, das in dem so sehr verderbten vornehmen und aristokratischen Theil dieses Volkes sich immer mehr abgeschwächt hat. Wenn man das eigenthümliche Leben des polnischen Landmannes betrachtet, so fühlt man, welch ein großer Fehler es gewesen, dies Element des Bauernstandes gänzlich von allen Nationalbewegungen auszuschließen und Revolutionen zu machen, die einen bloß aristokratischen Charakter hatten. Im Krakauischen sind zwar die Bauern emancipirt, das heißt, sie sind von der Leibeigenschaft frei geworden, aber diese Befreiung hat auch hier ihre Zustände um nichts gehoben und ihnen weder zu einer menschlichen Veredelung ihres rohen Kerns noch zu einer Anerkennung als eines organischen Bestandtheils der Nation verholfen. Der Bauer ist in Polen einem durchaus thierischen

Zuſtand überliefert, deſſen Schmutz ihm aber ſeine natürliche gute Laune gar nicht verdorben hat. Vielmehr hat er ſich in dieſem Schmutz mit ſo vielem Behagen, frohem Humor und einer gewiſſen Gemüthlichkeit eingerichtet, daß man es als einen Beweis von ſeiner urſprünglichen edeln Naturkraft an ihm anerkennen muß, wenn man ſieht, was er in einem ſolchen Leben, wie er es führt, geblieben iſt, nämlich ein kräftiger, moraliſch unverdorbener, frohſinniger und ſelbſt geiſtig aufgeweckter Sohn der Natur. Die Emancipation des krakauiſchen Bauern hat auch in gewiſſer Beziehung ihre Früchte getragen und ihn hier und da zu einer größeren induſtriellen Betriebſamkeit angeſtachelt, die vielleicht den Uebergang zu einer allgemeineren Ausbildung und Entwickelung bei ihm legt. Im Ganzen hat er jedoch bei einer ſolchen Emancipation, die nur negativ wirkt und nichts Poſitives ſchafft durch Erziehung und Gewährung politiſcher Rechte, an Lebensbehagen eher verloren als gewonnen. Deßhalb haben auch bereits in mehreren Herrſchaften von Krakau die Bauern darum nachgeſucht, wieder in die früheren Verhältniſſe zurücktreten zu dürfen, wo ſie noch nicht emancipirt waren, da die neuen bei weitem vortheilhafter für die Grundbeſitzer als für die Bauern ſelbſt ſind. Die Grundbeſitzer nehmen

sich jetzt gedungene Arbeiter, die für den geringen Taglohn viel mehr arbeiten als früher die Bauern, die sonst ihre Pflichtigkeiten mit fauler Leistung abarbeiteten, jetzt aber, wo sie ihre Lasten abkaufen können, oft in Noth sind, wo sie das Geld dazu auftreiben sollen. Auch genossen sie früher größere Vergünstigungen von Seiten der Herrschaften. Wenn Sturm und Unwetter ihre Hütten zerstört hatten, mußte ihnen die Gutsherrschaft dieselben wieder erbauen. Jetzt muß der Arme den Schaden, welchen ihm die Elemente zugefügt, selbst vertreten und häufig ihm unterliegen.

Die Hütten der polnischen Bauern sind sprüchwörtlich geworden durch ihre armselige und schmutzige Einrichtung, die dem Aufenthalt von Menschen und Vieh dieselben Rechte ertheilt. Früher bestimmten sich die Abgaben, welche die Gutsherrschaften zu zahlen hatten, nach der Anzahl der Schornsteine auf ihren Gütern. Daher auf den polnischen Dörfern der Mangel an Schornsteinen bei den Bauernhäusern. Der Rauch zieht entweder durch die beim Dach befindlichen Ritzen oder durch Thür und Fenster hinaus, was dem Bauer vollkommen gleichgültig ist. Jene Abgabenbestimmung hat indeß jetzt aufgehört und man sieht nun wieder häufiger Schornsteine auf den Hütten der Landleute entstehen, woraus sich

aber dieſe, die ihre ganze Emancipation bereuen, ſchwerlich etwas Sonderliches machen werden. Die unermeßlich reiche Gräfin Potockar hat auf ihren Gütern, deren ſie auch im Königreich Polen eine bedeutende Anzahl beſitzt, vielfach verſucht, für ihre Bauern etwas zu thun, ſie hat ihnen Geld gegeben, um ſich beſſere und menſchlich eingerichtete Hütten zu bauen, neben denen das Vieh ſeine abgeſonderten Ställe haben ſollte. Aber zu dem letzteren waren die Bauern ſchlechterdings nicht zu bewegen, und das Zuſammenwohnen mit ihrem Vieh aufzugeben, wäre ihnen ein härterer Verluſt geweſen als der Verluſt ihrer menſchlichen Würde iſt, über den ſie ſich mit einer ſo bewundernswürdigen Kraft des Naturells hinwegzuſetzen wiſſen. In der That beſitzt der polniſche Bauer einen Charakter, der ihm etwas ſeinem eigenen elenden Zuſtand durchaus Ueberlegenes und wenn man will, darüber Erhabenes verleiht. Dieſer Charakter iſt aus zwei ſcheinbar ſich widerſprechenden Elementen, aus einem gewiſſen Stoizismus und aus einer ächt humoriſtiſchen Lebensluſt, welche letztere einen ſehr kindlichen Zug hat, gleichmäßig gemiſcht. Die ſtoiſche Ausdauer namentlich der krakauiſchen Bauern bei den größten Mühſeligkeiten und Widerwärtigkeiten iſt bekannt. Ihre wohlgeformten ſtarken Körper, deren Bau man für

unerschütterlich erkennen muß, bewähren sich bei den gewaltigsten Arbeiten wie beim fröhlichen Tanz und Spiel mit derselben Leichtigkeit. Sonntags in ihren Schenken, wenn sie den Krakowiak tanzen, muß man die hiesigen Bauern sehen, um ihre eigenthümliche Begabung, die tiefinnerliche Naivetät ihres Naturlebens und ihre wahrhaft geniale Einfalt zu bewundern. In diesem nationalen Tanz verstehen sie nicht nur die zierlichsten Gruppen zu bilden, sondern es offenbart sich hier auch ihr witziger und erfindungsreicher Sinn in den Versen, welche jedesmal der Reigenführer bei jeder Figur des Tanzes zu singen hat, indem er sich dazu mit einer schelmischen Keckheit vor den Musikanten hinstellt, der ihm eine Weise vorspielt, zu welcher der Tänzer mit Anpassung der Tonart jene bekannten zweizeiligen Reime absingt. In diesen Krakowiaks entfaltet der Bauer die ganze Tiefe seines humoristischen Naturells, bald in zärtlichen Liebesscherzen, die auf seine Schöne anspielen, bald in Ironie, die allen seinen Genossen, dem ganzen Dorf oder wohl gar allgemeinen Verhältnissen des Lebens gilt. Denn der Witz des Contrastes ist es vorzugsweise, der in den beiden Zeilen des Krakowiaks gesucht wird, indem die erste in der Regel einen ganz gleichgültigen oder fernliegenden Gegenstand anschlägt, die zweite

aber, die ſich im Reim anpaſſen muß, den naheliegenden Gegenſtand und die Anſpielung, auf welche es ankommt, hinzufügt, ſo daß es dabei ſelten ohne ein komiſches Widerſpiel abgeht.

Nicht minder eigenthümlich ſind die Lebensſitten des krakauiſchen Bauern im Innern ſeiner Hütte und ſeiner Familie. Wenn wir aufs Land hinausgingen, verfehlten wir ſelten, uns in einem Bauernhauſe durch ein Glas Milch zu erquicken, wo wir jedesmal an dem offenherzigen und frohgearteten Weſen ſeiner Bewohner unſere Freude hatten. Mehrere Häuſer auf dieſen polniſchen Dörfern fielen uns auf durch die großen weißen Flecke und Kreuze, die, mit Kalk gemalt, das ganze Hausthor oder auch die Wände bedeckten. Wir erfuhren, daß in einem ſo bemalten Hauſe jedesmal ein heirathsfähiges Mädchen ſich befindet, die durch dieſe Zeichen den Freiern gewiſſermaßen ausgeboten wird. Eines Tages erſchallt auch ein Lied vor der Thür der Auserwählten, der junge Freier hat es beziehungsreich geſungen, und unmittelbar darauf tritt er ſelbſt in's Zimmer, von einem Brautwerber begleitet. Dieſer letztere führt eine wohlgefüllte Flaſche Brantwein mit ſich und nachdem er ſie herausgezogen, begehrt er dazu von der Frau des Hauſes ein Glas, das vollgeſchüttet und dem Hauswirth zugetrunken wird.

Dieſer gibt es alsdann ſeiner Frau, die es nun wieder mit einer gewiſſen Förmlichkeit dem Freier überreicht, der es, nachdem es abermals gefüllt worden, dem Mädchen darbietet, auf deſſen Jawort er hofft. Wenn ſie das Glas mit verſchämtem Lächeln an die Lippe ſetzt, daraus trinkt und das daringebliebene dem Liebhaber überreicht, ſo iſt die Sache richtig und es erfolgt auf der Stelle das feierliche Verlöbniß. Giebt ſie aber den Trank unberührt zurück, ſo hat der arme Schelm einen Korb bekommen. Auch hier iſt der Branntwein der Vermittler, wie bei allen Lebensbeziehungen des polniſchen Bauern, im Guten wie im Schlimmen. So einfach auch ſonſt die Nahrung dieſer Leute iſt, die ſich faſt nur auf Vegetabilien und einige aus Mehl bereiteten Speiſen beſchränkt, und nur bei außerordentlichen Gelegenheiten im Jahr es bis zur Fleiſchkoſt bringt, ſo wird doch mit dem Branntwein überall die größte Verſchwendung und Ausartung getrieben. In dieſem elenden Getränk erſäuft der polniſche Bauer die Sorgen, die ihn über den elenden Zuſtand der Unterdrückung, an den er gebannt iſt, beſchleichen wollen, und ſo möchte ihm dies Gift, das er als Gegengift gebraucht, ſelbſt in humaner Abſicht nicht zu entreißen ſeyn, bevor man nicht eine durchgreifende Verbeſſerung und Vermenſchlichung

seiner Lage mit ihm vorgenommen. Aber die großen Naturanlagen, welche dem polnischen Landmann Jeder zuerkennen muß, der nur einigermaßen Gelegenheit gehabt mit ihm zu verkehren, haben sich in diesen seinen schmutzigen Verhältnissen so fest und kernhaft erhalten wie der Edelstein im Koth der Erde. So schlummern hier im Naturkinde die Keime zu einer bedeutenden Bildung, mit Füßen getreten von der Grausamkeit der Gesetzgeber, und bei der Unmöglichkeit, sich zu einer Blüthe zu entfalten, doch von unverwüstlicher Kernhaftigkeit. Zwar fehlt es dem Bauern bei aller seiner Aufgeweckтheit des Geistes auch nicht am dumpfesten Aberglauben, denn mit derselben mysteriösen Innigkeit, mit der er an Gott glaubt und zur heiligen Jungfrau betet, giebt er sich auch an den Gedanken von Wehrwolf hin und trägt überhaupt eine geheimnißvolle Welt von Vorstellungen in seinem Kopf, an deren Spuckgestalten er mit einer heiligen Scheu hängt. Aber dies beweist nur seine poetische Eindrucksfähigkeit, mit der er sich die Nachtseite der Natur und des Lebens, der ihm sein ganzes Schicksal gern preisgeben möchte, zu einer bevölkerten Region, zu Gestalten umschafft, die einen ganz persönlichen Verkehr mit ihm führen. Wird jemals eine günstige Schwankung in der Wagschale der Weltgeschichte auch für diese bisher so unbenutzten

und unterdrückten Elemente der Menschheit eintreten können? Und wird das, was die Natur zu allem Antheil an den höchsten menschlichen Rechten berufen, die Kraft der Geschichte gewinnen, um sich ein historisches Leben in der Wirklichkeit zu schaffen? —

Wenn man hier von einem Höhepunkt aus die Umgegend überschaut, so gewahrt man um Krakau herumliegend in diesem kleinen Rundgemälde allein achtunddreißig adlige Herrschaften. Dies ist das Bild des Zerfalls von Polen. Nirgends erscheint die Aristokratie als ein so klumpenartig abgesonderter Bestandtheil der Nation, wie unter diesem Volke. Solche Zusammenklumpungen in einem Organismus hindern aber die selbstständigen Lebenseinrichtungen aller andern Theile, die daran erlahmen müssen, und von der polnischen Aristokratie kann man in Wahrheit sagen, daß sie alle andern Glieder der Nation gelähmt und am Leben gehindert hat. Sie hat den Fall der Könige, die Unterjochung der Bürger und das Elend der Bauern auf ihrem Gewissen. —

1. Das Constitutions-Fest am 11. September.

Heut ist ein großer Feiertag in Krakau, der aber von der Bevölkerung nicht in Freuden, sondern in Trauer begangen wird, es ist die Feier der ganzen politischen Leidensgeschichte Krakau's, das Fest der allgemeinen Betrübniß. Die für den Freistaat gegebene Constitutions-Acte vom Jahre 1818, welche damals so freisinnige Grundlagen einer republikanischen Verfassung enthielt, erlebt am heutigen Tage wiederum ihre Jahresfeier, die noch immer alljährlich angeordnet wird. Im Jahre 1818, als diese Constitution eingesetzt wurde, fanden große Nationalfestlichkeiten statt, zu welchem die drei Schutzmächte drei Bevollmächtigte abgesandt hatten. Diese Bevollmächtigten hielten damals bei dieser feierlichen Gelegenheit Reden, die von Ideen der politischen Freiheit gewissermaßen übersprudelten. Diese drei

Reden, im Jahre 1818 am krakauer Constitutionsfest von den abgeordneten Stellvertretern Rußlands, Oesterreichs und Preußens öffentlich vorgetragen, sind vielleicht die merkwürdigsten Aktenstücke der neueren Geschichte, denn sie enthalten so freie Aeußerungen, daß sie heutzutage in keinem einzigen dieser Staaten, und überhaupt in keinem Staate, wo Censur herrscht, mehr gedruckt werden könnten. Sie sind noch heut in Krakau in vielen Abschriften verbreitet. Man erkennt daraus jenen gewaltigen Zusammenklang der Regierungen mit dem Volksleben, welche die damalige Zeit in ihrem innersten Nerv durchbebte, eine Zeit, deren Erschütterungen ein historisches Bewußtseyn in den Machthabern geweckt und sie auf den Höhepunkt der Forderungen der Geschichte gestellt hatten.

An der Constitution, welche Krakau erhielt, hat jedoch seitdem dieselbe vom Wiener Congreß abwärts gehende Bewegung, welche alle europäischen Zustände mit ihrer damaligen vertragsmäßigen Begründung in Widerspruch gesetzt, so viel gemeißelt, abgewackt und umgebogen, daß von ihrem eigentlichen Wesen kaum eine Spur mehr übrig geblieben. Aber dennoch ist es die Constitution vom Jahre 1818, deren Einsetzung noch heut festlich begangen werden muß, und die ich am heutigen Tage in Krakau mitfeierte,

obwohl jene Constitution bekanntlich im Jahre 1833 eine öffentliche Abänderung erfahren hat. Ich hatte mir im Senatsgebäude beide Verfassungen, die Constitution vom Jahre 1818 und das Verfassungs-Statut vom Jahre 1833, für wenige polnische Groschen gekauft, und diese Documente von der Entwickelung der neueren Geschichte in der Tasche, schlenderte ich auf den Straßen umher, um der auf Vormittag 10 Uhr angesagten Constitutionsfeier beizuwohnen, einer Todtenfeier, die Gefühle der Andacht erwecken mußte für das, was gewesen ist!

Schon vor mehreren Jahren fragte der Senat von Krakau bei den Residenten der Schutzmächte an, ob nicht diese Feier der Constitution vom Jahre 1818 lieber unterbleiben solle, weil doch die dadurch gegebene Verfassung abgeändert sey? Es erfolgte aber die Antwort, daß es bei der Feier verbleiben und dieselbe nach wie vor mit allen nur möglichen Freudensbezeugungen von den Krakauern begangen werden solle.

Die Feier beginnt damit, daß sich die Beamten der Stadt aus allen Klassen um die anberaumte Stunde in das Senatsgebäude begeben müssen, um dem Präsidenten des Senats Glück dazu zu wünschen, daß die verfassungsmäßige Freiheit, welche durch jene Constitution gegeben sey, bis auf den

heutigen Tag so erfreulich fortbestanden habe. Die Residenten der drei Schutzmächte gesellen sich dazu, und es bildet sich ein Zug, der, von den Zünften gefolgt, sich nach der Marienkirche in Bewegung setzt, wo eine feierliche Messe gehalten wird. Wenn man diesem Zug durch die Straßen folgt, fühlt man sich verwundert und befremdet, daß sich gar kein Volk zu dem Fest eingefunden hat, denn alle Straßen sind still und menschenleer, obwohl überall von Gensdarmerie besetzt. Eine Abtheilung der Stadtmiliz marschirt nun geradenwegs in die Kirche hinein, und besetzt den mittleren Gang derselben in einem Spalier. Nichts gleicht dem widerwärtigen Anblick, Soldaten in aufgestülptem Helm und mit Gewehr und Bajonnet in der Kirche nach militärischem Commando sich aufpflanzen zu sehen, eine Unsitte, die zuerst Napoleon eingeführt hat. Früher wurde bei solchen Gelegenheiten auch getrommelt. Nun erschallt das Commando, die Soldaten präsentiren, denn der Zug der pflichtmäßigen Festgänger naht sich heran. Dieser Festzug wird von Jahr zu Jahr dürftiger, und sah heut besonders lückenhaft und abgezehrt aus, denn wer nur irgend kann, entzieht sich dieser öffentlichen Schaustellung seines Unglücks. In der Kirche herrschte unter dem dort versammelten Publikum die größte Stille und Schwüle, hier sah

man melancholiſche, dort wüthende Geſichter. Jetzt beginnt der erſte Thon der Meſſe, und das herrliche Gewölbe der Kirche erbraust von der Gewalt der Muſik, welche auf Augenblicke die peinliche Spannung der Gemüther und das unheimliche Klopfen der Herzen in ihre Melodieen einhüllt.

Der preußiſche Conſul, Herr von Hartmann, ſowie der ruſſiſche, Herr von Ungern-Sternberg, ſind beide proteſtantiſch, und machen die Ceremonie nur als Zuſchauer mit. Namentlich hat der erſtgenannte dieſer Reſidenten ausdrücklich erklärt, daß es gegen ſeine Grundſätze ſey, bei der Meſſe niederzuknieen. So iſt es auch hier Oeſterreich allein, welches für Krakaus Wohl betet, und feierlich niederknieend am Altar, vor Gott dem Herrn die Freiheit repräſentirt, mit welcher dieſer Freiſtaat fortwährend begnadigt wird.

Nach der Kirche folgte auf der Straße eine Parade, der faſt gar keine Menſchen zuſahen. Auf den Abend hatte ein Ball im Hôtel von Ungarn ſtattfinden ſollen, wurde aber wieder abgeſagt, da man Grund ſah zu fürchten, daß ſich keine fröhlichen Tänzer auf demſelben einfinden möchten. Noch war eine Illumination für den Abend befohlen worden, und wir machten uns deßhalb bei einbrechender Dunkelheit auf den Weg, um die Stadt, die ſonſt

nur im Feuer ihrer verſtohlenen Thränen blinkt, auch in dem Feſttagsglanz dieſer Lichter zu ſchauen. Die amtlichen Gebäude, wie der Senat, blitzten uns auch ſogleich in feierlicher Erleuchtung entgegen; dieſer war ſogar mit einer flammenden Inſchrift geziert, aus der die Jahrszahlen 1813 und 1818 mit beſonders grellem Feuer herausbrannten. Dies ſind allerdings brennende Zahlen der neueren Geſchichte, die nicht heiß genug in das Gewiſſen der Zeit eingeäzt werden können. Aber in den Gaſſen bewegte ſich kein Menſch; um dieſe melancholiſche Illumination zu betrachten. Die ſtillen, düſter flackernden Lichter in der öden Stadt blieben ohne alle Begrüßung und verbreiteten einen ſo ſchauerlichen Eindruck wie Kerzen, die an einer Bahre angezündet ſtehen.

Auf der Promenade fand gegen die Nacht ein Feuerwerk ſtatt, zu dem ſich eine größere ſchauluſtige Menge zuſammengefunden hatte, die jedoch meiſtentheils nur aus dem ärmſten und zerlumpteſten Geſindel der Einwohnerſchaft beſtand. Einem Feuerwerk widerſteht das arme polniſche Volk nicht ſo leicht. Wie wenig Freuden ihm in ſeinem zertretenen Daſeyn auch geboten werden, ſo hat es doch darum die alte Vergnügungsluſt ſeines Charakters um nichts eingebüßt. Wie kindiſch jauchzten hier

nicht dieſe verunglückten Nachkommen einer großen Nation den ſteigenden Raketen nach, die ihre Feinde angebrannt haben, um ihnen einen Augenblick lang ihr gränzenloſes Elend zu beſchwichtigen! Wie klatſchten ſie über all dieſe erbärmlichen Leuchtkugeln und Feuergarben vor Freuden in die Hände, den Kindern gleichend, die über Gräbern ſpielen und lachen! Nie konnte man den genußſüchtigen und leichtſinnigen Charakter des polniſchen Volkes, der ſich ſo leicht am Augenblick berauſcht und vergißt, auf eine ſchneidendere Weiſe ſich äußern ſehen, als in dieſer Nacht, die von den Freudenfeuern eines ſolchen Conſtitutionsfeſtes durchſtrahlt und von dem Jubelrufen ſolcher Republikaner durchtönt war! Fröſtelnd und in tiefſter Seele uns grauend, ſchlichen wir von dem Schauplatz des Jubels hinweg, und ſuchten das ungeſtörte Dunkel der Baumgänge, das in ſeinen Nachtſchleiern Alles wohlthätig verhüllte und verbarg.

Der auf den heutigen Abend anberaumte Ball fand erſt am nächſten ſtatt. Man hatte durch Polizeidiener die Eintrittskarten dazu in den Gewölben umhertragen laſſen, und ſie den Kaufleuten mit dem Andringen aufgenöthigt, für den wohlthätigen Zweck dieſes Balls beizutragen, indem man die Unterſtützung der durch die letzte Ueberſchwemmung

Verunglückten damit beabsichtige. So hatte man ungefähr hundertunddreißig Personen, die sich bereit erklärt, zusammengebracht, und auch von diesen soll nur ein Theil auf dem unglücklichen Ball wirklich figurirt haben.

Da dies Constitutionsfest nur eine Satire auf die Politik der modernen Geschichte ist, so haben auch die Krakauer in diesem Jahre es zu schwer gefunden, keine Satire zu schreiben, und eine solche geht in diesen Tagen in vielen Abschriften umher. Es ist eine in Versen geschriebene Krankheitsgeschichte des Freistaats Krakau, deren medicinische Einkleidung zu scharfen Witzen Gelegenheit gibt. Die Section des Cadavers, die feierlich vorgenommen wird, veranlaßt zu einem Eindringen in alle bisherigen Lebensumstände der Todten, und daran knüpfen sich denn sehr medicinisch gelehrte Anschauungen über Ursachen und Wirkungen in der politischen Geschichte Krakaus. Die Selige ist an den Bemühungen der vielen Aerzte, die sich ihre Heilung angelegen seyn ließen, verschieden. So treibt die Verzweiflung einer verunglückten Nation immer noch ein geistvolles Lächeln über sich selbst auf.

5. Die öffentlichen Zustände von Krakau.

Die Verfassungsgeschichte Krakaus hat zwei merkwürdige Momente aufzuweisen, welche sich an die erste Constitution von 1818 und an deren Abänderung von 1833 knüpfen. Um den Geist der neuern Geschichte gründlich kennen zu lernen, wird man nicht leicht der Einsicht in diese Metamorphosen eines hochbegabten politischen Körpers entbehren können. Es sind die krankhaften Schwankungen eines Staatsorganismus, dem man zur guten Stunde einen Keim eingepflanzt, welchen er nachher, als er daraus wachsen und blühen wollte, unter Schmerzen und Qualen wieder in sich verwinden mußte. Und dieser Verwindungsprozeß dauert noch heut mit allen seinen Wehen in Krakau fort, denn die Verfassung dieses Freistaats ist durch die abgeänderte Constitution vom Jahre 1833 noch keineswegs sicher festgestellt,

ſondern ſie zittert vielmehr noch immer hin und her an demſelben abſchüſſigen Rande, an den man ſie damals geführt. Sie iſt fortwährend in einem Uebergange begriffen, in dem man ſich den trübſten Befürchtungen für die Zukunft ausgeſetzt ſieht. Es iſt daſſelbe nagende Leiden, an dem wir Alle in dieſer Zeit hinſiechen, der Widerſpruch unſerer Beſtimmung, die uns mit allen Anlagen und Rechten des Daſeyns unter eine kleinliche und hindernde Nothwendigkeit ſtellt. Es iſt der abmattende Kampf, den unſer geſundes Wachsthum täglich eingeht mit einer Witterung, die ihre naßkalten Nebel über alles Gedeihen und Entwickeln wirft.

Beginnen wir unſer Betrachten der Verfaſſungs-Veränderungen Krakaus zuerſt mit dem Senat, in welchem ſich die ganze Organiſation des Freiſtaates in ihrer Spitze zuſammenfaßt. Nach der urſprünglichen Verfaſſung beläuft ſich die Zahl der Senatoren auf zwölf, gegenwärtig aber nach der abgeänderten auf acht, doch ſpricht man jetzt davon, daß dieſe Anzahl bis auf vier zurückgeführt werden ſolle, entſprechend den vier Departements, in welche man jetzt das Verwaltungsweſen des ganzen Landes eingetheilt hat, nämlich in die der Juſtiz, der Finanzen, des Unterrichts und des Innern und der Polizei. Durch dieſe Vereinfachung des Senats

erhält man ohne Zweifel Gelegenheit, Einflüsse leichter geltend zu machen, die hier auf die Regierung des Landes ausgeübt werden sollen. Unter den acht Mitgliedern des heutigen Senats befindet sich bereits ein Oesterreicher, der sich hier in Krakau ein Haus gekauft hat, wodurch man die Befähigung gewinnt, Senator zu werden. Die beiden Vicepräsidenten sind römisch-katholische Geistliche, außerdem sitzt noch ein Priester jetzt im Senat. So ist die Regierung von Krakau jetzt vorherrschend in den Händen von Geistlichen, bei denen allen die Sympathieen mit Oesterreich genau verwoben sind mit einer mehr oder weniger abentheuerlichen Laufbahn ihres vergangenen Lebens, wovon wir später an einem derselben ein merkwürdiges Beispiel aufzeichnen wollen. Es wiederholt sich aber hier eine alte geschichtliche Wahrnehmung, wie entartete Staatsorganismen sich am leichtesten in Pfaffenherrschaft auflösen.

Die große Gewalt, welche sonst dem Senat als der eigentlichen Regierung des Freistaats, zustand, ist durch die neuern Bestimmungen ebenfalls zu einer beschränkten geworden. Nach der Charte von 1818 ging alle ausübende und verwaltende Macht im Staate nur vom Senat aus, welcher auch das Recht der Begnadigung im vollsten Maße ausübte. Die

Wahl der Senatoren wurde zum größten Theil durch die Repräsentanten-Versammlung der Nation bewerkstelligt, welche neun Mitglieder des Senats, mit Inbegriff des Präsidenten, ernennen durfte, indem die übrigen vier aus dem Capitel und der Universität gewählt wurden, welche beiden Körper das Recht besaßen, zwei ihrer Glieder zum Sitz im Senat, eines lebenslänglich und das andere auf gewisse Zeit zu bestimmen. Die abgeänderte Charte von 1833 beschränkte nicht nur das Begnadigungsrecht des Senats, sondern machte auch die Wahl des Präsidenten des Senats von der Zustimmung der drei Schutzmächte abhängig. Nach der alten Verfassung waren immer sechs Senatoren lebenslänglich erwählt, der Präsident jedoch blieb nur drei Jahre im Amte, nach deren Verlauf er aber wieder erwählt werden konnte. Von den nur auf bestimmte Zeit gewählten Senatoren mußte die Hälfte jährlich ausscheiden und neuen Wahlen Platz machen. So blieb dieser oberste Staatskörper immer frisch und lebendig, und zugleich vor einseitigen Richtungen bewahrt, indem er sich in kurzen Fristen stets wieder aus dem unmittelbaren Quell des Nationallebens ersetzte und zugleich durch das ihm inwohnende Element der Stätigkeit ein festes Gleichgewicht behaupten konnte. Die Veränderungen des

Statuts von 1833 hemmten auch hierin die lebendige und nationale Beweglichkeit des Senats, indem ſie ihm namentlich durch die Beſtimmung der längeren Zeitdauer von ſechs Jahren, während welcher jetzt Präſident ſowohl wie ſechs der Senatoren in ihrer Verrichtung bleiben, eine gewiſſe Schwerfälligkeit mittheilten und es ihm unmöglich machten, ſich immer im Einklang mit den Bedürfniſſen des Volkes und der Zeit zu entwickeln.

Die Stellung des Präſidenten des Senats, als des eigentlichen Oberhaupts der Regierung von Krakau, iſt eine ſo wichtige, daß ſie in dieſem Augenblick gänzlich unbeſetzt iſt und man auch wohl vorziehen wird, ſie vor der Hand durch keine beſtimmte Perſon vertreten zu laſſen. Die drei Schutzmächte haben die Regierung unter der Form einer Conferenz übernommen, und dieſe Conferenz ſteht mit dem Senate vorzugsweiſe durch einen Mann, welcher ihr höchſtes Vertrauen in jeder Beziehung zu genießen das Glück hat, in der innigſten und ausſchließlichſten Verbindung. Dieſer Mann iſt Herr Joſeph Schindler, ein römiſch-katholiſcher Prieſter, der als Vicepräſident des Senats jetzt die unbeſetzte Stelle eines Vorſtandes der Regierung vertritt, und als ſolcher den ganzen Senat durchaus im öſterreichiſchen Sinne leitet. Durch ſeine unbedingte Geltung

bei den Schutzmächten ist dieser Prälat jetzt ohne Zweifel der bedeutendste und einflußreichste Mann im Freistaate. Schindler hat in kurzer Zeit eine merkwürdige Laufbahn in Krakau zurückgelegt. Im österreichischen Antheile von Galizien geboren und im Theresianum zu Wien zum Geistlichen gebildet, bekleidete er zuerst eine armselige Katechetenstelle in Czernowitz, von der er nicht leben konnte. In Verlegenheit um eine bessere Anstellung, wandte er sich durch zufällige Vermittelung eines seiner ehemaligen Mitschüler, der Professor in Krakau geworden war, dorthin, um eine Professur an der Universität zu erhalten. Er gab vor, im Besitz der Kenntniß von vierzehn Sprachen zu seyn, doch enthielt sein in lateinischer Sprache abgefaßtes Gesuch die gröbsten Sprachfehler. Nachdem es ihm gelungen, in Krakau festen Fuß zu fassen, indem er in der That eine Professur der Theologie an hiesiger Universität davontrug, wurde er in kurzer Zeit Domherr, schwang sich bald auch zu andern geistlichen Würden empor, und erwarb durch verschiedene Dinge, bei denen ihm Zufall und Geschicklichkeit gleich geholfen, die Gunst des Kaisers von Rußland, von welchem er für die Ueberreichung einer tartarischen Grammatik, über deren Abfassung man zweifelhaft ist, einen prachtvollen Brillant empfing.

Darauf gelangte er in den Senat, und ist auf dem Wege, nächstens Bischof zu werden. So durchlief Schindler mit einer nie gesehenen Schnelligkeit fast alle geistlichen und weltlichen Staffeln des Freistaats, und man kann ihm eine ungewöhnliche Geistesgewandtheit und Elastizität des Charakters gewiß nicht absprechen, wenn man ihm auch die Anerkennung aller gründlichen Bildung verweigert. In seiner Person scheinen sich der österreichische und der russische Einfluß gewissermaßen auf dem Indifferenzpunkt begegnet zu seyn, und er stellt diesen freigezeichneten Punkt, auf welchem sich die beiden großen Magnete zusammenstoßen, und in dessen subtiler Gränze eben die heutige Regierung Krakaus sich zu halten hat, mit aller Meisterschaft dar. An solchen gekniffenen Charakteren ist unsere Zeit reich, sie sind die Heroen unserer gekniffenen Verhältnisse. Dies sind solche Figuren, die man heutzutage aller Orten und auf den höchsten Stellen antrifft, Emporkömmlinge der Knechtschaft. Mit ihrem Talent, das sie unläugbar besitzen, beuten sie die Schlechtigkeit der Zeiten aus und beweisen durch den Glanz ihrer Erfolge, wie in solchen Perioden der Geschichte sich immer der Vortheil Einzelner mit der Schande Aller verträgt. Gewöhnlich haben sie sich aus niedrigen Sphären den Weg zu den höchsten gebahnt und auf diesen

Schlangenwindungen feine Studien der menſchlichen Natur gemacht. Sie haben das Verderben der Zeit, in der ſie leben, pſychologiſch ergründet, und ſind dadurch die Meiſter und Virtuoſen dieſes Verderbens geworden. Treue Diener ihrer Herren, ſind ſie zuverläſſig in den Geſchäften, weil ſie überall ihre eigene Haut mit zu Markte tragen. Sie werden bei einem Umſchlagen der Zeiten bei Seite geworfen, aber dann tröſten ſie ſich damit, daß ſie doch gelebt und ihren Vortheil ſichergeſtellt haben. In guten Zeiten würden ſie vielleicht dem Guten ebenſo treue Dienſte geleiſtet haben, wie in ſchlechten Zeiten dem Schlechten, denn ſie beſitzen das Genie der Wirkſamkeit. Sie ſind zu allen Dingen zu gebrauchen, und ſind ſtark durch ihre Verachtung der öffentlichen Meinung. Sie ſind geborne Großinquiſitoren und haben das polizeiliche Talent, das unſere Zeit vorzugsweiſe ausgebildet hat, zu jener Höhe gebracht, auf der es eine furchtbare Gewalt ſelbſt über den Geiſt errungen. Im Kampf der Polizei mit dem Geiſt, dem Geiſt der Nationen, dem Geiſt der Zeit, dem Geiſt des Individuums, dem Geiſt der abſoluten göttlichen Vernunft, haben ſie ſich die Fülle von Ruhm und Glück erworben, in der ſie ſchwelgen. Sie verpraſſen die Beute, die ſie dem Geiſt abgenommen, mit irdiſcher Gier und werden alt und feit davon.

Zuletzt aber bedient ſich ihrer die Geſchichte häufig noch zu einem guten Werk. Denn indem ſie die Sache, welche ſie führen, in der Regel an den Rand des Abgrunds treiben helfen, zeitigen ſie dadurch das Schickſal ihres Volkes. — —

Im Senat von Krakau finden ſich jetzt außer den drei katholiſchen Prieſtern, auch noch alle möglichen Leute, die man nur eben dazu auftreiben konnte. In dieſen Tagen iſt ein Tuchmacher Louis Senator geworden, bei dem ich mir noch den Tag vorher in ſeinem Gewölbe in der Grodzker-Straße Tuch zu einem Rock gekauft, ohne zu ahnen, welche zukünftige Würde mich hier hinter dem Ladentiſch bediente. Vor Kurzem ſaß auch ein bekannter hieſiger Weinhändler im Senat, fand jedoch ſeine Rechnung nicht dabei, denn die unter ihm ſtehenden Beamten, die früher viel in ſeiner Weinſtube verkehrt hatten, blieben jetzt aus, um ſich bei ihren, wie natürlich, durch den Wein zu größerer Offenheit erſchloſſenen Geſprächen nicht durch ihren Chef belauſchen zu laſſen. So gab der auf ſeinen Vortheil ſich verſtehende Mann gern ſeine Senatorſtelle wieder auf, die ihm nicht ſo viel einbrachte, als er auf der andern Seite bei ſeiner Weinſtube daran verlor. —

Was die beſtehende Wirkſamkeit der Landtage und überhaupt das Inſtitut der Volksrepräſentanten

anbetrifft, ſo bietet ſich hier ein Schauſpiel der vollendetſten Richtigkeit dar. Nach der Verfaſſung von 1818 fand alljährlich eine Zuſammenberufung der Repräſentanten ſtatt. Die Charte von 1833 aber läßt nur alle drei Jahre einen Landtag zu, der ſich jedoch gegenwärtig keineswegs mehr mit der Berathung von Verfaſſungsgegenſtänden beſchäftigen darf. Nur das Finanzbudget wird ihm noch vorgelegt, doch verhandelt er auch hierüber nur unter der beſondern Aufſicht der drei Reſidenten der Schutzmächte.

Die Gerichtsverfaſſung beruhte nach der Conſtitution von 1818 auf den freiſinnigſten Grundlagen der Oeffentlichkeit. Der ſiebenundzwanzigſte Artikel jener Conſtitution ordnete für Civil- wie für Criminalſachen das öffentliche Verfahren an und enthielt Andeutungen zur Bildung eines Geſchwornengerichts, in einer den Verhältniſſen des Landes und der Einwohnerſchaft angepaßten Modelung. Was das Civilrecht anbetrifft, ſo iſt der zum Grunde gelegte Code Napoleon auch noch heutzutage in Kraft verblieben. In der Criminaljuſtiz aber hatte bisher eine eigenthümliche Combination des öſterreichiſchen Gerichtsverfahrens mit dem franzöſiſchen gegolten. Man richtete den Verbrecher nach dem Strafgeſetzbuch, welches Oeſterreich für ſeine galliziſchen Provinzen

gegeben, ordnete ihm jedoch zugleich einen Advocaten als Vertheidiger bei, der unabhängig vom Richter nach Uebersicht der vorliegenden Acten für den Angeklagten sprechen durfte. Dies Verfahren wurde jedoch aufgehoben und der Verbrecher jetzt lediglich in die Hände des Justizbeamten gegeben, der nun zugleich Ankläger und Richter ist. Ebenso wurde die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen in den Criminalsachen eingestellt. Im Civilrecht dauert sie noch fort, und wird hier der Code Napoléon fortwährend mit aller Kraft gehandhabt, obwohl man hierüber täglich neue Bestimmungen erwartet und der Einführung des preußischen Landrechts oder der österreichischen Gesetzbücher statt des Code Napoléon entgegensieht. In der Verfassung von 1833 aber fehlt der Artikel über die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens gänzlich, so daß eine grundgesetzliche Verpflichtung zur Aufrechthaltung desselben in den heutigen Zuständen Krakau's gar nicht vorhanden ist.

Früher wurden alle Richterstellen im Lande durch Wahl besetzt. Diese Wahl erfolgte auf dem Landtage durch die Abgeordneten der Nation. Nachdem diese Bestimmung jetzt gänzlich außer Kraft getreten, können sämmtliche Richterstellen nur durch den Senat besetzt werden. Eine andere volksthümliche

Vergünſtigung der Conſtitution von 1818 war die, daß auch die höheren Polizeiſtellen von der Wahl der Gemeinden abhingen. Dieſe Beſtimmung iſt ebenfalls eingegangen und der Freiſtaat Krakau empfängt jetzt ſeine Polizeibeamten häufig aus der Hand ganz räthſelhafter Mächte. Doch bietet die neue Organiſation der hieſigen Polizei, deren Schöpfer der bekannte Herr Guth iſt, in vielen Beziehungen ein Muſterbild der Regelung dar, und Guth iſt mit Ruhm gekrönt, vor einiger Zeit von dieſem ſeinem Werke wieder abgetreten. Man hört hier täglich von neuen Verhaftungen, die eine Folge des ausgebildeten Polizeiſyſtems ſind. In dieſen Tagen iſt auch der Maire Pronzinsky, ein anerkannter Biedermann, in Criminalhaft gebracht worden. Sein Vergehen beſteht darin, einem Studenten, zur ungeſtörten Verfolgung ſeiner Laufbahn, das Zeugniß ausgeſtellt zu haben, daß derſelbe bei der Revolution nicht betheiligt geweſen. Aehnliche Anläſſe kommen hier häufig vor, und hat früher ſogar ein Senator wegen der Ertheilung eines ſolchen Zeugniſſes, das ſich freilich als unrichtig erwieſen, die Stadt verlaſſen müſſen.

Mit der Reform der Polizei geſtaltete ſich hier auch zugleich die neue Organiſation der krakauer Stadtmiliz, die man immer für ein gefährliches

und bedrohliches Element gehalten, und deren gänzliche Auflösung daher schon lange den besorgten Lenkern des Freistaats am Herzen gelegen. Die österreichische Schutzmacht hat nun auch den Krakauern eine neue Stadtmiliz organisirt, die freilich aus ihren eigenen österreichischen Unterthanen besteht. Sie hat aus ihren polnisch-galizischen Regimentern die untadelhaftesten Subjecte, für die sich ihre früheren Chefs haben verbürgen müssen, ausgewählt, und so ist jetzt ein wohlversehenes Heer von 482 Mann, jeden Augenblick zum Schutze Krakau's bereit, auf die Beine gekommen, dessen Einkleidung und Bewaffnung dem Freistaat bedeutende Kosten verursacht haben soll. Diese Schaar besteht aus zwei Compagnien Miliz und einer Compagnie Polizeisoldaten, ferner aus 32 Mann berittener Gensdarmen und 10 Gensdarmen zu Fuß. An der Spitze dieser Macht steht ein ehemals österreichischer Major, Herr Hohlfeld, mit dem Titel eines Obristlieutenants und etwa 4000 Gulden Gehalt, doch hat sich derselbe den Rücktritt in seine früheren Dienstverhältnisse ausdrücklich vorbehalten. Die übrigen Offiziere der Stadtmiliz, die aus drei Hauptleuten und sieben Lieutenants bestehen, sind ebenfalls Oesterreicher, und theils wegen des ruhigeren Dienstes, theils, wie man sagt, um ohne Caution heirathen zu können,

in den Dienſt des Freiſtaats eingetreten. So iſt den Krakauern ihre Stadtmiliz, an der ſie eine nationale Schutzwehr zu haben glaubten, unter den Händen zu einem öſterreichiſchen Bewachungscorps umgeſchlagen, und der beißende Volkswitz nennt dieſe Stadtmilizen nicht anders als verkleidete Oeſterreicher, wozu auch ſchon der öſterreichiſche Schnitt ihrer Uniformen Veranlaſſung gibt. Im Schweiße ihres Angeſichtes müſſen die Bürger Krakau's arbeiten, um dieſe zu ihrem Schutze aufgerufene Macht zu ernähren, denn die Erhaltung der Stadtmiliz nimmt mehr als den ſechsten Theil des geſammten Einkommens des Freiſtaats fort. Dagegen hatte man ſich hier dem ſchmeichelhaften Wahn hingegeben, daß, nach vollendeter Geſtaltung dieſer Miliz, die übrige öſterreichiſche Beſatzung endlich die Stadt verlaſſen werde, was ſich aber keineswegs beſtätigt hat. Vielmehr gewinnt es den Anſchein, als würde Krakau der dauernde Aufenthalt öſterreichiſcher Truppen bleiben, von denen ſich hier ein Bataillon Infanterie und eine Escadron Chevaux-légers in Quartier befindet. Unter den Einwohnern hört man jedoch jetzt häufig verſichern, daß dieſe Beſatzung der Stadt nur ökonomiſchen Vortheil bringe, indem dieſe Truppen, außer dem ihm einzuräumenden Quartier, darauf angewieſen

ſind, auf ihre eigenen Koſten zu leben. So ſcheint es überhaupt, als würde die Zeit eine allmählige Verſöhnung zwiſchen der Einwohnerſchaft und ihrer Beſatzung bewirken, welcher letzteren man übrigens nachrühmen muß, daß ſie ſich meiſtentheils freundlich und mit muſterhaftem Anſtande gebärdet. Aber ſie wird bei dem edleren Theil der Bevölkerung immer das nationale Gefühl gegen ſich haben, mag auch das Unglück noch ſo abſtumpfend auf den Geiſt wirken. Die gröſſere Maſſe eines verlorenen und unglücklichen Volkes wird allerdings mit der Zeit gleichgültig gegen ſein Schickſal und kann ſogar dazu kommen, ſich bequem zu betten auf ſeiner Schmach und Wucher zu treiben mit ſeinem eigenen Elend. Dieſer abgeſtandene Reſt einer Nation klammert ſich noch gern an die Fußtritte ſeiner Beſieger an, froh, ein ſicheres Neſt zu finden ſelbſt unter den feindlichen Füßen, gleich dem gelähmten Adler, der an der Felſenecke, wo ihn der verwundende Pfeil niedergeworfen, ruhig liegen bleibt und ſich dort feſtniſtet, ſo gut und ſo lange es noch gehen will. Dies iſt die entſittlichende Kraft des Unglücks, daß das Mißgeſchick zuletzt ſeine Friedensbündniſſe abſchließt mit der Schande, und ſo verſöhnlich wird gegen alle Welt, daß Götter darüber weinen müßten, wenn ſie ein Herz hätten. Der Unglückliche, früher ein Held ſeiner ungeſchwächten

Kraft, wird er nicht so zahm, daß er mit keinem Kinde mehr hadert, welches ihn höhnt? So ist das Unglück der größte Fluch der Menschheit, und wie unter den Individuen, so gibt es auch unter den Nationen solche, die vorzugsweise die Unglücklichen in der Geschichte sind! —

Man spricht von Zeit zu Zeit immer wieder davon, daß der Freistaat Krakau gänzlich an Oesterreich fallen und diesem Reiche einverleibt werden solle. Dies sind jedoch nur leere Gerüchte, die in so rathlosen und schwankenden Zuständen sich leicht erzeugen und wiederholen können. Gegen die Sympathie der ganzen Bevölkerung wäre diese Vereinigung durchaus, da hier überhaupt gegen Alles, was deutsch ist und heißt, eine ursprüngliche Abneigung besteht. Es sind überhaupt die Deutschen bei den Polen verhaßt, und unsere Sprache, die schon als Organ der polnischen Juden in diesem Lande einen ekelhaften Beigeschmack bekommen, wird hier nur die Schöpsensprache (baranijezyk) genannt. Das slawische Element wird sich mit dem germanischen niemals freundlich einigen und ineinanderleben, noch kann sich jemals aus beiden, durch die ganze Natur des Seyns und durch alle Vergangenheit der Geschichte getrennten Gegensätzen eine historische Wahlverwandtschaft ergeben. In ganz Polen, und

ſind, auf ihre eigenen Koſten zu leben. So ſcheint es überhaupt, als würde die Zeit eine allmählige Verſöhnung zwiſchen der Einwohnerſchaft und ihrer Beſatzung bewirken, welcher letzteren man übrigens nachrühmen muß, daß ſie ſich meiſtentheils freundlich und mit muſterhaftem Anſtande gebärdet. Aber ſie wird bei dem edleren Theil der Bevölkerung immer das nationale Gefühl gegen ſich haben, mag auch das Unglück noch ſo abſtumpfend auf den Geiſt wirken. Die größere Maſſe eines verlorenen und unglücklichen Volkes wird allerdings mit der Zeit gleichgültig gegen ſein Schickſal und kann ſogar dazu kommen, ſich bequem zu betten auf ſeiner Schmach und Wucher zu treiben mit ſeinem eigenen Elend. Dieſer abgeſtandene Reſt einer Nation klammert ſich noch gern an die Fußtritte ſeiner Beſieger an, froh, ein ſicheres Neſt zu finden ſelbſt unter den feindlichen Füßen, gleich dem gelähmten Adler, der an der Felſenecke, wo ihn der verwundende Pfeil niedergeworfen, ruhig liegen bleibt und ſich dort feſtniſtet, ſo gut und ſo lange es noch gehen will. Dies iſt die entſittlichende Kraft des Unglücks, daß das Mißgeſchick zuletzt ſeine Friedensbündniſſe abſchließt mit der Schande, nnd ſo verſöhnlich wird gegen alle Welt, daß Götter darüber weinen müßten, wenn ſie ein Herz hätten. Der Unglückliche, früher ein Held ſeiner ungeſchwächten

Kraft, wird er nicht ſo zahm, daß er mit keinem Kinde mehr hadert, welches ihn höhnt? So iſt das Unglück der größte Fluch der Menſchheit, und wie unter den Individuen, ſo gibt es auch unter den Nationen ſolche, die vorzugsweiſe die Unglücklichen in der Geſchichte ſind! —

Man ſpricht von Zeit zu Zeit immer wieder davon, daß der Freiſtaat Krakau gänzlich an Oeſterreich fallen und dieſem Reiche einverleibt werden ſolle. Dies ſind jedoch nur leere Gerüchte, die in ſo rathloſen und ſchwankenden Zuſtänden ſich leicht erzeugen und wiederholen können. Gegen die Sympathie der ganzen Bevölkerung wäre dieſe Vereinigung durchaus, da hier überhaupt gegen Alles, was deutſch iſt und heißt, eine urſprüngliche Abneigung beſteht. Es ſind überhaupt die Deutſchen bei den Polen verhaßt, und unſere Sprache, die ſchon als Organ der polniſchen Juden in dieſem Lande einen eckelhaften Beigeſchmack bekommen, wird hier nur die Schöpſenſprache (baranijezyk) genannt. Das ſlawiſche Element wird ſich mit dem germaniſchen niemals freundlich einigen und ineinanderleben, noch kann ſich jemals aus beiden, durch die ganze Natur des Seyns und durch alle Vergangenheit der Geſchichte getrennten Gegenſätzen eine hiſtoriſche Wahlverwandtſchaft ergeben. In ganz Polen, und

auch hier, beſtehen aber vorherrſchend ſlawiſche Sympathieen, und an dieſe knüpfen ſich weitausſehende Pläne, Hoffnungen; Verbindungen die im Geheimen an einem großen Netz ſpinnen, das ſich über alle ſlawiſche Völkerſchaften verbreiten ſoll. Ob dieſe Ideen zu einem großen einheitlichen Reich ſlawiſcher Völkerſtämme, die ſich ſeit einiger Zeit ſo geheimnißvoll regen, auf einem förmlich organiſirten Bund beruhen, der nach Einigen ſogar unter dem Schutz einer fernen ausländiſchen Macht ſtehe, oder ob dies nur ein myſtiſcher Zuſammenklang politiſcher Träume iſt, wird ſo leicht Niemand, der dieſen Angelegenheiten fremd iſt, zu entſcheiden wagen können. In Krakau ſelbſt habe ich nur eine ſehr geringe Spur von dieſer Verbindung oder vielmehr von ‚dieſen Träumen wahrgenommen. —

Während meines Aufenthalts in Krakau handelte es ſich in den innern Verfaſſungs-Angelegenheiten beſonders um die Veränderungen, welche gerade eine der wichtigſten Behörden des Staats, das Appellations-Gericht, auf eine ziemlich durchgreifende Weiſe getroffen hatten. Die Mitglieder dieſes Gerichts wurden früher ebenfalls von den Volksrepräſentanten gewählt. Jetzt aber haben die Schutzmächte, neue Beſtimmungen über dieſen Staatskörper ergehen laſſen. Die Mitglieder des Appellationsgerichts können

von nun an nur durch den Senat eingesetzt werden, aber bei der Wahl des Präsidenten haben sich die Schutzmächte ausdrücklich ihre besondere Bestätigung vorbehalten. Dies Gericht in seiner nationalen Zusammensetzung und Wirksamkeit war immer eine der höchsten Bürgschaften der Freiheit gewesen, indem es auch auf das Richten der Senatoren, die in Anklagestand versetzt waren, den größten Einfluß ausübte, mithin die Aufrechthaltung der Verfassung auf ihren wichtigsten Culminationspunkten zu überwachen hatte. Senatoren, welche ihr Amt oder die Verfassung gebrochen hatten, wurden nämlich durch eine Commission gerichtet, die zur Hälfte aus Volksrepräsentanten, und zur andern Hälfte aus Mitgliedern des Appellationsgerichts zusammengesetzt war.

In der Constitution von 1818 gab es auch eine Bestimmung über die Preßfreiheit, von welcher der vierundzwanzigste Artikel in dem ausgedehntesten Sinne handelte, indem er alle und jede vorgängige Censur für eine Druckschrift ausdrücklich abstellte. Dieser Artikel fehlt in der abgeänderten Constitution von 1833 gänzlich, und wird denn auch heutzutage die Censur in Krakau von den österreichischen Beamten auf das Allerstrengste gehandhabt, wie man kaum in Oesterreich selbst ein Beispiel hat. Die Censur hindert hier fast allen literarischen und

buchhändleriſchen Verkehr. Sobald hier ein Buchhändlerpaquet angekommen iſt, muß es ſogleich zum Cenſor geſchafft werden, der es oft viele Tage und Wochen liegen läßt, ehe er es nur eröffnet, und oft Gründe hat, es gar nicht zu eröffnen. Einen weſentlichen Vortheil verdanken jedoch die hieſigen Gelehrten dem Antheil Preußens an der Schutzherrlichkeit über Krakau, denn indem dadurch ein eigenes preußiſches Poſtamt in Krakau begründet worden, ſo gibt es Gelegenheit, durch daſſelbe unmittelbar Bücher und Zeitungen in einem Poſtpaquet zu beziehen, das auf dieſem Wege dem Zwang einer Eröffnung nicht unterliegt. So empfangen die krakauer Gelehrten faſt allen ihren literariſchen Bedarf von den breslauer Buchhändlern und ſtehen durch dieſe Gelegenheit der deutſchen Wiſſenſchaft, mit der ſie ernſtlich fortzuſchreiten beſtrebt ſind, bei weitem näher, als die übrigen Polen. An Zeitungen dürfen in Krakau alle diejenigen eingehen, welche unter der Cenſur der drei Schutzmächte erſcheinen; unter dieſen erblickt man hier beſonders die preußiſche Staatszeitung, die auch von der Regierung gehalten wird und die einzige iſt, welche man an den öffentlichen Orten ausliegen ſieht. Im Publikum jedoch, in den Häuſern und Familien, wird die Leipziger Allgemeine Zeitung eifrig gehalten und geleſen;

welches Blatt denn auch den versteckten patriotischen Interessen hin und wieder einige Nahrung gewährt. Dagegen hat sich hier ein bemerkenswerther Haß gegen die Augsburger Allgemeine Zeitung festgesetzt, den ich hier bei mehreren Gelegenheiten mit der dem Polen eigenthümlichen Leidenschaftlichkeit aussprechen hörte. Man wirft dieser Zeitung ihr zweideutiges Schaukelsystem auch in Bezug auf Polen vor und klagt sie der Perfidie der Berichterstattung über die politischen Verhältnisse dieser Nation an, was man jedoch in neuester Zeit, wo das augsburger Journal so auffallende Aburtheilungen über die russische Politik gebracht hat, nicht in demselben Maße mehr behaupten kann.

Die ungünstigen polizeilichen Verhältnisse, unter denen der Buchhandel in Krakau steht, machen sich in vielen Beziehungen zum Schaden der Literatur und der Wissenschaft geltend. Die meisten Bücher, nach denen man in den hiesigen Buchläden fragt, sind gewiß nicht vorhanden, und die vorhandenen und erlaubten wird man selten zu benutzen wünschen. Dazu kommt, daß die Buchhändler hier einen so großen Aufschlag auf die Bücher legen, welcher verursacht, daß die Literatur schon deßhalb kein gangbarer Artikel in Krakau ist. Ein Buch, das in Leipzig zwölf Groschen kostet, wird von den hiesigen

Buchhändlern nicht unter einem Thaler abgegeben. In einem der ersten Buchläden am Ring, in dem ich nach so vielen mir für polnische Geschichte und Localitäten wünschenswerthen Sachen vergeblich gefragt hatte, und in den mich der Mann am Ende nur mit sichtlicher Verlegenheit eintreten sah, weil ich stets nur Das, was ihm fehlte, verlangte, fand ich endlich ein Album von Ansichten Krakaus, mit Erklärungen der dargestellten Oertlichkeiten versehen, das im eigenen Verlage dieses Buchhändlers erschienen war und das ich zu kaufen wünschte. Wie groß war mein Erstaunen, als er mir den Verkauf dieses Albums verweigerte. Unter dem Vorgeben, daß es unvollständig sey, und er es auch nicht gleich vervollständigen könne, weil er noch nicht nachgezählt habe, wie viel Blätter ihm an den übrigen vorhandenen Exemplaren fehlten, versicherte er wiederholt, es sey ihm unmöglich, mir dies Album abzulassen. Ich wunderte mich über die Ungeschicktheit des Buchhändlers, die so sehr gegen seinen Vortheil war, erfuhr aber nachher, daß es mit diesem Album noch eine eigenthümliche Bewandniß habe. Vor einiger Zeit ist ein Blatt desselben confiscirt worden, welches das hiesige Florianerthor darstellt, von dem in der Erläuterung gesagt ist, daß Fürst Poniatowsky mit 4000 Mann durch dies Thor hinausgezogen

ſey, um ein Heer von 30,000 Oeſterreichern zu empfangen und ihm heldenmüthig die Spitze zu bieten.

In demſelben Buchladen fand ich auch die Schriften von Dr. Strauß vorräthig, ſowohl ſein Leben Jeſu, als auch die Friedlichen Blätter, die damals eben erſchienen waren, und äußerte meine Verwunderung darüber, daß die Cenſur ſie dulde. „Dergleichen geht uns hier nichts an!“ war die lakoniſche Antwort des Buchhändlers, die ihren richtigen Grund hatte. Von Schillers Werken ſtanden eine Menge eingebundener Exemplare in den Schränken umher und bewährten auch hier die gränzenloſe Popularität, die ihnen faſt in der ganzen Welt zu Theil geworden. Obwohl die innere etwas künſtlich zuſammengeſetzte Natur Schiller's keineswegs eine populaire war, ſo iſt es doch die beredte Rhetorik ſeiner Ideale, die mit den in der Welt gängundgäben Vorſtellungen von dem Gegenſatz zwiſchen Ideal und Wirklichkeit ſo ſtark ſympathiſirt. Mir fällt dann immer das Wort eines Handlungsreiſenden ein, der auf dem Poſtwagen Schiller's Werke mit ſich führte und den Grund dazu lediglich mit dem naiven Ausruf angab: „wer wird ohne Schiller reiſen?“

Neue Erſcheinungen der polniſchen Literatur

sind jetzt äußerst selten. Die Censur drückt alles aufkeimende Leben schon vor der Geburt nieder, und unternehmende Buchhändler gibt es nicht. Obwohl es den krakauer Gelehrten freistehen dürfte, ihre Bücher im Auslande drucken zu lassen, so macht doch Niemand von dieser Freiheit Gebrauch, die schlimme Folgen nach sich ziehen möchte. Unter den in Krakau in der letzten Zeit erschienenen literarischen Neuigkeiten ist bemerkenswerth eine Uebersetzung der Scholien des Gajus von Gans, welche den freisinnigen und geistvollen Advokaten Rzezinsky, einen genauen Kenner deutscher Literatur und Philosophie, zum Verfasser hat. — —

In einer Schilderung der öffentlichen Zustände Krakau's darf auch eine merkwürdige Figur nicht unerwähnt bleiben, die hier am Orte fortwährend vom größten Einfluß ist. Dies ist ein hiesiger Gastwirth, Herr Meciszewski, welchen man auch den krakauer O'Connel nennt und der sich als solcher in der That in allen den Freistaat betreffenden Interessen auf das Wirksamste geregt hat. Auf den Landtagen hat er mit großer Schärfe gesprochen, und sich bei verschiedenen Anlässen mit so vieler Kühnheit und Energie und zugleich mit einer so überlegten Klugheit gezeigt, daß man ihm niemals etwas anhaben konnte, so viele Versuche man auch

anstellte, sich seiner Person zu bemächtigen. Dagegen hat man ihm ein von ihm fertig ausgearbeitetes Manuscript abgenommen, worin er die politische Geschichte von Krakau genau nach den Quellen und seinen eigenen Erlebnissen dargestellt hat. Doch steht zu vermuthen, daß sich Meciszewski noch im Besitz einer verborgenen Abschrift von seiner Arbeit befinden werde. So wirkt er heimlich und öffentlich als der größte Agitator des Freistaats Krakau. Er ist ein noch jugendlich aussehender Mann von mittlerer Größe, und lebhaftem charaktervollem Wesen. Seinen Gasthof führt er unter einem sehr legitimen Schilde, er ist nämlich der Inhaber des hiesigen Hôtel Russien, in der Florianerstraße. —

In der abgeänderten Constitution von 1833 befindet sich auch ein neuhinzugekommener Artikel, wonach in allen zweifelhaften Fällen, welche entweder die Auslegung der Verfassung oder einen Widerstreit zwischen Senat und Repräsentantenkammer betreffen, die als Conferenz hier versammelten Residenten der drei Schutzhöfe sich die höchste Entscheidung vorbehalten haben. Es ist jedoch, wie schon öfter bemerkt und aus allem Bisherigen hervorgeht, Oesterreich ganz allein, das in der That die hiesigen Zustände unter seiner Verantwortlichkeit übernommen und nach seinem Geiste in allen Stücken gemodelt

hat. Von dem Antheil Rußland's erfährt man nichts Oeffentliches und Bestimmtes, doch hebt er sich zuweilen in nicht eben räthselhaften Erscheinungen aus dem Hintergrunde hervor. Von Seiten Preußens macht sich in der letzten Zeit nur die Mitwirkung geltend, welche dieser Staat den hiesigen politischen Untersuchungen gegen die einer Verschwörung angeklagten Studenten geschenkt hat. In diesen Tagen ist in dieser Angelegenheit der Kammergerichts-Rath Sulzer aus Berlin hier eingetroffen, der, wie man hofft, diese schon so lange sich hinziehende Untersuchung ihrem Ende zuführen soll. Seit dem Jahre 1833 befinden sich nämlich in Krakau eine Anzahl von Studenten, deren jedoch nicht mehr als zehn bis zwölf sind, in Haft. Zu der auf ihnen lastenden Beschuldigung einer politischen Verschwörung kam noch vor einem Jahre die Ermordung des bekannten Cielak hinzu, eines Individuums, das in Verdacht stand, als russischer Spion die in Krakau verborgenen Emigranten auszukundschaften. Dieser Mord wurde ebenfalls als Ausfluß jener geheimen Studentenverbindungen betrachtet, über deren wirkliches Daseyn man jedoch bis jetzt weder durch Verhöre noch durch die angestrengtesten Untersuchungen jeder Art das Geringste ermitteln konnte. Die gefangenen Studenten werden

einzeln und sehr streng bewacht, und sind zum Theil in die hiesigen Klöster vertheilt, unter denen namentlich das Bernhardiner Kloster mehrere dieser Unglücklichen in seinem Gewahrsam birgt. Einige sitzen auch in dem gewöhnlichen Stadtgefängniß. Aber kein einziger von ihnen hat bisher irgend ein Geständniß gemacht. Ihre Lage dürfte verschlimmert worden seyn durch den Mordanfall, welcher später auf den Polizeidirector Guth in Przemysl gewagt worden. Herr Guth, von dem wir schon früher gesprochen und der nach Vollendung seines berühmten Polizeiwerkes in Krakau doch nichts sehnlicher wünschte als nach Oesterreich zurückversetzt zu werden, hatte nämlich eine Anstellung als Chef des Polizei-Commissariats in Przemysl erhalten. Hier wurde er in der Dämmerungsstunde in seiner eigenen Wohnung, als er einen dunkeln Gang zu durchschreiten hatte, von einem Dolchstoß getroffen, der aber wirkungslos an seiner vierten Rippe abprallte. Herr Guth will in der Physiognomie des entflohenen Mörders den ehemaligen Krakauer Studenten Krajewski erkannt haben, der ebenfalls zu der Kategorie der in Krakau Verhafteten gehört, aber von den Untersuchungsrichtern freigelassen worden war. Diese Erkennung ist aber mit Recht sehr zweifelhaft geworden, einmal weil sie des Abends auf einem

dunkeln Gang ſtattfand, und dann vornehmlich, weil Herrn Guth erſt ſpäter und ganz nachträglich eingefallen, wo ihm wohl dieſe Phyſiognomie ſeines Mörders ſchon vorgekommen ſeyn möchte. Dazu muß bemerkt werden, daß Guth der Entdecker der Mörder des Gielak und überhaupt aller revolutionairen Umtriebe auf dem krakauer Gebiete iſt.

6. Die Universität von Krakau.

Die heutigen Einrichtungen der Universität Krakau führen sich ebenfalls auf das Jahr 1833 zurück, in welchem von Seiten der Schutzmächte eine Reorganisations-Commission eingesetzt wurde, um die gesetzlichen Bestimmungen über diese Hochschule zu regeln und neu festzustellen. So wurde diese uralte berühmte Universität der Jagiellonen, der man zum Andenken des sie begründenden Königsgeschlechts den Namen der jagiellonischen Universität gelassen, durch ein Statut vom Jahre 1833 wesentlich umgeändert und in so manchen ihrer bisherigen Vorrechte, selbst derer, welche ihr noch durch den wiener Traktat von 1815 bestätigt worden, verkürzt. Aber immerhin muß man sich noch über ihr Fortbestehen freuen, da sie, unter wie schwierige und einengende Bedingungen auch ihr Daseyn gestellt sey, doch immer eine Art von Centralpunkt für polnische Nationalität

und Intelligenz darbietet, besonders wenn man dagegen das Schicksal der im eigentlichsten Sinne ausgestorbenen Universität von Warschau bedenkt, die nicht nur aufgehoben wurde, sondern deren Professoren auch bald nach der Aufhebung größtentheils mit Tode abgingen.

Die Hochschule von Krakau ist freilich durch mancherlei auf ihr lastende Umstände sehr herabgekommen, und zählt in diesem Augenblick nicht viel über 200 Studirende, die größtentheils aus den ärmsten Klassen der Bevölkerung hervorgegangen. Doch ist diese Anzahl noch immer bedeutend zu zu nennen, wenn man bedenkt, daß jetzt nur Krakauer auf dieser Universität studiren dürfen, indem die drei Schutzmächte selbst ihren eigenen Unterthanen nur gegen eine besondere Erlaubniß, die aber einem bestimmten Verbot gleichkommt, gestatten, diese in politischer Hinsicht für verpestet geltende Universität zu beziehen. So zeugt es noch von einem auf dem kleinen krakauer Gebiet außergewöhnlich verbreiteten Bedürfniß der Intelligenz, wenn die Universität einige hundert Studirende zählt, die allein von dem Flächenraum von zwanzig Quadratmeilen zusammengekommen. Indeß ist in den Lebensverhältnissen dieses kleinen Freistaats das Studiren noch immer das Wohlfeilste, wozu ein unbemittelter junger

Menſch greifen kann, da außer den vier Thalern Immatrikulationsgebühren, die zu einem Stipendienfonds verwandt werden, die Studirenden gar keine Honorare für die Vorleſungen ſelbſt zu entrichten haben. Dies deutet ſchon darauf hin, daß die Univerſität noch von alter Zeit her ſehr reich begabt iſt, und ſie würde auch heutzutage noch bedeutender Reichthümer ſich erfreuen können, wenn ſie nicht ſeitdem ſo manche ihrer Güter, namentlich die, welche ſie in Galizien beſeſſen, verloren hätte. Außer den bedeutenden Unterſtützungen, welche die krakauer Studenten genießen, führen ſie auch ſonſt hier ein ſehr wohlbehagliches und bequemes Leben, indem ſie im Jahre faſt ſieben Monate Ferien haben, da ſo viele katholiſche Feiertage, Faſtenzeiten, Karnevals und dergleichen zu den gewöhnlichen akademiſchen Ferien hinzukommen.

Wie das öſterreichiſche Element überhaupt das überwiegende in Krakau geworden, ſo hat man auch die Univerſität in vielen Beziehungen immer mehr auf öſterreichiſchem Fuß zugeſchnitten, beſonders auch was die Verhältniſſe der Studirenden anbetrifft, die, wie an den öſterreichiſchen Hochſchulen, am Ende eines jeden Semeſters zur Erlangung von Zeugniſſen ſich einer Prüfung unterwerfen müſſen. So iſt auch die philoſophiſche Facultät hier nur eine

Vorbereitungsklasse, die jeder Studirende der andern Facultäten vorher zurückgelegt haben muß, und zwar in der festgesetzten Frist von zwei Jahren, ehe er zu seiner eigentlichen Facultätswissenschaft übergehen kann. Als Studienzeit sind für die Medicin fünf Jahre, für die Theologie und Jurisprudenz aber nur drei Jahre festgesetzt.

Die Universität befindet sich, wie alle andern Unterrichtsanstalten des Freistaats Krakau, unter Aufsicht und Leitung des regierenden Senats, welcher durch einen aus seiner Mitte ernannten Regierungs-Commissair, der als solcher die Stelle eines Curators der Universität vertritt, diese Ueberwachung der Hochschule ausübt. Die Universität hat dadurch ihre eigenthümliche akademische Gerichtsbarkeit in der That eingebüßt oder gewissermaßen nur noch zum Schein behalten, indem Professoren wie Studenten bei nur irgend erheblichen Rechtsfällen der gewöhnlichen Staatsgerichtsbarkeit unterliegen. Der Regierungs-Commissair aber besitzt die eingreifendsten Befugnisse über alle die Universität betreffenden Angelegenheiten, und kann wohl in dieser mächtigen Ausdehnung seines Berufs nicht wirksamer vertreten werden als in der Person des gegenwärtigen Vicepräsidenten des Senats, Herrn Joseph Schindler, dessen Bedeutung im Freistaat Krakau wir im vorigen

Abſchnitt einigermaßen zu bezeichnen verſucht haben. Herr Schindler iſt es vornehmlich, welcher die neue Organiſation der Univerſität Krakau geleitet hat, und fortwährend mit ihrer Umgeſtaltung und polizeilichen Sicherſtellung beſchäftigt iſt, indem er noch in dieſen Tagen wieder neue Anhänge zu den Statuten veröffentlicht hat. Dieſe neue Beſtimmungen betreffen vornehmlich die Abhängigkeit der Profeſſoren von dem Regierungs-Commiſſair, welchem letzteren jetzt über dieſelben eine ſo große Macht begründet iſt, daß er auf der Stelle jeden Profeſſor entlaſſen kann, ſelbſt wenn derſelbe auch nur eine Stunde verſäumt haben ſollte. So iſt Schindler auch nach dieſer Seite hin jetzt der gewaltigſte Mann dieſes Freiſtaats, indem er auch das Unterrichts- und Erziehungsweſen, für das er die oberſte Behörde bildet, in ſeiner Perſon ausſchließlich vertritt.

Die Profeſſuren werden, wie dies auch in Frankreich der Fall iſt, durch Concurrenz beſetzt, eine Manier, welche deutſcher Wiſſenſchaft und Gelehrtenwürde immer zuwider geweſen iſt. Bei den Franzoſen hat man Beiſpiele, daß manche Anſtellungsluſtige ſich zehn bis zwölf Mal auf dieſe Art um eine Profeſſur bewerben und ihrer Unwiſſenheit halber immer abgewieſen werden, ohne darum

an der Gunſt des Zufalls zu verzagen, durch die ſie doch endlich einmal eine Stelle erwiſchen; woher es kommt, daß man an franzöſiſchen Univerſitäten und Lehranſtalten ſo häufig Leuten begegnet, welche man kaum als Schüler zu den Inſtituten zulaſſen möchte, in denen ſie unterrichten. In Krakau geht dieſe Bewerbung um eine Profeſſorſtelle auf folgende Art vor ſich. Der Concurrent, welcher ſich auf das öffentliche Ausſchreiben gemeldet hat, wird einen Tag lang unter ſtrenger Bewachung eingeſperrt, um in dieſer Haft über die ihm aufgegebenen Gegenſtände ſchriftliche Ausarbeitungen zu machen, wozu ihm weder Bücher noch irgend andere Hülfsmittel gereicht werden. Nachdem man ihm dann kaum Zeit gelaſſen zu ſchlafen, muß er am andern Morgen über ein Thema, welches er durch das Loos zieht, unvorbereitet einen freien Vortrag halten. Seine Ausarbeitungen werden an auswärtige Univerſitäten zur Begutachtung geſchickt, die juriſtiſchen nach Berlin, die philoſophiſchen und mediciniſchen nach Wien, und die theologiſchen an das ruſſiſche Conſiſtorium zu Wilna. Die Examinationsbehörde iſt eine Jury, welche theils aus Mitgliedern der betreffenden Facultäten, theils aus dem akademiſchen Senat zuſammengeſetzt iſt. Dieſe Art, Stellen zu beſetzen, iſt, abgeſehen von der Charlatanerie welche

sie dem Charakter des Gelehrten aufnöthigt, auch mit so großem Zeitverlust verbunden, daß dadurch die häufigen Vacanzen einzelner Lehrstühle auf solchen Universitäten entstehen.

Die Sprache, in welcher die Vorlesungen vorschriftsmäßig abgehalten werden müssen, ist zwischen der lateinischen und polnischen getheilt, doch hat die lateinische Sprache dabei offenbar das Uebergewicht erhalten. Die Nationalsprache ist durch diese Anordnung meistentheils nur auf gewisse populaire Gegenstände zurückgedrängt, dagegen wird sie durch ihre Ausschließung als Sprache der höheren Wissenschaft ohne Zweifel in ihrer geistigen Entwickelung gehemmt und an dem Fortschreiten mit den Ideen gehindert. Diese gegen das nationale Leben der Sprache gerichtete Maaßregel hat einen mehr russischen als österreichischen Anstrich, insofern man bei Rußland überhaupt den systematischen Plan voraussetzen darf, die polnische Nationalität auflösen zu wollen, da dies ungeheure Reich, in seinem strengen und folgerechten Streben nach Einheit, kein unterschiedenes Element in sich als ein freiberechtigtes dulden kann.

Unter den einzelnen Facultäten der Universität Krakau ist die theologische die ärmste an Studirenden. Die Professoren der Theologie haben hier

eit nur drei Zuhörer. Dies hat seinen Grund in dem in Krakau bestehenden katholischen Seminar, welches durch mancherlei mit ihm verbundene Vortheile die jungen Geistlichen mehr an sich zieht und dadurch der Facultät einen so bedeutenden Abbruch thut. Die Dogmatik wird von Przybylski, Pastoraltheologie von Laurysiewicz, Kirchengeschichte und Patristik von Teliga vorgetragen. Die den Vorträgen zu Grunde gelegten Lehrbücher sind, wie auf den österreichischen Universitäten anbefohlene. Eine Art von Religionsphilosophie lehrt ein ehemaliger russischer Jesuit, der Professor Stachowski, der wegen seiner Verbindungen mit dem Jesuitenorden aus seinem Vaterlande Rußland verwiesen worden, da bekanntlich aus Rußland sowohl wie aus Polen die Jesuiten stets verbannt waren. Nun hat ihm eine Zuflucht schenken müssen die Universität Krakau, die sonst so jesuitenfeindliche, berühmt wegen ihres heldenmüthigen Kampfes, den sie schon im sechszehnten Jahrhundert gegen die frommen Väter von der Gesellschaft Jesu geführt, welche sich alle Mühe gaben, sich der Universität zu bemächtigen. Die Universität Krakau entzog sich aber damals mit aller Energie dem Einfluß der Jesuiten und stand dadurch, sowie jetzt wegen politischer Umtriebe, früher wegen ketzerischer Elemente in starkem Verdacht. Um diesem

zu begegnen, sah sich auch die Universität zu jener Zeit veranlaßt, sich von dem heiligen Vater zu Rom einen eigenen Schutzheiligen zurecht machen zu lassen, was vor noch nicht langer Zeit geschah, da es erst im vorigen Jahrhundert sich ereignete. Die Universität wandte einige tausend Ducaten daran, die sie nach Rom schickte, um ihren in früherer Zeit zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, berühmt gewesenen Professor der Theologie, Johann Cantius, heilig sprechen zu lassen, wogegen sich auch Rom keineswegs sträubte. So erhielt die Universität ihren eigenen katholischen Schutzheiligen, der ihr fortan einen größeren Credit in der Christenheit erwerben sollte. Der ehrwürdige Herr Johannes Cantius stand freilich schon bei seinen Lebzeiten im Geruch eines Heiligen, wenigstens hat auch er, wie billig, sein Wunder verrichtet, das ihm nicht so leicht ein anderer nachthun wird. Ein armes Mädchen, das vor den Fenstern Seiner Hochgelahrtheit vorbeiging, hatte das Unglück, ihren Milchtopf, den sie trug, fallen zu lassen und zu zerbrechen. Sie ergoß sich darüber in ein so lautes Jammern, daß unser wohlehrsamer Meister, Johannes von Canten, von seinen Foliobänden aufschreckte, und da er sah was vorgefallen, und er überdies gerade auf einem guten Fuße mit allen Heiligen stehen mochte, so

beſchloß er, unter deren Beiſtand ein Mirakel für die ganze Chriſtenheit zu verüben. Und ſiehe da, er ſtreckte die fünf Finger ſeiner Hand aus, und da fügte ſich der Milchtopf wie von ſelbſt wieder zuſammen. Ja noch mehr, die bereits auf die Erde geronnene Milch nahm ihren Weg ſtracks wieder in das Milchtöpflein hinein. Bei ſolchen Wunderthaten war es daher offenbar nur eine verſpätete Gerechtigkeit, die erſt mehrere hundert Jahre nachher Herrn Canius zum Heiligen canoniſirte. Seine Canoniſationsbulle iſt noch heute auf der hieſigen Univerſitätsbibliothek zu ſehen, ein durch die Unterſchrift Banganelli's intereſſantes Aktenſtück.

In der philoſophiſchen Facultät wird, wie man ſich denken kann, die eigentliche Wiſſenſchaft der Philoſophie auf eine ziemlich bettelhafte Weiſe vertreten. Herr Profeſſor Jankowski, ein uralter Kantianer, trägt nach dem kantiſchen Syſtem die Logik vor. Auch lieſt er über die Geſchichte der Philoſophie, über Pſychologie, Ethik und andere philoſophiſche Disciplinen. Intereſſanter und erfolgreicher ſind die Beſtrebungen des Profeſſors der Geſchichte, Herrn Michael Wiszniewski, welcher auch allgemeine Literaturgeſchichte, nach den Lehrbüchern von Wachler, vorträgt, jedoch auch ſelbſtſtändige Forſchungen namentlich über die Literatur

seiner Nation angestellt hat. In dieser letzteren Hinsicht ist es merkwürdig zu berichten, daß Wiszniewski, eine Geschichte der polnischen Literatur in acht Bänden geschrieben hat, deren Druck noch von dem Gewinnen eines unternehmenden Buchhändlers abhängig ist, jedoch, wie ich hörte, nicht mehr lange verschoben werden soll. Wir werden in diesem literarischen Nationalwerke vielleicht gegen 100 Schriftsteller kennen lernen, deren Werke aus Polen so gut wie verschwunden sind, denn auch die polnische Literatur hat ihre Geißeln stellen müssen, die man weithin an die Newa entführt und dort in sicheren Gewahrsam gebracht hat. So sind viele Bücher der polnischen Literatur förmlich ausgerottet worden und oft hat wohl auch das unschuldige Buch für seinen verdächtigen Verfasser oder gar nur für den Namen desselben, der vielleicht einer in neuerer Zeit verdächtig gewordenen Familie angehört, büßen müssen. Polen war noch vor der letzten Revolution außerordentlich reich an Bibliotheken und Bücherschätzen. Einige seiner öffentlichen Bibliotheken konnten den Vergleich mit der Pariser aushalten, besonders was den Reichthum an Manuscripten betraf. Sowohl diese Sammlungen wie auch viele Bibliotheken der Klöster und mehrere höchst bedeutende polnischer Standesherren sind verschwunden. Auch geistig ausgehungert, von

ihrer eigenen Vergangenheit abgeschnitten, sollte die Nation erst an eigener Leere vergehen, und sich in sich selbst verflüchtigen, um dann als unfrei gewordene Masse desto bequemer verschmolzen zu werden. —

An der Universität besteht auch ein Lehrstuhl für deutsche Sprache, die von dem wackern und vielseitig gebildeten Prediger der hiesigen evangelischen Gemeinde, Herrn Otremba, gelehrt wird. Dieser hat versucht, die unter den Polen so geringe Sympathie für deutsche Sprache einigermaßen zu beleben. Das Russische wird ebenfalls durch einen eigens dazu angestellten Lector an der Universität überliefert. Auch in den Schulen von Krakau giebt es jetzt überall einen russischen Lehrcursus, doch ist es den Schülern freigestellt, ob sie daran Theil nehmen wollen oder nicht. In der Regel bequemen sich die jungen Leute in ziemlicher Anzahl dazu, vielleicht instinktmäßig und von dunkeln Ahnungen über die große Perspektive dieser Sprache in die Zukunft dazu getrieben.

Zur philosophischen Facultät gehörte hier früher auch eine Professur der Bildhauerkunst, die aber auf sehr eigenthümliche Weise eingegangen ist. Als dieselbe vor einigen Jahren erledigt war, und, wie üblich, durch Concurrenz wieder besetzt werden sollte, meldete sich dazu ein Schüler Canovas, Namens

Tatarkewicz, ein Pole von Geburt. Der andere Bewerber war ein gemeiner Steinmetz aus Lemberg. Die Arbeiten des Schülers Canova's, in Basreliefs bestehend, sowie der vorschriftsmäßige Vortrag, den er zu halten hatte, waren so ausgezeichnet, daß von seinem Mitbewerber gar nicht die Rede seyn konnte. Man sah sich in eine große Verlegenheit gesetzt. Da sich das Verdienst des Mannes nicht abläugnen ließ und man ihm doch als einem Nationalpolen, mit dem sich vielleicht noch besondere Beziehungen verbanden, die Stelle nicht zugestehen mochte, so zog man es lieber vor, bei dieser Gelegenheit die ganze Professur eingehen zu lassen. Dies war um so mehr zu bedauern, da die Gegend von Krakau ein so reiches Material liefert, um gerade die Arbeiten der Bildhauerkunst besonders zu fördern. Die schönen Brüche von Marmor, Sandstein, Alabaster und Granit, durch welche sich das krakauer Gebiet auszeichnet, haben dem Auslande schon zu manchen Kirchen und zu vielen berühmten Bauten aller Art den Stoff hergegeben. Von dem schwarzen Marmor, welcher hier nah in der Umgegend gebrochen wird, ist unter Anderm auch der Hochaltar in der Stephanskirche zu Wien aufgeführt worden. Aber es wurde jetzt erklärt, daß für Krakau ein Lehrstuhl der Sculptur völlig unnöthig sey. So giebt es jetzt

hier zur Förderung der bildenden Kunst nur noch zwei Professoren der Malerei, die aber sehr wenige und eben nicht besonders begabte Schüler bilden, wie die jüngst in Krakau stattgefundene Kunstausstellung bewies.

In der juristischen Facultät wird ausser dem römischen Recht, das besonders von Slowinski gelehrt wird, auch eine Art von krakauer Staatsrecht, nach den in Kraft befindlichen Statuten und „Rescripten" vorgetragen, und zwar durch Herrn Professor Matakiewicz, was allerdings besondere Kunstgriffe erfordern muß, um ein auf Rescripten beruhendes Staatswesen wissenschaftlich darzustellen und als einen den Ideen der Rechtswissenschaft gemäßen, vernünftigen Organismus zu entwickeln. Derselbe Herr Matakiewicz lehrt auch das österreichische Criminalrecht.

Die medicinische Facultät hat einige ausgezeichnete Lehrer aufzuweisen, unter denen besonders Bierkowski und Skobel zu nennen sind. —

Die Universität Krakau, als das letzte Ueberbleibsel polnischen Geisteslebens steht heut als eine ehrwürdige Ruine da, vor der man sich der Wehmuth und melancholischen Trauer nicht enthalten kann. Denn obwohl in ihr noch die einzige Stütze einer polnischen Nationalerziehung gegeben ist, so wird doch zugleich durch die im Bisherigen ange-

deuteten Beschränkungen ihr Charakter als polnische National-Universität so sehr wieder aufgehoben, daß in dieser Beziehung gar kein belebender Einfluß, wenigstens auf die Allgemeinheit der polnischen Nation, von ihr ausgehen kann. So wären denn die Polen, nach Außen hin in lauter einzelne Atome zerstoben, nach Innen einer noch größeren Gefahr, der geistigen und moralischen Zerbröckelung in sich selbst, preisgegeben, indem sie keine unversehrt erhaltenen Organe der Nationalerziehung mehr besitzen. Die deutschpolnischen Landestheile, zu denen man in gewisser Hinsicht auch Krakau rechnen kann, besitzen zwar immer noch in Allem, was den öffentlichen Unterricht anbetrifft, wesentliche Vorzüge vor dem gegenwärtigen Bildungszustand im russischen Polen. Wenigstens hat Preußen seinerseits, seitdem es Antheil an dem Schicksal Polens gehabt, immer für die öffentliche Erziehung das Rühmlichste zu thun gestrebt und namentlich für den Volksunterricht gewirkt, der sonst in Polen ein ganz unbekannter Begriff gewesen. Dadurch hat es freilich, wie dies auch seinem germanisirenden Prinzip gemäß seyn mußte, Grundlagen zu einer neuen Cultur und Gesittung gelegt, welche die polnische Nationalität selbst wohl erheben aber auch zugleich umschmelzen müssen. Hätte Polen selbst, damals, als es noch

gesund und wohlerhalten war, diese Umschmelzung seiner Nationalität durch den öffentlichen Volksunterricht als einen freien Akt der Selbstentwickelung mit sich vorgenommen, so würde es vielleicht an den lebensgefährlichsten Klippen seiner Geschichte nicht gescheitert seyn, sondern wäre zu einem der ganzen europäischen Staatenentwickelung heilsamen Gleichgewicht seiner Kräfte gelangt. Es war aber in das Innere des polnischen Nationallebens der allerunheilvollste Zwiespalt dadurch eingerissen, daß Bildung und Unterricht als ein ausschließliches Vorrecht der Aristokratie, als ein Monopol der Vornehmen betrachtet worden waren. Die polnische Aristokratie, die mehr Sünden gegen die Geschichte auf ihr Haupt geladen als eine andere in der Welt, hatte in dieser Hinsicht ihre geistige Abtrennung vom Volksleben gewissermaßen zu einer Ehrensache gemacht. Und doch konnte es nichts Leichtfertigeres und Ungründlicheres geben als die aristokratische Erziehung, wie sie in Polen größtentheils betrieben wurde und zum Theil noch betrieben wird. Die Erziehung durch Hauslehrer, wozu am liebsten vagabundirende Franzosen genommen wurden, war in diesen Kreisen gäng und gäbe. Der Hauslehrer ist eine eigenthümliche Figur in dem Familienleben der polnischen Vornehmen. Er genießt eine

außerordentlich hohe Besoldung und steht sich in der Regel auf dreihundert Dukaten jährlich. Später wird ihm auch wohl noch lebenslänglich das Einkommen irgend eines ihm zugewiesenen Grundstückes zugestanden. Dafür muß er denn auch das Factotum im Hause des polnischen Edelmanns abgeben, und manche derselben nehmen sich bloß einen Hauslehrer, um Jemand zu haben, der mit ihnen Schach spielt oder eine Pfeife raucht. Die Erziehung der Kinder wird von diesen Hauslehrern, die häufig die unwissendsten Subjekte sind, als eine Nebensache und auf das Oberflächlichste betrieben. Ein wenig französisch sprechen, galt schon als die Spitze einer gelehrten Bildung. So ist es gekommen, daß die polnische Aristokratie, ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, sich in ihrer Masse Jahrhunderte lang auf derselben schroffen und unentwickelten Stufe erhalten hat, auf der sie sich zur Anerkennung einer gleichmäßigen Durchbildung des ganzen Nationallebens nicht erheben konnte, und deßhalb Alles hinderte, was für die Volkserziehung hätte geschehen können. Der polnische Adel widerstrebte selbst den Bemühungen der Piaristen, dieses schon in früher Zeit in Polen verbreiteten Ordens, der mit den Jesuiten dieselbe Tendenz auf den Unterricht und die Erziehung gemein hat, aber in diesem Sinne nur der

alleredelsten und unzweideutigsten Wirkungen sich rühmen kann. Die Piaristen hatten sich vorzugsweise des öffentlichen Unterrichts in Polen bemächtigt, aber so ausgezeichnetes die aus diesem Orden hervorgegangenen Gelehrten auch geleistet haben, die polnische Aristokratie neigte sich immer vorherrschend einer französischen Erziehung zu. So lastet auf ihr die größte aller Verschuldungen, die öffentliche Nationalbildung und den Volksunterricht gehindert zu haben. Die Gegenwirkung einzelner aufgeklärter Aristokraten, die auf ihren Gütern Elementarschulen errichteten, wie der edle Graf Stanislaus Potocki, ging nur spurlos vorüber, ohne tiefgreifende Wurzel zu fassen. Solche Bestrebungen, wie sie in einer früheren Periode des Königreichs Polen, namentlich unter Anregung des großen Priesters Staschitz, sich hervorthaten, wurden leider durch die letzte Revolution auch in allen ihren Folgen wieder verschüttet. Rußland faßte nun den Entschluß, Polen auch in seinem geistigen Leben zu decentralisiren. Die Universität Warschau so wie das Elementarschulwesen wurde aufgegeben, die bestehenden Gymnasien aber immer mehr auf einen russischen Fuß, mit Uebergewicht der russischen Sprache, und unter militairischer Oberleitung eingerichtet.

7. Die ſchwarze Madonna in Krakau und Polen.

Die Ablaßwoche begann in Krakau. Unter dem armen Volk entſteht dann eine eigenthümliche Bewegung und Alles rüſtet ſich, mit ſo großem Aufwand, als es die Armuth nur immer vermag, den Dienſt der heiligen Mutter Gottes zu begehen. Auch der Aermſte hat ſich dann von ſeiner Bettelhabe einige Groſchen erübrigt, für die er Wachslichter kauft. Denn nur von den Armen und Elenden, von der niedrigſten Volksklaſſe der polniſchen Nation, iſt hier, wo es ſich um den inbrünſtigſten Cultus der katholiſchen Kirche handelt, die Rede. Dieſer Cultus iſt die Anbetung der Maria in der Ablaßwoche und man findet ihn in ſeinem feierlichſten Aufſchwung, wo er, wie ich es in Krakau einigemal mit anſah, auf offener Straße vor ſich geht. Dies iſt hier namentlich der Dienſt der ſchwarzen Maria die in

Polen ſo ſehr verbreitet iſt und bis in Schleſien hinein die Zahl ihrer Verehrer ausgedehnt hat. Bilder dieſer ſchwarzen Maria befinden ſich hier in Krakau an zwei oder drei Häuſern in Niſchen angebracht. Abends in der Dämmerungsſtunde verſammelt ſich die Nachbarſchaft und jeder bringt ſo viel Wachslichter mit, als er nur hat erſchwingen können. Das Bild der Maria wird ringsum mit Lichtern beſetzt. Nun brennen alle die Kerzen, welche oft die kläglichſte Armuth angezündet, und die Mutter Gottes ſtrahlt feſtlich in dem Glanz, mit welchem das Elend dieſer Welt ſie umgeben hat. Denn unten um ſie her, im andächtigen Kreiſe geſchaart, ſtehen die zerlumpteſten und hülfsbedürftigſten Geſtalten der Bevölkerung. Zunächſt unter ihrem Bilde an der Erde erblickt man ein Tiſchchen, ebenfalls mit einem Wachslicht beſetzt. Um dieſes tritt das zum Gnadendienſt verſammelte Volk in einen engen Kreis zuſammen und ſtimmt aus bangem Herzen ſeine Geſänge an, welche zur Jungfrau um Ablaß flehen. Es ſtrömt immer mehr armes Volk aus den nächſtliegenden Straßen herzu. Die Straße iſt auf dieſem Punkt faſt überfüllt und der Durchgang erſchwert. Einige haben ſich in einen feſtlichern und reinlicheren Anzug gekleidet. Andere ſind noch in ihren gewöhnlichen Alltagslumpen gekommen und ſtehen abgeriſſen

und in Hemdsärmeln umher, sowie sie von der Last der Tagesarbeit sich hinweggestohlen haben. Wenn sie auch kein hochzeitlich Kleid anhaben, die schwarzbraune Maria wird in ihre Herzen blicken, und den frommen Hauch ihrer Gesänge verstehn. Aus den kleinen Gebetbüchern, welche einige in der Hand haben, singen sie diese Lieder ab, während Einer der Aeltesten für die, welche kein Buch mitgebracht, in der Pause zwischen jeder Strophe die nächstfolgenden Worte vorliest, welche dann alle mit feierlicher Andacht nachsingen. Die unverkennbarste Hingebung, eine in sich selbst vertiefte Inbrunst ist auf allen ihren Gesichtern zu lesen. Rührend und herzergreifend erschallen durch die Nacht die Wechselgesänge dieses armen zerlumpten Gesindels, das für ein unterdrücktes und übervortheiltes Daseyn seinen Trost in dieser Ceremonie findet, welche von Allen mit dem größten Anstand beobachtet wird. Weiber, Kinder und Männer lösen sich wechselseitig in diesen Gesängen ab, deren Melodieen alle einen wunderbaren Eindruck hervorrufen. Klagend und herzinnig, halten sie sich, wie alle Volksmelodieen, in der Molltonart und bewegen sich nur in einem Umfange von sechs bis sieben Tönen.

Wohlgekleidete Menschen, und solche die nur einigermaßen den besseren Klassen der Gesellschaft

angehörten, erblickt man niemals unter dieſem Hauſen. Höchſtens bleibt Einer aus Neugierde einen Augenblick lang ſtehen. Die Meiſten gehen vorüber, nachdem ſie grüßend vor dem Marienbild den Hut abgezogen haben. Der arme Theil der Bevölkerung aber nimmt den allereifrigſten Antheil daran. Wer nicht mehr zu dem Kreiſe hinzutreten kann, ſitzt in der Ferne auf irgend einen Stein an der Straßenecke, ſeinen Hut zwiſchen den Händen haltend, und bewegt, im ſtillen Hinſummen ſeines Gebets, die Lippen nach dem Geſang der Uebrigen. Dieſe Menſchen drängen und ſchaaren ſich hier mit aller Gewalt ihrer bedrückten Seele, die ſelbſt ein Bild von Stein rühren könnte, und die ſteinerne Maria in ihrer Niſche, zu der ſie alle ſo verlangend aufſchauen, erglänzt ſie nicht wie im Gnadenlächeln ſich herunterneigend zu all dieſen Kindern des Unglücks und der Sünde? Und dies ihr überirdiſches Lächeln, das ſo Manche beſeligt und tröſtet, iſt es auch nur das Funkeln des Strahlenkranzes, den die Armen ſelbſt mit ihren Wachslichtern ihr entzündet haben, ſo beglückt es doch, wie jede ſüße Täuſchung, welche ſich die menſchliche Seele aus ihrem geheimſten Verlangen ſelbſt bereitet.

Und ſo geht es die ganze Ablaßwoche hindurch Abend um Abend. Niemand in der Nachbarſchaft

beeinträchtigt dieſe heilige Handlung, die ſich ungeſtört der Oeffentlichkeit der Straße überlaſſen kann. So erfüllt ſich hier auf das Offenbarſte der Beruf des Chriſtenthums als die Religion der Armen, die vorzugsweiſe kommen, um durch Buße und Gebet wenigſtens in einem zukünftigen Leben ſich ein beſſeres Loos zu bereiten. Dieſe Andächtigen ſingen aber ſo lange, bis die Wachslichter von dem Marienbilde heruntergebrannt ſind, dann ſtimmen ſie noch zuguterletzt ein Lied an, worin ſie der heiligen Mutter eine gute Nacht ſingen. Viele hundert Male, wiederholen ſie das aus wenigen Tönen beſtehende Abſchiedslied, deſſen Melodie, ſo einfach und kindlich ſie iſt, doch nicht der Harmonie entbehrt. Nun iſt Alles finſter geworden, und nur oben am Firmament der Nacht flammen die Sterne auf, milden Glanz herniederthauend, als wollten ſie die langſam auseinandergehende Schaar nicht ganz ohne alle Hoffnung auf den Segen des Himmels entlaſſen. Und du, ſchwarze Maria, wirſt du ein gutes Wort einlegen für dieſe Verſtoßenen und Zerlumpten, aus denen die Noth der Zeiten zu dir ſchreit und fleht? Haben ſie denn ſo große Sünde begangen, daß ihnen gar nicht vergeben werden kann? Vergieb ihnen, ſchwarze Maria, wenn du irgend kannſt, ihre Sünde, ihre Sünde arm und übervortheilt zu ſeyn

in der Geſellſchaft, aus welcher alle ihre andern Sünden entſprungen ſind. Heile doch, ſchwarze Maria, wunderthätige Frau von Czenſtochow, heile, wenn du irgend kannſt, dies Grundübel unſerer Geſellſchaft, daß es Arme und Uebervortheilte giebt, welche durch die Privilegien der Glücklichen zu Sündern verurtheilt ſind! Aber wenn die Welt dahin gekommen iſt, daß die Glücklichen theilen werden mit den Unglücklichen zu gleichen Theilen, wirſt du dann noch ein Publikum haben in der Ablaßwoche, Maria von Czenſtochow? Wenn die große allgemeine Weltharmonie über die Menſchheit hereingebrochen ſeyn wird, werden ſie dir dann noch die Wachskerzen anzünden, für welche jetzt die Hungernden ſich den letzten Groſchen abdarben, damit Du hübſch im Lichte thronen und gut ſehen kannſt bei Deiner Vertheilung der Gnaden? Ueberhaupt, werden die Satten thun, was die Hungernden gethan haben? —

Auf den Straßen begegnet man jetzt häufig ganzen Schaaren polniſcher und ſchleſiſcher Landleute, die bloß des Ablaſſes wegen herbeiſtrömen und oft weite Wanderungen gemacht haben. Dieſe guten Naturkinder ſchleppen die wenigen Sünden, die ſie in ihren kleinen und armſeligen Verhältniſſen begangen haben können, ſo viele Meilen weit zu Fuß

herbei, mit Weib und Kind, unter den größten Mühseligkeiten und Entbehrungen, um der Gnade Mariens theilhaftig zu werden. Ihre Bigotterie ist merkwürdig anzusehen, und wenn man sie betrachtet, wie sie hier auf den Knieen durch die Kirchen rutschen oder mit plattem Leib über das Pflaster derselben hingeworfen liegen, so wird man nicht leicht ohne Rührung bleiben. Dazu die oft so ausdrucksvoll und schön geformten Gesichter dieser Landleute, Gesichter auf denen der Beruf eines bessern Schicksals liegt, als das ist, welches sie zu tragen haben und welches sie im Drang ihres gequälten Daseyns so weit hertreibt, um in den besonders gnadenreichen Kirchen ihr Labsal zu finden.

Dieser Dienst der schwarzen Mutter Gottes, der unter dem armen Volk in Polen so beliebt ist, schreibt sich aus sehr alter Zeit her und ist in seiner Entstehung nicht eben klar nachzuweisen. Der byzantinische Ursprung dieser schwarzfarbigen Darstellung der Jungfrau Maria leuchtet zunächst als das Wahrscheinlichste ein, und übereinstimmend damit sind die Sagen, welche über das Originalbild dieser Maria in Czenstochow und über dessen wunderbare Geschichte sich ergehen. Es wird nämlich behauptet, daß dies Bild ursprünglich in Constantinopel sich befunden und im Besitz der heiligen Helena, der

Mutter des Kaiſers Conſtantin, geweſen ſey. Man iſt ſogar in der Kühnheit der Behauptungen ſo weit gegangen, anzugeben, daß Lucas ſelbſt, kurz vor der Himmelfahrt Mariens, dies ihr Bild auf eine kleine Tafel, die er im Hauſe des heiligen Johannes fand, gemalt habe. Der heiligen Helena dieſe Tafel in die Hände zu liefern, kann dann der Sage nicht ſchwer fallen. Genug, daß man von dieſer ſchwarzbraunen Abbildung der Mutter Gottes zuerſt in Byzanz vernommen, wo allerhand ägyptiſche und äthiopiſche Elemente dazu mitgewirkt haben mögen, der Jungfrau Maria dies Colorit zu geben. Es ſtimmt überhaupt dieſe farbige Darſtellung mit dem byzantiniſchen Kunſtgeſchmack überein, der dem Geſicht des Heilands ſelbſt häufig ein Mohrencolorit verliehen hat, wie auf dem Bilde der heiligen Veronica in der Boiſſerée'ſchen Sammlung. Die ſchwarzbraune Maria verrichtete aber in Conſtantinopel ſchon früh Wunder aller Art und galt ſchon damals für die koſtbarſte Reliquie. Die Sage erzählt, daß ſie darauf von Conſtantinopel nach Aachen gebracht worden. Dort habe ein ſlawiſcher Herzog, der unter Carl dem Groſſen gedient, das Mirakelbild geſehen und es auf ſein inſtändiges Bitten zum Geſchenk erhalten, worauf er es in der Kirche von Belz, das jetzt zu Galizien gehört, habe

aufstellen lassen. Von dort soll es im Jahre 1382 durch Wladislaw, den Herzog von Oppeln, nach Schlesien geführt worden seyn, um es vor den das Land überschwemmenden Tartaren zu schützen. Als die Pferde, welche das Bild fortführten, vor dem Berge bei Czenstochow angelangt waren, hielten sie plötzlich still und liessen sich aller Antreibungen ungeachtet nicht weiter von der Stelle bringen. Da besann sich Herr Wladislaw noch dazu auf einen Traum, der ihm in der letztvergangenen Nacht die ganze Geschichte geweissagt hatte, und so beschloß er, an dieser Stelle eine Kirche zu bauen, die dies wunderbare Bild in sich aufbewahren und nur dem Dienst der schwarzbraunen Jungfrau geweiht seyn sollte. Für das Bild ließ darauf Wladislaw Jagiello, der Gemahl der schönen Hedwig, eine besondere Kapelle errichten. Und dort thront sie noch heut, die gnadenreiche Mutter mit dem schwarzen Antlitz und vergibt die Sünden weit und breit, indem sie die liebste Ablaßertheilerin der Polen geworden. Czenstochow, mit seinem gleich einer Festung eingerichteten Kloster, das die Gränze zwischen Schlesien und Polen bildet, ist noch heute ein fleißig besuchter Wallfahrtsort, zu dem jährlich viele Tausende fromme Büßer pilgern. —

8. Katholiſche und proteſtantiſche Bewegungen der Polen.

Unter einem Madonnenbilde, einem ſchönen Freskogemälde aus alter Zeit, das hier an der älteſten Kirche Krakaus in der Grodzker Straße befindlich iſt, ſitzt ein in Lumpen gehüllter Greis, vom Morgen bis zum Abend. Unaufhörlich flüſtert er Gebete und ſingt fromme Lieder ab, doch nicht um die Theilnahme der Vorübergehenden noch ihre Almoſen damit zu erwerben, dazu wäre Freund Michael viel zu ſtolz. Sondern all dieſe andächtigen Bitten, an denen er ſo reich iſt, widmet er nur im Auftrage derer, die ſich deshalb beſonders an ihn wenden, der Jungfrau Maria, bei der er ſo gut angeſchrieben ſeyn ſoll. Da ſieht man ſo viele der Vorübergehenden, welche ihm Gebete auftragen für ihren entfernten Geliebten, den kranken Vater oder gefangenen Bruder, und die ihm nicht allein reichlich

Geld geben, ſondern auch, wenn er geneigt iſt es recht gut zu machen, ihm die alte dürre Hand dafür küſſen. Dieſer Gebetbettler ſteht hier in großem Anſehn bei dem armen Volke, er iſt gewiſſermaßen ein Commiſſionair für alle und jede Gebete und gebärdet ſich förmlich wie ein Geſchäftsführer der himmliſchen Gnade. Tiefernſt und melancholiſch iſt ſein Geſicht, das in dem grauen wallenden Bart halb verſteckt ruht, und ſeine großen fanatiſchen Augen beweiſen durch ihren Ausdruck, wie ſehr Michael an ſeine eigene Wichtigkeit und an ſeinen Einfluß bei der Madonna glaubt. Lieber betet er für arme Leute, als für die Vornehmen, die ſich auch freilich gar zu ſelten an ihn wenden. Neulich aber begegnete es ihm doch, daß eine vornehm gekleidete Dame ihm Geld zuwarf und ein Gebet auftrug, mit dem es aber eine beſonders ſchwierige Bewandtniß gehabt haben muß, denn ſie drückte dabei zugleich den Zweifel aus, ob er dies Gebet auch werde zweckdienlich ausrichten können? Da gab er ihr trotzig das Geld wieder zurück, und ſagte, wenn ſie an ſeiner Fähigkeit zu beten zweifele, ſo begehre er auch ihr Geld nicht zu haben. Wenn die Sonne ſinkt, neigt er ſich viele Male vor dem Marienbilde, unter dem er ſeinen täglichen Sitz hat, und ſingt der Madonna, ehe er abzieht, noch ein unzählig wiederholtes Gutenacht,

indem er ſein dobra noc, dobra noc. Maria! ſo inbrünſtig und vertraulich zu ihr hinaufflüſtert, daß man ſchon an dem Ton merken kann, auf welchem familiären Fuß Michael mit ihr ſteht. Man ſollte denken, indem er ihr ſein Gutenacht ſingt, er ſehe ſie wirklich vor ſich, ſeine heilige Jungfrau Maria, und er lege ihr ſchon das Kopfkiſſen zum Einſchlummern zurecht.

Die Bigotterie des armen polniſchen Volkes offenbart ſich bei ſolchen Gelegenheiten oft in einer wahrhaft kindlichen Naivetät. Ueberhaupt iſt es das Volk, welches in dieſem Lande noch die Hauptſtütze des Katholicismus bildet, denn in der polniſchen Ariſtokratie gab es von jeher einen antikatholiſchen Grundzug, und die reformirte Richtung wurde ſchon früher vom Adel Polens ergriffen, vielleicht nicht ohne den Nebengedanken, gewiſſermaßen eine beſondere Religion für ſich zu haben, die den Adel auch hierin vom Volke ſondere, welches Letztere deßhalb ſogar abſichtlich immer tiefer in die katholiſche Bigotterie hineingeſtoßen wurde. Schon bei Lebzeiten Luther's gab es in Krakau drei bis vier proteſtantiſche Geiſtliche, die einen förmlichen Gottesdienſt nach dem neuen Bekenntniß halten durften. Beſonders war es die Regierung des vielgebildeten und aufgeklärten Königs Siegmund Auguſt I., des

letzten der Jagiellonen, unter welcher die römiſche Kirche in Polen einen gewaltigen Stoß erhielt. Der proteſtantiſche Adel bildete damals eine eigenthümliche Partei im Lande, an deren Spitze der Kronhofmarſchall Firley ſtand, der Günſtling der ränkevollen und buhleriſchen Italienerin Bona Sforza, der Gemahlin des Königs Siegmund Auguſt. Andere Große erklärten öffentlich ihren Abfall von der katholiſchen Kirche und weigerten ſich laut, bei der Meſſe und andern eingeführten Kirchengebräuchen niederzuknieen oder das Haupt zu entblößen. Ein leidenſchaftlicher Parteiführer dieſer proteſtantiſch gewordenen Ariſtokratie war Raphael Leszcynski. Es war ſchwerlich das reine religiöſe Bedürfniß, das dieſe Bewegungen verurſachte. Dieſe Sucht des Adels, ſich im Beſitz ausſchließlicher Vorrechte vor dem Volke auch in der Religion zu befinden, wurde in jener Zeit noch durch beſondere Verhältniſſe unterſtützt, welche dazu beitrugen, der Sache der Reformation in Polen einen immer mächtigeren Aufſchwung zu geben. Siegmund Auguſt ſelbſt hatte unter ſeinen vielen Geliebten auch eine, die dem proteſtantiſchen Glauben anhing und gerade in dieſer Richtung einen großen Einfluß auf den der Liebe ſo ergebenen König ausübte. Dies war Barbara Gizanka, welche in ihren kühnen Unternehmungen

ſo weit ging, an Herrn Siegmund Auguſt ſelbſt die proteſtantiſche Bekehrung zu verſuchen, und der König würde gewiß nicht widerſtanden haben, wenn nicht, wie es ſcheint, die mancherlei Umtriebe der damaligen proteſtantiſchen Partei ihn angeekelt hätten. Indeſſen proteſtantiſirten ſich die polniſchen Großen immer mehr, auf den höchſten Staatsſtellen gab es faſt nur Proteſtanten, im Senat bildeten ſie ſogar die überwiegende Mehrzahl. Selbſt unter den Würdenträgern der römiſch-katholiſchen Kirche in Polen riſſen ketzeriſche Sympathieen ein, die höhere Geiſtlichkeit war im Geheimen faſt durchgängig lutheriſch geſinnt und der heirathsluſtige Biſchof Nicolaus Pac trat ſogar öffentlich zu der neuen Lehre über, deren Bekenntniß er ſogleich durch ein weltlich prächtiges Beilager mit einer ſchönen Frau feierte. Siegmund ertheilte ihm die Kaſtellanswürde, nachdem der Papſt dem Abtrünnigen ſeinen Bannfluch nachgeſchleudert hatte. Die katholiſchen Prälaten in Polen waren von dem Taumel, welche die ganze vornehme Geſellſchaft hingeriſſen, ſo angeſteckt, daß ſie, bei einem Streite ihres Primas mit Rom, gegen den Papſt ſelbſt eine Excommunication im Lande verkündigen laſſen wollten, welcher wunderliche Gedanke ſchon den Zuſtand des Rauſches offenbart, in welchem ſich jene Zeit in den religiöſen Dingen befunden. Der

König förderte dieſe Bewegungen durch ſein Edikt der allgemeinen Glaubensfreiheit, das jedoch der akatholiſchen Richtung mehr zu Statten kam als der alten Kirche, die von der Ariſtokratie immer heftiger in Belagerungszuſtand geſetzt wurde. Das neue Bekenntniß Luther's und Calvin's gewann auch noch durch einen ſonderbaren Umſtand an Ausbreitung in Polen, nämlich durch die bekannte Auswanderung der krakauer akademiſchen Jugend, welche um dieſe Zeit das ganze Land in Bewegung ſetzte. Eine Buhldirne in Krakau war auf der Straße von Studenten verhöhnt worden und das aufgebrachte Mädchen hatte die mit ihr in gutem Vernehmen ſtehenden Diener des Pfarrers Andreas Czarnkowski, der in der Nähe wohnte, zu Hülfe gerufen. Die geiſtlichen Diener hieben mit ſcharfen Waffen auf die Studenten los und ſtreckten mehrere derſelben todt darnieder. Die Kunde von dieſem Morde erfüllte alsbald die ganze Stadt, die Studenten trugen ihre erſchlagenen Brüder auf ihren Schultern vor Gericht, und verlangten, daß der Pfarrer von Allerheiligen, Herr Andreas Czarnkowski, als Mörder ausgerufen werde. Zugleich drohten ſie, in Geſammtheit die Stadt zu verlaſſen und der Univerſität auf immer den Rücken zu kehren, wenn nicht Recht und Gerechtigkeit gegen ein ſolches Verbrechen

geſchähe. Die Sache machte ein ſolches Aufſehen, daß der König ſelbſt die aufrühreriſchen Studenten zu ſich auf ſein Schloß entbieten ließ, um ihre Beſchwerden zu vernehmen. Siegmund Auguſt tadelte ſie wegen ihres ungebührlichen Benehmens und verwies ſie an das geiſtliche Gericht, das aber die Studenten nicht anerkennen wollten, weil der hier zum Richter beſtellte Biſchof ein Freund Czarnkowski's ſey. Indeß wurde die Unterſuchung aufs Strengſte betrieben und erkannt, daß dem Pfarrer von Allerheiligen kein Antheil an dem Morde zugeſchrieben werden könne, weil ihn ſeine Diener während ſeiner Abweſenheit vom Hauſe verübt. Die Studenten aber behaupteten ihre Anklage, daß mit ſeinem Wiſſen und Willen die That geſchehen, und da ſie damit nichts erreichen konnten, beſchloſſen ſie einmüthig, nun ihren Vorſatz einer allgemeinen Auswanderung auszuführen. Nichts vermochte ſie auch davon zurückzubringen, und ſo zogen ſie in ganzen Schaaren, mehrere hunderte an der Zahl, ſowohl Studenten wie andere Schüler der Stadt, aus Krakau ab, von den lauten Sympathieen der ganzen Bevölkerung gefolgt. Die meiſten derſelben gingen nach Deutſchland, Preußen und Böhmen und wandten ſich dort dem lutheriſchen Glauben zu, theils aus Haß gegen die katholiſche Geiſtlichkeit, welche ſie als die Urſache

ihrer Auswanderung betrachteten, theils von den reformirenden Bewegungen der Zeit unmittelbar ergriffen. So drang das proteſtantiſche Element auch noch durch die Organe der lebenskräftigen Jugend, durch den Geiſt der jungen Generation ſelbſt, unwiderſtehlich in Polen ein, denn alle dieſe vom Katholizismus abtrünnig gewordenen Auswanderer kehrten ſpäter wieder heim in ihr Vaterland, und trieben dort den antikatholiſchen Sinn und das proteſtantiſche Bekenntniß recht mitten in das Innere des Familienlebens und der Geſellſchaft hinein. —

Die Eitelkeit des polniſchen Adels, etwas vor der Nation voraus zu haben, blieb aber die Haupttriebfeder der Ausbreitung der Reformation. Schon in den früheſten Zeiten hatte der thörichte Stolz dieſer Ariſtokratie auch im Gottesdienſt gelten wollen, und ſo auch im katholiſchen Cultus ſich Vorrechte vor dem Volke ausgeklügelt. Unter der Regierung Mieczyslaws, des erſten Piaſten, der durch die Annahme der chriſtlichen Taufe dem Heidenthum in Polen ein Ende machte, war zuerſt das ſonderbare Privilegium der polniſchen Edelleute entſtanden, daß ſie bei der Meſſe während der Vorleſung des Evangeliums den Säbel halb aus der Scheide ziehen, und dann, ſobald das Gloria ertönte, ihn wieder mit Geräuſch einſtecken durften. Aus dem ſtolzen

Klang der Säbel konnte dann der liebe Gott sogleich entnehmen, daß polnische Edelleute zu ihm beteten, was keine Kleinigkeit war, wenn man dagegen das arme Volk betrachtete, das im Angesicht Gottes des Herrn nur an sein gepreßtes Herz schlagen durfte, die Vornehmen aber an ihren Säbel. Aus der protestantischen Richtung des polnischen Adels entsprangen auch die vielen lustigen Geschichten, welche man sich in Polen auf Unkosten der katholischen Kirche erzählt, und die hier von jeher eine Lieblingsunterhaltung der vornehmen Welt gebildet haben. Hinlänglichen Anlaß dazu lieferten die verschiedenen religiösen Ceremonien und scenischen Darstellungen, durch welche sich der polnische Katholizismus immer eigenthümlich charakterisirt hat. Zu solchen dramatischen Aufzügen gehörte namentlich die öffentliche Darstellung der Leidensgeschichte Christi, eine Sitte, die sich noch bis gegen die Hälfte des vorigen Jahrhunderts hin in Polen erhalten hatte. So ward unter Anderm der Gang nach der Richtstätte immer in einem solchen öffentlichen Aufzug versinnbildlicht. Freiwillig boten sich dann Einige aus dem Publikum dazu an, dieser die Person Christi selbst, ein Anderer den oder jenen Jünger darzustellen. Einst hatte in Krakau im frommen Eifer sogar ein polnischer Edelmann sich erboten, im Zuge die heilige

Gestalt Christi zu übernehmen und das Kreuz zu tragen. Von der Marienkirche aus begann die Prozession, und ging dann von Kirche zu Kirche weiter. Mitten in diesen Kirchengängen begegnete aber gewöhnlich Simon von Cyrene dem von der Last des Kreuzes Erschöpften, nahm es ihm ab und trug es weiter bis zur Schloßkirche, in welcher der Zug endete. Dießmal aber wollte durchaus kein Simon von Cyrene erscheinen, und der arme Edelmann mußte mit seinem Kreuze unabgelöst durch alle Kirchen sich schleppen. Der Abend dunkelte herauf und endlich war das Ziel einer so beschwerlichen Wallfahrt erreicht. Christus zog, begleitet von den Jüngern, den Schloßberg hinauf. Da sah man, eiligen Laufes den verspäteten Simon daher traben, und froh auch jetzt noch über seine willkommene Erscheinung, blieb der an das Kreuz gebundene Christus stehen, die erschöpften Jünger aber, nicht minder erfreut, machten sogleich rechts um und bogen eiligst in eine nahgelegene Weinschenke ein, um sich einen Augenblick zu stärken. Jetzt war Simon herangekommen, Christus trat ihm einen Schritt entgegen — ein Fehltritt, und er lag in einer am Wege befindlichen Grube, so daß sein Leib sich schwebend in diesem Loche befand, das von dem darüber gefallenen Kreuz bedeckt wurde. Vergebens

zog und zerrte Simon von Cyrene an dem schweren Stamm des Kreuzes, vergebens stöhnte Christus darunter hervor, vergebens riefen beide nach den Jüngern. Sie sind in der Schenke, ächzte Christus matt. Simon stürzte dorthin, und siehe, fröhlichen Muthes saßen sie dort um den vollen Becher geschaart. Ihr abtrünnigen Jünger, rief Simon im edlen Zorn, sitzt hier und zecht, während Christus in die Grube gefallen ist. Nun eilten alle Jünger hinaus, doch erst nach manchen Anstrengungen gelang es, den Aermsten zu befreien. Es ward jedoch von dieser Zeit an diese Ceremonie abgestellt, weil eine so lächerliche Scene daraus entstanden war.

Solcher Geschichten werden in Polen sehr viele erzählt, und sie sehen im Grunde so harmlos aus, daß sie auch wohl mit der Frömmigkeit recht gut bestehen können. Zwar ist in diesen Späßen nicht die tiefe Gemüthsfröhlichkeit und tändelnde Herzinnigkeit dabei, wie in jenen altdeutschen Scherz- und Schimpfspielen, in denen so viel christliche und kirchliche Satire mitunterläuft, die, so frivol sie auch wird, doch immer auf ächt religiösem Grunde sich erhält. Dem deutschen Humor ist diese burleske Mischung des Religiösen mit dem Spaßhaften, die sich besonders auf dem kirchlichen Gebiet so muthwillig ergangen hat, insofern glücklicher gerathen,

als er meiſtentheils ſo viel Poeſie der Kindlichkeit dabei entfaltet und zugleich die Keckheit beſeſſen hat, immer dicht neben dem Erhabenſten und Ernſthafteſten das Kleinſte und Lächerlichſte aufzuſtellen. So grinſet unter den Reliefs und Geſimſen der gothiſchen Rieſendome ſo mancher fratzenhafte Affenkopf verſteckt und über majeſtätiſchen Kirchenpforten zeigen kleine lächerlich beſchweifte Satans die Zunge, und oft noch einen ſchlimmeren Theil. Nur ein Volkshumor, der ſonſt ſo ſicher auf der Ingründigkeit eines tiefreligiöſen Nationalbewußtſeins ruhte, wie im deutſchen Mittelalter, konnte das Recht ſich herausnehmen, ſo viel zu wagen. Die polniſchen Scherz- und Schimpf-Hiſtorien dieſer Art ſind aber nicht aus dem friſchen Born des Volkshumors hervorgegangen, ſondern ſie ſind vielmehr Erzeugniſſe der ariſtokratiſchen Laune. Die Laune des Adels erfindet zum Zeitvertreib Lächerlichkeiten, die trennend wirken, wo der Humor des Volkes als etwas verbindendes und verſöhnendes auftritt, indem er die Gegenſätze des Heiligen und Lächerlichen, welche die Welt zerſpalten, ſo ſpielend und unſchuldig behandelt, daß ſie ſich dadurch auf dieſen tiefen Grund ſeiner Gemüthlichkeit in ihm auflöſen und zu einer Religion zuſammenſetzen, in der, gleichwie in der Harmonie des Weltalls, die Nebeneinanderſtellung

des Abstoßenden nur zur Erhaltung und Sicherung des Gleichgewichts dient. Die Laune der Aristokratie erzählt sich ihre satirischen Erfindungen beim schwelgerischen Mahl, zur Verscheuchung der vornehmen Langenweile, in Weise einer nur dem Adel zustehenden Ueberhebung über das Vorurtheil, und zur Verhöhnung des Volksglaubens. Die religiöse Satire des Volkes aber erzeugt sich unabhängig von der trüben Atmosphäre der Gesellschaft, unabhängig von den Einflüssen aller weltlichen Eitelkeit und Ständesucht. Die Volkssatire springt mit ihren Einfällen lustig unter Gottes freiem Himmel umher, sie klettert an den Spitzbögen des ernsten Doms lachend in die Wolken hinein, erbaut sich eine Schaukel aus Aetherduft und Morgenroth, und steigt aus ihrer triumphirenden Höhe ebenso harmlos wieder herunter in die Begnügsamkeit der ländlichen Flur. —

Ein anderer Gebrauch des polnischen Katholizismus, der ebenfalls mit der Zeit abgekommen, war folgender. Vor einem der Thore Krakau's wurde in der Leidenswoche auch die Kreuzigung Christi in einer förmlichen Maskerade vorgestellt. Irgend ein Handwerker, der gut dafür bezahlt wurde, verstand sich dazu, sich an ein auf einem Platze aufgerichtetes Kreuz binden zu lassen, und die

Menge, die ſich um ihn verſammelte, ſchmähte und höhnte ihn dann den ganzen Tag lang, wie einſt die Juden Chriſtum. Auch die beiden Verbrecher an Chriſti Seite am Kreuz fehlten nicht. Einſt traf es ſich, daß ein Barbier dazu auserſehen ward, am Kreuz zu hängen. Das Volk höhnte ihn wie herkömmlich mit aller tumultariſchen Rohheit ſeines Charakters, aber alle Schmähreden trug der Barbier geduldig und mit bewundernswürdiger Geiſtesruhe. Ein Fleiſcher, welcher mit dieſem Barbier ſchon lange verfeindet war, ſtellte ſich nun auch vor das Kreuz hin, ſchalt den Obenhängenden viel und heftig, und als Alles nichts helfen wollte, den Barbier aus ſeinem überirdiſchen Gleichmuth herauszubringen, gab er pantomimiſch durch eine Bewegung mit der Hand zu verſtehen, daß der Gekreuzigte nur ein armſeliger Bartkratzer ſey. Jetzt erbebte der Langduldende in einer nicht mehr zurückzuhaltenden Aufwallung ſeines Zornes. Ergrimmt und ganz aus dem göttlichen Charakter ſeiner Rolle fallend, ſchrie er hinunter: „Du Hund, Alles habe ich ruhig erduldet, aber nur mein Handwerk ſollſt du mir nicht angreifen. Laß mich nur erſt herunter ſeyn, dann ſoll es Dir wahrlich ſchlecht ergehen!“ Wie geſagt, ſo gethan. Als der Barbier endlich nach der neunten Stunde vom Kreuze abgenommen

ward, hatte er natürlich nichts Eiligeres zu thun, als auf ſeinen Gegner, den Fleiſcher loszuſtürzen. Beide ſchlugen ſich, wenn man der Erzählung trauen darf, zwei Tage lang, bis ſie endlich halbtodt von der Schädelſtätte fortgetragen wurden. Dieſe Geſchichte kann ſich wirklich zugetragen haben, da ſie dem Charakter des polniſchen Volkes nicht unähnlich ſieht, doch noch wahrſcheinlicher guckt die Abſicht der Erfindung heraus, den katholiſchen Cultus in ein plebejes Gebiet zu verweiſen, und als eine Sache der niedrigen Volksmenge zu behandeln, wodurch denn auch dieſer Spaß ſich in jenen Cyclus der ariſtokratiſchen Späſſe einordnet. —

Von andern katholiſchen Religionsgebräuchen, die den polniſchen Charakter ſehr gut bezeichnen, will ich noch einen, der früher am grünen Donnerſtag und zwar vorzugsweiſe auf dem Lande ſtattfand, erwähnen. Wenn nämlich der Edelmann am Morgen des gedachten Tages aufſtand, rief er ſeine Frau und ſprach zu ihr mit aufgehobener Hand: Weib, wie am heutigen Tage unſer Herr Chriſtus gelitten und Geißelhiebe empfangen hat, ſo empfange auch du jetzt deine gehörige Tracht Schläge! Er ſchlug ſie, und ſie ermangelte nicht, ihn wieder zu ſchlagen. Alsdann erſtreckte ſich die Andacht dieſes chriſtlichen Feiertages auf die Kinder, die ebenfalls

vorgenommen und mit Prügeln geſegnet wurden. Die Kinder gaben nun wieder ihre Schläge weiter an das Hausgeſinde, und vom Hausgeſinde ging es auf das ganze Dorf über, das nun in einer allgemeinen Prügelei ſeinen religiöſen Eifer zu erkennen gab. Hier prügelte wohl Mancher den lange aufgeſtapelten Zorn vom ganzen Jahre an dem Andern ab und gewann ſich dabei noch wie ſpielend das Verdienſt im Himmel, einen frommen Gebrauch nach Kräften erfüllt zu haben. —

Dem geneigten Leſer habe ich hier die drei Lieblingsgeſchichten des polniſchen Skeptizismus erzählt. Dieſe antikatholiſche Zweifelſucht des Adels in Polen, die nichts als ein Erzeugniß des Eigenſinns und des Rangſtolzes war, bietet gerade die umgekehrte Erſcheinung von dem, was die Ariſtokratie in andern Ländern als ihre eigenthümliche Sympathie bekannt hat. Anderswo gingen immer die katholiſchen und ariſtokratiſchen Richtungen Hand in Hand und erkräftigten ſich eine an der andern, indem ſie beide derſelben Stützpunkte der Romantik, deſſelben Nimbus der ſinnlichen Phantaſie zu ihrem Daſein bedurften. In Polen aber glaubte die übermüthige und trotzige Ariſtokratie keiner romantiſchen Illuſionen benöthigt zu ſeyn, um ſich zu erhalten. Sie überließ daher dem armen Volke mit Verachtung

alle Herrlichkeit der katholischen Kirche, den Pomp des Hochamts, die prunkenden Meßgewänder und Processionen und die schönen Bilder, vor denen es sein gequältes Herz niederwerfen und zu denen es flehen und schreien durfte, um den Trost und die Befreiung, welche ihm die Großen versagten. Für den Adel erschien es daher stets vortheilhaft, wenn das Volk in eine Bigotterie immer tiefer versank, die etwas Ableitendes für das Gefühl der politischen Unterdrückung haben mußte. Während den Armen und Zerlumpten überlassen wurde, sich am Weihwasser die heiße Stirn zu kühlen, erging sich dagegen die vornehme Welt im Genuß der heitern Weltlust, für welche der Protestantismus bequemere und schmiegsamere Formen dargeboten hatte. So hatte in Polen die Reformation Luthers eine aristokratische Wendung genommen, obwohl sie in ihrem Ursprung in Deutschland die Anfänge einer volksthümlichen Gestaltung der Geschichte bezeichnete. Aber etwas Unnatürliches lag auch keineswegs in dieser Anwendung, welche in Polen von dem Protestantismus gemacht wurde. Hatte doch Luther selbst die demokratische Wurzel seines Reformationswerkes früh genug verläugnet! Nur durch die Fürsten, glaubte er die Reformation retten zu können, und spielte sie diesen ganz und gar in die Hände, während

er den aus der Reformation hervorgegangenen Volksbewegungen, wie dem Bauernkrieg, mit aller ſcheltenden und wüthenden Energie ſeines Charakters widerſtrebte. — —

In Polen hat die katholiſche Geiſtlichkeit, was ihre patriotiſchen und politiſchen Beziehungen zu ihrer Nation anbetrifft, immer in einem Rufe der Zweideutigkeit geſtanden. Sie hat ſich den nationalen Bewegungen der Polen zu Zeiten ebenſo angeſchmiegt, als ſie dieſelben in andern Perioden, wie es ſcheint, wieder verrathen hat. Die kirchlichen und religiöſen Verhältniſſe Krakau's wie Polens überhaupt befinden ſich gegenwärtig in großer Rathloſigkeit und Anarchie. Um zunächſt von dem Bisthum von Krakau zu reden, ſo wird daſſelbe jetzt nur adminiſtrirt, da der letzte Biſchof, der bekannte Skurkowski, durch die ruſſiſche Regierung von ſeinen Amtsverrichtungen entſetzt wurde, und jetzt in unfreiwilliger Zurückgezogenheit in Troppau eine öſterreichiſche Penſion verzehrt. Er hat ſich dies Schickſal durch die Schwierigkeiten, welche er den kirchlichen Anordnungen der Mächte als altkatholiſcher Fanatiker entgegengeſetzt, zugezogen. Seine Verwaltung des hieſigen Bisthums ſoll auch in der That ſo ſtreng geweſen ſeyn, daß ſelbſt die formeifrigſten Katholiken es kaum auszuhalten vermochten.

Unter den vielen kleinlichen Scheerereien, mit welchen er die Gläubigen plagte, befanden ſich auch ſo wunderliche Beſtimmungen, wie die, daß z. B. im ganzen krakauiſchen Gebiet von zwölf Uhr Mittags an keine Trauung mehr ſtattfinden durfte.

Auf dem Congreß in Warſchau, auf welchen die kirchlichen Angelegenheiten Polens geordnet werden ſollten, und zwar vorzugsweiſe nach dem Prinzip Rußlands, welches auch die Biſchöfe nur auf den Fuß ruſſiſcher Beamten ſtellt, zeigte ſich Biſchof Skurkowski von der größten Starrheit und Unnachgiebigkeit, beſonders auf den Punkt der gemiſchten Ehen, bei denen er aber im Grunde die Sache der polniſchen Nationalität vertrat, indem er ſich dem ruſſiſchen Prinzip entgegenſtellte, wonach alle Kinder aus ſolchen Ehen, in denen ſich die Bekenntniſſe der griechiſchen und römiſch-katholiſchen oder evangeliſchen Kirche miſchen, in dem griechiſchen Bekenntniß erzogen werden müſſen. Ob aber der Ruhm dieſer Oppoſition mehr ſeinem nationalen Patriotismus oder ſeiner katholiſchen Orthodoxie gebührt habe, war wohl nicht ſehr zweifelhaft. Soviel iſt gewiß, daß der Biſchof die nicht ſehr wohlwollende Aufmerkſamkeit des Kaiſers von Rußland auf ſich zog, der ſich mit den Worten: qui est cet homme? bei ſeinem Adjutanten nach ihm erkundigte,

worauf dieſer nur mit der kurzen Bezeichnung: c'est un fanatique! erwiderte. Gleichwohl verblieb Biſchof Skurkowsky noch drei Jahre in ſeinem Amte, ehe man ihn zu entfernen vermochte. Die Lebensweiſe Skurkowski's ſtand übrigens in Krakau, neben der Orthodoxie ſeiner Geſinnungen, auch noch in einem ſehr eleganten Rufe, und ſeine Geliebte, welche die Frau ſeines Secretairs war, iſt eine in Krakau ſehr bekannte Perſon.

Mit dem Fall Skurkowski's verbanden ſich mancherlei Veränderungen. Mit ſeiner Entſetzung wurde unter andern auch die Beſtimmung beſeitigt, wonach die Biſchöfe früher zugleich Senatoren waren. Uebrigens befand ſich der krakauer Biſchof ſchon nach der Verfaſſung immer in einer gewiſſen Abhängigkeit von dem Könige von Polen, von dem er den größten Theil ſeiner Beſoldung zu empfangen hat, während der Freiſtaat nur ein Geringes zu ſeinem Unterhalt beiträgt. Dies kam daher, weil der Sprengel des Biſchofs von Krakau ſich auf ein Gubernium im Königreich Polen erſtreckt. Es hat daher auch der König von Polen die durch den regierenden Senat von Krakau geſchehene Wahl eines Biſchofs erſt zu beſtätigen. Der jetzige Adminiſtrator des Bisthums Krakau, welcher es nach der Entſetzung Skurkowski's verwaltet, weiß die ihm

angewieſene politiſche Stellung beſſer zu beobachten, und, ein Meiſter in der Diplomatie, reiſet er zwei Mal des Jahres nach Warſchau, am Neujahrstage und am Namenstage des Fürſten Statthalters, um demſelben ſeinen ebenſo ſegensreichen als unterthänigſten Glückwunſch zu überbringen. —

Während der Zeit meines Aufenthalts in Krakau erſchien auch der Ukas des Kaiſers von Rußland, welcher ein ſo wichtiges Ereigniß bekannt macht oder gebietet, nämlich die Vereinigung der unirten griechiſchen Kirche mit der griechiſchen Mutterkirche, in deren einheitlichen Schooß alles religiöſe Leben ſeiner Völker zurückzuführen ein Hauptgedanke Rußlands iſt. Der Form nach iſt dieß angeblich durch eine freie Vereinigung der Biſchöfe der unirten Griechen, mit Zuſtimmung ihrer betreffenden Gemeinde, bewirkt worden. Die ruſſiſche Regierung hat aber dieſen freien Willen der Biſchöfe wohl ſchon ſeit langer Zeit durch mancherlei Einwirkungen zu bearbeiten gewußt. Dieſe Zurückdrängung der römiſch-katholiſchen Kirche iſt von Seiten Rußlands mehr ein politiſcher als ein religiöſer Schritt, ja ſie iſt eine gewaltige Maßregel der ruſſiſchen Politik, die auf die allgemeinſten Folgen berechnet iſt, nicht bloß für Polen, ſondern vielleicht für das europäiſche Staatenleben überhaupt. Rußland

scheint durch diese kühne und sogleich zur That geschrittene Opposition gegen Rom gewissermaßen an die Spitze der protestantischen Bewegungen des heutigen Europa zu treten, um dadurch die Sympathieen, die es jetzt überall einzusammeln bemüht ist, für sich zu verstärken. Zwar verweigert jetzt der größte Theil der zur unirten griechischen Kirche sich Bekennenden, namentlich im östlichen Polen, den Uebertritt zur russisch griechischen Kirche, der sie die Union mit Rom, ihrerseits wohl ebenfalls weniger aus religiösen als aus politischen Gründen, vorziehen, und viele Priester und Gläubige aus diesen unirten Gemeinden sollen sich bereits in Bewegung setzen, um sich nach Galizien zu flüchten, wo sie von den katholischen Sympathien der österreichischen Regierung die Erlaubniß zur Niederlassung und zur ungestörten Religionsübung erwarten. Aber Polen wird sich dennoch nicht dem Netz entwinden, das ihm Rußland in Form der griechischen Kirche immer fester um das Haupt schlingt, und welches ein Todesnetz für die polnische Nationalität ist. Schon durch das Gesetz, welches alle gemischten Ehen zu Gunsten der russisch griechischen Kirche verpflichtet, ist gewaltig auf die Einheit eines russischen Nationallebens, das alle übrigen Nationalelemente in sich zersetzen soll, hingearbeitet worden, und je

häufiger die Ehen zwischen Russen und Polen werden, desto mehr nähert sich dieser Gedanke der Vereinheitlichung, die sehr klug auf dem Grunde des religiösen Bekenntnisses aufgeführt werden soll, seiner Verwirklichung. —

So hat den Katholizismus unter allen Ländern, in denen er mit dem politischen Leben in Berührung gekommen, wohl in Polen das unglückseligste Schicksal betroffen. Hier ist er der Fangball politischer Berechnungen geworden, die sich ihn von einer Seite zur andern zugeworfen haben. Die deutsche Kirchenreformation brachte ihm den ersten tödtlichen Streich bei, der ihn auf dem empfindlichsten Lebenspunkt traf, indem er ihn mit dem Geist seiner eigenen Nation entzweite und ihn gewissermaßen aus den edlern Organen derselben zurücktrieb in die geringeren, in und mit denen er verdorren sollte. Zwar machten sich noch im Reformationszeitalter selbst unter den damaligen Königen von Polen sehr bedeutende Reaktionen zu Gunsten des Katholizismus geltend. Heinrich von Valois stieg auf den polnischen Thron mit der festen Absicht, die Protestanten auch in diesem Lande auszurotten, denn er trug gewissermaßen noch die Blutspuren an sich von der Bartholomäusnacht, von der er eben herkam, und seine Phantasie glühte von dem Wahnwitz, der in

jener Nacht ein so mörderisches Hochzeitsfest des Fanatismus gefeiert hatte. Doch mußte er, als ihn der polnische Reichstag auf den Thron berufen, die Glaubensfreiheit der Protestanten unterzeichnen, obwohl mit offenbarem Widerwillen und nach langem Gegenstreben. Was er während seiner schwachen und haltungslosen Regierung zur Wiederherstellung des Katholizismus in Polen versuchte, hatte noch keinen wirksamen Erfolg. Unter seinem Nachfolger, dem tapfern Stephan Batory, gab es noch mehr Protestanten als Katholiken in den polnischen Landen. Dagegen begann mit dem Schweden Siegmund III., welcher im Jahr 1589 zum polnischen Thron ausgerufen wurde, eine folgenschwere Zeit der Bekehrung für Polen. Von einem Hofe herkommend, der sich damals an den Einfluß der Jesuiten hingegeben hatte, hielt es Siegmund für seine Aufgabe, auch in Polen als Bekehrer zu wirken und das ganze Land wieder katholisch zu machen. Er schürte den Glaubenshaß der Parteien durch allerhand Intriguen, die eines Königs unwürdig waren, und an der Zerstörung der protestantischen Kirchen zu Krakau und Wilna, die daraus hervorging, schrieb man ihm gewiß nicht mit Unrecht einen heimlichen Antheil zu. Unter seiner Regierung kam im Jahre 1596 die Union zwischen der

griechischen und römisch katholischen Kirche zu Stande, die aber auch nach dieser Seite hin nicht versöhnend wirkte, indem die Bekenner des griechischen Glaubens kein Zutrauen fassen wollten zu der Vereinigung mit einer Kirche, die zugleich so viele Schreckensmaßregeln zu ihrer Ausbreitung ergriff. Siegmund aber wurde in seinem dunkeln Fanatismus, in dem er sich als das ausgerüstete Werkzeug zur Verherrlichung Roms betrachtete, immer weiter getrieben und ließ sich sogar verleiten, den Mönch Otrepieff, den falschen Demetrius, in seinem Kreuzzug nach dem russischen Thron zu unterstützen, bloß weil er glaubte, dadurch eine Vereinigung der moskowitischen Völker mit der römischen Kirche zu erzwecken. Gegen Ende seiner Regierung gab es nur noch zwei Nichtkatholiken im Senat, und die Protestanten sahen sich fast gänzlich von allen Anrechten auf Staatsämter ausgeschlossen. In diesen Rückbewegungen Polens zum Schooß der römischen Kirche lag aber wenig Heil weder für die Nation noch für den Katholizismus selbst. Vielmehr übernahm jetzt der Katholizismus die Rolle, welche früher der Protestantismus in diesem Lande gespielt, nämlich die polnische Nation mit sich selbst zu verunreinigen, und als ein Element der Zwietracht mitten im Herzen des Reichs zu dienen. Der katholische Bekehrungseifer Siegmunds war ebenso

antinational, wie die protestantische Richtung des Adels es gewesen, denn Siegmund umgab sich auf seinem katholisch rechtgläubigen Thron nur mit Ausländern, und sperrte sich hartnäckig gegen alles polnische National-Element ab. Es wurde in dieser Zeit nur der Grund zu einer Anarchie der Religionsparteien in Polen gelegt, die an der späteren Selbstvernichtung des unglücklichen Reichs nicht die kleinste Schuld trägt. Es häufen sich nämlich in der folgenden Geschichte Polens die Unterdrückungen der Protestanten immer mehr und mehr, und bieten insofern ein merkwürdiges Schauspiel dar, als sie allmählig als Symptome der allgemeinen Auflösung sich kundgeben. Der sogenannte stumme Reichstag im Jahre 1717, unter der schwelgerischen Regierung August's II., hatte zuerst gesetzkräftig die Protestanten ihrer constitutionellen Rechte im Lande beraubt, und auf spätern Reichstagen wurde ihnen sowohl das Bürgerrecht, wie auch jeder Eintritt in die öffentlichen Aemter förmlich abgesprochen. Die Glaubenszwiste verdunkelten alles Streben nach Wissenschaft und Bildung in Polen, und mischten der Nationalität ein gehässiges und brutales Wesen bei, das durch die tumultuarischen Bewegungen, zu denen es führte, den Widerwillen des Auslandes gegen die polnische Republik rege machte. Zugleich lockten diese unheil-

vollen Partheiungen zuerſt die Macht des Auslandes gegen Polen heran. Die proteſtantiſchen und griechiſchen Chriſten in Polen ſtreckten in ihren Leiden die Hände nach Rußland und Preußen aus, und beſonders war es die immer mehr hervorragende Erſcheinung Friedrichs des Großen, worauf ſie ihr Vertrauen richteten, indem ſie ihn, den Glaubensverwandten, zum Schutz ihrer Religion anriefen. So ſtellten die Diſſidenten unter der Regierung Auguſts III. das Vermögen ihrer Kirchen und Schulen unter den oberherrlichen Schutz Preußens, und dieſer Schritt einer fremden Macht über die Schwelle Polens war ſchon vorbedeutungsvoll genug. Der Proteſtantismus war in der That die eigentliche Zugbrücke, über welche die fremden Mächte zuerſt in das Innere Polens hineinſtiegen, er war die erſte Sturmlücke, welche in die nationale Selbſtſtändigkeit dieſes Volkes geſchoſſen wurde. Darum nahm nun auch das Ausland den polniſchen Proteſtantismus an ſein Herz und ſtärkte und pflegte ihn als ſein liebes gutes Kind. Unter den Artikeln, welche das nach der Thronbeſteigung Peters III. abgeſchloſſene Bündniß zwiſchen Preußen und Rußland bezeichneten, befand ſich auch einer, durch den allen Nichtkatholiken in Polen der ausdrückliche Schutz jener beiden Mächte zugeſichert wurde. Unter Staniolaus Poniatowski

ergriff Rußland entschieden die Partei der polnischen Dissidenten, die sich zu einer allgemeinen Conföderation vereinigten, um ihre Menschen- und Nationalrechte wieder zu erobern. Russische Truppen marschirten auf Anlaß des beginnenden Bürgerkrieges in's Land. Dies sind die innern bewegenden Ursachen, welche die Theilung Polens hervorriefen.

Wenn es daher in neuester Zeit wiederum die religiösen Interessen, und zwar nach protestantischer Richtung hin sind, unter deren Form Rußland in Mark und Bein der polnischen Nationalität, soviel noch davon übrig, einzudringen sucht, so haben die Polen, nach den Erfahrungen ihrer Geschichte, wohl alle Ursach, dieses abermalige Interesse Rußlands für ihr kirchliches Seelenheil mit den Augen der höchsten Besorgniß zu betrachten, und zu gewärtigen, daß sich darin die letzten Kräfte ihres Nationallebens wie der Thautropfen im Wasserfall verflüchtigen werden.

9. Kirchen und Klöster in Krakau.

In Krakau hat sich der polnische Katholizismus noch seine dauerhaftesten und bewundernswerthesten Monumente erhalten. Keine Stadt hatte vielleicht jemals in der Begränzung ihres Weichbildes so viele Kirchen und Klöster vereinigt wie Krakau, das in früherer Zeit 72 Kirchen besaß und noch heut 38 wohlerhaltene zählt, in denen der regelmäßige Kultus stattfindet und unter welchen man die prachtvollsten Schöpfungen der Baukunst erblickt. Überall, wo man das Auge hinwendet, stößt man hier auf Kirchen, theils noch aufrecht stehend in ihrer vollen Herrlichkeit, theils in Ruinen zergangen, oder zu andern weltlichen Zwecken verwandt. Denn dieser aus der Vergangenheit überkommene Reichthum war so groß, daß er bei der zunehmenden Verengerung, welche die Stadt durch den Druck der historischen Verhältnisse erfahren, gar nicht mehr geborgen werden

konnte. Deßhalb gingen viele hieſige Kirchen an den Geſchäftsbetrieb des Privatlebens über. Manches Magazin war ehemals eine heilige Halle, welche die Schaaren der Gläubigen in ſich verſammelte. Selbſt das gegenwärtige Theater von Krakau war früher eine Kirche. So übt die Geſchichte oft mitten in ihren tragiſchen Zerſtörungsprozeſſen die größte Leichtfertigkeit aus und macht ſich mit dem Verfall deſſen, was ſie früher ſo emſig geſchaffen, zu guter Lezt noch einen Spaß. Noch in neueſter Zeit hat ſich ein hieſiger Kaufmann noch eine Kirche gekauft, nebſt mehreren zu ihr gehörigen Aeckern und Wieſen, und läßt jezt das heilige Gebäude zu ſeinem mercantilen Geſchäft einrichten. Manche gewiſſenhafte Gemüther beſchäftigten ſich hier bei dieſer Gelegenheit mit der Frage, ob es dem Kaufmann nun wohl erlaubt ſeyn dürfte, in dieſer rechtmäßig erſtandenen Kirche, deren Schuzheiligen, den heiligen Franciscus, er ſich doch zugleich mit gekauft hat, einen Gottesdienſt auf ſeine eigene Hand einrichten zu laſſen? —

Unter den Kirchen Krakaus will ich heute nur noch die Dominikaner-Kirche hervorheben und über einige Merkwürdigkeiten derſelben etwas aufzeichnen. An einer Ecke der Szeroka Ulika gelegen, bietet ſie durch ihre äußern Formen zunächſt

keinen außerordentlichen Anblick dar. Auch das Innere iſt einfach und nur etwa durch die kunſtvollen Holzſchnitzereien der Chorſtühle und das uralte, jetzt faſt zerſtörte Sandſtein-Denkmal des Stammvaters Lech ausgezeichnet. Aber wenn man in den Nachmittagſtunden in den kühlen Schatten dieſer Kirche eintritt, kann man noch Zeuge eines merkwürdigen Gebrauchs bei den Dominikanern ſeyn, der aus alter Zeit herſtammt. Die Dominikaner hatten ſich nämlich einmal einfallen laſſen, an der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria zu zweifeln und waren darüber in einen dogmatiſchen Streit mit den Franziskanern gerathen, dieß hatte großes Aufſehen in der Chriſtenheit erregt und ein Papſt, ich weiß nicht welcher, erkannte ihnen für ihre Ketzerei die Strafe zu, alle Tage einen feierlichen Umzug durch ihre Kirche zu halten und in Bußgeſängen die Madonna als heilige Jungfrau und wahre Himmelskönigin zu grüßen. Und dieſer Umzug wird in der That noch bis auf den heutigen Tag beobachtet, und noch immer ziehen die guten Dominikanermönche in ihren weißen Kutten alle Nachmittage bußfertig durch die Kirchhallen, um die Schuld ihrer längſt vermoderten Ordensbrüder abzutragen.

Die Dominikaner-Kirche hat noch eine prächtige

Nebenkapelle in welcher sich ein besonders wunderthätiges Bild der Madonna befindet, denn in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen, hat dies Bild mehrmals das von Krankheit und Seuche heimgesuchte Krakau gerettet, namentlich im siebzehnten Jahrhundert von der damals herrschenden Pest. Von diesem letzteren Mirakel ist auch ein grosses und vortrefflich ausgeführtes Gemälde gemalt worden, das man ebenfalls in dieser Kapelle sieht. Man erblickt die Prozession, in deren Mitte das heilbringende Bild der Maria einhergetragen wird. Die Abconterfeiung der damals üblichen polnischen Trachten, vornehmlich bei den Bürgern, giebt dem Gemälde noch ein besonderes historisches Interesse. Die Schrift, welche sich unten auf der einen Hälfte des Bildes befindet, meldet das unglaubliche Wunder dieses Vorganges. Auf der andern Hälfte liest man eine neue, und zwar durch die Unterschrift des Consistoriums beglaubigte Inschrift, wonach die feierliche Umberführung jenes Marienbildes zur Zeit der Cholera in Krakau, im Jahre 1834, dieselbe wunderthätige Wirkung geübt, indem unmittelbar nach dieser Prozession die Cholera in der Stadt aufgehört habe. Personen, welche sich zu jener Zeit in Krakau befanden, erzählen jedoch, daß nach dieser Prozession die Seuche gleichwohl noch lange Zeit mit derselben

Heftigkeit fortgewüthet habe, was man um so aufrichtiger bedauern muß, da doch das Consistorium das Gegentheil beglaubigt hat.

Ein guter junger Dominikaner, dessen Bekanntschaft ich in der Kirche machte, versprach mir die Bibliothek des Klosters zu zeigen, die sehr groß und noch ziemlich reich an seltenen Schätzen ist. Er führte mich jedoch nur bis an die Gitterthür, die verschlossen war, und zeigte mir den Anblick der wohlgeordneten und mit den ansehnlichsten Bänden besetzten Schränke durch das Drahtgitter, indem er mir ehrlich bekannte, daß es verboten sey, in die Säle der Bibliothek selbst einzutreten. Ueberhaupt bewahren die Geistlichen mit der größten Eifersucht den Zugang zu ihren Bibliotheken und Archiven, in denen sich noch manche wichtige Documente zur polnischen Geschichte und viele andere Sachen von literarischem Werth befinden sollen, z. B. in der Bibliothek der Dominikaner eine Handschrift des Walther von der Vogelweide.

Die Dominikaner sind übrigens ganz stattliche und elegante junge Mönche, die sich auf der Straße ganz fashionable kleiden, indem sie dann grüne seidene Mäntel über der weißen Kutte anlegen und ganz gut für Stuzer gelten können. Man bezeigt ihnen in Krakau eine besondere Hochachtung und

viele Mitglieder dieſes Ordens ſollen aus angeſehenen Familien ſtammen. —

An Klöſtern ſoll es gegenwärtig noch gegen dreißig in Krakau geben. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß faſt der vierte Theil der in den hieſigen Klöſtern befindlichen Mönche und Nonnen nicht Polen, ſondern Schleſier von Geburt ſind. So iſt auch die hieſige evangeliſche Gemeinde ihren größten Beſtandtheilen nach deutſch, obwohl noch am erſten Sonntag eines jeden Monats in polniſcher Sprache gepredigt wird. Dieſe Gemeinde beſteht aus einer Vereinigung des lutheriſchen und reformirten Bekenntniſſes, zu deren kirchlichem Bund ſich noch einige andere Glaubensſekten geſellt haben, eine Vereinigung, die ſich ſchon ſeit dem ſiebzehnten Jahrhundert in den hieſigen Gegenden gebildet hat. Ihr Pfarrer iſt ein Deutſcher aus Schleſien, Herr Otremba, ein aufgeklärter und vorurtheilsfreier Mann. Die Gemeinde genießt hier ungeſtört alle ihre Rechte und Freiheiten, die ihr weder von der katholiſchen Geiſtlichkeit noch von der Regierung verkümmert werden, und hätte ſich ihr Pfarrer vielleicht über nichts zu beklagen, als etwa über geringen Kirchenbeſuch ſeiner eigenen Gemeinde.

10. Dom und Schloß von Krakau.

Die Schloß- oder Domkirche, welche mit dem alten Königsschloß in unmittelbarem Zusammenhang steht, ist das polnische Westminster, die in Kapellen, Altären und Denkmälern zu lebendigen und persönlichen Bildern ausgeprägte Geschichte Polens. Dies kostbare und prachtvolle Mausoleum, das die Geschichte so vieler und so großer Zeiten in sich begraub, hat den Sieg, welchen es über die Zeit feiert, auch darin bewährt, daß es selbst in seinem eigenen Bau den zerstörenden Einflüssen derselben so mächtig widerstanden. Ein Tempel der Könige und Helden von den uralten bis zu den neuen Zeiten, steht es noch aufrecht in Kraft und Glanz, während das anliegende Schloß, in dem einst die hier Begrabenen lebten und herrschten, kaum mehr herauszuerkennen ist aus der Verwüstung, der es durch ein grausames Verhängniß der Geschichte verfallen. In diesem Dom

aber, der großen Kirche der Vergangenheit, wo die Heroen alle ausruhen von der Qual und dem Fluch der Geschichte, ist Alles wohlerhalten und unzerstört, und der Segen, der auf Allem ruht, was todt ist, die göttliche Gnade, welche den Besiegten am Ende der Tage krönt, hat diesen Bau geschützt und die Furien der Zerstörung von seinem heiligen Gemäuer abgehalten. So durchwandelt man in diesem Dom mit Trauer und Andacht die melancholischen Hallen der Geschichte Polens, umgeben von ihren höchsten und stolzesten Erinnerungen, die hier in großen Namen und Inschriften uns entgegenglänzen, dort unter gewaltigen Denkmälern schlummern oder in Stein und Marmor die verherrlichte Gestalt oder die gedächtnißwerthe That aufbewahrt haben. Einen erhabeneren Stoff, um Kirchen daraus zu bauen, kann kein Baumeister finden, als das historische Gut und Blut eines Volkes, aus dem dieser Dom ganz und gar zusammengefügt ist. Und auf welcher Stätte kann sich Gott der Herr lieber den Andachtsdienst eines Volkes gefallen lassen, als auf der, welche durch die Aufbewahrung seiner Thaten, seines Unglücks und seiner Größe geweiht ist? So tritt man hier in einen Allerseelenfrieden der Geschichte ein, denn die Geschichte hat hier ihr höchstes Ziel erreicht, Gottesdienst zu werden. Aus seiner Geschichte ist dem

Volke eine Kirche erſtanden, und hier iſt aller Fluch geſühnt, der ſonſt auf ihm laſtete. Hieher kann es beten gehen, dieſe Religion der Vergangenheit beſtreitet ihm kein Prieſter und kein Deſpot. —

Von außen macht der Dom keinen beſonders erhabenen Eindruck, namentlich fällt der Schmutz auf, welcher die prächtige goldene Kuppel bedeckt. Dieſer Schmutz auf dem ächten Gold hat auch ſchon das Erbarmen der krakauer Juden erregt und ſie haben ſich erboten, daſſelbe nicht nur umſonſt zu reinigen, ſondern auch für jeden Goldziegel, den man ihnen abzukratzen erlauben würde, noch obendrein einen Dukaten zu zahlen. Doch iſt dies uneigennützige Unternehmen bisher noch immer nicht angenommen worden. Wenn man in das Innere tritt, wird man ſogleich von der überall herrſchenden Pracht, die in Gold, Silber, Erz und Marmor ſchimmert, getroffen. Das Gewölbe ruht auf Säulen von Marmor, zwanzig Kapellen mit fünfzig Altären, die alle mit den koſtbarſten Steinen und Schmuckarbeiten und oft ſehr ſchönen Werken der Malerei und Sculptur geziert ſind, ziehen ſich in den Seitenhallen eine neben der andern hin. In dieſen Kapellen und an den Wänden ſtehen die Denkmäler der Heroen umher, andere ſind in den unterirdiſchen Grüften der Kirche und hallen laut unter den Fußtritten des Wanderers.

In der Mitte der Kirche erblickt man zuerst die Kapelle des Schutzpatrons von Dom und Stadt, des Bischofs Stanislaus aus dem Hause Scepanowski, dessen Märtyrblut noch heut an der Kirchthür des heiligen Michael gezeigt wird. Er lebte im elften Jahrhundert, unter dem wilden Boleslaw II., welcher den Anfang seiner königlichen Laufbahn durch tapfere und edle Thaten, das Ende durch Grausamkeit und Schwelgerei bezeichnete. Als der hochherzige Bischof von Krakau, Stanislaw Scepanowski, dem Treiben des rasenden Königs erst durch das Wort der Kirche, und dann durch deren Bannfluch Einhalt zu thun versuchte, trachtete ihm Boleslaw nach dem Leben. In der Kirche des heiligen Michael, an den Stufen des Hochaltars, hieb sein gotteslästerliches Schwert den Bischof in Stücke. Man sammelte seine Gebeine, sprach sie heilig und bestattete sie später hier in der Kathedrale, unter einem erhabenen Grabesdenkmal. Der König Boleslaw aber sah sich bald genug von der Strafe für seine Freveltat ereilt. Geistlichkeit und Adel erhoben sich vereint gegen ihn und hetzten ihn ruhelos umher, daß er in seinem eigenen Reich nicht mehr wußte sein Haupt zu legen. Er floh nach Ungarn, aber auch hier holte ihn der Bann des Papstes Gregor ein und beraubte ihn des Schutzes. Dann geht er

Flüchtling als in dunkler Verborgenheit unter, vielleicht als Selbstmörder.

An dem Denkmal sind die Hauptmomente aus dem Leben des Bischofs Stanislaus in Basreliefs dargestellt. Sein Kopf, der in einer goldenen mit Edelsteinen besetzten Kapsel noch heut aufbewahrt wird, befindet sich in der Schatzkammer. Die Kapelle des heiligen Stanislaus hat ihren besondern Pfarrer, welcher täglich darin die Messe lesen muß. Zwei ewige Lampen verbreiten ihr Dämmerlicht über die heilige Stätte dieses Begräbnisses, zu dem die Gläubigen wallfahrten. Der Sarg, welcher die Gebeine faßt, ist von Silber in reicher Arbeit, und man sagt, daß ihn die Oesterreicher bei der Besitznahme von Krakau mit mehreren andern Schätzen des Doms weggeführt haben würden, wenn nicht die Stadt ein ansehnliches Geld dafür erlegt hätte.

Hinter der Kapelle des Stanislaus befindet sich der Hauptaltar des Doms, mit dem prachtvollen Thronbaldachin, unter welchem einst die Könige gekrönt wurden und der nachher den Bischöfen von Krakau zu ihrer Verherrlichung dienen mußte. Fromme Damen von Krakau haben noch einen Fußteppich dazu gestickt, auf welchem die Geschichte des Hundes des Aubry in verschiedenen Scenen versinnbildlicht ist, und würde man seinen Augen kaum trauen,

wenn nicht die deutlich gezeichneten Unterschriften zu den Bildern es bestätigten. Das heißt Gott in seiner Einfalt dienen und durchdrungen seyn von dem Gedanken, daß er sich im Hund des Aubry so gut wie im Märtyrthum des heiligen Stanislaus offenbare. —

Unter den Denkmälern der Könige und Heroen heben wir zuerst das Monument Casimirs des Großen, des letzten Piasten, hervor, das wir an einer Seitenwand der Kirche erblicken. Den Beinamen des Bauernkönigs, welchen ihm der polnische Adel zum Spott gegeben, bestätigen zu seiner Ehre die Basreliefs an den Wänden seines Sarges, auf denen eine Schaar von Bauern sich zeigt. Doch dünkt mich, daß sich unter diesen Figuren auch Juden befinden, aus deren Stamm sich der König eine Geliebte erkoren hatte, die schöne Esther, der man zuschreiben muß, was Casimir für die Duldung und Erleichterung der Juden in Polen gethan. Auf seinem Grabe liegt er hier lang ausgestreckt, in ganzer Gestalt, groß und von mächtigem Leibesumfang, mit krausem Haupthaar und Bart. Casimirs Größe zeigte sich in den Werken des Friedens und der Ordnung, durch die er der polnischen Nation einen harmonischen und glücklichen Lebenszustand zu bereiten suchte. War unter den früheren Regierungen,

durch die steigende Anmaßung und Ausbreitung der egoistischen Aristokratie, die königliche Gewalt in Polen bereits geschwächt, so wußte Casimir dem Thron wieder eine feste Bedeutung zu geben, indem er von ihm das Licht der Gesetzgebung, den Schutz der Künste, die Aufmunterung der Handwerke und die Belebung des Handels ausgehen ließ. Unter seiner Regierung zeigte sich Krakau durch ein Hochzeitefest, das fast alle Fürsten und gewaltige Herren von Europa hier versammelte, in dem Glanz und der Bedeutung, durch welche diese Stadt damals unter allen übrigen hervorragte. Dies war die Vermählung von Casimirs Enkelin Elisabeth von Pommern, welche der Polenkönig dem deutschen Kaiser Karl IV. antraute, ein Zeichen von dem Ansehen, in welchem die alten Königsgeschlechter Polens standen, die so häufig den deutschen Kaisern gefährlich und bedrohlich geworden waren. Mit Casimir starb der Mannsstamm der Piasten hin, einem Geschlecht, das den Grund zur Größe Polens und zugleich den Keim zu seinem Zerfall mit sich selbst gelegt hatte, indem unter ihm durch die Uebermacht des Adels zuerst die oligarchischen Elemente der polnischen Verfassung, und durch den häufigen Thronwechsel bei den Nebenlinien des Piastengeschlechts das Wahlrecht der Nation und die damit verbundenen Umtriebe sich heranbildeten.

Das Geschlecht der Jagelloniden ruht theils unten in den Grüften des Doms, theils ist sein Gedächtniß in einzelnen zerstreuten Denkmälern verherrlicht. Dieser Königsstamm war ausgezeichnet durch einen Grundzug von edler und milder Gesinnung und ein hohes Streben nach Bildung, das für die Culturentwicklung der Polen das glücklichste Zeitalter heraufführte. Namentlich war in diesem Sinne die Regierung Siegmunds I. des Alten wirksam, dessen Bildsäule in der Begräbnißkapelle der Jagellonen steht. Während seiner Herrschaft wurde Preußen im Jahre 1525 zu Krakau als zinsbares Herzogthum anerkannt.

Unter Siegmund dem Alten lebte auch der übelberufene Bischof Peter Gamrat, dessen unwürdigem Andenken man hier in der Kathedrale ebenfalls die schönste Kapelle errichtet sieht. Auf den Ellenbogen gestützt, sitzt Herr Gamrat da und verräth selbst in Stein durch sein rundliches und wohlbehagliches Aussehen, wie gut es ihm bei seinen Lebzeiten geschmeckt, denn als den gewaltigsten Esser nennt ihn die Geschichte, und zwölf Pfund Fleisch brauchte er jedesmal zum Frühstück, achtzehn Kapaunen nahm er mit Seelenruhe in einer Mahlzeit zu sich. So steht neben der Größe und dem Verdienst, in ächt menschlicher Mischung, auch die Frivolität in diesem merkwürdigen Tempel verherrlicht.

In der Kapelle Siegmunds II. schaut man auch den Feldaltar Siegmunds I., welchen dieser selbst gearbeitet. Dem Eingang dieser Kapelle gegenüber erblickt man in Stein gehauen die Anna, Stephan Batory's Frau, Tochter Siegmunds des Alten. Ueber der Thür der Kapelle zeigt sie sich noch einmal in zwei Bildern, als Nonne und als Königin, zwischen diesen beiden das Bild ihres Vaters. Vater und Sohn aber, die beiden glorreichen Jagelloniden, liegen hier in marmornen Bildsäulen auf ihren Sarkophagen, einer über dem andern, der erstere mit übereinander geschlagenen Füßen, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt, kraftvoll und schön, der andere auf dem Rücken ruhend, beide wohlgeformte und königliche Gestalten.

Hinter dem Hauptaltar ist die königliche Hauskapelle, in welcher man in einem Basrelief das Bildniß Stephan Batory's, des tapfern und hochherzigen Ungarn, der dem Königsthron der Polen wieder innere Festigkeit verlieh, erblickt. In liegender Figur, aber mit aufgerichtetem Oberkörper, in der Hand Reichsapfel und Scepter, zeigt sich des Helden gewaltige Gestalt recht im Bewußtseyn ihrer Kraft und Lebensfülle. Dieser große und musterhafte Fürst, der nicht nur das Kriegshandwerk mächtig trieb, sondern auch im Geist des Friedens durch den Anbau der

Wiſſenſchaften wirkte, ſtrebte in der königlichen Macht wieder einen feſten Grundpfeiler für das polniſche Reich hinzuſtellen. Seine Schlachten gegen die Moskowiter dehnten Polens Anſehen nach Außen hin ebenſoſehr aus, als ſeine Zügelung des polniſchen Adels dem Innern des Reichs wieder eine harmoniſche Organiſation verlieh. Hätte Polen viele Könige von ſeinem Schlage gehabt, ſo würde ſich dadurch allmählig ein unzerſtörbarer Kern der Geſundheit in der polniſchen Nationalität gebildet haben, welcher ihrer krankhaften und tödtlichen Neigungen das Gleichgewicht gehalten hätte.

Dicht neben dem Hauptportal ſteht die Kapelle des Biſchofs Soltyk, deſſen Fanatismus gegen die polniſchen Diſſidenten ihm den Zorn der Kaiſerin Katharina von Rußland erregt, welche ihn durch ihre Koſacken nach Sibirien führen ließ. Auf ſeinem prächtigen Denkmal erblickt man den Tod, welcher den Sarg zudrückt, während Fama ihn wieder eröffnet. Ein Adler mit einem Schwert ſteigt aus der Mitte des Sarkophags hervor. Zwei vergoldete Basreliefs zeigen die Entführung des Biſchofs nach Sibirien und ſeine Conſecration.

Bemerkenswerth iſt auch die Kapelle des Biſchofs Jodzik, beſonders durch ein Gemälde von neuer Arbeit, das die Taufe Chriſti durch Johannes darſtellt.

Drei Engel leiten den Christus und waren frühes sehr ähnliche Portraits von der Maitresse des Bischofs Sturkowski und den beiden Frauen des Malers, der verstorbenen und der noch lebenden, während der Kopf des Johannes das deutliche Conterfei des Bischofs selbst abgab. Nachdem es bemerkt worden, verursachte es ein solches Aergerniß, daß das Bild übermalt werden mußte, in welchem Zustande man es noch jetzt sieht.

Es würde ermüden, alle einzelnen Denkmäler zu bezeichnen, welche hier im Dom umherstehen und die verschiedenen Züge zum Gesammtbild der polnischen Geschichte hergeben. Nur Johann Sobieski's, des tapfern und edlen Helden, will ich noch erwähnen, dessen Monument von Gips dort an der Wand hervorragt. Trophäen schmücken seinen Sarg, an dem Basreliefs von Alabaster die Thaten seines Lebens darstellen. Flehende Türken, auf ihre Kniee niedergeworfen, feiern den großen Osmanensieger, in welchem sich die heilbringende Bedeutung Polens als Schutzmauer des westlichen Europa so glorreich verherrlicht hat. Die Gobelins, welche Johann Sobieski den Türken abgenommen hat, erblickt man noch heut, sechs an der Zahl, in dieser Kirche, und muß ihre Pracht und Kunstfertigkeit bewundern. Einige darunter stellen offenbar Scenen aus dem Harem

dar, doch sind sie von den Geistlichen, die bei solchen Gelegenheiten häufig das kühnste Combinationstalent entwickelt haben, für altbiblische Geschichten erklärt worden und haben sich dadurch ihren Platz in dem christlichen Dom gesichert. —

Verläßt man das magische Halbdunkel der Kathedrale, und tritt auf den Schloßhof hinaus, so empfindet man nicht ohne Schauder die unwürdige Nähe der Gegenwart, welche sich hier dicht an die Vergangenheit drängt. Haben wir eben die hohen und unsterblichen Gestalten der Geschichte an uns vorüberwallen lassen, so empfängt uns jezt das schäbige und schmutzige Leben und Treiben, zu dem das heutige Dasein des alten Königsschlosses verdammt ist und das in diesem Gegensatze ebenfalls als ein historisches Moment, als Zeugniß von den grausamen Launen der Geschichte, sich aufdrängt. Zerlumpte Arme, Soldaten, die ihre Wäsche in den Corridors aufhängen, Obstverkäuferinnen, schmutzige Kinder, tummeln sich auf dem Hof und unter den Portalen umher, durch welche einst die Könige mit ihren prunkenden Gefolgen aus- und einzogen. Als ich dort stand, fuhr ein Kind seine beiden kleinen Brüder in einer Mistkarre, in der sie sich zusammengekauert hatten, über die großen Steine des Schloßhofes spazieren, ein ächt polnisches

Charakterbild, das einem Genremaler hätte dienen können.

Im untern Theil des Schlosses sind Wohnungen für arme Greise errichtet, die sonst kein Unterkommen mehr finden können. Auch eine Art von Erziehungsanstalt gibt es hier für solche Kinder, deren Eltern durch die Cholera dahingerafft wurden und die hier zu Handwerkern, Arbeitern u. dergl. heranwachsen. Die obern Stockwerke des Schlosses sind aber von den Oesterreichern gänzlich zur Kaserne umgeschaffen worden, und in den alten Königssälen treiben sich die weißen Uniformen der österreichischen Soldaten umher. Um aber den ehemaligen königlichen Glanz von diesem merkwürdigen Schlosse ganz abzustreifen, hat man in den Gemächern alle Säulen und Kamine, die von Marmor sind, mit weißem Kalk überstrichen, doch der Marmor drängt sich noch wie in wehmüthigem Stolz durch die Tünche hindurch und erinnert an die alte Herrlichkeit, in welchem Zustande der Erniedrigung sie sich auch jetzt befinden mag. Die Fenster des Schlosses waren, wie noch der Augenschein lehrt, wenigstens viermal so groß als sie jetzt erscheinen. Man hat sie, als das Schloß zur Kaserne eingerichtet wurde, kleiner gemauert, vielleicht um bei der Heizung der Gemächer zu sparen. Auch dadurch wurde dem alten königlichen Aar wieder eine

Schwungfeder mehr ausgerupft. Die Spiegelscheiben der Fenster wanderten, nebst den marmornen Einfassungen derselben, nach Wien, obwohl man sich in der Nähe von Krakau den schönsten Marmor in Natur hätte brechen können. Aber man scheint Alles herausgesucht zu haben, um zu zeigen, unter welche harte Zuchtruthe die Geschichte einen so hohen stolzen Bau, einst den Triumph einer ganzen Nation gestellt. Die herrlichen Stuccatur-Arbeiten im Innern des Schlosses sind ebenfalls übertüncht worden, um nicht den Patriotismus der Soldaten dadurch anregen zu lassen, denn sie stellten historische Erinnerungen aus der Geschichte Polens dar.

Vor der Revolution beabsichtigte man, das Schloß, das auch im höchsten Grade baufällig ist, wieder herzustellen und dann die Senatsversammlung und andere Behörden hinein zu verlegen. Indeß unterblieb es und das Wenige, das geschah, ist noch immer zu wenig für die nach römischem Stolz klingende Ueberschrift über dem Eingangsportal: Senatus populusque Kracoviensis restauravit.

Wenige Jahre nach der letzten Revolution kam ein österreichischer General hierher, um sich Krakau zu beschauen. Er nahm auch das Schloß in Augenschein, in welchem der ihn begleitende Beamte, ein Krakauer, ihm nichts mehr zu zeigen hätte, als die

wunderherrliche Aussicht aus den Fenstern des jetzt leer stehenden und mit Kalk überweißten Zimmers, in dem vor Zeiten die Könige Polens gewohnt. Der Krakauer wies mit einem gerechten Stolze hinaus auf die weite prächtige Gegend, die vor ihnen lag. Aber der Oestreicher ließ seine spöttischen Blicke in dem armseligen Zimmer umhergleiten und fragte höhnisch: also in diesem Zimmer haben Eure Könige gewohnt? Ja, war die lakonische Antwort, aber damals gab es noch keine Oesterreicher hier! —

Der Reichsschatz der Polen wird im Dom aufbewahrt und enthält noch die erstaunenswerthesten Kostbarkeiten, darunter auch eine Arbeit von den schönen Händen der Königin Hedwig, eine Stola von prächtiger Perlenstickerei. Doch sind die eigentlichen Reichskleinodien, wie mehrere andere Stücke des ungeheuern Schatzes, seit der Besitzergreifung der Oesterreicher verschwunden. —

11. Das Eckhaus in der Stadt Kukurowitz.

Der wiederholte Besuch im Dom brachte wiederholt die Rede auf die polnische Geschichte und die Hauptmomente ihrer Entwickelung bis zur ersten Theilung. Dabei fiel das Gespräch auf eine allegorische Darstellung der Geschichte Polens, welche sich in den Schriften des Bischofs Krasicki findet, und die mir ein Freund in einer Uebertragung mittheilte. Da diese Darstellung in Deutschland noch gänzlich unbekannt ist, so benutzen wir sie hier zur Vergegenwärtigung der wesentlichsten Thatsachen, in welchen die Zustände des polnischen Volkes, von ihrer ersten Begründung bis zu ihrem Verfall, sich an einander reihen.

Das Eckhaus in der Stadt Kukurowitz

vom dortigen Schulmeister Blasius geschildert.

Eine allegorische Darstellung der Geschichte Polens, bis zur Thronbesteigung Stanislaus Poniatowski, vom Erzbischofe J. Krasicki.

§. 1.

Wie, wann, und von wem, das Eckhaus erbaut worden?*)

Es ist schon sehr lange her, daß das Eckhaus in der Stadt Kukurowitz erbaut worden ist, und mancherlei Ereignisse, darunter auch Feuersbrünste, sind Ursache, daß man aus den städtischen Akten

*) Lech, der angebliche Gründer des polnischen Reiches soll aus Croatien, wo er souveräner Fürst gewesen, mit einer ansehnlichen Mannschaft nach dem spätern Großpolen gekommen seyn, und dort die Stadt Gniezno (Gnesen), die Hauptstadt seines Reiches erbaut haben. Mit ihm fängt die fabelhafte Geschichte Polens an. —

hierüber nichts erfahren kann, demnach kann nur das angeführt werden, was aus den mündlichen Erzählungen der Einwohner entnommen werden konnte. Demzufolge muß es bei seiner ersten Entstehung wohl nur ein Lehmhaus, und der erste, der es gebaut und geklebt, ein Einwanderer gewesen seyn, denn die dortigen Einwohner kannten noch nicht einmal Lehmhäuser; wer dieser Einwanderer gewesen, woher, und wann er eingewandert? darüber sind die Angaben verschieden, und man weiß nicht, wem man glauben soll. So viel nur ist ganz gewiß, daß dies Lehmhaus von Jemanden erbaut seyn muß, weil es sich nicht selbst erbauen konnte. Seine Einwohner konnten damals eben so wenig lesen und schreiben, wie die der Umgegend; sie lebten also einfach, und für sich besorgt, und kümmerten sich nicht, was die Leute einst von ihnen sagen würden. Später sprachen Verschiedene verschieden hierüber, jeder nach seiner Art, wie das gewöhnlich zu seyn pflegt. Die Einen redeten ihnen Uebles nach, und das waren Nachbarn, die Andern überlobten sie, und das waren ihre Angehörigen. Sobald sie nur ein wenig lesen und schreiben gelernt hatten, beschrieben sie, um ihren Ursprung zu adeln, welch angesehener, mächtiger und gewandter Mann der Erbauer des jetzt schon gemauerten Hauses gewesen;

dieſem, ihrem Berichte zufolge, (denn anzufangen hält überall am ſchwerſten) ſoll er vor ſeiner Ankunft irgendwo anders Vogt oder Bürgermeiſter geweſen ſeyn. Er brachte eine zahlreiche Dienerſchaft mit ſich, und obgleich ihm die Ureinwohner nicht erlaubten, ſich auszubreiten, ſo ſetzte er es doch mit Gewalt und Liſt durch, daß ſie ihm zuletzt den beſten Platz an einer Ecke abtreten mußten, und ſeit dieſer Zeit fing man an, das Haus das Eckhaus zu nennen.

§. 2.

Welches ſpäter die Herren und Erben des Eckhauſes geweſen?*)

Wie über den erſten Erbauer, ſo giebt es auch über ſeine Nachfolger keine Gewißheit, dafür aber

*) Eben ſo mährchenhaft iſt die Geſchichte ſeiner Nachfolger, und namentlich des Piaſt eines Ackerbau treibenden Schmiedeſohnes, der in der Vorſtadt von Gnieſen wohnte, und ſich durch die gaſtfreundſchaftliche Aufnahme zweier Fremden, die man in die Stadt nicht einlaſſen wollte (denn es war gerade der Tag der feierlichen Beſcheerung des jüngſtgeborenen Prinzenſohnes des Popiel, welcher bei dieſer Gelegenheit ein großes Gaſtmahl veranſtaltete, und viele angeſehene Gäſte dazu eingeladen hatte). Piaſt wollte auch an demſelben Tage das Beſcheerungsfeſt ſeines Sohnes feiern, und hatte zu dieſem Behufe ein Spannferkel

deſto mehr Mährchen. Doch wozu Mährchen erzählen, wo wahre Geſchichte geſchrieben werden ſoll. —

geſchlachtet, und ſich mit einem Fäßchen Bier verſehen; dies ſetzte er nun ſeinen unerwarteten Gäſten vor. Je gaſtfreier er ſie aber damit bewirthete, deſto mehr nahm der Vorrath zu, ſo, daß er nicht genug Gefäſſe auftreiben konnte, um das Fleiſch und Bier aufzubewahren. Nachdem die wunderbaren Gäſte (es waren zwei Engel) Abſchied genommen, vernimmt Piaſt, daß an dem fürſtlichen Hofe, der ganze Vorrath aufgezehrt ſey, er ladet daher alle Gäſte, ſammt der fürſtlichen Familie, zu ſich ein, und bewirthet ſie aufs herzlichſte, dadurch gewinnt er die Herzen aller, und wird bei der nächſten Wahl zum Fürſten ausgerufen. Einer von ſeinen ſpätern Nachfolgern (Mieciſlaus I.) nahm im Jahr 965 die chriſtliche Religion an, und ſtiftete in Poſen ein Bisthum. Sein Sohn und Nachfolger, Boleslaus der Tapfere, von einigen auch der Große genannt, erweiterte die Gränzen des Reichs nach allen Seiten hin, und ſoll zum Andenken ſeiner Eroberungen in vier Flüſſen, (Elbe, Saale, Oder, Dnieper,) Gränzſäulen errichtet haben. Ferner heißt es, der deutſche Kaiſer Otto III. ſey unter dem Vorwande, das Grab des heiligen Adalbert zu beſuchen, (eigentlich aber, um mit den tapfern Fürſten Polens einen Freundſchaftsbund zu ſchließen,) nach Gneſen gekommen, und habe Boleslaus die königliche Krone aufgeſetzt; was die polniſchen Geſchichtsforſcher aber für eine prahleriſche Fabel halten. —

Sobald also nun das Haus gebaut war, und einen Erbauer hatte, mußte es auch einen Inhaber haben. — Ob nun die Söhne, und spätere Nachkommen desselben, oder ob andere von seinen Nachfolgern das Recht erlangten, oder ob es ihnen (wie es wohl zuweilen geschieht) mit Gewalt genommen worden, das weiß, und kann auch Niemand wissen, denn, wie gesagt, konnte man damals in Kukurewitz weder lesen noch schreiben. Der allgemeinen Sage nach, soll jenes Haus durch Zufall an einen Hintersaßen gefallen seyn, dessen Nachkommen es lange im Besitz gehabt. Einer derselben gründete mehrere Pfarreien, die er reichlich ausstattete, der Andere erweiterte das Haus nicht unbeträchtlich, und man sagt, er habe es so sehr geräumig gemacht, daß es auf alle vier Straßen hinausging, auch habe er zum Andenken an diese Erweiterung Gränzzeichen aufgestellt. — Man erzählt auch, einst sey der Bürgermeister einer benachbarten Stadt nach Kukurewitz zur Kirmiß gekommen, und habe ihn zum Vogte gemacht, aber welches Recht hatte der Bürgermeister einer andern Stadt bei seinen Nachbarn einen Vogt zu creiren? sie konnten ja, wenn sie gewollt hätten, sich eben so gut, wie er, einen Vogt machen! Das mag also wohl ein Mährchen seyn, welches wahrscheinlich jene Nachbarn erdacht und verbreitet hatten, denn sie konnten früher als die Kukurewitzer lesen und schreiben.

Die Gebäude und Plätze, welche von diesem damals viereckigen Hause abgefallen, davon ließe sich viel reden, aber wozu würde das nützen, was jemand genommen, das gehört ihm, und es wieder zu erwerben, dazu kann schreiben nicht viel beitragen; alte Schriften (die durch Gottes Gnade noch nicht ganz verändert sind) erwähnen schon, daß sich die Kinder in das Erbe ihrer Eltern anfingen zu theilen, mithin zu entzweien; während sie nun untereinander zankten, verloren die Einen (bei diesem Zanke), was sie hatten, den andern, die kleinere Stücke hatten, wurden sie von denen entrissen, welche größere besaßen, wie es so in Städten und Dörfern zu geschehen pflegt, und noch geschieht, denn die Menschen sind überall Menschen, und darum geschah und geschieht solches immer, vielleicht nur mit dem Unterschiede, daß man jetzt höflicher zu Werke geht. —

§. 3.

Welches die spätere Inhaber gewesen, und wie man angefangen, das Haus fester zu mauern?*)

Die Nachfolger, deren Erwähnung geschehe, waren theils verschwenderisch, theils faul oder un-

*) Sein Nachfolger, Wenzislaus II., mit dem Beinamen der Träge, verlor viele von den Ländern,

wirthlich, und meinten, als reiche junge Herren, was leicht kommt, erhalte ſich von ſelbſt. Einer derſelben gerieth mit einem ſeiner Pfarrer in Streit, und es geſchah noch was Aergeres, ſo daß er davon laufen mußte; kurz und gut, durch Unfähigkeit der Erben gerieth das Haus in Verfall, und wurde wüſte. — Glücklicherweiſe erbte jetzt der letzte Nachkomme unſeres Hinterſaßen, das Haus. Dieſer

die ſein Vater erobert hatte. Sein Enkel, Boleslaus II., dem ſeine Tapferkeit den Beinamen der Kühne erwarb, tödtete (1072) den krakauer Biſchof Stanislaus, flüchtete ſich dann in die weite Welt, und verließ ſein Reich in großer Anarchie. Boleslaus III., der Brudersſohn deſſelben, theilte bei ſeinem Tode das Reich unter ſeine Söhne, und ſtreute dadurch den Samen der Zwietracht unter ihnen aus. Nach einer Reihe von Jahren kam endlich die Regierung an den letzten Nachkommen Piaſts, Kaſimir III., den Großen, welchen man mit Recht den Wiederherſteller und Gründer des verfallenen Reiches nennt, denn er legte den Grund zu ſeiner künftigen Macht dadurch, daß er die Ordnung in demſelben durch kluge Geſetzgebung herſtellte, indem er den Ausſchweifungen des Adels und Ritterſtandes Einhalt that, und den Bauer, der bis jetzt der Willkür ſeines Herrn preisgegeben war, unter den Schutz des Geſetzes ſtellte. Er iſt auch der Gründer der ſpäter in's Leben getretenen Univerſität in Krakau

Inhaber war ein ausgezeichneter Mensch. Sobald sein Vater gestorben war, und er das Haus übernommen hatte, erkannte er, es stehe schlecht um dasselbe, aber er begnügte sich nicht damit, dies erkannt zu haben und verbessern zu wollen, sondern ging sogleich an's Werk, und sich nicht bloß auf seinen eigenen Verstand verlassend (was große Herrn gewöhnlich thun), ließ er wo anders her Zimmerleute und Maurer kommen, daß diese sehen und untersuchen möchten, was dem Hause fehle. — Nach gehöriger Untersuchung und Ueberlegung erklärten diese, daß die Grundbalken des alten hölzernen Hauses vermodert, die Dachsparren angefault und an mehreren Stellen verwesel wären, kurz, daß alles in schlechtem Zustande sey. — Jene Fremden riethen ganz wie die Einheimischen, jeder nach seiner Art zu denken und zu urtheilen, die Einen wollten nur Stützen geben, die Andern ganz neue Unterschwellen machen, oder dieselben doch ausbessern, es fehlte auch an solchen nicht, welche der Meinung waren, das Haus zu lassen, wie es wäre, nur Dach und Wände inn- und auswendig auszukleben. Nachdem er alles dieses in Erwägung gezogen, beschloß er, den alten Plunder niederzureißen, und ein gemauertes Haus aufzuführen; um es recht fest zu machen, wurden sogleich tiefe Fundamente gegraben.

§. 4.

Auf welche Weise das Haus aufgebaut worden, und was während dessen geschehen?*)

Nachdem obenbemeldeter Erbe seelig verschieden, zog sein Schwestersohn in das Eckhaus, und über-

*) Ludwig von Anjou, der Schwestersohn Kasimirs des Großen, der als König von Ungarn sich den Beinamen „der Große" erworben, verdient als König von Polen kaum der Kleine genannt zu werden. Denn er wohnte fortwährend in seinem Erbreiche, die Regierung seiner herrschsüchtigen Mutter und dem mächtigen Adel überlassend, der ihn mitunter durch seinen Ungestüm nach Polen lockte, um neue Privilegien zu erzwingen. Diejenigen von Adel, die an der Verwaltung des Staates nähern Antheil hatten, und daher in der Hauptstadt wohnen mußten, erhielten von ihm ansehnliche Krongüter, anfangs nur auf Lebenszeit, und gegen Abgaben, dann erblich und steuerfrei, so daß die Krone durch Verschenkung nicht bloß der Einkünfte ganzer Güter, sondern selbst ganzer Provinzen beraubt wurde; und wenn sich das Reich noch gegen die Nachbarn behaupten konnte, so hatte es dies bloß der Fürsorge des verewigten Kasimirs des Großen zu verdanken, der den königlichen Schatz in bestem Zustande hinterlassen, und das Land mit guten Gesetzen bedacht hatte. Jedoch nicht wenige Vasallen, die sich der Herrschaft Polens einst freiwillig unterworfen hatten, versagten ihm jetzt den Gehorsam, und schwächten es dadurch.

nahm es; wohnte aber nicht lange darinnen, denn weil er wo anders her war, wohnte er auch wo anders, und überließ Regierung, Handel, Haus und Wirthschaft den Dienern. Wie gewöhnlich, wirthschafteten diese schlecht, da sie sich aber vor dem Herrn stellten, als wären sie fleißig und besorgt, so richteten sie alles bei ihm aus. — Da sie früher, jeder in seinem eigenen Hause hatten wohnen, und bald gemeinschaftlich, bald abwechselnd, Dienste thun müssen; so gaben sie vor, dies sey ihnen sehr beschwerlich, und schade der Arbeit, bringe dem Herrn also weniger Nutzen. Dadurch brachten sie es dahin, daß ihnen Wohnung im Herrnhause gegeben wurde. Anfangs wohnten alle gemeinschaftlich, zuletzt erhielt jeder für sich ein Zimmer. Dies geschah anfänglich gegen Zins, und wurde ihnen als Lohn angerechnet, später erhielten sie nach der Willkür des Herrn, unentgeltliche Wohnung, dann auf Lebenszeit; zuletzt, anstatt eines Zimmers, deren zwei, drei; nachdem dies eine Zeitlang fort gedauert, wurde zur Pflicht, was anfangs Gnade war. Da nun die Freigebigkeit des Herrn immer größer wurde, so kam es endlich dahin, daß der größere Theil des Hauses von der Dienerschaft eingenommen wurde. — Während dies geschah, kam das Haus immer mehr, wiewohl sehr langsam empor. Jener besorgte, aufmerksame frühere Herr hatte gute

Materialien und Werkzeuge im Ueberfluß hinterlaſſen, dieſe benutzte die Dienerſchaft zur Beendigung des Baues. Da aber der Herr nicht nachſah, und ſeine Herrn Stellvertreter auch nicht, ſo ſah man bald, daß der Herrſcher fehlte; folglich gingen die Sachen nicht ſo, wie unter dem ſeligen Herrn, man fehlte ſogar im Maaße, und die Mauern waren nicht ſo umfaſſend, wie die Fundamente anzeigten.

§. 3.

Wie die Dienerſchaft des ſeligen Herrn Tochter verheirathet und was dann geſchehen?*)

Als der Herr, welcher im Auslande gewohnt hatte, geſtorben war, erwählte ſich die Dienerſchaft

*) Nach Ludwigs Tode beriefen die polniſchen Stände Kaſimirs jüngere Tochter, Hedwig, auf den erledigten Thron, und verheiratheten ſie an den litthauiſchen Fürſten Wladislaus Jagiello, obgleich ſie von der Mutter ſchon dem Erzherzoge Wilhelm von Oeſterreich zugeſagt worden war. In Folge deſſen wurde Litthauen mit Polen vereinigt, und die langen Feindſeligkeiten dieſer beiden Länder nahmen ein Ende. Jagiello war ein tapferer Krieger. Er bewies dies beſonders in den Kriegen mit dem deutſchen Orden, welcher nach Polen berufen, gegen die heidniſchen Preußen zu kämpfen, bald ſeines religiöſen Zweckes uneingedenk ein Reich für ſich zu gründen anfing.

des seligen Herrn Tochter zur Herrin, führte sie in das Haus ein und nahm sie in Vormundschaft. Dieß dauerte, bis sie mündig geworden. Obgleich ihr ein auswärtiger junger und rüstiger Gesell gefiel, so mußte sie, (denn so wollte es die Dienerschaft) doch einen Nachbar, der weder jung noch rüstig, aber wohlhabend war, heirathen, aber weil sich seine Vorfahren um angränzende Gründe und Gebäude gezankt hatten, so meinten sie, es werde das beste Mittel der Aussöhnung seyn, wenn

---

Jagiello schlug die Ordensherrn in mehreren Schlachten aufs Haupt und zertrümmerte so eine Macht, welche dem polnischen Reiche lange gefährlich gewesen war. Aber Jagiello hatte als Regent viele Schwächen; zu diesen gehört hauptsächlich die Vorliebe für seine Litthauer, welche oft zu gegenseitiger Unzufriedenheit Veranlassung gab. —

Indessen hob sich Litthauen durch die Verbindung mit Polen immer mehr, zumal als es mit denselben gleiche Rechte erlangte; obgleich es sich noch immer für eine besondere Provinz ansah, denn es wurde von einem besondern Regenten, den der König zu ernennen pflegte, verwaltet. Ja es kamen selbst Fälle vor, wo sich die Litthauer nach dem Tode des Königs, auf eigene Hand einen Herzog wählten, und dadurch die Polen nöthigten, denselben, um Trennung und Abfall zu verhüten, auch zum Könige auszurufen. —

man die Streitenden verbände, und ſo die ſtreitige Sache Einem gelaſſen würde. Das Haus, welches jener Nachbar beſaß, war freilich hölzern, und nicht prächtig, aber feſt und geräumig. Nun kränkten ſich die andern Nachbarn, daß einer zwei Häuſer haben ſollte, doch es war einmal geſchehen, und ließ ſich nicht mehr ändern. Der neue Herr hatte auch ſeine Dienerſchaft, und es wurde ihm ſehr ſauer ſie mit der ſeiner Frau in Eintracht zu erhalten, und die Wahrheit geſagt, auch er hatte einigermaßen Schuld daran, denn er liebte ſeine frühere Diener mehr als die neuen, ihm mit ſeiner Frau zugekommenen. Nun griffen ihn Einwanderer an, welche unter dem Vorwande, Ablaß zu erwerben, mithin unter religiöſem, gekommen waren, aber an dieſen Ablaßorten ſo zu wirthſchaften anfingen, daß ſchon zu befürchten war, es gehe auf etwas Aergeres, als Ablaß zu verdienen, hinaus. Er hatte indeſſen das Glück, dieſem vorzubeugen, und mit der Zeit ſchlug es zum Beſten ſeiner Nachfolger aus. Er war zwar ein guter Herr, aber gar zu langſam, und glaubte allen Fabeln und Klatſchereien; darum leitete ihn jeder, der Luſt hatte, und im Hauſe war Unfrieden. Mancher der Diener aber ſtieg immer mehr an Macht und Anſehn. Dennoch aber ſorgte er für ſein Haus, und verbeſſerte Dächer und Mauern, ſo viel ihm

möglich war. — Daſſelbe that er auch mit der Parochialſchule, die ſchon früher vom Erbauer des genannten Hauſes angelegt war, indem er tüchtige Schulmeiſter berief und ihnen den Sold erhöhte. Lange Zeit hindurch beſaß er beides, das ſteinerne und hölzerne Haus, und ſeine Nachfolger, eben ſo thätig wie er, nur noch geſchickter im Baufache, ſchmückten es in- und auswendig ſo aus, daß es ſehr anſehnlich wurde. Jenes hölzerne Haus, welches daneben ſtand, wurde in ein gemauertes verwandelt, ſo, daß man in der That etwas daran zu ſehen hatte. —

§. 6.

Wie der letzte Nachkommen jenes Nachbars das Haus vereint und die Dienerſchaft ausgeſöhnt?*)

Es iſt ſchon geſagt worden, wie zweierlei Dienerſchaft unter einem Herrn ſich nicht vertragen konnte; die einen ſagten, wir ſind die Aelteren, die andern erwiederten, wir ſind ſo gut, wie ihr, und jeder derſelben

*) Dem letzten Herrſcher aus dem Jagielloniſchen Stamme (Sigismund Auguſt) gelang es nach vielen Bemühungen, beide Nationen mit einander unzertrennlich zu vereinigen, und aus beiden Reichen eines zu machen. Er brachte dieſe Union zu Stande auf dem Congreſſe in Lublin im Jahre 1569. —

meinte, ihm gebühre Vorzug und Befehl, dem andern aber Nachsehen und Ausführung dessen, was er befehle. Nach langem Streiten und Zanken kam es dahin, daß der lezte Herr und Erbe der beiden Häuser weder Zeit noch Gelegenheit hatte, sie so im Zaum zu halten, wie sich's gebührt hätte. Nachdem er nachgedacht, wie er das Gebäude ganz erhalten, und gesehen hatte, daß die Mauern schon hier und da Sprünge zu bekommen anfingen, gewahrte er, daß die Rinne zwischen beiden Dächern, in die sich das Wasser von beiden ergeß, für einen solchen Sturz nicht ausreichte; er beschloß daher, über beide Häuser Ein Dach zu geben, weil sie einander gleich waren, und durch die Bemühungen der frühern Inhaber einerlei Façade hatten. Da war aber viel Sorgen, Bitten, Drohen und Versprechen, ja sogar Geben nötig, um die Dienerschaft zu vermögen, an dieses Werk zu gehen, und zwar deßhalb, weil sie beim Wohlleben so zu sagen schen Bändchenlos geworden waren; alle waren von langer her schon an ihre Wohnung gewöhnt und darinnen eingerichtet; daher wollte Keiner die erwähnte Vereinigung; am wenigsten die, welche später zugekommen waren. Um sie also zu gewinnen, mußte ihnen der Herr noch mehr Wohnung geben, als sie früher von seinem Vorfahren würden erlangt

haben; sie wählten sich also, was sie wollten. Endlich kam die Zeit, daß nach vielem Geschrei, Lärm und Zögern auf beiden Häusern ein Dach stand. Allmählig ließen sich sich später dazu bewegen, daß man aus einem Hause in das andere eine Thür durchbrach, die schon in der Wohnung vereinte Dienerschaft aber, nach Wunsch untergebracht, vergaß Herr und Bau, und fing an gute Zeiten zu haben. —

§. 7.

Wie der letzte Erbe gestorben und was aus dem Hause geworden?*)

Der letzte Herr und Erbe starb, und die Dienerschaft hätte sich wohl schon allein regieren können;

*) Nach Sigismund des II. Tode wählte man den Herzog Heinrich von Valois, den Bruder Carls IX., Königs von Frankreich, zum Könige, der jedoch nicht geeignet war, sich die Liebe der Nation zu erwerben, und nach sechsmonatlicher Regierung heimlich nach Frankreich entwich, um sich den Thron seines verstorbenen Bruders zu sichern. Nach seiner Entweichung wurde dem Herzoge von Siebenbürgen Stephan Batory die Krone mit der Bedingung übertragen, die Prinzessin Anna, Schwester des letzten Jagiellonen, zu heirathen. Obgleich aus einem kleinen Fürsten zum Könige eines großen Reiches gemacht, wußte er doch sein Ansehen zu behaupten, und den Trotz der übermüthigen Großen zu bändigen

da ſie aber ſah, daß es beſſer und geordneter unter der Leitung eines Herrn gehe, und man an eine ſolche Regierung gewöhnt war, rief ſie einen Fremden an ihre Spitze. Dieſer verſprach viel und hielt wenig; wie er gekommen, ſo lief er davon, und man jagte ihm auch gerade nicht nach. Darauf verheirathete die Dienerſchaft des ſeligen Herrn Schweſter an einen Vogt vom Dorfe. Dies war wohl ein guter Wirth, dieſer Vogt, aber man begriff ihn nicht. Die Wahrheit geſagt, widerſetzte ſich ihm die Dienerſchaft bei jeder Gelegenheit, aber er trat ihr männlich entgegen, und ſie mußte ihn wider Willen ſchätzen, beſonders weil er ſich einen Schaffner gewählt hatte, der ſeine Schuldigkeit that, und ſich vor keiner Drohung fürchtete. Einer der Nachbarn hatte während der frühern

---

wozu ihm die Freundſchaft des kühnen Johann Zamoiski (deſſen Einfluß ihm die Krone verſchafft hatte) behülflich war. Der Czar Iwan II. Waſilewitz hatte früher, die inneren Unruhen benutzend, den Polen faſt ganz Liefland entriſſen; Batory eroberte es wieder, und faßte, auf das Glück ſeiner Waffen vertrauend den Entſchluß, ſich Rußland unterwürfig zu machen: wovon ihm aber die Jeſuiten abriethen, welche der ſchlaue Czar dadurch für ſich gewann, daß er dem Papſte weiß machte, er ſey zur Vereinigung ſeiner Kirche mit der römiſchen bereit. —

Unordnung etwas von dem Hauſe weggeriſſen, dieſes erwarb er wieder zurück, und hätte vielleicht jenen Nachbarn aus ſeinem eigenen Hauſe gejagt, (es hatte auch wirklich den Anſchein) aber die Mönche machten ihn irre. Freilich hatte er dies nachher bereut aber es war ſchon zu ſpät. —

§. 8.

Wie nach dem Dorf-Vogte ein Fremdling aus der Ferne das Haus in Beſitz genommen?*)

Dieſer neue Herr kam übers Meer her, ein Verwandter des letzten Erben, und man übergab

---

*) Sigismund, Sohn des ſchwediſchen Königs Johanns III. und Katharina, Schweſter des letzten Jagiellonen Sigismund Auguſt, welcher in der Ausſicht auf den polniſchen Thron in der katholiſchen Religion erzogen und von dem Beichtvater der Königin, einen Jeſuiten, für dieſen Orden gewonnen war, wurde nach Stephans Tode auf den polniſchen Thron berufen. Ein ſchwacher Regent war er, das Werkzeug der Jeſuiten, deren religiöſer Eifer ihn um die ſchwediſche Krone brachte, und bald auch um die polniſche gebracht hätte. Er hinterließ nach ſeiner langen unglücklichen Regierung das Reich in großer Unordnung. — Sein älteſter Sohn Wladislaus IV. konnte während ſeiner kurzen aber ziemlich glücklichen Regierung dem eingewurzelten Uebel nicht mehr abhelfen; und ſein Bruder Johann

ihm das Haus. Er war weder verschwenderisch, noch geizig, weder kriegerisch, noch ruhig, weder Landwirth, noch Kaufmann; scheinbar regierte er über die Dienerschaft, öfter aber wurde er von ihr, ja sogar von seinen Schulmeistern beherrscht. Er hatte eigenes Besitzthum, aber er verlor es, und es fehlte nicht viel, daß ihn nicht einst die Dienerschaft auch aus dem ihm gegebenen vertrieben hätte. — Nach ihm übernahm der älteste Sohn das Haus, der bei mancher Unachtsamkeit noch genug Glück hatte, obgleich das Haus allmählig alt und schlecht wurde. Auf den ältern Bruder folgte der jüngere, und fing an geschäftig zu werden, aber es war schon schwer dem Bösen vorzubeugen; er konnte die Dienerschaft weder im Zaume halten, noch sich von Anfällen der Nachbarn frei erhalten, und es kam dahin, daß man ihn aus dem Hause jagte; er kam zwar bald zurück, fand aber Haus und Wirthschaft in noch größerer Unordnung als zuvor; denn er war so zu sagen,

---

Kasimir, der in Rom zum Jesuiten erzogen worden, war zu schwach, um die ganze Bürde des Unglücks, das ihn im Innern und von Außen drückte, zu ertragen, (die empörten Kosacken verursachten einen verderblichen Krieg im Innern; die auswärtigen Feinde waren Schweden, Tartaren, Siebenbürger ꝛc.), er dankte daher ab und ließ sein Vaterland im Stiche. —

zur bösen Stunde geboren, sogar die Hintersaßen aus der Vorstadt jagten ihn aus dem Hause. Zuletzt ward ihm das Haus verbaßt, und er ging in die weite Welt. —

§. 9.

Wie einer der Diener Herr geworden und nach ihm wieder ein zweiter?*)

Bis jetzt hatte das Haus entweder erbliche oder erwählte Innhaber. Als nun der letzte in die weite Welt gegangen, wurde es durch die Dienerschaft auf

*) Nach seiner Abreise gerieth das Reich in die größte Verwirrung. Mehrere ausländische Fürsten bewarben sich um die Krone, und erkauften sich Anhänger, als auf einmal der Pole Michael Wisniowiecki, dem es gar nicht eingefallen war, darauf zu trachten, bloß in Folge der Uneinigkeit der Partheien zum Könige aufgerufen wurde. Diese unerwartete Erhebung zog ihm viele Neider zu, die ihm das Leben verbitterten und seinen Tod beschleunigten. Die Türken benutzten diese innern Unruhen, überschritten die entblößte Grenze, und eroberten Podolien (den polnischen Speicher) sammt der Festung Kamienice; ja die Polen wurden sogar in die Nothwendigkeit versetzt, sich zu einem Tribut zu verpflichten, aber ehe der Zahlungstermin kam, schlug Johann Sobieski die Türken bei Choczim aufs Haupt und befreite so das Vaterland von dieser Schmach. Der Tod Wisniowiecki's, der am Siegestage Sobieski's erfolgte, veranlaßte letzteren das Schlachtfeld

dem Trödelmarkte ausgespielt, und einer derselben gewann es. Die Nachbarn wunderten sich über dieses Spiel, besonders weil der Diener, welcher es gewonnen, zum Regieren unfähig war; seine Kameraden wollten ihn daher heraustreiben, aber es gelang nicht, weil sie sich nach alter Weise untereinander zankten, und stritten. Während dieses Streites kam das schon ziemlich leer gewordene Haus immer mehr herab, ja man verlangte sogar Zins davon. — Unterdessen starb jener unzeitige Besitzer, und

zu verlassen, um sich um die Krone zu bewerben. Er bewies bei dieser Gelegenheit, daß er eben so gut die Strategie der Kronbewerbung, als die des Kriegführens verstand, denn indem er sich öffentlich für den Partheigänger eines andern Candidaten erklärte, bildete er für sich insgeheim die mächtigste Parthei; welche durch die Bemerkung, daß in einer so dringenden Gefahr, von Seiten der Türken, keinem Andern als dem Sieger von Gbocim die Krone dargeboten werden müsse, alle Woiwodschaften für ihn entflammte, die Anhänger der fünfzehn ausländischen Candidaten zum Schweigen brachte, und dem polnischen Helden die Krone verschaffte. Er besiegte die Türken, rettete Wien, ließ aber die Festung Kamienice in ihren Händen; und beneidet und von den Seinigen gekränkt (weil er mehr an seinen Ruhm und Vortheil, als an das Vaterland dachte), starb er ohne die Hoffnung einen seiner Söhne zum Nachfolger zu haben.

Niemand bedauerte den Armen. Auf ihn folgte mehr durch Gewandtheit und beinahe mit Gewalt als durch Zufall und Schicksal, ein anderer Unterthan. Aber bald fand er Gelegenheit, dem Nachbarn, der das Haus verkleinert hatte und dem er schon als Diener des vorigen Vogtes heftigen Schrecken eingejagt, einen Hieb zu geben. Er wollte also die gute Gelegenheit benützen, und den früher genommenen Speicher und die eiserne Hinterthür zurücknehmen, aber er konnte nicht erringen, was einmal gewonnen war. Beinahe die ganze Zeit seiner Regierung hindurch zankte er mit der Dienerschaft, und ärgerte sich endlich gar zu Tode. Er hätte das Haus seinen Kindern sichern wollen, aber auch das erlebte er nicht; sie waren auch nicht sehr wirthschaftlich und noch weniger zur Regierung tauglich, was der Vater gesammelt hatte, das ging nach seinem Tode wieder auf, ohne daß man weiß, wo und wie? —

§. 10.

Wie nach des zweiten Mitdieners Tode die Dienerschaft einen Wirth aus der Nachbarschaft gewählt, und was dann geschehen?*)

Dieser Wirth war aus einer andern Parochie,

*) Sobieski's Nachfolger war der Churfürst von Sachsen, Aug[illegible] II. (mit dem Beinamen der Starke),

verließ ſie aber, als es ſich um das Haus handelte. Er hatte ein eigenes Haus aus gehauenen Steinen, weil es aber eng war, ſo lockte ihn das aus Ziegeln erbaute, obgleich ſchon vom Zahne der Zeit angegriffene, weil es geräumig, hoch und ſtattlich war. — Sobald er nun eingezogen, fing er an zu wirthſchaften, und es ging ihm ſo gut, daß er den Speicher und die eiſerne Thüre zurückerhielt, aber mit dem andern Nachbar hatte er kein Glück. Angegriffen, widerſetzte er ſich dem Angreifer ſo ſchlecht, daß dieſer ihn aus dem Hauſe jagte, und einen andern der dortigen Dienerſchaft hineinſetzte; doch mußte dieſer

welcher wegen der Krone Polens zur katholiſchen Religion überging. — Er bekam die Feſtung Kamienec durch Unterhandlungen wieder, wurde aber vom ſchwediſchen Könige Karl XII., welcher Stanislaus Leszczynski zum Könige wählen ließ, aus Polen vertrieben, erlangte zwar den Thron wieder, ergab ſich aber dem Trunke.

Nach ſeinem Tode machte Leszczinski abermals ſeinem Sohne Auguſt III. den Thron ſtreitig. Da ihn aber Rußland unterſtützte, und er durch Beitretung zur pragmatiſchen Sanction auch Oeſtreich für ſein Intereſſe gewann, ſo behielt er die Oberhand und ſein Mitbewerber bekam auf Lebenszeit den friedlichen Beſitz der Herzogthümer Lothringen und Bar. Auguſt III. regierte ruhig, aber die Deſorganiſation des Reiches nahm immer mehr zu. —

wieder weichen, weil der frühere Herr erstarkt in sein Haus zurückkehrte. Nun saß er ruhig darinnen, nur noch mit Einschenken beschäftigt und weniger bekümmert, was ferner mit den Gebäuden und dem Hause selbst geschehen könnte. Sein Sohn, der ihm folgte, zankte sich Anfangs um das Haus mit dem andern Mitdiener, der es schon besessen hatte, erhielt sich aber, und jenem gereichte das zum Nutzen. Er wohnte ziemlich lange in dem Hause, ehe er starb. Zum Glück waren zu seiner Zeit weder starke Winde noch Regen; zwar hatten sich unterdessen die Risse in den Mauern bedeutend vergrößert, aber das Haus stand noch so fe. —

§. 11.

Wie wieder einer der Dienerschaft das Haus bekommen und was geschehen?*)

Nach dem Tode jenes Nachbar Sohnes, wählte die Dienerschaft an seiner Stelle einen aus ihrer Mitte. Er zog in das Haus ein . . . . . und als . . . . . (das Folgende ist ausgerissen.) — . — . — . — . — . —

*) Nach Augusts des III. Tode wurde Stanislaus Poniatowski König, der das Unglück hatte, den Untergang seines Reiches und Vaterlandes zu überleben. —

12. Kaſimierz, die Judenſtadt.

Wenn man an dem prächtigen Hôtel der ruſſiſchen Geſandtſchaft, welches die Stadt erbauen laſſen, vorübergeht, gelangt man über die Brücke der alten Weichſel in die Judenſtadt. Schon manche jener wunderlichen, ſchmutzigen und melancholiſchen Geſtalten, die uns auf dem Wege begegnet ſind, haben uns die Nähe dieſes Stadttheils angezeigt, in welchem ein verlorenes Volk, mit dem ſchwerſten Fluch des Daſeins belaſtet, eingepfercht ſitzt. Ein Ameiſengewimmel von Männern, Weibern und Kindern empfängt uns, ein bunt durcheinander gewirrter Knäuel von Unglück und Schande, der unrettbar in ſich ſelbſt verloren iſt. Man betritt zuerſt die chriſtliche Judenſtadt, wo es den polniſchen Juden nicht erlaubt iſt, Häuſer und Grundeigenthum zu beſitzen. Die Häuſer gehören hier meiſtentheils chriſtlichen Beſitzern, welche ſie zu einem übertriebenen Preiſe an die armen Juden

vermiethet haben. Dies unglückliche ausgestoßene Volk muß überhaupt eine unverhältnißmäßige Abgabenlast hier tragen, und bei der bittersten und schmählichsten Armuth, in der es seufzt, ist es gleichwohl noch verurtheilt, die Hälfte sämmtlicher Staatslasten auf sich zu nehmen, obwohl die Krakauer Juden etwa zwölftausend an der Zahl, nur ein Drittel der ganzen Bevölkerung des Freistaats bilden.

Der Rabbiner, welcher auf dem christlichen Theil des Kasimierz wohnt und dort sein eigenes Haus besitzt, konnte dies nur möglich machen, indem er sein Besitzthum auf den Namen seiner Frau geschrieben, welche der civilisirten Judenschaft angehört. Es ist nämlich den polnischen Juden verstattet, sich zu „civilisiren," und dadurch das Vorrecht zu erlangen, entweder in der Stadt selbst zu wohnen oder auf dem christlichen Kasimierz Eigenthum zu besitzen. Diese Civilisation vollbringt sich allerdings höchst einfach dadurch, daß sie die altbergebrachte polnische Judentracht ablegen und Kleider vom gewöhnlichen deutschen oder französischen Schnitt tragen. Zugleich müssen sich die Männer alsdann Bart und Haupthaar scheeren. Es verschmäht aber der größte Theil der polnischen Juden selbst ein so geringfügiges Mittel, sich ein leichteres und freieres Daseyn zu gewinnen, und mit ihrer unverwüstlichen Zähigkeit,

mit der sie an ihrer ganzen Vergangenheit festkleben, halten sie auch an dem langen schwarzen Kaftan fest, der, mit der hochragenden Pelzmütze oder dem kleinen dicht anliegenden Käppchen, sie von der übrigen Bevölkerung mit einem so grellen Contrast unterscheidet und das Kleid des Verstoßenen ist, um das alle Welt ihn flieht.

Die kleinen Quergassen dieses Stadtviertels bilden den eigentlichen jüdischen Kasimierz, in dessen jämmerlichen Wohnungen sich der polnische Jude ganz im ungestörten Besitz seiner Verworfenheit festgenistet hat. Hier sitzt das Unglück in seiner Höhle und zeugt mit der Schmach das Laster und den Betrug, welche es von sich ausschickt, um Rache an der Menschheit zu nehmen. Es kann keinen fürchterlicheren Aufenthaltsort der Verdammten geben, als den, zu welchem sich hier diese unglücklichen Juden auf den engen Fleck ihres Elends zusammengedrängt haben. Die mit giftigen Gerüchen aller Art geschwängerte Atmosphäre, welche über diesen Gassen ruht, bildet gewissermaßen den Dunstkreis, durch den der Jude hier, gleichsam in einer undurchdringlichen Luftschichte abgesperrt, von dem Christen gesondert scheint, und undurchdringlich muß man diese Atmosphäre wohl nennen, weil sie den hier plötzlich Eintretenden fast zu ersticken droht. In die Zimmer dieser Häuser einzudringen

iſt faſt unmöglich; Schmutz, Unrath und Geſtank halten Wache an dieſen Kerkern des Unglücks, in welchen oft vier bis fünf Familien einen Raum bewohnen, den man kaum zum Athemholen für ausreichend halten ſollte. Je elender ſie aber durch den Druck der auf ihnen laſtenden Verhältniſſe werden, deſto ſtärker vermehren ſie ſich nur und hängen nur immer feſter an dem Winkel des Jammers, in welchen ein unerbittliches und beiſpielloſes Schickſal dieſe Ueberbleibſel des einſt auserwählten Volkes geſchleudert hat.

Faſt alle Häuſer in Kaſimierz haben Läden, in welchen aller Trödel und Schacher von Iſrael aufgeſtapelt liegt. Die Edelleute der Umgegend handeln hier oft ihre Bedürfniſſe ein und ziehen den Kaſimierz zu ihren Einkäufen vor, wegen der wohlfeilen Preiſe, welche nur die Juden bei dem geringen Erwerb, mit dem ſie in der Regel zufrieden ſind, ſtellen können. Die Genügſamkeit dieſer armen polniſchen Juden iſt überhaupt höchſt merkwürdig. Viele enthalten ſich oft Wochen lang ganz und gar aller Speiſe, und Manche gibt es, die in mehreren Monaten nichts als Milch und etwas Brod genießen. Ein nicht unweſentlicher Theil der hieſigen Judenſchaft beſteht aus der Secte der Kosciolim, die einen eigenthümlichen myſtiſchen Charakter haben und ſowohl

durch ihre ſtrengen orthodoxen Grundſätze als durch ihr Faſten ſich auszeichnen. Aber auch jeder andere Jude führt in der Regel eine mäßige Lebensweiſe, die in Erſtaunen ſetzen muß. Im Handel und Wandel läuft er den ganzen Tag umher, und macht, im Angſtſchweiß des geringfügigſten Erwerbs, den weiten Weg von Kaſimierz bis in die Stadt wohl zwanzigmal hin und zurück, um wenige polniſche Groſchen zu gewinnen; oder er bedient als „Factor“ die in der Stadt ſich aufhaltenden Fremden, denn die Juden ſind in Polen Alles, Lohnlakaien, Dolmetſcher, Unterhändler, Vermittler aller und jeder Geſchäfte, ſo gelehrig zeigt ſich in ihnen das Unglück, das unter allen Geſtalten jeden Dienſt verrichtet und mit dem der unabweisliche jüdiſche Geſchäftigkeitsgeiſt zuſammentrifft, um dieſe wunderlichen und allbeweglichen Figuren ruhelos hin und her zu treiben. Hat ſich aber der Jude den Tag über zu allem Möglichen brauchen laſſen, für wenig Geld und unter der ſchmählichſten Behandlung, ohne gegeſſen und getrunken zu haben, dann ſchleicht er ſich Abends ſpät todmüde in ſeine Judenſtadt zurück, um im Schmutz ſeiner niedrigen Behauſung ein Stück trockenes Brod zu verzehren, ſein einziges Labſal. So entbehrt dies unglücklichſte und verachtetſte aller menſchlichen Geſchöpfe faſt jeden Lebensgenuß und hat nichts als

ſeinen Glauben, um deſſen Willen er ausgeſtoßen iſt, und an den er ſich mit um ſo größerer Inbrunſt immer unzertrennlicher anklammert. Der Charakter dieſer Juden hat ſcheinbar etwas Gutartiges und ſie antworten den Chriſten, welche oft aus Neugierde und Spottluſt durch ihre Gaſſen ziehen, freundlich und bereitwillig auf alle Fragen, welche ſie und ihre Gebräuche betreffen, obwohl mit einem Ton wehmüthiger Reſignation, der auch dem gemeinſten und verworfenſten Juden eigen iſt. Der ſchwermüthige leidende Zug, den ſie alle an ſich tragen, gibt ihren oft ſo ſchön geformten Geſichtern einen beſonders edlen Ausdruck, und miſcht ſich mit der Klugheit, welche aus ihren ſchwarzen feurigen Augen ſchimmert, zu einer eigenthümlichen Phyſiognomie, deren dämoniſches Dunkel ſich dann und wann durch Witz und Laune blitzartig erhellt. Der Geiſt der Rache iſt aber nicht minder lebendig in jedem Juden, und wo er dieſelbe ſicher und ſtraflos an den Chriſten ausüben kann, wird er die Gelegenheit gewiß nicht vorübergehen laſſen. Als in der letzten Revolution die Ruſſen in Krakau einzogen, waren die Juden die erſten, welche ihnen mit Lebehoch und Freudenbezeugungen entgegenkamen, und bei ihrer großen Anzahl dürften ſie, ſobald ſich Gelegenheit dazu bietet, ſehr gefährliche Feinde der Polen abgeben.

Am Sonntag und allen christlichen Feiertagen dürfen die Juden ihren Kasimierz nicht verlassen, und es ist ihnen streng verboten, in die Stadt zu kommen. Diejenigen, welche sich gleichwohl darin betreffen lassen, werden von den Soldaten ergriffen und auf die Wache geschleppt, wo sie eine Geldbuße entrichten müssen. Manchen, besonders den Factoren, welche zum Dienst der Fremden in der Stadt zu thun haben, wird jedoch ein Erlaubnißschein ausgestellt, gegen welchen sie die Stadt auch an den Sonntagen betreten dürfen. Eine christliche Kirche oder ein Kloster darf ein Jude niemals betreten, und sich überhaupt einer Kirche nur im Umkreis einer gewissen Entfernung nähern, um durch seine für unrein geltende Person nicht das Heiligthum der Christen zu verunehren.

Die Juden haben in Krakau zwei Synagogen, eine kleine und eine große. Die letztere, die sich in einem Erdgeschoß befindet, enthält mancherlei Merkwürdigkeiten, darunter eine Säule, welche der Tradition nach dem Tempel von Jerusalem angehört und nach dessen Zerstörung auf der Weichsel hieher geschwommen sein soll, was beweist, daß auch die Juden nicht allzu bescheiden in der Benutzung des religiösen Wunderglaubens sind. Hier in der Synagoge kann man an den Festtagen die seltsamsten

Geſtalten und Gruppen ſchauen, beſonders ſind die jüdiſchen Frauen und Mädchen in ihrem Feiertagsputz bemerkenswerth. Mit der ſchmutzigen Armuth der polniſchen Juden contraſtiren oft die prachtvollen Hauben ihrer Frauen auf merkwürdige Art. Von Seidenſtoff oder Sammt, reich mit Gold verziert, oder auch mit Edelſteinen, Perlen und Brillanten beſetzt, haben ſie oft einen bedeutenden Werth, der ſich nicht ſelten auf drei bis viertauſend Ducaten beläuft. Ich ſah auf dem Kopfe einer alten Jüdin eine ſolche Haube, die von großen Zahlperlen und Diamanten ſtrotzte, während ihr ſonſtiger Anzug äußerſt gering und unſauber war. Die Hauben ſind überhaupt ein Vorrecht der Frauen und haben einen eigenthümlichen Schnitt; dicht um das Geſicht anſchließend, ſind ſie am vordern Rande mit einer dicken Krauſe verſehen, was einen beſondern Ausdruck leiht. Die Mädchen tragen langes Haar, deſſen reiche und ſchöne Lockenfülle eben ſo große Bewunderung erregt, wie die regelmäßig ſchönen Züge ihres Geſichts, die man unter ihnen ſo häufig antrifft. Nach ihrer Verheirathung aber wird ihnen dies herrliche Haupthaar gänzlich abgeſchoren und ſie müſſen eine Mütze anlegen, ohne welche ſich die Frauen nie ſehen laſſen dürfen. Man erblickt ſeltne Schönheiten unter dieſen Jüdinnen, deren ſittlicher

Zuſtand meiſtentheils höchſt verderbt und ausgeartet iſt.

Die Juden in Polen verloben und verheirathen ihre Kinder in der Regel ſehr früh, und eine um den Hals geſchlungene goldene Kette oder eine lange doppelte Perlenſchnur, die nie abgelegt werden dürfen, bezeichnen die neue Würde des oft kaum neunjährigen Mädchens. Von den Aeltern der verlobten Kinder wird dann beiderſeitig eine Summe feſtgeſetzt, welche ſie zur Anlegung eines Geſchäfts zuſammenſchießen, das gewöhnlich, wenn der Termin der Verheirathung herangekommen, ſchon ausreicht, ſeinen Mann zu ernähren. Dieſe Verheirathung wird auch in der Regel nicht lange hinausgeſchoben und findet häufig ſchon im zwölften Jahre der Kinder wirklich ſtatt, wie viel Mühe ſich auch die Regierung gibt, ſolche Kinderheirathen zu verhindern. Aber es iſt unmöglich, dem Intriguengeiſt der Juden zu begegnen, die ſich auf alle mögliche Art zu winden verſtehen, um ihren Endzweck zu erreichen. Indeß bietet dieſe Weiſe der Verheirathung auch manche Vortheile für die Erziehung der Kinder dar. Die bemittelten Schwiegerältern ſorgen häufig für die Ausbildung der mit ihren Kindern Verlobten. Auch treffen die beiderſeitigen Familien für eine dazu feſtgeſetzte Summe mit einander das Abkommen, daß

die Kinder eine Anzahl von Jahren hindurch abwechselnd bei der einen und der andern Familie in Kost geben und zusammen leben und wohnen. Was sich auch gegen diese Gebräuche sagen läßt, so spricht sich doch ein patriarchalischer Familiensinn darin aus, der den Juden selbst in ihrer tiefsten Erniedrigung noch eigen bleibt. In der größten Verwilderung ihrer Verhältnisse halten sie doch treu aneinander und wie bitter auch Mangel und Elend werden, selten wird ein Familienmitglied ausscheiden und die Uebrigen verlassen. Die Behörden in Krakau haben es sich in letzter Zeit besonders angelegen seyn lassen, die Heirathen unter den Juden zu erschweren, und sie müssen jetzt eine gewisse Summe Geldes aufzeigen können, wenn sie die Erlaubniß dazu erhalten sollen. Wer sich von den Juden zur Verheirathung meldet, muß auch vor der Behörde eine Art von Examen bestehen und wenigstens lesen und schreiben können, eine Verordnung, welche besonders gegen die frühen Heirathen der Kinder gerichtet scheint.

Der Rabbiner der krakauer Judengemeinde, gegenwärtig Herr Meisels, behauptet eine sehr angesehene Stellung in der jüdischen Welt und ist der dritte im Range der ganzen jüdischen Corporation, in welcher, wenn wir nicht irren, die erste Stelle

der Rabbiner in Amſterdam, die zweite der in Jeruſalem einnimmt. Der gegenwärtige Rabbiner von Krakau iſt ein Mann von unermeßlichen Reichthümern, zu denen er auf beſondere Art gelangte. Er lebte nämlich als Kind im Hauſe ſeines Vaters, der Rabbiner in einer kleinen polniſchen Stadt war und daher, obwohl arm und gänzlich unbemittelt, bei den Juden in dem hohen Anſehen ſtand, welches ſie dem Oberhaupt ihrer Gemeinde immer zuerkennen. Denn der Rabbiner hat unter den Juden den höchſten Adelsrang, und ſich mit ihm und ſeiner Familie zu verbinden, bringt die größten Ehren. Nun lebte fern in Rußland, noch weit hinter Moskau, ein reicher Jude, der keinen Mangel an Schätzen, wohl aber an adeligem Blut verſpürte, denn er war weder vom Stamme Levi, noch auch konnte er ſich der Verwandtſchaft eines Rabbiners erfreuen. Der hört durch Zufall, daß der arme Rabbiner in der kleinen polniſchen Stadt einen Sohn habe. Er ſchrieb an ihn und bot ihm ſeine einzige Tochter, welche erſt neun Jahre zählte, zur Verheirathung mit dem Sohne dar. Das Mädchen ſollte die Mitgift einer ungeheuern Summe Geldes empfangen und außerdem noch ſechs Jahre lang von ihrem Vater auf deſſen Koſten erhalten werden. Dafür ſollte der Rabbinerſohn ſeiner Tochter Rang und Würde

verleihen und ſo des Vaters Anſehen unter den Juden heben. Dieſe Verbindung kam zu Stande und erwarb dem jetzigen Rabbiner von Krakau das gewaltige Vermögen, das ſein Anſehen am hieſigen Orte noch vermehrt.

Der Rabbiner iſt beſonders zur Aufrechthaltung der religiöſen Diät berufen, in welcher hauptſächlich das eigenſte Element des jüdiſchen Glaubens und Lebens beruht. Die durch ihn bewirkte Reinſprechung der Speiſen iſt für die armen Juden mit drückenden Koſten verbunden. Auch das übrige religiöſe Ceremoniell, auf deſſen Beobachtung der gegenwärtige Rabbiner vornehmlich ſtreng hält, und das in Polen noch mit allen ſeinen Wunderlichkeiten in genaueſter Geltung geblieben, enthält manche Plackereien beſonders für die armen Mitglieder der Gemeinde. So dürfen zur Zeit des jüdiſchen Oſterfeſtes die polniſchen Juden nichts beſitzen, was ſie in Verkehr mit der Außenwelt brächte oder ihre Intereſſe an dieſelbe feſſelte. Daher müſſen ſie alsdann jedes Beſitzthum, mit dem ſie Handel treiben, veräußern. Sie thun dies aber nur ſcheinbar, indem ſie einen Contract aufſetzen, nach welchem ſie dieſem oder jenem Chriſten ihren Laden oder ihre Fabrik verkaufen. Nach abgelaufenen Oſterfeſttagen aber wird dieſer Contract wieder vernichtet und Handel und

Wandel nimmt nach wie vor seinen Fortgang. Der jetzige Rabbiner von Krakau hat sich in der Aufrechthaltung dieser Ceremonie so orthodox bewiesen, daß er einmal gegen einen Juden, welcher es um das Osterfest versäumte, seine große Essigbrauerei gegen einen solchen Scheinvertrag zu verkaufen, den Bannfluch schleuderte, welcher die Folge hatte, daß keiner von den hiesigen Juden mehrere Jahre hindurch bei ihm den Essig kaufen durfte. —

Es gibt in Krakau zwei englische Missionaire, welche sich eifrig mit der Bekehrung der Juden beschäftigen, und so hartnäckig auch die meisten an dem Elenden und schmutzigen Zustande festhalten, welcher ihnen einmal durch den Glauben und die Gewohnheit ihrer Väter geheiligt worden, so hört man doch hier fast täglich von Uebertritten bekehrter Juden. Bemerkenswerth ist dabei, daß die Gebildeteren unter ihnen gewöhnlich zur evangelischen Kirche übergehen, obwohl die Mehrzahl derselben, welche aus der niedrigsten Masse der Judenschaft hervorgehen, und augenblickliche weltliche Vortheile mit ihrem Uebertritt erzielen, zu der katholischen Kirche sich wenden. Für den polnischen Juden bleibt auch die christliche Taufe das einzige Mittel, ihm zu seinen Menschenrechten zu verhelfen. Der polnische Jude ist noch mit dem besonders niederschmetternden

Fluch ſeines Daſeyns behaftet, ein polniſcher Jude zu ſeyn. Dieſer Begriff wirkt weithin wie ein giftqualmendes Geſpenſt und verbreitet die Schreckniſſe der Peſt in der Nähe und Ferne. Verworfen vor dem Angeſicht ſeiner Mitmenſchen, macht der polniſche Jude den moraliſchen und phyſiſchen Eindruck eines Ausſätzigen und jeden durchdringt ein Schauder bei ſeiner Berührung. Man flieht ihn ſtärker als einen Verbrecher, denn ſein Verbrechen iſt das Unglück, ſeine Schmach iſt die Unterdrückung, unter der er ſeufzt. Die Welt hat ihn, indem ſie ihn ausgeſtoßen, zu einem Ungeheuer gemacht, vor deſſen Anblick ſie ſelbſt erzittert. Sie hat durch die Acht, welche ſie über ihn verhängt, ihn an die Unflätigkeit ſeines Weſens gebannt, die ihr nun ſelbſt einen ſo großen Eckel verurſacht. Der polniſche Jude, vor dem man ſich ſo eckelt, wo er auftritt, iſt nichts als das Produkt der Schlechtigkeit, welche die Welt an ihm verübt hat. Er iſt, in ſeinem ganzen ſchmählichen Aufzuge, in dem er dahinwankt, die Erfindung Derer, welche ihn verſpotten, und die in der Verworfenheit, die ſie ihm aufgenöthigt haben, ihre eigene Selbſtſucht und die ganze Tücke der modernen Geſellſchaft geißeln.

Durch Auswanderung ein beſſeres Loos in andern Gegenden aufzuſuchen, iſt dem polniſchen

Juden ebenfalls nicht vergönnt, da ihm ſonſt kein Land ein Anſiedelungsrecht zuerkennt. Obwohl er weite Reiſen unternimmt, und die Meſſen der entfernteſten Länder beſucht, ſo hat er doch überall mit den entehrendſten Schwierigkeiten zu kämpfen und ſein Aufenthalt iſt an Bedingungen geknüpft, die alles Recht einer menſchlichen Perſönlichkeit vernichten. In Polen ſelbſt, wo der Jude zwiſchen den Winkeln und Löchern eines zerplatzten Nationallebens ſich feſtgeniſtet und auf dieſem Element der Fäulniß wenigſtens zur einer beiſpielloſen Vermehrung gedichen, iſt ſein eigenthümlichſtes Thun und Treiben, der Schacher, an Beſchränkungen gebunden. Jedes Thier darf ſeinem natürlichen Triebe folgen und findet das einzige Behagen ſeines Daſeyns darin. Der arme Jude aber, der in keinem Dinge Freiheit und Behagen hat, darf auch ſeinem natürlichen Schachertrieb nicht ungehindert folgen, ſondern muß ihn nach den von den Chriſten geſetzten Schranken zügeln, wodurch er freilich nur um ſo gefährlicher wird. So iſt den polniſchen Juden verboten, hauſiren zu gehen und dies erzeugt die lächerlichſten Intriguen, durch welche ſie dennoch dem unabweislichen und erblichen Inſtinkt zu genügen verſtehen. Merkwürdig ſind in dieſer Beziehung die alten Judenweiber, die in ihrer Perſon ein eigenes wandelndes Waarengewölbe

vorſtellen, indem ſie ſowohl in ihrem hocherhabenen Kopfputz allerhand Waaren verborgen tragen, als auch der einen gewaltigen Umfang einnehmende Rock ein förmliches Magazin bildet, in dem alle möglichen Gegenſtände des Verkaufs verſteckt ſind. Ein ſolcher künſtlich angelegter Mechanismus wankt dann kecklich durch Stadt und Land und ſucht den armſeligen Gewinn zu erliſten, wo er kann.

Die Sitten der polniſchen Juden, beſonders des weiblichen Geſchlechts, gelten für ſehr verderbt. Ihre Frauen und Mädchen tragen faſt alle die üppige Schönheit, durch welche ſie ſich auszeichnen, feil. Dieſer Umſtand iſt um ſo bemerkenswerther, als ſonſt die jüdiſchen Frauen, da wo die Juden in einem berechtigten und geordneten Geſellſchaftsverbande leben, gerade durch eine ſtrenge und unantaſtbare Sittlichkeit ſelbſt vor den Chriſtinnen ſich auszeichnen. Bei allem Feuer ihres Temperaments ſind die Jüdinnen in der Regel kalt gegen jede Verführung, welche ſie der Treue abwendig machen möchte, und ein eigenthümlicher perſönlicher Stolz ſowie der Geiſt der Familie, in dem ſie wurzeln und der ihnen das Bewußtſeyn einer ethiſchen Würde gibt, halten dieſe Töchter des patriarchaliſchen Volkes davon ab, ſo leicht in Unſittlichkeit zu verſinken. Dies Verhältniß zeigt ſich umgekehrt, wo die Juden durch den Druck

ihrer allgemeinen Zuſtände in einer gewaltſamen Entartung erhalten werden. So iſt der Kaſimierz von Krakau ein wahres Sodom, in welchem die Sünde in allen möglichen Geſtalten ſich heimiſch gemacht hat. Wer den Vermittler irgend einer Schandthat ſucht, findet ihn gewiß unter den armen Bewohnern der Judenſtadt für ein geringes Stück Geld. So ſehr zeigt ſich hier wieder die entſittlichende Macht des Unglücks und der Armuth, auf deren Wirkungen man jetzt überall in der Welt ſtößt.

Die Sprache der polniſchen Juden iſt vorzugsweiſe das Deutſche, das ſie, obwohl mit dem eigenthümlichen verderbten Dialekt, ſehr geläufig reden. Man bemerkt aber nicht nur bei den Juden in dieſem Lande, ſondern überhaupt bei allen Juden eine überwiegende Hinneigung zu dem germaniſchen Element, die oft in Erſtaunen ſetzen kann. Trotz dem daß die Juden von dem vorurtheilsvollen, pedantiſchen und fanatiſchen Weſen der Deutſchen die größten Mißhandlungen und die geringſten Begünſtigungen erfahren haben, ließen ſie ſich doch ſtets mit Vorliebe in Deutſchland nieder und verſchmolzen verwandtſchaftlich mit dieſer Nation, ſoweit das Judenthum immer verſchmelzen kann. In den entlegenſten Einöden der Karpathen, wo man ſonſt keinen deutſchen Laut vernimmt, begegnet man deutſchſprechenden Juden,

die als Bauern oder als Schenkwirthe oft mitten im unwegsamsten Gebirge durch die barocke Originalität ihrer Erscheinung, welche sie nirgends verlieren, den Reisenden überraschen. Ihre Sprachgewandtheit, welche sie zu Dolmetschern der Fremden macht, stempelt sie auch vorzüglich zu Schenkwirthen, und so findet man in Polen den Betrieb der Gastwirthschaft hauptsächlich in den Händen der Juden, was ihnen Gelegenheit gibt, so manche Kränkung, welche der Christ ihnen zufügt, auf genugthuende Weise zu vergelten, wäre es auch nur durch den Schmutz und das Ungeziefer, das sie den bei ihnen einkehrenden Fremden mit auf den Weg geben und wodurch sie sich oft ein so dauerhaftes Andenken pflanzen.

Schwer möchte es aber seyn, den Zug der Wahlverwandtschaft, welcher den Juden, diesen geächteten und ausgestoßenen Sohn der Geschichte, vorzugsweise zu den Deutschen getrieben, genügend zu erklären. Ist es der sympathetische Zug einer zerstoßenen und unglücklichen Nationalität, welche diese zwei Volksindividualitäten innerlich angenähert hat, oder liegt diese Annäherung in dem ihnen beiden gemeinsamen Hang zu einer mystischen Einfriedigung in sich selbst, und in der die öffentlichen Interessen zurückdrängenden Familiengemüthlichkeit und

Kleinkrämergeschäftigkeit? Mag es seyn was es will, der Jude und der Deutsche gehen mit einander in einer unzertrennlichen Gemeinschaft und haben sich auf dem Wege, den sie bereits zusammen zurückgelegt, so an diese Verbindung gewöhnt, daß schwerlich Einer den Andern mehr entbehren könnte! —

Die Morning Chronicle enthält in ſeiner Nr. 21. unterm 26. März 1840 folgende Nachricht:

Cracow. — Mr. John Ellis (Newry) gave notice, that in consequence of the discussion in the house of Commons relative tho the present state, political and commercial of the city of Cracow, still occupied by foreign troops, having been last night unavoidably postponed, upon important grounds of public policy, he should decidetly bring that question under the consideration of Parliament early after Easter. —

Neueſte Nachricht. — In der City von London iſt jetzt eine Petition wegen der krakauer Zuſtände ausgegangen, welche achtzig der angeſehenſten Handelshäuſer unterzeichnet haben. In dieſer Petition wird dargethan, daß früher die jährliche Ausfuhr Englands nach Krakau 130,000 Pfund Sterling betragen, während durch die gegenwärtige Occupation des ſogenannten Freiſtaats eine gänzliche Hemmung aller Ausfuhr

eingetreten ſey. Die Bittſteller ſuchen den Gedanken, einen engliſchen Conſul in Krakau zu ernennen, von Neuem kräftig anzuregen und richten darauf ausdrücklich ihre Petition. —

Am 21. April 1840.

III.

Naturvölker.

(Auf einer Karpathenreise, im Herbst 1839.)

I.

Ein schöner grosser Schmetterling, lange vor uns herflatternd und unsere ermüdeten Schritte zu immer größerer Eile verlockend, zeigte uns den Weg zu dem Gärtchen eines Goralen, dessen Blumen seine alten Bekannten waren. Auf ihnen ließ er sich so sorglos nieder, als fühle er sich nun sicher vor den Fremdlingen, welche ihn verfolgten, und indem er sich recht inbrünstig in das Blatt hineinsog, konnten wir gleichwohl der grausamen Lust nicht widerstehen, ihn zu haschen. Denn wir kamen weither aus der Welt der sogenanten Civilisation, wo wir nichts mehr wußten von dem alten heiligen Naturfrieden, in dem alle Wesen als in ihrer uranfänglichen Heimath geborgen und gesichert sind. Wir hatten uns in der letzten Zeit viel mit der Politik der Staaten und der Diplomatie der Höfe abgegeben, und unser Herz war blutend hängen geblieben an den Dornengewinden

des modernen Völkerlebens. Mit der Kälte, welche uns die Welt in der letzten Zeit angekränkelt hatte, nahmen wir das kleine zitternde Geschöpf, und nachdem es sein Leben, das nur aus Duft und Farbe bestanden, zwischen unsern Fingern verloren, legten wir es als Reiseandenken in unser Album. War uns doch oft noch übler mitgespielt worden, als diesem Schmetterling der Karpathen! Als wir noch mitten in der Welt der Civilisation, die jetzt so fern hinter uns liegt, von Meinung zu Meinung irrten, und die Selbstsucht der Andern ihre Wundenmale in unserm Fleisch abzeichnete, wie oft hat man nicht das Zarteste an unserm Wesen zwischen rohe Finger genommen! Wetteifert nicht die Leidenschaft Eurer Feinde und die Liebe Eurer Freunde, Euch wenigstens den Blumenstaub wegzutasten von den Flügeln, die sie nicht knicken können? Aber der Schmetterling stirbt selig in das All hin, aus dem er hervorgeflattert, während der Mensch oft noch ein Salonlächeln erkünsteln muß bei den gemeinen Betastungen, die ihm widerfahren!

Wir streckten uns nieder unter dem Busch, auf welchem der Schmetterling gesessen, und drückten unser müdes Haupt in den Schnittlauch, mit welchem der Gorale seinen kleinen Garten bepflanzt. Gleich dahinter war das hölzerne Blockhaus, worin diese

Naturkinder ein so froh behagliches, den ursprünglichsten Elementen der Schöpfung nahegebliebenes Dasein binträumen. Vor unsern Blicken breitete sich ringsher der hohe Alpenstock des Gebirges aus, denn nachdem wir in mehren heißen und beschwerlichen Tageswanderungen, über Felsenstege klimmend und durch ausgetretene Flüsse watend, die schattenlosen Beskiden durchschritten, befanden wir uns jetzt mitten im wildesten Hochgebirge der Central-Karpathen wie verloren und verschüttet. Die ungeheuersten Naturmassen hatten uns in ihren Schooß aufgenommen und es umringte uns das uralte Leben des Gesteins in den bizarrsten Formen der Schöpfung. Vor Kurzem erst entronnen den Seufzern der Menschenwelt, sind wir plötzlich in ein Reich der Stille und des Schweigens eingetreten, das in seinen Steinklüften und Schneeschluchten, in dem geheimnißvollen Rauschen seiner Felsgewässer, und in dem von der Geschichte noch unberührten Traumleben seiner Bewohner, einen in sich selbst abgeschlossenen Naturstaat bildet, einen Staat, der auf den ewigen Granitsäulen der Elemente ruht! Hier vernehmen wir nicht mehr das bange Herzklopfen der Civilisation, das Angstgestöhne der Völker, die ihren eigenen Busen zerfleischen in zweifelhaftem Kampf ihrer Einrichtungen, in welchem selbst der Sieg nicht den Frieden bringt!

Hier gehorcht das Sauſen der Winde, der Fall der Gewäſſer, die Formation des Steins, das Leben der Pflanze und der Flug des Vogels, Alles ein und demſelben Geſetz, und der Menſch, welcher ſich hier an dies Naturgeſetz angeklammert und gleich dem harmlos wuchernden Moos in den Ritzen und Spalten dieſes Elementarlebens niſtet, er iſt glücklich wie der Vogel, frei wie der Wind, friſch und rein wie das Felsgewäſſer und geſund wie die Alpenpflanze! Sohn des Gebirges, Dein Leben gleicht einer wundervollen Verſteinerung, auf der in ſpieleriſchen Moosblumen ſich ein unbegriffener Geiſt abgedruckt hat, der Geiſt Gottes, der an Dir noch als Element haftet und Dich durchwirkt, wie die grüne Moosblume den Stein! Komm hervor, Sohn des Gebirges, damit wir Fremdlinge, die wir hier in Deinem Eigenthum uns gelagert haben, Dich grüßen in Deiner Schöne, welche Dir noch aus der erſten Hand der Natur verblieben! Komm hervor aus Deiner Hütte, und heiße willkommen ermattete Wanderer, die, noch mit dem Staub unſeres gebildeten Staatenlebens bedeckt, ſich zu Dir geflüchtet haben in Dein Naturreich, wo das Urgeſtein Kühlung ſtrömt auf eine heiße Stirn!

Aber nichts regte ſich in der Goralenhütte, deren Bewohner uns keine Spur von ihrem Daſein verriethen

und die vielleicht die Nachmittagshitze im Schatten ihres von der Sonne undurchdringlichen Blockhauses verſchliefen. Denn faul iſt der Gorale, der nur gerade ſo viel arbeitet, als ſein nothdürftigſter Unterhalt erfordert, und darum ſeinem an ſich unwirthbaren Gebirge noch weniger abgewinnt als daſſelbe ihm leiſten könnte. Wir hatten indeß hier den ſchönſten Standort zu einer Anſchauung der maleriſchen Gebirgsmaſſen eingenommen. Die himmelhohen Gruppen des Tatra, in ein blaues Duftgewand eingeſponnen, riefen uns zu ihren Spitzen empor, auf denen das Sonnenlicht magiſch mit den Schneeſtreifen ſpielte. Man fühlt ſich, bei aller Kahlheit und melancholiſchen Oede, welche in den Karpathen vorherrſcht, doch in dieſem Gebirge ſo ſehr der einfachen und unvermiſchten Urnatur gegenüber, und darum nimmt es das Gemüth ſo gewaltig gefangen. Wie ein kräftigender Segen überkommt uns dieſe urſprüngliche Wildheit der Schöpfung. Hier iſt Alles groß, klar, beſtimmt und entſchieden, und ſelbſt das Schrecklichſte iſt noch edel und rein, denn in der Natur gibt es die Gemeinheit nicht, wie bei den Menſchen! Die Schreckniſſe der Elemente, denen wir uns hier überliefert haben, ſind ein Flötenton und ein Kinderlallen gegen die tückiſchen Stürme des menſchlichen Gemüths, gegen die Tobſucht einer unbefriedigten

und rathlosen Zeit! Die spitzige Felsgräte, die wie ein abenteuernder Riese gegen uns zielt, einen wie milden Tod bietet sie uns nicht an mitten in dieser hohen Einsamkeit, die uns gern als Grabesfrieden umrauschen möchte! Der jähzornige Wasserſturz, der sich wie eine hungerige Schlange, mit dem weißen Gischt vor dem Mund, über das Steingerölle dahinwirft, möchte uns auch gern begraben in seinem reißenden Fall, und bei allem Entsetzen, das er verbreitet, ist er doch ein lieblicher Todesengel, der ein schönes Sterben schafft! Statt an den Ränken der Menschen zu sterben, statt zu sterben an ihren Parteikämpfen, an ihren Tendenzen und Richtungen, an ihren Staatsverfassungen und Gesetzesüberlieferungen, an ihren Constitutionen und Despotien, an ihren Thronen und Altären, an ihren Gebräuchen und Gewohnheiten, an ihren Freundschaften, an ihren Sitten, an ihrem gräulichen Eigennutz, statt zu sterben diesen langsamen Martertod der menschlichen und zeitlichen Einrichtungen, stirb lieber im Felsabgrund und im Wasserfall, wo Dich die Naturmelodie der Schöpfung fromm und einfach beimgeleitet und mit Dir in die uralte Unendlichkeit hinabstürzt! Dann tritt der Bär Dein Grab, die im Winde krachende Fichte betrauert Dich mit ihrem schwermüthigsten Sturmgesang, das Auerhuhn und der Steinadler

ſchlagen über Dir mit ihren gewaltigen Flügeln zuſammen als Klageleute! Und Du ruhſt friſch im Schooß der Natur, ſicher aufgenommen in die Elemente, aus denen Du ſtammſt, von dem Alpenmoos überſchattet und gelezt von den geheimnißvoll rieſelnden Quellen der Gotteeſchöpfung! —

Doch wo gerathe ich hin? — Gorale, Sohn der Natur, wach endlich auf aus Deinem Nachmittagsſchlaf, und bringe uns ein Glas der kalten und urkräftigen Milch, welche die Heerde des Gebirges Dir liefert! —

II.

— Endlich öffnete ſich die Thür der Goralenhütte, und der lächelnde Alte trat heraus. Die kindliche Heiterkeit, welche allen dieſen Bewohnern der Gebirgswildniß eigen, ſtand auch auf der Stirne des ſchon betagten Greiſes, der uns ſo freundlich einlud, ins Haus zu treten. Die Goralin ſäumte nun auch nicht, uns die gewaltige Milchkanne entgegen zu bringen, aus der ſie mit dem dazu dargereichten hölzernen Löffel den erſten Schub nahm, entweder aus alter patriarchaliſcher Sitte, oder um uns zu zeigen, daß nichts Arges und Schädliches in dem Trank enthalten ſei. Die Hütte, reinlicher wie bei den polniſchen Bauern, aber auch ohne Schornſtein, beſtand aus zwei abgetheilten Räumen, in deren einem wir das Vieh hörten, in dem andern ſaßen wir jetzt dieſer Goralenfamilie gegenüber, die uns mit neugierigen, aber wohlwollenden Blicken anſtaunte.

Sie bestand aus den beiden Oberhäuptern, die noch rüstig genug aussahen und bei hohem Alter ganz schwarzes glänzendes Haar hatten, dann dem Sohn und seiner jungen Frau, deren kleines Kind in einem Trog hin und her schwebte, der an einem Strick von der Decke herabhing, und in der Mitte der Stube in kühnen Schwingungen sich wiegte. Eine hölzerne Pritsche, an der Wand festgenagelt, und mit etwas Heu überstreut, war das Bett, das auch nur im Winter und bei schlechter Zeit benutzt wird, denn während des Sommers schlafen diese glücklichen und freien Leute draußen unter dem großen Nachthimmel, im Angesicht der Sterne, die hier in so wunderbarem Licht über dem Gebirge stehen. Die ganze Einrichtung der Hütte zeugte von der merkwürdigen Bedürfnißlosigkeit, in der sich dies Bergvölkchen bis auf den heutigen Tag erhalten hat und worin sich uns ein wahrhafter Naturzustand vor Augen stellt.

Die Goralen, welcher Name nichts als Gebirgsvolk bezeichnet — sind schöne, wohlgeformte und starke Leute, oft mit wahren Heldenleibern, und mit feurigen Augen, die Muth und Verschmitztheit ausdrücken. Sie leben, in einzelnen Dorfgemeinden und Gehöften durch ihre Berge sich vertheilend, in ganz freien Naturverhältnissen, und nur durch die christliche Kirche, zu der sie sich bekennen, hängen sie einigermaßen

mit den Einrichtungen der civiliſirten Welt zuſammen, von denen ſie ſonſt ſo fern und getrennt ſtehen. Hütte, Weib, Kind, Vieh, Sonnenſchein, Wind, Regen, das ſind die Lebenszuſtände des Naturkindes, die einfachſten Grundelemente des Daſeins, um deren Spindel ſich Geiſt und Leib in beſtändiger Zufriedenheit drehen. Selbſt die Nahrungsmittel, von denen der Goraie lebt, beſchränken ſich nur auf den allereinfachſten Naturſtoff. Man findet in ihren Hütten weder Fleiſch noch Brod, das ſie nur bei beſonders feſtlichen Gelegenheiten ſich vergönnen; in der Regel aber genießen ſie nichts als Milch, Molken, Kartoffeln mit Butter, und Käſe. Ein mäßigeres und genügſameres Geſchöpf kann es nicht geben, als dieſen Bewohner der Wildniß, die er nicht fruchtbarer wünſcht als ſie iſt, denn Alles gibt ſie ihm, was nur ſein Herz verlangt. Hier in der Wüſte bei den Goraien wollen wir wieder lernen, wenig und einfach zu eſſen, und haben ſchon einen guten Anfang gemacht, denn bereits ſeit mehreren Tagen genoſſen wir nichts als Käſe und etwas aufgeſpartes Brod, und das Waſſer der Seen und Bäche. So haben wir uns hier geſichert vor den großen Diners, in welche Geiſt und Magen der modernen Geſellſchaft immer ſchwelgeriſcher verſinken. Es iſt keine Frage, daß die gebildeten Völker der heutigen Welt zu viel

essen, und daß die innere Wohlfahrt ihrer Zustände darunter zu leiden angefangen. In allen Zeiten der Geschichte sind die Völker in der Periode, in welcher sie ihrem Verfall am nächsten standen, die größten Fresser geworden. Wo die Freiheit des Geistes gesunken, hebt sich in demselben Maße die Willkür des Bauches, dessen dumpfe Schwere zuletzt Alles sich unterthan macht und das Höhere durch das Niedere überwindet.

Der gesprächige Alte suchte uns zu unterhalten, und je mehr wir ihn betrachteten, desto mehr mußten wir ihn bewundern. Seine hohe und schlanke Gestalt hielt sich in wahrer Mannskraft aufrecht. Aus dem Hemd, welches bei den Geralen nur bis an den Gürtel reicht, schaute in kräftiger Wölbung die Brust heraus. Der muskelstarke Fuß ruht auf der Sandale oder dem Skirpo, wie sie es nennen; das Bein, das mit der Gemse um die Wette klettert, zeigt in der enganschließenden ungarischen Hose, die von weißem Linnen ist, die prallen und schön gestreckten Formen eines Heros. Das gescheitelte schwarze Haar hängt zu beiden Seiten in langen künstlich gewundenen Flechten herunter und darüber gestülpt ist der breitkrempige runde Hut, den schöne weiße Muscheln zieren. In einem malerischen Wurf hängt der kurze braune Tuchmantel, die Gunia der

Goralen, über der Schulter, und vollendet die phantaſtiſche Erſcheinung dieſes Gebirgsbewohners, dem man anſieht, wie er in ſich ſelbſt und ſeinen beſchränkten Lebensbewegungen doch ein ſo volles und ſtolzes Genüge trägt, und ſicherer in ſeiner Haut ſteckt als wir mit unſerm gebildeten und gedankenmäßig begründeten Bewußtſein. Dazu nun ſeine von Klima und dem beſtändigen harten Leben gezeichneten Geſichtszüge, die Ausdauer in Gefahren, Kraft und Ehrlichkeit verrathen, mit einer Beimiſchung von Schlauheit, welche vielleicht auch bei dieſem guten Alten auf den Hang der Dieberei deutete, den alle Goralen in einem eſt ſehr ſtarken Grade an ſich haben ſollen, und den man ihnen nicht ſo ſehr verargen kann, da ihre juriſtiſchen Begriffe von Eigenthum und Beſitz wahrſcheinlich noch ſo wenig ausgebildet ſind. Dieſe Dieberei iſt der lächelnde Griff des Naturkindes, das nach Allem die Hand ausſtreckt, was ihm gefällt, und kann unter dieſen Umſtänden ſelbſt mit der Biederkeit eines Ehrenmannes beſtehen. Und ein Ehrenmann war unſer Wirth gewiß, und ein Held dazu, denn indem er jetzt, um zu ſeiner Feldarbeit hinauszugehen, ſeine lange Axt ergriff, auf deren Stiel er ſich zugleich wie auf einen Spazierſtock ſtützte, konnten wir uns nicht verhehlen, daß ſeine Erſcheinung einen gewaltigen und außergewöhnlichen

Eindruck auf uns gemacht! Wir beneideten ihn um dies ſtarke und volle Naturleben, von dem ſein ganzes Weſen prangte und blühte, wir beneideten ihn, daß er ſo ſtolz war auf das beſchränkte Lebensloos, das ihm gefallen, wir beneideten ihn, daß er ſo Vieles, was wir wußten, nicht wußte!

Von dieſem Naturvölkchen des Gebirges könnten wir ſo Manches lernen und brauchen! In dieſem Sohn der Wildniß knoſpen die friſchen Urträume der Menſchheit, aus denen alles Leben der Geſchichte hervorquellen muß! Es iſt ein Frühtraum des Völkerlebens, eine morgenrothe Mythe des Daſeins, die im Sohn der Wildniß und in ſeinen Zuſtänden keimen! Und der Traum und die Mythe fehlen unſerm heutigen Völkerleben! Uns fehlt der Traum, welcher ſich im Kelch des unbewußten Naturlebens ſchaukelt, uns fehlt die Mythe, welche den innerlichſten und geheimnißvollſten Grund eines Volksdaſeins durchwirken und ſeinen Schooß fruchtbar machen muß für die That, welche die Forterzeugung der Geſchichte iſt! Wir ſind ſo überwacht in unſerer Vernünftigkeit, ſo überreif in unſerm Bedenken, daß uns alle That und alle Geſchichte immer unter den Händen zerrinnt! Wir ſind zu wach und darum fabriziren wir, wo wir leben ſollten! Dieſer Sohn der Wildniß ſchläft den Schlaf des Naturdaſeins,

und so sehr sich auch unsere Bildung gegen ihn überheben kann, so müssen wir ihn doch beneiden um seine Träume, um sein unbewußtes Keimen, in das sich die heutige verwachte und verbleichte Menschheit zurückleben muß, will sie das Eine gebären, was ihr Noth ist, die That!

Denn der Mangel an Geschichte in unserer Zeit beruht einzig in dem Mangel an unmittelbarem und unbewußtem Volksleben.

Das mythische Leben des Volks, aus dem sich Religion und Geschichte gebären, ist vergangen und vertrocknet, wie ein Meer, dessen Schooß sich versandete.

Alles strebt jetzt gebildet zu sein, und das Volk will nicht mehr zum Volk, sondern zu den gebildeten Ständen gehören. So erhalten wir statt des Volkslebens ein Bildungsleben, und die modernen Staaten gleiten herunter von dem innerlichen mythischen Grund, auf dem sie erwachsen sind.

Das Aufhören der Volksfeste ist das Symptom dieses Uebergangs des Völkerlebens aus der Mythe in den Industrialismus.

Das Volk hat keine mythische Innerlichkeit mehr, darum erzeugt es auch nichts mehr aus sich.

Es faßt sich nicht mehr mythisch in sich selbst zusammen, und in seinem wachen und traumlosen Zustand

vollbringt es keine That, denn die Träume ſind wie die verbindenden und erleichternden Säfte der Geſchichte, und welcher Baum wüchſe ohne Säfte?

In der Mythe wird der Heiland erzeugt, und keinen Heiland gibt es ohne Mythe.

Unſere Zeit iſt ohne Mythe und ohne Heiland.

Schon die moderne Kleidung verräth die knappe Bürgerlichkeit einer mythenloſen Zeit.

Ein Geſchlecht in engen Beinkleidern muß mythenlos und thatlos ſeyn.

Nur aus dem Mythenleben der Völker heben ſich neue Propheten hervor.

So erſchien Chriſtus in ein neu beginnendes Mythenleben der Menſchheit eingehüllt.

Und Chriſtus ſagte: „Es ſei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht ſehen!“ So muß auch unſer heutiges Völkerleben wieder von Neuem geboren werden, um ſich zur That erlöst zu ſehen, zur That, welche das wahre Reich Gottes für das Völkerleben iſt.

Und in dieſem Kampf der Wiedergeburt flöße uns als kühlenden Thau etwas von dem Naturtraum ein, welchen dieſer Sohn der Wildniß träumt, o allgütiges Schickſal der Völker! —

III.

In Zakopana, einem der zahlreichen Dörfer des Herrn von Homolatsch, hatten wir gutes Quartier gefunden, und diesen romantisch gelegenen Ort, bei welchem der weiße Dunajec aus den Alpen herausschäumt, zum Mittelpunkt unserer Ausflüge in das Gebirge gemacht, wozu er allen Reisenden als sehr geeignet zu empfehlen ist.

Heut war Sonntag und wir machten uns auf, um dem Gottesdienst der Goralen in der Kirche zu Poronie, welche ungefähr zwei Stunden von Zakopana entfernt ist, beizuwohnen. Unterwegs schon erblickten wir zahlreiche Kirchgänger, die hauptsächlich aus Frauen und Mädchen bestanden, und uns durch das schmucke und reinliche Wesen, in dem sie heut erschienen, ergötzten. Die Mieder, die häufig mit Tressen besetzt waren, die kurzen, meist dunkelfarbigen Röcke mit den weißen Schürzen, dazu das große weiße

Kopftuch, das sie in Form eines Schleiers lang über die ganze Gestalt herabhängen lassen, Alles war in bester Sonntagsordnung und bot den eigenthümlichsten Anblick dar. Anmuthig sehen die Köpfe der jungen Mädchen aus, deren Haar in der Mitte gescheitelt, in zwei Flechten herabwallt durch welche noch meistentheils bunte Bänder gewoben sind. Die Frauen tragen kleine Mützen, unter denen sie ihr kurzes Haupthaar, das ihnen in der Brautnacht geschoren worden, verstecken. Die Fußbedeckung ist verschiedenartig. Einige tragen, wie die Männer, die Skirpse oder Sandalen, auf denen der Fuß in dem rothen in Falten gelegten Strumpf recht wohlgefällig ruht. Viele erblickten wir auch heut am Sonntag in ungarischen Stiefeln, von rother oder gelber Farbe. Manche unter ihnen gingen auch barfuß und trugen in weiser Oekonomie ihre Stiefel in der Hand, die sie jedoch wieder anlegen, bevor sie in die Kirche eintreten.

Um die Kirche von Poronic herum war schon ein buntes und reges Leben. Der Platz vor der Kirche dient zugleich zu einer Art von Sonntagsmarkt, wo besondere Früchte feilgeboten werden. Aepfel in großer Anzahl waren zum Verkauf, und schöne Geralinnen, deren regelmäßige, oft wahrhaft ideale Formen wir nicht genug bewundern konnten, boten uns bei jedem Schritt mit ihrer Waare an.

der wir uns auch mit Rücksicht auf die freundlichen Anerbietungen nicht weigerten. Endlich gelang es uns, den buntgemischten Haufen zu durchdringen und in den Tempel einzutreten, der, ganz von Holz gebaut, durch die Einfachheit, mit welcher er dem Herrn diente, etwas Rührendes hatte. Wir befanden uns in einer katholischen Kirche, wie uns einige Heiligenbilder an den Wänden und der Altar verriethen, und als Einer von uns diese Bilder durch ein Augenglas betrachtete, wurden wir von einer alten Goralenfrau, die ihr frommes Gefühl dadurch verletzt fand, gar ernstlich bedeutet. Es herrschte ein merkwürdiger Andachtsgeist unter diesen Kindern der Berge. Alle beteten inbrünstig in sich hinein, wir sahen nur edel bewegte, ehrwürdige und liebliche fromme Gesichter. Jetzt bestieg der Priester die Kanzel und hielt eine Predigt, deren harter verweisender Ton wie eine Strafpredigt klang, und die von Zeit zu Zeit durch ein seltsames Gemurmel der Zuhörer, welche damit ihre Straffälligkeit und Sündhaftigkeit zu erkennen gaben, unterbrochen wurde. Dann verließ die ganze Gemeinde die Kirche, und nachdem sie draußen, unter feierlichem Läuten der Glocken, einen Umzug um die Kirche gehalten, traten sie wieder hinein, und knieten in bewundernswürdiger Haltung zur Messe nieder. Uns, den Fremden,

hatte man die wohlwollendste Aufmerksamkeit geschenkt und wir waren freundlich mit in den Zug aufgenommen worden, welcher sich um die Kirche bewegte. Die Alten schüttelten uns mehrmals die Hände und die Jungen begrüßten uns mit ihren gewogenen Blicken, unter denen wir oft den schönsten Augen begegneten, denn diese Goralinnen, deren einige in der That ganz griechische Gesichtsbildungen hatten, zeichnen sich fast alle durch ein seltenes Feuer der Augen aus.

Mit dem kirchlich ausgebildeten Gottesdienst ist auch der Zwiespalt unter dies Naturvolk getreten. Die katholischen Goralen, unter denen wir uns hier befanden, stehen den protestantischen, welche besonders in der Gegend von Teschen wohnen, sehr feindlich gegenüber, und dies hat schon zu manchen Händeln Anlaß gegeben. Der Haß geht so weit, daß sich die beiden Glaubensparteien sogar durch die Hutkrämpen von einander unterscheiden. Die Protestanten tragen schmalere Krämpen am Hut, die Katholiken die breiteren. So hängt der Glaube mit der Mode zusammen. Man sieht, die Goralen haben Anlage, mit der Zeit ein recht gebildetes Volk zu werden! —

IV.

Schon vor Aufgang des Tagesgestirns hatten wir die Wanderung zum Meerauge angetreten und in das Reich der fabelhaften Wildniß uns begeben, das hier seinen Anfang nimmt. Das Chaos der Schöpfung hat uns wieder aufgenommen und bei jedem Schritt umrauschen uns die Trümmer der ewigen Zerstörung, aus der die ewige Erhaltung der Natur besteht. Ueber Granitgerölle, im Schutt massenhafter Steingeschiebe, und durch brandende Strömungen, die sich aus den Schluchten hervor auf unsern Weg stürzen, klettern wir mehrere Stunden lang empor und steigen höher und höher dem Hochgebirge zu, auf dem wir den wunderbaren See, den größten der Karpathen zu finden streben. Unser labyrinthisch gewundener Felsenpfad führt uns von steilen Spitzen zu Abgründen, und von Abgründen wieder zu schwindelnden Höhen, und neben uns und unter uns taumeln

die märchenhaften Steingebilde dieser Wüstenei, die einem verschlingenden Ungeheuer ähnlich sieht. Und verschlungen haben uns diese hohen Schrecknisse der Natur, unter denen die menschliche Kraft nur in zusammengedrückter Scheu dahinschleicht und sich kaum zu verrathen wagt durch den Seufzer der Ermattung. Aber durch die schauerliche Nacktheit der Felsenöde schlingt sich auch plötzlich wieder ein lieblicher Zug der Vegetation und unsre Führer, die wackern Szeraken, brachten uns zur Erquickung ganze Zweige der schönsten Erdbeeren, die sie am Wege gepflückt hatten. Die erhabene Stille und Einsamkeit, in die wir uns immer mehr versteigen, wird jetzt zuweilen durch schallende Töne, durch Hüfthörner und Hundegebell, unterbrochen. Nun erbebt die ganze Felseneinsamkeit, gleich einem Träumenden, der seiner Brust ein unbewußtes Angstgestöhne entfahren läßt. Es ist die Jagd, die sich abseits von unserm Wege hinzieht, und es gilt dem Bären, welchem man hier seit einigen Tagen auf der Spur ist, und von dem uns in Bukowina der Förster erzählt hatte. Vielleicht treffen wir den Bären oben am Meerauge, in dessen Gegend er mehrmals gesehen worden und wo er das schwarze Wasser des See's zu trinken pflegt, wenn ihn dürstet.

Jetzt, indem wir um eine Felsenecke biegen, liegt

plötzlich, in schweigender Größe, der See vor uns da, und trifft uns mit seinem gewaltigen Anblick wie eine Geistererscheinung. Auf dem Hochgebirge gelegen, zwischen der Krummholz- und Wald-Region, ruht er doch selbst wieder zwischen hohen Felsen eingeschlossen und führt in seinem Kessel, in sich selbst versunken, ein räthselhaftes Märchenleben. In einer regelmäßigen Ovalform sich hinlagernd, scheint er von dieser Form den Namen des Meerauges zu haben, und gleicht in der That mit seiner dunkeln Fluth einem schwarzen Auge, das, wenn der Sonnenstrahl darauf fällt, sich blitzend bewegt und uns geheimnißvoll zuzuwinken scheint. Es ist das Auge eines alten verzauberten Königs, der, zwischen die Felsen geklemmt mit seiner dunkeln Thränenfluth, und die alte Hoheit noch verrathend durch sein majestätisches Aufbrausen, von der Vergangenheit träumt und der Zukunft harrt. In diesen seinen melancholischen Träumen schaukelt er sich auf und ab und hat selten Ruhe. Ihm zu Häupten ragen hier gewaltige Granitspitzen, dort abenteuerliche Kalkmassen und abgebrochene Felstrümmer empor und blicken ernst und stolz zu ihm hinunter, als wären sie die Hüter, welche seinen Bann bewachen. Und das eine dieser Felsbilder ist ein Mönch, der niedergestreckt liegt auf seinen Knieen, und zum Himmel zu beten

ſcheint, daß Gnade herabwalle auf dieſe Stätte einer wunderbaren Melancholie, die den Wanderer bald magiſch auf dieſen Punkt feſſelt, bald ihn wieder zurückſtößt mit eiskaltem Entſetzen.

Das Waſſer des Meerauges iſt ſehr klar und läßt ſich oft bis auf ſeinen tiefſten Grund ſchauen. Wenn ihn kein Sturm bewegt, ſtrahlt der See auf ſeiner herrlichen Spiegelfläche die ihn umringenden Berge und Felſen ſo deutlich wieder, daß man ſie in einer neuen Schöpfung herausgetreten wähnt aus dem myſtiſchen Auge dieſes Gewäſſers. Aber die Farbe des Sees iſt verſchiedenartig an den verſchiedenen Stellen, an den Rändern mehr ins Hellgrüne ſchimmernd, auf der mittleren Fläche dunkel und ſchwarz. Die Felswände aber, welche den See umragen, ſcheinen alle ins Graue und Grüne, und nur hier und da blickt aus ihren Schluchten ein weißer Schneehaufen hervor, oder es funkelt der Fels zuweilen auf von den Quarzkryſtallen, von denen er durchwebt iſt. Dies iſt die ſeltſame Beleuchtung dieſer merkwürdigen Stelle der Erde, auf welcher die Naturgeiſter über einem tiefen Geheimniß der Schöpfung zu brüten ſcheinen, über dem Geheimniß des durch die Kräfte der Zerſtörung ſich forterzeugenden Lebens der Welt. Aber dieſe ſtummen Gedanken, in die hier alles verſunken, ſind nicht heiter,

sondern voll Schwermuth und Grausen und der böse Geist des Universums hat einige Tropfen seines Giftes hineingeschüttet. Etwas Giftiges hat dies Meerauge an sich und das Wasser, bei aller seiner Schönheit, soll ungesunde Bestandtheile in sich führen. Die zahlreichen Fische, welche sich in dem See aufhalten sind alle ungenießbar und von widerlichem Ansehen.

Das Meerauge ergänzt sein Gewässer vorzüglich durch den Wasserfall des schwarzen Sees, der oberhalb von seinem Kessel, auf dessen südöstlicher Felsenecke, hinter einer halbverwitterten Granitwand versteckt liegt. Wir bestiegen die vom letzten Sturm theilweise zertrümmerte Plätte, um uns auf derselben hinüberzurudern zu jener Felsenecke, an der wir hinüberklimmen wollten, um den schwarzen See zu besuchen. Indem wir auf unserm gebrechlichen Fahrzeug über der Wasserfläche hin und her schwankten, fielen unsre Blicke plötzlich auf ein Kreuz, welches wir früher nicht bemerkt hatten, und das auf einer der Felsenhöhen des Ufers emporgerichtet stand. Der fromme Bischof von Tarnow, erzählten uns die Führer, soll das Kreuz an dieser Stelle haben erbauen lassen. Die Inschrift erinnert an das Heil der Welt durch das Kreuz Christi. Unsere Geralen hatten im Angesicht desselben einen

Augenblick lang ehrfürchtig ihre Krämpenhüte gezogen, und auch wir fühlten in innerer Bewegung den Sinn, welchen der fromme Mann durch die Aufrichtung des Kreuzes in dieser Wildniß hat aussprechen wollen. Das Kreuz soll den beschwichtigenden Segen sprechen über den Geist der Natur, der hier zwischen Licht und Finsterniß, zwischen Zerstören und Schaffen ringend, noch unerlöst von dem Teufel und allen seinen Dämonen, die in der That in manchen Momenten das Meerauge zu umkreisen scheinen, recht in der Urfrische seiner ewig alten Bosheit sich das Nest gebaut hat. Mehr aber als dies Kreuz bewegte uns noch der überraschende Anblick, welcher sich zu gleicher Zeit unter demselben uns darbot und der uns einen Augenblick zweifelhaft ließ, ob wir träumten oder ob der räthselhafte Geist dieser Gegend, der hier in der abgeschiedenen Einsamkeit über uns herrschte, uns heimgesucht hätte mit einer überirdischen Erscheinung.

Am Fuße des Kreuzes saß eine junge Geralenfrau, mit ihrem Kinde auf dem Schooß. Die Frau war arm und halbnackt, sie hatte von den Gesträuchen der Wildniß die Beeren gesucht, aber das kleine Kind das an ihrem Busen hing, auch fast nackt, erschien lieblich und heiter wie ein Gott, der sich in Gnaden herniedergelassen aus den Höhen des

Himmels. Der Anblick des Kindes war es, der uns mit so wunderbarer Gewalt getroffen hatte. Das Kind dürfte so munter am Herzen seiner Mutter und zeigte mit den kleinen Händen hinauf zu den kreißigen Felsmassen und hinüber über den dunkelwogenden See, als wolle es spielen mit diesen Schrecknissen der Schöpfung und durch sein Spiel sie erlösen von der finstern Gewalt, die hier alles in ihrem Bann hatte. Mitten in diesem schauerlichen Winkel der Erde ging plötzlich der Frieden aus von einem lächelnden Kinde, denn es war uns, als sei es, im Gegensatz zu der wilden Gegend, das Kind, das Ruhe in uns und um uns verbreite. Und ein Geist der ewigen Sanftmuth schwebte einen Augenblick lang mit mildem Flügelschlag über dem Felskessel, in dem wir eingeschlossen waren.

So hatten wir hier, wo wir uns fern von aller Liebe und Gesittung wähnten, die versöhnende Bedeutung des Kindes erfahren, und uns war heilig zu Muthe geworden im Bewußtsein dieses Kerns der Gottesfurcht, der überall aus den innersten Tiefen der Schöpfung und aus ihren feindlichsten Gegensätzen hervorbricht.

Der Frieden aber verwandelte sich wieder in Sturm. Gewaltige Regenwolken zerplatzten über dem See, das Meerauge ward trübe und unruhig, und ein

heftiger Wind, der plötzlich aus den Bergschluchten herübergeweht kam, drohte uns mit unserm Fahrzeug an den Klippen zu zerschellen. Mit Mühe ruderten uns die unerschrockenen Geralen zu dem Ufer zurück, von dem wir gekommen waren, und die immer rauher werdende Witterung nöthigte uns zum Aufbruch, um, bevor noch die Wuth der Elemente sich auf ihren höchsten Gipfel steigerte, der nirgend ein Obdach gewährenden Wüstenei zu entrinnen. Denn wenn in diesen Bergen die reißenden Wasser alle angestürzt kommen, findet sich aus diesem Labyrinth der Wildniß kein menschlicher Fuß mehr heraus. Wir aber wollten noch heut die Gränze überschreiten um in Ungarn einzutreten.

Kleines

Skizzenbuch

von

Theodor Mundt.

Berlin, 1844.

Verlag von A. Schrepler.

G.H. BIBL. WEIMAR

I.

Erinnerungen aus Hamburg.

1. Die Geſellſchaft.

Die Hamburger Geſellſchaft iſt die prüdeſte und vorurtheilsvollſte, die man in Deutſchland, England oder China nur antreffen kann, ſie umſchließt ſich mit einem ſtrengen Faden der Sitte, der ſtärker iſt als ein dreidoppeltes Schiffstau, und verharrt ſo, geknebelt hinter ihrer eigenen Schicklichkeit und Ueblichkeit, wie in einem gepanzerten Zuſtande, der jedes fremdartige Element von ſich ſcheucht. Und doch wohnen hier lauter vortreffliche Leute, in keiner Stadt in der Welt herrſcht eine ſo unbegränzte Gaſtfreundlichkeit wie in Hamburg, das Volksnaturell iſt grundgutmüthig und ehrlich, und während man an den krachenden Mittagstafeln einen freundſchaftlichen Kampf auf Leben und Tod zu beſtehen hat, um mit allen dieſen Aalſuppen, ſeltenen Seefiſchen, Rumpſteaks und Hummerragouts fertig zu werden, muß man zum Zubiß auch Geſpräche über die neueſte

poetiſche und ſociale Literatur, über George Sand, Bettina und noch manchen Andern einnehmen, die ebenſo ſchwierig zu verdauen ſind. Die Unterhaltung beſchäftigt ſich mit allen dieſen Dingen in Hamburg, aber ſie nagt daran herum wie an Taſchenkrebſen, ohne etwas Reelles davon in den Magen zu bekommen, und das iſt eben, denke ich mir, der Grund des Mißcredits, in dem hier allgemein manche neueren Richtungen der Literatur ſtehen, weil man nichts von ihnen in den Magen bekommt. Ein anderer Grund aber iſt die ſtrenge Gewöhnung der Sitte, die hier das Leben bindet und regelt, und welche gegen manche neuere Autoren und die ihnen wahlverwandten Frauen ſo empfindlich macht, daß man ſie in der That nirgend mehr verläſtern und abweiſen hört, als in dem gutmüthigen Hamburg. Ich werde Ihnen aber, mein Freund, ſpäter noch ſagen, was es hier mit der Sittlichkeit und Moral für eine Bewandtniß hat, und wie ſich die Phyſiognomie des ſtädtiſchen Lebens und Treibens ſelbſt dazu verhält. Jener Grund iſt jedoch an ſich ſo verehrenswürdig, daß man ein Narr ſein müßte, wenn man ſich nicht vor ihm beugen wollte! Denn ſind wir nicht Alle gute Leute? —

Ich fliehe meiſtens die hieſige Geſellſchaft, die einiger vertrauten und lieben Seelen ausgenommen, denn ſeine Sympathien findet man überall auf der Erde! Mein Vergnügen iſt, am Jungfernſtieg umherzuſchlendern, in den offenen, von Muſik tönenden Pavillons eine Zeitlang zu leſen und das kühle Ufer der Alſter zu verfolgen, die ihre

blauen Mädchenaugen so gemüthlich aufschlägt, daß man ein Liebesverhältniß mit diesem Fluß eingehen könnte. Ich kenne kein gemüthlicheres Wasser als die Alster, und mir ist nicht wohl, wenn ich nicht alle Tage ihren stillen Wellenschlag sehe, der bald wie eine Idylle, bald wie eine Liebeselegie sich auf- und niederschaukelt, und mit den weißen Schwänen um die Wette die melodischen Kreise zieht. Die Alster ist die Poesie Hamburgs, und es ist deshalb ein Wunder, daß sie sich hier halten kann; darum gehe ich jeden Morgen zuerst an das Alsterbassin, um nachzusehen, ob der empfindsame Strom nicht über Nacht davongeschwommen. Aber die blaue Alster trägt die Farbe der Treue, sie lief schon damals nicht davon, als ihr Hagedorn ein ehrerbietiges Loblied in der Weise jener Zeiten sang, und sie trägt noch immer mit sonnigem Lächeln nach Harvstehude oder Winterhude die Gondel des vergnügungslustigen Kaufmannssohns.

Wenn man an der Alster spazieren geht, namentlich da, wo sich an ihren Ufern der frohe Lebensgenuß der Stadt hintummelt, begreift man nicht, warum die guten Hamburger so strenge Rigoristen sind in allen poetischen und socialen Dingen. Das Treiben des Jungfernstiegs ist wahrhaftig keine Schule für die öffentliche Moral. Aber ich versichere Sie, daß ich liebenswürdige hamburgische Familien kenne, die, Mann, Frau und Töchter, Abends im Getümmel des Jungfernstiegs sich ergehen, und von gewissen sittenpolizeiwidrigen Unterhaltungen, denen man dort unwillkührlich sein Ohr leihen muß, weniger verletzt wer-

ren, als von den Briefen Bettinas an Göthe, die einen wahren Aufruhr in der ſtrengſittlichen Welt Hamburgs hervorgebracht haben. Ich hörte hier in den gebildetſten Kreiſen Urtheile über Bettina, das Kind, die in der Culturgeſchichte des deutſchen Geiſtes aufgezeichnet zu werden verdienten, und die ächt hamburgiſch ſind, hier gewachſen und hier gäng und gäbe geworden. Die Hamburgerinnen erröthen alle darüber, daß Bettina den Göthe liebte, und daß ſie ihm ſolche gluthvolle Briefe ſchrieb, wie keine Hamburgerin ſie ihm jemals geſchrieben haben würde, denn ſchon der Anſtand verböte, ſo etwas auf die Poſt zu geben! Die Poſt iſt allerdings ein ſo ehrfurchtgebietendes Inſtitut in einer großen Kaufmannsſtadt, und Rückſicht auf die allgemeine Wohlfahrt und Ordnung verbietet, falſche Declarationen zu machen, wenn man Frachtgüter und Briefe verſendet! Bettina ſiegelte ihren ganzen Koboldgeiſt und ihr volles Herz ein und bezahlte bis Weimar nur ein einfaches Briefporto dafür. Welche Poſtunterſchleife! So war es auch mit der großen Rahel, an der man in Hamburg ebenfalls vielen Anſtoß nimmt! Auch Rahel mißbrauchte die Poſt und verſchickte unter bloßem Briefcouvert ſchwere Gedanken, Gewitterſtröme des Herzens, Weiſſagungen und Geſpenſter der Speculation, mit denen ſich zum Theil ſogar die hamburger Briefträger herumtragen mußten, denn viele dieſer Briefe waren ja ſelbſt für die Poſt nach Hamburg beſtimmt. Rahel wurde von der gebildeten und urtheilenden Geſellſchaft in Hamburg als die große Hexe von Endor verſchrieen und man empfand

hier ſchon bei ihrem Namen einen unheimlichen Schauer, denn man ſcheint überzeugt, daß ſie ein Bündniß mit dem Teufel geſchloſſen haben mußte, um ſo geiſtreich ſein zu können.

Dies kommt Alles daher, weil man in Hamburg jegliches Ding würdigen lernen wird, nur niemals die Schmerzen einer großen Seele. Hamburg iſt die Stadt ohne Schmerzen, wie es keine ähnliche mehr in dem modernen Städteleben giebt, und Arbeit und Genuß haben ſich hier in das derbe Daſein getheilt, das ſich immerdar froh bewegt und tummelt, aber einer ſchönen aus Holz gezimmerten Statue gleicht, zu der ſich noch kein Pygmalion gefunden, um ihr Seele einzublaſen. Hamburg iſt die Stadt ohne Schmerzen, denn ihre Stirn iſt nicht verdüſtert von dem Wehe der Geſchichte, das anderswo ſchneidende Gegenſätze in das Leben geriſſen hat, noch zählt man hier ängſtlich an den Pulsſchlägen der Gegenwart eine Zukunft ab, nach der in andern Gegenden die Speculation ringt mit heißen Zähren. Hier iſt volle Gegenwart und man kann hier den Menſchen ſehen, wie ihm das ſeltene Experiment gelungen iſt, ſich ganz in Gegenwart einzukeilen, und wie weit er es damit bringen kann. Nur aus der Vergangenheit ſchwebt dem Hamburger Bürger noch immer ein hiſtoriſcher Moment vor, den er nicht vergeſſen mag, nämlich die Zeit der franzöſiſchen Belagerung und die Geſtalt des Marſchall Davouſt. Es wird hier kein vertrauliches Geſpräch bei einer Flaſche Schmalbier gehalten, daß nicht die Redensart „zur Zeit der Belagerung“

vorkäme, und die ganze Ideenaſſociation eines Hamburgers würde zerſtört werden, wenn man ihm die „Zeit der Belagerung" nehmen wollte, die einmal in ſeinen Sprachkatechismus gehört, und ohne die er nicht fertig werden könnte. Scenen dieſer Zeit vor und nach der Belagerung erſcheinen auch noch häufig auf den kleinen Volks- und Sommertheatern und werden mit patriotiſchem Enthuſiasmus aufgenommen. In neueſter Zeit iſt es der große Brand Hamburgs, welcher jene Erinnerungen zu verdrängen angefangen, und der ſich als einen neuen Zeitabſchnitt für das Bewußtſein der Hamburger dargeboten, indem er mit ſeinen gewaltigen Lebenserſchütterungen allerdings geeignet ſein müßte, eine Wiedergeburt für alle öffentlichen und innern Verhältniſſe der Stadt zu werden!

Der Patriotismus, die Vorliebe für ſeine Stadt und ſeine Einrichtungen und für Alles, was hamburgiſch iſt, iſt ein liebenswürdiger Zug am Hamburger, dies iſt noch eine ſchöne Ueberlieferung aus dem alten reichsſtädtiſchen Weſen, und man thut Unrecht, ihn darin ſo zu kränken, wie es Heine im dritten Theil ſeines Salon in dem Gedicht des Tannhäuſer gethan, wo er die hamburgiſche Börſe, die bekanntlich die ſolideſte und ehrenhafteſte in der ganzen Welt iſt, in eine gar zu beleidigende Wahlverwandtſchaft mit dem Zuchthaus zu Celle verſetzt hat.

2. Die Literatur.

Eine der liebſten Geſtalten, die ich in Hamburg geſehen, iſt mir die Wienbarg's. Er verbringt ſeine Tage meiſtentheils in Altona, ſeinem Wohnort, ſehr zurückgezogen und nimmt an dem hieſigen Geſellſchaftsleben gar keinen Antheil. Ich will heut nur eines eigenthümlichen Verdienſtes erwähnen, das ſich Wienbarg durch die Sprache ſeiner Zeitungsartikel, welche er zuerſt für die Hamburger Neue Zeitung, ſpäter für den Altonaer Merkur geſchrieben, erworben. Durch die Zeitungsdiction kann man die Sprache einer ganzen Nation verderben, und die bisherige Redeweiſe unſerer meiſten Journale, die nur den groben Abhub der fremden Zeitungen ohne eine eigentliche Verdeutſchung liefern, hat viel zur Verunglimpfung des deutſchen Wortthums beigetragen. Wienbarg hat in ſeinen Zeitungsartikeln eine körnige, gehaltvolle, originale und ächt deutſche Rede eingeführt, die Anerkennung und allgemeine Nachahmung verdient, und in der viele Fremdwörter aus der Journalſprache wieder verwieſen werden, die unnöthig und nur durch eine unverantwortliche Flüchtigkeit des Uebertragens eingeführt waren. Wienbarg hat aber gegen die hamburgiſche Lebensgewohnheit eine große Sünde begangen, die man ihm hier wohl niemals vergeben wird, nämlich durch ſeine kleine Schrift über das Plattdeutſche.

worin er auf deſſen gänzliche Ausrottung und Verweiſung angetragen. Man kann den Hamburgern, ſelbſt den gebildetſten, nichts mehr zu Leide thun, als wenn man ihnen ihr liebes Plattdeutſch antaſtet, welches die Sprache iſt, die ihnen zur Offenbarung ihrer eigentlichſten Herzensbedürfniſſe dient. Wie in der Tragödie der Indier das Sanskrit mit dem Prakrit abwechſelt, ſo löſen ſich im Leben der Hamburger das Plattdeutſche und das Hochdeutſche wechſelweiſe ab und erſt beide beſchreiben den vollſtändigen Kreis der hamburgiſchen Weltanſchauung. Das Hochdeutſche iſt hier die Sprache der Geſchäfte, des Handels, der ſteifern Geſellſchaftsunterhaltung, aber nicht die Sprache des Herzens, das bei dem ächten Hamburger immer plattdeutſch redet. Ohne das Plattdeutſche würden für den Hamburger Liebe, Glaube und Hoffnung, Gott und Unſterblichkeit nicht vorhanden ſein. Wenn er auf Hochdeutſch gute Geſchäfte gemacht hat, dankt er auf Plattdeutſch dem lieben Gott dafür, und Eheleute, die einem vertrauten Geſpräch unter einander ſich hingeben wollen, glauben ſich nur dann gänzlich anzugehören, wenn ſie ſich in den traulichen plattdeutſchen Lauten alle ihre Bekenntniſſe thun. Ich ſpreche hier keineswegs von derjenigen hamburgiſchen Bevölkerung, die durch ihre Bildungsſtufe nicht über den volksthümlichen Dialekt hinausgekommen iſt, ſondern in den höchſten Kreiſen der Geſellſchaft übt noch das Plattdeutſche ſeine faſt magiſche Gewalt aus. Es giebt plattdeutſche Wörter, die einem hamburger Liebenden ſo ſüß und zärtlich erſcheinen, daß er, wenn er mit ſeiner Gelieb-

ten beim Mondenſchein koſt, ſie um keinen Preis durch ein hochdeutſches vertauſchen möchte, und Gott Amor nährt am Plattdeutſchen ſein ſolides Feuer. In der beſten Geſellſchaft kann man bemerken, wie die Wirthin, wenn ſie auf einen Augenblick den Hausherrn bei Seite zieht, um ihm etwas zuzuflüſtern, plötzlich das Plattdeutſche mit ihm redet, während auf der andern Seite des Geſellſchaftszimmers die hochdeutſche Unterhaltung einen eigenen Contraſt dazu abgiebt.

Ich würde es für Unrecht halten, wenn ſich Jemand über eine ſo eingewurzelte Lebensgewohnheit luſtig machen wollte, obwohl ich meinerſeits den Klang des Plattdeutſchen eben ſo wenig ausſtehen kann, wie die Melodien eines Bierbocks. Ich ſtimme im Weſentlichen Wienbargs Anſicht bei, wenn ich auch die Möglichkeit nicht ſehe, ſie zu verwirklichen. In Hamburg wenigſtens könnte es eher gelingen, das Hochdeutſche auszurotten, als eine Mundart wieder zu verdrängen, welche die heimiſche und volksthümliche Tradition für ſich hat, die, in keiner Grammatik gelehrt und verzeichnet, nur im Gemüth und der traulichen Gewohnheit des Tages ſich weiterpflanzt und dadurch gewiſſermaßen einen geheimnißvollen Reiz gewinnt; mit der endlich ſelbſt die allgemeinen Mächte des Lebens, Liebe, Zärtlichkeit, Frömmigkeit und die ſeligen Erinnerungen der Kindheit ſo genau hier verwachſen ſind. Denn die Kinder ſprechen hier in den gebildetſten Häuſern faſt alle Plattdeutſch, und das Hochdeutſche wächſt erſt allmälig mit der kleinen Intelligenz auf, und wird gelehrt und gelernt. Das

Plattdeutſche iſt der Hausgott der Hamburger, man darf ihn nicht läſtern; es iſt der brave Vetter Michel der Stadt, man darf es mit ihm nicht verderben. In der That wird Niemand ganz und gar heimiſch werden können in Hamburg, der ſich nicht in dies plattdeutſche Myſterium hat einweihen laſſen, und ein Wort mitreden kann in dem Lieblingsidiom, das hier die Sympathien befeſtigt. So mußten athenienſiſche Geſandte in Sparta von der ſchwarzen Suppe miteſſen, ehe ſie Vertrauen einflößen konnten.

Es iſt aber keine Frage, daß das Plattdeutſche, beſonders weil ſich in ihm ſchon die gemüthlichen Seiten der Bevölkerung befriedigen, ſehr weſentlich zu der Abſonderung der Hamburger von dem eigentlichen literariſchen und geiſtigen Leben Deutſchlands beiträgt. Man müßte es verſuchen, die Werke von George Sand, Rahel und Bettina ins Plattdeutſche zu überſetzen, um ihnen an der Elbe und Alſter mehr Sympathie zuzuführen.

Aber es war eine Zeit, wo auch die Literatur zu den geſuchten Artikeln in Hamburg gehörte, und es giebt hier noch Häuſer, wie das der Familie Sieveking, das die Erinnerungen einer bedeutſamen literariſchen Vergangenheit Hamburgs bewahrt und einſt der gaſtliche Mittelpunkt war der großen Geiſter, die in dieſer friſchen und heitern Stadt ſich zuſammengefunden hatten. Klopſtock, Leſſing, Reimarus, Schönborn, Stolberg, F. H. Jacobi, Veit, Fr. Perthes und noch mancher andere Name gereicht Hamburg zur Ehre. Aber Klopſtock, Schönborn, Stolberg, Jacobi redeten auch Plattdeutſch mit einander, wenn ſie in ver-

traulicher und guter Laune waren; ob Leſſing Plattdeutſch geſprochen, bezweifle ich. Von Klopſtock giebt es noch manche lebendige Tradition in Hamburg; von Leſſing faſt gar keine, und das Weinhaus, in dem dieſer noble Zecher ſo manche Flaſche Champagner geleert, exiſtirt nicht mehr. In Braunſchweig begegnete ich einer Tradition über Leſſing, die ich Ihnen doch mittheilen muß, weil man in Deutſchland jetzt wieder faſt zu derſelben Manier gelangt iſt, die ausgezeichneten Geiſter des Vaterlandes zu behandeln. Bald nach Herausgabe der Wolfenbüttelſchen Fragmente durfte ſich Leſſing nicht auf den Gaſſen Braunſchweigs ſehen laſſen, ohne einen Trupp von Straßenjungen hinter ſich zu erblicken, die ihm nachliefen und auf jede mögliche Weiſe ihn verhöhnten und beſchimpften, ohne Zweifel nicht auf ihren eigenen Antrieb, ſondern auf den der zahlreichen und beſonders geiſtlichen Feinde Leſſings, die ihn auf jede Art zu quälen und aus Braunſchweig zu entfernen ſuchten, wo er an dem aufgeklärten Hofe Rückhalt und Beſchützung hatte. Seine Feinde, die dieſem ewig elaſtiſchen Rieſengeiſt ſelbſt durch den härteſten Cenſurzwang keine Schranken ſetzen konnten, ſchienen ihr letztes Zufluchtsmittel dazu genommen zu haben, ſeine Perſon dem Pöbel preiszugeben. Und man benutzte die Neigungen, durch die er ſich das fade Alltagsleben zerſtreute und buntfärbte, wann ſein Geiſt ausruhen wollte von ſich ſelbſt und von ſeiner eigenen demantſcharfen Dialektik. Man verſchrie ihn als einen liederlichen Spieler, weil er gern die Ironie des Glücks im Hazard erprobte; man ſchalt

ihn auf der einen Seite einen Trunkenbold, auf der andern einen nüchternen Rationaliſten; was ſollte Leſſing anfangen? Und hinter den Spieler, Säufer und Antichriſten hetzte man die Braunſchweiger Gaſſenjungen, die den böſen Feind ſelbſt in ihm zu verfolgen glaubten. Denken Sie an Leſſing, mein Freund, wenn Ihnen die Ehre widerfährt, von Ihren liebenswürdigen Zeitgenoſſen gegeißelt zu werden, und denken Sie an die braunſchweiger Straßenbuben, wenn die Kritik Ihres Jahrhunderts Sie bewirft! Es iſt ja erlaubt, ſich mit großen Beiſpielen auch unter kleineren Verhältniſſen zu tröſten.

Da lobe ich mir aber die wackern Hamburger! Die wären zu gut, um Jemanden zu ächten, und den Wein, den laſſen ſie wohlfeil ab, daß ſelbſt der ärmſte deutſche Literat ſehr trefflichen für wenige Schillinge trinken kann. Ich wundere mich, daß die deutſche Literatur nicht auf den Gedanken kommt, ſich wieder, wie ſonſt, in Hamburg anzuſiedeln, und ihre neueſten Sorgen dort zu vertrinken, wo Leſſing getrunken hat. Die deutſche Literatur iſt auch jetzt wieder, gleich dem großen Trinker, Spieler und Antichriſten Leſſing, in denſelben liederlichen Ruf gekommen; man hält ſie für betrunken, weil ſie nicht nüchtern iſt, man wirft ihr die gefährlichen Hazardſpiele ihrer Skepſis vor, bei denen doch das ſkeptiſche Jahrhundert ſelbſt den Banquier macht, und man meint, daß ſie gottlos ſei, weil ſie weltlich iſt und die von Gott erſchaffene Welt zu begreifen ſucht. Ich bin der Meinung, der iſt kein Trinker, der den Wein vertragen kann, und wir haben neulich Dr. Martin

Luthers Geſundheit getrunken in der Stadt, in der Leſſing getrunken hat. Nur der iſt ein Säufer, der den Wein nicht vertragen kann, und dem die goldne Flüſſigkeit den Kopf verrückt, daß er ein Thier danach wird, ſtatt ein Gott. Den goldenen Wein Leſſing's konnten ſeine Gegner nicht vertragen und wurden zum Thiere darnach, ſie waren arge Säufer; er aber blieb ein lächelnder Gott in ſeinem Reich. Heiliger Schutzgeiſt unſerer Literatur, Leſſing, ſchaue tröſtlich mit deinen blitzenden Augen uns an aus unſerm Wein, den wir trinken wollen, wie Du ihn getrunken haſt! —

3. Die Thorsperre

Wenn Sie noch Ihre Absicht ausführen, nach Hamburg zu kommen, lieber Freund, so nehmen Sie sich nur vor einem Dinge in Acht, welches das Einzige ist, das Einem hier gefährlich werden kann, dies ist die Hamburger Thorsperre. Man erzählt von einem sehr geschätzten Schriftsteller und Arzt, welcher hier lebte, daß er an der Thorsperre gestorben sei. Dies ging ganz natürlich zu. Der Hamburger ist nicht geizig in keinem Stück, er spart keine Geldausgabe für sich und das Vergnügen seiner Familie, aber jeder Schilling reut ihn empfindlich, den er für die Thorsperre ausgeben soll. Diese beginnt selbst in der schönsten Zeit des Sommers schon eine halbe Stunde nach Neun, nach Verschiedenheit der Jahreszeit auch um viele Stunden früher, und die ziemlich bedeutende Taxe, um noch zum Thor herein oder heraus gelassen zu werden, steigt immer höher mit der zunehmenden Stunde, die man ausbleibt. Ein ächter Hamburger aber vermeidet das Thorsperrgeld zu zahlen, weil er nur das Geld gern ausgiebt, wofür er etwas bekommt. Sowie die Sperrglocke am Thor zum ersten Mal geläutet wird, stürzt Alles über Hals und Kopf zur Stadt hinein, um noch während der fünf Minuten, die es läutet, frei das Thor zu passiren, und draußen werden die schönsten Spaziergänge und Lustörter plötzlich wie durch einen Zauberspuk ausgeleert. In der Stadt sammeln

ſich dann Schaaren von Volk, um die poſſierlichen Bewegungen der Hereinſtürzenden zu ſehen, die mit augenſcheinlicher Todesangſt die vermaledeiten Sperrgroſchen abkauften. Jener Arzt (Dr. Veit) befand ſich noch zu weit entfernt vom Thor, überlief ſich, um es zur rechten Zeit zu erreichen, langte athemlos und blutſpeiend zu ſpät an, bezahlte das Sperrgeld und ſtarb. Sie ſehen alſo, daß auch Hamburg ſeine verdienſtlichen Männer zu Märtyrern werden laſſen kann. Und viele Opfer mag im Stillen eine Steuer hinraffen, die, ſo wenig ſie im Volke auch beliebt iſt, doch von dem ächten Hamburger beſtändig vertheidigt wird, weil, wie man ſagt, die Aufrechthaltung des Grundeigenthumswerthes in der Stadt davon abhängt, daß die Niederlaſſung in den Häuſern vor dem Thore durch dieſe Steuer erſchwert bleibe. Der Hamburger nennt dies ſeine „Luxusſteuer," die einzige, die er auf ſeinem Gebiete kennt, und es iſt in der That ein ſchöner Luxus, Abends noch in nächtlicher Romantik durch die grünen Gebüſche ſchweifen zu können, was in Hamburg nur dem Bemittelten vergönnt iſt, der die antiromantiſche Thorſperre bezahlen kann. Es iſt charakteriſtiſch, daß Hamburg die Romantik als einen Luxusartikel beſteuert, daß es aber einem Schriftſteller begegnen mußte, an der Thorſperre zu ſterben, bleibt immer ein unerhörtes Loos. Lieber Gott, wie erfinderiſch iſt das Schickſal gegen die armen deutſchen Schriftſteller! Wenn ſie nicht an der Maulſperre ſterben, müſſen ſie an der Thorſperre ſterben. —

4. Das ſtädtiſche Leben.

— Ich gewinne Hamburg täglich lieber, dieſe Proſa ſetzt wieder ein gutes Stück Geſundheit bei mir an, mit dem ich mich aber doch nächſtens davon zu machen gedenke. Es iſt wahr, es iſt die Stadt ohne Pathos, ein Leben ohne Pſyche, ohne Grazien und Schmetterlinge, aber ich kenne keine andere deutſche Stadt, in der das rein bürgerliche Leben und Getreibe, unabhängig von allen Einflüſſen eines Hofes, der Künſte und einer Ariſtokratie, an und durch ſich ſelbſt einen ſo großen Charakter entwickelt hätte. Hamburg iſt das Eldorado der modernen Bürgerlichkeit, und während anderswo der menſchliche Geiſt als Spekulation erkrankt iſt, erhält er ſich hier als Kaufmannsgeiſt obenauf im friſchen Wellenſpiel des Tages und bereichert und beherrſcht das Daſein. Alle dieſe ſchnarrenden Schreibfedern in den Comptoirſtuben haben große Weltbeziehungen an ihrem Schnabel hängen, und man muß Reſpect vor ihnen haben, wenn man bedenkt, wie weit ihr Gekritzel bringt und was es Alles vermittelt. Hier auf dieſer Spitze des nordiſchen Lebens, tritt die materielle Tüchtigkeit des deutſchen Weſens uns in ihrer Blüthe entgegen, unverſchönt von idealen Reizen, aber auch unverkümmert von geiſtiger Pein. Es iſt ein Ort zum Ausruhen für abſolute Philoſophen, die mit der Realität auf geſpanntem Fuße gelebt haben; hier können ſie behaglichſt erfahren,

wie nahrhaft die bloße Wirklichkeit ist, auch wenn sie getrennt von der Idee wirthschaftet. Hier in Hamburg ist alles so sehr von dem scharfen Hauche der Wirklichkeit durchzogen, daß fast jeder Gegenstand in der Stadt seine besondere stechende Ausdünstung hat. Alles, was man in Hamburg sieht, riecht scharf, und wenn man vom Meere kommt und in Hamburg gelandet ist, wie ich, ist man durch seinen reinern Nasesinn gewiß befähigt, dies Riechen der Wirklichkeit hier erschöpfend aufzufassen. In den engen und gedrängten Straßen der Altstadt macht sich diese substanzreiche und geruchvolle Realität am empfindlichsten geltend; freier athmet die Stadt in der heitern Gegend am Jungfernstieg und an der Esplanade, am Gänsemarkt und in der belebten Dammthorstraße, wo das fashionable Leben Hamburgs sich tummelt.

Diesem Lebensmaterialismus gegenüber zeigt sich aber eine gewisse Idealität der Hamburger in ihrem strengen Sittlichkeitsgefühl, das wenigstens die Gesellschaft beherrscht. Inwiefern diese Idealität etwas Reales hat, muß ich dahin gestellt sein lassen, doch bedaure ich alle diese prüden Seelen, die den unsittlichen Scandal mit anzusehen haben, der nicht nur in der Nachtseite von Hamburg verborgen liegt, sondern sich hier, wie an keinem andern Ort der Welt, frech und nackt an das offene Tageslicht drängt. Der Senat und die außerordentlich wachsame Polizei von Hamburg thun ihr Möglichstes, diesem Unwesen zu steuern, aber die Bajaderen sind in Hamburg geschützte Personen, die sich ebenfalls einen gewissen frei-

reichsstädtischen Aplomb zueigen gemacht haben und mit dem anständigen Leben der Stadt auf die widerwärtigste Weise in eine unvermeidliche Berührung treten. Es giebt Orte, wo sie ihre Bälle halten, und in demselben Local versammeln sich an andern Tagen die ehrsamsten Bürgerfamilien, um einem Concert beizuwohnen. Das berliner Grisettenwesen, wie es sich in seinen öffentlichen Tanzlokalen auf allen möglichen Abstufungen zeigt, trägt in seiner decenten Gemeinheit eine rührende moralische Bescheidenheit an seiner Stirn gegen die cyclopenhaften Bacchanalien, die in Hamburg bei Peter Ahrens und Dorgerloh, oder im Sommer in der alten Glashütte vor dem Dammthor gefeiert werden. Man kann die ganze Welt durchreisen, ohne ein ähnliches Schauspiel zu finden, wie es sich hier in diesen Katakomben der Gemeinheit wöchentlich zuträgt. Das Großartigste, Ungeheuerste und Beispiellooseste in diesem Genre liefern aber die nächtlichen Mysterien des Hamburger Berges, welcher das wahre Paris der Matrosen ist, wenn man ihn nicht noch lieber mit dem dunkeln Ernst der ägyptischen Saturnalien vergleichen will. Nach monatlangen harten Mühsalen und Entbehrungen auf dem Meere steigen hier die Matrosen aus allen Nationen und Himmelsstrichen an's Land, und finden in diesen Tempeln des Hamburger Berges ihr muhamedanisches Paradies, in dem sie sich für alle Erdenqualen entschädigen. Besonders merkwürdig ist das große Haus zu den vier Löwen, ein Mausoleum der Wollust, wo alle Tage Tanzsalon gehalten wird. Das über alle Schilderung er-

habene Treiben, das man hier anschauen kann, hat aufgehört unsittlich zu sein, denn es steht in einer ganz neuen Sphäre darin, wohin man ihm mit den gewöhnlichen Begriffen nicht folgen kann. Man muß zu der wilden stürmischen Musik einen schwarzen Negermatrosen mit einer weißen colossalen Holsteinerin, die er sich unaufhörlich verwundert anstaunt, tanzen gesehen haben, um sich ein Bild in die Phantasie zu drücken, das weit alle Gruppen eines Höllenbreughel überragt.

Ein würdiger Mann versicherte mich neulich, dies Giftkraut der Immoralität, das den Boden von Hamburg so überwuchernd zu bedecken scheine, sei hiesigen Orts das eigentliche Gegengift gegen alle sociale Unsittlichkeit, ja das Glück und die Sicherheit der Ehen hänge von diesen Pestbeulen ab, welche alle schlechten Stoffe des Gesammtorganismus in sich zusammenzögen und ableiteten. Man hat sich das oft gesagt in unserm moralisirenden Jahrhundert, und es ist gewiß richtig, daß es sehr wenige Städte giebt, wo man so viele glückliche und treu befestigte Ehen antrifft, als in Hamburg. Die Sittlichkeit mag hier in dem gebildeten Familienleben kein Schein, sondern eine Wahrheit sein, und man wird ihr selbst unter der rauhen und strengen Form, in der sie sich hier äußert, seine Achtung nicht versagen können, aber man wird mit mir übereinstimmen, daß diejenigen Ehen, die jener angedeuteten Sicherung bedürfen, kläglich sein müssen und an ihnen nichts mehr zu schützen und zu verderben ist. Der höchst schätzenswerthe und aufgeklärte Senat der freien

Stadt Hamburg hat ſich in der letzten Zeit viel damit beſchäftigt, auf die Sittlichkeit des hieſigen Volkslebens durchgreifend einzuwirken. Im niedern Volksleben herrſcht hier nämlich keineswegs jene Achtung vor der legitimen Form der Ehe, auf die man ſich in den gebildeteren Kreiſen in Hamburg ſo viel zu Gute thut. Vielmehr lebt das arme Volk hier meiſtentheils in wilden Ehen, deren es eine ſo große Anzahl giebt, wie in keiner andern Stadt, und dies hat ſeinen guten Grund in der Schwierigkeit rechtmäßiger Trauung, die bisher für den Armen hier ſtattfand. Durch das neue Geſetz über das Heimathsrecht und Schutzbürgerrecht, welches der Senat in dieſen Tagen erlaſſen, iſt dieſem unter den geringern Klaſſen Hamburgs ſo allgemein verbreiteten Uebelſtande endlich gewehrt worden. Wer bisher in Hamburg heirathen wollte, mußte das Bürgerrecht erlangt haben, was ſich mit Koſten verband, die für den Armen und Unbemittelten anſehnlich genug waren, und die natürliche Folge davon konnte nicht ausbleiben. Die armen Leute ließen ſich nämlich gar nicht trauen, ſondern geſellten ſich zu einander in willkürlichen Ehen, wie diejenigen nicht einmal thun, denen man neumodiſche Doctrinen gegen die Ehe Schuld gegeben hat. Aber das hamburgiſche Volk wußte gar nichts von einem neumodiſchen Socialismus und ließ ſich doch nicht trauen. Durch das neue Geſetz wird es ihnen aber geſtattet, unentgeltlich das Schutzbürgerrecht zu erwerben. Doch giebt es hier noch andere Umſtände, welche auf die Moralität der untern Klaſſen, beſonders der Dienſtboten, nachtheilig ein-

wirken, z. B. daß es den gemeinen Soldaten in Hamburg verwehrt iſt, ſich zu verheirathen. In einer Stadt aber, in der die Sicherheit der Ehen ſo befeſtigt iſt, ſollte man doch ominöſe Namen (nomen — omen) ſcheuen, wie ſie dem Fremden hier zu ſeinem Erſchrecken bei der Benennung einiger Straßen begegnen. So giebt es hier einen „Ehebrechergang", was ganz entſetzlich iſt. Zwar hat man keine Hauptſtraße der Stadt ſo genannt, ſondern es iſt nur, und mit Recht, ein ganz kleines, enges und finſteres Gäßchen, in das man rechter Hand einbiegt, wenn man über den Steinweg geht. Ich weiß nicht, ob der Ehebrechergang den Flammen des hamburger Brandes widerſtanden hat, aber man ſollte ihn jedenfalls, wenn man auch ſtark genug hier iſt, ſeinen moraliſchen Einflüſſen Trotz zu bieten, ſchon aus äſthetiſcher Rückſicht, wie ſo manchen andern hieſigen Straßennamen, umtaufen! —

6. Volksluſt und Volkscharakter.

Was noch an Hamburg zu wenig anerkannt iſt, ſind die reizenden und wahrhaft üppigen Naturumgebungen, die ſeine Lage zu den ſchönſten in ganz Norddeutſchland machen. Gemahnte nicht das Klima gar zu häufig an den Norden, ſo könnte man oft in einer ſüdlichen Landſchaft ſich zu befinden glauben, ſo vollwuchſig und geſättigt iſt hier die Vegetation. Aber das Klima der Hamburger iſt ſo rauh und unäſthetiſch, wie ihr Leben. Das Wetter hängt hier vom Meereswind und von Ebbe und Fluth ab, iſt daher äußerſt veränderlich und bringt oft an einem einzigen Tage alle vier Jahreszeiten zuſammen hervor. Sie können ſich denken, was mein armes Nervenſyſtem dabei zu leiden hat. Alle Augenblicke davon abzuhängen, wie gerade der Wind bläſt, iſt mir zwar nichts Neues in unſerer charakterloſen Zeit, die uns Alle wider Willen zu Diplomaten ſtempeln möchte, aber weiß Gott, ich befinde mich übel dabei, und ſehe hier in Hamburg ein, daß ich nicht das geringſte Talent zur Diplomatie habe. Mir thut der Kopf weh bei allen dieſen Wetterſchwankungen, der Abend ſieht niemals mehr dem Morgen gleich, und ſowie man ſich dem Sonnenſchein vertraut, fängt es an zu regnen. Zwar iſt ſchon ſeit einem Jahrzehnt in der ganzen Welt ſolches Wetter, und man wundert und ſtreitet ſich noch über den Urſprung der Cholera, die nichts Anderes iſt, als das

normale Krankheitsbild aller geistigen und körperlichen Leiden dieser Epoche? Die Cholera ist eine welthistorische Krankheit, die in ihrer moralischen Bedeutung von der Nachwelt verstanden werden wird. Sie ist das allgemeine Luftmiasma und die allgemeine Athemverpestung einer Zeit, der vor ihren eigenen Ausdünstungen übel wird, und die sich in die schlechten Stoffe ihres eigenen Organismus auflöst und daran erstickt. —

Wir wollen auf heitere Gedanken kommen, mein Freund, und uns unter das hamburger Volksleben mischen, welches für norddeutsches Naturell lustig und bewegt genug ist! Gehen wir in eines der Sommertheater, deren bestes und vornehmstes das Tivoli ist, dort haben wir einen interessanten Anblick sowohl an dem zum Theatersaal umgeschaffenen Garten, als an dem buntgemischten Publikum, das sich in unabsehbaren Reihen auf den weißen Bänken ausbreitet. Es ist meistens die wohlhabende Bourgeoisie von Hamburg, die hier vor den Brettern, welche die Welt bedeuten, und vor den dampfenden Theekannen, die nirgend fehlen dürfen, im Sonntagsputz dasitzt. Man sieht viel frische und harmlose Gesichter, und wenn auch nicht geschmackvolle, doch saubere Toiletten, die in Hamburg selbst dem geringeren Bürgerschlag eigenthümlich sind, und sogar der Aufwand weißer Glacéhandschuhe ist jeder Handwerkerfrau hier an öffentlichen Orten zur Gewohnheit geworden. Wohlstand, Lebenslust und Geldstolz verrathen sich überall bei den Vergnügungen der Hamburger, und die Schönheit muß in einen reichen Stoff gekleidet sein,

der ſo und ſoviel gekoſtet hat, um in ihren vollen Anſprüchen als Schönheit anerkannt zu werden. Wenn ein Herr von der Handlung ſeine Heißgeliebte mit Wonne umfängt und ſchon die Seide ihres Kleides, die magiſch zwiſchen ſeinen Fingern raſchelt, ihn beſeeligt, erhöht ihm dabei der Gedanke, wie viel wohl die Elle von ihrem Zeug werth ſein mag, ohne Zweifel noch den Zauber der Liebe. Tivoli iſt der Bazar der faſhionablen Bürgertoiletten und zugleich der allgemeine Rendezvous-Ort der verliebten Seelen Hamburgs. Die ärmeren Volksklaſſen tummeln ſich in den übrigen Sommertheatern herum, wo der Eintrittspreis noch wohlfeiler, oder nach Belieben geſtellt iſt.

Unter keiner Bevölkerung in der Welt herrſcht vielleicht eine ſo große Theaterluſt wie hier, ſie iſt beſonders unter den Handwerkern und Dienſtmädchen bis zu einem leidenſchaftlichen Grade verbreitet und wird durch die vielen Sommertheater vor den Thoren genährt und befriedigt. Leider aber verfehlen dieſe Bühnen auch hier, wie überall, ihren Beruf, Volkstheater zu ſein, faſt gänzlich, denn ſie geben, gewiſſermaßen aus Ehrgeiz, meiſt nur große Schauſpiele, Kabale und Liebe von Schiller und ſelbſt Opern, ſelten einmal das Donauweibchen mit ſeiner ſchönen Jungfer Salomé oder ein plattdeutſches Bourenſpiel. Der Arme will für ſeine wenigen Schillinge daſſelbe ſehen, was der Reiche auf den großen Theatern theuer bezahlt, und ſo erſtirbt allmälig der Begriff einer Volksbühne in Deutſchland, indem der tiers-etat ſeltſamer Weiſe auch in ſeinen

Vergnügungen Miene macht, bestehende Unterschiede nicht mehr gelten zu lassen.

Die dienende Klasse in Hamburg erschwingt jedoch auch den Eintritt in das große Theater häufig und bevölkert dort die obersten Galerieen als die aufmerksamste Zuhörerschaft, besonders bei Trauerspielen. Die hamburger Dienstboten in guten Häusern sind oft sehr bemittelt und es fehlt ihnen nicht zu Putz und Vergnügungen durch die ziemlich ansehnlichen Trinkgelder der Fremden, welche in Hamburg allgemein üblich sind. Freilich werden sie in den meisten Häusern schon auf diese Trinkgelder gemiethet, und empfangen, wenn die Herrschaft viele Fremde bei sich zu sehen pflegt, dafür von derselben einen um so geringern Lohn, denn Jedermann, der hier in einem Hause zu Tische geladen ist, läßt in der Regel ein Drittelstück für die Bedienung dort, eine Abgabe, die zweckmäßig ist, um Parasiten zu verscheuchen. Bemerkenswerth ist aber in der That das nette Wesen und die reinliche und anmuthige Tracht der Dienstmädchen von Hamburg, welche die berühmten leipziger Stubenmädchen noch an Sauberkeit übertreffen, wenn sie auch nicht die „reizende Naivetät" derselben besitzen. Denn zu allen Dingen ist das hamburger Volksnaturell aufgelegt, nur nicht zu jener scherzenden und spielenden Naivetät, die nur unter mildern Lebensverhältnissen gedeiht und hier gänzlich fremd ist.

Hamburger Volksfeste giebt es im eigentlichen Sinne sehr wenige; einem einzigen wohnte ich vor einiger Zeit bei, und Sie werden nicht errathen, welches der Gegen-

ſtand deſſelben war. Man nennt dieſes Feſt, das am 6. Juli jedes Jahres gefeiert wird, das Waiſengrün, und die armen Waiſen der Stadt ziehen dann in einem feierlich bettelnden Aufzuge durch die Straßen, in Colonnen getheilt, deren Anführer beſonders feſtlich geſchmückt ſind und Büchſen tragen, in welchen ſie die milden Gaben der Einwohnerſchaft für das Waiſeninſtitut einſammeln. Man nennt dies ein Feſt und die ganze Stadt iſt dann in Bewegung, um die armen Würmer umherziehen zu ſehen, für die ſchon Tage zuvor alle Wochenblätter von Hamburg Gedichte gebracht, um ihnen die Theilnahme der Mitleidigen zu erregen. Nachdem die Kinder ihre Geſchenke empfangen, geht der Zug vor das Steinthor hinaus, wo ſie unter einem Zelt geſpeiſt und getränkt werden. Sie erhalten zu ihrer Labung Kuchen und Bier, was mir in unſerm Choleraſahrhundert eine gefährliche Combination für das arme kleine Waiſenvölk zu ſein ſcheint. Um das Zelt herum, auf dem grünen Wieſenplatz, hat ſich aber das Volk in zahlreichen Gruppen gelagert, Buden mit allen möglichen Eßbarkeiten und Luſtbarkeiten ſind aufgeſchlagen, in der Ferne halten auch einige Equipagen, aus denen die vornehmere Welt ſich das luſtige Getümmel mitanſchaut, das hier, man weiß nicht warum, entſtanden iſt. Sie kennen gewiß das Treiben unſeres Stralauer-Fiſchzuges in Berlin und ſo müſſen Sie ſich auch ungefähr dies Waiſenfeſt denken; es iſt ein Stralauer Fiſchzug mit Waiſenkindern. Das Volk tummelt ſich ſo lange auf der Wieſe herum, bis die Speiſung

der Kleinen vollbracht ist, die dann wieder in feierlichem Aufzuge aus ihrem Zelt heraustreten und dabei von Stadtsoldaten, die sich seltsam dazu ausnehmen, durch das Gedränge eskortirt werden. Die kümmerlichen bleichen Gesichter der Kleinen verdienten wohl, daß man ihrem Fest weniger Oeffentlichkeit gäbe und ihnen stiller Freuden bereite, welche das kindliche Gemüth mehr ansprechen und das Zartgefühl nicht unterdrücken helfen.

Aber der Hamburger läßt sich zuweilen gern rühren, was man auch im Theater und der Art und Weise, wie er dort bei diesem und jenem Stück seine Sympathien laut werden läßt, beobachten kann. In Hamburg gilt noch eine gewisse Theatermoral, von der man sich gern sein Herz erweichen läßt, nachdem man den Tag über seine Sinne an den Rechentisch gefesselt; und manche Schauspiele einer gewissen Gattung erregen hier noch stürmischen Beifall, die anderswo nicht mehr gesehen werden. So wird auch Halévys Jüdin hier mit einem gutmüthig abgeänderten Schluß gegeben, den diese Oper nur in Hamburg hat: der Jude rettet hier nämlich die Recha, indem er noch zur rechten Zeit die Erklärung über ihre Geburt abgiebt, sie ihrem wahren Vater in die Arme wirft und zum Frohlocken des ganzen Publikums ausruft: „So rächt sich ein Jude!" Daß man in Hamburg den Juden diese Satisfaction habe geben wollen, ist weniger anzunehmen, als daß die hamburgische Gutmüthigkeit es rührender und ohne Zweifel moralisch erbaulich findet, wenn Recha leben bleibt, statt daß sie unnütz auf dem Scheiterhaufen verbrennt und

nachher der grenzenlose Jammer herauskömmt, sie sei nicht einmal die Tochter des Juden! Man setzt sich hier gegen Alles, was nicht von Nutzen ist. —

Die Hamburger sind ein gutmüthiges, ehrliches, behagliches und lebensfrohes Volk! Man kann hier lernen, sich das Leben angenehm zu machen, seine Schmerzen sich abzugewöhnen, seine Phantasie zu zügeln und sich auf einen profitabeln Fuß mit allen Mächten des Daseins zu stellen. Kommen Sie hierher, mein Freund! Im Sommer kann man sich hier ganz vortrefflich auf dem Lande einrichten, und das Landleben ist in Hamburg so reizend und fast kunstmäßig ausgebildet, wie in keiner andern Gegend unseres norddeutschen Vaterlandes. Die hauptsächlichste Gesellschaft von Hamburg finden Sie im Sommer auf dem Lande, in herrlichen und prächtigen Villen und schönen geschmackvoll eingerichteten Gärten. Die ganze Umgegend von Hamburg ist mit stattlichen Landhäusern bevölkert, von denen einige freilich in dem allerwunderlichsten Styl aufgeführt sind und die Absicht verrathen, daß der reiche Eigenthümer für sein Geld auch etwas ganz Besonderes habe besitzen wollen. In der Reihe der schönen Villen an der Alster vor dem Dammthor findet man solche, deren Bauart dem bizarrsten Geschmack fröhnt, z. B. eines, das völlig wie ein Ei gemacht ist, und andere ähnliche Spielereien. Die Mode, auf dem Lande zu leben, die sich durch den Reiz der schönen Umgegenden rechtfertigt und nur durch die kostspielige Thorsperre gewissermaßen in Zaum gehalten wird, hat in den nächsten Umgebungen Hamburgs fast

eine neue Stadtanlage gebildet, und die Hamburger haben auch allen ihren ſtädtiſchen Luxus in ihr Landhausleben mithineingenommen. Die Naturſentimentalität iſt nicht groß genug, um, was auch kaum zu verlangen wäre, den Magen zu ätheriſiren, der hier an den ländlichen Tafeln, ſo gut wie in der Stadt, die raffinirteſten Genüſſe der Kochkunſt begehrt, und Rouſſeau's Naturmenſch, der ſich in eine hamburgiſche Villa flüchtete, um in dieſer Ferne von der Stadt recht am Buſen der Natur zu ſchwelgen, würde ſich vielleicht durch einen ſehr ſeltenen Seefiſch oder eine wunderſchöne Capernſauce von ſeiner Schwärmerei bekehren laſſen. Uebrigens fehlt es in dem Landhausleben der Hamburger auch nicht ganz an geiſtigen Genüſſen, beſonders Muſik ertönt vielfach in dieſen Villen, und wenn es auch wenige ſchöne Stimmen hier giebt, weil das rauhe und veränderliche Klima die Organe nicht begünſtigt, ſo mangelt es doch keineswegs an einer eifrigen Beſchäftigung mit der Muſik, die hier, wie jetzt überall in der Welt, als Modeſache bei der Erziehung betrieben wird. Auch kann man ſich in der Unterhaltung ſehr luſtig und heiter ergehen, nur muß man dabei eine gewiſſe Art von Witz vermeiden, welcher in der hamburgiſchen Geſellſchaft auch nicht den geringſten Anklang findet und ſogar viele Vorurtheile, ſelbſt Mißtrauen hier gegen ſich hat. In Hamburg herrſcht viel geſunde, derbe, praktiſche Luſtigkeit, aber der Witz iſt faſt ein verbotener Einfuhrartikel, dem man mit langen und verwunderten Geſichtern zuſieht. Ich will den prickelnden Reiz des berliner Witzes nicht als et-

was beſonders Lobenswerthes in Schutz nehmen, vielleicht iſt er ſogar eher eine Krankheit als eine Geſundheit, und dient blos als Nieswurzentladung einem regen Naturell, das ſich unter lauter abſtracten und ſchläfrigen Verhältniſſen wach zu erhalten ſucht. Aber es iſt gewiß nicht zu läugnen, daß es zugleich die ſcharfe Intelligenz des berliner Volks iſt, welche in dieſen prickelnden Witzen aufbricht, und daß es einem andern Volksnaturell, das ſolche Witze gänzlich von ſich abweiſt, an Intelligenz dazu gebrechen muß. Ein berliner Eckenſteher iſt in der That ein geiſtiger Heros gegen einen hamburger Krahnzieher, der noch das rohe Naturſymbol vorſtellt, während Jener ſchon von dem Apfel der Schlange gekoſtet hat und danach nicht nur ſehend, ſondern auch witzig geworden iſt. Man lacht in Hamburg gern und leicht, aber man faßt ſchwierig und langſam einen Witz auf. Und ſelbſt in mancher ſehr gebildeten Geſellſchaft, wenn Ihnen einmal ein Witz einfällt, iſt es beſſer, daß Sie hinterher ſagen: „dies ſollte ein Witz ſein, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung!“ als es darauf ankommen zu laſſen, daß man Sie mit baarem Ernſt beim Worte und beim Buchſtaben nimmt und dadurch einen Zweifel über Ihren Verſtand ausdrückt. Aber auch auf Hamburg kann man vielleicht anwenden, was Rahel einmal von einem jungen Mädchen ſagte: „ſie iſt zu glücklich, um witzig zu ſein!“ und ſo nehme man denn dieſe eigenthümliche Stadt, die in der That glücklich iſt und ſo viele ſchwere Sorgen der Gegenwart und Zukunft

gar nicht kennt, für das, wofür ſie ſich giebt, und mäkeln nicht an ihr und witzeln nicht in ihr!

Außer dem Witz, müſſen Sie ſich auch der Complimente möglichſt enthalten, wenn Sie in einer hamburgiſchen Geſellſchaft Ihr Glück machen wollen, und Sie ſehen, wie wenig eiferſüchtig ich bin, daß ich Ihnen, ehe ich Sie hier einführe, alle möglichen Vortheile an die Hand gebe, um mich auszuſtechen, während ich ſelbſt erſt durch ſaure Erfahrungen mir dieſelben habe erwerben müſſen. Man liebt in Hamburg die Complimente nicht, oder legt vielmehr, was oft Eines und Daſſelbe iſt, ein zu groſſes, derbes und ernſthaftes Gewicht darauf. Weiß der Himmel, wie es zugeht, daß wir Berliner mit Complimenten ſo geſegnet ſind, während man in Hamburg in der That keuſcher umgeht mit dieſer dialektiſchen Schönthuerei des heutigen Geſellſchaftsweſens. Eine hamburgiſche Dame würde es für eine Liebeserklärung anſehen, wenn ſie Ihnen auch nur das allergewöhnlichſte Compliment ſagte, für das ſie ſich in Berlin nicht einmal zu bedanken nöthig hätten; und auch Sie, mein Theurer, würden ihr ein empfindliches Erröthen verurſachen, wollten Sie dieſe Dame auch nur mit der Fingerſpitze eines Compliments berühren, das man an andern Orten noch gar nicht für ein Compliment anſehen würde. Nehmen Sie ſich alſo wohl in Acht, zügeln Sie Ihr menſchenfreundliches Gemüth, und laſſen Sie Alberti's Complimentirbuch nicht aus der Taſche herausſehen, wenn Sie von Berlin her gewohnt ſein ſollten, es bei ſich zu tragen. Sie ſtiften ſonſt unter hieſigen

Familien Unheil mit Redensarten, bei denen Sie ſich vergeblich auf Alberti und Rumohr berufen würden. Denn auch Rumohr's Schule der Höflichkeit iſt in Hamburg ebenſowenig eine Autorität als der Verfaſſer ſelbſt, und ich kann Ihnen von dem Letzteren ſelbſt eine ſchreckliche Anekdote erzählen, die ſich mit ihm hier in Hamburg zugetragen. Es war vor mehreren Jahren, als ich mich das erſte Mal hier befand und wo auch der Herr Baron von Rumohr in Hamburg anlangte und in dem Gaſthof zur Sonne abſtieg. In dieſem Gaſthofe iſt die Bedienung ſehr raſch und gefällig, und wenn Herr Baron von Rumohr zum erſten Frühſtücke klingelte, erſchien der Kellner mit einem dienſtfertigen: „Ja wohl, Herr Rumohr!“ Klingelte Herr Baron von Rumohr zum zweiten Frühſtück, ſo mußte er wieder daſſelbe hören: „Ja wohl, Herr Rumohr!“ Da verging ihm ſchon der Appetit zum Mittagseſſen, aber er überwand ſich und ſetzte ſich an die Tafel, doch was er auch zu wünſchen und zu befehlen haben mochte, immer vernahm er das Uniſono aller Kellner: „Ja wohl, Herr Rumohr!“ Darin war auch ein Kellner wie der andere, und ſie glaubten es noch recht gut zu machen in dem treuherzigen und ehrlichen Ausdruck ihrer Mundart. Herr Baron von Rumohr mochte nun gehen oder kommen, ſtehen oder ſitzen, freundlich oder ungehalten ſein, immer nannte man ihn auf das Beiſertſte ſchlechtweg: Herr Rumohr! Er konnte es nicht mehr aushalten und reiſte ſchon am zweiten Tage wieder von Hamburg ab. Freilich bedachte er nicht, daß in einer groß-

artigen Kaufmannsſtadt, und zwar mit Recht, der bloße Name mehr Credit und Gewicht haben muß, als jeder noch ſo bedeutſame Titel, aber vielleicht hätte doch Herr von Rumohr ſchon ſeines „Geiſtes der Kochkunſt“ wegen eine beſondere Berückſichtigung bei den Hamburgern verdient. —

Ich will Ihnen auch noch eine hamburger Comptoirgeſchichte erzählen, die ſich wirklich vor einiger Zeit hier ereignet hat und die faſt einen tragiſchen Melodramencharakter an ſich trägt: ein Beweis, daß auch die doppelte Buchhaltung einer Kaufmannsſtadt tragiſche Elemente zuſammenzuziehen vermag und daß die ſchwankenden Würfel von Soll und Haben ironiſche Schickſalswürfel ſein können, an denen das menſchliche Glück ſich zerſchmettert. Ein junger liebenswürdiger Kaufmann hat ſie mir erzählt, in deſſen Familie ſie ſich zugetragen, und es wird wohl weiter keine Indiscretion ſein, wenn ich ſie, mit Veränderung der Namen, weiterſage, da ſie überdies jener hier ſehr geachteten Familie nur zur Ehre gereicht. —

Herr Elias Selig ſaß an einem frühen Sommermorgen auf ſeinem Comptoir, aus der Mitte ſeiner Commis mit königlicher Würde hervorragend. Zum Fenſter ſchien lächelnd die Sonne herein auf die Zahlen, die Herr Elias Selig in ſeine Rechnungsbücher einzeichnete; es war die Sonne des Glücks, die über dem großen Geſchäft waltete. Ehrlich aber barſch, zuverläſſig aber mürriſch waren die Züge des geſtrengen Kaufherrn, und in den koloſſalen Falten ſeiner Stirn hatte ſich die bis nach beiden Indien reichende Spekulation ihr Neſt gebaut. Zweierlei Dinge

quälten ihn aber auf ſeinem Comptoir; es waren die Fliegen und die Bettler. Die einen hatten es auf ſeine große Naſe abgeſehen und die andern auf ſeine große Taſche, und beide ſchienen ſich oft zu gleicher Zeit verſchworen zu haben, ihn gerade bei der allerdringendſten Correſpondenz aufzuhalten. Herr Elias Selig verſcheuchte die erſteren durch einen gewaltigen Fliegenwedel und die letzteren durch den Donnerton ſeiner Stimme, den er jedoch meiſt mit dem linden Regenſäuſeln einiger Schillinge begleitete. Heut ſaß ihm wieder eine große Bremſe über der Naſe, die ſich von da bald in den halbſilbernen Backenbart, bald auf den Federbüſchel flüchtete, und Herrn Elias Selig ſchwoll die Zornader auf ſeiner Stirn, als es noch dazu in demſelben Augenblick mit jenem leiſen und demüthigen Fingerdruck an die Thür klopfte, der jedesmal eine verhaßte Störung verrieth. Ein kleines gebücktes Männchen trat herein, machte die tiefſten Reverenzen von der Welt und ſcharfſpelte ſich mit jenem unterwürfigen Weſen, das Herrn Elias Selig ſo verhaßt war, bis zu deſſen hohem Herrſcherſitz hin. „Draußen geblieben, es wird nichts gegeben!“ donnerte Elias Selig, indem er mit einem ſo heftigen Schlag die Bremſe niederſchlug, daß das ganze Comptoir zitterte. — „Aber ich bitte Sie“ — ſtammelte der Eingetretene zitternd, indem er mit noch tieferen Verbeugungen ſich näherte. — „Kein Wort! Hinaus mit Euch!“ wüthete der erzürnte Comptoirherr; „ich mag kein Bettelgeſindel auf meinem Comptoir leiden!“ — „Aber ich bitte Sie, mein Herr Selig!“ rief das zuſammengedrückte kleine Männchen

in ſeinem ſächſiſchen Dialekt, indem es ſich endlich ein Herz faßte und Athem zu ſchöpfen wagte: „ich bin ja keen Bettler nich! Ich bin ja keen Anderer nich, als der Gerhard aus Leipzig, Ihr Commiſſionair in Baumwollenſtoffen, und bringe Sie hier zwee baare hundert Stück Louisd'or, die ich Sie auszahlen will, weil ich doch in Hamburg bin, Herr Jemine!“ — Damit holte das kleine Männchen einen ſchweren Beutel aus der Taſche hervor, und zahlte die blanken Goldſtücke vor den Augen des erſtaunten Herrn Elias Selig hin, der ſich nun auf alle mögliche Weiſe bemühte, ſeinen Commiſſionair zu begütigen, und ihn zu Tiſche lud. —

Funfzehn Jahre waren ſeitdem verſtrichen und Herr Elias Selig ſaß wieder einmal an einem frühen Sommermorgen auf ſeinem Comptoir, aus der Mitte ſeiner Commis noch immer mit königlicher Würde hervorragend. Die Sonne lächelte wieder durch das Fenſter auf ſeine Zahlen wie damals und noch wie damals war ſie die Sonne des Glücks, die dem Hauſe des Herrn Elias Selig nie untreu wurde. Aber auch von den Fliegen und Bettlern hatte er noch zu leiden wie damals, denn der Zirkellauf des trägen Daſeins vollbringt ſich immer auf dieſelbe Weiſe. So klopfte es auch heut wieder ganz leiſe an die Thür, und eines überläſtigen Gaſtes gewiß, rief Herr Elias Selig ſein barſches: Herein! Bald erſchien auch wieder ein kleines zuſammengedrücktes Männchen, bei deſſen Anblick ſich die Züge des geſtrengen Comptoirherrn augenblicklich erheiterten. „Ei, ſieh da!“ rief er ihm ent-

gegen — „mein guter Gerhard aus Leipzig! Wie lange iſt es her, daß wir keine Geſchäfte mit einander gemacht haben!“ — Es war wirklich der Gerhard aus Leipzig, den heut die gute Laune des Herrn Elias Selig ſo begrüßte, aber der Gerhard näherte ſich diesmal nicht mit tiefen Verbeugungen und freundlichen Kratzfüßen, ſondern blieb traurig und kleinmüthig an der Thüre ſtehen. „Ach Herr Jemine, mein guter Herr Selig!“ ſtammelte er endlich — „ich bin keen Anderer nich als der Gerhard aus Leipzig, aber ich bin Sie ſo gut wie een Bettler! Ich habe Unglück gehabt, mein ganzes Geſchäft iſt zu Grunde gerichtet, meine zahlreiche Familie muß Hunger leiden, und da wir früher zuſammen Geſchäfte gemacht, wollte ich Sie ganz gehorſamſt gebeten haben, ſich auch auf dieſem Subſcriptionsbogen zu unterzeichnen.“ — Hier entfaltete der Arme zitternd ein Papier, auf welchem ſeine Gönner milde Beiträge für ihn ſubſcribirt hatten, und das Herr Elias Selig mit demſelben Staunen ihm aus der Hand nahm, wie damals die zwei hundert Stück Friedrichsd'or. Herr Elias Selig, unwillig den Kopf ſchüttelnd über dieſe Geſchichte, tröſtete den Gerhard aus Leipzig. Er lud ihn auch diesmal wieder an ſeinen Tiſch und entließ ihn geſpeiſt und geſtärkt. — — —

Wollen Sie eine Romanze daraus machen, mein Freund? Sie ſehen, was auch die Welt einer Comptoirſtube für Stoffe zu piquanten Dichtungen in ſich einſchließen kann! Adieu!

II.

Leben auf Helgoland.

Die Sturmwinde dieſer grünen, jähzornigen, brauſenden Nordſee haben heut Mitleid mit der eleganten Welt, welche auf dem Dampfſchiffe: „Elbe", nach beendigter Saiſon, aus Helgoland zurückkehrt. Der Ocean hat die feineren Sitten der Dampfſchifffahrt angenommen, und der ſchönen gebildeten Societät, die, von Jahr zu Jahr zahlreicher, in Modefrack und Atlaskleidern und brüſſeler Spitzen ſeinen Tigerrücken befährt, bemüht er ſich ſichtlich, immer mehr und mehr zu zeigen, daß auch er ſich cultivire. So glatt und anſtändig liegt er heut da, wie ein gebohnter Eſtrich, auf dem das taktmäßig ſchwankende Dampfboot mit der Grazie einer Taglioni ſeine zierlichen Schenkel dahin tanzen läßt, und nur zuweilen kräuſelt er in einer mehr als mannshohen Welle ſeine Augenbrauen, wenn ihm der Wind eine ſchäumende Reminiscenz ſeiner himmelſtürmen-

den Gigantennatur in die Gedanken bringt. Aber das Waſſer bändigt ſich vor dem Feuer, und die ſtille, dampfende Steinkohle zeichnet mit liſtiger Induſtrie den ſichern Weg über das ungeheure Weltmeer, deſſen mächtigſte Windsbraut bei weitem nicht mehr ſo gefährlich iſt, als das Platzen jenes Dampfkeſſels, nach dem dort, in der Mitte des Schiffes, die niedliche, wißbegierige Paſſagierin hinunterblickt, indem ſie aus Mädchenübermuth an den Kohlenſäcken die weißen eleganten Hände ſchwärzt. Es wird bei dieſer auch die Meereswildniß durchſchneidenden Civiliſation bald nichts Fürchterliches mehr auf der Welt geben! Die induſtrielle Epoche wird alle großartigen Schrecken der Natur zu einem künſtlich ausgeſchnitzten Artikel der Technik verarbeiten. Es wird bald nichts Fürchterliches mehr in der gebildeten und geſitteten Welt geben, als etwa die gebildete und geſittete Welt ſelbſt, die mit dem Firniß verkommener Zuſtände und abgelebter Einrichtungen ſich lächelnd bemalt, und deren geſchminkter Anblick grauenerregender und ſchreckeneinjagender iſt, als der ſchwärzeſte Meeresſturm, nach deſſen kräftig tobenden Geiſtern ich mich auf dieſer Fahrt vergeblich ſehne.

Die Reiſegeſellſchaft hat ſich in einzelne Gruppen auf dem Verdecke vertheilt, und von den Sprachen aller Nationen hört man abgebrochene Accente durcheinander ſchwirren. Hier und da lehnt ein Paſſagier mit dem Fernrohr über das Geländer, und ſucht den rothkantigen Felſen Helgolands, der hinter uns immer mehr in die Nebel des Meeres zurückſinkt, noch ein Mal in die Nähe zu zaubern.

Dann erſchallt plötzlich ein lautes: Hurrah! am Bord, das einem unten aus der Welle tauchenden Seekalbe gilt, welches Selbſtverläugnung genug beſitzt, ſeine ungeſchlachte Phyſiognomie einen Augenblick lang zu zeigen; oder es gaukeln am leichtern Saume der Woge einige gefallſame Delphine vorüber, die durch ein wohllautendes ſentimentales: Ach! von ſchönen Lippen ſogleich als Damenlieblinge begrüßt werden. Es iſt ein wahrer Heroismus von dieſen holden Hamburgerinnen und Berlinerinnen, die wir an Bord führen, in die Nordſeebäder zu reiſen. Das Seebad verbirbt den Teint, wie du an allen jenen hübſchen, rothbraun gewordenen Geſichtern erſehen kannſt, die ſo muthig und erfriſcht aus den ſeltſamen ſchwarzen und blauen Taffethüten hervorſcheinen. Dieſer Teint und dieſe helgoländiſchen Hüte, die noch als Trophäen des glorreich überſtandenen Wellenbades bei der Rückkehr auf dem Dampfſchiffe getragen werden, ſind die echten Kennzeichen einer wirklichen Badegaſtin, bis endlich, beim erſten Schritt ans heimathliche Ufer, der kunſtvollere Modehut wieder über die Locken geſtülpt wird und bald auch Stadt- und Geſellſchaftsluft die zu ſtark gefärbte Geſundheit der Wangen wieder bleichen. Einen ſolchen Hut habe ich als Varietätsexemplar für deine freundliche Schweſter mitgebracht, guter Iſidor! damit ſie uns auf unſern ländlichen Wanderungen an Euern Elbufern darin entzücke, und ihn vielleicht in die Mode bringe. Dieſe echt nationalen Hüte der Helgolanderinnen, die ſchon früher Urzeit entſtammen, und dort von den meiſten Mädchen getragen werden, beſtehen aus

nichts mehr und nichts weniger als einem Bogen dünner Pappe, zu einer länglich ſchmalen Hutform gedreht, und mit einem Stück Taffet oder ſonſtigem dunkelgefärbten Zeug übernäht, von dem ein Theil herunterfällt, um zur Bedeckung des Halſes zu dienen. In dieſen Hüten, die auch eleganten Geſichtern ſehr gut ſtehen, beſteigen die Badenden auf Helgoland früh Morgens die Böte, um nach der gegenüberliegenden Sanddüne, deren Strand den heilkräftigen Badeplatz darbietet, theils überzuſetzen, theils übergetragen zu werden, denn von den ſeichten Stellen an übernehmen die Schiffer das Amt des heiligen Chriſtophorus, und deine ſchöne Nachbarin, mit der du übergefahren, gefällt ſich als reitende Amazone auf dem breiten Rücken eines wackern blauäugigen Lootſen Helgolands nicht übel. Auf der Düne abgeſtiegen, ſondern ſich, gegen den urſprünglichen Willen des Schöpfers, die Geſchlechter, zur Rechten, und zur Linken, bis ſie ſich auf der Rückfahrt, luſtiger und redſeliger geſtimmt, in den Böten wieder zuſammenfinden, wo die Damen, mit ihrem lang herunterhängenden feuchten Haupthaar, das ſie bis zu der nach der Rückkehr verſchobenen vollſtändigen Toilette frei unter den Hüten hervorflattern laſſen, uns einen maleriſchen Anblick bieten.

Ich treibe mich unruhig auf dem Verdecke auf und nieder. Unter den Paſſagieren kommt kein rechtes Verhältniß, keine lebhafte Unterhaltung zu Stande, und das

anziehendſte, ſinnvollſte Geſicht, mit dem ich mich in ſtummer Unterredung aus der Ferne verſtanden, hat ſich plötzlich entfärbt, und iſt, trotz der leichten Schwankungen des Meeres, ſeekrank geworden. Ich begebe mich vorn an das Bugſpriet, wo zuweilen ein kühner Jüngling aus Langeweile oder Eitelkeit an dem Tauwerk hinauf klettert, und ſchaue ſtill hinunter in die bewegte Meerestiefe, und in Lebenserinnerungen verloren, iſt mir, als ſtiege Aphrodite, leiſe der weißen Brandung der Welle ſich enthebend, in ſanft herwehender Geſtalt zu mir empor. Aphrodite, ſtrahlende Meerestochter, dort von den aufflatternden Vögeln des Himmels begrüßt, und von der niedergehenden Sonne gefeiert, die durch deine wallenden Locken blitzt, was will mir dein ſüßer Gedankengruß, der an ein längſt entwöhntes und hinuntergedrücktes Herz klopft? Wenn ich dem verſtohleneren Geräuſch der Welle zuhöre, meine ich, ſchmerzlich froh erſchreckend, es flüſtere eine Stimme zu mir auf, die ſonſt manches liebe und klangvolle Wort mir geſagt, wie ſeitdem nie wieder eine Stimme; und eifrig erſchöpft ſich die ſummende Woge in den alten Liebestönen, und das wunderbar rieſelnde Spiel der Gewäſſer trägt die Scherze, die Thränen, die Einfälle, die Zärtlichkeiten, die mir unvergeßlich ſind, an meinem Ohre vorüber. O, hör' auf, ich will nichts mehr wiſſen! Laß deine Orkane ſämmtlich heulen, tückiſche Nordſee, gieb' uns den wilden Thieren deiner Stürme und Wellenſchläge preis, und verſcheuche der Gedanken geheime Wehmuth durch aufrüttelnde Empörung deines verderbenſchwangeren Grundes, durch

die alte Macht des mit dem Dreizack donnernden Poseidon! — —

Ich gehe in die Kajüte hinunter, um die Muße dieser ruhigen Fahrt zu nutzen, und dir, lieber Isidor, die verlangten Blätter über meine letzten Reisestationen zusammenzustellen. Diese Blätter sollen blos der Meeresgöttin, der Aphrodite, gewidmet sein, denn sie werden lediglich von den Helgolanderinnen und von der Liebe handeln. Ueber Anderes ein andermal.

Helgoland ist ein öder, unwirthlicher, schwermüthiger Felsen, an dem die Natur, die ihn zum Leitstern für die Seefahrer mitten aus dem Meere rief, einer bloßen Nützlichkeitstendenz nachgehangen, indem sie ihm nur spärlich verstattete, seinen harten Busen mit Blüthen und Laub zu schmücken. Eine Lustfahrt auf schwankendem Boote, zuweilen auch bei Fackelschein, rings um die Insel, eine feierliche Promenade durch die Kartoffel-Allee sind der einzige Spielraum für die Bewegungen der Badegäste, die hier mehr, als anderswo auf's gesellige Zusammenhalten gewiesen sind, und sich gleichwohl in ziemlich gesonderte Zirkel gruppiren. Unter schattigen und gedankenvoll flüsternden Bäumen zu sitzen, und tiefsinnig, wie ein Arkadier, die Bekanntschaft, einer hier badenden Hamburgerin zu beträumen, ist dem Verliebten nicht einmal erlaubt, denn es gedeiht kein Baum auf Helgoland. Der starke und scharf-

athmige Wind, welcher einen beſtändigen Zug auf der Inſel unterhält, hindert alle Bäume am Aufkommen, und nur wenn man dem freundlichen Gruße einer Helgolanderin folgend, in ein Gehöft tritt, gewahrt man hier und da ein dünnes, dürres Stämmchen, das gerade ſo hoch gewachſen, als die gegen den Wind ſchützende Mauer reicht. Dafür betrachteſt du dir lieber die blühende Helgolanderin ſelbſt, und ſtudirſt, während ſie dir vertraulich ihre ganze Hauseinrichtung zeigt, dieſe merkwürdigen, nationellen Geſichtszüge, die wie Meereslilien unter der reinen ſcharfhauchenden Luft des Eilandes gedeihen, und von der freien Weltfernſicht des ringsum rauſchenden Oceans eine gewiſſe Keckheit angenommen zu haben ſcheinen. —

Unten am Strande, im ſogenannten Converſationsſaale, welcher hier die Stelle eines mangelnden Kurſaales vertritt, wird während der Badezeit jeden Sonntag ein Ball veranſtaltet. Prager Muſikanten ſpielen Strauß'ſche Walzer, mit einigermaßen erkältetem Takte auf dieſem äußerſten Thule der Deutſchen Tanzkunſt, und Berliner und Hamburger, welche gewöhnlich den Kern der Helgolandiſchen Badebevölkerung bilden, drehen ſich danach in einem dämmernden, halb erleuchteten, ſchmalen Zimmer. Bei der ſpärlichen Beleuchtung verdämmern mir die Umriſſe der Figuren, ich fange an, Geſpenſter zu ſehen, die vollgerundete Geſtalt jener junoniſchen Hamburgerin erſcheint mir wie ein ſchmackhaft zubereitetes Roſtbeef, das begehrlich vor mir herumtanzt, und dort die anmaßende Naſe eines berühmten Malers, welcher auf Helgoland den Maître

de Plaisir zu spielen pflegt, verzerrt sich mir im Schatten zu einem ungeheuren Pinsel, der mehr moralisch, als malerisch auf mich wirkt. Von diesen Hoffmann'schen Phantasien gefoltert, entfliehe und entsage ich den Freuden der eleganten Welt, und eile hinaus, um einen zweiten Ball zu besuchen, auf dem sich die frischen und kräftig schönen Naturkinder Helgolands untereinander ergötzen. Hin und wieder mischen sich auch unter den Ball der Badegäste tanzlustige Helgolanderinnen, aber selten im vollkommenen Schmucke ihrer Nationaltracht, welche besonders durch das turbanartig geschlungene Kopftuch diesen scharfgezeichneten, lebensvollen Gesichtern ein eigenthümliches Colorit giebt. Das sind aber nicht die rechten, welche die Civilisation der Badesaison bereits erreicht hat, und die ihre landesthümliche Schönheit nicht mehr in die alten Ueberlieferungen ihrer Insel einkleiden mögen. Auf ihrem Sonntagsballe im Oberlande, wo sie sich in der Schenke „zum rothen Wasser" versammeln, mußt du die urkräftige Mädchenflora Helgolands aufsuchen!

Die schwarze brausende Meeresnacht lag unter mir ausgebreitet, während ich die hundertunddreiundsiebzig Stufen der Treppe, welche das Strandland der Insel mit dem Oberlande verbindet, hinaufeilte, in meinen Gedanken Altengland für solchen bequemen Gang segnend, welches uneigennützig auf seine Kosten diese Treppe erbauen ließ. Oben wandelst du noch durch einige schmale Straßen, deren Enge keine Carosse durchläßt, und langst vor einem kleinen Häuschen im rothen Wasser an, wo auf einem nie-

drigen viereckigen Raume das Schönste, was Helgoland hervorgebracht hat, sich vor deinen Augen entwickelt. Einige munter gestrichene Fideln empfangen dich mit einer ehrbaren Tanzmelodie, und obwohl das Zimmer von dicken Tabackswolken durchzogen ist, so wird dir doch bald, nach der ersten Ueberwindung, hier wohl zu Muthe, wenn du die Reihe dieser fröhlichen, treuherzigen, arglosen Menschen musterst, und zu einer hübschen Helgolanderin, mit Aneignung von einigem Plattdeutsch, dich in Verhältniß setzest. Du läßt deiner Nachbarin, neben der du gerade stehst, ein Glas Punsch, das Lieblingsgetränk der Helgolander, geben, und ohne einen Augenblick zu zögern, nimmt sie das Glas von dir an und thut dir mit freundlichen Blicken und Worten Bescheid. Du siehst ihr in die schönen, kühnen, kecken und doch guten, frommen und treuen Augen, die über einer römischen Nase glänzen, und bewunderst den Adel und die antike Schönheit des Ausdrucks, von denen dies arme Fischermädchen umstrahlt ist. Selten groß von Gestalt, ist eine Helgolanderin fast immer von kräftiger Zierlichkeit des Baues, und im heitern und neckenden Gespräch, zu dem sie leicht gebracht wird, reicht sie dir vertraulich die feine, kleine Hand hin, die man hier selbst bei den niedrigsten Mädchen gewahrt. Sie bietet dir auch wohl von selbst ihr Glas, das ihr Bräutigam vor sie hingesetzt hat, und du mußt ihr dann entgegentrinken, und ergreifst sie nachher, diese naturfrische Gestalt in deinen Armen schwingend, zu einem raschen Walzer. Ihre eigenthümlichen Nationaltänze werden selten mehr von

ihnen getanzt. Aber ſie widerſtehen den Bitten nicht, wenn man lange in ſie dringt, den ſogenannten Riehl zu tanzen, eine Art helgolandiſche Ecoſſaiſe mit Trippeltanz, der ſehr ermüdet und nicht den angenehmſten Eindruck von ihrer ſonſtigen Naturgrazie giebt. Eine andre Nationalweiſe beſteht in einem gewiſſen Contretanz, der von einem Tänzer mit mehreren Tänzerinnen getanzt wird, und nichts iſt ergötzlicher, als wenn man einen helgolandiſchen Jungen, die hier auf der Inſel eine merkwürdige Kaſte bilden und in ganzen Schaaren den Fremden ihre Dienſte und Künſte zur Beluſtigung anbieten, für einen Schilling veranlaßt, ſich zu einem ſolchen Tanze zu engagiren.

Es kann nicht anſtändiger, ehrbarer, und luſtiger hergehen, als auf einem ſolchen Tanzboden in Helgoland. Dies brave, unverdorbene Völkchen bleibt ſelbſt bei den heftigſten Ausbrüchen des Uebermuths und der Trunkenheit liebenswürdig, und die anmuthigen Inſulanerinnen, die ſich mit ſo vieler Vertraulichkeit und Freundlichkeit dem Fremden annähern, und ſcherzhaft und herzhaft ſogar mit ihm necken und herumſchlagen, verrathen eben durch dieſe Unbefangenheit, bei allem Scheine von Freiheit, ihren natürlichen Unſchuldszuſtand, der, wenigſtens gegen die Fremden, wie eine unüberwindliche Feſtung ſich darſtellt.

Dagegen findet man unter den Helgolanderinnen ſelbſt ganz verſchiedene und freiere Begriffe von den ſocialen Verhältniſſen herrſchend, als in dem modernen Geſellſchaftsleben unſeres Continents, wo eine erkünſtelte Reinheit der Sitten mit Mangel an Vertrauen und vergiftendem Arg-

wohn ſich miſcht, anerkannt werden dürfte. Hat ſich nämlich ein helgolandiſches Paar vor Gott und ihrem eigenen Herzen Liebe und Treue gelobt, ſo iſt es, merkwürdig genug, allgemeine Sitte bei dieſer Inſelbevölkerung, daß ſich die Verlobten mit der größten Freiheit alle Rechte der Ehe unter einander zugeſtehen, und daß die Hochzeit erſt ſpäter, wo die Gunſt der Umſtände und des Erwerbes es geſtattet, als ein Nachkommendes hinzuzutreten pflegt. Dies ſchaurige Eiland mit ſeinen düſtern abgebröckelten Klippen, die der ewige Sturmſchlag der Wogen wieder in den Abgrund hinunterzuſpülen ſucht, iſt ein traulicher Naturtempel der über alle Geſetze erhabenen Aphrodite, welche die armen Kinder eines unwirthlichen Elements zu den wärmenden Opferflammen ihres Altars lockt, und ihnen die Kultur durch den Kultus, die zweideutigen Bequemlichkeiten und Vorzüge der Civiliſation durch ſüße und argloſe Hingebungen an das Naturrecht, welches im Grunde das Vernunftrecht iſt, erſetzt. Was werden aber die elftauſend heiligen Jungfrauen dazu ſagen, von denen einige große Gelehrte den Namen der Inſel Helgoland (Heilig-Land) ableiten? Ich ſtand in Cöln in der Kirche der heiligen Urſula, wo ihre und ihrer elftauſend Jungfrauen ſämmtliche Gebeine noch heut als Reliquien aufbewahrt werden, und las die längs dem Hauptaltare unter einer Reihe von Wandbildern eingegrabene Legende von den elftauſend Jungfrauen, deren es damals noch eine ſo ungeheure Anzahl in der Welt gegeben haben muß! Auf einem großen Theil der Seitenwände dieſer Kirche und über den

Pfeilern und Bogen des Kirchenschiffes sieht man hinter Drahtgittern leibhaftig die Schädel jener elftausend heiligen Jungfrauen schimmern, die unter Anleitung ihrer tugendhaften Anführerin Ursula, einer brittannischen Königstochter, sich der ewigen Keuschheit gewidmet, und, als Propaganda der Tugend, zusammen eine Expedition durch die Welt gemacht, wo sie endlich, auf ihren gefahrvollen Hin- und Herzügen zur Verbreitung einer Virginitätsassociation, mit dem schlechten Resultate aufhörten, daß sie von den Hunnen massacrirt wurden! Diese elftausend heiligen Jungfrauen sollen nun auf ihrer Expedition auch bei Helgoland gelandet sein, und dort ihre schönste Zeit verlebt haben, damals, als die Insel noch groß, blühend und herrlich gewesen. Oder soll man einer andern Lesart der Legende glauben, welche versichert, daß die alten Bewohner Helgolands diesen Ueberfluß an heiligen Jungfrauen nicht zu schätzen gewußt, und sich, zum Besten der Liebe, so lieblos gegen dieselben benommen, daß zur Strafe das Land großentheils wieder versunken und eingeschrumpft, und nur noch das kleine mürbe Stück Fels übrig geblieben sei, dessen sich heute die Badetendenzen der Zeit bemächtigt haben, und das, unter den ungewohnten Tritten der eleganten Welt, jetzt seinem Wiedereinsturze in das Meer nahe zu sein scheint. Ich überlasse es dir, kluger Isidor, zu glauben, was dir das Vernünftigste scheint, und wenn du dich über den Namen, so wie über die wirklichen Gefahren der Insel in ihrem heutigen, durch so viele Jung-

frauen locker gewordenen Zuſtände näher unterrichten willſt, den trefflichen gelehrten Lappenberg nach zu ſehen *). —

Du kannſt dir aber keine herrlichere Seele voller Liebe und Treue denken, als eine Helgolanderin iſt. Ihre Ehen ſind äußerſt glücklich und ungemein fruchtbar, und wenn die erſt ſeit einigen Jahren wirkende Badeſaiſon nicht allmälig durchdringt, ſo findet man in den Herzen dieſer Inſulanerinnen einen Fonds von Sittlichkeit, Frieden, natürlicher Hingebung und reizender Argloſigkeit, deren Vereinigung unſre Geſellſchaftscivilisation bisher eher gehindert, als erſtrebt hat. Wenn man in ihre Wohnzimmer tritt, wird man von einem ſeltſamen patriarchaliſchen Ruhegefühl umfangen, man möchte ſich mitten in dieſer glückſeligen Beſchränktheit niederlaſſen mit all' ſeiner ſchmerzlichen Vergangenheit und hoffnungsloſen Zukunft, mit all' ſeinen Gedanken über Politik, Liebe und ſociale Zuſtände; und von Ehrfurcht ergriffen, ſtand ich ſelbſt vor ihren merkwürdig hohen Ehebetten, die ſo ſteil ſind, daß ſie erſt mit Vorbereitungen erklettert werden müſſen, und ſchon dadurch zu einem wichtigen und beſon-

*) Herr Lappenberg hat es übrigens aus wiſſenſchaftlichen Gründen wahrſcheinlich zu machen geſucht, daß Helgoland keineswegs ſchon ſo *locker* ſei, um den von andern Gelehrten befürchteten Rückſturz in das Meer beſorgen zu dürfen, ſo wie es derſelbe Forſcher auch hiſtoriſch beſtritten, daß die Inſel früher eine größere Ausdehnung gehabt. Das Meer kehrt ſich indeß an den conſervativen Lappenberg nicht, und reißt ein Stück nach dem andern von dem Continente der Inſel los, wie man an vielen einzelnen, aus den Wellen hervorragenden Klippen erſehen kann, die früher mit der Inſel zuſammen gehangen.

dern Lebensmoment für die Helgolander werden. Während aber Fruchtbarkeit und heiteres Zusammenleben wie ein Himmelssegen ihre Ehen bezeichnet, so ist auf der andern Seite nicht minder charakteristisch, welche sociale Stellung der Geschlechter untereinander durch die Gemüthseigenschaften der Frauen bedingt wird. Die Helgolanderinnen dulden nämlich nicht, daß ihre Männer viel arbeiten, und verrichten daher die meisten und beschwerlichsten Geschäfte, welche ihre Lebenseinrichtung mit sich bringt, selbst. Sie führen ein mühevolles und angestrengtes Leben, während die Männer auffallend müßig gehen und faullenzen. Die Frauen bestellen den Acker, die Männer stehen ruhig dabei und leisten ihnen nicht die geringste Hülfe. Die Frauen tragen alle Lasten die große Treppe zum Oberlande hinauf, die Männer gehen neben ihnen her, ohne eine fördernde Hand anzulegen. Dies verrichtet Alles bei den trefflichen Helgolanderinnen die Liebe, deren freierkorener Wille es ist, daß ihre Geliebten, so lange sie sich auf dem festen Inselande befinden, und nicht mit dem stürmischen Elemente draußen zu kämpfen haben, der größten Schonung und Ruhe genießen sollen. Denn eine Helgolanderin muß in beständiger Besorgniß leben um den geliebten Gatten oder Bräutigam, die, beim Lootsen oder beim Fischfange, welches ihren gefahrvollen Erwerb ausmacht, mit allen Stürmen und Tücken des menschenfeindlichen Oceans sich herumzuschlagen haben, und früher oder später einmal ein Opfer des Meeres werden. Auf der höchsten Höhe der Klippe harrt die Helgolanderin mit ihren weitreichenden, blauen

Späheraugen auf das ſchwankende Boot, aber der Bootsmann ruht unten im kühlen grünen Schooße der Meerestiefe, und die weinende Helgolanderin ſchleicht langſam in die verödete Hütte zurück, wo ſie ſich aus Treue und Leid zu Tode grämt. Klein iſt der Friedhof der Inſel, und nur über der treuen Helgolanderin wölbt ſich bald ein neuer Hügel, die übrigen vermehrend. Der Helgolander da unten hat ein ſchöneres Grab von Kryſtall und Smaragd und Perlenthau, wie ich es mir längſt gewünſcht habe. —

Wenn ich ein Maler wäre, ich malte alle dieſe Geſichter, aber nicht wie der Maler Jordan ſeinen berühmten „Heirathsantrag auf Helgoland.“ Dies Bild ſieht man auch in Steindrücken in manchen Stuben der Helgolander, aber ſo ſchön es in der Gruppirung iſt, ſo enthält es doch vieles Fehlerhafte und Störende, das noch wenig bemerkt worden. Das Mädchen hat nicht das rechte helgolandiſche Geſicht in der ſchärfſten Auffaſſung dieſer entſchiedenen Eigenthümlichkeit, noch die angemeſſene Tracht; der zum Heirathen recommandirte Burſche aber iſt faſt gänzlich mißrathen. Sein Geſicht iſt gut, aber kein Helgolander trägt, wie dieſer, eine Schlafmütze, außer vielleicht im Bette, niemals jedoch auf der Gaſſe. Man begreift auch nicht, warum der Maler ihm gerade in dieſer Situation, als Bräutigam und Liebenden, eine Nachtmütze auf den Kopf gegeben. Am meiſten aber iſt gegen dies vielverbreitete Bild einzuwenden, daß es durchaus nicht in der Weiſe und Sitte der Helgolander liegt, auf dieſe Weiſe ihre Verlobungen und Liebesbündniſſe zu ſchließen, und daß

wenigſtens eine ſolche Scene nicht als etwas Charakteriſtiſches aus dem helgolandiſchen Leben genommen werden konnte. Ein Mädchen und ein Burſche Helgolands machen es erſt unter einander ſelbſt aus, ehe ſie den Vater zu Rathe ziehen oder ſich von demſelben einander recommandiren laſſen. Denn in dem Herzen dieſer Naturkinder waltet die Eigenmacht der Liebe. —

III.

Der Landpfarrer.

Ein Kapitel aus einem verlorenen Roman.

Müde bin ich — ſagte Kandidat Fahrenſtern — und Durſt hab' ich, und Abend iſt es, und der beſte Gaſtwirth dieſer Erde wohnt dort links um die Ecke, und ich dächte, Freund, wir machten uns auf zu ihm, denn er hat guten Wein im Keller, der herrlich und trefflich ſchmeckt, und ein allerliebſtes Töchterchen im Hauſe, das mir zärtlich gewogen iſt!

Geh' und erquicke Dich nach gewohnter Weiſe! ſagte Lilidor lächelnd. Ich zieh' es vor, noch ein wenig die Straßen hier auf und ab zu wandeln. Der Abend macht die Gaſſen romantiſch, die Gärten neben den Häuſern duften, und in den Schleiern der Dämmerung glänzet der goldige Schein des Himmels!

Du Gefühlvoller! rief Fahrenſtern. Sättige Dich an Luft und Duft, und berauſche Dich in Phantaſien, und ge-

nieße den ſchönen Abend. Eine Flaſche Wein ſoll mir beſſere Dienſte thun, als dieſer armſelig romantiſche Abend, und wenn mir Emmas Lippen mit verſtohlener Gunſt einige Küſſe bieten, das wird himmliſcher ſein, als dieſer Himmel mit ſeiner kalten, kupfrigen Abendröthe. Adieu, mein Sentimentaler, auf Wiederſehn! Werde klug, und ſchaffe Dir bald irgend was Liebes an, und liebe Wein, Weiber und den Geſang! Schau, ſo manches hübſche Kind blickt hier und dorten hinaus zum Fenſter, die eine mit Roſenwangen, die andre in Lilienſchönheit. So manche trägt noch im Buſen ein unerobertes Herzchen, und im Herzchen eine kleine Sehnſucht nach Kußgetändel und Liebesſpiel. So manche iſt liebenswürdig und läßt ſich lieben, ſo manche iſt noch zu gewinnen, Freund! Auf, auf, ermanne Dich und ſuch' ein Weibchen!

Du biſt jetzt gerade in der rechten Stimmung, um Deiner Gaſtwirthstochter die Aufwartung zu machen! entgegnete Lilidor. Geh', eile, verſäume die Stimmung nicht, und laß mir die meine! Ich will jetzt den Mond und die Sterne anſehen, und Dir werden in Deines Mädchens Augen die ſeligen Sterne aufgehen, und Dir Luſt und ſüßes Leid tief in dem Buſen wecken!

Du haſt die vernünftigſten Anſichten von der Welt! ſagte Fahrenſtern. Und dafür ſollſt Du auch nächſtens eine Pfarre bekommen, um auf der Kanzel den Kanzleiſtil Deines Lebens behaglich langweilig fortzuſpinnen, während ich armer luſtiger Teufel auf ewig ein Kandidatus zu bleiben genöthigt ſein werden zu müſſen ſcheine,

aber der Kandidatenſtand iſt der Stand der Hoffnung, und die Hoffnung iſt die Würze des Lebens, und das Leben, es lebe hoch! Adieu!

Mit dieſen Worten eilte er fort und ließ ſeinen ernſteren Freund nachdenklich ſtehn.

In der abenddämmernden Wohnſtube ſaß der Gaſtwirth Hoppe, und horchte bei einer gemüthlichen Pfeife Tabak auf das Getös und den Lärm ſeiner Gäſte, der aus dem angränzenden Zimmer im fröhlichen Wirrwarr herüberſcholl. Emma, ſeine Tochter, ſtand neben der Wiege ihrer kleinen Schweſter, und ſang mit gefälliger Stimme ein Liedchen, um das ſchreiende Kind zu beſänftigen.

Ruhe bringt der Abendſtern
Seinen müden Kindern gern
Nah und fern!
Ruhe bringt der Abendſtern!

Der Abendſtern bringt Ruh',
Drum thue die Aeuglein zu!
Schlafe, ſchlafe Du!
Der Abendſtern bringt Ruh'!

ſang Emma, doch im Innern gedachte ſie dabei ihres Fahrenſtern, und wünſchte ſehnlich, daß er da ſei, um, wie

ſchon manchen Abend, an ſeinem traulichen Geſchwätz und Tändeln ſich zu unterhalten.

Da wurde es plötzlich in dem Gaſtzimmer widergewöhnlich laut, mehrere Stimmen ſchrieen heftig durch einander, es erhob ſich ein allgemeiner Aufſtand. Hinaus mit ihm! ward gerufen. Wir wollen ihn nicht in unſerer Geſellſchaft dulden! Der Kerl ſieht aus wie der Teufel, und mag von irgend einem Galgen entlaufen ſein! Seine Nähe verdirbt uns den Wein und giebt ihm einen räucherigen Beigeſchmack! Fort mit dem Lumpenküſter!

Ich werde mich an den Wirth wenden! entgegnete eine Baßſtimme, die Thür ward aufgeriſſen, und im ſeltſamen Aufzuge trat ein Mann in die Wohnſtube, der ungeachtet ſeiner zerriſſenen, unkenntlichen Kleidungsſtücke den Anſchein eines Landpfarrers behauptete. Ueber und über von Staub bedeckt, ohne Schuh' und Strümpfe, im Geſicht blutrünſtig, zerſchlagen, und auf widerwärtige Weiſe beſchmutzt, mit zerrauftem Haar, das unter einem ſchwarzen Käppchen wie Borſten eines wilden Thieres hervorragte, war ſein Anblick ſchaudererregend und konnte leicht die ungünſtige Behandlung, die er erfahren, entſchuldigen. Er wandte ſich mit höflicher Gebärde an den Wirth, und ſagte: Es thut mir leid, daß ich Ihnen Unannehmlichkeiten verurſache! Ich bin der Prediger eines benachbarten Dorfes, und Zufälle auf der Reiſe haben mich in dieſe Lage verſetzt, die Ihre Gäſte zu ſo groben Ungebührlichkeiten verleitet hat. Erlauben Sie, daß ich in Ihrem Zimmer mich niederlaſſe, und meine Flaſche Wein hier in

Ruhe trinke, um ſodann nach genoſſener Erquickung auch meine äußern Umſtände zu verbeſſern, und Sie ſollen mich nicht undankbar finden und unerkenntlich.

Nach Gefallen! ſtotterte Meiſter Hoppe, über des Fremden edeln Anſtand verlegen werdend, da er ihm gern die Thüre gewieſen hätte. Er ſieht aus wie ein Landſtreicher oder Mordbrenner und ſpricht wie ein Buch! dachte er bei ſich ſelbſt. Gewiß ein Spion, auf jeden Fall ein Hallunke und ſchlechter Kerl, keineswegs aber ein Landprediger, wie er vorgiebt, und der ſoll hier in meiner ehrlichen Stube hauſen? In des Teufels Herberge mit ſolchen Patronen! Mein Gaſthaus iſt das angeſehenſte in der Stadt, und wer nicht honett iſt, für den hab' ich weder Wein noch Obdach! — Aber ihm fehlte der Muth, dieſe Geſinnungen laut werden zu laſſen, und mit erheuchelter Freundlichkeit räumte er dem Fremden einen Tiſch ein, und ließ Licht bringen.

Gute Lebensart gegen Fremde und höfliches Betragen — fuhr dieſer zu ſprechen fort, indem er Platz nahm — ſind Tugenden, die man noch immer, ungeachtet unſrer aufgeklärten Zeit, viel ſeltener in der Welt findet, als ihr Gegentheil. Jene lieben Leute drinnen wollten in ihrer Mitte mich nicht dulden, weil unglückliche Ereigniſſe auf dem Wege, Verirrniß im Walde und langes Herumſchweifen über Hecken und Gräben mein äußeres Anſehn entſtellt und widerwärtig gemacht haben. Wie niedrig, wie gemein und geiſtlos geurtheilt! Alſo die Kleider machen den Mann, das ſind ihre Grundſätze, und ſie offenbaren

dadurch, daß auch ſie nur durch ihre Kleider für Männer gelten, oder daß der Schneider ſie gemacht habe, wie es mal irgendwo in einer göttlichen Tragödie ausgeſprochen.

Herr! rief Hoppe aufbrauſend — ich bin der Wirth, und ich bin ein guter Wirth, und Sie ſchelten mir da meine Gäſte und meine Gäſte ſind gute Gäſte, und wer mir meine Gäſte ſchilt, den will ich nicht zum Gaſt haben, den werf' ich zur Thür hinaus! Meine Gäſte ſind keine zerlumpten Landſtreicher!

So war es nicht gemeint, guter Herr Wirth! entgegnete der Fremde, ihn ernſt und bedeutend anſehend, daß Hoppe erſchrak und furchtſam zur Erde blickte. Wie ſollt' ich dazu kommen, Ihre Ehre nur im mindeſten zu beleidigen? Sie ſind ein trefflicher Wirth und haben ein achtſames Auge auf Ihre Gäſte, Ihr Haus iſt das bedeutendſte in der Stadt, jeder vornehme Fremde kehrt bei Ihnen ein, und verläßt es mit Wohlbehagen und größter Zufriedenheit.

Gehorſamer Diener! unterbrach ihn Hoppe, mit einem Scharrfuß. Wozu ſoll Das, dergleichen Schmeicheleien laufen auf etwas hinaus, das ſpricht man nicht ſo für die lieben, leichten Winde, was wollen Sie, haben Sie ein Anliegen an mich, ich gebe ſchon mein Monatliches an die hieſige Armenkaſſe, und ſolche feine Betteleien werden bei mir abgewieſen! — Doch was ſprech' ich? fuhr er, ſich beſinnend, fort. Sie verzeihen, Herr, ich bin zuweilen etwas confus, meine Gedanken machen Abſtecher, aber warum ſitzen Sie auch in einer ſo verwünſchten, zerfetzten

Bettelgarderobe da, daß einem ſchlechte Ideen unvermerkt zwiſchen die Zähne kommen, und wären Sie auch der heil'ge Apoſtel Petrus ſelbſt, oder Paulus, oder Lucas, oder ſonſt irgend einer! Nichts für ungut, Herr — Irren iſt menſchlich — Sie werden Einſichten haben —

Bedarf keiner Entſchuldigung! ſagte der Fremde. Nur um eines will ich Sie bitten, mir über einen gewiſſen Punkt Rede zu ſtehn. Hat vielleicht heute, wahrſcheinlich erſt gegen Nachmittag, ein junger Mann bei Ihnen eingeſprochen, der ſich Herr von Bach nennt, und eine junge liebenswürdige Dame begleitet, die er entweder für ſeine Frau oder für ſeine Schweſter ausgeben wird? Ich will Ihnen Beide beſchreiben, zuerſt den Mann. Er iſt noch in den Zwanzigen, mittlerer Größe, hat ein blaſſes, abgelebtes Geſicht, blondes Haar, alle ſeine Züge verrathen einen ſeichten Suitier, und nur in Schmeicheleien und zuvorkommendem Betragen gegen die Dame wird er eine gewiſſe Gewandtheit und auch wohl Annehmlichkeit blicken laſſen. Sie ſelber, ich brauchte ſie nicht zu beſchreiben, wenn ein Engel jemals vom Himmel geſtiegen wäre; ich könnte ſagen, ſie war ihm ähnlich, wie ſeine Schweſter. Ihre ſchlanke Graziengeſtalt blüht nur einzig auf dieſer Erde. Wo duften noch ſolche Blumenwangen, wo ſtrahlen noch ſolche Augen, im ſüßen Himmelblau, ein unwiderſtehliches Zauberlicht, das Geiſt und Sinne trunken dahinreißt! Ihr Lächeln iſt der goldene Traum der Liebe, ihr Ernſt ſtimmt zur ſeligen, thränenthauenden Andacht jegliche Bruſt, ihr munteres, leichtfertiges Weſen läßt ver-

ſchmachten in Wonne und Sehnſucht, ſie zu genießen, und läßt die Ewigkeit aufgeben um einen Kuß, zwei Küſſe von ihr, um zu trinken die Unſterblichkeit ihrer Lippen!

Er war bei dieſen Worten aufgeſtanden, ſeine Gebärden verriethen die größte Bewegung, ſein dunkles Auge rollte wie in wilder Begeiſterung, alle ſeine Züge gewannen Ausdruck und Leben. Sie war treulos! flüſterte er leiſe zu ſich ſelbſt, nach einigen Augenblicken des Stillſchweigens. Doch was ergreift Dich an dieſem Orte, vor fremdem und ungeweihtem Ohr, ihr Angedenken ſo tief und mächtig? — Herr Wirth! fuhr er zu Hoppe gewandt fort, den vorigen gleichgültigen Ton erkünſtelnd. Iſt Ihnen vielleicht ein ſolches Paar, wie ich es eben beſchrieben, heut zu Geſicht gekommen?

Ihre Beſchreibung war zu verwirrt — antwortete Hoppe — um mich mit Sicherheit daraus zu vernehmen, aber der Name, den Sie nannten, trifft zu. Ja, ein Herr von Dach mit einer jungen Dame ſind heute Mittag hier eingekehrt, ſchien vornehmes Volk zu ſein, forderten das beſte Zimmer, das ich im Hauſe hätte, das abgelegenſte von der Gaſtſtube, und verzehrten nichts als ein Gericht Forellen, die man allerdings in der auserleſenſten Sorte bei mir vorfindet. Vor einigen Stunden ſind ſie abgereiſt, um im nächſten Dorfe, ſo viel ich gehört habe, zu übernachten.

Im nächſten Dorfe? ſchrie der Fremde. So nah bin ich meinem Ziele? Auf, fort, ſchaffen Sie mir ein Pferd, Herr Wirth, es koſte, was es wolle, gleich und im Augen-

blick! — Doch laſſen Sie nur! Iſt es wahr, daß ſie dort übernachten wollen, treff' ich ſie zeitig genug, und muß erſt meinen Diener hier abwarten, der mit beſſeren Kleidungsſtücken für mich kommen wird. — Doch um Vergebung, der wahre Name, den ich meine, heißt Herr von Bach — wenn ich recht hörte, ſagten Sie Herr von Dach?

Herr von Dach! erwiederte Hoppe. Ich glaube, es iſt mit Ihnen ſelber nicht ſo recht richtig unter dem Dache! und verließ mürriſch und kopfſchüttelnd das Zimmer.

Wie leicht kann der gute Mann die Namen verwechſeln! ſagte der Fremde zu ſich ſelbſt. Herr von Bach! Herr von Dach! Ich glaube demungeachtet, daß es die rechten ſind. Sie forderten ein abgelegenes Zimmer, ſie aßen Forellen — Forellen waren von jeher ihre Lieblingsſpeiſe!

Die Arme über einander geſchlagen, ging er mit heftigen Schritten auf und nieder, das Licht auf dem Tiſche flackerte und drohete zu verlöſchen. Im Hintergrunde des Zimmers ſaß Emma, in einem Lehnſtuhl, das Köpfchen in die Hand geſtützt, und begann ängſtlich zu werden, daß ſie mit dem fremden, wunderlichen Manne allein war. Er ſchien ihre Anweſenheit jetzt erſt zu bemerken, ſeine Mienen wurden gefälliger und er ſah oft und lange mit freundlichen Blicken zu ihr hinüber. Sie ſtellte ſich ſchlafend, drückte ſich in die Polſter des Lehnſtuhls und athmete ſtärker, wie wenn ſie ſchlummere. Er näherte ſich ihr leiſe, mit dem Licht in der Hand, um das Antlitz des ſchlafenden Mädchens zu betrachten.

Ein stilles, sanftes Gesicht! sprach er — angehaucht von blühenden Träumen und lieblich übergossen vom süßen Schlaf. Ruhe, liebes Mädchen, ich kenne Dich nicht, aber Du gefällst mir, ruhe und schlummere sanft! Verschlossen sind jetzt Deine frischen Lippen, aber bald vielleicht werden sie einem Liebsten reizend entgegenschwellen, und diese Wangen, die jetzt der Traum röthet, werden im Purpur der Liebeswonne sehnsüchtig flammen. Ach, wäre mein Inneres so sanft und sturmlos, wie die Fläche Deines traulichen Angesichtes, und so rein, wie der Athem Deines Schlafes! Holdes Kind, Rosenknospe, laß mich küssen Deinen Mund, und theile mir Deinen Frieden mit, der Dich still umweht! Gemüthliches Bild der Unschuld, stärkender, erhebender Anblick, wenn die Gemeinheit des Lebens unsere Seele verfinstert hat!

Er neigte sich bei diesen Worten zu ihr hernieder, und wollte sie umfassen, doch Emma, die bisjetzt sich nicht zu regen gewagt hatte, fuhr entsetzt zusammen, sprang auf und rief mit heftigem Angstgeschrei um Hülfe. Da klopfte es von Außen mit gewaltiger Faust an die Fensterscheiben, daß die Gläser klirrend in Stücke sprangen, ein Flügel des Fensters ward aufgestoßen, und eine männliche Gestalt schwang sich herein. Von der Zugluft verlöschte das Licht, das Kind in der Wiege ward munter und weinte laut. Emma ergriff es eilig in den zitternden Armen und entfloh bebend hinaus zum Zimmer. —

Es war Fahrenstern, welcher jetzt zum Fenster hereinstieg, und mit drohender Gebärde auf den Fremden

zuſchritt. Er hatte draußen auf ſein geliebtes Mädchen gewartet, ob ſie nicht, wie oft, vor die Thür kommen würde, zum Plaudern und Koſen in heimlicher Abendſtunde. Das niedrige Fenſter ließ ihn bequem in die Stube blicken, und Emma's freundliche Geſtalt erſpähend, gewahrte er den Fremden, hörte die Geliebte ſchreien, und eilte, ihr durch kühnen Entſchluß Hülfe zu bringen.

Mein Herr! redete er den Fremden an. Wir begegnen uns hier Beide im lieben Mondenſchein, aber hoffentlich zu keinem Liebesduett, ſondern wenn Sie Ehre beſitzen, werden Sie mir Genugthuung geben, gleich auf der Stelle. Sie haben ein Mädchen beleidigt, die ich vor jeder Kränkung zu ſchützen gewillt bin, die mein Leben iſt und für die ich mein Leben wage! Wer Sie auch ſein mögen, Sie ſind ein Schuft, bis Sie Ihre Ehre wieder von mir eingelöſ't!

Nicht zu vorſchnell, mein junger Herr! entgegnete der Andere kalt. Ihre Jugend verhindert mich, Sie beim Wort zu nehmen. Aus Mitleid überhöre ich Ihre Beleidigungen. — Doch was ſeh' ich! fuhr er fort, unſern Fahrenſtern näher betrachtend, indem er vor Verwunderung die Hände zuſammenſchlug. Mein Sohn! treffen wir uns hier, und auf welche Weiſe, in welcher ſeltſamen Begegnung! Hans, erkennſt Du mich denn nicht, Deinen Vater!

Wunderbar! ſagte der junge Fahrenſtern, wie von Erſtaunen gelähmt, ihn anſehend. Ja, Vater, Du biſt es, jetzt kenn' ich Dich, guten Abend, doch eher hätt' ich ver-

muthet, heute noch Consistorialrath zu werden, als Dich hier und so anzutreffen, und Dich fast zum Duell zu fordern, mein alter, guter, wunderlicher Vater!

Der alte Fährenstern umarmte seinen Sohn und Beide freuten sich des unverhofften Zusammentreffens. Der Mond leuchtete hell ins Zimmer, in der Gaststube neben an war es still geworden, nichts regte sich im ganzen Hause, nur draußen summte noch die geschäftige Magd mit heiserer Stimme ein verbuhltes Lied, und die Aufwärter schäkerten und lachten mit ihr, und trieben unfeine Scherze. —

Daß ich mich hier aufhalte, Vater! sagte der junge Fahrenstern — habe ich schon vor einigen Wochen geschrieben und Dir gemeldet. Du weißt, ich hatte hier Absichten auf eine Pfarre. —

Ganz recht, ich erinnere mich! sagte der Vater. Andere Dinge haben mich in diesen Tagen beschäftigt und so tief ergriffen, daß alles Uebrige in meinem Gedächtniß zurückgetreten! Aber was machen Deine Bewerbungen, theurer Sohn?

Wahrscheinlich bin ich zu gut für diese Pfarrstelle — antwortete Fahrenstern, denn ich habe sie nicht erhalten. Du weißt, man muß bei diesen Geschichten immer erst lange warten, und um mich das Warten nicht verdrießen zu lassen, hab' ich ein wenig flott gelebt, und das ist herumgekommen, und da hat es denn geheißen, ich würde unmöglich ein guter Seelenhirt werden, denn mir fehle ganz die milde, göttliche Hirtenseele, ich sei ein Säufer und Liedergahn! Amen! sprach ich. Ich werde auch nicht ver-

hungern, und ſollte der Fall eintreten, ſo komm' ich in den Himmel, ſtatt in euer langweiliges Conſiſtorium, und damit Proſit!

So recht, mein Sohn! ſagte der alte Fahrenſtern. In den gemeinen Verhältniſſen des äußern Lebens gleichgültig und kalt zu bleiben, das iſt die Philoſophie, die ich Dich immer gelehrt habe. Den Philiſter verachten wir, nur an Freundes und der Geliebten Bruſt ſind wir wahre Menſchen, warmempfindende, und laſſen unſere Gefühle ſtrömen, eine goldne, ſonnige Flut!

Ja wohl, Vater! entgegnete der Jüngling. Du biſt nun ſchon ſeit Jahren Landpfarrer in Eierſtock, und wirſt Dir das dort ausgebrütet, und aus dem Leben herausphiloſophirt haben, bis auf Heller und Pfennig richtig! Aber laß das gut ſein und erzähle mir lieber wie Du jetzt hier herkommſt, in welchen Geſchäften, in welchem Aufzug! Himmel, wie ſiehſt Du aus, jetzt bemerk' ich erſt recht den Zuſtand Deiner Garderobe, welch' ein Gott hat Dich untergehabt; welcher Teufel hat Dich verunſtaltet, welches Schickſal zerriß Deine Kleider und raubte Dir Schuh' und Strümpfe! Wie, und in ſolchem Koſtüm dachteſt Du vorhin Glück zu machen bei meiner Emma, und fieleſt ihr um den Hals, und wollteſt das Mädchen küſſen. Vater, Du biſt ein kühner Geiſt, wahrlich, das hätt' ich ſelber mir nimmermehr zugetraut, in dieſer Deiner Beſchaffenheit einer Dame die Cour zu machen. Aber es freut mich, daß ſie Dir gefallen hat, es iſt meine Emma, ſie hab' ich mir aus-

erleſen, wir ſind uns beide gut, innig und herzlich, und ſie ſoll dermaleinſt meine liebe Frau werden!

Ich billige Deine Wahl! ſagte der Vater. Sie iſt lieblich geſtaltet, und muß ein ſchönes Herz in dem Buſen tragen. Liebet euch, ſie ſei der Frühling Deines Lebens und laſſe Dein Leben in duftiger Blüthe ſchimmern; wenn Dein Herz trunken iſt in Andacht, mache ſie Dich zum Gott, wenn Dein Herz leer iſt von dem ſeichten Leben, flüſtre ihre Nachtigallenſtimme Dir milden Troſt und umwehe Dich mit Träumen der Abendröthe! Liebet euch, und ſeid glücklich beide; und liebt euch das Leben zum Paradies und verküßt die Sorgen und vertändelt zuſammen die Zeiten der Schwere! — Aber von etwas Anderem will ich jetzt zu Dir reden, Hans! fuhr er nach einigem Stillſchweigen, im zutraulichen Tone fort! Wenn Vater und Sohn ſich ungehindert alles mittheilen können, das iſt ein ſüßes Glück dieſer Erde, und wir wollen es uns nicht rauben! Was ich Dir zu ſagen habe, lieber Sohn, betrifft mein eignes Leben in der nächſten Vergangenheit, und ſoll Dich zum Theil über den Zuſtand aufklären, in dem Du mich jetzt hier findeſt. Nicht lange mehr hab' ich Zeit, auf dieſe Unterhaltung zu verwenden, bald muß ich fort, drum ſetze Dich her und vernimm!

In der Stube war es allmälig ganz dunkel geworden, der Mond ſchien nicht mehr, und der alte Fahrenſtein holte ein Feuerzeug aus der Taſche, das verlöſchte Licht wieder anzuzünden. Nachdem er einige Gläſer Wein, die noch in der Flaſche waren, für ſeinen aufmerkſamen Zuhörer eingeſchenkt, be-

gann er alſo: Es iſt Dir nicht unbekannt, mein Sohn, wie ich von dem Amt eines Predigers denke, daß nur eigne, dunkle, mißverſtandene Neigungen meiner Jugend mich zu dieſem Beruf verleitet, und daß ich eine gleiche Standeswahl bei Dir nimmermehr würde gebilligt haben, aber Du ſchienſt im Anfange Deiner Studienlaufbahn eine ganz andere, von meinem Weſen unendlich verſchiedene Natur zu ſein. Genug, daß ich mich auf meiner Landpfarre zu Gierſtock ſtets unheimlich fühlte und ohne Frieden; hinaus ins Leben ſteuerte mein friſcher, beſchwingter Geiſt, doch ich ſaß feſt mit den Flügeln auf meiner Kanzel, wo die wahre Andacht verſtummen muß, die wahre Andacht, die wie ein kühner Adler um die Ewigkeit Gottes in ſeligem Rauſche ſchwärmt, wo nur die traurige, langweilige Moral ſprechen kann, zu Menſchen, die man nicht hinausführen darf über die Grenzen ihres engen, matten, formellen Lebens! — Ich ertrug alles, ich vergaß es und war glücklich, ſo lange Deine Mutter noch lebte, in ihren Armen, in dem Zaubergarten der Liebe, der alle Sorgen einſchläfert mit ſeinen Lethedüften und den tauſend melodiſchen Stimmen ſeiner Quellen, Brunnen und Aeolsharfen! Sie ſtarb, ich hielt ihr die Leichenpredigt, die erſte Predigt, bei der ich weinte; frage mich nicht in welcher Oede ſeitdem ich trauerte und mein Leben welkte. Jahre vergingen, der Menſch überlebt alles, ſie war todt, ich hatte ſie begraben, ich ſehnte mich nach neuer Liebe und neuer Luſt! Die Arme ſind geöffnet, das Herz ſchlägt! Zieh' ein, neue Geliebte, in aller Deiner Lieblichkeit! Töne

wieder, Glockenſpiel der Liebe! Strahle wieder, Feſttag der Liebe, mit Deiner heitern Sonne, mit Deinen funkelnden, flammenden Nächten, wo die Sehnſucht in Wonne ſich ſtillt!

Da riefen mich einſt Geſchäfte in die Reſidenz, mehrere Tage mußt' ich mich dort aufhalten, dort war es, wo das Schickſal meiner künftigen Tage ſich entſpann. Ich ſpazierte eines Abends auf der öffentlichen Promenade, und muſterte die Spaziergänger, nahm die wandelnden Damen in Augenſchein, als ſich mir ein Mädchen mit Blumen in den Weg ſtellte, und ihre Frühlingswaare zum Verkauf ausbot. Ich betrachte ſie näher, ſie gefällt mir und fällt mir auf, welche zarte Wangen, welch ein himmliſches Auge, welche holde Geſtalt bei einem Blumenmädchen von dieſem Stande. Ihr ſchlechtes Gewand, das die reizenden Glieder nur leicht verhüllte, ſprach von Armuth und Dürftigkeit, ſie rührte mich in dieſer Erſcheinung, ich beſtellte ſie mit Blumen in meine Wohnung auf Morgen früh. Ihr Bild beſchäftigt und beunruhigt mich die ganze Nacht, ich kann den Gedanken an ſie nicht los werden. Am Morgen kam ſie, beſſer angezogen als geſtern, das blonde Haar in wallenden Locken, mit heitrem Antlitz, lieblicher glänzend beim Schein des Tages; ihr „guten Morgen!" wie ſüß geſprochen, wie naiv accentuirt! klingt mir dieſe Stunde noch lebendig im Ohr und Herzen! Doch genug, es war ein ſeliger Anfang neuer Liebe, ich liebte ſie und ſie widerſtand nicht. Sie wurde mein, ihr Vater war ein verarmter Gärtner, er übergab mir ſeine Tochter, und

glücklich zog ich mit dem lieblichſten Weſen nach meinem Eierſtock. Da ward es im alten Pfarrhauſe wieder lebendig und luſtig und alles um mich her ſchien zu lächeln und zu ſtrahlen in heitrem Glanz und fröhlichem Farbenſchimmer meiner neuen Sonne. Da war ich wieder ein Mann, da war es wieder ein Leben! Die lang verſtummte Sprache der Liebe jubelte laut, da blieb der Morgen nicht mehr ohne Grüße, der Mittag nicht mehr ohne geſelliges Tiſchgeſpräch, der Abend nicht mehr ohne die ſüßeſte Unterhaltung, ohne Scherz und Kuß, ohne Phantaſieen von Glück und Ruh', ohne Andacht und höhere Seligkeit. Wie ſie nach und nach mir immer inniger ſich geſellte, wie ihr Geiſt ſich mir erſchloß, den ich zu allem, was ihrer würdig war, zu bilden und in ſeinen ſchönen, bisher vernachläßigten Fähigkeiten zu entwickeln ſtrebte. So verging uns beiden ein Jahr, Adelaide war jetzt erſt liebenswürdig, über ihr anmuthiges Weſen war der Schein einer gebildeten Seele ausgebreitet, ſie war jetzt erſt fähig, wie früher meine Liebkoſungen, ſo jetzt meine tiefern Gefühle zu verſtehn, zu theilen! Unſer Glück war auf dem Gipfel, aber der Gipfel jedes Dinges iſt auch ſein Ende; vernimm kurz, wie es ſich ergab. Sie war ſchön, aber ſie war treulos, ſie ſchien mich zu lieben, aber ihre Liebe war wankelmüthig! Adelaide ward auf ein Mal ganz verwandelt und umgeändert, kalt gegen mich und einſylbig, launiſch und mißbehaglich, ich konnte den Grund dieſer Veränderung nicht einſehn. Was iſt dir, Adelaide? rief ich ſchmerzlich und kummervoll. Welcher Wurm benaget dein fröhliches

Blumenleben, das erſt noch herrlicher und immer herrlicher aufblühn ſollte? Was iſt dir, ſprich es offen heraus, uns alles, was fehlt, muß ſich finden und alles muß ſich ausgleichen. — Ich ſprach dies im traulichſten Tone, ſie ſchien verlegen zu werden, zu erröthen, faßte ſich aber bald, ein boshaftes Lächeln umſpielte ihre Lippen, ſtralte aus ihren Augen, den lieben, blauen Augen, die ſonſt nur Huld lächelten. Ueber den langweiligen Landpfarrer! ſagte ſie höhniſch, und wandte mir den Rücken und hüpfte munter, wie mir zum Spott, in den Garten fort. Mein Sohn, das ergriff mich, das wollte mich zerſchmettern, ich hätte das Weib würgen können, und mich ſelbſt, ich hätte weinen mögen und ſchluchzen wie ein Kind, und zerfließen in Leid und Wehmuth. Ach, und in dieſem Ausdruck der Bosheit war ſie dennoch ſchön, ſie konnte Verlangen erwecken, ſie war begehrenswerth! Himmel, woher dieſer Zwieſpalt! Wer gab ihr dieſen Gedanken ein, dieſen verderblichen, tödtenden! — Ich wankte in meine Studierſtube, ich ſchloß mich ein und ſann über den Vorfall nach, es ward Abend, ich ward finſtrer und wußte nicht Rath noch Hülfe. Nach einem Becher Wein, meinem gewöhnlichen Schlaftrunk, fühl' ich mich auffallend müde und matt, dumpf und träge, ein eiſerner Schlummer ſinkt plötzlich über mich und will die kraftloſen Glieder zu Boden werfen. Ich ermanne mich mit Gewalt, ich unterſuche den Wein, der mit einer großen Doſis Opium untermiſcht, ſo lethargiſch wirkte. Das hat ſie gethan! ruf' ich entſetzt. Ich ſoll ſchlafen, unterdeß will ſie, wer weiß was, Ver-

rätherisches und Heimtückisches ausführen und mich berücken, und mich beliſten, und ich ſoll es verſchlafen und mein Unglück ruhig geſchehn laſſen. Doch ich will nicht, bleierner Druck des Schlummers, weiche von mir, ich will wachen, und will ſpähn, wo ſie iſt und was ſie thut, die Treuloſe!

Dieſer Gedanke ermuntert mich, ich bin frei von den Banden des Schlafes, ich ſuche ſie im Hauſe, ich ſtürze fort in den Garten, wie ein Raſender, wo in der entfernteſten Laube, an der Seite der Landſtraße, Stimmen tönen und Wörte zu hören ſind. Es iſt mein Weib, das ich dort erblicke, mit einem fremden Mann tändelnd und koſend, beim verſchwiegenen, heimlichen Abend, ungeſtört und ſich ſicher wähnend. Er hat ſie umfaßt, er küßt ſie mit tauſend Schmeicheleien und Liebesworten, ich erkenne ihn wohl, es iſt der liederliche Neffe des Gutsherrn, ein junger Herr von Bach, ein alberner, ſeichter Menſch, der, ich begreife nicht wie, ihr Herz gewonnen und mir entwendet hat. In dieſem Augenblick, wo ich ſie ergreifen will, die Verrätherin, und ſie überführen, befällt mich wieder die Macht des verdammten Schlaftrunks, um ſo heftiger, da ich ſeine Wirkung gewaltſam zurückgedrängt, die gepreßte Seele ringt vergeblich gegen dieſen Zauber, ich ſinke nieder, mein Geiſt umhüllt Nebel und Traum, ich will ſchrein, ihnen zuſchrein einen Fluch der Hölle, der ſie zerknirſche, wie gerichtete Sünder, aber der Laut verſagt mir und wird zu einem nichtigen Seufzen! Ich ſehe nur noch, wie ein Wagen von der Landſtraße her vorfährt, wie der Herr von

Bach Adelaiden über das Stacket hebt, mit ihr in den Wagen ſteigt, ich höre noch einmal ihre liebliche Stimme flüſtern, der Kutſcher peitſcht die Pferde, es rollt der Wagen davon, durch die Nacht, beim Mondenſchein und Sternengefunkel und ich ſchlummre ein. — Morgen iſt es, als ich erwache, wunderbar treten dieſe Bilder wieder vor mich, Zorn, Sehnſucht nach ihr, Wuth, Verzweiflung beſtürmen mein Herz. Sollt' es möglich ſein, daß ſie wirklich fort iſt! Entflohn mit einem Anderen, buhleriſch, treulos! Undankbare, wo biſt Du, komm hervor, hier bin ich, Du biſt nicht fort! Komm hervor, mein liebes, zartes Blumenmädchen, die meine Sorgfalt hat aufblühn laſſen zur holden Blume, zur ſchönſten Gattin, aus einem ſchweifenden Blumenmädchen, komm, mein Kind, es iſt jetzt Morgen, die Sonne ſcheint über die Gärten, die Lerche ſingt, laß den Kaffee in die Laube bringen, in der Laube iſt's kühl und duftig, und ſetze Dich zu mir, und laß uns koſen und tändeln, und laß mich Dir die Hand küſſen, die liebliche, weiße, und die ſchelmiſchen Lippen und die muntern, roſigen Wangen, und laß uns lauter Scherz treiben, Du Kleine mit den verliebten Augen! Komm, ich hab' es vergeſſen, daß Du mir ungetreu warſt, Du biſt jung und liebſt die Veränderung, Du biſt feurig und läßt Dich gern küſſen, ich hab' es verziehn, aber komm nun auch, komm, komm, komm! — So eilt' ich rufend durch alle Gänge des Gartens, durch alle Gemächer meines Hauſes, doch ſie kam nicht, ich war und blieb allein, und ſie war entflohn und fort. Ich muß ſie wiederhaben, ich kann nicht ohne

ſie leben, ich laſſe meine Pfarre im Stich, und ſetze mich auf ein Pferd, und jage dahin über die Landſtraße, ohne Raſt und Aufhören, ohne Plan und Ueberlegung, nur vom blinden Eifer ins Weite dahingetrieben. Das Glück ſcheint mir günſtig, ich treffe auf Spuren, wo ſie durchgereiſt und verweilt, nach dieſer Stadt ſollen ſie ſich endlich begeben haben, mein alter Gaul bietet unter mir ſeine letzten Kräfte auf, er ſtürzt zuſammen, ich laſſ' ihn in einem Graben liegen, wandre zu Fuß und bin dennoch mit Sonnenuntergang eine Viertelmeile vor dieſen Stadtmauern. Da ſeh' ich über den Feldweg vor mir ein eiliges Paar dahinlaufen, Mädchen und Mann, ſie ſcheinen mir verdächtig, ſie blicken ſich oft nach mir um, und eilen ſtärker. „Das mögen ſie ſein! denk' ich, das ſind ſie, ihnen nach, ergreife ſie zur glücklichen Stunde!" Ich verdopple meine Schritte, ich rufe ihnen ein donnerndes Halt zu, ſie ſtürzen ſchreiend fort und rennen aus Leibeskräften, ich ihnen immer nach, über Hügel und Gräben; durch Hecken und Geſträuch. Der Weg geht einen Weinberg hinan, ich laſſe nicht ab, ſie zu verfolgen, raſtlos und unaufhörlich, mein Ziel bald näher, bald ferner vor Augen habend, da hör' ich plötzlich unter mir Geſchrei und Fluchen, eine ſtarke Hand ergreift mich am Fuß, es ſind die Arbeiter des Feldes, die dort ſchlafend lagen, und deren einen ich ins Geſicht getreten, beſinnungslos über ihn wegſchreitend. Die Kerle ſpringen auf, umringen mich, ſie ſchlagen auf mich los, doch ich entfliehe ihnen, meine Beute zu erhaſchen, ſie und ihn, die, wahrſcheinlich ganz ermattet und

nicht weiter könnend, am Abhange eines Hügels ſich zitternd hinwarfen. Ich eile auf ſie zu, ſie ſtrecken mir von fern flehend die Hand entgegen, ſie weinen laut und rufen ängſtlich Hülfe, da bin ich ihnen nah, da erkenn' ich ſie — welcher Irrthum! ſie ſind es gar nicht, ein unſchuldiges Bürgermädchen mit ihrem Bruder, beide faſt noch Kinder, ſtehen zagend vor mir, ſtürzen ſich mir zu Füßen, bis in den Tod erſchöpt und von Angſt gemartert. Die armen Kleinen, mein blödes Auge war an der Täuſchung Schuld, ſie hatten ſich wohl anfangs vor mir gefürchtet, meines wilden, haſtigen Ganges halber und fingen an, vor mir zu laufen, ich that alles, ſie zu beruhigen und ihnen den Schreck zu vergütigen. — So erblickſt Du mich denn nun hier, mein Sohn, und in dieſem Aufzuge, von meinen abentheuerlichen Wanderungen hart mitgenommen. Es freut mich, daß ich Dir mein Schickſal habe erzählen können, lieber Hans, die Pflicht der Mittheilung iſt erfüllt und ich muß jetzt abbrechen und aufbrechen. Eine neue Spur lockt mich zu den Entflohenen, neue Hoffnung glimmt in mir auf, die Treuloſe wieder zur Treue zu bewegen, daß ſie wieder mein werde, und mein Glück ſei, und mein Himmel und meine Seligkeit!

Der junge Fahrenſtern hatte dieſer Erzählung ſeines Vaters mit Aufmerkſamkeit zugehört, und bezeigte ihm jetzt ſeine Theilnahme, und wünſchte ihm, daß er das erſehnte Ziel baldigſt erreichen möge. Es iſt ſchon ſpät! ſagte der Landpfarrer. Lebe wohl, mein Sohn, auf glückliches Wiederſehn!

Halt, Vater! ſagte Fahrenſtern. Wenn ich's auch billige, daß Du durch die Nacht ungeſäumt wandern willſt, denn Deine Liebe hat es eilig, ſo muß ich Dich, als ein guter Sohn, doch daran erinnern. —

Recte mones! fiel ihm der Vater heftig ins Wort — ja, es iſt wahr, ich weiß, was Du ſagen willſt, mein Aeußeres nimmt ſich ganz erbärmlich, ich gelte leicht auf der nächtlichen Landſtraße für einen Räuber und Galgenvogel. Was iſt da zu thun, wie mach' ich das, was ſoll' ich anfangen, dem Wirth hab' ich vorgeredet, mein Diener käme mit Kleidern nach, aber Wahrheit und Lüge, Ideal und Wirklichkeit ſtehen auch hier ſich ewig und unerreichbar fern!

Mir fällt etwas ein! ſagte Hans Fahrenſtern, nach einigem Beſinnen; der Gaſtwirth Hoppe hat gerade denſelben Körper, wie Du! Dort liegen ſeine Kleider, dort ſtehn ſogar ſeine Stiefel, dort auch ſein Hut, die Noth nöthigt Dich, Du biſt ein Geiſtlicher und kannſt ſchon einmal ſündigen, denn der liebe Gott iſt Dein Freund, bemächtige Dich alſo dieſer Garderobe und laß Deinen ſchwarzen, zerfetzten Kittel ſtatt deren hier. Da Herr Hoppe außerdem mein Schwiegervater iſt oder werden wird, ſo bleiben ſeine Kleider ohnehin in der Familie, und er kann ſich dadurch nicht anders als geehrt und geſchmeichelt fühlen!

Dieſer Rath fand Beifall und war in Kurzem auch ausgeführt. In des Gaſtwirths anſehnlichen Feierkleidern ſtand der Pfarrer alsbald da, geſchmückt und ſtattlich, und

lächelte wohlbehaglich über ſich ſelbſt, den guten Gedanken ſeines Sohnes preiſend. Da hörten ſie draußen auf dem Flur Hopvens Stimme, der während ihres Zwiegeſpräches in Geſchäften außer dem Hauſe geweſen und jetzt zurückgekehrt war. Sie zögerten nicht länger, ſtiegen beide hinaus zum Fenſter, und befanden ſich im Freien, in der ſtill ſie umgebenden Dunkelheit der Nacht. —

Bis an das Stadtthor begleitete Fahrenſtern ſeinen Vater, wo ſie von einander Abſchied nahmen und ſich trennten. Kirre Dein holdes Liebchen oder Weibchen, dein treuloſes, ausgeflogenes Täubchen, kirre ſie wieder in Deinen Taubenſchlag, und wann Du ſie eingefangen, dann ſchicke mir aus Freude darüber einige Dukaten mehr für jeden Monat, denn die Lebensmittel ſind theuer und der Wein will getrunken ſein' Adieu! ſagte Fahrenſtern und begab ſich alsdann nach Hauſe, der Andre aber eilte haſtigen Schrittes über die Landſtraße dahin. —

IV.

Die Freiheit der Völker und die Kunst.

Die künstlerische That, die That des schaffenden Genius, wir können sie unter keinem höheren Gesichtspunkt betrachten, als daß wir in ihr die Gewährleistung sehen für die That der Geschichte, für die That des politischen Gesetzgebers, für die That des in seiner Einheit und Freiheit sich erhebenden Staatslebens, eine Gewährleistung, indem sie den Bildungs- und Formtrieb des menschlichen Geistes an einem Object der Freiheit siegreich aufzeigt. Wird dieser freie Bildungstrieb der Völker, der durch die Kunst gewissermaßen seine Erziehung erhalten kann, die politischen Verhältnisse, den Staat, ergreifen, so wird das politische Schöpfungswerk von dem Kunstwerk die Idee der freien Organisation zu entlehnen haben. Denn die Idee der Organisation, die im Naturproduct noch als eine unmittelbare Thatsache der Nothwendigkeit vorhanden ist, sie hat im Kunstproduct

den Durchgang durch die geiſtige Welt des Individuums genommen, und iſt dadurch erſt in das warme Herzblut der Menſchheit getaucht worden und hinübergetreten in den Geſtaltungsproceß des Völkerlebens. Im Kunſtwerk empfangen wir das erſte geiſtige Bild der Organiſation, das auf den freien Menſchen ſelbſt zurückweiſt, und das darum zugleich den erſten Ausweg darbietet, um von ihm aus zur wahren freien Geſtaltung aller menſchlichen Zuſtände überzugehen. Schiller ſagt deshalb in ſeinen Briefen „über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen" ſehr treffend: „es giebt keinen andern Weg, den ſinnlichen Menſchen vernünftig zu machen, als daß man denſelben zuvor äſthetiſch macht!"

Es ſcheint daher, daß die künſtleriſche Bildung den unmittelbaren Weg zur Bildung des freien Staatslebens zu zeigen im Stande ſei, und ſchon in ſich trage! Zwar iſt bekannt, daß die Kunſt gerade oft zu ſolchen Zeiten der Geſchichte blühend gefunden wird, wo die politiſche Freiheit entartet war, oder die abſolute Königsgewalt unnatürlich alle ſchaffende Volkskraft überragte. So rechnet auch Haller in ſeiner Reſtauration der Staats-Wiſſenſchaften, die Künſte wie die Wiſſenſchaften gewiſſermaßen zum Regierungsluxus, und betrachtet ſie als Regal, das am beſten von den Königen ausgeübt werde. Aber wenn es nicht zu leugnen iſt, daß ſich die Blüthe der Kunſt oft am glänzendſten und üppigſten um den Thron der abſoluten Gewaltherrſcher gerankt hat, ſo liegt darin nur ſcheinbar zwiſchen der Kunſt und der Freiheit ein Widerſpruch

ausgedrückt. Die Kunst ist es dann eben, in deren Region sich zu solchen Zeiten der göttliche Bildungstrieb der Menschheit, der den Organismus der Freiheit schaffen will, hineingerettet und verschlossen hat. Die Kunst hat ihrem Wesen nach die inwendig arbeitende Volkskraft in sich aufgenommen, und wenn sie sich damit zu den Füßen des Thrones niedergelassen, wenn sie damit vor einem Ludwig XIV. gekniet hat, so hat sie zugleich die Rechte des Nationalgeistes und die schöpferische Kraft der Individualität, der Gewalt gegenüber, geltend gemacht. Despoten haben daher die Künstler eben so sehr gefürchtet, als beschützt. Eduard I. ließ nach der Eroberung von Wallis alle Barden des Landes umbringen, was oft besser sein kann, als sie verpflegen oder mit Titeln schmücken zu wollen. Aber in dieser Grausamkeit des Eroberers beruht die höchste Anerkennung der in der Kunst treibenden und wirkenden Volkskraft, die in ihr zerstört werden soll. Der Palast, in welchem der Tyrann wohnt, kann von der Baukunst in den herrlichsten Verhältnissen aufgeführt sein, und mit den Formen der Schönheit ein lastervolles und schändliches Leben verhüllen. Die Kunst verliert durch den Gebrauch, der von ihr gemacht werden kann, nichts an ihrer Bedeutung. Aber der Tyrann hat in seinem eigenen Hause, das die nach idealen Gesetzen schaffende Architektur ihm hingestellt hat, in den Verhältnissen der Harmonie und des Gleichgewichts, die ihn umgeben, gerade diejenigen Gesetze anzuerkennen, die er seinen Völkern gegenüber zerstö t und umgeworfen hat. Ueberall, wo die Kunst in

ihrer Vollendung erſcheint, hat ſie, und in ſchlimmen Zeiten gerade am meiſten, die höchſten Geſetze der Menſchheit in ſich bewahrt, und die innerſte Thatkraft des Volksgeiſtes in ihre Gebilde übertragen, wodurch ſie oft den Anſchein gewonnen hat, in den Zeiten der Entartung der öffentlichen Verhältniſſe am höchſten zu gedeihen, während ſie darin nur die Brücke gebaut hat zu den beſſeren und glücklicheren Zeiten hinüber.

Zwar kann die Kunſt auch von ſchlechten Zeiten Verſchlechterungen ihres Weſens annehmen, ihre Formen wie ihren Gehalt verderben und beflecken. Die meiſten Gefahren drohen ihr dann von jener äſthetiſchen Zerſtreuungsſucht, wie ſie zu gewiſſen Epochen ſich der Völker bemächtigt, und wie ſie namentlich ſolche Zuſtände der Reſtauration, wo künſtliche Hemmungen für die Entwickelung des Volksgeiſtes eingetreten ſind, zu charakteriſiren pflegt. Es ſind aber alsdann Kunſtrichtungen eigener Art, welche auf den Schauplatz des Tages zu treten pflegen; es iſt ein Zeitalter der Virtuoſität angebrochen, ſtatt eines Zeitalters der Kunſt. Die Künſtler erſcheinen als Virtuoſen, und benutzen die kranken und reizbaren Nerven ihrer Zeit zum Reſonanzboden ihrer Abſichten. Die Virtuoſität entfaltet ihren prachtvollen Schweif, und ſchlägt damit ihre Räder, um durch dieſe dämoniſche Beweglichkeit einen Erſatz, zum Theil eine Traveſtie der ſtockenden Thatkraft des hiſtoriſchen Lebens darzubieten. Wir haben in den zwanziger Jahren dieſes Jahrhunderts eine ſolche faule nichtsnutzige äſthetiſche Zeit gehabt, und laufen Gefahr,

wenn unſer öffentliches Leben nicht durch einen neuen großen Wellenſchlag wieder gehoben wird, in dieſe Aeſthetik der Reſtaurationszeiten wieder zurück zu verſinken. Die Virtuoſität iſt uns dabei mit ihren bedrückenden Zaubern beſtändig nahe geblieben, und hat unſere Tageszuſtände umſchwebt, mit dem gaukelnden Flug des Vogels, der eigentlich Unheil bedeutet, und ſchlimme Witterung anzeigt. Wo die Virtuoſität ſolche öffentliche Bedeutung hat erlangen können, wie in der Reſtaurationsperiode die großen Sängerinnen und Tänzerinnen, ſpäter die brillanten Perſönlichkeiten der Muſik, welche bei uns an die Stelle der dem Teufel ſich verſchreibenden, umherziehenden Ritter getreten, wie ſie ſonſt in der romantiſchen Poeſie umherſpukten; — wo ſolche Geſtaltungen und Richtungen auf der Höhe des geſellſchaftlichen Lebens ſtehen, da muß auf dem Grunde des ganzen Daſein Etwas verrenkt und gebrochen ſein. In Zeiten, wo man auf dem ehrlichen hiſtoriſchen Wege mit den Ideen nicht fertig werden kann, erſcheint die Virtuoſität als die erſchreckende Fertigkeit, mit Allem fertig zu werden, und einem Jahrhundert, das den Gedanken, den es gedacht hat, nicht durchbringen kann, durch das Undenkbare ein ſchwindelndes Entzücken einzujagen. Wer an nichts mehr glaubt, ſoll doch nun an das Unglaubliche glauben. Eine Zeit, die ſonſt nichts wagt, muß ſich durch die Wagniſſe einer einzigen Virtuoſenhand übertroffen oder verſpottet ſehen. In der Virtuoſität zeigt ſich die Kunſt, wie ſie den Verderbniſſen des Zeitgeiſtes verfallen, und in einem bacchantiſchen Taumel alle Mißklänge

ihrer Zeit in ſich zuſammengerafft hat, um gewaltſam und durch verzweifelte Anſtrengungen eine Schönheit daraus zu machen!

Die Regierungen hat man zu manchen Zeiten auch von dieſer ſchlechten Aeſthetik Gebrauch machen und gewiſſermaßen Partei dafür ergreifen ſehen. Die äſthetiſche Erziehung der Völker hat ihnen dann in ihrem Sinne keine Erziehung zur Freiheit oder zur Vernunft geſchienen, ſondern ſie haben in dem äſthetiſchen Vergnügen eine Beſchwichtigung für mancherlei unzeitige Aufwallungen, ein krampfſtillendes Mittel, auch eine ſüße Belohnung für blinden Gehorſam, ſich in Bereitſchaft zu halten geſucht. Dieſe Anſicht, die hier und da eine polizeilich-äſthetiſche Bedeutung der Kunſt zu entwickeln geſucht hat, ſie trifft im Grunde mit einer andern, vielfach zur Geringſchätzung der Kunſt vorgebrachten Anſicht zuſammen, wonach die Kunſt, als blos dem Vergnügen dienend, ein hölleriſches Kind, und eine Tochter des Müßiggangs, keinen Anſpruch auf irgend eine geiſtige und ideale Geltung zu machen habe.

Dieſer, das Weſen der Kunſt, wie es ſcheint, am härteſten treffende Vorwurf, daß ſie nur ein Intereſſe des Vergnügens ſei, führt uns zur Betrachtung des Vergnügens ſelbſt.

Eine Geringachtung der Kunſt kann nur auf demjenigen Standpunkt daraus abgeleitet werden, auf dem überhaupt eine falſche und thörichte Anſicht von dem herrſcht, was das Vergnügen iſt. Das Vergnügen muß zunächſt

als etwas durchaus Nothwendiges für die ganze Menschheit erkannt werden, und vieles schwere und wichtig gehaltene Gepäck, womit sich das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden sauer genug herumgeschleppt hat, wäre immer bei weitem eher zu entbehren gewesen, als das Vergnügen, dessen höhere Nothwendigkeit alle Zeiten durchdringt. Es hat noch kein Volk gegeben, das ohne Vergnügen zu bestehen vermocht hat, und selbst das verwahrloseste bethätigt eben in diesem Drang die höhere Würde und Freiheit der menschlichen Natur, die, eben so gut wie im ernsten sich selbst denkenden Gedanken, so auch im fesselosen Spiel der Freude sich bewußt werden kann, daß sie um ihrer selbst willen da ist, sich selbst genießend und sich selbst bestimmend nach göttlichem Ebenbild. Man hat in unsern Tagen viel von den Kanzeln herab gegen das Vergnügen gepredigt, und zwar nicht blos gegen die Lust von Redouten und Maskenbällen, und gegen deren Verlegung auf den Sonnabend, damit — wie es in einer in Berlin gehaltenen Passionspredigt des Prediger Arndt heißt — „ja die ganze Nacht durchschwärmt und der Tag des Herrn recht gefliſſentlich entweiht werde, und um alle seine Bedeutung und Heiligkeit komme im Volksleben!“

Dieser Eifer gegen die Berliner Sonnabends-Redouten kleidet schön, obwohl die darin liegende Voraussetzung, daß auf denselben wirklich das Vergnügen geherrscht habe, von Kennern noch in Zweifel gezogen werden soll. Dieser Prediger gegen das Vergnügen eifert aber damit zugleich gegen das Streben unserer Zeit nach einer freien

Verfaſſung, nach einer freien Preſſe, gegen die ſogenannten Anmaßungen der Wiſſenſchaft und gegen die Luſt am Kunſtwerk, in welchen Dingen allen in der That das größte Vergnügen beſteht. Es iſt überhaupt merkwürdig zu ſehen, wie diejenigen, welche die höhere Nothwendigkeit des Vergnügens verkannt haben, damit immer zugleich die höhere Nothwendigkeit der Kunſt, der Freiheit, der Vernunft abgeläugnet und in den Bann gethan haben. Sie haben dadurch das verbannte Vergnügen in gute Geſellſchaft gebracht, wo es ſeinen Platz neben der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Freiheit erhalten, der ihm denn auch von Gott und Rechtswegen für alle Zeiten gebührt. Dies Vergnügen iſt die wahre Muſe des Menſchengeſchlechts, ein Allerheiligſtes der Geſchichte darſtellend, zu dem die abſtracte Frömmigkeit der Zeit nur dann erſt Zutritt erhalten kann, wenn ſie concret geworden, und in der lebendigen Wirklichkeit ſelbſt den Gott gefunden hat.

Der allerdings immer ſtärker werdende Drang nach Vergnügen in unſerer Zeit muß sub specie aeterni zugleich als der Drang nach Glück angeſehen werden, der die heutige Weltſtimmung vorzugsweiſe charakteriſirt. Der Drang nach Glück, der ſich von allen unſern öffentlichen Verhältniſſen nicht mehr will abweiſen laſſen, er iſt der ächte und ſtarke Bürge für freie und ſchöne Geſtaltungen, denen unſere Zeit entgegengeht. Von dieſem neu erwachenden Glück der Menſchheit mit fortgeriſſen wird der Staat ſich der Schönheit öffnen, denn unter einem glücklichen Volke iſt und wird Alles ſchön. Man hat von [illegible]

litiſch verderbten Zeiten häufig bemerkt, daß dann die ſchöne Bildung unter den Menſchenkindern abgenommen habe. Die freien Griechen hatten die ſchönſten Formen auch des Leibes an ſich. Winkelmann (in ſeiner Geſchichte der Kunſt I. 56) bemerkt, daß man unter den Griechen gar keine gepletſchten Naſen gefunden hätte, welche, auf die Sclaverei deutende Form vorherrſchend bei den geknechteten und uncultivirten Völkern auftritt. Es wäre daher keine Uebertreibung zu ſagen, daß man den Völkern ihre Staatsverfaſſungen ſchon an den Naſen anſehen kann. In der Zeit des freien Staatslebens dringt die Schönheit bis in den innerſten Haushalt eines Volkes ein, ſie ergreift die Trachten, die Kleidung, die Hausgeräthe, die Wohnhäuſer, und verkündigt durch die Harmonie ihrer Formen die Einheit des ganzen Volkslebens, in der alle Widerſprüche der Gewalten gelöſt und ausgeglichen ſind. Aus dem verſchütteten Herkulanum und Pompeji trat die wunderbare Totalität eines ſolchen Daſeins wieder an das Licht hervor, und wir blickten hier in die kunſtvoll eingerichteten und geſchmückten Gemächer des alten Volkes hinein, um zu erkennen, wie ein großes öffentliches Leben ſich in den täglichen und häuslichen Gewohnheiten eines Volkes als Schönheit ausdrückt.

V.

Ein frommer Tag in Neuwied.

Das Dampfschiff: Stadt Coblenz, welches mich von Bonn den Rhein hinauftrug, war fast nur mit zurückkehrenden Naturforschern, die von ihren eben beendigten Versammlungen sprachen, und mit reisenden Engländern, die nichts sprachen, beladen. Nur jener blonden Engländerin mit dem unbeschreiblich feinen und blassen Gesicht und den seltsamen, schönen, keuschen Augen, hätte ich, in meinem trümmerhaften und zum Theil aus veralteten Shakspeare-Ausdrücken zusammengerafften Englisch, die Romanze vom Ritter Toggenburg erzählt, als wir bei Rolandseck und Nonnenwerth vorüberfuhren. Hätte Schiller diese wunderbare Gegend, die Heimath der Sage, vor Augen gehabt bei seinem Gedichte, er würde ihr noch ein tieferes melancholisches Colorit der Umgebung geliehen haben. Die Romanze ist aber recht eine für blonde Engländerinnen,

mit kalter Schweſterliebe. Meine hörte ſo innig und eifrig zu, daß ſie nicht bemerkte, wie ihr die à l'anglaise länglicht an Schläfe und Wangen anliegenden Locken der Wind auflöſte. Nachdem ich meine leiſeſte Fingerſpitze andeutend an ihr Haar zu legen gewagt hatte, hoffte ich zum Dank wenigſtens aus ihrem Munde zu hören: „Ritter, treue Schweſterliebe widmet Euch mein Herz!“ Aber auch nicht einmal dies, und ſo ſagte ich ihr ein Lord Byron'ſches Fare thee well and if for ever! und verließ das Dampfſchiff, welches eben vor Neuwied Station machte, wo ich eine mir bekannte Familie zu beſuchen hatte.

Dieſe ſchöne, ſtille, freundliche und obwohl kleine doch keineswegs kleinſtädtiſch gebaute Stadt liegt dicht am rechten Rheinufer, und prangt wie ein aus einem Heiligenknochen geſchnitztes Kreuz in dem Halsgeſchmeide dieſes Fluſſes. Der Rhein gleicht einem mittelmäßig hübſchen Mädchen aus alter, glorreicher Familie, deſſen Namen, Mitgift und Brautſchmück herrlicher ſind, als ſeine eigene Schönheit, ihm aber dennoch den allgemeinen Ruhm der Schönheit erwerben. So iſt der Rhein als Strom nicht bemerkenswerther und ſchöner, als einige andere Flüſſe in Deutſchland, aber die Mitgift, die ihm Natur und Geſchichte gegeben, ſeine Ufer, ſind es, die ihn zu dieſem einzigen Individuum unter den Gewäſſern erheben. Die deutſchen Metaphyſiker mögen es unterſuchen (was wohl der Spekulation werth wäre!): ob das Waſſer, oder ſeine Ufer, einen Fluß zum Fluſſe machen? So viel iſt gewiß, daß ein Fluß erſt durch ſeine Ufer zur Perſon wird, und

ſo fährt man auf des Vater Rheins Rücken an ſeiner links und rechts ſich ausmalenden Lebensgeſchichte vorüber, die, mit tauſend Erinnerungszeichen hoher Bergſpitzen gen Himmel ragend, oder in die tiefſinnige Sage einer romantiſchen Schlucht ſich einſpinnend, bald mit dem grünen Rebenzweig ſich fröhlich bekleidet, bald im altergrauen Stein der Schlöſſer, Ruinen, Felſen, an denen hochoben ſo viele Mährchen und Geſchichten hängen, ſeine Haus- und Familien-Tradition verewigt. Und in Neuwied hat die ſanfte Andacht, mit welcher der Rhein oft vor Dir daliegt, wenn er ſeine Welle in wunderbaren Morgen- und Abendrothſchimmer taucht, ſich Hütten gebaut, und eine kleine Colonie Herrnhuths zur Anſiedelung bewogen.

Unter den viertauſend Einwohnern der Stadt gehören jedoch nur ſechshundert zu den herrnhuthiſchen Brüdern, die in einem beſondern Quarré wohnen, welches ſich von fern durch die äußerſt reinlichen, weißen, ſtillen Häuſer, die man bei allen frommen Sekten dieſer Art findet, verräth. Dieſe rheiniſche Herrnhuthercolonie iſt vornehmlich berühmt durch ihre Erziehungsanſtalten für Mädchen und für Knaben, die zu beſuchen ich, nach einer kurzen Wiedererkennungsſcene mit meinen hieſigen Bekannten, mein erſtes Geſchäft ſein ließ. Dieſe Inſtitute haben einen ſo weit verbreiteten Ruf in der Pädagogik erlangt, daß ſeitdem auch andere nichtherrnhuthiſche Erziehungshäuſer hier emporgeſtiegen, um die Gunſt der neuwieder Atmoſphäre für dieſe Zwecke zu nutzen. Die Stadt ſelbſt hat dadurch eine ganz eigenthümliche Frequenz gewonnen, indem die

Eltern der Kinder, welche aus den verschiedenartigsten Gegenden und Nationen hieher gesandt sind, vom Auslande namentlich aus England, Nordamerika, Holland und Frankreich, zum Besuch derselben herbeizukommen pflegen und dann gewöhnlich längere Zeit verweilen, da den Zöglingen selbst das Verreisen während der Unterrichtsjahre nicht gestattet wird.

An der Seite eines alten, ehrwürdigen, ausgedienten Herrnhuthers durchwanderte ich, unter solcher legitimen Bedeckung, zuerst das Mädchen-Erziehungshaus, Schulklasse für Schulklasse. Den allgemeinen Aufbruch, den unser Erscheinen in jeder Klasse verursachte, stillten wir immer sogleich durch die ernste Miene pädagogischer Wißbegierde, mit der ich auch meinem Aussehn einige Wichtigkeit zu verschaffen suchte. Nach einem leichten Gespräch mit den oft anmuthigen Lehrerinnen über Art und Weise des jedesmaligen Gegenstandes und der eingeführten Lehrbücher, ließen wir sie in der Ausübung ihres Berufs fortfahren, und hatten Ursache, überall die Liebe, Geschicklichkeit und Heiterkeit, mit welcher der Unterricht betrieben wird, zu bewundern. Ich freute mich, unter diesen lieblichen, kleinen Mädchen, die aufmerksam und sinnig zu beiden Seiten die Lehrende umsaßen, lauter muntere, frohe, frische Gesichter anzutreffen, und nicht die geringste Spur von einem Einfluß pietistischer Dumpfheit und Dummheit, der diesen Anstalten überhaupt nicht zum Vorwurf gemacht werden kann. Lachen, Scherz und kindlicher Uebermuth werden sogar während des Unterrichts laut, und von der freundlichen Lehrerin,

zur Erweckung eines vertraulichen und willigen Verhältnisses, getheilt und erwiedert. Nie sah ich so viele interessante Gesichtsschnitte von den verschiedensten Nationalitäten in einem kleinen Raum vereinigt, als auf diesen schwarzen Schulbänken. Die Mädchen wohnen nach ihrem Alter beieinander, sind aber nach ihren bereits erworbenen Fähigkeiten und Kenntnissen, mit denen sie oft auf sehr unterschiedenen Stufen in der Anstalt anlangen, in die einzelnen Lehrklassen vertheilt. So sieht man nicht selten neben ganz kleinen, muthwilligen Mädchen, die noch mit den ersten Anfangsgründen des Lernens spielen, schon herangewachsene Jungfrauen sitzen, denen bereits die Blüthe des jungen Busens sich hochgehoben hat und die vielleicht schon der Bräutigam hieher sandte, um sie kurz vor der Ehe noch ein wenig zu cultiviren, nachdem sie, der Himmel weiß durch welche besondern Verhältnisse, der Glieder reizende Elemente eher gezeitigt als die ersten Elemente des Wissens. Diese Mädchen wurden blutroth, wenn wir in die Klasse traten, und die schonende Lehrerin vermied es, sie in unserer Gegenwart durch Fragen auf die Probe zu stellen. Mir aber that der ganze Anblick dieser holden pädagogischen Musterwirthschaft in meinem innersten Gemüth wohl, und manche Scenen meiner Kindheit und manche Gedanken meiner ersten Liebe brachten mir ihr stilles, verklungenes Glück wieder nahe. Nur das gelang mir trotz meiner lyrischen Stimmung nicht, den bekannten herrnhuthischen Hauben, welche sämmtliche Lehrerinnen, unter den Schülerinnen aber nur zwei bis drei, trugen, eine Schönheits-

linie abzugewinnen. Es iſt nicht einzuſehn, warum ſich die Frommen gerade dieſen Haubenſchnitt zum Abzeichen erkoren haben, da der liebe Gott, dem man auch einigen Geſchmack zutrauen muß, unmöglich ſein Wohlgefallen daran haben kann. Dieſe Hauben, die ſo platt und flach gedrückt ſind, wie manche verwaſchene Kirchengebete, rauben auch dem lieblichſten Geſicht etwas von ſeinem guten, natürlichen Ausdruck, und Gott, der gern ſchöne Geſichter ſieht, wird es euch nicht danken, ihr frommen Mädchen, daß ihr ihm eure Reize verunſtaltet zeigt! Sinniger finde ich noch die Farbenſymbolik, welche ſich an die Bänder dieſer Herrnhutherhauben knüpft, um die Verhältniſſe der verſchiedenen Lebensalter zu bezeichnen. Die ganz jungen, noch ungereiften Mädchen tragen purpurrothe Bänder, deren ſcharfe, ungeduldig ſchreiende Farbe das Platzenwollen der Mädchenknospe verräth; der aufblühenden Jungfrauen Bänder tauchen ſich in das allernothwendigſte Element, in die Farbe der Liebe, und erröthen in Roſa vor der ſüßen Bedeutung dieſer Lebensſtufe; die verheiratheten Frauen ſchmücken ihre Haube mit dem Blau der Treue; die Wittwen tragen das vieldeutige Weiß, entweder als Farbe des verblichenen Glücks, oder als Farbe der Freude, oder als Farbe, aus der, wie bekannt, jede andere noch wieder gemacht werden kann. —

Nachmittags war ich bei einer trefflichen herrnhutiſchen Familie zum Kaffee geladen. Die Geſellſchaft beſtand aus dem Alten, einer ehrwürdigen Geſtalt, auf deſſen hohen Jahren der ſichtliche Frieden Gottes ruhte; ſeiner Gattin, einer rüſtigen Matrone mit feurigen, kohlſchwarzen Augen,

die seltsam unter der Herrnhutherhaube hervorstachen; ferner einer jungen, schönen Frau mit weißen, füllereichen Gliedern, die aus Norddeutschland zum Besuch ihrer Verwandten hier anwesend war, und, obwohl durch Geburt und Erziehung eine Herrnhutherin, sich doch weltlich gekleidet trug, und, von einer pietistischen Haube unbeengt, die üppigen Locken frei um das Haupt flattern ließ; und endlich einer wirklichen herrnhuthischen Muhme aus Herrnhuth selbst, deren Frömmigkeit diesen Sommer in Neuwied Gastrollen gab, und die mir Zeichen ihres Wohlwollens bewies, indem sie mir alle Augenblicke den Kaffeekuchen präsentirte. Ich aber sollte in große Anfechtungen gerathen. Die Muhme wollte von ihren frommen Brüdern in Berlin, namentlich von dem der dortigen Brüdergemeinde vorstehenden Prediger D. erzählt haben, und ich stellte mich so unschuldig, als wüßte ich gar nichts davon! Die Muhme schlug die Hände vor Verwunderung über den Kopf zusammen, daß ich in keiner Verbindung mit den berliner Pietisten stand. Die Muhme wußte sich das gar nicht zu erklären. Ich fing ihr an, immer verdächtiger zu werden. Von diesem Augenblick präsentirte mir die Muhme keinen Kaffeekuchen mehr. Und die junge hübsche Frau mit dem weißen Lilienfleisch fragte mich, eine Thräne in den schönen Augen, theilnehmend: ob ich auch ein Christ sei? Wer hätte ihr etwas abschlagen können! —

Ich schlenderte darauf noch ein wenig in dem Park des Fürsten von Neuwied umher, wo mir, auf den dunkelschattigen Spaziergängen, manche der schelmischen Mädchen-

geſichter wieder begegneten, die ich heut, in der Anmuth und Würde ihres Schulfleißes, kennen gelernt hatte. Ich nahm Abſchied von dieſen guten, jungen, unſchulds- und ſeelenvollen Geſichtern, vor denen ich eben ſo viel Andacht und Rührung empfinde, wie in einer Kirche, und eilte an den Strand des Rheins zurück. Der über den fernen Uferbergen emporwirbelnde Rauch verkündete ſchon das Herannahen des Dampfſchiffes, deſſen ich harrte, um noch heut weiter nach Coblenz zu gelangen. Bald legte auch der Schnellſegler: Friedrich Wilhelm, an der Fähre von Neuwied an, um die ihn erwartenden Paſſagiere aufzunehmen. Der Abend kam plötzlich heran, es dunkelte, und ein ſtürmiſcher Regenſchauer vertrieb den größten Theil der Reiſegeſellſchaft vom Verdeck. Nur einige in ſchwarze Mäntel gehüllte Geſtalten wandelten noch auf und nieder, und ich ließ ebenfalls unter dem freien, kühlen Nachthimmel manche unruhige Gedanken in mir austönen. — —

VI.

Kunstabenteuer.

1. Das Fleisch.

— Du wirst Dir denken, daß ich seit Eröffnung der diesjährigen Ausstellung meine liebe Noth habe. Der Enthusiast Bileam mit seiner jungen Frau ist hier angekommen. Sie wollen ihre Flitterwochen in Berlin und in den Sälen der Kunstausstellung verleben, welche letztere den Brennpunkt aller Freuden und Unterhaltungen des jungen Ehepaars ausmacht. Ich führe sie umher.

Bileam versteht nichts von der Malerei, aber was viel mehr sagen will, er ist entzückt von ihr. Die Liebe zur Kunst ersetzt bei ihm hinlänglich das Verständniß, und wie bekanntlich Rafaël ein großer Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren wäre, so würde unser Freund, auch wenn er mit Blindheit geschlagen wäre, noch immer ein begeistertes Auge für Gemälde haben. Ein Gemälde

gilt ihm schon deshalb für ausgezeichnet, weil es überhaupt ein Gemälde ist, sowie die philanthropische Moral befiehlt, eines Menschen sich anzunehmen, weil er kein Vieh ist. Dabei besitzt Vileam eine herrliche Baßstimme von sonorer Tiefe, mit der er seinen Anschauungen so trefflich Luft zu machen weiß, daß sie oft wirklich dadurch einen tiefen Anstrich erhalten und Jedermann ihm gern zuhört. In Gesellschaften führt er das Wort, man theilt allgemein seine Ansichten, und sie gehen auch in einige hiesige Blätter als Kunsturtheile über. Der Mensch macht mir so viel Kummer, daß ich darüber an der Kunst selbst verzweifeln möchte, und doch beneide ich ihn wieder, denn Vileam ist gar zu glücklich.

Und nun solltest Du erst die junge Frau an seiner Seite sehn, wie liebenswürdig sie ist! Sie hängt nur an seinen Blicken und Mienen, und wenn wir zusammen vor einem Bilde stehen, und der lobende Vileam alle Ausdrücke erschöpft, die Detmold in seiner bekannten Anleitung zur Kunstkennerschaft verzeichnet hat, so zieht Pauline noch ihr schneeweißes Schnupftuch hervor, und trocknet sich damit eine verstohlene Thräne aus den kindlichen blauen Augen. Da müßte man statt des Herzens einen Stein im Leibe haben, wenn man noch länger anstehen wollte, ein solches Bild für das Höchste zu halten, was geleistet werden kann!

Ich lasse auch die Flügel hängen, Theuerster! und gestehe nur Dir und wenigen Märtyrern der Wahrheit hier am Ort meine geheimen Zweifel. Den letzten Ver-

ſuch habe ich auf Bileam, da er doch unſer Freund iſt, gemacht, indem ich ihm noch am Tage vor Eröffnung der Ausſtellung aus meinen Reiſetagebüchern einige Skizzen vorlas. Du kennſt ſie, denn ſie gehen uns gemeinſam an, und ſchildern die andächtigen Studien, die wir zuſammen vor den göttlichen Schöpfungen Rafaels und Tizians, Van Dycks und Rubens, auf unſern Reiſen gemacht haben. Aber Bileam, der nicht nur zu loben, ſondern auch zu tadeln verſteht, lachte mich aus, und tadelte meine vorzugsweiſe Heiligſprechung dieſer alten Meiſter. Er behauptete, die Malerei ſei ſeitdem viel weiter gekommen und erſt jetzt in ihre eigentliche Blüthenepoche getreten. Ich fragte ihn aus: woher er das wiſſe? Er verſicherte, es von den Malern ſelbſt gehört zu haben, und berief ſich deshalb auf ſeine Reiſen, die er am Rhein, an der Spree und Elbe gemacht. Seine Frau, die von einem Maler aus der düſſeldorfer Schule pörtraitirt worden war, gab ihm einen herzlichen Kuß, und drückte mir die Hand, um mich zu beſänftigen. Hübſch artig ſein! bat die holde Frau. Was ſollte ich machen?

Wir durchſchritten die ſchönen Säle der Akademie, die diesmal in ihrem erweiterten Ausbau einen großartigen Anblick gewährten. Alles glänzte und ſchillerte von Farben, bunten Gewändern, goldnen Rahmen, und der feſtlichen Reihe der Beſuchenden, die ſich hier ſtündlich in einem intereſſanten Gemiſch durcheinander bewegen.

Hat es wohl zu Rafaels Zeiten eine ſolche berliner Ausſtellung gegeben? fragte Bileam triumphirend, indem

er uns haſtig durch das Gedränge fortriß. Wenn die Kunſt, ſprach er weiter, nicht mehr ausſchließlich der Kirche und Religion dient, in der ſie ſonſt ihren Mittelpunkt gefunden, ſo verſammelt ſie heutzutage, mehr als irgend eine andere Betriebſamkeit des ſchaffenden Genius, allen Glanz des geſellſchaftlichen Lebens um ſich her. Wo giebt es wohl eine andere Gelegenheit des Lebens, die ſelbſt unſere höhern und höchſten Stände, bis zur excluſiven Geſellſchaft hinauf, zu einer ſolchen Oeffentlichkeit herauslockt, in der ſie in dieſen Sälen vor den Meiſterſchöpfungen der neuerſtandenen Kunſt ganz ungenirt ſich zeigen, betrachten und ſich betrachten laſſen? Für fünf Silbergroſchen kann man täglich auf der Ausſtellung Alles ſehen, was nur der guten Geſellſchaft angehört, und wer bewirkt dies Wunder? Die neuerſtandene Blüthe der Malerei, wie ſie früher nie dageweſen! Wann gab es Kunſtvereine, wie ſie bald das kunſtſinnige Europa mit einem Netz umſpannen werden und Berlin zur Centralhauptſtadt der modernen Kunſtintereſſen zu erheben anfangen? Aber geſteht es nur, ihr Literaten und Poeten beneidet der Malerei dieſe Gunſt der öffentlichen Anerkennung und der Unterſtützung der Regierungen, deren ſie ſich zu erfreuen hat, während kein Menſch jetzt in Deutſchland danach fragen oder darunter leiden würde, wenn die Literatur plötzlich ſtillſtände, und auf zwanzig Jahre hinaus ihre Arbeiten einſtellte! Der Malerei bezahlt man Einfuhrprämien, aber für eure Literatur würde man gern einen Preis darauf ſetzen, wenn ein Mittel erfunden werden könnte, ſie los zu werden. Ich

glaube, mit Recht! Denn die Literatur hat ſich unangenehm gemacht, ſie will zerſtören, während das junge Düſſeldorf mit der ſtillen Melancholie ſeines Pinſels neue Welten erſchafft! Ach wie herrlich iſt hier dieſer Paris von Sohn, dem großen Fleiſchmaler der neuern Schule! Stehen wir ſtill, meine Freunde, ſtehen und ſtaunen wir! Die drei Göttinnen ſind in den verſchiedenen Situationen, in denen ſie ſich dem urtheilſprechenden Paris gegenüber befinden, ebenſo meiſterhaft gedacht als gruppirt. Venus, in deren lieblicher, ſchlanker Geſtaltung der Maler das größte Studium antiker Formenplaſtik verräth, ſteht in der Mitte, den holden Amorknaben zu ihrer Seite geſchmiegt, und empfängt den Preis, den Paris mit einer wunderbaren Hingebung in ſeinen Gebärden darreicht, während Juno, ſtolz aufgerichtet daſtehend, in der Herrſchermiene ein zürnendes Bewußtſein ihres Werthes ausdrückt, Minerva aber, in ſtillem, lauſchendem Sinnen den Kopf etwas ſenkend, abgewendet ſitzend, mit einem geiſtreichen und prophetiſchen Bedauern über dieſe Wahl ſich nach dem Jüngling halb umdreht! Aber dieſe Körpergebilde, dieſe Fleiſchtöne, dieſe Apotheoſe des menſchlichen Leibes!! Sohn iſt der wahre Rehabilitator des Fleiſches in der neueren Kunſt! Sein Hylas mag in den Fleiſchtönen noch ürviger und voller ſein, aber dies unvergleichliche Urtheil des Paris iſt idealer und brillanter zugleich! Ich muß geſtehen, ich bin hingeriſſen, ich muß verſtummen, verſtummen in einen allgemeinen Seufzer der Bewunderung! —

Während er ſo ſprach, hatte ſich ein junger Menſch

Paulinen genähert und ihr zum Gruße die Hand geküßt. Er ſchien ebenſo erſtaunt, ſie hier zu finden, als ſie verlegen und hocherröthend dieſe vertrauliche Art der Bewillkommnung abzulehnen ſuchte. Der junge Mann war ein modiſcher Elegant mit einem blanken angenehmen Aeußern, und nicht ohne Geiſt in ſeinen aufgeweckten Geſichtszügen. Pauline ſchien ſich endlich genöthigt zu ſehen, ihn vorzuſtellen, und bezeichnete ihn ſtockend als eine Badereiſebekanntſchaft, die ſie vorigen Jahres in Ems gemacht. Vileams enthuſiaſtiſche Miene, die noch vor Kurzem in hellen Flammen loderte, dämpfte ſich plötzlich in lächerliche Befremdung ab. Er nahm die Brille, durch die er Alles ſo verſchönert ſah, von der Naſe, und wiſchte ſich die Gläſer in dem Schnupftuch ſeiner Frau, das ſie in zitternder Hand hielt, während er ihr bei dieſer Gelegenheit einige Worte ins Ohr ſagte. Der junge Mann aber, den wir Rhadamanth nennen wollen, wechſelte die Farbe, als er gewahrte, daß Pauline einen Gatten habe, daß ſie verheirathet ſei. Indem er eine zurückgezogenere Haltung beobachtete, fing er, wie es ſchien, aus Verzweiflung an zu kritiſiren, indem er mit ſeiner Lorgnette das Bild von Sohn muſterte, vor dem wir noch immer ſtanden.

Der Hofrath ***, dem ich draußen begegnete, gab mir ſoeben einen vortrefflichen Rath! ſagte Rhadamanth; nämlich, daß man keinen Tag jetzt unterlaſſen dürfe, auf unſer Muſeum zu gehen und die Geſtalten der alten Meiſter zu betrachten, damit man nicht auch in die Illuſion verfalle, das, was uns hier Herr Sohn mit leich-

tem Pinſel hingetuſcht hat, für wirkliches Fleiſch zu halten!

Bileam wurde vor Verdruß ſo lederfarben im Geſicht, wie dort jener Achill von Adolph Henning, welchem Thetis erſcheint, und den der ſonſt verdienſtvolle Maler ſo ſeltſam gefärbt hat, daß man einen ſchwermüthigen Lohgerber vor ſich zu ſehen glaubt, der ſich ſelbſt das Fell verbrannt hat. Ich aber drückte dem jungen Rhadamanth faſt zärlich die Hand, und begrüßte ihn als einen Wahlverwandten meiner eignen Anſicht.

Dies Bild von Sohn, bemerkte ich, iſt gewiß mit einer brillanten Fertigkeit der Pinſelführung gemalt, aber das Duftige und Durſichtige des Colorits, das für den erſten Anblick eine glänzende Beſtechung ausübt, iſt mehr auf Rechnung der Oberflächlichkeit, als der Kunſt, zu ſetzen. Gegen die Zeichnung der Figuren iſt nichts einzuwenden, die Gruppe iſt vortrefflich gedacht, und nur der ſchwächliche, languiſſante Geſichtsausdruck der Venus, die gerade den kräftigen Strahlenpunkt des Ganzen abgeben ſollte, ſtört den Eindruck. Aber unbegreiflich iſt, wie Sohn hier ſo dünne und ſubſtanzloſe Körper malen konnte, daß man ſie in der That eher für chineſiſches Porzellan, als für lebendiges Fleiſch halten muß. Eine oberflächlichere Behandlung iſt mir noch nicht vorgekommen, während die Düſſeldorfer doch ſonſt kaum Haarpinſel genug auftreiben können, um ihre Intentionen bis auf das kleinſte Tüppelchen auszupinſeln. Was aber an dieſem Gemälde, wie überhaupt an den Leiſtungen von Sohn, lobenswerth erſchei-

nen muß, das iſt der durchgängige Charakter der Heiterkeit, den die Kunſt bei ihm bewahrt, ſowohl in der Conception, wie in der ſchönen, natürlichen Durchführung ſeiner Erfindungen. Die Hinneigung zur Schwermuth bei ſeinen übrigen düſſeldorfer Kunſtverwandten iſt mir um ſo widerwärtiger, da ſie nicht mehr in der Individualität zu beruhen ſcheint, ſondern zu einer Manier geworden iſt und wie eine abgekartete Sache ausſieht.

Sie haben Recht, ſagte Rhadamant, wenn irgendwo, ſo muß in der Malerei das Weſen der Kunſt als ein Element idealer Heiterkeit walten. Der Poeſie mag es begegnen, daß ſie zuweilen im Uebermaaß der Schmerzen nicht mehr reden kann, ſondern, die Gedanken zu Thränen und die Thränen zu Gedanken machend, in die Speculation des Leides ganz und gar ſich vertieft. Aber die Malerei darf in kein melancholiſches Hinbrüten verfallen, wie man es auf den Bildern des genialen Leſſing und des nach Großartigem ſtrebenden Vendemann leider faſt ſtereotypenartig gewahrt. Die düſſeldorfer Schule iſt überhaupt über die Gränzen deſſen, was gemalt werden kann und ſoll, nicht mit ſich einig geworden. Sie hat mit einem kühnen und geiſtreichen Wurf die Schranken der maleriſchen Gegenſtände durchbrochen, und iſt durch eine gewiſſe dichteriſche Flüſſigmachung der an den Moment gefeſſelten Situationen der Malerei auf das Gebiet der Poeſie übergetreten. Dadurch hat ſie ohne Zweifel die höhere und ideale Behandlung angeregt, durch die ſeit ihrem Auftreten die Malerkunſt neu zu erblühen angefangen, aber

ſie hat noch nicht verſtanden, mit dieſen in die Ferne greifenden Intentionen das heitere ſinnliche Leben des Gegenwärtigen, das die Kunſt ausathmen muß, zu verbinden. Sie iſt auf dem Punkt, wo ſie das aufzufinden ſuchen muß, was für die Fortbildung der neueren Kunſt von der größten Wichtigkeit iſt, nämlich die beſtimmte Gränzlinie des Sichtbaren und Unſichtbaren, die feine Nüancirung desjenigen, was ſich durch ſein geiſtiges Weſen der körperlichen Herausſtellung durch die Malerei entzieht, und doch vorzugsweiſe jetzt von den Malern zu malen geſucht wird. Bei der monotonen Subjectivität aber, mit der ſich die Düſſeldorfer dem Schmerz in der Malerei überlaſſen, werden ſie dieſe nothwendige Gränzlinie ihrer Kunſt nicht finden, ſondern immer lyriſchen und ſentimentalen Fluctuationen anheimfallen. —

Vileam hatte die Brille wieder aufgeſetzt, und indem er mit einer komiſchen Gebärde Paulinen an ſeine rechte Seite zog, ſo daß ſie verhindert war, mit Rhadamant zu ſprechen, drängte er ſich heftig an den letztern, und ſagte: Dieſe ſublime Kunſtkennerei, meine Herren, iſt doch am Ende höchſt unnütz, da ſie hinter der Erhabenheit ihrer Gegenſtände weit zurückbleibt. Verſtänden Sie etwas von der neueren Kunſt, ſo würden ſie auch dem berühmten düſſeldorfer Schmerz, der das Symbol dieſer neuen Epoche iſt, Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Die Erde iſt einmal ein Jammerthal, meine Herren, und ſo darf man ſich nicht wundern, daß auf das trauernde Königspaar die trauernden Juden vor Babylon, der trauernde Jeremias

auf den Trümmern von Jeruſalem, der trauernde Kreuzritter, der trauernde Uckermärker und manches andere großartig Trauernde, gefolgt ſind. Für edle Seelen hat die Trauer nichts Trauriges, es iſt eine Götterſchaar von Trauernden, welche die düſſeldorfer Schule ins Leben gerufen hat! Steckt denn nicht auch das ganze Daſein, die ganze Weltgeſchichte, voller Trauer, und man rechne die ſchönſten Flitterwochen ſeines Glückes nach, ob auch dieſe nur einen einzigen ungetrübten Tag darboten?

Bei dem Worte: Flitterwochen, ſtockte er, und wurde ſelbſt ſo traurig, daß er mit dieſem Geſicht als Zuhörer auf der Leſſing'ſchen Huſſitenpredigt hätte gebraucht werden können. Seine junge Frau aber ſchmiegte ſich ihm lächelnd zur Seite, und ſah ihm mit einer allerliebſten Schalkheit in die Augen. Ich weiß nicht, wie es Rhadamanth in dieſem Augenblick möglich machte, daß er ſich mit einer kühnen Wendung zu Paulinen herüberſchlug, und an ihrer Seite, als liege ihm beſonders daran, ſie für ſeine Meinung zu gewinnen, eindringlich zu ſprechen fortfuhr, während wir dabei gemächlich von Bild zu Bild weiter gingen.

Mit dem Schmerz, der in der Stimmung der Zeit liegt, darf die Malerei nichts zu thun haben, ſagte Rhadamanth. Die Malerkunſt iſt keine ſpeculative Kunſt. In der Ausdrückung des Schmerzes iſt ſie immer unglücklich und peinlich geweſen. Die Zeiten, wo ſie das phyſiſche Marterthum und den Blutſchweiß des Heilandes malte, ſind vorüber, und das Marterthum der heutigen modernen

Menſchheit hat ſich noch in keinem Individuum zu einem heiligen Symbol fixirt, es verlegt ſich in die innere Welt der Gedanken und Meinungen, und ſchwebt geiſtig bangend zwiſchen Vergangenheit und Zukunft. Die Trauer in den Gebilden der düſſeldorfer Schule hat aber nichts Erhebendes, ſondern etwas Gedrücktes und Gepreßtes, einen beängſtigenden Charakter. Es iſt die ſentimentale Siegwarts- und Kloſtergeſchichten-Periode in der Malerei. Stehen wir hier einen Augenblick ſtill vor dem großen Bilde von Bendemann, wo der Prophet Jeremias auf den Trümmern von Jeruſalem daſitzt. Dies Bild iſt auf eine erhabene Wirkung berechnet, die Situation iſt meiſterhaft entworfen, der Maler hat die großartigen Eindrücke altteſtamentariſcher Poeſie in Farben und Geſtalten wiederzugeben geſtrebt. Aber gerade das Gegentheil von dem Allen erreicht er im Gemüth des Beſchauenden, ſtatt des beabſichtigten großartigen Effects fühlt man ſich nur von einem niederſchlagenden Eindruck befangen. Warum wählte der Künſtler gerade dieſen paſſiven Moment des Schmerzes, wo Jeremias, ſich den Kopf haltend, als wenn er Migraine hätte, in einer ſchwermuthsvollen Dumpfheit und Regungsloſigkeit ſeiner Gefühle ſich zeigt? Warum ſtellte er uns nicht die Größe des Schmerzes in dem Propheten, ſondern nur die Kraftloſigkeit und Unthätigkeit des Unglücks dar? Warum malte er ein Jammerbild der Zerbröckelung des Irdiſchen, und zählte die Zerſtörung kleinlich bis auf den einzelnen Stein, den er von dem Schutthaufen der untergegangenen Stadt in den Vordergrund

rollt, dem Beſchauer zu? Warum malte er nicht die Erhabenheit in der Zerſtörung der menſchlichen Dinge, über welcher großartig der Zorn Gottes liegt, und an der des Propheten Schmerz in einem tragiſchen Pathos ſich zum Himmel erhebt? Statt deſſen gerieth er nicht nur auf das Kleinliche, ſondern auch ſogar auf das Ekelhafte der Zerſtörung, und ſcheute ſich nicht, ſein Bild mit Leichenmoder anzufüllen. Das wie eine todte Katze ausgeſtreckt liegende nackte Kind, in deſſen Färbung ſich ſchon die Spuren der Verweſung ausdrücken ſollen, iſt ein widerwärtiger Anblick, der ein für allemal aus der Malerei verbannt bleiben ſollte. Ich verkenne nicht das Malertalent dieſer Künſtler, das mir bedeutend genug erſcheint, aber der wahre Künſtlergeiſt der Erfindung und Auffaſſung mangelt ihnen oder iſt nicht genug ausgebildet, und darin verhalten ſich die alten Maler wie fernſtehende Götter zu ihnen. Auch ſcheint mir, wenn ich mich nicht irre, an der Dimenſion des Bendemann'ſchen Bildes etwas zu tadeln, es müßte mehr Höhe haben und erhält durch den Mangel derſelben noch mehr Gedrücktes für die Anſchauung. Daß Bendemann ſonſt auch heiter und anmuthig zu malen verſteht, beweiſt auf der gegenwärtigen Ausſtellung ſeine Ernte, die den idylliſchen Charakter vortrefflich zur Anſchauung bringt. Nur ſetzt der in der Mitte des Gemäldes befindliche judenbärtige Patriarch auch wieder zu einem düſſeldorfer Trauernden an.

Bah! ſagte Bileam, das nenne ich hämiſch urtheilen, es hört ſich an, als wenn der Wind über ein Stoppelfeld

raſſelt! Man ſieht an Ihnen, wie weit es die raiſonnirende Kunſtkennerei bringen kann, ſie ſetzt ſich in Widerſpruch mit der übrigen vernünftigen Welt, und hat doch ſelbſt kein belohnendes Gefühl dafür als das der bizarren Schadenfreude! Man muß für die Kunſt den Sinn mitbringen, dann erſt kann man ſein Urtheil bilden, Sie aber ſcheinen mir ſinnlos, mein Herr!

Das iſt hier mein Lieblingsbild! ſagte Pauline lächelnd und begütigend, mit ihrer zärtlichen Stimme, indem ſie auf die Söhne Eduards von Hildebrandt mit ihrer weißglacirten Hand hinwies. Sie ſtimmen gewiß mit mir überein? — Dieſe letzten Worte richtete ſie faſt bittend an den unbekannten jungen Mann, deſſen früheres Verhältniß zu ihr mir immer räthſelhafter wurde.

Für dieſes Bild braucht man gewiß nicht um Gnade zu flehn! ſagte Rhadamanth. Es iſt bei weitem das Ausgezeichnetſte und Vollendetſte, was die düſſeldorfer Schule diesmal von ihren Arbeiten ausgeſtellt hat, und kann in der Gediegenheit der Behandlung und des Colorits mit jeder Meiſterſchöpfung der Malerkunſt wohl verglichen werden. Zwar werden wir auch hier in eine düſtere Situation verſetzt, wir befinden uns im Kerker, aber man ſehe, wie meiſterhaft und ohne alle ſentimentale Affectation mit dem Schaurigen, der Maler hier die Kerkertöne auf ſein Bild zu zaubern gewußt hat. Sie haben Recht, es Ihr Lieblingsbild zu nennen, die beiden ſchlummernden Prinzenkinder ſind bereits die Favoriten aller jungen Frauen, die entweder Mütter ſind oder es zu werden im Begriff

ſtehen! Die holdſelige Anmuth dieſer Kleinen, denen der Tod ſchon in Geſtalt der beiden gedungenen Mörder ſo nahe iſt, macht einen außerordentlich rührenden Eindruck auf das Gemüth, es iſt die Poeſie des Kinderſchlafs, die der Maler gemalt hat, mit allem ſeinem roſigen Duft, mit allem Anhauch der Unſchuld, mit aller ſpielenden Harmloſigkeit der ſchönen Opfer, die dem Verderben geweiht ſind. Die Ausführung des Beiwerks, der Kleider und Strümpfe der Kleinen, des Lagers, auf dem ſie in ihrer beneidenswerthen Ruhe hingeſtreckt ſind, des Kiſſens, auf dem die ausgeſtreckte Mörderhand ſie zu erſticken im Begriff ſteht, iſt ebenfalls von ausgezeichneter Vortrefflichkeit, und mit genreartigem Talent gemacht. Das Allzuhervorſtechende der genreartigen Behandlung in einem hiſtoriſchen Bilde iſt aber vielleicht der einzige Vorwurf, den man der Ausführung machen kann, doch bin ich auch über die Zuläſſigkeit deſſelben noch nicht mit mir im Klaren. Der Künſtler iſt überhaupt von dem Hiſtoriſchen ſeines Gegenſtandes mehrfach abgewichen, er hat ſich der Scene productiv für ſeine maleriſchen Intentionen bemächtigt, obwohl ich dabei mit der Auffaſſung der im Hintergrunde lauernden Mörder keineswegs einverſtanden bin. Man könnte vielleicht ſagen, daß in der Abſicht Hildebrandt's überhaupt mehr ein Genrebild, als ein hiſtoriſches, gelegen. —

Und was ſagen Sie denn zu der Huſſitenpredigt von Leſſing? fragte Pauline angelegentlich weiter, indem wir in den neuausgebauten Saal traten, in welchem

dies Bild erſt vor Kurzem aufgeſtellt worden, und von einer unabläſſig ſich drängenden Gruppe der Beſchauenden umringt war.

Ich fühle mich davon ebenſo zurückgeſtoßen, wie angezogen! ſagte Rhadamanth. Wer kann dies Bild ſehen, ohne den Fleiß, die Ausdauer und die ſinnreiche Berechnung zu bewundern, mit der es ausgeführt iſt! Die Stellung des den Kelch ſchwingenden Huſſitenpredigers, der von einer Anhöhe herab die um ihn lagernde Menge haranguirt, iſt vortrefflich, ſteht aber in ihrer Exaltation in einem um ſo größern Contraſt mit dem ſtumpfſinnigen und trübſinnigen Ausdruck auf den ſlaviſchen Geſichtern ſeiner Zuhörer. Wollte Leſſing hier die den Slaven eigenthümliche Schwermuth zeichnen, welche der thatkräftigen Aeußerung vorangeht, ſo muß man doch wieder fragen, warum wählte der Maler gerade mit Vorliebe den Moment, wo man der Abſpannung, der Melancholie und Gedrücktheit auf ſeinem Bilde begegnen, wo man abermals auf die düſſeldorfer Trauernden ſtoßen muß? Dieſe Hinneigung, nur das Trauernde hervorzuheben, wo man andere Momente ſeines Gegenſtandes mit größerm Glück ergreifen könnte, iſt doch gar zu ſeltſam und monoton. Dieſelbe ſentimentale Gepreßtheit der Anſchauung ſehen Sie wieder auf ſeiner Darſtellung des heimkehrenden Kreuzfahrers, einem kleineren Bilde, das dort irgendwo in einem Corridor aufgeſtellt iſt, und in dem freilich das Landſchaftliche ſo überwiegend iſt, daß ich es lieber ein melancholiſches Landſchaftsſtück nennen möchte.

Jetzt konnte es Bileam nicht länger aushalten, er machte uns ein kurzes und verächtliches Compliment, und ergriff Paulinens Arm, indem er ſie nöthigte, mit ihm zu gehen. Er ſtürzte mit ihr mehr, als daß er ſie führte, in den anſtoßenden Saal, und miſchte ſich unter die Menge, um uns aus den Augen zu kommen.

Ich blieb mit Rhadamant allein, und wir ſahen uns lachend an. Kommen Sie, ſagte ich zu ihm, wir wollen uns zuſammen von der Triſtitia der Düſſeldorfer vor jener Italienerin von Maës, dem Maler der betenden Römerin auf der vorigen Kunſtausſtellung, erholen. Dies herrliche Bild iſt ganz geeignet dazu, das Herz mit friſcher Lebensluſt anzufüllen. Die Ausführung des ächt italieniſchen Colorits iſt eines Meiſters würdig, das Geſicht erſchuf die Natur und die Nationalität, und der Maler hat das Verdienſt, dieſe Schönheit in ihrem geheimſten Grunde verſtanden zu haben. Dieſe Italienerin iſt beſchäftigt, Waſſer am Fenſter heraufzuziehen, aber ihr Antlitz verräth Gefühle und Gedanken, die über die Gewohnheit der proſaiſchen Arbeit hinausſchweifen. Das Feuer der Augen trifft mit Liebesgluth in die Ferne, ſinnreiche Keckheit ſpielt um den unnachahmlich reizend geöffneten Mund. Der Hauch naturkräftiger Leidenſchaft, in den Gränzen der Anmuth und Schönheit gehalten, umſchwebt das ganze Bildniß, und macht uns froh, indem es uns hinreißt. Das iſt das ächte Geheimniß der Sinnlichkeit in der Kunſt, das in heitern Formen ſeinen Zauber ausübt. Das iſt die wahre Apotheoſe des Fleiſches, welche die Malerei zu leiſten hat,

während jene Fleiſchmalereien von Sohn in dem Urtheil des Paris weder vor der Natur noch vor der Kunſt als etwas Reelles Gültigkeit haben können. —

Wir ſtanden vor dieſem nicht genug anzuerkennenden Portrait eine Zeitlang, als Rhadamanth, der noch begeiſterter einſtimmte, zu meiner Verwunderung hinzuſetzte: Ja, dies iſt ächtes Fleiſch, dies und die herrliche Geſtalt Paulinens! Wenn man dieſe Italienerin und die junge Gattin Ihres Freundes Bileam anſieht, ſo hat man nicht erſt nöthig, wie mir gerathen worden, auf das Muſeum zu gehen, um ſich an den alten Meiſtern vor Illuſionen der modernen zu ſchützen. An ſeiner eignen Frau könnte man Herrn Bileam beweiſen, daß die Geſtalten von Sohn kein wirkliches körperliches Leben haben! Wie wunderbar ſchön iſt nicht dieſe Pauline gebildet! Das herrlichſte Ebenmaaß der ſchlanken Glieder vereinigt ſich mit einem Ausdruck der Geſtalt, den nur ein poetiſches Temperament in den menſchlichen Körpergebilden hervorzaubert! Ich kenne ſie, die ganze göttliche Schönheit ihrer Geſtalt! Wiſſen Sie denn, ich bin der Maler *** aus **, und zu meiner Venus, die jetzt von dem Kunſtverein in **** ausgeſtellt iſt, hat mir Pauline vor einem Jahr als Modell geſeſſen. Sie that es unter der Bedingung, daß ich ſie heirathen würde, und jetzt finde ich ſie zu meinem Unglück verheirathet. —

Mein Erſtaunen war groß, größer aber noch mein Schreck, als ich wahrnahm, daß Bileam in dieſem Augenblick hinter uns geſtanden. Er hatte Alles vernommen.

Zum Glück war Pauline ſelbſt ſeitwärts getreten, und ſtand, unbefangen betrachtend, vor einem Bilde.

Bileam aber war erblaßt, ihm ſchien ernſtlich unwohl zu werden, und er ſank mir halbohnmächtig in die Arme. Ich ergriff ihn, führte ihn fort, und ſetzte mich mit ihm in eine Droſchke, um den Unglücklichen nach Hauſe zu ſchaffen. —

2. Andacht und Buße.

Der andere Tag war ein ſchöner Herbſttag mit wehmüthig lächelnden Sonnenblicken. Pauline freute ſich der Blumen, die ich ihr geſchenkt hatte, und denen der Herbſt die brennend bunten Farben, mit welchen er dieſe Spätblüthe der Jahreszeit ſchmückt, angeglüht hatte. Noch mehr ſchien ſie aber heut nach den ſchillernden Farben zu verlangen, welche die Herbſtausſtellung der Malerei nicht minder freigebig darbietet, und ſie ſtand ſchon vor dem Spiegel, um die Falten des türkiſchen Schawls den ſchlanken Gliedern anzupaſſen. Dann hüpfte ſie koſend zu Bileam hin, der krank auf dem Sopha lag und uns heut nicht begleiten wollte. Er war ſehr blaß, und ſeine Augen ſahen verdroſſen und argwöhniſch zu der Zärtlichkeit, mit der ihm Pauline Adieu ſagte. Dann nahm ſie meinen Arm, und ich fühlte, wie bezaubernd dies graziöſe Geſchöpf war. —

In den Sälen der Ausstellung waren wir kaum ein wenig auf und niedergegangen, als sich auch schon der junge Mensch von gestern wieder zu uns gesellte. Pauline hieß ihn heut mit einer größern Freiheit willkommen, obwohl die schneeweißen Wangen der jungen Frau sich mit einem leisen Purpurschatten überzogen. Ich fand es für gut, heut auf religiöse Gegenstände aufmerksam zu machen, und führte beide zuerst zu dem Christus von Hübner, der als Altarblatt für die St. Andreaskirche in Düsseldorf bestimmt ist und den Heiland am Säulenschaft zeigt.

Hier ist wieder dieselbe trübsinnige Auffassung, die den Düsseldorfer verräth! sagte Rhadamanth. Die Christen sollten aufhören, ihren Gott in diesen abschreckenden physischen Marterbildern zu zeigen. Die fürchterliche, bleiche, langgezogene Gestalt, die hier Hübner gemalt hat, verfehlt allen religiösen Eindruck, und dazu noch das alberne rothe Gewand um die Glieder des Erlösers, das wenigstens bei mir jedem Andachtsgefühl in den Weg tritt. Diese Gottheit der körperlichen Marter ist kein Gegenstand mehr für die Kunst, die das Heilige zu malen fortfahren will. Der verdienstliche Schadow, der Stifter der düsseldorfer Schule, der in seinen eigenen Productionen fast ausschließlich den Weg der religiösen Malerei verfolgt, geht hierbei freisinger in seinen Intentionen und Ausführungen zu Werke, aber auch er hat keinen neuen Typus gefunden, den Heiligenbilder in unserer Zeit annehmen müssen. Hier gerade gegenüber hängt sein Christus im Schooße der Maria, dem zur Seite zwei Engel mit den Marterinstru-

menten ſtehen. Wie elegant, zierlich und gefühlvoll iſt dies Bild nicht entworfen und ausgeführt, obwohl etwas Abſichtliches in Ausdruck und Stellung der Figuren zu ſehr hervortritt. Es fehlt das unbefangene, hingegebene Leben der alten Heiligenbilder, auf denen das Heilige von ſich ſelbſt nicht zu wiſſen ſcheint, daß es heilig iſt oder ſein ſoll, ſondern in unmittelbarer Natürlichkeit heiter und doch gottinnig ſich zur Erſcheinung bringt. Ebenſo elegant, aber auch zu bewußtvoll, hat Schadow auf einem andern Bilde Chriſtus mit den beiden Jüngern auf dem Wege nach Emaus gemalt. Doch ſtören mich auch bei dieſem Künſtler häufig die rothen Gewänder, die er mit ſo vieler Sorgfalt und Liebe behandelt, und die mir nun einmal antipathiſch ſind. Um aber Sinn und Talent der düſſeldorfer Schule für die religiöſe Malerei nicht ungerecht zu verkennen, wollen wir jetzt das kleine vortreffliche Bild von Hübner aufſuchen, das ſich dort irgendwo in einem der Corridore verbergen muß. Der Maler hat die Worte, die Chriſtus von den Kindern ſagt: „dieſer iſt das Himmelreich!“ als Thema aufgefaßt und daraus eine allerliebſte gemüthvolle Scene geſtaltet. Man erblickt zwei Kinder ſchlafend im Walde, und wunderſchöne Engel bewachen ſie, und hüten mit den Fittigen ihren Schlummer und ihre Träume. Der Friede, der von dieſem Bilde ausſtrömt, wird Sie erquicken, meine Freundin, und Ihnen das Kindliche als das wahrhaft Göttliche und Religiöſe erſcheinen laſſen. In dieſem Sinne ſollte die religiöſe Malerei behandelt werden. Kommen Sie, Pauline, ich weiß

wie ſinnig Sie ſich der Kinder und des Kindlichen zu erfreuen verſtehen!“

Er zog ſie bei dieſen Worten, indem er ihr bedeutſam die Hand drückte, ſo ſchnell mit ſich fort, daß ich im Umſehen von ihnen getrennt war, noch ehe ich daran denken konnte, ihnen zu folgen. Sie waren Beide wie im Nu im Gedränge verſchwunden. Ich wußte nicht, was ich davon denken ſollte, oder ob überhaupt etwas dabei zu denken war. Doch beſchloß ich, ihnen nachzugehen. Ich durchlief raſch einige Säle, und indem ich an dem trauernden Jeremias von Vendemann vorbeiſtrich, war es mir, als ſäße mein armer Freund Bileam dort, den Kopf in die Hand geſtützt, und trauerte um den Verluſt ſeines jungen Weibes. So früh biſt du ſelbſt unter die düſſeldorfer Trauernden aufgenommen, unglücklicher Bileam? ſagte ich bei mir ſelber. Armer Enthuſiaſt, der du über den berühmten düſſeldorfer Schmerz ſo viel geſchwärmt haſt!

Da ſchien es mir als ſtrecke er aus dem Bilde heraus hülfeflehend die Hände nach mir, und ich verdoppelte meine Schritte, um der blonden Pauline und ihres Malers, dem ſie ſchon einmal als Venus geſeſſen hat, wieder anſichtig zu werden. Vor dem Bilde von Hübner, welches das Himmelreich der Unſchuld darſtellt, fand ich ſie nicht, und doch war daſſelbe das Signal zum Aufbruch geweſen, das ſie von meiner Seite entfernt hatte. Da ich ſie bei der Unſchuld nicht fand, ſo ſuchte ich ſie vor mehreren andern Bildern. Ich dachte ſie bei der Frau zu finden, die einen

Fehltritt gethan und ſich dadurch einen Dorn in den Fuß getreten, von dem ſie ſich wieder zu befreien ſucht. Dies kleine Bild hat der franzöſiſche Maler Franquelin vortrefflich gemalt, raſch mit breitem Pinſel iſt die Figur des italieniſchen Weibes hingeworfen, mit geringem Aufwand iſt die größte Naturwahrheit und der lebendigſte Ausdruck des Colorits erreicht, das bei allen dieſen franzöſiſchen Malern ſo meiſterhaft iſt. Aber auch an dieſer Stelle fand ich die Vermißten nicht. Ich ging einige Schritte weiter zu dem Bilde des Franzoſen Decaisne, welches Ninon de l'Enclos und Lachâtre darſtellt, in dem Moment, wo die Schöne im Begriff iſt, den berüchtigten Treubrief zu ſchreiben. Dies Bild iſt ſorgfältiger und mit genauerer Eleganz ausgeführt, als das zuvorgenannte, es hat einen mehr geleckten Charakter, der aber der Lebenswahrheit der dargeſtellten Gegenſtände angemeſſen iſt. Auch bei Ninon fand ich Paulinen nicht.

Ich gerieth in Angſt um meine Pflegebefohlene, und wollte ſchon die Säle der Ausſtellung verlaſſen, um mich draußen unter den Linden umzuſehen, ob vielleicht Beide im Sonnenſchein luſtwandelten, als ich ſie in der Fenſtervertiefung des einen Corridors bei einander erblickte. Sie unterredeten ſich ſehr eifrig, Pauline ſchien ſehr bewegt, und Rhadamanth, der vor ihr ſtand, ihre Hand haltend, ſprach eindringlich zu ihr, doch ſo leiſe, daß ich kein Wort mehr davon aufhaſchen konnte. Rhadamanth war meiner zuerſt anſichtig geworden, legte ſeine goldene Lorgnette an die Naſe, und that, als ob er über die heimkehrenden

Schnitter von L. Robert, die ihm gegenüberhingen, gesprochen hätte.

Sie treffen uns Beide in der Anschauung der Natur versunken! sagte er, indem es mir war, als betone er das Wort Natur mit einem etwas ironischen Anflug. — Meine Bewunderung für die französischen Maler, welche eine wahre Zierde der diesmaligen Kunstausstellung sind, concentrirt sich besonders in der Freude über ihre Naturauffassung. Den Franzosen ist es gelungen, in ihren Landschaftsbildern und Genrestücken den unmittelbaren Natureindruck kraftvoll wiederzugeben, so wie er aus der objectiven Erscheinung uns gegenüber tritt, ohne das Naturbild einer gekünstelten Lichtstrahlenbrechung von subjectiven Gefühlen zu unterwerfen. Darin haben sie das frische unmittelbare Leben vor der düsseldorfer Schule voraus, die nicht schaffen kann, ohne durch die subjective Empfindung ihre Gegenstände zu bedingen und zu beleuchten. Diese letztere hat eine Subjectivitätsperiode in der Malerei heraufgeführt, und ich war soeben im Begriff, unsere verehrte Freundin von den Ansichten Bileams zu emancipiren, der diese subjective Richtung bekanntlich zu hoch anschlägt.

Gegen diesen Unterricht ist nichts einzuwenden! sagte ich. Denn wenn man Bileams Frau ist, ist man darum nicht Bileams Esel, und ich, der Freund Bileams, habe eben so wenig Lust, der Esel seiner Meinungen in der Kunst zu sein. Auch ich gebe in vielen Stücken den französischen Malern den Preis, und habe mir soeben Fran-

quelin's allerliebſte Frau betrachtet, die ſich durch einen Fehltritt einen Dorn eingetreten!

Das iſt nur eine flüchtige Skizze von vorübergehender Bedeutung! antwortete Rhadamanth, indem er mich ſcharf anſah. Aber haben Sie wohl dieſe italieniſchen Schnitter, das letzte Werk des genialen Robert, ſchon lange genug und mit der gehörigen Andacht beſchaut? Welche gediegene, wahrhaft künſtleriſche Ruhe zeigt ſich hier in den Geſtalten, in der Ausführung wie in der Behandlung! Die Scene ſtellt ſich in den pontiniſchen Sümpfen dar, die Arbeiter kehren heim vom Felde, und gruppiren ſich mit einem geſättigten Ausdruck des Wohlbehagens und Friedens auf den kräftigen Geſichtern. Die Auffaſſung des italieniſchen Volksnaturells hat hier eine ſchöpferiſche Naturwahrheit und iſt meiſterhaft im Colorit und der Zeichnung. Das iſt es, was die in Italien lebenden und ſtudirenden Maler vorzugsweiſe ergreifen und dem dortigen Himmelsſtrich abgewinnen ſollten, während ſie ihren römiſchen Aufenthalt auf Koſten der Akademieen oft an ganz unnütze und entfernt liegende Studien verſchwenden. Was aber die größte Bewunderung verdient, iſt die ſtrenge Einfachheit, mit welcher Robert malt, und doch jeden Ausdruck in der Situation und den Figuren erſchöpft. Kein künſtlicher Effect, keine geſuchte Beleuchtung, die einfachſte Abdämpfung der Lichter umſpinnt die harmlos hingelagerte Scene. Unter den franzöſiſchen Leiſtungen der gegenwärtigen Ausſtellung iſt es nur Gudin, der halsbrechende Lichteffecte liebt, aber bei aller Keckheit, mit der er darin

die Gränzlinie des Natürlichen faſt zu nahe anſtreift, muß man zugleich über den Verſtand und die Berechnung erſtaunen, womit er ſeine Kenntniß der Farben anwendet.

In allem Techniſchen, antwortete ich, zeigen ſich überhaupt die franzöſiſchen Maler den deutſchen ſo weit überlegen, daß die letzteren nicht den Vergleich aushalten. Wenn es im Allgemeinen unleugbar iſt, daß die alten Maler in der Technik der Farben eigenthümliche Handgriffe beſeſſen, welche heutzutage der Kunſt verloren gegangen ſind, ſo haben die Franzoſen noch am meiſten Etwas von der practiſchen Gediegenheit der Färbung bewahrt, welche den Bildern jener klaſſiſchen Epoche ein ſo unverwüſtliches Leben erhält und den zerſtörenden Einfluß der Jahrhunderte überdauert hat. Ich bin zu wenig Techniker, um mir Rechenſchaft davon abgeben zu können, was es eigentlich ſei, das ſo viele neuere deutſche Künſtler zu dieſen ſubſtanzloſen Farbentönen verurtheilt? und die Maler ſelbſt verſtehen Einem Nichts darüber zu ſagen. Aber ſo viel ſehe ich, daß dieſe Bilder, die ſchon im Verlauf weniger Jahre nachzudunkeln anfangen, die Exiſtenz ihrer Urheber nicht mit dieſen Farben auf die Nachwelt bringen, ſondern vor der Zeit auslöſchen werden. Daß ſich auch die deutſchen Maler auf geiſtreiche Farbenkunſtſtücke verſtehen, beweiſt hier die in der That vortrefflich gemalte Piratenfamilie von Magnus, wo die röthlich untergehende Sonne am Meeresſtrande mit dem piquanteſten Spiel der Lichter und Schatten die Körper der zu einander gruppirten Figuren übergießt. Dieſe Malerei verräth eine für die heutige

Epoche ſeltene und merkwürdige Kenntniß der Farben und Lichter, aber ſie bleibt doch immer nur ein geiſtreiches Kunſtſtück und führt nicht über den Eindruck eines ſolchen hinaus. Dagegen iſt ein anderes und entgegengeſetztes Phänomen merkwürdig, das ſich diesmal in einem Bilde von Overbeck repräſentirt und das uns zugleich wieder auf das Andächtige in der Kunſt zurückbringt, von dem wir heut ausgegangen und durch Ihre Expedition in das Natürliche wieder abgewichen waren. Kommen Sie!

Ich nahm Paulinens Arm, und eilte mit ihr in den letzten Saal, wo das Spoſalizio von Overbeck aufgeſtellt iſt, ohne mich um Rhadamanth weiter zu bekümmern. Er verfehlte aber nicht, uns eben ſo raſch zu folgen, und nachdem wir kaum einen Augenblick beſchauend vor dem Bilde geſtanden, vernahmen wir auch ſchon ſeine laute kunſtrichternde Stimme neben uns.

Sie haben Recht gehabt, ſympathiſirender Freund! — nannte er mich — uns an dieſem in der That äußerſten Farbenphänomen einen Gegenſatz anſchaulich machen zu wollen. Der Künſtler, der uns hier das Verlöbniß Mariä mit Joſeph gemalt hat, zeigt in der entgegengeſetzten Richtung ein Extrem der Färbung, die uns in die altkatholiſche Manier, das Heilige zu malen, zurück verſetzt. Durch die größte Einfachheit der Farben und Behandlung ſehen wir uns hier gewiſſermaßen auf die erſten Elemente der Malerei zurückgeführt, und das kunſtloſeſte Verhältniß von Licht und Schatten ſtellt das Weſen der vorraffaëliſchen Kunſtperiode vor uns dar. In dieſer Manier tritt

das Heilige in seiner strengsten Nacktheit auf, und es wird eben durch diese Keuschheit des Colorits der Anspruch gemacht, das Heilige in seiner wahren und ächten Gestalt zur Anschauung zu bringen, indem es jeglichen Blüthenschmuck und Glanz des Lebens von sich abweist. Dieses Prinzip der religiösen Malerei ist in unserer Zeit vollends unrichtig, und der kunstsinnige Overbeck hat auch nur eine alterthümliche Studie gemacht, die man aber als unnütz und wenig erfreulich ablehnen muß. Es verräth sich in diesem Umhergreifen nach allen Extremen die Rathlosigkeit der neueren Kunst hinsichts der Farben allerdings. Das Heilige darf sich aber von den Farben des sinnlichen Lebens nicht mehr trennen, und muß sich in der Kunst mit den Elementen der Weltlichkeit und Natur durchdringen. Kommen Sie, theure Freundin!

Er wollte Paulinen, die ihm immer sehr andächtig zuhörte, mit sich fortziehen, aber ich hielt sie zurück, indem ich besorgte, daß sie wieder von mir sich entfernend ihre Naturstudien, wie es Rhadamanth genannt hatte, zusammen verfolgen möchten. Ich machte sie also lakonisch auf ein Bild der Buße aufmerksam, das uns zunächst hing. Dies war der bußfertige Heinrich IV. vor Gregor VII. im Vorhofe zu Canossa, von Begas, ein ungeheurer Gegenstand für die Malerei, aus dem etwas Großartiges hätte gebildet werden können.

Nachdem ich das zu dieser Buße aufgerufene Paar in die rechte Lage der Beschauung gestellt, sagte ich: Woher kommt es nur, meine Freunde, daß dies mit so vielem

Fleiß und Talent gemalte Bild, dem noch dazu ein ſo bedeutſamer, pittoresker Gegenſtand zu Hülfe kommt, nur einen marionettenartigen Eindruck auf den Beſchauer ausübt, und eher in das Lächerliche als in das Tragiſche ſpielt? An dieſem Gemälde zeigt ſich recht, wie wichtig der Geiſt der Erfindung für die Kunſt iſt, denn hier hat der Mangel der Erfindung recht eigentlich dem bildenden Talent einen Querſtrich gemacht. Die Geſtalt des büßenden Kaiſers iſt durchaus mißlungen, und er brauchte ſich aus ſeiner gebückten Stellung nur aufzurichten, um den Balcon, auf welchem über ſeinem Haupte der Papſt mit der Gräfin Mathilde ſteht, umzuſtoßen, ſo unverhältnißmäßig und ohne die gewöhnlichſte Berechnung, iſt das Architektoniſche auf dieſem Gemälde angelegt. Der berliner Witz hat ſich auch bereits an dieſer auffallenden Vernachläſſigung der Architektur gerächt, und man hat vorgeſchlagen, die bekannten Textworte zu einem der gropiusſchen Berliner Bilder hier darunterzuſetzen, nämlich: „Männeken, der Butterkeller is eene Treppe hoch!“ Wie dem auch ſein mag, ſo bedauere ich, daß einem ſo großen Talent wie Begas, den ich ſonſt auf das Höchſte verehre, dergleichen begegnen konnte! Man darf aber nur, um ſich glänzend mit ihm ausgeſöhnt zu finden, ſein gleich daneben ſtehendes Portrait jener bekannten polniſchen Gräfin betrachten, die immer in Trauer gekleidet geht um ihr Vaterland, und in deren geiſtſprühenden Geſichtszügen die Vermählung des Schmerzes mit der Schönheit durch einen Meiſterpinſel ausgedrückt iſt. Was aber das Architekto

niſche in der Malerei anbetrifft, ſo können die deutſchen auch hier von den franzöſiſchen Malern lernen. Man ſehe nur das bewundernswürdige Architekturſtück von Aurel Robert an, welcher die Taufkapelle der St. Marcuskirche in Venedig mit allem Zubehör von Heiligenbildern, Kuppeln und Bögen im genaueſten Detail ausgeführt hat, perſpectiviſch richtig und effectvoll in allen Verhältniſſen.

Ich ſtimme in Ihre Anſicht über Begas vollkommen ein, nahm Rhadamanth das Wort, und möchte wiſſen, ob Sie mir Recht geben, wenn ich behaupte, daß ſich Begas in der neueſten Zeit dem Geiſt und den Richtungen der düſſeldorfer Schule zugeneigt hat? In ſeiner Loreley, die ſich auf der gegenwärtigen Ausſtellung befindet, erblickt man daſſelbe Streben, poetiſche und unſichtbare Effecte zu malen, wie bei den Düſſeldorfern. In dieſem büßenden Heinrich zu Canoſſa, den er zu der Coterie der düſſeldorfer Trauernden hinzugefügt hat, verräth ſich ebenfalls jene Hinneigung, das Gedrückte in der Kunſt zur Anſchauung zu bringen. Heinrich IV. iſt hier zu ſehr als ein Gegenſtand der Schmach gemalt, ohne jene tragiſche Haltung, welche das große Unglück in der Kunſt nie verlieren darf. Die Nebenfiguren, die für den Kaiſer um Gnade flehen und dadurch das Entwürdigende ſeiner Situation, gegen die Abſicht des Malers, noch vermehren, ſind auch maleriſch am meiſten ausgeführt, namentlich die rechts vom Bilde knieende weibliche Geſtalt, die wahrhaft ſchön iſt. Nach der ganzen Auffaſſung aber, in der der Künſtler ſeinen Gegenſtand genommen, muß der Papſt als die hauptſächlichſte

Geſtalt überwiegen, denn die Schmach des Kaiſers, zu deſſen Erniedrigung der Maler Alles aufgeboten, ſcheint für die Erhöhung der Glorie des Papſtes berechnet. Aber dem heiligen Vater fehlt hier alles Leben, alle Geſtaltung, und das Marionettenhafte, von dem Sie ſprachen, zeigt ſich beſonders in dieſer wie aufgeklebt über dem Geſimſe hängenden Figur des gewaltigen Gregor. Ich muß lachen über dieſen Papſt, in dem das Päpſtliche gar zu kleinlich und weltlich gemalt iſt. Dabei fällt mir ein, was neulich ein giftiger Kunſtrecenſent über meine in * * ausgeſtellte Venus geſagt hat; er behauptete, in einem ſüddeutſchen Blatt, ich hätte zuerſt den Verſuch gemacht, die Venus als eine Heilige darzuſtellen, aber ich hätte eine Päpſtin des Fleiſches in ihr gezeichnet, um eine allein ſeligmachende Kirche der Sinnlichkeit damit vorzubereiten. Dieſer Ausdruck ſchien mir ſo ſpaßhaft, und brachte mich ſo zum Lachen, daß ich darüber gern die ſonſt völlig gemeinen und ehrenrührigen Angriffe in jener boshaften Recenſion verſchluckte.

Dieſe Recenſion habe ich verfaßt! Sie war von mir! erhob ſich jetzt plötzlich hinter uns eine Stimme, wie triumphirend. Es war Bileam. Im höchſten Grade erſtaunt, blickte ich mich nach ihm um, denn ich hatte nie gewußt, daß Bileam auch Kritiken ſchreibe. Er war uns auf die Ausſtellung nachgeſchlichen, und wer weiß, wie lange er uns ſchon ungeſehen beobachtet und unſere Geſpräche belauſcht haben mochte.

Du? ſagte Pauline erbleichend, und ſtarrte ihren kritiſchen Mann wie verſteinert an. Das Geſicht des jungen

Malers aber hatte ſich plötzlich verfinſtert, und er verließ uns kalt und trotzig, ohne ein Wort zu irgend Einem von uns zu ſagen.

Was haſt Du gethan? Wilcam! rief Pauline, indem ſie ihm ohnmächtig in die Arme ſank, und Todtenbläſſe das liebliche Antlitz der jungen Frau bedeckte.

Wir mußten ſie in einem Wagen nach Hauſe bringen. — — —

VII.

Wetterprobleme der Zeit.

— Es ist eine wunderliche Zeit! Ich bin heut früh aufgewacht, die Sonne schien blitzend herein in mein Kämmerlein, und ich bekam ordentlich einen Schreck vor ihrer Heiterkeit. Warum ist die Februarsonne so heiter? fragte ich, und wurde traurig. Im Kalender steht Frost, und siehe, draußen gehen warme Frühlingslüfte über die Erde. Die Wetterbeobachter verzweifeln an ihrem System, und meine armen Nerven, die sich längst nach etwas Entschiedenem und Festem gesehnt haben, seufzen vergeblich nach — Kälte! Im Winter kein Winter, in der Frostzeit kein Frost! Und wo bleibt die weiße Romantik der Jahreszeit, die ihre träumerischen Schneeflocken über die Gasse streut, und einem stillen, leichten Feierteppich, daß Jedem seltsam dabei zu Muthe wird, für die Wandelnden ausbreitet? Auch die frischen Gräber, in die wir unser Geliebtestes hinabgesenkt haben, stehen kahl und war-

ten auf die weiße, andächtige, stilleinhüllende Schneedecke, die sie erwärmen soll für den nächsten Blumenfrühling auf ihrem Hügel. Im Winter kein Winter, und im Frühling werden wir vergebens den Frühling suchen! Dagegen glimmte im vergangenen Spätherbst ein wunderbares Nachblühen auf, und zum zweiten Male wollte der Weinstock ausschlagen. Und im Frühjahr hatten wir Frost und Schnee gehabt. Das ist eine wunderliche Zeit; man weiß sich nicht mehr zurecht zu finden, Kalender, Systeme, Himmelsbeobachtungen, Theorien und Consequenzen, ja selbst Thatsachen hören auf, ihre Gültigkeit zu haben.

Die Jahreszeiten gehen ineinander über, und die geistigen Richtungen mischen, brechen und trüben sich in einer nervenverstimmenden Verallgemeinerung! Ein beklommener Athem preßt die Brust des Geschlechts, die ungewisse Atmosphäre macht es feige, und darum schreien Alle: Hochverrath! sobald noch eine selbstständig gesonderte Kraft sich regt und muthig anspornen möchte die schläfrigen Rosse des Lebens! Was für legitim gelten sollte, nämlich die strenge Fortentwickelung nach der reinen und ungetrübten Idee, gewinnt durch die allgemeine Verwirrung einen demagogischen Anstrich. Die schärfsten Gegensätze werden sich bald nicht mehr von einander unterscheiden lassen. Alle Extreme verschwimmen, und die richtige Mitte wird zum Extrem. Das großartige Pathos menschlicher Leidenschaft verliert seine Heroenpoesie an die Spießbürgerprosa eines gleißnerischen Indifferentismus. Eine ausgehungerte Mäßigkeitstheorie setzt sich auf den Thron des Daseins, und

tyranniſirt durch Moderation, und macht Gewaltſtreiche durch ſeine Milde. Die reich ſind, müſſen betteln gehn, denn ſie können ihren Reichthum nicht anwenden auf das Leben, und die es haben, müſſen es verlieren, denn es iſt kein Grund und Boden da, um einen Tempel dafür zu bauen. Die Freiheit thut Knechtsarbeit und dient um die Geliebte lange ſchwere Jahre, bis ſie, wie Rahel, alt und grau geworden. Die Dichter, die das Prieſterthum der Schönheit verwalten ſollen, ſind von innen zerriſſen und von außen häßlich, und die Philoſophen, welche die unendliche Weisheit ſuchen, vernageln ſich ſelbſt die Welt mit Brettern durch ihre Syſteme. Die Conſervativen verbieten den Fortſchritt, und zerſtören ſich doch täglich und ſtündlich durch den Rückſchritt. Die Progreſſiven ziehen ſich Siebenmeilenſtiefeln an, und ſchreiten über Land und Meer, und holen, durch ein lächerliches Schickſal gezwungen, immer zu weit aus, um den rechten Fleck mit den Füßen treten zu können. Die Verzweiflung iſt groß, und doch, Gott weiß es, die Hoffnung noch größer! Die Melancholie der Ausgelebten ſieht in jedem nahenden Abendroth einen anlodernden Weltbrand, der endlich zu Schutt und Aſche verzehren wird die gebrochene Schöpfung; und der neue Jugendmuth der Lebenwollenden ſieht in jedem kommenden Morgenroth eine Brautfackel der Zukunft, die hoch aufleuchten wird über der ewig ſich verjüngenden Schöpfung. Noch nie hat die Geſchichte in der einen Wagſchaale ſo viel Werdeluſt einer unabweisbaren Hoffnung, und in der andern ſo viel Todesſchmerz einer lange vorbereiteten Er-

mattung gehalten. Welche Schaale wird fallen, welche steigen? Wird ein Gott sich in's Mittel legen, wird eine Hand vom Himmel heruntergreifen? Wird ein neues Evangelium die Gegensätze versöhnen, die tiefinwendig das ganze Geschlecht zerfleischen? Ach, es ist eine wunderliche Zeit. Es friert im Frühling, und mitten durch den Winter schleicht ein unheimlich warmer Sommer hin. Es ist das wechselnde Warm und Kalt eines geheim nistenden Fiebers. Wie im April oft alle Jahreszeiten an einem einzigen Tage vereinigt zu walten scheinen, so gleicht unsere Zeit dem April, dem Zwischenmonat zwischen Frost und Blüthe, zwischen Lachen und Weinen, zwischen Bestand und Unbestand, zwischen Nichts und Etwas. Und die ganze Wetterphysiognomie eines jeden Sonnenjahres trägt jetzt diesen Aprilcharakter, welcher der Zeit aus dem Herzen kommt, auf ihre Züge geschrieben. Daher durch wirres Schneegestöber lächelnde Lenzblicke, daher winterliche Hagelschlossen über Blüthenfeldern, und jene naßkalten Herbstschauer, unter denen sich schon im Mai die überschwemmte Knospe zu Tode schluchzt.

Eine wunderliche Zeit! Und nun schaut auch die wunderlichen Gesichter unsrer Dichter und Schriftsteller an! Die jungen sehen alt aus, und die alten machen ein kindisches Gesicht. Es ist weder Jugend noch Alter da, und ich erblicke — oder trübt der Sehnsuchtsschmerz meine Augen? — weder hier ächte Jünglinge, noch dort ächte Greise. Denn der Jugend wird verwehrt, jung zu sein, und das Alter hält es für seine fromme Pflicht, statt der

Friedenspalme das Kriegsschwert zu schwingen über das Neue. Der Greis behängt sich mit der Eitelkeit seiner alten Traditionen, und der verachtete Jüngling, der gern das Knie beugen möchte aus Ehrfurcht vor der silberlockigen Autorität, muß eine Opposition des Geistes gegen die Ehrfurcht des Herzens beginnen. So geht die Zeit schwanger mit Zerwürfnissen, vor denen keine Sympathie des persönlichen Lebens sich mehr zu retten vermag. Ich kann mir nichts Schöneres denken, als nie aus der Zeit zu fallen, wie nie aus Gottes Hand. Wie könnte ich der Jugend, die fröhlich an mir vorüberzieht, wenn ich alter Mann einmal vor meiner Hausthür sitze, wie könnte ich ihr harte Worte zurufen, daß sie leben will und muß! Bin ich einmal alt und kann ich nicht mehr im Weinberge arbeiten, so will ich mich oben auf seinen freien Gipfel hinsetzen, und bald ins immer neu ergrünende Thal hinunterschauen, bald zu dem ewig sonnigen Himmel hinauf. Nur das nimm mir nie, o gütiges Schicksal, die aus stiller Selbstverläugnung erwachsende Lust zu schauen und zu beobachten das Entstehende und Werdende, das höchste Schauspiel für Götter und Menschen. Denn die Selbstsucht ist es am meisten, die dem Alter das Alter und der Jugend die Jugend erschwert, die als Teufel der Reaction die leichte Geburt den Geschichtsepochen hindert, und als Dämon der Verwirrung die klare, gedankenmäßige Sonderung der Gegensätze trübt. Ach, es ist eine wunderliche Zeit! Es friert im Frühling, und der Winter treibt Blüthen einer unheimlichen Wärme. Es ist das wech-

ſelnde Warm und Kalt eines geheim niſtenden Fiebers. —

* * *

— Es iſt eine kluge Zeit! Ich mag heut nichts arbeiten, eine große Unluſt hat ſich meiner Gedanken, meines Wollens und meines Vollbringens bemächtigt. Ich habe mich zum Fenſter hinausgelegt, und blicke auf die Straße hinunter. Meine Nachbarin, die mir gegenüber wohnt, belächelt meine überwallende Glut, die mich an einem Februartage das Fenſter öffnen läßt. Und dort eilt mein Freund Z., die Akten unter dem Arm, ſchon am frühen Morgen vorüber, ohne mich gewahr zu werden. Er hat ſich mit einem großen Regenſchirm bewaffnet, und doch ſteht die Sonne hellglänzend am Himmel und lächelt auf dieſen Tag herab wie eine gedankenlos zerſtreute Schöne, die freudige Blicke wirft und nicht weiß warum. Aber mein Freund, der kein Hypochondriſt iſt, hat Recht. Denn ſehe ich nicht, je mehr ich um mich blicke, dort im Weſten bereits leiſe ſich ſchwärzende Regenwolken anrücken, die trotz der anfänglichen Heiterkeit der Atmoſphäre, bald loszubrechen drohen? Man muß vorſichtig, man muß klug ſein! Man darf heutzutage nie ohne Regenſchirm ausgehen. Freund Z. hat Recht.

Auch die Zeit iſt klug. Sie iſt ſehr klug. Es iſt eine kluge Zeit! Sie ſchirmt und ſchützt ſich von allen Seiten, um immer auf dem Trockenen zu bleiben. Sie hat den Wahlſpruch: „Waſch mir den Pelz, aber mach' ihn

nicht naß!“ Sie möchte gern gereinigt ſein, aber es ſchaudert ſie, einmal den Kopf ganz unterzutauchen in der mächtig gehenden Strömung. So ſteht ſie zagend vor der rollenden Fluth der Geſchichte, und ſucht zu ihrer Zerſtreuung wie ein Kind, bunte Steine und Muſcheln am Ufer, und ſchrickt vor jedem ziſchenden Tropfen zurück, der ihr aus der Brandung der empörten Wogen in ihr Geſicht ſprützt.

Die Zeit iſt ſehr klug, ſie iſt ſehr vorſichtig! Man kann kaum mehr drei Schritte weit gehen, ohne auf eine Warnungstafel zu ſtoßen, die ſie um der puren Vorſicht willen ausgehängt hat. Vor den Fruchtgärten der Zukunft, in die ich mich neulich aus einem frohen Spaziergängertrieb zu wagen gedachte, fand ich an der Pforte eine große Warnungstafel angeſchlagen: „Dieſer Ort darf nicht ohne vorgängige Erlaubniß des Magiſtrats betreten werden!“ Ich kehrte um und ſchüttelte den Staub von meinen Schuhen. Nicht durfte ich, ein deutſcher Schriftſteller, erwarten, daß man mir einen Erlaubnißſchein bewilligen würde. In manchen königlichen Park, der vom größeren Publikum nicht beſucht werden ſollte, gelangte ich durch die Gunſt des Kaſtellans und für einen Gulden Trinkgeld. Und nicht einmal in die Fruchtgärten der Zukunft, wo die Acciſefreiheit der Gedanken gilt, nicht einmal in dieſe??

Und dort ſteht eine Warnungstafel: „Dieſer Ort darf nicht verunreinigt werden!“ Aber ſeht doch hin, der Ort iſt ja ſchon unrein, ſeit Jahrzehnten! Sperrt

ihn doch nicht ab, damit er endlich gereinigt werden kann! Ihr ſeid klug, ſehr klug!

Könnte ich auch klug werden durch eure Klugheit! Vielleicht gelänge es mir dann, im ruhigen Thale Hütten zu bauen und eine friedfertige Schäferidylle aus meinem Leben zu machen. Meine Strebens- und Schaffensluſt zöge ſich aufs Land zurück und beſtellte den lieben Kartoffelacker der Mutter Erde und triebe die gute alte patriarchaliſche Rindviehzucht. Es hat ja etwas Süßes, in ganz verborgener Abgeſchiedenheit zu wirken, wo die Welle der Zeit nicht hinreicht und wo ich nicht hinreiche in die Welle der Zeit. So ſchlägt auch die Nachtigall am liebſten im verdunkelſten Haine, in Nacht und Stille, wo Keiner ſie erſchaut und belauſcht. Und ſo tröſten ſich die deutſchen Schriftſteller gern mit dieſem idylliſch-ſentimentalen Nachtigallencharakter, wenn man ihnen nichts als eine trauliche Obſcurität mehr vergönnt.

* * *

— Es iſt eine reiſe Zeit! Was ſoll ich heute arbeiten? Am beſten nichts. Ich habe große Anlagen zum Faullenzer, wie der weiſe Sokrates zur Schwelgerei. Im Selbſtgenuß meiner Faulheit durchſchreite ich mein mit Büchern und Papieren überfülltes Zimmer. Dort auf dem Tiſche liegt der neueſte Bücherkatalog, den mir mein dienender Geiſt ſoeben aus der Buchhandlung überbracht hat. Ein Bücherkatalog iſt mir an ſich oft lieber geweſen, als

das beſte Buch, das er anzeigt. Man blättert ſich in einen gedankenreichen Müßiggang hinein, und ſieht, wie der verſchlafene Thurmwächter, unten über die Mondſcheinwieſe Rieſen, Ritter, Knappen, ſchöne Prinzen, holde Damen, luſtige Elfen ſich hintummeln, ſollte es auch nur gemeines Strauchwerk ſein, das im Winde ſich regt und im Mondlicht Figuren bildet. Aber ſeit einiger Zeit geben mir die Bücherkataloge zu ganz beſonderer Betrachtung Anlaß. Und dieſer neueſte beſtätigt eine Bemerkung, die ſich bis auf ſehr weitgehende Gedanken verfolgen läßt und von mir verfolgt worden iſt.

Noch zu keiner Zeit ſind ſo viel Schriften über die Unſterblichkeit der Seele geſchrieben und gedruckt worden, als eben jetzt. In dieſem Katalog allein zähle ich wieder deren mehr als zwanzig, die entweder den Zuſtand der Seele nach dem Tode, oder die Beziehungen zur Geiſterwelt und einem zu uns herüberſcheinenden Jenſeits, oder die Frage von der perſönlichen Fortdauer zu ihrem Thema haben. Ein haſtiges Drängen, ein allgemeiner Eifer iſt unter dem Geſchlecht entſtanden, ſich dieſe letzten und äußerſten Gegenſtände, die große Philoſophen unerörtert und ſelbſt das Evangelium des Chriſtenthums dunkel gelaſſen, zu ergründen. Es iſt eine reife Zeit! Sie beſchäftigt ſich ſo dringend mit ihrer ewigen Zukunft.

Wenn man ſein Beſtes, ſein Alles an den Tod verloren, hat man jahrelang keinen andern Traum, als über die Unſterblichkeit der Seele. Die Unmöglichkeit, ſeine geliebten Todten aufzugeben, und der ſchmerzhafte Drang,

einer Gewißheit habhaft zu werden, ob man wieder mit ihnen eins sein könne, zieht uns tief in eine transcendente Speculation, und läßt uns die tristigsten Systeme, Theorien, Beweisgründe und Combinationen erfinden. Endlich bleibt uns fürerst nichts gewiß, als daß wir unsere an das Jenseits mit so magischen Banden gekettete Liebe wieder in das unentfliehbare Diesseits, das uns hält und trägt, hineinwachsen lassen müssen, daß aus unserm Verlust an den Tod sich Gewinn für das Leben, daß aus unserer gestorbenen Geliebten sich eine neue Poesie hervordrängen muß. Eine neue Poesie, die uns, in wiedererweckter Thatkraft des Daseins, aus ungeheuerer Trennung die ewige Nähe und aus der Zerrissenheit aller Lebenselemente die geistige Einheit als den unendlichen Schwerpunkt wieder gewinnen und empfinden läßt. Dann schlagen wir das verweinte Auge wieder langsam zu einem freudig umschauenden Weltblick auf.

Auch die Zeit hat manches heilige Gut an den Tod verloren, die Zeit hat manche Geliebte, die unersetzlich ist, begraben. Die Ruhe, der Friede, der positive Lebensgenuß und manches harmlos naive Glück der alten Zeit sind ihr auf immer gebrochen. Tiefgebeugt, in verwittweter Gestalt, steht sie da. Sie vertieft sich in Gedanken über die Unsterblichkeit der Seele, über das Jenseits, über die ewige Geisterwelt. Es ist ihr geheimster Schmerz darin, daß sie durch die edelsten Geister unseres Volkes so viele und immer mehr sich häufende Schriften über diese Dinge einer großen, hinübergreifenden Ferne entstehen läßt. Diese

Schriften ſchlagen eine zu wichtige Saite, ich möchte ſagen, in dem Nervenſyſtem der Gegenwart an.

Aber der Zeit mit ihren vielen Gedanken an das Jenſeits muß es endlich gehen, wie den Hinterbliebenen der Todten. Auch die Zeit muß ihre Liebe wieder in das unentfliehbare Dieſſeits, das die nächſte Fortentwickelung hält und trägt, hineinwachſen laſſen. Die großen Todesverluſte, die ſie erlitten, legen ihr nur wieder eine neue Nothwendigkeit auf, zu leben. Das Leben behält doch immer einen unendlichen Werth, weil es einen unendlichen Inhalt hat. Und aus der hingeſchiedenen Geliebten der alten Zeit muß ſich die neue Lebenspoeſie eines neuen Wirkens und Vollbringens gebären, eine neue Lebenspoeſie, welche große gewaltige Schmerzen des Geſchlechts zu verſöhnen, ſteifgewordene Formen der Geſinnung zu vergeiſtigen, und über gebrochenen Herzen einen kräftigenden Gottesfrieden aufzurichten hat!

Es iſt eine reife Zeit! Aber nicht bloß reif, um jede Stunde an das jüngſte Gericht zu denken, ſondern auch reif zum Handeln, zum Leben! Was reif zum Tode, muß wieder reif zum Leben werden. Leben! Leben! Handeln! Es iſt eine reife Zeit! —

VIII.

Erinnerung an Schönborn

und das Leben des achtzehnten Jahrhunderts.

Woher kommt es, daß ein ſo wohlthuender und behaglicher Schimmer auf vielen Geſtalten des achtzehnten Jahrhunderts ruht? Dieſer einfache Lebensbedarf eines vollkräftigen Naturells, dieſe ſchönen Sympathieen gleichgeſinnter Kreiſe, dieſer gottfrohe Mannesmuth, dieſe Freundſchaftsbruſt, dieſe Heimathſeligkeit, dies Streben in die Weite und dies fromme Anſiedeln im Nächſten, dies genießende Gleichgewicht einer bewegten Exiſtenz, wie beneidenswerth tritt uns nicht Alles an ſolchen Charakteren entgegen, wenn wir ſie von der unruhigen Warte unſeres eigenen Standpunctes herab beſchauen! Eine kleine Schrift, die uns an Schönborn und ſeinen holſteiniſchen Freundeskreis erinnert, regt dieſe ſeltſamen Gefühle einer großen Verſchiedenheit des deutſchen Daſeins, einer nicht

mehr auszufüllenden Kluft zwiſchen uns und unſern nächſten Vorältern, auf. Ein Blick in das Thun und Treiben der damaligen Lebenskreiſe überzeugt uns, wie dynamiſch veränderte Geſchöpfe, Kinder ganz anderer Bedürfniſſe, Schmerzen und Ideale, wir heutzutage, auf der fliegenden Nothbrücke unſerer Epoche, geworden ſind! Das, was Jene hatten, beſitzen wir nicht mehr, kein Erbtheil ihres Glückes, kein kühlender Tropfen ihrer perſönlichen Zufriedenheit, iſt auf uns gekommen, und wenn es wäre, würden wir keinen Gebrauch und Genuß daraus für uns erſehen. Aber die Erinnerung an ſolche eingefriedigte Stätte des Lebens und Wirkens durchdringt uns, wie die heimliche Wärme eines Familienzimmers, mit einem Wonneſchauer, indem wir zugleich fühlen, daß wir ſelbſt nicht dafür taugen, ſondern zum Umherſchweifen draußen und durch Nacht und Nebel beſtimmt ſind. —

Mit jenen ächt vaterländiſchen Typen des deutſchen Lebens wird man uns ſonderbare Nachkömmlinge jedoch nie genug erfreuen können. Es iſt uns nützlich und wohlthätig, auf dieſe edeln Patriarchen hinzublicken, die uns in der Bedeutſamkeit ihrer Ruhe eben ſo überlegen ſind, wie wir ihnen in der Bedeutſamkeit unſerer Unruhe. Schönborn iſt ein eigenthümliches und betrachtenswerthes Bild in der Gallerie dieſer altväterlichen Köpfe. Wer war Schönborn? Wer kennt ihn? Welche Schriften ſtehen von ihm verzeichnet in den literariſchen Annalen? Von dem Allen Nichts? Sein Werth verſteckte ſich in das Privatleben ſeiner Zeit, und eben darum muß es uns will-

kommen ſein, daß ſich die verloſchenen Umriſſe ſeiner Geſtalt wieder auf einen Augenblick für uns erhellen. Wir treten mit ihm in einen ſchönen Kreis, bei dem unſere Gedanken und Vergleichungen gern verweilen werden. Was er ſelbſt geleiſtet, gewollt, gedacht, man weiß wenig davon, und es iſt in Raum und Zeit nichts haften und übrig geblieben. Einige feurige, von freier Geſinnung geſtählte Oden liegen in den Muſenalmanachen und Anthologieen ſeiner dichteriſchen Freunde zerſtreut, andere Papiere, Projecte und zufällige Blätter mögen zum Theil in ſeinem Nachlaß vorgekommen ſein. Wir haben es in unſerer allerneueſten Zeit mit ſo vielen erkünſtelten und gemachten Notabilitäten zu thun gehabt, daß es eine Freude iſt, ſchlechthin nur einem Menſchen zu begegnen, der als ſolcher bemerkenswerth iſt, einer Charakternotabilität, welche die Reſultate des Genie's, ohne die Wirren ſeines Schaffens, genießt. Schönborn war bedeutend durch ſich ſelbſt und durch ſeine Freunde. Um Klopſtock hatte ſich in Hamburg und im Holſteiniſchen ein herrlicher Kreis von Männern und Frauen gereiht, übereinſtimmend in Geiſt, Neigung und Geſinnung, den der einem Gott gleich verehrte und herrſchende Meſſiasdichter zu einem umfaſſenderen und förmlichen Bund auszudehnen damals beabſichtigt haben ſoll. In dieſer Reihe umſtanden ihn außer Schönborn der Graf F. L. Stolberg, Ehlers, Cramer, Gerſtenberg, Noodt, Büſch, Meta Dimpfel, Claudius, zum Theil auch Voß, und manche andere. Einen freundlichen Hintergrund bildete die däniſche Ariſtokratie, dieſem Zirkel theil-

nehmend und durch thätige Verwendungen zugeneigt, der edle und geiſtvolle Graf A. P. Bernſtorff, dem auch Klopſtock eine ſchöne Mußezeit ſeines Lebens verdankte, und durch den Schönborn in den däniſchen Staatsdienſt eingeführt wurde, ferner der Graf Friedrich von Reventlow, däniſcher Botſchafter in London, und deſſen liebenswürdige Gattin Julie, geborene Gräfin von Schimmelmann, denen ſich Schönborn während ſeines Aufenthalts in England zu einem innigen Bündniß angeſchloſſen hatte.

In den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts befand ſich Schönborn als däniſcher Conſul in Algier, und ſchrieb von dort merkwürdige Briefe an Klopſtock, die zum Theil aufbewahrt ſind, worin er ſchon damals einen ausführlichen Plan zur europäiſchen Eroberung Algiers, wie er erſt um beinahe ſechszig Jahre ſpäter von den Franzoſen ausgeführt wurde, mit den ſachkundigſten Details entwickelte. Doch meinte Schönborn, daß die damals den Archipelagus beherrſchenden ruſſiſchen Geſchwader zur Vollführung dieſes Unternehmens berufen wären. Während Schönborn auf dieſe Weiſe ſeine Freunde in Deutſchland mit militairiſchen Projecten und zornglühenden Schilderungen der algieriſchen Barbarei unterhielt, verſammelten ſich dieſe im Sommer 1776, durch Zufall und Luſtreiſen zuſammengeführt, in Kiel, und beſchloſſen auf Klopſtocks Antrag, einen Geſammtbrief nach Algier an ihren geliebten Schönborn zu richten. An dieſem Brief, der in der oben angeführten kleinen Gelegenheitsſchrift abgedruckt iſt, ſchrieb Jeder der Freunde und Freundinnen

ein Stückchen Gruß und Nachricht in bunter Reihe. Es war interessant genug, ein solches Freundschaftsdenkmal aus jener Zeit uns aufzubewahren. Dieser zärtliche Ton des Verkehrs, namentlich zwischen Männern, ist uns heutzutage in dem Maße fremd geworden. Man hing damals inniger aneinander, die Freundschaft nahm etwas von der Liebe an, obwohl sie sich auch zuweilen in Cliquenhaftigkeiten und Gevatterschaftsmanieren etwas philiströs gebärdete. Aber man liebte sich wirklich, und der sentimentale Charakter der damaligen Freundschaften, wie weichlich und weibisch er uns auch bisweilen erscheinen mag, war doch eine glückliche und zusammenhaltende Unterlage für das Leben des achtzehnten Jahrhunderts. Der heutige Freundschaftston ist dagegen weltlicher, männlicher, aber auch in vielen Fällen ungemüthlicher und diplomatischer geworden. Die Freunde Schönborns schrieben keineswegs hohe und geistreiche Dinge an ihn, sondern was man im gewöhnlichen Familienumgang bei einer Tasse Kaffee oder auch einer Pfeife Taback traulich zu verhandeln pflegt. Ein ganzer Brief Klopstocks handelt von nichts, als von dem Vergnügen, welches ihm das Baden gewährt, namentlich im Eutiner See. Dabei muß man bedenken, daß es im Privatleben dieses Jahrhunderts zwei merkwürdige neue Elemente gab, die erst seit Kurzem in Aufnahme und Gewohnheit gekommen waren, nämlich das Baden, das zwar immer in der Welt zur Gesundheit und Ergötzung betrieben worden, aber eine Zeitlang in Deutschland außer Uebung gekommen scheint (vergl. die angeführte Schrift

S. 38); und dann das Schlittſchuhfahren, deſſen Meiſter und begeiſterter Lobdichter Klopſtock ſelbſt war. So erwähnt ein aufbehaltener Brief von Goethe's Vater, der ebenfalls (Frankfurt a. M. 24. Juli 1776) an Schönborn nach Algier ſchrieb, daß ſein Sohn in Weimar, den er einen „ſingulären Menſchen" nennt, im vergangenen Winter die hohen Herrſchaften dort ſehr gut unterhalten, indem er „das Schlittſchuhfahren und andern guten Geſchmack einführte." Dies Alles waren damals Ergötzlichkeiten, welche das heitere und freundliche Zuſammenleben erhöhten und erfriſchten. Und noch ein ernſteres Band unter befreundeten und gleichſtrebenden Kreiſen gab damals die Freimaurerei ab, der eifrig und mit beſondern Hoffnungen gedient wurde, und welcher auch Schönborn angehörte. Man fühlte ſich behaglich in Mittheilungen, Aeußerungen und Plänen jeder Art, zwiſchen hohen und niedern Lebenskreiſen waltete ein herüber und hinüberlebendes Vertrauen, und der Argwohn, der das heutige Leben unterhöhlt hat, mußte ſich noch ſeiner verzehrenden Gifte enthalten. —

Im Jahr 1777 verließ Schönborn Algier und wurde zum Legationsſecretair bei der däniſchen Geſandtſchaft in London ernannt, wo er vier und zwanzig Jahre lang in der Nähe der wichtigſten Entwickelungen der europäiſchen Politik ſtand. Seine ſpäteren Jahre verlebte er wieder im Vaterlande in ruhiger Beſchaulichkeit und behaglichem Genuß einer geſättigten und reichgenährten Exiſtenz, namentlich in Hamburg im Hauſe des verdienſt- und geiſtvollen

Buchhändlers Friedrich Perthes, deſſen Gattin eine Tochter von Claudius war, und wo auch der Philoſoph Jacobi häufig einſprach; ſodann in dem bekannten Sieveking'ſchen Hauſe, welches damals einen auserleſenen Zirkel von Geiſtern, wie er ſich ſeitdem nie wieder in Hamburg zuſammengefunden, gaſtlich verſammelte. Ferner Emkendorf, wo ſich ebenfalls ein ſchöner Kreis der beſten und begabteſten Menſchen um die krank darniederliegende Gräfin Julie von Reventlow reihte. Die Armuth der heutigen Privatexiſtenz muß man ſonderbar empfinden, wenn man an dieſe früheren vielfältigen Gelegenheiten auserwählter Verbindungen erinnert wird.

Nach allem Wiederſchein aber, der aus dieſem mannigfachen Umgang auf Schönborn's Geſtalt zurückfällt, tritt er uns als ein ächt deutſcher, naturkräftiger, in jeder Hinſicht unverkümmerter, mit herzhaftem Schmerz und tiefſinnigem Ernſt gefärbter Charakter entgegen. Ihm ſcheint ein durchdringender Einblick in alle Richtungen des menſchlichen Geiſtes vergönnt geweſen, und auch die philoſophiſche Speculation war ihm nicht verſchloſſen, wie ſeine Fragmente einer Geſchichte des Spinozismus darthun. Sein hauptſächlichſtes Element aber war der menſchliche Umgang, in dem er, bald durch ſeine Skepſis anreizend, bald durch ſeine umfaſſenden Welterfahrungen belebend, bald auch nur als ſinniger und ſchweigender, treuer Tagesgenoſſe, ſeine Lebensvirtuoſität bethätigte. Seine letzte Zeit wurde noch durch ein eigenthümliches, in Emkendorf ſich anknüpfendes, Verhältniß bezeichnet, das ihn mit Katha-

rina, Gräfin von Stolberg, der unverheirathet gebliebenen Schweſter der beiden Dichterbrüder, zu einer Genoſſenſchaft, die den Charakter einer Ehe annahm, ohne es zu ſein, verbunden. Sie wird als eine ungewöhnliche Erſcheinung geſchildert, durch ein ſtarkes inneres Leben dem äußern abgewandt und entfremdet, von wunderlichen Gewohnheiten, unſtät und umherſchweifend, unfähig, an einem beſtimmten Ort lange in Ruhe zu verweilen, fromm und energiſch zugleich, in Ermangelung äußerer Schönheit mit einer ſeelenvollen Stimme begabt. Beide machten ein originelles Paar, Schönborn ſcheint in die ſeltſamen Manieren ſeiner Freundin verwickelt worden zu ſein, und das Innerliche band ſie ſo feſt, daß ſie ſich nicht mehr von einander losſagen konnten, wenn auch der Eine durch den Andern Plage hatte. „Es wäre eine heitere nicht nur, auch eine rührende Aufgabe" — ſagt Schönborns Biograph — „das Leben dieſes ſeltenen Paares zu ſchildern, wie es, nur geiſtigen Spuren folgend, jeglicher Rückſicht auf äußerliche Erſcheinung, auf Zeit und Ordnungsverhältniſſe, unbewußt, durch die Gaſſen der Stadt zog, er in ſchlotterndem Oberrock, willenlos, ſie wahrhaft ſibylliniſch von Kleidung und Anſehn, auf einen langen, kaum von der Rinde entblößten Botenſtab geſtützt, beide oft ſtillſtehend und umſchauend, und ſich im Stillſtand vergeſſend, die Verwunderung der Vorübergehenden; wie ſie dann das Haus, das ſie ſuchten und endlich betraten, nun erfreuten und belebten, jede Ordnung zerſtörten, ſo herzlichen Schmerz als Ernſt und ſchöne Erinnerung weckten: das iſt eines jener Charakter-

bilder, die nie verlöſchen." — Daß Schönborn auch mit Wolfgang von Goethe in naher perſönlicher Berührung geweſen, beweiſt ein merkwürdiger Brief vom 1. Juni 1773, den ihm Letzterer ebenfalls nach Algier geſchrieben, und der ſo inhaltsreich iſt, daß er in mancher Hinſicht zum Gegenſtand einer eigenen Abhandlung dienen könnte. Die Art und Weiſe des Verhältniſſes beider Männer bleibt uns freilich unklar.

IX.

Kampf eines Hegelianers mit den Grazien.

Eine philoſophiſche Humoreske.

(1833.)

Als ich heute, wie gewöhnlich, meinen guten alten Freund, den Dr. Weißdaßernichtsweiß, zu unſerm gemeinſamen Abendſpaziergang abholen wollte, traf ich ihn, ſein Sokratiſches Haupt nachdenklich-verdrießlich in die Hand geſtützt, ganz vertieft über einem Buche an, das ihm gewiß zur Beurtheilung zugeſchickt worden, denn mein Freund Weißdaßernichtsweiß war philoſophiſcher Recenſent an der „Schlechthin allgemeinen Bibliothek der höhern Sphären.“ Auf meinen herzlichen guten Abend nickte er diesmal ſo kläglich mit dem Kopfe, daß ich wohl ſah, er halte wieder ſein kritiſches Jammerſtündchen ab, wie er immer in

ſeiner allerliebſten ſchwermüthig-komiſchen Weiſe die Zeit zu nennen pflegte, welche er ex officio auf das Kritiſiren ſchwer zu bewältigender Bücher verwenden mußte. „Was haſt Du denn wieder da, Seelendoctorchen?“ ſagte ich lachend und nahm ihm das vorliegende Buch vor der Naſe weg. Ich nahm, ſah, und legte wieder hin; es war die eben erſchienene dritte Ausgabe von Hegel's „Encyclopädie.“

„Warum wirſt Du auf Einmal ſo ſtill, o Trefflicher?“ fragte er mich ironiſch mit ſeiner lauernden Socratesmiene.

„Du weißt, o Socrates!“ entgegnete ich, mich zuſammennehmend, „daß ich immer ſtill und ſtumm werde, wenn mich mein Lebenstag, ſei es nun durch eine Schickung der obern oder der untern Götter, irgend wie an dieſen ebenſo ſeltſam-erhabenen als geſpenſterhaft-unheimlichen Katakomben des menſchlichen Denkens wieder vorüberführt, ſowie ein frommer Wanderer beim Mitternachtſpuk des Kreuzweges ſchweigend vorbeizieht und keinen Laut über die erblaßten Lippen zu bringen wagt, damit ſich ihm nicht die Geiſter der Nacht an ſeine Ferſen heften und die negativvernünftigen Kobolde ihm hinten aufhucken, um ihm mit haarſcharfer Dialektik den Kopf zu zerzauſen, oder ihm vorn eine poſitiv-unvernünftige Naſe zu drehen. Du weißt auch, Unübertrefflichſter, daß ich ſelbſt in dieſen encyclopädiſchen Katakomben eine ſchöne Zeit meiner Jugendjahre als an und für ſich beſtimmte und mich ſchlechterdings wiſſende Mumie des Begriffs vertrauert habe!“

„Du biſt ein Deſerteur der Hegel'ſchen Philoſophie!“ verſetzte mein Freund mit ſarkaſtiſcher Trockenheit. „Du ſtehſt jetzt außerhalb des Standpunktes der Schule, und kannſt mithin die Schule weder begreifen noch beurtheilen; wie ſich auch überhaupt noch fragt, ob Du ſie jemals in ihrer an und für ſich ſeienden Totalität begriffen haſt, denn wie könnteſt Du ſonſt außer ihr, und mit ihr uneins ſein, da ſich in dem Begriff, als in dieſer abſoluten Identität, das Subject ſchlechterdings mit dem Object zu dieſem Feſten, zu dieſer concreten Totalität zuſammenſchließt und vermittelt! Durch ſeine Lehre vom Begriff in der Logik hat Hegel eigentlich ſchon von vorn herein Jedem dictatoriſch angekündigt, daß Der, welcher zu begreifen verſteht, auch ſein Anhänger ſein müſſe, ſowie umgekehrt Der, welcher nicht ſein Anhänger ſei, ihn auch nicht zu begreifen verſtehe, weil ſich ja beim Begreifen eines Gegenſtandes die Kategorie des Subjectobjects nothwendig geltend macht!“

„O Dr. Weißdaßernichtsweiß! Du ſpielſt einmal wieder den Grauſamen gegen mich und übergrauſamſt heut noch recht Deine Grauſamkeit!“ ſagte ich ſeufzend und nahm die Priſe, welche er mir darauf von ſeinem aromatiſchen Augentaback zur Verſöhnung anbot. „Thu' aber mit mir, was Du willſt, verbanne mich, verketzere mich ſchmähe meine Menſchheit, ſprich mir das Denken ab, mach' mich zum Thier, weil ich kein Schulphiloſoph ſein will, behaupte, daß ich Hegel nicht verſtanden, weil ich nicht ſein Anhänger bin, gib mich auf, fricaſſire mich.

hänge mir ein Kalbsfell um die ſchnöden Glieder, Alles will ich gern von Dir dulden mit Sanftmuth, nur ſuche mich nicht wieder heim mit dieſer Deiner hinundherſpielenden ironiſchen Dialektik, mit der Du Dich keiner Partei ganz zuwendeſt noch abwendeſt, und weder der einen Alles zuzugeben noch der andern Alles abzuſprechen verſtehſt!"

„Du charakteriſirſt da eben einen unparteiiſchen Recenſenten, wie er ſein ſoll für die Hegel'ſche Encyclopädie," erwiderte mein Freund ruhig. „Meiner Meinung nach muß allerdings ein Beurtheiler der Hegel'ſchen Philoſophie die Hegel'ſche Methode ſelbſt an ihr in Anwendung bringen, und von ihrem eignen Standpunkt aus Das, was ihm trefflich oder nichtig an ihr erſcheint, ganz in denſelben Operationsmärſchen der Hegel'ſchen Dialektik entwickeln, im Uebrigen aber ſich rein auf dem hiſtoriſchen Standpunkt der Philoſophie befinden und von ihm aus dieſes Syſtem, das ſich für ein univerſales und die ganze Geſchichte der Philoſophie abſchließendes anſieht, durchaus als eine auch nur einzelne Erſcheinung der Wiſſenſchaft zu würdigen ſuchen."

„Muß ein Recenſent Hegel's auch da ehrlich bleiben in ſeiner Dialektik, wo Hegel's Dialektik ſelbſt zu einer mit dem Begriff ſpielenden, trügeriſchen Sophiſtik wird?" fragte ich ihn leiſe.

„Darüber muß man ſich nicht ausſprechen!" erwiderte Dr. Weißvonichtsweiß. „Genug, wie ich Dir geſagt, man brauche Waffe gegen Waffe und ſchlage den Gegner durch ſeine eigne Taktik. Jetzt aber geh', mein Sohn, und

laß den blüthenlockigen Frühlingsabend draußen nicht unbenutzt, denn ich werde Dich heut auf Deinem Spaziergang nicht begleiten können. Ich bin überdies heut in einer sehr ungeselligen Stimmung, in der ich zu Deinem Spaziergenossen nicht taugen würde. Vergönne mir also diese Muße heut Abend, und geh' allein hinaus in's frischduftende Freie der Natur und athme auf mit den Blumen und lobe mit den Waldvögeln die Schöpfung, während ich in meiner melancholischen Stimmung hier nachsehen will, ob Hegel in dieser neuen, dritten Ausgabe der „Encyclopädie" den dürftigsten und schreiendsten Theil seines Systems, die Naturphilosophie, etwa umgearbeitet und geistreicher aufgefaßt habe, was freilich kaum zu erwarten steht."

„So gib mir wenigstens ein Buch mit auf den Weg," sagte ich, „denn Du weißt, daß ich nie gern ganz ohne Freund spazieren gehe! — Ich nahm mir irgend ein Buch von seinem Schrank; es waren zufällig Klopstock's seit lange nicht gelesene Oden, welche mir in die Hände fielen. Ich will mir einmal wieder an dieser ernsten, himmelanstrebenden Muse, an dieser Muse der deutschen Gründlichkeit, das Herz stärken.

Ich ging hinaus in den Thiergarten. Mein Weg hatte mich bald, meiner Gewohnheit nach, zu den einsamsten und ferngelegensten Partien desselben, welche in einem düsterromantischen Waldkranz das Fasaneriegehege umgeben, geführt. Seitwärts von der Fasanerie befindet sich auf einer kleinen Anhöhe eine selten von Spaziergängern

aufgeſuchte Bank, welche, mit dem Rücken an den wilden Forſt ſich lehnend, vorn eine weitblickende Ausſicht über das freie Feld hin gewährt. Ich fand meine Bank heut ſchon von einem andern einſamen Denker in Anſpruch genommen. Der außerordentliche Profeſſor Fürſich, ein junger Hegel'ſcher Philoſoph, mit dem ich in dem Café absolu zuweilen zu einer freundſchaftlichen Partie Billard zuſammentraf, ſaß dort und las ſehr eifrig in einem neuen noch nicht ganz aufgeſchnittenen Buche, in welchem ich, als ich ihm im Vorbeigehen über die Schulter ſah, zu meinem Erſchrecken wieder die dritte Ausgabe der Hegel'ſchen „Encyclopädie" erkannte. Der junge Profeſſor ſchien ſo ganz in ſeinem Fürſichſein eingedämmert zu ſein, daß er meine Nähe gar nicht gewahr wurde. Gewöhnliche und noch ſchlechthin unmittelbare Menſchenkinder, deren Bewußtſein noch nicht durch die Speculation über die gemeinen ſinnlichen Vorſtellungsformen hinausgekommen, würden dieſen Fürſich, ſeiner äußern Geſtalt nach, unfehlbar für einen mit dem Buch in der Hand Schlafenden — ein in der gelehrten Welt nicht ſeltenes allegoriſches Bild — angeſehen haben, da er doch zweifelsohne ein über die Lehrſätze ſeines Meiſters Denkender war oder ſcheinen wollte; aber wie, nach einem von Hegel ſelbſt in der Vorrede zur „Encyclopädie" angeführten Gleichniß, „Homer von einigen Sternen ſagt, daß ſie zwei Namen haben, den einen in der Sprache der Götter, den andern in der Sprache der übertägigen Menſchen, ſo giebt es auch für den Gehalt des Bewußtſeins zwei Sprachen, die eine des Gefühls,

der Vorſtellung und des verſtändigen, in endlichen Kategorien und einſeitigen Abſtractionen niſtenden Denkens, die andere des concreten Begriffs," — und ſo würde man denn auch dieſen jungen Profeſſor, mit der „Encyclopädie" ſeines Lehrers in der Hand, nach der Sprache des verſtändigen Denkens, einen übertägigen Fürſich, d. h. einen nach bereits überſtandenem Tagewerk Schlafenden, haben nennen können, während er nach der Sprache der Götter — wie ſchnell iſt durch dies kühngebrauchte Homer'ſche Gleichniß ein Philoſoph unter die Götter verſetzt! — doch gewiß ein Denkender genannt ſein will. Seltſam bleibt dabei freilich immer der Umſtand, daß, da nach Hegel dieſe beiden Sprachen für einen und denſelben Inhalt und Gehalt vorhanden ſind, daraus nach dialektiſcher Manier der Schule die Conſequenz gefolgert werden müßte, daß Denken und Schlafen bei den Schülern Hegels einen und denſelben Gehalt bezeichnen können, wenigſtens iſt kaum noch bemerkt worden, daß ein über die Paragraphen ſeines Lehrers Denkender je zu einem andern Inhalt gekommen wäre als ein nach vollbrachtem Tagewerk Schlafender, denn ihr Herr und Meiſter Hegel hat ja das Tagewerk des Denkens ſchon für ſie vollbracht.

Doch genug, mochte nun dieſer junge Profeſſor Fürſich denken oder ſchlafen, ich ſetzte mich ſtill an das andere Ende der Bank und zog meinen Klopſtock hervor. So viel ich geſehen, ſchien Fürſich auch gerade die Naturphiloſophie in der „Encyclopädie," aufgeſchlagen zu haben. Wie Uhland's Recenſent mit Kleiſt's „Frühling" in

der Taſche ſpazieren geht, ſo mochte auch der Hegelianer hier im Freien die vor ihm blühende Natur, welche er, nach ſeiner „Encyclopädie," als die „Idee in der Form des Anderſeins" betrachten muß, recht genau mit der Naturphiloſophie ſeiner Schule vergleichen wollen.

Der Abend zog unterdeß immer näher heran, die Grillen ſangen auf den Wieſen und Grillen ſangen in meinem Kopf. Ich weiß nicht, ich fing an, mich etwas verſtimmt zu fühlen über die mehrfachen encyclopädiſchen Anfechtungen, die mich heut ordentlich nach einem ſyſtematiſchen Plan zu verfolgen ſchienen, und mir war ſo beklommen zu Muthe, als ſollte ich dieſen Abend noch etwas ganz Außerordentliches erleben. Und doch ſprach die Abendfeier der Natur um uns her ſo warm zum Herzen, daß ich es der lieben Natur gern zu vergeben geneigt war, wenn ſie nach dem Lehrſatz Hegel's nur der „unaufgelöſte Widerſpruch" iſt, und „ihr Sein ihrem Begriffe nicht entſpricht." Der göttliche Lebensathem, der mit Liebesinbrunſt die ganze Schöpfung durchdringt, ſchien auch mich jetzt mit ſtärkendem Labehauch anzuwehen, und jeder Grashalm, der auf den Fluren grünt, ſchien ſich von Lebenswonne trunken in ihm zu wiegen. Daß ich dies in mir fühlte, machte mich glücklich, aber wenn ich bedachte, daß der Hegelianer mir gegenüber, ſagte ich ihm meine Empfindungen, mich verachten würde als einen übertägigen Menſchen, der noch nicht aus der Sprache des Gefühls herausgekommen und zum Schulgott des concreten Begriffs ſich aufgeſchwungen, Das hätte mich grimmig machen können.

Ich ſchlug einige Oden Klopſtock's auf, aber die rechte Muße wollte ſich immer noch nicht einfinden. Fernher ſchallten vom Heinzelmann'ſchen Elyſium die letzten Klänge des allmälig verhallenden Abendconcerts in abgeriſſenen Lauten zu uns herüber; hinten im Walde ſchrien einige Krähen der herandunkelnden Nacht ihren Gruß zu. Es wurde plötzlich ſo düſter um uns her, als ſäßen wir im Schattenreich des abſtracten Gedankens; nur dort ſtreift jetzt eine zerrinnende Wolke den dunkeln Purpurſaum ab und läßt den hellblinkenden Abendſtern hervortreten. Ich verfiel in ein träumeriſches Sinnen; eine innere Märchenwelt von Bildern, Gedanken und Phantaſien tauchte in mir auf und umgaukelte mich mit wunderbaren Erfindungen.

„Sie hier, lieber Freund?“ ſagte jetzt auf einmal Fürſich zu mir. „Ich bitte Sie, betrachten Sie doch dort jene Damen, die in ſeltſamer Geſtalt über die Wieſe herankommen. Es müſſen Operntänzerinnen ſein, denn ſie ſcheinen mehr zu hüpfen als zu gehen. Mein kurzes Geſicht vermag ſie noch nicht zu unterſcheiden. Sind ſie Ihnen vielleicht bekannt?“

Ich richtete meine Augen auf die bezeichnete Stelle und wurde drei hohe weibliche Geſtalten gewahr, die aus der Region des leuchtenden Abendſterns auf die Erdenflur herniederzuſchweben ſchienen. Ihr Gang glich einer ſichtbaren Sphärenmuſik; ich konnte nicht zweifeln, daß ſich hier Weſen überirdiſcher Abkunft meinem Anblick dargeboten hätten. Die Nähe der Heinzelmann'ſchen Tabagie

Elyſium, brachte meine verwirrte Phantaſie unwillkürlich auf die griechiſche Mythologie. Sollten es Göttinnen ſein, die uns einmal ihren olympiſchen Beſuch hier zugedacht? Göttinnen, aber welche? Drei Lichtgeſtalten erſcheinen ſie, in ſchweſterlicher Umarmung den himmliſch-anmuthigen Reigen führend. Ach, das ſind, oder es giebt keine, das ſind die Grazien, die Hüterinnen des Schönen am Lebensheerde, welche die Fabel die Begleiterinnen der Venus nennt, und dort ſtrahlt ja Venus, der Abendſtern, am weſtlichen Himmel in ſeinem ſanftgoldenen Schein wie eine Feuerlilie, in deſſen ſtiller Beleuchtung jetzt die drei Göttinnen einen wonneſeligen Tanz in ihrem ätheriſchen Rhythmus auf dem rings lauſchenden Gefilde ausführten. Sie waren es, die ſchönwangigen Chariten, Aglaja, Euphroſine und Thalia, ganz wie Vater Heſiod ſie ſchildert, mit dem ſchmelzenden Blick der Liebe:

τῶν καὶ ἀπὸ βλεφάρων ἔρος αἶβετο δερομενάων
λυσιμελὴς, καλὸν δὲ ὑπ' ὀφρύσι δερκιόωνται.

In ſtillem Entzücken blickte ich hin zu ihnen, und die Sehnſucht regte ſich in mir, ſie jetzt bei dieſer guten Gelegenheit, die ſich nicht ſo leicht wiederholen dürfte, um ihren Segen anzuflehen für die Beſtrebungen meines Muſenlebens. Mein kurzſichtiger Nachbar aber, der junge Profeſſor Fürſich, hielt ſie noch immer für Operntänzerinnen.

Fürſich näherte ſich jetzt, mit der „Encyclopädie" unter dem Arm, den Damen und ſagte verbindlich, indem er drei Finger ausſtreckte, wie alle Hegelianer, zum Zeichen der Dreiheit ihrer Philoſophie, bei feierlichen Gelegenhei-

ten zu thun pflegen: „Meine Schönen, es kann zunächst dies gesagt werden, daß Sie sich da auf der feuchten Wiese für's Erste einen Schnupfen holen werden, und ein Schnupfen ist nichts Anders als der schlechte Progreß eines an sich seienden Schleims in's Unendliche; verstehen Sie mich wohl, ich meine hier den Progreß in's „schlechte Unendliche," wie es Jemand geistreicher Weise ausdrücklich so benannt hat, denn das wahrhafte Unendliche ist schlechthin die Idee selbst in ihrer Identität des Denkens und Seins, und somit das Absolute. Es ist aber jetzt, nachdem die Denkbestimmungen unserer Philosophie in der Form der Nothwendigkeit die Zeit zu beherrschen angefangen, gar nicht mehr für absolut-vernünftig und zeitgemäß zu erachten, meine Damen, so beim empfindsamen Schimmer des Abendsterns auf den Feldern spazieren zu gehen, und sich mit Naturschwärmereien, als diesem Schlechten, abzugeben."

Da lächelten die Töchter des Zeus in unbeschreiblicher Lieblichkeit, und ein himmlischer Spott umleuchtete widerlegend, aber sanft ihre sinnige Götterstirn. Ihr Lächeln war wie eine Streitschrift gegen die Anmaßungen des philosophischen Begriffs, wie eine Streitschrift, im siegesgewissen Uebermuth auf ein Rosenblatt niedergekritzelt von der Hand der Unsterblichen. Da hielt ich mich nicht länger und sagte zu dem Unglücklichen Fürsich: „Mein Gott, Professor, was machen Sie? Es sind ja die Grazien!"

„Die Grazien?" wiederholte er staunend, und be-

trachtete jetzt näher die drei Göttinnen, deren selige Gestalten sich aus dem Flor der Abenddämmerung immer glänzender heraushoben. „Die Grazien?“ fuhr er athemlos fort — „die Grazien hat ja Hegel noch nicht einmal in seinem System! Da kann sogleich Dies gesagt werden, daß es zunächst allerdings von tiefem Interesse sein muß, die Grazien in ihrer an und für sich seienden Bestimmtheit begreifen zu lernen, Ja, eine neue Aussicht eröffnet sich mir in dieser großen, wahrhaft concreten Stunde! Ich fühle mich plötzlich berufen, noch über das System Hegel's selbstständig hinauszugehen, und unser Meister soll nicht mehr denken, daß seine Schüler nichts Neues und Eigenthümliches mehr der absoluten Wissenschaft hinzuzufügen vermögen! So wahr ich Fürsich bin in meiner an und für mich seienden Totalität, ich muß noch die Grazien unserm System einverleiben, worauf bisher noch Niemand gefallen ist!“

„Hochzuverehrende Göttinnen!“ — fuhr er mit einer tiefen Verbeugung fort — „es freut mich unendlich, nämlich in dem wahrhaft Unendlichen, mit Ihrer Bekanntschaft beehrt und beglückt zu sein. Nichts dürfte mir wünschenswerther sein, als Sie erkennen und begreifen zu lernen. Ich bitte Sie, haben Sie die Güte, mir zu Ihrem Begriff zu verhelfen, um Ihr Sein, welches das Denken ist, mir präsent zu machen! Freilich tritt mir dabei sogleich ins Bewußtsein, daß, nach unserer Lehre, der philosophische Begriff, um zu sich selbst zu kommen, sich aller Voraussetzungen entschlagen müsse. Da kann nun nicht anders

als zunächſt dies geſagt werden, daß es mich allerdings vorerſt in Verlegenheit ſetzt, bei Ihnen, meine Grazien, alle Vorausſetzungen fahren zu laſſen, da Sie ja ſelbſt ſchon eine Vorausſetzung ſind!"

Da lächelten ſie wieder, die Töchter des Zeus, in unendlicher Anmuth den Hegelianer an, und ſchelmiſch die Arme ineinanderſchlingend zum göttlichen Spiel harmoniſcher Bewegung, flüſterten ſie tanzend und ſchäkernd die Scherzworte: „die Grazien laſſen ſich weder begreifen noch greifen!" — Ihre Scherzworte klangen von ihren reizenden Lippen wie eine in Muſik geſetzte Streitſchrift gegen die Anmaßungen des philoſophiſchen Begriffs, wie eine Streitſchrift, im ſiegesgewiſſen Uebermuth auf einer Flöte geblaſen.

Fürſich ſchien vor Erſtaunen ein Außerſich zu werden. „Was iſt da anzufangen!" ſagte er, ſich zu mir wendend. „Ich kann und darf dieſe Grazien nicht in ihrer Unmittelbarkeit mir gegenüber verharren laſſen, ſondern ich will und muß ſie mir durch die Nothwendigkeit des Denkens zueigenmachen; ich will und muß ſie zu ihrem Begriff an und für ſich bringen und durch ſie als ſolche unſer Syſtem vervollſtändigen!"

„Brauchen Sie nur keine Gewalt!" ſagte ich bittend zu ihm, während die Chariten holdſelig fortfuhren in ihrem göttlichen Tanzſpiel und mit Himmelsfreude-athmenden Bewegungen auf und nieder ſchwebten auf der abendſtillen Flur, indeß oben am Aether ein Stern nach dem andern ſchaubegierig hervortauchte, um den Tänzen der Grazien

zuzublicken und die ſchönſten ſeiner Strahlen auf der Göttinnen Haupt herniederleuchten zu laſſen.

„Kennen Sie die Stelle des Heſiod in der Theogonie über die Grazien?“ fragte ich den in einem Kampf mit ſich ſelbſt begriffenen, unſchlüſſig daſtehenden Fürſich weiter.

„Sie wiſſen, wir verachten alle Citatgelehrſamkeit, allen philologiſchen Plunder, da wir es rein mit dem Princip zu thun haben!“ antwortete er ſtolz. „Was meinen Sie für eine Stelle?“

„Die Stelle,“ fuhr ich fort, „wo Heſiod uns berichtet, daß die jüngſte der Chariten, die herrliche Aglaja, einmal den hinkenden Hephäſtos ſich geheirathet habe. Ich führe dies lediglich zu Ihrer Ermunterung an, lieber Fürſich. Verſuchen Sie Ihr Glück noch ein Mal bei den Göttinnen, denn wenn die Grazien in früherer Zeit einem rußigen Schmiedegott ihre Gunſt nicht verſagt haben, warum ſollten Sie ſich nicht auch jetzt zur Paſſion für einen reinphiloſophiſchen Fürſich entſchließen können? Alſo friſch noch ein Mal ans Werk, Fürſich! Erkämpfen Sie Ihrem Syſtem die Grazien, aber nur nicht mit Gewalt, denn nur aus Liebe ſpenden die Götter Alles!“

„Mein Zuruf verfehlte auch ſein Wirkung nicht, und der Hegelianer trat, die „Encyclopädie“ unter dem Arm — omnia sua secum portans — mit neuem Muth vor die Göttinnen hin. Zur ſanfteſten Stimme ſich zwingend, ſagte er darauf flehend und überaus ſchmelzend: „O meine zunächſt in dieſer durchaus ſchönen Form ſich mir vorſtellig machenden Grazien, ich bitte Sie, entziehen Sie ſich doch

nicht länger dem Begriff! Nur die unvernünftige Natur entzieht sich dem Begriffe, und es ist, wie Hr. Professor Hegel in seiner „Encyclopädie" gesagt hat, die Ohnmacht der Natur, den Begriffsbestimmungen nicht getreu zu bleiben und ihnen gemäß ihre Gebilde zu bestimmen und zu erhalten."

„Lieben Sie die Natur gar nicht, Herr Fürsich?" fragten da die Unsterblichen den Schüler Hegel's, und begannen im himmlischen Muthwillen fast laut zu kichern. Ihre ironische Frage war wie ein mit Rosendornen auf ein Nesselblatt gesticktes Fragezeichen, den Anmaßungen des philosophischen Begriffs nach Recensentenmanier in Parenthese angehängt.

„Was die Natur anbetrifft, meine Grazien," erwiderte der Hegelianer, „die Natur also, deren Bewegung ihrer Idee durch ihren Stufengang näher Dies ist, sich als Das zu setzen, was sie an sich ist, so bitte ich, mein diesfallsiges, zunächst dem gemeinen Bewußtsein auffällig erscheinen könnendes Urtheil nicht für ein blos assertorisches gelten zu lassen, welches vielmehr nur eine subjective Particularität wäre, sondern es hat schlechthin ganz seine Stelle im Zusammenhange des absoluten Idealismus selber, wie ich aus der „Encyclopädie" unserer Philosophie sogleich beweisen kann."

Er schlug das Buch auf und fuhr fort: „Im §. 250 der Philosophie der Natur, welche als das Andere der Idee den zweiten Theil unsers Systems einnimmt, heißt es: Man hat den unendlichen Reichthum und die Mannich-

faltigkeit der Formen, und vollends ganz unvernünftigerweiſe die Zufälligkeit, die in die äußerliche Anordnung der Naturgebilde ſich einmiſcht, als die hohe Freiheit der Natur, auch als die Göttlichkeit derſelben oder wenigſtens die Göttlichkeit in derſelben gerühmt. Es iſt der ſinnlichen Vorſtellungsweiſe zuzurechnen, Zufälligkeit, Willkür und Ordnungsloſigkeit für Freiheit und Vernünftigkeit zu halten. Jene Ohnmacht der Natur ſetzt der Philoſophie Grenzen."

Bei der tiefen Dämmerung des Abends hätte man es bewundern können, daß er dieſe Stelle im Dunkeln noch herzuleſen vermocht, wenn nicht Hegels Schüler im Trüben zu fiſchen gewohnt geweſen. Er begnügte ſich jedoch damit noch nicht, ſondern meinte, daß er eigentlich eine andere Stelle hier im Sinne gehabt, durch die er die Grazien zu überführen hoffe, wie es nur dem ſchlechten Natürlichen zukomme, ſich nicht begreifen zu laſſen.

„Ja, meine Grazien!" fuhr er mit Eifer fort und blätterte gierig in der „Encyclopädie," während die Himmliſchen mit ſchalkhafter Miene dem Schüler lauſchten und ſich unter einander beluſtigten und neckten über dies närriſche Abenteuer, das ihnen auf ihrem heutigen Frühlingsabendausflug auf der Erde zugeſtoßen war — „ja, meine Grazien!" ſagte Fürſich mit geſteigertem Affect, „im §. 248 der Naturphiloſophie hat Hegel folgende Beſtimmung darüber gemacht: — der Ausbruch ſeines Affects endigte jedoch jetzt in einem faſt kläglichen Antiklimax, denn er bemerkte, daß gerade dies Blatt in der „Encyclopädie" noch

nicht aufgeſchnitten war. Einen Augenblick lang ſtand er rathlos und verſtummt da, wie ein Jäger, dem eben die Flinte verſagt, als er ſie auf den herrlichſten Wildbraten abdrücken will. „Schade,“ flüſterten die Grazien, „daß unſere Muhme, die Parze Atropos, nicht hier iſt mit ihrer Scheere, um das naturphiloſophiſche Blatt aufzuſchneiden!“

Unglücklicher Fürſich, ich will Ihnen mein Federmeſſer borgen! ſagte ich gutmüthig und reichte ihm mitleidsvoll das Meſſer hin, das ich zufällig bei mir trug. Erheitert ſchnitt er nun das Blatt auf und las die Worte ſeines Meiſters: „Die Natur iſt an ſich, in der Idee göttlich, aber wie ſie iſt, entſpricht ihr Sein ihrem Begriffe nicht; ſie iſt vielmehr der unaufgelöſte Widerſpruch. Ihre Eigenthümlichkeit in das Geſetztſein, das Negative, wie die Alten die Materie überhaupt als das non-ens gefaßt haben. So iſt die Natur auch als der Abfall der Idee von ſich ſelbſt ausgeſprochen worden, indem die Idee in dieſer Geſtalt der Aeußerlichkeit, in der Unangemeſſenheit ihrer ſelbſt mit ſich iſt. Nur dem Bewußtſein, inſofern dieſes ſelbſt zuerſt äußerlich und damit unmittelbar iſt, d. i. dem Sinnlichen, erſcheint die Natur als das Erſte, Unmittelbare, Seiende. Weil ſie jedoch, obzwar in ſolchem Elemente der Aeußerlichkeit, Darſtellung der Idee iſt, ſo mag und ſoll man in ihr wohl die Weisheit Gottes bewundern. Wenn aber Vanini ſagte, daß ein Strohhalm hinreiche, um das Sein Gottes zu erkennen, ſo iſt jede Vorſtellung des Geiſtes, die ſchlechteſte ſeiner Einbildungen, das Spiel ſeiner zufälligſten Launen, jedes Wort

ein vortrefflicherer Erkenntnißgrund für Gottes Sein, als irgend ein einzelner Naturgegenſtand. In der Natur hat das Spiel der Formen nicht nur ſeine ungebundene, zügelloſe Zufälligkeit, ſondern jede Geſtalt für ſich entbehrt des Begriffs ihrer ſelbſt. Das Höchſte, zu dem es die Natur in ihrem Daſein treibt, iſt das Leben, aber als nur natürliche Idee iſt dieſes der Unvernunft der Aeußerlichkeit hingegeben, und die individuelle Lebendigkeit iſt in jedem Momente ihrer Exiſtenz mit einer ihr andern Einzelheit befangen, da hingegen in jeder geiſtigen Aeußerung das Moment freier, allgemeiner Beziehung auf ſich ſelbſt enthalten iſt. Ein gleicher Mißverſtand iſt es, wenn menſchliche Kunſtwerke natürlichen Dingen deswegen nachgeſetzt werden, weil zu jenen das Material von Außen genommen werden müſſe, und weil ſie nicht lebendig ſeien. Als ob die geiſtige Form nicht eine höhere Lebendigkeit enthielte und des Geiſtes würdiger wäre als die natürliche Form, die Form überhaupt nicht höher als die Materie, und in allem Sittlichen nicht auch Das, was man Materie nennen kann, ganz allein dem Geiſte angehörte."

Nachdem Fürſich Dies geleſen, blickte er mit triumphirender Miene umher und klappte dann ſtolz das Buch zu. Er ſah jetzt ſo ſchadenfroh-grämlich aus wie Rückert's „Apotheker," vor dem alle Blumen und Geſträuche ſich verfärben und grau werden vor Schreck, als er in die Natur hinaustritt, um die blühende Flora für ſeine Arzneigläſer und Salbenbüchſen einzuſammeln. Die Grazien aber

ſagten die milden und freundlichen Worte, die mir entzückend in Ohr und Herz drangen, ſie ſagten: „Der Philoſoph hat hier an ſich und für ſich gar nicht Unrecht, aber warum der lieben heiligen Natur die Wahrheit ſo grob in's Geſicht ſagen? Wenn der Geiſt höher ſteht als die Mutter Natur, ſo kann man der ſchönen Mutter daraus ebenſo wenig einen Vorwurf machen, als man auf die Prokne deshalb ſchmähen dürfte, weil ſie nicht wie ihre Schweſter Philomele geworden iſt.“

Als ſie ſo ſagten, ſchien doch augenblicklich ein kleiner himmliſcher Unwille ihre Götterheiterkeit zu trüben, denn ſie ſchüttelten dabei etwas unmuthig ihr ſeliges Charitenhaupt, ſodaß ihnen die ambroſiſchen Locken wallend über den liliendufligen Nacken hinflatterten. Wunderbar, aus den flatternden, myrtegeſchmückten Grazienlocken flog ein Myrtenblättchen gerade auf mich zu und ließ ſich wie abſichtlich nieder auf dem Buch von Klopſtock, das ich noch immer aufgeſchlagen in der Hand hielt. In dem Myrtenblättchen lag ein Glühwürmchen verborgen, und bei dem hellleuchtenden Schein deſſelben konnte ich, als ich näher auf die aufgeſchlagene Stelle hinblickte, erkennen, daß es die herrliche Ode: „Der Zürcherſee,“ war, auf welche die ſinnigen Göttinnen mir bedeutungsvoll ein Abzeichen geworfen zu haben ſchienen. Ich weiß nicht, wie mir geſchah, ich fühlte mich plötzlich wie durch einen ſtillſchweigenden Befehl der Unſterblichen im Innerſten gedrungen, den erſten Vers der Klopſtock'ſchen Ode laut vorzuleſen, was ich denn auch zur nicht geringen Verwunderung Für-

ſich's ſogleich that, indem das Glühwürmchen, das in dem Myrtenblatt ſchlummerte, mir in der Dämmerung dazu leuchtete:

Schön iſt, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht
Auf die Fluren verſtreut; ſchöner ein froh Geſicht,
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt!

Da umſchwebte mit unendlicher Huld ein Beifallslächeln die Lippen der Grazien, und ihr Lächeln war wie eine zum Liebesgedicht gewordene Kritik der Klopſtock'ſchen Naturanſicht, wie die anerkennende Kritik, welche ein Bräutigam in einer Morgenzeitung über ſich lieſt, nämlich in den morgenfriſchen Augen ſeiner mit ihm zufriedenen Braut, aus denen er vom Kriegsſchauplatz des Herzens her die Siegeszeitung erhält, daß er ihr Einziger iſt. Fürſich aber kam mit dem Ausdruck der größten Verlegenheit im Geſicht zu mir heran und ſagte, ſich verzweiflungsvoll die Hände reibend: „Zum Kuckuk, was leſen Sie da? Da kann zunächſt Dies geſagt werden, daß es im Augenblick gar nicht von paſſlichem Intereſſe war, bei ſo ſchwierigen und abſtrufen Materien, wie wir ſie eben aus unſerm Syſtem behandelten, ein Gedicht hervorzuziehen, da Gedichte überhaupt nur der ſchlechten Gefühlsſphäre angehörig ſind, und nicht identiſch ſind mit dem Sein, welches das Denken iſt."

Als er ſo nach dem Princip ſeiner Schule auch noch die Poeſie ſchmählich herabwürdigte, ſchien das ſchlafen-

Glühwürmchen in dem Myrtenblatt vor Schreck darüber aufzuwachen, denn es kroch auf einmal einige Verſe weiter die Klopſtock'ſche Ode entlang und blieb dann altklug bei der 14. und 15. Strophe derſelben ſtehen, auf welche es den hellſten Schimmer ſeines Stralenleibchens fallen ließ, gleichſam um mich dadurch wieder zum Leſen einzuladen. Ich las auch wirklich, den ſtillſchweigenden Befehl der Grazien vorausſetzend, ſogleich mit lauter Stimme:

Durch der Lieder Gewalt, bei der Urenkelin
Sohn und Tochter noch ſein; mit der Entzückung Ton
Oft beim Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her,

Dann ihr ſanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch gießen in's ſanfte Herz,
Iſt, beim Himmel! nicht wenig,
Iſt des Schweißes der Edeln werth!

„Raſen Sie? Haben Sie einen declamatoriſchen Fieberanfall? Ich bitte Sie, verſchonen Sie mich nur in dieſem Augenblick mit Poeſie!" ſagte Fürſich erhitzt und boshaft zu mir.

Ich aber verſenkte mich in ſüße Freude, als ich, zu den Grazien hinüberblickend, bemerkte, daß ſie den Rhythmus der Klopſtock'ſchen Verſe mit der Götteranmuth ihrer ſchwebenden Tanzbewegungen accompagnirt hatten. Dann ſagte ich menſchenfreundlich und ganz herzlich zu den im

Außerſichſein aufgelöſten Fürſich: „Sein Sie doch bei ſich, in Gott geliebter Fürſich, und bewundern Sie mit mir unſern tiefbegeiſterten Klopſtock! Iſt es nicht merkwürdig, daß der Dichter in der zuerſt von mir geleſenen Strophe ſeiner Ode ſo lange vor Hegel gerade dieſelbe Naturanſicht ſo mild-poetiſch ausgedrückt hat, welche der Philoſoph in dem von Ihnen vorgeleſenen Paragraphen ſeiner „Encyclopädie" mit der ganzen göttlichen Grobheit des Begriffs hingeſtellt hat? Während Hegel lebhaft, faſt mit einer gewiſſen Animoſität das Geiſtige gegen das mit unangenehmer Verachtung von ihm behandelte Natürliche zu erheben ſucht, hat Klopſtock in heitrer Dichterklarheit nur das frohe Geſicht, das den großen Gedanken der Schöpfung noch einmal denkt, ſchöner geprieſen als die ſchöne Mutter der Schöpfung, die Natur ſelbſt, aber er erkennt doch noch die ſchöne Mutter Natur in ihr. Nach Hegel's Naturphiloſophie iſt die Natur nur die mobled queen, die ſchlotterichte Königin, von der nur ein Polonius ſagen könnte, daß ſie gut ſei; eine ſchlotterichte Königin, der eine Garderobe von lauter ſchlechten und unvernünftigen Zufälligkeiten, Willkürlichkeiten und Einzelheiten, die alle keine Einheit haben und ſich dem philoſophiſchen Begriff entziehen, um den Leib ſchlottert. Wohlaffectionirter Fürſich, ich muß mich einmal darüber ganz frei und ehrlich gegen Sie ausſprechen! Es iſt mir überhaupt nichts verdrießlicher an dem Syſtem Ihrer Schule als die Manier, unaufhörlich Alternativen aufzubringen, und das Dilemma zu ſtellen, daß entweder nur

Dies oder das Andere Gültigkeit und Wirklichkeit haben ſolle, und das Andere im Leben ausſchließe. Wenn Hegel, deſſen Philoſophie mir in vielen Dingen gewiß eine ernſte, verehrungswürdige Erſcheinung iſt, den ich aber mehr dadurch zu ehren glaube, daß ich über ſeine Sätze nach meiner Einſicht nachdenke, als daß ich ſie blind nachſpreche; wenn Hegel auf das Verhältniß der Philoſophie zur Kunſt, des Denkens zum Schaffen, der Natur zum Geiſt zu reden kommt, ſo muß er immer Eines durch das Andere vernichten und untergehen laſſen, damit das, was ihm Prinzip iſt, ſich als ausſchließlich herrſchend oben erhalte; um die Philoſophie, welches dann namentlich *ſeine* Philoſophie iſt — denn mit ſeinem Syſtem hat er ja die Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Denkens abgeſchloſſen — um ſeine Philoſophie allein auf den Thron des Geiſtes zu ſtellen, wird er an dem ewigen Gedankenleben der Kunſt zum Geiſtesläugner, indem er ihr nur die *natürliche* Sphäre, das Gebiet der ſinnlichen Vorſtellung, alſo nach ihm: des gemeinen Bewußtſeins, anweiſt, indem er ihr nur die Schwärmerwelt des in ſeinem Syſtem an einer Herzverhärtung hingeſtorbenen *Gefühls* zum Wirkungskreis eröffnet; um das *Geiſtige* über das *Natürliche* zu ſetzen, hetzt er den Begriff gleich mit einem gewiſſen Ingrimm gegen die Natur und ſchilt die Mutter wegen ihrer „Ohnmacht" aus, weil er ſich keine Logik aus ihr zurechtmachen kann, und doch vermöchte die ohnmächtige Natur durch einen einzigen negativ-vernünftigen Wolkenbruch oder durch die Dialektik einer Alles mit ſich ſelbſt identiſch machenden

Sündfluth alle trocknen philoſophiſchen Syſteme dieſer Erde ſo wohlthätig anzufeuchten, daß auch keiner ihrer geiſtesſtolzen Paragraphen übrig bliebe, denn Noah pflanzte nur die Gattung fort, und der Bund, den Gott mit dem Menſchengeiſt ſchließen wollte, ſollte ein neuer Bund ſein, und ſo würde denn auch ein zweiter Noah in ſeine Arche, die nur den zur Fortpflanzung beſtimmten unvernünftigen Geſchöpfen der Natur geöffnet war, die ſchlechthin vernünftigen Paragraphen unſerer Philoſophie gewiß nicht aufnehmen, welche dann in dem großen Regen rettungslos zu Waſſer werden müßten. Ich halte es aber nicht nur für ein Sichſelbſtüberbieten des Hegel'ſchen Scharfſinns, daß er immer und jederzeit Alternativen aufbringt, daß er überall ſeinen philoſophiſchen Begriff auf Leben und Tod in die Schranken hinausführt, ſondern es iſt auch ein ſeinem philoſophiſchen Begriff ſelbſt inwohnendes ätzendes Gift, das die Lebensblüthen, auf welche es geſpritzt wird, verzehrt und nicht länger mehr blühen läßt. Deiner Ode jedoch, unſterblicher Klopſtock! iſt wol nie eine ſchmeichelhaftere Verherrlichung zu Theil geworden als heut, wo aus dem Lockenhaar der Grazien ſich ein Myrtenblättchen auf den ſchönſten Deiner Verſe niederließ, um ihn zu zeichnen. Ja, dieſe Ode von Dir haben die Grazien gezeichnet!"

„Entſchuldigen Sie," fügte ich beſcheiden hinzu, „daß ich Sie vorhin in Ihren Bemühungen unterbrochen, Ihrem Syſtem die Grazien zu erkämpfen! Fahren Sie fort, lie-

ber Kürſich, und geniren Sie ſich nicht im Mindeſten meiner Gegenwart halber!“

Die ſchelmiſche Aglaja lächelte ihn muthwillig und wie herausfodernd an; die ernſtere Euphroſyne blickte ſinnend zu den in goldenem Duft leuchtenden Wandelſternen über uns empor, als ſehne ſie ſich von der philoſophiſchen Converſation hinweg in ihre Heimath; Thalia aber fragte den Schüler kurz, was er denn eigentlich von den Göttinnen des Schönen begehre.

„Es kann zunächſt Dies bemerkt werden,“ antwortete Kürſich, „daß es mir nach der vorgeſchrittenen Erkenntniß unſerer Zeit durchaus in der Form der Nothwendigkeit beſtimmt zu ſein ſcheint, daß die Göttinnen des Schönen ſich fortan mit der alleinigen Göttin, der Philoſophie, welches näher unſere Philoſophie iſt, verbinden und ihr unterwerfen. Ja, meine Göttinnen, ich bin wiſſenſchaftlich überzeugt, daß heutigestags die Zeit des Individuellen vorüber iſt, und daß der Menſchengeiſt ſich immer mehr in ſein Allgemeines auflöſen wird, worauf unſer Syſtem wenigſtens unermüdlich hinarbeitet. Ich erſuche Sie daher, o Göttinnen des Schönen, zunächſt Ihre Individualität aufzugeben, auf dieſe Weiſe das Schöne unſerm philoſophiſchen Begriff anzunähern, und dann, in der Idee mit uns ſich zuſammenſchließend, in unſerm Syſtem zu Grunde zu gehen: zu Grunde gehen gebrauche ich hier nämlich ganz in dem eigenthümlichen Sprachgebrauch des Stifters unſerer Schule, wonach es heißt: auf den Grund des Begriffs zurückgeführt werden, und dieſe

ſinnreiche Zweideutigkeit der Sprache mag dann auch näher dahin ihre Geltung haben, daß das Unweſentliche und Zufällige an einem Gegenſtande allerdings auch in einem andern Sinne zu Grunde geht, wenn man den Gegenſtand in die Tiefen ſeines Grundes untertaucht. So verſchmähen Sie es denn auch nicht, o Göttinnen des Lebensſchönen und des Kunſtſchönen, im Syſtem Hegel's zu Grunde zu gehen, und in ihm aufgenommen, werden Sie nicht mehr die Schönen, ſondern das Schöne ſein, denn das Individuelle muß eben in jenem andern Sinne des Sprachgebrauchs zu Grunde gehen! Phantaſten meinen zwar, das Individuelle ſei der eigentliche Reiz am Leben und an der Kunſt, und um ſich im Allgemeinen aufzulöſen, ſei erſt Zeit im Grabe, aber hören Sie nicht auf dieſe Leute, ſondern auf mich, meine Grazien, denn nicht das Individuelle, ſondern das Abſolute iſt die Tendenz aller Bildung! Sehen Sie her, in der „Philoſophie des Geiſtes," welche den dritten Theil unſerer „Encyclopädie" bildet, Einleitung §. 384. ſagt Hegel Folgendes: Das Abſolute iſt der Geiſt; dies iſt die höchſte Definition des Abſoluten. Dieſe Definition zu finden und ihren Sinn und Inhalt zu begreifen, Dies, kann man ſagen, war die abſolute Tendenz aller Bildung und Philoſophie, auf dieſen Punkt hat ſich alle Religion und Wiſſenſchaft gedrängt; aus dieſem Drang allein iſt die Weltgeſchichte zu begreifen."

„Hier will ich noch eine eigne Bemerkung zu dieſer Stelle machen!" fuhr Fürſich mit kühner Zuverſicht fort.

nachdem er ſie geleſen. „Wenn Hegel ſagt: „Das Abſolute iſt der Geiſt, ſo kann ich auch ſagen: „Der Geiſt iſt das Abſolute!“

„So ſind Sie alſo auch ein abſoluter Geiſt, Herr Fürſich?“ fragten die Grazien mit einem göttlichen Seufzer.

„Das verſteht ſich!“ antwortete er bettelſtolz.

„Ach!“ ſeufzten die Unſterblichen noch einmal einſtimmig, und ihr Ach war wie eine über dem Grabe menſchlicher Schwäche aufblühende Trauerblume, die ihre thauſchweren Blätter wie in Mitleidsthränen wiegt. Es klang, als drückten die Göttinnen damit ihr gefühlvolles Mitleid aus über den Menſchengeiſt, der, obwol er nur ein werdender und ein aus dem Nichts zum Sein ſtrebender ſei, ſich doch für abſolut halte; über den Menſchengeiſt, den das wilde Bilderſpiel des ihn tragenden Lebens unabläſſig umrauſcht und den der Anfall einer Kopfgicht oder die Gedankenloſigkeit der Alterſchwäche wieder zum Kind machen kann, das zuletzt nach lebenslangem Suchen der abſoluten Weisheit ſich beſcheidet, alle Weisheit nur in Gott anzubeten.

„Sie ſcheinen ſich in Gefühle und Empfindungen zu verlieren, meine Verehrten!“ fuhr Fürſich fort. „Auch die Gefühle und Empfindungen müſſen in Ihnen zu Grunde gehen, wenn Sie mit unſerm Syſtem ſich vereinigen, denn das Gefühl iſt (vergleichen Sie §. 447. der „Encyclopädie,“ in der Pſychologie, a) der theoretiſche Geiſt, α) Anſchauung) nur eine zufällige Particularität, in welcher die Subjectivität noch nicht als frei geſetzt iſt.“

„Mein Herr!“ flüſterten die Grazien, „Sie wollen die Schönheit, die wir im Leben und in der Kunſt behüten, Sie wollen ſich die Schönheit für Ihre Philoſophie erobern, und vergeſſen, daß man der Schönheit auf dem Altar der Empfindung opfert!“

„Das ſoll und muß eben anders werden durch unſere Philoſophie!“ antwortete Fürſich. „Der Schönheit ſoll nicht mehr geopfert, ſondern ſie ſoll von nun an nur begriffen werden, denn die Zeit der unmittelbaren Production iſt längſt vorüber!“

„Ach! Ach!“ ſeufzten die Grazien wieder, wie oben, mit einem göttlichen Seufzer, und ihr Doppelach glich dem Wehen zweier Stechpalmen, die über dem Grabe eines Kunſtverächters ſein Nachbar, ein Kunſtgärtner, gepflanzt hat. Ihr Doppelach drang mir ſo tiefmahnend zum Herzen, als müßte ich hinzufügen: Beim Abendſtern! Was würde aus den Künſtlern und der Kunſt werden, wenn man ihnen die Unmittelbarkeit ihres Schaffens verdächtig machen wollte! Aus einer Schulphiloſophie iſt nie ein Künſtler hervorgegangen und gebildet worden. Ein ſchulphiloſophiſcher Dichter — was müßte das für ein Menſch ſein! Er müßte ohne Herz und Empfindung dichten, denn ſeine Schule würde ihm zuvor das Herz, welches, nach ihr, das Schlechte am Menſchen iſt, aus dem Leibe genommen haben. Ein ſchulphiloſophiſcher Maler würde immer in Grau malen, und ein ſchulphiloſophiſcher Muſiker würde ſich etwa damit begnügen müſſen, zeitlebens das

Brummeiſen zu ſpielen und auf demſelben: „Mich fliehen alle Freuden ꝛc.“ in Weh-Dur zu variiren.

„Sehen Sie her, meine Grazien!“ ſagte jetzt Fürſich weiter, „im §. 400 der „Encyclopädie“ (in der Anthropologie, unter der Rubrik: Die natürliche Seele, γ) Empfindung) iſt Folgendes beſtimmt worden: Daß die Empfindung und das Herz nicht die Form ſei, wodurch etwas als religiös, ſittlich, wahr, gerecht u. ſ. w. gerechtfertigt ſei, und die Berufung auf Herz und Empfindung entweder ein nur Nichtsſagendes oder vielmehr Schlechtesſagendes ſei, ſollte für ſich nicht nöthig ſein, erinnert zu werden. Es kann keine trivialere Erfahrung geben als die, daß es wenigſtens gleichfalls böſe, ſchlechte, gottloſe, niederträchtige u. ſ. w. Empfindungen und Herzen gibt; ja, daß aus dem Herzen nur ſolcher Inhalt kommt, iſt in den Worten ausgeſprochen: Aus dem Herzen kommen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch u. ſ. w. In ſolchen Zeiten, in welchen das Herz und die Empfindung zum Kriterium des Guten, Sittlichen und Religiöſen von wiſſenſchaftlicher Theologie und Philoſophie gemacht wird, wird es nöthig, an jene triviale Erfahrung zu erinnern, ebenſo ſehr als es auch heutigestags nöthig iſt, überhaupt daran zu mahnen, daß das Eigenſte, wodurch der Menſch ſich vom Vieh unterſcheidet, das Denken iſt, und daß er das Empfinden mit dieſem gemein hat.“

Kaum hatte Fürſich dieſe rohen Worte hergeleſen, welche mir auch jetzt, wie immer, durch Mark und Bein ſchnitten, und kaum hatte ich angefangen, in mir ſelbſt ehr-

lich nachzuforſchen, ob ich denn wirklich meine Empfindungen, wie Hegel ſich ausdrückt, mit dem „Vieh“ gemein hätte, und ob nicht, ſelbſt wann die Empfindung nur das unbeſtimmte ſeeliſche Träumen ſei, das vor dem Sonnenlicht des Denkens wie Nachtgeflügel zerſtiebe, ob nicht ſelbſt dann noch zwiſchen menſchlicher und thieriſcher Empfindung ein ebenſo himmelhoher Unterſchied ſtattfinde als zwiſchen Menſch und Thier überhaupt: kaum hatten ſich dieſe unabweislichen Betrachtungen mir aufgedrungen, als ich bemerkte, daß ſich die Scene um uns her in dieſem Augenblick verändert habe. Die Grazien waren plötzlich verſchwunden. Dieſer letzte Lehrſatz Hegel's hatte die Grazien auf immer aus unſerm Geſichtskreiſe verſcheucht, und die Schönheitsgöttinnen des Lebens ſchienen, durch das grobe Geſchütz dieſes Paragraphen angedonnert, lautlos wie im Nu in der Aetherferne zerfloſſen zu ſein. Fürſich ſtand, mit der „Encyclopädie“ unter dem Arm, ſprachlos da und ſtarrte, ein dummes Geſicht machend, in die leere Luft. Der Hegelianer hatte im Kampf mit den Grazien nun eigentlich das Feld behauptet, denn die Himmliſchen waren vor ihm gewichen, aber der Klagegeſang der Vögel im nahen Walde ſchien ihn zu bedauern, daß er ſo unglücklich geweſen, auf dieſe Weiſe Sieger zu ſein. Mir aber hatte die Flucht der Grazien eine Wehmuth im Herzen zurückgelaſſen, die mich um ſo banger überſchlich, als unmittelbar nach ihrem Verſchwinden Heſperus und die andern Sterne ſich in undurchflichtige Wolkenſchleier verhüllten und ein

ſchwarzdunkler Horizont ſich wie troſtlos über das nächtliche Erdenthal ausbreitete.

Ich näherte mich Fürſichen und weckte ihn aus ſeiner Starrſucht, indem ich mit meinem Klopſtock ſanft gegen ſeine „Encyclopädie“ ſchlug und dadurch ein Geräuſch erregte. Wir wußten Beide nicht, ob wir gewacht oder geträumt hatten, und traten, ohne ein Wort zu ſprechen, den Rückweg miteinander an, der durch den ſtockfinſtern Wald und in der ſchauerlichen Einſamkeit der Gegend nicht erfreulich war. Dazu kam, daß ſich am Himmel ein fürchterliches Gewitter zuſammenzuziehen ſchien und augenblicklich mit Donner, Blitz und Regen über uns ſchutzloſe Wanderer loszubrechen drohte. Jetzt erblickten wir im Forſt ein fernherſchimmerndes Licht, das uns immer näher kam. Es war Fürſich's junge Frau und ſein Dienſtmädchen mit der Laterne und einen Regenſchirm, um ihren verirrt geglaubten Philoſophen, der ſich im Zug abſtracter Gedanken oft von dem rechten Wege, der nach Hauſe führte, zu entfernen pflegte, zu ſuchen. Die Frau, welche das abſolute Pantoffelregiment in der Philoſophenwirthſchaft zu führen ſchien, war ſehr ungehalten, daß ihr Mann ſich ſo im Thiergarten verſpätet, wo ihn nun noch das böſe Wetter heimſuchen werde. Ich tröſtete ſie und ſagte: „Frau Profeſſorin, einem Hegel'ſchen Philoſophen kann eigentlich nie etwas recht Böſes begegnen, denn Hegel faßt ja das Böſe nicht als jenes dämoniſche Weltprincip auf, wie es ſonſt alle Völker von der Zeit ihrer mythiſchen Träume an bis zu ihrem bewußten Denken herauf gefaßt haben,

ſondern er läßt das Böſe und Gute dialektiſch in einander überſchlagen, ſo daß das Böſe nur eine logiſche Unangemeſſenheit des Seins gegen das Sollen iſt, welche nach dem Hegel'ſchen Umſchlagen der Begriffe ebenſo leicht in ihr Anderes, d. h. in das Gute umſchlagen kann. Daher, wenn ich die Hegelianer auch angreife, thue ich ihnen doch eigentlich nichts Böſes, ſondern dies Böſe wird, nach dem Princip ihrer Schule ſelbſt, ſogleich zu etwas Gutem umſchlagen können."

Die Hegelianerin lächelte, ich aber fuhr, gegen ihren Mann gewendet, fort: „Lieber Fürſich, auch ich habe einmal die Hegelſche Encyclopädie nocturna und diurna manu, wie Horaz ſagt, gewendet und umgewendet, und da fallen mir noch die Paragraphenzahlen zum Beleg für das eben Angeführte ein. Vergleichen Sie gefälligſt in der Encyclopädie, in der zweiten Abtheilnng der Philoſophie des Geiſtes: Der objective Geiſt, B. die Moralität, γ) das Gute und das Böſe, die §§. 507, 508, 509, 510, 511, 512. Ich bringe Ihnen dieſe Paragraphzahlen gewiſſermaßen zum Gegengeſchenk für die vielen Citate, die Sie uns vorhin im Geſpräch mit den Grazien ſo übertreichlich zum Beſten gegeben haben."

„Wenn habe ich Citate zum Beſten gegeben?" fragte er mich überraſcht, als wiſſe er von nichts. Ich hatte nicht Luſt, mich in Erörterungen einzulaſſen, that daher auch, als wiſſe ich von nichts, und nahm am Brandenburger Thor kalten Abſchied.

Ich ſuchte noch meinen Freund, den Dr. Weißdaßernichtsweiß, auf, um ihm ſeinen Klopſtock wiederzubringen. Der philoſophiſche Recenſent ſaß noch bei der Studirlampe und lucubrirte über der Hegelſchen Encyclopädie. Ich erzählte ihm ſogleich ausführlich mein Abenteuer mit den Grazien. Er rieth mir, die Phantaſie zu Papier zu bringen und als eine phantasmagoriſche Kritik über die Hegel'ſche Encyclopädie drucken zu laſſen. Er ſelbſt, fügte Dr. Weißdaßernichtsweiß hinzu, beabſichtige zwar auch noch, eine möglichſt gründliche und in ſtrengwiſſenſchaftlicher Methode gehaltene Recenſion über die Encyclopädie zu ſchreiben, aber er werde mit dieſer ſchweren Arbeit wohl erſt in dreihundert Jahren zu Stande kommen, wo ſie vielleicht nicht mehr zeitgemäß ſein dürfte.

„O Sokrates!“ entgegnete ich, „wenn ich mein Abenteuer mit den Grazien drucken laſſe, ſo wird man mir, der ich doch eigentlich unſchuldig an der ganzen Sache bin, ſehr zürnen in Berlin von der Spree bis zum Schafgraben! Ich würde daher etwa zum Schluß des Aufſatzes die beſondere Bemerkung hinzufügen: Notabene für Zürnende: Zürnet mir nicht, ſeid mir gut, denn ich habe ja nur meine Geſinnung ausgeſprochen, wie Ihr es auch in Eurem Syſteme thut, und eine Geſinnung iſt der andern werth! Seht, dieſe Kritik iſt ein Frühlingsabendſcherz, der mit Blüthen neckend umſichwirft, aber wer kann dafür, wenn in einer Blüthe irgendwo eine Biene verſteckt war, die mit ihrem zweiſpitzigen Stachel Euch um-

ſchwärmte? Wer kann dafür, wenn es bei ſolchen Frühlingsabendſcherzen zuweilen etwas ſchwül wird, wenn durch das Waldlaub mitunter finſtere Gedanken rauſchen und fern grollende Donnertöne einen Gewitterausbruch vorverſagen?“

IX.

Die Sylphide des Nordens.

Komm, Sylphide des Nordens! Komm hinaus auf die Berge! Das Salongewühl hat Dich lange genug verdunkelt, und Du redeſt nur gebrochen dieſe langweilige Geſellſchaftsſprache der Deutſchen! Es thut mir wehe, Dein Bildniß zu ſehen unter den andern, und es ſcheint mir dann auch ohne eigenes Walten, wie die andern!

Und das große Diner war beendigt, und man öffnete die Saalthüren, um zu Paaren hinaus zu ſchweifen in Garten und Feld. Man ſpazierte ans Elbgeſtade und klimmte die Berggelände hinan, ſoweit ſie bequem ſich erſteigen ließen für Herren und Damen. Und die weiße Sylphide, das Kind des fernen Nordens, war mitten unter ihnen, aber ſie achtete nicht mehr auf Herren und Damen, und ſchon ſah ich in ihren blauen Augen die Sehnſucht ſchimmern nach den Bergen ihres Vaterlandes.

Sie lächelte, und auf einmal hob ſich die ſchlanke Geſtalt empor, wie ein Vogel, der ſich zum Fluge ſchüttelt. Eine ganz andere Natur trat urplötzlich heraus aus dem Mädchen, und die elegante Geſellſchaft, die bis auf dieſen Moment ſie für ihres Gleichen gehalten, ſah ihr erſtaunt nach, wie ſie über den Gipfeln verſchwand. Sie war über die Berge davon gehüpft, wie eine tanzende Antilope, und oben auf der ſteilſten Höhe zeigte ſich erſt wieder das weiße Kleid, an dem ich, ihr nacheilend, mein Reh des Nordens erkannte.

Und ich ſtand oben an ihrer Seite, der Wind ſpielte mit dem Schleiertuch ihres blonden Haares, und die Luft der Höhe hatte ſie eigen angeweht, daß ſie ſchöner, weißer und duftiger ausſah, als jemals. Am Himmel war ſchon die glänzende Mondſcheibe leiſe herausgetreten, und da wir ganz allein ſtanden, fragte ich ſie: ob ſie den Mond liebe?

Sie ſagte zögernd: Ja! bat mich aber, es dem Mond nicht wiederzuſagen. Dann verhüllte ſie die herrlichen Augen ſchamhaft hinter beiden Händen.

Die Sylphide würde es ſelbſt dem Monde nie geſtehen, wenn ſie ihn liebte. Sie hat ein großes einſames, ſchüchternes, oder kaltes Herz, man hat es noch nicht erforſcht. —

II.

Kalt gewiß nicht, denn ich wärme mich an der ſonnigen Pſyche ihrer Blicke. Wie irrſt Du Dich! ſagte ſie zu

mir, als ſie an meinem Arm langſamer den Berg hinabſtieg. Du haſt mich für ein friſches, glückliches und luſtiges Mädchen gehalten, und haſt mich geſucht, weil man ſagte, daß ich Witz und klaren Verſtand mitgebracht habe aus den Nadelwäldern und von den Schneehöhen meiner Heimath. —

Dann ſtand ſie ſtill, und ſchüttelte ihr Umſchlagetuch, um den wogenden Buſen zu lüften, denn es war ſchwül, und der Abend hatte warme Gewitterhauche gebracht. Ein wunderbares Weben flog mich aus ihrem Buſen an, indem ſie ſich ſo ſchüttelte, und es war, als ſage ſie zu mir: Hier haſt Du Alles, was in mir iſt, mein übermüthiges und keckes Weſen, das Dich ſo gefreut hat, meinen Spott gegen die Geſellſchaft, mit dem Du gewetteifert haſt, meine Reinheit und meinen Himmel, meine verborgene Seelengluth und auch das Arom meines Giftes, das ich in mir trage! Kennſt Du nicht den geheimen Wurm, der an meinem Weſen nagt? Ich möchte todt ſein! —

War es mir doch wirklich, als hätte ſie ſo zu mir geſprochen, und ich dachte darüber nach, während ſie ſchweigend an meiner Seite fortging. Wir waren wieder hinuntergelangt zu der andern Geſellſchaft und die Sylphyde lachte und ſcherzte wieder mit den Uebrigen und die Herren machten ihr Complimente. —

Dann ging es wieder in den Saal, die feſtlichen Kerzen wurden angezündet, auch Muſik kam herbei und ein kleiner Ball ward begonnen, denn es war heut die Abſchiedsfeier für die Sylphide. Den andern Tag ſollte ſie

wieder in ihre kalte Heimath zurückkehren, und der Vater war gekommen, um die Tochter wieder aus Deutſchland abzuholen, wo ihr hoher Sinn ſich begeiſtert hatte an den Werken der deutſchen Muſen.

Sie haßte und liebte den Tanz, beides in derſelben Minute. Er ergreift ſie bacchantiſch, der holde Uebermuth und ſie ſchwebt auf eine unbegreifliche Weiſe dahin, als wolle ſich ihr alter Wunſch erfüllen, einmal davon fliegen zu können. Dann ſucht ſie mich und tritt ſtill zu mir heran in die Ecke des Saals, wo ich ihr zugeſehen, und Schwermuth und Verzweiflung blicken aus den Augen des wunderbaren Mädchens. Der Galopp war ſchön! ſage ich, und ſie fragt mich, indem glänzender Spott um ihre Lippe zuckte: ob es wohl jemals eine Zeit gegeben, in der man ſich ſo tödtlich gelangweilt habe, wie in der unſrigen? —

Fragen Sie die Schriftgelehrten, mein Fräulein! Nachher beſann ich mich, und überdachte die Weltgeſchichte, und ſagte: Nein! Unſere Zeit, in der wir das Unglück haben, jung zu ſein, iſt die allerlangweiligſte, die es jemals gegeben, ſeitdem es Zeit giebt!

Oh! erwiderte ſie. Ich weiß ein Mittel. Wann die Erde ſich wieder auseinander thun wird zu einem Grab für Alle, dann iſt Alles gut!

Ich mußte lachen, denn die Muſik zu dem neu anhebenden Walzer variirte eben das Thema aus dem Don Juan: „Ich weiß ein Mittel, ſicher und ſchön!“

Sie aber verließ den Saal, und ging allein hinaus in die Nacht. Ich wagte nicht ihr zu folgen. —

III.

Ich ſtand unter den Tanzenden und ſchauerte zuſammen über die frierende Einſamkeit, die in der Geſellſchaft mich beſchleicht. Dann ſann ich träumend nach über das ſchöne Räthſelbild der nordiſchen Sylphide. Man weiß nicht, warum ſie ſo übermüthig und ſo traurig, ſo ſchön wie ein Engel und ſo witzig wie ein Teufel zugleich ſein kann, denn zuweilen erſchien ſie mir auch ſchon boshaft, aber freilich jedesmal ſo, daß man ihr hätte zu Füßen ſinken mögen. Dann fiel mir ein, wie herrlich ſie einmal über Rahel und Charlotte, deren geiſtige Bekanntſchaft ſie in Deutſchland gemacht, zu mir geſprochen. —

Über Charlotte.

Von ſüßem Todeswiſſen längſt ſchon trunken
Und doch erfüllt vom ſchönſten Lebensgotte,
Stand lächelnd im Zenith der Welt Charlotte,
Im holden Auge Abendſonnenfunken!

Was ſollt' ihr unten noch das Erdenprunken?
Der Schein, an dem das Sein ihr ward zum Spotte?
O großes, krankes Liebesherz, Charlotte!
Dir iſt die Erde, uns Dein Stern entſunken!

Doch ſtille, Ton des Vorwurfs und der Klage!
Die äußre That verklärt ſich ſchon zur Sage,
Und was verbleibt iſt nur Dein ewig Bild.

Es hat erſt recht ſein wahres Sein enthüllt
Und andachtsvoll verſtehen edle Herzen
Dein Sinnen, Deine Schönheit, Deine Schmerzen! —

* * *

— Ein anderes Mal bringe ich ein Sonett, das mir die Sylphide über Rahel geſagt. Denn es kommt mir nicht alle Tage, daß ich Sonette ſchreibe. —

IV.

Draußen ſtand der Mond mit Tageshelle über der Elblandſchaft, der Fluß, die Berge und das jenſeitige Ufer waren übergoſſen von der zarten Lichtwelle. Ich wußte, wo die Sylphide war, aber ich durchirrte lange den Garten ganz allein, und ehrte die Einſamkeit, der das Kind des fernen Nordens ſich überlaſſen hatte. In der Einſamkeit ſah ich ſie oft am fröhlichſten werden, ſie kletterte dann überall umher nach ihrer Weiſe, und man fand ſie zuweilen ſchlummernd auf einem Hollunderbaum wieder, in deſſen Zweigen ſie ſich ein Lager geſucht. —

Jetzt ſtand ich wieder neben ihr, auf der höchſten Gal-

lerie des chineſiſchen Thurms, den der Beſitzer hier hatte erbauen laſſen, um von ihm die Fernſicht über die ganze weite Elbgegend zu haben. Ich legte meine Hand um ihren ſchlanken Leib, und ſah zum erſten Mal, daß dieſe Kryſtallgeſtalt von einem Gefühl der Wehmuth durchbebt war, und in ſich ſelbſt erzitterte.

Sie ſagte, ſie feiere in dieſem Augenblick ihren Abſchied von Deutſchland. Schauernd denke ſie zurück an die Oede ihrer eigenen Heimath, hinter deren Felſen ſie in wenigen Wochen wieder eingeſchloſſen ſitzen werde.

Sie liebe ihr Vaterland, es ſei rauh und ſchön, ſchneeweiß und voll Unſchuld, kalt, aber ohne Falſch, ein treues Herz, aber langweilig! — Ich fürchte, daß in der Ferne die Anziehung des deutſchen Lebens wie ein ewiger Schmerz über mich kommen werde! ſagte ſie.

Dann zeigte ſie mir mit ihrem weißen Finger die Gegend umher, die im Schmelz des Mondes, im Schimmer des Stroms, im Schattengrün der Wälder ſich vor uns bewegte. Hohe Bäume und Büſche ragten faſt bis an den Rand der Gallerie zu uns empor, und hoben rauſchend ihre Zweige, als wollten ſie niederlodern zu ſich in den tiefen Grund. Die Sylphide war in ſtilles Nachſinnen verſunken, der Nachtwind wehte um ſie her, und ſchüttelte die ganze Geſtalt. Sie aber hob den Fuß, um auf das ſchmale Geländer zu treten, das die Gallerie umſäumte, und ſich dort, zwiſchen den Lüften ſchwebend und ſchwankend zu ergehn. Halb mit Gewalt hielt ich ſie zurück, und ſie gab endlich ſchmerzlich lächelnd mir nach.

Ich hatte Luſt, mich in den grünen Abgrund hinunterzuſtürzen! flüſterte ſie geheimnißvoll, und doch klang es auch wieder wie ein Scherz.

Da unten iſt der Tod! ſagte ich. Bei dieſer Gelegenheit könnte ich auch finden, was das Beſte wäre!

Ach der Tod! ſagte ſie wieder. Wär' ich todt, ſo gingen Sonn' und Sterne auf und nieder über meinem Grab; Tag und Nacht vollbrächten ihren langweiligen Lauf und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, ſo ſäh' ich nicht mehr, wie die Menſchen ſich liebten; ſie ſchlagen ſich aus Liebe Todeswunden, und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, ſo hört' ich nicht mehr, wie die Menſchen mit einander reden; ſie ſpönnen Lüge aus Lüge und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, ſo hätten alle Gedanken ein Ende; ein Gedanke bekriegte in der Welt den andern, und es kümmerte mich nicht.

Wär' ich todt, ſo hört' ich nicht mehr ſingen und beten; die Menſchen ſchreien zu einem unverſtand'nen Gott, und es kümmerte mich nicht in meinem Grab!

Dann gingen wir wieder in den Ballſaal, aber ſie tanzte nicht mehr. —

V.

Man nahm Abſchied von ihr, ſie hatte viele Geſchenke von allen ihren deutſchen Freundinnen bekommen,

es war ein großer Lärm, und Mitternacht war längſt vorüber, als man noch nicht aufgehört hatte.

Ich nahm auch meinen Abſchied von der Sylphide, und es iſt keine Ausſicht, daß ich jemals ſie wiederſehe. Sie war ſo kalt, als wir uns verabſchiedeten, daß mich fror im innerſten Mark, und ich es nicht mehr aushalten konnte. Ich wurde aber noch kälter als ſie. —

Biſt Du nun reiſefertig, Sylphide des Nordens? Haſt Du auch Dein Herz gut eingepackt in einer beſondern Kiſte, damit es unverſehrt und wohlerhalten in Deiner kalten Heimath wieder anlangt? Nimm es ganz mit, Dein Herz, und laß es ja nicht zurück in Deutſchland! Es wohnt Tod und Verzweiflung darin, ſo jung und mädchenhaft es iſt, und es ſtrömt über von dem Gift der Zeit! Laß es uns nicht, wir haben Unglück genug!

Morgen ſetzeſt Du den Fuß auf das Dampfboot, glückliche Reiſe! Geſtern als eine Nothwendigkeit für das ganze Leben erſchienen, muß man Dich heut ſchon aufgeben mit Deiner ſchnell vorüber wandelnden Geſtalt, und morgen biſt Du nicht mehr zu ſchauen. Dein blaues Augenaufſchlagen, dem ich nun nicht mehr begegnen werde, zerrinnt in den Duft der Ferne. Eine glückliche Welle trage Dich fort in Deinen Norden! Soll ich wunderſame Dichtung aus Deiner Erſcheinung verſpinnen? Und was werde ich von Dir hören? Vielleicht höre ich bald, daß Du dem allergewöhnlichſten Mann in die Arme gefallen, denn das iſt Euer Loos, wunderbare Frauengeſtalten!

Nachher traf ich ſie noch einen Augenblick allein, und

ich merkte, daß unter dem nordiſchen Schnee doch Blümchen wachſen. Aber wie leicht wird ein Blümchen zertreten, das ungeſehen unter dem Schnee keimt!

Noch ein wichtiges Wort ſagte zu mir die Sylphide, es war das letzte.

Sie ſagte, ſie haſſe doch eigentlich Deutſchland! In Deutſchland hätten die Worte ihren Werth verloren. Man ſpreche viel, man ſage ſich viel, aber es bedeute wenig. In ihrem nordiſchen Vaterland ſei das Schweigen viel bedeutender, als bei uns das Reden. Dort liebe man ſich und ſchweige. Hier rede man, und liebe ſich nicht! — So ſagte ſie.

So laß uns ſchweigen! Es giebt auch für mich nichts Süßeres, als zu ſchweigen! —

Ich ergebe mich an Dein Schweigen!

Leb' auf ewig wohl, und Gott ſegne Dich, mein Kind! —

XI.

Andeutungen zu einer Philoſophie der Muſik.

1.

Die Muſik ſteht mit der Poeſie auf derſelben Seite des ſchaffenden Bewußtſeins, ſie iſt als Tondichtung, wie ſie auch zur Bezeichnung ihres Weſens treffend genannt wird, die eigentliche Schweſter der Poeſie, und mit derſelben ſowohl im innern Betracht der Idee, wie in der Anwendung und den Wirkungen auf das Leben mannigfach verbunden. Die Muſik, als dieſe tönende Kunſt der innern Dichtung des menſchlichen Selbſtbewußtſeins, hat zuerſt dieſen allgemeinen Grund und Boden der unendlichen Innerlichkeit, aus dem ſie hervorſteigt, mit der Poeſie gemein. Sie bringt aber dieſen Inhalt der innern menſchlichen Dichtungswelt entweder begleitend zur Darſtel-

lung, indem ſie ſich an ein beſtimmtes, ſchon vor ihr vorhandenes Gedicht anſchließt, in welchem Verhältniß ſie ſchon einen weſentlichen Theil ihres eignen Charakters bezeichnet, der nämlich darin beſteht, daß die Muſik eine jede innere Gedankenſchöpfung und Lebensanſchauung noch begleitendes ideelles Element in ſich enthält, gewiſſermaßen eine Reihe von unendlichen innern Schwingungen des Selbſtbewußtſeins, die nicht in der Sprache feſtgehalten und eingeſchloſſen werden können, und die deshalb im Ton ſich dieſe weitere und unbegränztere Sphäre des Ausdrucks ſuchen, wodurch ſie Leben und Geltung erlangen. Oder es baut ſich die Muſik in eigenen, der reinen Tonwelt angehörigen, von der Poeſie unabhängigen Compoſitionen ihr ſelbſtſtändiges Gebiet auf. Dann wird aber in dem innern Eindruck, welchen dies reine Muſikſtück hervorbringt, die Poeſie abermals hinzutreten, und die muſikaliſche Wirkung wird ſich zuletzt im Gemüth wieder in eine poetiſche verwandeln, um aus dem hin und her geſchwungenen Tonſpiel das Geiſtige als ein Bleibendes zu retten.

Das innere Weſen der Muſik, als dieſer Kunſt der innern Gedankenſchwingungen, worin die allgemeine Erregbarkeit und unendliche Erzitterung des Selbſtbewußtſeins ſich zu einer Produktion geſtaltet, und in die Objectivität heraustritt, dies Weſen der Muſik wird ſchon durch ihr Organ, den Ton, in ſeiner Bedeutung aufgezeigt. Der Ton, der die innere Schwingungskraft eines Körpers iſt, die ſich in ihm bis zu dieſer äußerſten Spitze zuſammengefaßt, daß ſie laut werden, d. h. aus ſich heraustreten

kann, der Ton iſt ſelbſt dieſe beſtimmte Form von etwas Unbeſtimmtem, er iſt dieſer feſtgewordene beſondere Ausdruck einer allgemeinen Erregbarkeit, den die Muſik bloß zu ſeiner idealen Vollendung in der Kunſt zu erheben hat. Die Muſik die, ebenſo wie der Ton, das Bewußtſein einer unbewußten Welt darſtellt, die Muſik gehört durch den Ton zweien Welten an, der natürlichen, und der geiſtigen, die ſie in ſich zu einer Geſammtwirkung ideell zuſammenſchließt. Der Ton, deſſen Bedeutung wir zunächſt noch näher zu erkennen haben, iſt das in jedem Körper ſich bewegende allgemeinſte Lebensinnere, das durch die Schwingung, alſo durch die Erregung der, jeder Materie innewohnenden Elaſticität und Lebensſpannung, herausgelockt werden kann. Dieſe Bewegung der innern Lebenskraft des Körpers, welche ſich äußerlich und leiblich durch den Ton darſtellt, muß durch die Muſik ſelbſt zu einem geiſtigen Organismus ſich vollenden. Der Ton iſt aber nur die Anzeige davon, daß der Körper *getroffen* worden in ſeiner innerſten Weſenheit, und die Muſik, als Kunſt, überträgt dies innerſte Getroffenſein auf den Geiſt, der hier den Ton verkündigen ſoll, wie er von dem Ewigen getroffen worden iſt, durch und durch.

Die menſchliche Stimme zeigt ſchon, ehe ſie durch die Muſik zu Geſang geworden, Laute in ſich auf, welche nicht in Sprache übergehen können, und die doch eine weſentliche Lebensäußerung der innern menſchlichen Welt ſind, wohin vornehmlich das Lachen, das Weinen, und ſo mancher ſeufzende Ausruf der Empfindung gehören. Hier

haben wir es noch mit den bloßen Naturbewegungen des Tons zu thun, der aber auf dem Wege iſt, ſich zur Muſik zu erheben, da er derjenigen innern Lebensbewegung angehört, welche nicht Sprache werden kann. Die Erhebung des Naturlauts zur Muſik geſchieht durch das Zeitmaaß, wodurch dem Ton zuerſt ſeine weſentliche, geiſtige Beſtimmung widerfährt, indem er gemeſſen, d. h. in ſeine innern Unterſchiede, als eine lebendige Weſenheit zergliedert wird. Die Muſik hat es daher, nach ihrer natürlichen Seite hin, mit dem Raum, nach ihrer geiſtigen Seite hin mit der Zeit zu thun. Von der Naturbewegung ausgehend, muß ſie im Raum ſich erzeugen, in der räumlichen Welt des Körpers, dem ſie durch die Schwingung, welche die Materie in ſich ergriffen, den Ton entlockt, der in der menſchlichen Stimme den Organen des lebendigen Körpers angehört, in den muſikaliſchen Inſtrumenten aber, die nur dieſe Auffaſſung und Erweiterung der menſchlichen Stimme zu einem Höchſten des Anfangs und der Vollſtändigkeit, den unorganiſchen Naturſtoff ſelbſt. Mit dieſem gewonnenen Ton muß die Muſik aus dem Raum in die Zeit hinübertreten, worin er erſt ſeine Geltung erlangt, indem er ſich durch das Geſetz der rhytmiſchen Tonfolge, dem er ſich unterwirft, zur Melodie geſtaltet. Die Melodie iſt das erſte vollendete Grundbild der muſikaliſchen Production, worin dieſe die erſte einfache Verbindung ihres Gedankens gefunden. Die Muſik ſtellt alſo das Geiſtige in und mit den Functionen des Natürlichen dar, und darin iſt ſie eben dieſe wunderbare und geheimnißvolle Kunſt,

daß ſie die gränzenloſe Geiſtigkeit, die ihr eigentliches ideales Gebiet iſt, in der begränzteſten Form, in dem räumlichen Naturelement und in dem ſtrengen Zeitmaaß des Rhytmus feſtzuhalten, und zu offenbaren vermag. Die productive Kraft des menſchlichen Geiſtes erſcheint vielleicht in keiner andern Kunſt ſo groß, und mit ſo mächtigen Anſtrengungen, als in der Muſik, in der ſich eine Schöpfung aufgebaut hat, die mit dem, was in der Natur ſelbſt Analoges geleiſtet worden, in gar keinem Verhältniß des Umfangs und der Bedeutung ſteht. Den andern Künſten, namentlich der Malerei, Sculptur und Baukunſt, hat die Naturproduction ſchon bedeutungsvolle Gebilde auf ihrem eigenen, natürlichen Gebiet vorgehalten, wie in der Landſchaft, in der organiſchen Lebensgeſtalt, in den Formationen der Felſen und Berge. Die Muſik aber, welche in der Natur gehört wird, iſt nur eine dürftige und hinter jedem idealen Begriff der Kunſt zurückbleibende Andeutung. In der Natur lebt eigentlich nur der Schall, der dieſe allgemeine, von keinem geiſtigen Zeitmaaß durchzogene Lebensäußerung der natürlichen Körperwelt iſt. Ein verworrenes Geräuſch macht der Wind im knarrenden Forſte, und wann er durch die Felsſchluchten heult, ſcheint ſich eine wüſte Verlorenheit des Univerſums, das wehklagend den rechten Ton ſeines Bewußtſeins hier nicht finden kann, darin zu charakteriſiren. Der Vogelgeſang, in welchem ſich der Naturſchall zuerſt zum Ton zu bilden ſtrebt, kommt doch weder an Umfang der Töne der menſchlichen Stimme gleich, noch läßt ſich ihm eine eigentlich muſikaliſche Be-

deutung beilegen, da er in den meiſten ſeiner Weiſen nur eine Tonfolge ohne allen Rhytmus darſtellt. Den wahren Ton der Schöpfung findet der Menſch erſt aus, wenn das menſchliche Weſen ſelbſt die in ihm perſönlich gewordene Natur iſt, ſo bringt es auch den Ton hervor, welcher gewiſſermaßen die perſönlich gewordene Form und Individualiſirung des Naturſchalls iſt, indem der Ton, als ein quantitatives und qualitatives Weſen zugleich, eine beſtimmte Zeit erfüllend und in ſich ſelbſt, nach Höhe und Tiefe ſich meſſend, ſich darſtellt. Die wunderſame Production einer unendlichen, ſonſt nirgends gegenſtändlich vorhandenen Welt, welche die Muſik unternimmt, ſie tritt daher rein aus dem menſchlichen Geiſte ſelbſt, und deſſen unerſättlichem Offenbarungsdrang heraus. Und wie die Kunſt überhaupt immer nur das allgemeine menſchliche Beſtreben iſt, daß das Menſchenleben ganz aus ſich heraustrete, und aus ſeinen verborgenſten Tiefen hervor in die Erſcheinung gelange, ſo drängt ſich dieſer Offenbarungstrieb des menſchlichen Daſeins, mit den unendlichſten Anforderungen in die Muſik hinein, wo aus dem, was nirgend geſagt, und nirgend dargeſtellt werden kann, aus jener abſoluten Möglichkeit aller innern Bewegungen und Schwingungen des Selbſtbewußtſeins, eine eigene, objective Schöpfung gemacht wird. Die Muſik, indem ſie die Lautwerdung grade des tiefſt Verſchwiegenen iſt, das im menſchlichen Innern lebt, indem ſie das zum Ton ſich formende Bewußtſein über alles das iſt, was in der Tiefe der menſchlichen Bruſt einer unendlichen Ahnung gehört,

und in eine ewige Zukunft ſich hinein ſehnt, die Muſik hat zugleich eine auflöſende Kraft in ſich, ſie löſ't das ganze menſchliche Bewußtſein, das ſie in den Momenten ſeiner Vergangenheit und Zukunft ergreift, in die unmittelbare Gegenwart und Einheit der ewigen, lebendigen Idee auf.

Die Muſik iſt auf dieſer Seite, wo ſie unmittelbar in das ewige Leben der Idee hineintritt, in ihrer intellectuellen Bedeutung anzuerkennen, die ihr niemals abzuſprechen ſein wird, wenn auch eine logiſche Beſtimmung des Gedankenausdrucks niemals von ihr verlangt werden kann. In dieſer letztern Hinſicht iſt der Muſik oftmals Unrecht geſchehen, beſonders von Seiten der Philoſophen, welche das Weſen dieſer Kunſt darum herabzuſetzen und als ein bloß willkürliches, gedankenloſes Spiel der Empfindung zu bezeichnen geſucht, weil ſie keine logiſche Gedankenbeſtimmtheit gewähren könne. Dies heißt aber dem Begriff der Tonkunſt ſelbſt von vorn herein eine Gewalt anthun. Die Muſik vermag diejenige Sphäre der Gedankenwelt, mit der ſie es zu thun hat, ebenſo beſtimmt zur Darſtellung zu bringen, wie jede andere Kunſt, ohne daß es ihr zukäme, eine muſikaliſche Logik zu ſein. Zwar ſcheint allerdings die gedankengemäße Ausdrucksſamkeit der Muſik hier und da in Zweifel gezogen werden zu können, und es hat zuweilen den Anſtrich, als ob dieſe oder jene Tonreihe z. B. eben ſo gut einen ernſten, tragiſchen, wie einen heitern und ſcherzhaften Gedanken ausdrücken könne. Dieſer in's Vague und Unbeſtimmte ſich verlierende Ausdruck der

Muſik, gehört aber nicht dem allgemeinen Weſen der Muſik ſelbſt an, ſondern er wird immer nur die Fehlerhaftigkeit und der Mangel der beſondern muſikaliſchen Compoſition ſein. In einem beſondern Genre der Muſik läßt ſich aber jene Zweideutigkeit und Zweifelhaftigkeit des muſikaliſchen Ausdrucks vielleicht vorzugsweiſe als Charakter bemerken, dies iſt in dem italieniſchen Genre, das ſonſt ſeine hohen Vorzüge grade in der Beweglichkeit und Leidenſchaftlichkeit des Ausdrucks, wie auch in der höchſten kunſtgemäßen Entwickelung der menſchlichen Stimme ſelbſt, behauptet.

Die Vielbedeutſamkeit des muſikaliſchen Tons, welche durch den Geiſt einer vollendeten und geſchloſſenen Compoſition auf feſte Gränzen zurückgeführt werden muß und kann, ſie enthält aber zugleich den allgemeinen Grund in ſich, von der Verbreitung der Muſik durch alle Formen und Richtungen des menſchlichen Lebens, von ihrer Betheiligung an allen Begebenheiten des Volkslebens und der Geſellſchaft, von ihrem innern Zuſammenhang mit den geſchichtlichen Entwickelungen des Menſchengeiſtes. Leibnitz an einer Stelle ſeiner Schriften (T. VI. p. 306.) bemerkt ſehr treffend, daß das Werk der Reformation ſich weſentlich auch durch die Muſik, die von der Reformation ſehr geſchätzt, und ſinnig benutzt worden, vorbereitet habe. Deutſchland und Frankreich ſind vorzüglich durch Geſänge, die den innerſten Grund des Volkslebens entzündeten, reformirt worden. Wie durch den Geſang der Gemeinde, ſo iſt auch durch den Tanz und durch die Arbeit, zu der ſie ſich bei vielen Handwerkern wie von ſelbſt geſellt,

die Muſik mit dem Volksleben verknüpft, und zu all' dieſem Antheil an den individuellſten Zügen des Lebens erwächſt ſie wie von ſelbſt aus ihrem eigenſten Weſen heraus, und entnimmt daraus ihr Recht, überall zu ſein, wo ein Menſch geboren wird, wo er ſtirbt, oder wo er ſeine ſchönſten Lebensfeſte begeht.

Das eigenthümlichſte Weſen der modernen Muſik erſchließt ſich in der Harmonie, die weſentlich eine Erfindung des chriſtlichen Geiſtes iſt, und dasjenige wahrhaft chriſtliche Geiſtesleben verſinnbildlicht, worin ſich die ganze große Vielfachheit und Mannigfaltigkeit der Exiſtenzen in den einen göttlichen Grundgedanken des Lebens zuſammenſchlingt und verſenkt, indem die Harmonie in der Muſik eben dies iſt, daß in ihr Töne verſchiedener Stimmen gleichzeitig zuſammentreffen, und in einer ſolchen ideel zuſammenpaſſenden Verbindung des Verſchiedenartigen, ein weſentlich beſtimmtes reiches Verhältniß der Kunſt ausdrücken, während die Melodie nur dieſe rhythmiſch geordnete Tonfolge des einfachen muſikaliſchen Gedankens iſt.

2.

Wenn die Philoſophie unſerer Tage in ihren univerſalen Beſtrebungen auch eine Kunſtphiloſophie zu gründen ſich bemühte, worin gewiſſermaßen erſt durch ſie alle Künſte zur Vernunft gebracht werden ſollten, ſo ſcheint ſie dage-

gen an der Muſik eine natürliche Feindin ihrer Kunſtphiloſophie zu haben, denn ſogern man auch in unſerer philoſophiſchen Zeit jedes Stückchen Brot nicht anders als denkend verzehren, und verzehrend durchdenken möchte, ſo iſt doch gar nicht abzuſehn, wie man die Tonmuſe und ihr melodiſches Leben der überall geltend gemachten philoſophiſchen Denk- und Begriffsbeſtimmtheit irgend annähern könne. Die unbegreifliche Schönheit der Muſik mag die Kunſtphiloſophen recht in Verlegenheit geſetzt haben, denn der Poeſie laſſen ſich ideelle Tendenzen ankränkeln und in den plaſtiſchen Künſten kann man bei den ſichtbar gewordenen Geſtalten des Malers, bei den Statuen des Bildhauers, über die Verkörperung der mit ihrer Form identiſchen Idee philoſophiren, aber eine in der Luft entſtehende und mit dem Schall verſchwebende Welt von Tönen, die gleich trunkenen Bienenſchwärmen aufflattern und wieder auseinanderſtieben, ſcheint der philoſophirenden Betrachtung der Kunſt auch gar keinen Anknüpfungspunkt zu bieten. Der Kunſtphiloſophie iſt es eigen, überall auf Reſultate auszugehn, während eine rein künſtleriſche Auffaſſung das zur Schönheit vollendete Daſein eines Werkes als ſeinen Zweck ſelbſt anſpricht und genießt. Zu welchen Reſultaten wollen es aber die philoſophiſchen Aeſthetiker bei einer Kunſt, wie die Muſik, bringen, welche es für dieſe gründlichen Männer, die Alles auf die Paragraphen ihres Syſtems beziehen müſſen, kaum mit einem beſtimmten Inhalt oder geradezu mit keinem Inhalt zu thun hat?

Jedoch gerade von der Muſik konnten die Philoſophen

lernen, daß es möglich iſt, auch mit der anſcheinenden Miene des tändelnden Jugendleichtſinns die tiefſten Dinge von der Welt zu ſagen, denn das hat eben die Tonkunſt an der Art, daß ſie mit ihren Melodieen nur wie ein ſpieltreibendes Kind erſcheinen will, welches ein übervolles und überſeeliges Herz, deſſen es ſich der klugen und wiſſenſchaftlichen Leute wegen faſt ſchämen möchte, hinter ſeinen klingenden muſikaliſchen Figuren bald ſchalkhaft verbirgt, bald mit liebeſuchender Wehmuth ſich hervorwagen läßt in wunderbaren Tonandeutungen, die an jedes Menſchenherz mit der leiſen Frage: verſtehſt Du mich? herantönen, aber bei weitem nicht von jedem verſtanden werden. Die Mittel der Muſik, die Töne, ſind zweideutig, ja, das müſſen wir den gründlichen Männern, welche nicht einſehen können, wie man durch Töne einen beſtimmten Inhalt darzuſtellen vermag, von ſelbſt zugeben; die Geſangtöne — dieſe Engel des menſchlichen Athems — ſowie die Inſtrumentaltöne — dieſe lautwerdenden Harmoniegeiſter der anorganiſchen Natur — ſind aber gleicherweiſe nicht nur zweideutig, ſondern ſogar vieldeutig, doch es gilt eben in der Muſik, nicht Das, was ſie herausſagt, für das Weſentliche ihrer Darſtellungen zu nehmen, ſondern vielmehr Das, was ſie im tiefſten Seelenhintergrund als ihr wahres Gefühl mehr ahnen läßt, denn zur Schau trägt.

Der Philoſoph, ſeinen unausſteblich-göttlichen Begriff als Maßſtab feſthaltend, hat, indem er auf eine Muſik hört, zunächſt keine dringendere Anforderung, als daß ihm dieſe Muſik auch Etwas ſage, woraus er ſich ir-

gend ein solches Resultat entnehmen könne, denn es gehört zu den Prinzipien dieser philosophischen Schule, die wir hier meinen, und der Stifter derselben hat es selbst einmal mit trocknen Worten ausgesprochen, nämlich, daß es eitle Phantasterei sei, von etwas Unsagbarem zu reden und einen Werth darauf zu legen, weil jeder vernünftige Inhalt sich auch müsse als solcher herausſagen lassen, und das Unsagbare sei somit nur als das Schlechte und Unvernünftige, oder vielmehr als das rein Nichtige und Inhaltslose anzusehen. Für diese ihre Herzensmeinung scheint die absolute Philosophie auch noch an ihrem vielbesprochenen Satz: „was vernünftig ist, ist wirklich, und was wirklich ist, ist vernünftig" einen Gegenhalt zu haben. Von der Musik aber könnte die Absolute lernen, nicht nur, wie wir eben andeuteten, die tiefsten Dinge mit heitrer Kindesmiene zu verhandeln — was auch schön wäre, denn wozu wollen die Philosophen ihr Gesicht so in Runzeln legen und so grabesfinster aussehn, wie sie thun, wenn sie von den tiefen Dingen in der Welt reden? — sondern auch, daß es etwas Unsagbares im innern Leben des Menschen giebt, einen heimlichen Seelenschatz, der nicht in Worten und Begriffen gehoben werden will und kann, und dennoch eines wahrhaften Inhalts voll ist. Dieses Unsagbare im Menschen nimmt die Tonkunst auf ihre Flügel, und was als der geistige Zusammenhang durch das Spiel ihrer Melodien hinschwebt, das ist das Flüstern der schüchternen Psyche und ihrer geheimsten Freuden und Schmerzen. Die Musik neckt uns gewissermaßen mit ihrem In-

halt, und während wir nur den künſtlichen Zauber der Inſtrumente und das glockenhelle, frühlingsfriſche Organ der Sängerin zu hören ſcheinen, während wir nur den ſinnlichen Schmeichellauten der Töne uns hingeben oder den kunſtreich durchgeführten Satz des Componiſten bewundern, hat ſie ſich unvermerkt mit dem Klang ihrer Geigen, Flöten, Bratſchen und Geſangtändeleien tiefer in unſer Herz geſchlichen, und ihr anmuthig verſtelltes Lachen und Weinen fängt an in uns ein Denken und Fühlen zu bedeuten, das uns in den räthſelhafteſten Grund unſers Weſens mit Andacht und Liebe verſenkt. Die Muſik neckt uns wehmüthig-ſchalkhaft mit ihrem Inhalt, indem ſie ihre Inſtrumente oft von etwas ganz Anderem zu uns ſprechen läßt, als was ſie uns eigentlich ſagen möchte; indem ſie ihren Sinn flatterhaft verſteckt und verkleidet hinter dem ſchimmernden Putz der glänzendſten Tonſtücke, um uns durch die unſchuldige Eitelkeit eines harmlos vorüberklingenden Lebensglückes erſt in Weltfreude und Erdengenuß hinauszulocken und dann plötzlich wie im Spiel, ehe wir es dachten, mit den goldnen Pfeilen ihrer Töne auch auf eine verborgene Stelle in unſrer Bruſt zu zielen, welche ſich zu gleicher Zeit davon verwundet und geheilt findet. So neckt, um ein Gleichniß zu nehmen, die Liebende ihren Freund mit dem Geſtändniß, ich liebe Dich!" und läßt nur zu Zeiten in ihren Augen Das errathen, was der abweiſende Scherz der Lippen noch nie ausgeſprochen hat. —

Auf ſolche Subtilitäten des Gefühls, die er als unwürdige Schwärmereien verachtet, mag ſich aber der ab-

ſolute Philoſoph nicht einlaſſen, und wenn man ohne Zweifel behaupten kann, daß nichts als ein offenes und wahrhaft menſchliches Gefühl dazu gehört, um die Wirkungen der Muſik richtig zu empfinden und zu beurtheilen, ſo wird eben dieſer Behauptung wegen eine Philoſophie, welche mit dem Gefühl „als dieſem Schlechten," wie ſie ſich auszudrücken pflegt, nichts zu thun haben will, von aller wahren Muſik- und Kunſterkenntniß zurückſtehen müſſen. Da die Abſolute überhaupt den pedantiſchen Grundſatz bekennt, daß alle Kunſt nur etwas Natürliches, d. h. keine geiſtige Production, ſei, ſo kann man ſich wundern, daß ſie dieſe ihre Kunſtanſicht noch nicht bis in's Abſurde hinein zur Anwendung gebracht hat, was ihr gar nicht unähnlich ſehen würde. Sie dürfte nur bemerklich machen, daß z. B. Glocken, die man dem Winde preisgiebt, ſchon durch den bloßen Luftzug, der ſie hin- und herbewegt, eine Muſik entſtehen laſſen, an der ſich mancher gutherzige Träumer ebenſo entzücken und befriedigen könnte, als an der künſtlichſten Symphonie Beethovens; und wer jemals in einer ſchönen Gegend und unter günſtigen Verhältniſſen des Windes eine ſolche Naturharmonika zu belauſchen Gelegenheit gehabt, wird es in der That gern zugeſtehen wollen, daß dieſes zufällige Concert, von einem muſikliebenden Abendlüftchen hervorgebracht, nicht ſelten eine gleiche und vielleicht ſelbſt rührendere Wirkung auf ihn ausgeübt habe als ein ächt künſtleriſches Tonſtück. Wie ſehr ſcheint aber nicht dies Phänomen, das wir den philoſophiſchen Muſikverkennern hiermit zur Anwendung getroſt in die

Hände liefern, der Meinung aufzuhelfen, daß die Kunst nur etwas Natürliches und Elementarisches sei, und wie sehr muß dadurch vollends die Musik selbst in der Ansicht jener Herren an aller höhern geistigen Bedeutung, von welcher ihre Jünger und Liebhaber phantasiren, einbüßen! Was gilt's, die Musik ist am Ende nichts, als eine andere Art von Luxusartikel, und wie man die Finger mit goldenen Ringen schmückt und die Damen ihren Putz durch Juvelen und Armbänder erhöhen, so mag der heutige Zeitgeschmack, schöne Lippen durch hervorsprudelnden Gesang noch schöner zu zeigen, als ziemlich herrschend gewordene Mode hingehn, und die so zum bloßen Lippenzierrath dienende Musik hat man gewiß nicht nöthig, für eine dem Geist angehörige Kunst anzusehn, da sie ja rein die Stelle anderer von der Natur hervorgebrachter und nur von der Technik zu einer niedlichen Form ausgearbeiteter Schmucksachen vertritt, und, wie gesagt, sogar ein unvernünftiger Wind schon im Stande ist, Musik zu machen! Es kann sein, daß die Tonkunst bei vielen sie ausübenden Modemenschen auch wirklich nur den windigen Sinn einer Galanteriewaare hat, wiewohl ganz naiver Weise; aber daß wir die eben angeführte niedrige Ansicht von der Musik auch den philosophischen Aesthetikern, die eigentlich überall die tiefere und tiefste Bedeutung der Dinge nachweisen sollten, in der That zuschreiben müssen, ist theils kläglich genug, theils jedoch gar nicht zu verwundern, da dieselben von der Kunst überhaupt keine höhere besitzen. Zwar hat es bisjetzt noch gefehlt, daß man das von uns zur An-

wendung vorgeschlagene Phänomen dazu gebraucht hat, die geistige Bedeutungslosigkeit der Musik daraus abzuleiten, aber dennoch hat Hegel es jedesmal in seinen mündlichen Vorlesungen über Aesthetik an der flüchtigen Stelle, wo er von der Tonkunst zu handeln pflegte, ohne Rückhalt ausgesprochen: „daß er sich bei der Musik nichts zu denken wisse und daß es überhaupt die Eigenthümlichkeit derselben sei, den Geist in Träumereien zu versenken und somit am Ende Langeweile hervorzubringen.“ Wer kann dafür, daß einem sonst so gründlichen und verehrungswürdigen Mann gerade der Kunstsinn versagt war? Die Anmaßung aber hat nur der Standpunkt des Systems mit sich gebracht, nämlich sich berufen zu glauben, daß man durch die bloße Anwendung des philosophischen Begriffs Alles und Jedes, auch Das, wovon man eigentlich nichts versteht, besprechen, beurtheilen könne, nur um in der Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften keine Lücke zu lassen.

Was jedoch jene Windharmonika anbetrifft, so kann sie, anstatt zum Beleg für die Zufälligkeit des Vorhandenseins der Musik zu dienen, vielmehr dazu gebraucht werden, um die allgemeine Nothwendigkeit ihrer Existenz in der Welt zu beweisen. Wie es die Schwere aller Körper mit sich bringt, nach bestimmten Gesetzen zu fallen, so ist es der Reiz der Gegenseitigkeit, durch welche Körper, die einander mit Energie berühren, in den Zustand gerathen zu tönen, und wie die Bewegung den

Fall erzeugt, ſo läßt die Berührung der irdiſchen Materie den Schall entſtehen. Die ſeelenvolle Wirkung aller Saiteninſtrumente führt ſich ganz einfach auf das Aneinanderſchlagen zweier feſten Maſſen zurück, und wenn Du dem vollen Ton eines Waldhorns in ſeiner romantiſchen Modulation nachgehſt oder Dich in den kunſtvollen Geſang einer Menſchenſtimme vertiefſt, ſo wirſt Du Dir in dieſem Augenblick den Genuß nicht durch die kühle Gelehrtenbetrachtung ſtören wollen, daß das, was Dich beglückt, nichts als eine Folge des Luftzuges ſei, der ſich bei dem Blaſeinſtrument in ein beſtimmtes Verhältniß zur Röhre und bei der Stimme in ein ſolches zu den Athemwerkzeugen geſetzt hat. Du haſt für dieſen Augenblick Recht, aber in einer andern Beziehung unternimmt man ja jene Zurückführung der Muſikäußerungen auf die elementaren Naturverhältniſſe nicht, um die Bedeutung der Muſik dadurch zu vernüchtern — denn ſo würde man ja der abſoluten Kunſtphiloſophie in die Hände arbeiten! — ſondern um ſich vielmehr daran zu erinnern, daß die Muſik die urſprünglichſte und in der Naturnothwendigkeit ſelbſt gegebene Kunſt der Völker iſt. Malerei und Sculptur ſetzen ſchon der Mittel wegen, durch die ſie ſich hervorbringen, einen vorgerückteren und künſtlicheren Culturzuſtand des geſellſchaftlichen Volkslebens voraus, und dem Erwachen der Poeſie muß eine hiſtoriſche oder mythiſche Nationalvergangenheit vorhergehen, welche den dichtenden Geiſt durch Thaten und Begebenheiten anregt, denn die Poeſie, wie ſie in ihrem Urſprunge immer epiſch iſt, be-

ginnt ihre Darſtellung keineswegs mit den innern Schickſalen des Individuums, ſondern vielmehr mit den äußeren der Völker, Stämme und Geſchlechter. Aber die Muſik iſt die erſte Kunſt des Individuums, ſie iſt gewiſſermaßen die erſte Lyrik der individuellen Empfindung bei den Völkern, während die Poeſie erſt, nachdem ſie die epiſche Stufe zurückgelegt, lyriſch wird und ſich mit den Gefühlen zu beſchäftigen anfängt. —

Der Schall, dieſes noch blos Elementariſche, enthält doch ſchon die Sehnſucht aller Körper nach Muſik in ſich und deutet das Verhältniß der iriſchen Materie zur Weltharmonie an. Durch den Schall, weil er aus der gegenſeitigen Berührung der Materie entſteht, empfinden und verrathen die Körper alle die geheime Sympathie, in der ſie gemeinſam aus der Natur herausgeboren wurden, und welche ſie, ſo oft ſie ſich wieder berühren, an ihre Verwandtſchaft mahnt durch den tönenden Schall, der das Streben zur Harmonie aller Dinge iſt. Der Schall der iriſchen Materie geht jedoch wie ein verlorner Ruf durch das Univerſum, denn wie ſich auch die im All zerſtreuten Körper im Moment der Berührung durch den Schall wieder anlocken mögen und im Klingen den Jubel einer ſcheinbaren Wiedervereinigung laut werden zu laſſen ſcheinen; wie auch ſelbſt dem Lichte in der Mythe von der Memnonsſäule die Sehnſucht beigelegt wird, den Klang in der Materie zu wecken und durch den Reiz der Berührung das der elementaren Natur inwohnende Streben zur Harmonie in Muſik zu verwirklichen: ſo hat doch der weltenord-

nende Gott der ſehnſüchtigen Materie ihr Bedürfniß der Harmonie nur inſofern geſtillt, daß er ſie durch die ewigen Geſetze, unter welchen ſie den rhythmiſchen Kreislauf ihres Daſeins vollführt, mit der Melodie der Bewegung begabt hat. Nur in der Bewegung, alſo nur formell, bringt es die Natur zur Harmonie, und die rollenden Weltkörper, im Drang der Attractionskraft durch die Himmelsräume ſich fortſchwingend, ſuchen und fliehen ſich gegenſeitig in regelmäßigen Schwebungen, aber indem ſie das Streben haben, der eine den andern durch Berührung ereilen zu wollen, und es ſcheint, daß ſie ihre Harmonie, nach welcher ſie alle ausgewandelt ſind, eben nur durch die gegenſeitige Berührung und Annäherung erlangen können und müſſen, ſo wird ihnen dieſe Harmonie gerade nur dadurch, daß ſie nie in Berührung miteinander gerathen, und ſie Das, was ſie ſuchen, niemals finden; denn in dieſer Anziehung und wieder erfolgenden Abſtoßung, welche eine Melodie der Bewegung unterhält, ſtellen ſie die wunderbare Harmonie des Sonnenſyſtems dar. Dieſes Leben im Geſetz und Rhythmus der Bewegung iſt die höchſte durch die Natur gehende Melodie, welche ſie in ihren Organiſationen zu erreichen und gewiſſermaßen als eine Feier ihrer göttlichen Erſchaffung an ſich aufzuzeigen vermag. Die Alten nannten die Melodie der Bewegung in den Naturkörpern und im Wandellauf der Geſtirne, obwohl ſie noch nicht einmal die Ahnung von der Harmonie eines Sonnenſyſtems hatten, ſogar ſchon eine Muſik, indem ſie den organiſchen Zuſammenklang der Welten als die

Sphärenmusik zu vernehmen glaubten, und diese den antiken Völkern auch sonst in andern Beziehungen eigene Ausdehnung und Verallgemeinerung des Begriffs der Musik spricht beweisend dafür, daß überhaupt die Musik der Alten noch nichts als ein formeller Rhythmus gewesen, den sie auch in den Hervorbringungen der Natur und in dem harmonischen Bildungszustand eines Menschen als Musik empfanden, jedoch in einer geistigen Selbstständigkeit noch nicht zur Kunst ausgebildet hatten.

Uns aber, in unserer heutigen christlichen Anschauungstiefe, kann die bloße harmonische Form der Bewegung noch nicht Musik sein, und jenes Wandelsystem der kreisenden Sternenwelt erfüllt uns durch die Melodie der Bewegung zwar mit Bewunderung und Ehrfurcht, aber sie dünkt uns ein stummer und schauerlicher Reigen, der die Geheimnisse einer unendlichen Zukunft durch mystischen Tanz zu verherrlichen scheint, jedoch von den lebenweckenden Geistern des Tons nicht umschwebt wird. Nach Leben sucht der Menschengeist, nach Leben schlägt das Menschenherz, und in der Harmonie, zu der es die Natur durch Bewegung bringt, fehlt ihm die leben- und liebeathmende Seele. Nur der Tanz gehört unter den menschlichen Harmoniespielen der bloßen Melodie der Bewegung an, und ist daher eine rein natürliche und elementarische Kunst, wenn man ihm den Namen einer Kunst geben darf; die Tanzkunst aber ist es, welche jene absoluten Philosophen unaufhörlich mit der Musik, Poesie und den andern auf einer geistigen Bedeutung beruhenden Künsten verwechseln

mögen, denn nur den Tanz könnte es treffen, was sie von der bloßen Natürlichkeit der Kunst überhaupt zu sagen sich unterfangen.

Die Sehnsucht nach einer höheren, geistigeren Musik, als die bloß formelle und gewissermaßen architektonische der gesetzmäßigen Naturharmonie ist, verräth die Materie, wie oben bereits angedeutet wurde, durch den Schall, der als Laut der Berührung schon ein lebendigeres Verhältniß der Körper zu einander ausdrückt. Der Schall erlebt jedoch nur durch den Menschen seine Vergeistigung und Vervollständigung zur Musik. In der Natur selbst verbleibt er ein Schall, eine Beute der ihn verflüchtigenden Luft, und die an ihn sich anschmiegende Echo, welche aus der Felsschlucht heraus ihm bei seinem schnellen Vergehen den klagenden Nachhall widmet, scheint die geheime Seele des Schalls zu sein, welche über die Fluren ihr Trauergeflüster hintönen läßt; daß der Schall in der Natur hat ersterben müssen, ohne zur Musik werden zu können. Die Musik selbst ist daher geistigen Wesens, weil sie in ihrer höchsten Ausbildung nur aus der Harmonie der menschlichen Seele stammt; aber den elementaren Schall, der als unbefriedigter Sehnsuchtslaut durch Raum und Zeit irrt, hat die Kunst des Menschen in den musikalischen Instrumenten gewissermaßen aufgefangen und festgehalten, und ihm in diesen durch die Bedingung eines bestimmten Raumes, der ihm zur Ausfüllung angewiesen wird, und durch das auferlegte Gesetz des Zeitmaaßes, dem er sich unterwerfen muß, die Fähigkeit, sich zur Musik zu erheben, er-

öffnet. Sowie ein Gedanke erſt durch die Behandlung zum Gedicht wird, ſo der Schall nun erſt unter der künſtlichen Bedingung der Inſtrumente zur Muſik. Aus dieſer unſerer Anſicht folgt auch, daß die muſikaliſchen Inſtrumente keineswegs, wie manche Muſiktheoretiker gemeint haben, eine Nachahmung der menſchlichen Stimme ſind, ſondern eben die zur Kunſt erhobene Ausbildung und Idealiſirung des elementaren Schalls der Materie, welcher in dieſer Form die Menſchenſtimme ſogar an Vielfältigkeit der Modulationen noch übertreffen kann. Die Stimme iſt ſonſt allerdings das Primäre gegen die Inſtrumente, und der in der Menſchenbruſt vergeiſtigte Schall war die erſte Muſik, die durch die Welt erklang, mit welcher der Menſch ſich ſchon in harmoniſchen Weiſen zum Lobe des Schöpfers und alles Deſſen, was er liebte und empfand, verſuchte, noch ehe eine kühne und geiſtreiche Erfindung darauf gekommen war, auch in der anorganiſchen Natur, wie im Holz und in der Darmſaite, den ihr eigenthümlich inwohnenden elementaren Schall zum wirklichen Muſikausdruck eines Inſtrumentes auszubilden. Das Inſtrument iſt ſonach auch etwas Eigenthümliches gegen die Stimme, und auf der Verſchiedenheit beider beruht eben die Vielſeitigkeit der dramatiſchen Wirkung in der Opernmuſik, wo Sänger und Orcheſter concertirend einander gegenüberſtehen, während nur das noch ungeübte und verwirrte Ohr des Laien ein Uniſono zu hören wähnt.

Wenn ſich nun aber die Muſik auf der höchſten Stufe ihrer Vollkommenheit ganz zu der geiſtigen Macht und

Selbſtſtändigkeit einer Kunſt erhoben hat, ſo ſcheint da-gegen — um das oben gebrauchte Bild jetzt zur weitern Anwendung herbeizuziehn — die Windharmonika, die mit den Glockentönen ihr muſikaliſches Spiel treibt, eine von der Natur ſelbſt dargebotene Erinnerung für die Muſik zu ſein, welche ſie an ihren elementaren Urſprung aus dem Schall der Materie mahnt; ſie mahnt die Muſik jedoch nicht nur an ihren elementaren Urſprung, ſondern enthält auch zugleich damit die Anerkennung in ſich, wie ſehr dieſelbe in ihrem Blütbezuſtand als Kunſt vor den bloßen Anfängen des Naturſpiels weitergeſchritten und die Muſe des zarteſten Seelenausdrucks geworden ſei. Was die Windharmonika ſo andeutet, ſcheint auch der Vogelgeſang zu lehren, denn auch in dem ſchönſten Schlag der Nachtigall vernehmen wir doch nur ein muſikaliſches Naturſpiel, welches eben deshalb, weil es im Bereich des nur Natürlichen geblieben, nicht zur ächten Muſik hat werden können, ſondern als ſchmelzender Klageaccord in die Lüfte hinirrt. Auch die Nachtigall weiſt in ihren Liederverſuchen auf den Menſchen hin und erinnert daran, daß nur er die Melodieen, an deren einzelnen Lauten ſie ihr Leben hinbringt, in ein geiſtiges Ganzes zuſammenzufinden vermöge. —

So wären wir denn durch den Gang der bisher unternommenen Betrachtung wie von ſelbſt dahin gelangt, das philoſophiſch ſein ſollende Gerede der Abſoluten von der bloßen Natürlichkeit der Kunſt hier in Bezug auf die Muſik widerlegt zu haben, und zwar auf einem, wie uns

dünkt, logiſchen und wiſſenſchaftlichen Wege. Die, welche der Meinung ſind, daß ſich bei der Muſik nichts denken laſſe, mögen es uns nun auch zugleich verzeihen, daß wir im Obigen den Verſuch machten, über den Urſprung der Muſik zu denken. Nachdem wir uns über denſelben ausgeſprochen, ließe ſich nun vielleicht noch mit Fug in Erwägung ziehn, ob denn nicht auch die Muſik ſelbſt innerhalb ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit zu Gedanken führe, mit Gedanken ſich beſchäftige oder dem durchaus denken wollenden Zuhörer nicht etwas mehr gewähren könne als ein bald langweilig werdendes Schmeichelconcert für das Ohr, und einige Erörterungen hierüber mögen unſre diesmalige Betrachtung über das Verhältniß der Muſik zur Philoſophie vervollſtändigen und beſchließen.

Wer einen Gedanken nur in Paragraphenform als ſolchen gelten laſſen kann, der fliehe Muſik und Kunſt, denn für ihn iſt die Welt des Schönen eine gedankenloſe! Die Philoſophie unſerer Tage hat die Anmaßung nicht verhehlt, ſich als das ausſchließliche Reich der Gedanken hinzuſtellen, aber ſie könnte nur dann Recht haben, wenn es wahr wäre, daß der abſtracte und auf ſich ſelbſt gerichtete Gedanke der einzig würdige Inhalt für den denkenden Menſchen iſt. Der abſtracte philoſophiſche Gedanke iſt jedoch nur ein abgeſchiedener Geiſt, der, nachdem er das ſterbliche Körperleben von ſich abgeworfen, aus dem fernen Jenſeits der Reflexion herüber in die hinter ihm zurückgebliebene Sinnlichkeit des Erdendaſeins hineinſcheint, um Das, was die Menſchen in Unbefangenheit beglückt und was ſie

Früchte des Lebens nennen, als ein Vergängliches und Nichtiges aufzuzeigen, das nur dazu bestimmt sei, sich zu opfern, um ihn, den abgeschiedenen Geist, hervorzubringen. Wir dürfen uns jedoch der Ueberzeugung hingeben, daß Philosophie und Gedanke auch innerhalb des Lebens selbst wurzeln und aus diesem sich erzeugen können, und nicht allein auf jener Haarseilspitze, auf welcher der absolute Idealismus vermittelst seiner Dialektik des Begriffs die einzig ächte und ausschließliche Philosophie aufzubauen wähnt. Das Leben und die Kunst müssen uns auch zur Philosophie werden können, denn philosophiren heißt ja doch ganz einfach nichts weiter als denken, und in ihrem Denken bringen die Menschen und Völker das Eigenste und Liebste ihres Wesens zur Gestaltung. Aber dies Denken, welches durch aller Menschen und Völker Wesen geht wie ein allgemeiner Pulsschlag, wirkt als der thätige Trieb in jeglicher Produktion des Lebens, und erscheint mithin auch in der Kunst als die unsterbliche Seele derselben, denn was hätte die Kunst für eine Bedeutung für die Völker, wenn nicht das Denken der Völker darin wäre! Die abstracten Philosophen, die nicht aus sich heraus können, wollen jedoch das Denken in der Kunst auch als Gedankenform verwirklicht sehn, und darin beruht ihr unverbesserlicher Irrthum, weil sie jenes Denken nicht verstehen, welches sich in Bildern und Tönen andeutet und ahnen läßt. In Bildern und Tönen wird aber nur das Denken in der Kunst lebendig und sichtbar, wie der heilige Geist nur in Gestalt der Taube.

Wie Orpheus die Geliebte, welche er durch den Zauber ſeiner Melodieen der Nacht der Unterirdiſchen noch einmal abgenommen hatte, wieder verlieren mußte, weil er das Gebot, ſich nicht auf dem Wege nach ihr umzuſehn, übertreten, ſo würde uns ebenfalls in einer Kunſt, wie die Muſik iſt, das auch ihr nach ihrer Weiſe eigenthümliche inwohnende Denken bald ganz entſchwinden, d. h. wir würden ihr wahres Weſen einbüßen, wenn wir uns auf dem Wege, den ſie uns in mannichfachen und für unſere ungeduldige Sehnſucht nach dem Inhalt oft zu weit führenden Abſtufungen bis zu dem eigentlichen Endziel ihrer beabſichtigten Wirkung hinleitet, zu ſehr nach den einzelnen Gedanken in ihr umſehen wollten. Das Denken, welches in der Philoſophie als Begriff, in der Poeſie aber als Gedankenbild heraustritt, erſcheint in der Muſik, möchten wir ſagen, als eine Gedankenſtimmung. In der Tonkunſt iſt Alles Stimmung, aber Nichts Manier, denn eben durch die Stimmung, in welche die Muſik uns verſetzt, erreicht ſie ihre eigentlichſte Wirkung, indem ſie ihre Zwecke in uns ſelbſt ſich entwickeln läßt. Daher könnte man behaupten, daß auf der jenſeitigen Grenze der Muſik die Philoſophie anfange, und welcher begeiſterte Kunſtfreund hat es nicht an ſich erlebt, daß er von der überſchwenglichen Stimmung, welche eine große Tonſchöpfung in ihm erregt, erſt dann wieder frei geworden, nachdem er Das, was die Klänge in ihm wach gerufen, in Gedankenform aus ſich herausphiloſophirt hat, wozu in friſchen und phantaſiereichen Jugendjahren, wenn

man aus einer Oper von Gluck oder Mozart kommt, eine ganze Sommernacht, am Freundesarm in Spaziergängen hingewandelt, des Gesprächstoffes nicht ermangelt.

Weil die Tonkunst die schmeichelnde Muse der Seelenstimmung ist, und als solche Jedem Jedes giebt, dem Schwachen Trost, dem Starken Kraft, dem Eiteln Lebenssplitter und dem Denker Aussichten in die Ewigkeit der unendlichen Zukunft, deshalb ist sie eben eine so *populäre* Kunst und mehr als eine andere Eigenthum des Volkes. Die Volks- und Gesellschaftssitte hat daher seit den frühesten Zeiten unter allen Künsten immer die Musik zur vertrauten Herrin, Dienerin oder Freundin sich erwählt, und die wechselnden täglichen Stimmungen, welche das menschliche Leben bald in Freuden- und Trauerfesten, bald in kirchlicher Gottesandacht oder selbst bei öffentlichen Staatsgeschäften durchlaufen, muß die Musik alle begleiten, anfrischen und schmücken durch ihr anschmiegendes Wesen, noch heut bei uns, sowie ehemals, sogar bei den uncultivirtesten Hirtenvölkern. Die Musik umschwebt Deine Wiege und ruft Dich mit ihren Glockenklängen zur Taufe; sie bringt Deiner Liebe ein Ständchen und feiert Deinen Hochzeitstag als der sinnigste, Dein geheimstes Glück am zartesten verstehende Gast unter den Gästen: als Ballmusik vergißt sie mit Dir alle Schwere des Daseins und führt Dich zum Tanze, in die leichtsinnigen Reihen des hüpfenden, tändelnden Lebensgenusses, durch welche sie als das ordnende Gesetz der süßen Trunkenheit hinschreitet, die Musik folgt Dir auf die Reise und lockt Dich wanderlustig mit schmettern-

den Posthorntönen in alle Fernen und Weiten der großen Gotteswelt hinaus; sie zieht mit Dir in den Krieg und an ihren Trommelwirbeln und Trompetenstößen entzünden sich die wilden Geister der Schlacht; sie legt sich auch sanft auf dein Grab mit Trauergeläute und Scheidesang, und wenn die Deinigen Dich im lautlosen Schmerz hinuntersenken, ist sie die letzte Erdenstimme, welche Dir nachhallt auf Deinem letzten Wege. Die Musik hilft Könige krönen und Verbrecher hinrichten; sie hilft dem Armen sein Brot erwerben und versüßt dem Reichen sein Mahl; Musik ist ein Allerseelenfest, das durch die ganze Welt empfunden und verstanden wird. Wenn aber die Musik so überall dabei ist in allen Stimmungen und Zuständen des Lebens, muß sie auch eine weise und lehrreiche, ja eine philosophische Kunst sein, denn sie kann viel Stoff zum Denken in sich aufnehmen und viele Erfahrungen machen bei ihrer vertrauten Gemeinschaft mit der Menschen Herz und Schicksal, und dieser Denkstoff und diese Welterfahrungen ruhen auch auf ihren Saiten und jede ihrer Melodieen ist wie die Knospe einer verschlossenen Weisheit. Für Den, der Ohren hat zu hören und Augen des Geistes zu sehen, bricht die schamhafte Tonknospe leise auseinander, und, groß wachsend, schaut sie ihn an wie die Lotosblume, auf deren Blättern ein Gott sich wiegt. Für Den ist die Musik auch eine Philosophie.

Was ist denn nun die Musik für eine Philosophie? — — Sie ist eine spielende Transcendental-Philosophie! —

Hier höre ich schon rings den Spott der Verstandes-

klugen und Alltagsweisen, der Strengwiſſenſchaftlichen und aller abſtracten und concreten Philiſter! Der meint, das ſei Phantaſterei oder Myſticismus, und Jener wird witzig, indem er behauptet, ich mache die Muſik dadurch zu einer Kantianerin! Das war allerdings das Poetiſche in der Kantiſchen Philoſophie, was ihr heutzutage von den Abſoluten als eine Mangelhaftigkeit des Begriffs angerechnet zu werden pflegt, daß ſie nämlich nicht, wie Hegel, die Idee des Leben ſchon im Dieſſeits concentrirte und abſchloß, ſondern dieſelbe ſich ihr in zwei Welten theilte, von denen ſich die eine zu der jenſeitigen andern in tranſcendenter Sehnſucht und Ahnung hinüberbewegt. Iſt nun unter den Philoſophieen die Kantiſche eine Tranſcendentalharmonie, ſo könnte man unter den Künſten die Muſik ſchon der Eigenthümlichkeit wegen, daß ſie ihre Tongebäude in einer den empiriſchen Sinnen jenſeits liegenden Sphäre aufführt, wohl nicht mit Unrecht und ganz einfach die tranſcendentale nennen, und wer bei dieſem ihrem Tranſcendiren und Sichhinüberſpielen aus dem Sinnlichen in das Geiſtige etwas zu denken im Stande iſt, Dem mag es auch nicht verwehrt ſein, an der Muſik eine anmuthig docirende Tranſcendental-Philoſophie zu haben. Darum ſtimmt auch die Tonkunſt ſo viele Menſchen faſt nur zur Wehmuth und ſanfteren Luſt, ſeltener zur lauten Freude, weil ſie ein ſolches Hinüberſchlagen in ein unendliches Jenſeits iſt, zu dem ſich die Gefühle nur in Klängen hinwagen, ſowie Kant das Ding — an — ſich als nur in tranſcendenten Ahnungen zu erfaſſen bezeichnete.

Das Tranſcendentalſpiel der Muſik, von dem wir hier in dieſer Weiſe ſprechen, hat, wie uns dünkt, der Volksglaube ſchon von alten Zeiten her in der rührenden Mythe vom Schwanengeſang, bewußt oder unbewußt, angedeutet. Der ſtille, von den Griechen dem Apollo geheiligte und mit Wahrſagerkraft begabte Schwan ſcheint zur Harmonie ſeines ſchönen Lebens, das er in ſanften und regelmäßigen Bewegungen auf der Welle hinbringt, nur der tönenden Stimme zu ermangeln, um das Muſikaliſche, das ſein Weſen in ſich hat und das ſeinen weichen Mädchenhals ſchwellt, auszuathmen, aber erſt im Tode verleiht ihm die Sage den Geſang, und nur dem Sterbenden erſt löſt der Gott die Zunge für die Melodie, ſo daß er zu ſein aufhört, indem er zu ſingen anfängt, und in der erlangten Muſik ſein Daſein verſchwebt und hinübertönt. Die Muſik zu erreichen, ſcheint die Lebensaufgabe des Schwans zu ſein, nach der er in anmuthigen Kreiſen über das Waſſer auszieht, und wie nach unſerer eben ausgeführten Bemerkung die Natur ihre Harmonie nur in der Melodie der Bewegung findet, ſo läßt ſich auch der Urſprung von der Schwanengeſangsmythe leicht auf die rhythmiſchen Bewegungen, mit welchen das graziös rudernde Thier die Welle durchſchneidet, erklärend zurückführen, beſonders da bei den Alten die Schwäne nicht nur im Tode, ſondern überhaupt als ſingend gedacht werden. Nach einigen Stellen bei Griechiſchen Dichtern ſingen die Schwäne auch nur wann der Weſtwind weht, was auf das Entſtehen ihrer Muſik durch das Rauſchen der Flügel zu deuten ſcheint.

welche ſie dem koſenden Zephyr mit verlangendem Geräuſch entgegenflattern laſſen, und ſo könnte man, käme es darauf an, die Schwanenmuſik noch vielfältig als ein durch natürliche Verhältniſſe gegebenes Bild nachweiſen, wenn Jemand noch daran zweifeln möchte, daß der Schwan, wie er im Abendgold der Welle auf dem ſtillen See ſich wiegt, nicht ſchon an ſich eine muſikaliſche Geſtalt ſei. Die Schwanengeſangsmythe, natürlich aufgefaßt, würde nichts weiter als den phantaſiereichen Volksſinn auch hier bewähren, der ſelbſt in der architektoniſchen Symmetrie der Bewegung ein Muſikſpiel zu empfinden weiß; aber eine eigentliche Tiefe der Bedeutung gewinnt die Sache nur in Beziehung auf den ſterbenden Schwan, und hier könnte man zweifeln, ob Verherrlichung des Todes oder Verherrlichung der Muſik ihr mythiſcher Sinn ſei. Nach unſerer Anſicht Beides, denn der Schwanengeſang, der gleichnißweiſe auch ins menſchliche Leben übergegangen und uns oft darin gemahnt, iſt einerſeits der ſanfte Hauch eines ſchönen Todes, welcher den Inbegriff eines reinen unbefleckten Lebens als Geſang ausathmet und die zerſtreuten Accorde der Harmonie, die bisher nur vereinzelt das mangelhafte Daſein umſchwebten und lockten, nun zu einer ausklingenden Feiermelodie der Vollendung zuſammenfindet; anderſeits iſt er die zur Sprache des tiefſten Lebensgeheimniſſes geweihte Kraft der Muſik, welche hier recht eigentlich als die Tranſcendentalharmonie erſcheint, indem an ihren Tönen ſich ein Daſein hinüberſpielt in die jenſeitige ſelige Zukunft. Der Sinn des Schwanenliedes geht auch in ethiſcher Anwen-

dung durch das ganze chriſtliche Leben, und er iſt in der That ſo chriſtlich und zugleich ſo ſentimental, daß man ſich wundern kann, ihn bereits in der antiken Welt verbreitet zu finden, denn ſchon Ariſtoteles gedenkt der Sage vom ſterbenden Schwan (histor. animal. IX. 12.).

Aber der darin angedeutete transcendente Charakter der Muſik erſcheint nicht bloß, wie es hier der Fall, als das Ueberſchwängliche, welches dieſer Kunſt eigen iſt, ſondern das Tranſcendente der Tonmuſe beruht auch überhaupt in der Art und Weiſe, wie die muſikaliſche Harmonie durch das Herüber und Hinüber der Töne ſich hervorbringt und aus einander ſuchenden und fliehenden Gegenſätzen den vollſtändigen Satz erzeugt. Den Satz herauszuhören iſt in der Muſik nicht Jedermanns Sache, und meiſtentheils ein bevorzugter Genuß der Muſikgelehrten, aber je mehr in einer ſo muſikaliſchen Zeit, wie die unſrige, auch das Ohr des Laien ſich dazu üben wird, in den in einander tranſcendirenden Gegenſätzen die Harmonie des Satzes erkennen zu lernen, je mehr wird die Muſik neben ihrer Bedeutung als Kunſt auch noch eben dadurch zu einem Bildungsmittel für das Volk dienen. Denn muß es nicht mehr, als manche Logik, den Verſtand und die Urtheilskraft ſchärfen und beleben, wenn das größere gebildete Publikum, dem die Weisheit der Schulphiloſophie im Durchſchnitt nicht zugutekommt, auf eine ihm am meiſten zugängliche und populäre Weiſe durch die Muſik und durch das Eingehen in die Compoſitionsweiſe derſelben Gelegenheit erhält, daran den organiſchen Aufbau eines Ganzen in der Sym-

metrie ſeiner Theile einzuſehn, die Dialektik dieſer Theile gegen einander und gegen das Ganze als ein Nothwendiges zu verſtehn und ſo eine geſetzmäßig gegründete Welt in ihrer Regel, in ihrer logiſchen Ordnung analyſiren zu lernen?

Da die Muſik die am meiſten durch das Geſetz gegliederte und in ihrer Hervorbringung genau bedingte Kunſt iſt, ſo dürfte wohl Niemand zweifeln, daß ſie auf die bezeichnete Art auch Verſtand und Vernunft zu üben vermöge, ohne daß es vielleicht nöthig iſt, den Generalbaß ſtudirt zu haben, um Dies an ihr zu erfahren. Die Frauen ſind bisher immer von der Philoſophie ausgeſchloſſen geweſen; — ſollen ſie nicht auch ihre Logik haben? Da iſt die Muſik das einzige Rettungsmittel für ſie. Im ſinnigen Verſenken in die Geſetze der Muſik haben ſie ihre Logik, an ihr lernen ſie die das Daſein ordnende Kunſt der Harmonie. Möchten auch die abſoluten Philoſophen, die, wie wir ſchon in der Einleitung dieſes Aufſatzes bemerkt, von der Muſik Manches lernen könnten, vor Allen Das an ihr einſehn, daß man ſich, um mit Erfolg über die Kunſt zu philoſophiren, überhaupt auf einen andern Standpunkt ſtellen müſſe, als auf dem ſie in dieſer Beziehung ſtehen. Denn wenn man von ihrer Seite her über eine Kunſt, wie z. B. die Muſik, die Meinung laut werden hört, daß ſie nichts als gedankenloſe Träumerei ſei, ſo verräth Dies ohne Zweifel eine völlige Einſichtsloſigkeit in das Weſen derſelben, und man kann dagegen nur den alten Spruch in Anwendung bringen:

Ars non habet osorem nisi ignorantem!

Gedruckt bei A. Sittenfeld jun., Neue Friedrichsstr. 30.